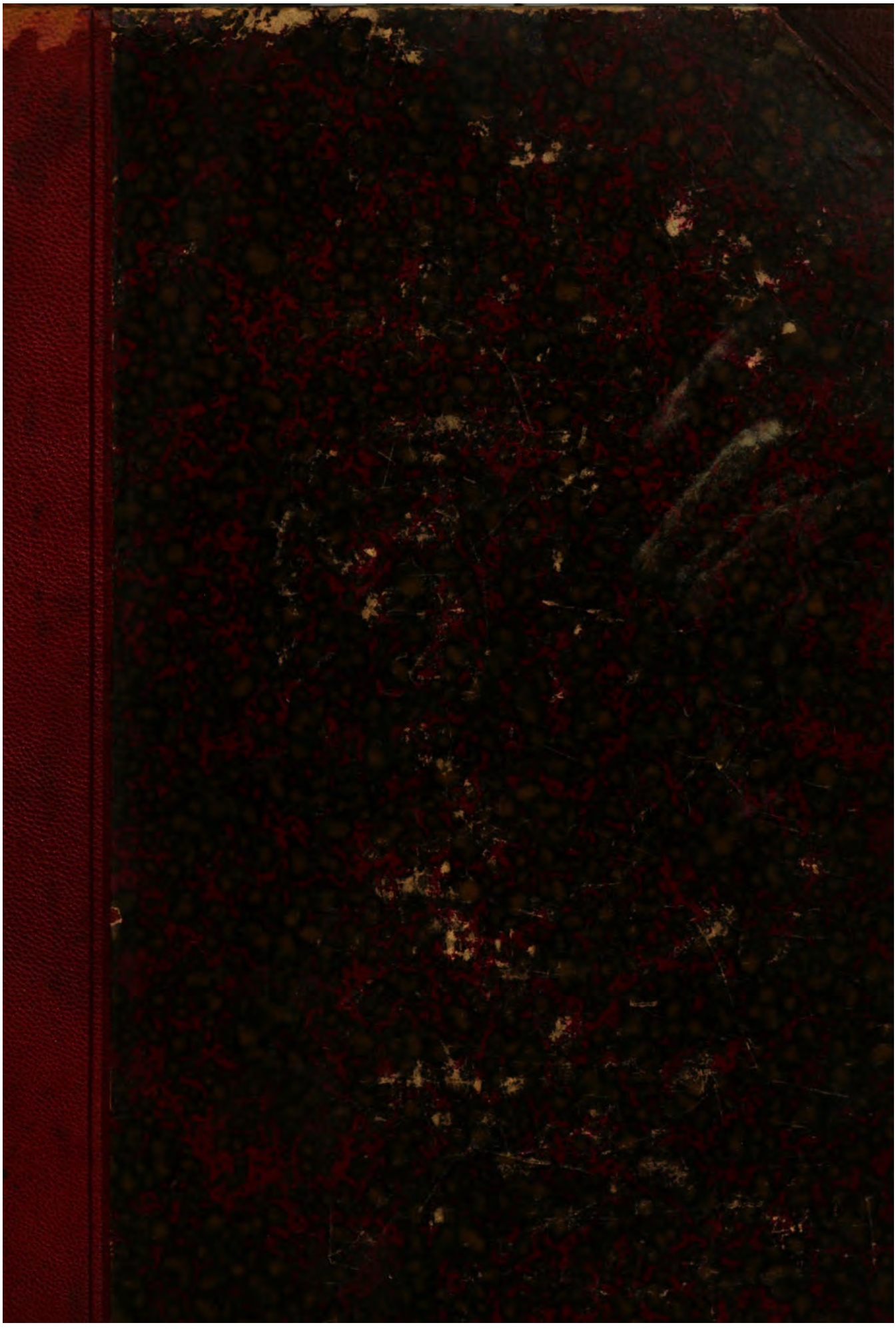


CORNELL
UNIVERSITY
LIBRARY

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 262 966

Freie Bühne

für

den Entwickelungskampf der Zeit.

III. Jahrgang.

Erstes und zweites Quartal

1892.

S. Fischer Verlag
Berlin W.

PT
3
N48
V.3 I
+

A-571236

Inhaltsverzeichnis

zum ersten Halbband des dritten Jahrgangs der „Freien Bühne".

Seite.

Romane und Novellen.

Arne Garborg, Müde Seelen 4, 113, 225, 337, 449, 561
Otto Erich Hartleben, Das Sonnenblatt 439
Ich erbte 648
Georg von Ompteda (Georg Egestorff), Die Schlacht . . . 539
Arthur Schnitzler, Der Sohn . 89
Olive Schreiner, Ein Traum? 391
Emil Strauß, Der Tier- und Menschenfreund 32
Ernst von Wolzogen, Die taubstumme Katze 296

Dramen.

Max Halbe, Eisgang 155, 258, 367
Johannes Schlaf, Meister Oelze . 497, 587

Religion und Philosophie.

Lou Andreas-Salomé, Gottesschöpfung 169
Zum Bilde Friedrich Nietzsches (mit Beigabe ungedruckter Briefe) . . . 249, 485
Wilhelm Bölsche, Wankt unsere moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung? 62
Ein moderner Retter der Religion 608
Christian Ehrenfels, Offener Brief an Bruno Wille . . . 622
Ernst Häckel, Die Weltanschauung des neuen Kurses 305
Felix Rütteler, „Heilige" Ueberzeugung 268
Bruno Wille, Die Philosophie des reinen Mittels
1. Lebenserfahrungen . . . 21
2. Das Ziel 26
3. Das reine Mittel . . . 145
4. Individuelle Wertung . . 147
5. Individuelle Mittelwertungen 278
6. Das Schwert 282
7. Die Rute 406
8. Absolute Gewaltlosigkeit . 412
9. Die religiöse Autorität . 528
10. Erwiderung auf den offenen Brief von Chr. Ehrenfels . 627
Zum Abschluß 632

Zur sozialen Frage.

Karl Grazza, Aus dem Tagebuch eines Volksschullehrers . . 313, 417
Georg Ledebour, Oeffentliche Meinung 522
Franz Servaes, Nietzsche und der Sozialismus
1. Präludium 85
2. Individualismus und Herdentrieb 202
3. Egoismus und Altruismus 205
4. Das Weib und die soziale Befreiung 208

Naturwissenschaft.

Wilhelm Bölsche, Neues zur Erinnerung an Gustav Theodor Fechner 358
Alexander Lauenstein, Der Okkultismus auf dem Wege zur Wissenschaft 634

Aesthetik.

Hermann Bahr, Loris 94
Satanismus 383
Wilhelm Bölsche, Gerhart Hauptmanns Webertragödie 180

Seite.

Cäsar Flaischlen, Jenseits von Ibsen 643
Ola Hansson, Kritik 57
Felix Holländer, Hamsun-Dostojewski, ein litterarisches Mysterium 612
Leopold Lambertus, Fin-de-siècle-Mystik und Naturalismus . . 400
J. van Santen-Kolff, Zur Genesis des Zolaschen Kriegsromans . 288
Johannes Schlaf, Neue französische Lyrik 186
Thomas Stockmann, Durchlaucht vom Monde 617

Theater und Musik.

Fr. M. Fels, Wiener Brief . 197, 433
Julius Kulka, Theaterreform . . 72
Laura Marholm, Ein Theaterbrief ohne Theater 106
Alte und neue Werte auf den Berliner Theatern 212
Stimmung auf und außer dem Theater 323
Symptomatische Stücke 427
Die Reicher Premiere 651
Max Marschalk, Mascagni und sein Freund Fritz 423
Boabdil 544
Zwei neue Opern 663

Seite.

Leopold Schönhoff, Das heilige Lachen 321

Bildende Kunst.

Friedrich M. Fels, Wiener Malerei 658
Heinrich Hart, Träumereien über Böcklin 655
Hans Schliepmann, Die Volksvertretung und die Kunst . . . 515
Die Ausstellung der XI. 519
Von der Berliner Kunstausstellung 603

Gedichte und satirische Plaudereien.

Richard Dehmel, Hamburger Lästerbrief 77
Julius Hart, Bühnengötterdämmerung 98
Otto Erich Hartleben, Kollege Crampton. Sechster Akt . . . 218
Arno Holz, Nach einer Heinelektüre 551
Detlev von Liliencron, Der Kartäusermönch 388

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

109, 220, 328, 441, 554, 666

Zu unserm dritten Kampfesjahr.

Eine „Freie Bühne" hatten die Begründer dieser Zeitschrift aufgeschlagen, eine freie Bühne für das moderne Leben. Eine freie Bühne wollen diese Blätter auch fürderhin dem Entwickelungskampf und Geistesringen unserer Tage sein, auf der sich bewähre, was keimt und sprießt, was zum Lichte strebt und Leben atmet.

Stand bis heute die Kunst fühlbar im Mittelpunkt unserer Bestrebungen, so soll sie auch fürderhin das lebendige Wahrzeichen bleiben, daran wir uns erkennen, darin wir uns wiederfinden, mögen wir sonst auch auf noch so verschiedenen Pfaden nach vorwärts drängen: — die echte, die einzige Kunst, die nicht fragt nach alten oder neuen Regeln und Schablonen, die nicht fragt nach dem Zeitgemäßen und Ueberlebten, die nicht zu fragen braucht nach den Epochen des Aufsteigens und Niederganges — so lange sie nur selbst unabweislich und unwiderstehlich aus der Brust strömt und die Herzen zwingt.

Wer in dieser Kunst ein Heimatsrecht erworben, der möge sich getrost zu den Unsrigen zählen; und ist ihm Aufschluß geworden über eine nur der bunten Erscheinungen, wie der Gährungsstoff unseres Jahrhunderts sie nach tausenden zeugt und vernichtet — vermeint er auch nur einen klärenden Ausblick sich errungen zu haben über das Wirrsal des Werdens und Vergehens in unsrer vielbewegten Zeit — wir wollen nicht auf Stand und Zeichen forschen, nicht nach Glauben oder Partei: sein Wort soll uns willkommen sein. Denn als ein Kampfplatz für alles Lebensfrohe und Uebergangskräftige will die Freie Bühne gelten — — — als ein Kampfplatz — — nicht bloß als ein Tummelplatz, der so leicht, im Siegestaumel über den Moment, zum Ausruhplatz wird; keine Partei soll bei uns auf ihren Lorbeern rasten; dem Unthätigen, der Gewohnheit, dem behaglichen Ausleben bei Pfeife und Kaffeetasse genügen journalistische Schlummerwinkel genug; wir aber wollen die lebendige Debatte, in der die Entwickelung lebt, die ernste Debatte, von der allerdings wiederum eine, mit all' unserer Energie zu verteidigende Grenze das wertlose, nur grobe Interessen des materiellen Wunsches und des eiteln Ehrgeizes verfolgende Parteigezänk des Tages trennt.

Wir geben uns keinen wohlfeilen Illusionen hin, was die Schwierigkeiten unseres Unternehmens betrifft.

Die Linie zwischen sachlicher Controverse und persönlichem Hader ist oft in der Praxis kaum merklich gezogen, und nur zu viele Schleichwege führen von der großen Walstatt der Ueberzeugungen nach den obskuren Winkeln des lokalen Scharmützels und stets regen Alltagsgeplänkels.

Eine Würdigung eben dieser Gefahren ist für die Umwandlung der Wochenschrift in eine Monatsschrift bestimmend geworden. Die kurzlebigen Tageseffekte, welche die Spanne einer Woche nicht überdauern, fallen damit von selbst aus dem Kreis unserer Betrachtungen, und in dem größeren Umfang der einzelnen Hefte können dafür auch längere, tief und eingehend begründete Meinungsäußerungen, können geschlossenere Abschnitte umfangreicher, die Zeit wirklich spiegelnder Dichtungen ihren Platz finden.

Wir sind uns aber auch hier wieder dessen wohl bewußt, wie mit dieser Erweiterung des Rahmens die Sache selbst nicht gethan ist, sondern mit der Verpflichtung, ihn würdig nun auch zu füllen, erst die große Schwierigkeit eigentlich erwächst.

Das Aufstrebende, die Entwickelung soll unser Bild zeigen. Das ist ein Begriff, der als solcher über jeglicher Partei steht. Wird es immer möglich sein, bei der Auslese aus der Fülle des Einlaufenden das subjektive Dafürhalten soweit in den Hintergrund zu schieben, daß die Möglichkeit des Irrtums und der unbewußt doch wieder eingeschmuggelten eigenen Partei in thunlich engsten Grenzen bleibt? Wir hoffen es, — so weit besonnenes Streben imstande ist, die Differenz zwischen Absicht und That langsam zu vermindern. Und das vornehmste Mittel sehen wir immerzu in der freien Diskussion über alles Ernste und Bewegende dieser seltsamen Zeit vor der Jahrhundertwende.

Ihr gelte nach wie vor in erster Linie der wissenschaftliche Theil des Monatshefts.

Möchte aber auch aus der Dichtung, die wir bringen, immer deutlicher herausgelesen werden, daß Worte wie „Alt“ und „Neu“ allein nicht ausreichen: vielgestaltig ist das Neue und in mancherlei Wurzeln erhebt es sich aus einem vielgestaltigen Alten, zu dem es oft nur in dem versöhnenden Gegensatz der organischen Fortentwickelung steht. Der Homunkulus der Retorte läßt sich berechnen; die aufstrebende Poesie aber ist kein Homunkulus; geben wir ihrem Unberechenbaren also nach und sehen wir die Freiheit dieser Bühne an auch als eine Freiheit vor der Ueberraschung, die aus jeder Knospe uns kommen kann . . . . . .

Eine reiche Zeit ist es, in die wir hineinwachsen, — das ist unser dauerndster Trost.

Auf dem ethisch-philosophischen Gebiet ringen Systeme ersten Ranges miteinander wie die Gedankenwelten Friedrich Nietzsches und Leo Tolstois, und noch ist, — gewiß ein belebendes Element der Debatte, — nirgendwo einzusehen, zu wem die Schale sich senkt.

Aus der Tiefe des Gemüts heraus hebt sich unabhängig davon eine dogmenfreie religiöse Bewegung, lange in der Stille verborgen und verleugnet, jetzt eben aber in weit sichtbaren Flammen jählings emporlodernd.

Und titanenhaft wächst und wächst daneben immer noch die vorläufig unerschütterliche Feste der modernen Naturforschung, die nur in Thaten denken will und dabei doch sich den tiefgreifendsten Gedankenkämpfen jeder Gattung als befruchtendstes spekulatives Element gesellt.

Auf sozialem Gebiete endlich bleibt uns — für uns das Wichtigste — die Hoffnung wenigstens auf absehbare Zeit bewahrt, daß geistiger Meinungsaustausch die drohende Zuspitzung zu einer Lösung durch Gewalt verzögern oder wohl ganz entbehrlich machen könnte, — ein Meinungsaustausch, der um der Heiligkeit der Sache willen allerdings sich dann auch keiner wirklich geistigen, überzeugungsehrlichen Aeußerung prinzipiell verschließen darf.

Die weiteren großen Probleme, von denen nur die Frauenfrage und die Schulfrage genannt seien: sie fügen sich von selbst dem Ausbau der sozialen Ideen ein, einerlei wie man diese nun fassen mag.

Das Wort „Freie Bühne" knüpfte, als diese Zeitschrift entstand, an ein Schlagwort an, das die moderne naturalistische Kunst geschaffen. Aber es lag und liegt in ihrer Idee, alle jene Gebiete mit voller Liebe zu pflegen. Und hätten wir es selbst nicht gewollt, wir hätten es allmählich wollen müssen, wofern uns auch nur die Sorge um die eine moderne Kunst ehrlich und ernst war. Denn das ist das Große des Geisteskampfes unserer Zeit, daß der Anschluß seiner Glieder aneinander immer fester geworden: wie nichts im Innersten herausfällt aus dem großen Schlachtplane dieser Phase der Menschheitskultur und ein ganz vollkommener Anachronismus eigentlich überhaupt nicht existiert, so ist auch andererseits wieder kein Gebiet herauszulösen, ohne daß andere mitbewegt werden, ja ohne daß schließlich das Ganze in fühlbare Schwingung gerät.

Zum dritten Mal schlagen wir heute auf ein Jahr hinaus unsere „Freie Bühne" auf. Feinde hatten wir genug als unsere Arbeit begann. Wir aber begrüßen es heute mit lebhafter Freude, daß wir ganz zweifellos uns Freunde in den beiden verflossenen Jahren eben während dieser Arbeit und durch sie gewonnen haben. Hier besonders liegt uns die Gewähr, daß unser Wirken nicht bloß ein negatives, kritisch zersetzendes war, sondern auch Positives enthielt.

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.

(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

Einleitung.

(5./6. 85. Mitternacht.)

„Freunde sind eine schlechte Race. Sie taugen zu nichts weiter als mit mir zu speisen und an meinem Grab den Kopf hängen zu lassen. „Endlich sind wir den losgeworden, seufzen sie und in ihrer Freude sind sie imstande und schießen für die Witwe hundert Kronen zusammen."

So (ungefähr) sprach ich heute nachmittags beim Burgunder zu Advokat Jonathan (er hat Verbindungen, der Mensch! ächter Burgunder), und er begann darauf in seiner gewöhnlichen Art zu moralsiren.

„Ein stolzer Mann richtet sich so ein, daß er keiner Freunde bedarf", sagte er.

„Na, ich habe ihrer bei Gott bedurft", meinte ich, „und ich brauchte ihrer noch bis zum heutigen Tag; aber... es geht mit ihnen wie mit dem Konstabler: wenn man sie nöthig hat, so —. Ich frage mich oft, wo sie eigentlich hingeraten?"

Georg Jonathan liebkoste seinen Backenbart und sagte mit einer leichten Anspielung auf meine sich entwickelnde Glatze:

„Ebenso gut könnten Sie fragen, wohin Ihr Haupthaar gerate, lieber Freund. Es fällt ganz einfach ab. Eins nach dem anderen. Sie merken es nicht. Bis sie eines schönen Tags entdecken, daß Sie sich eine Perrücke anlegen müssen ... alias einen Whistclub arrangiren." —

— — „Ja, ja; sie fallen ab. Oder ebenso gut: man „wächst durch sie hindurch", schüttelt sie ab, in demselben Grade als man selber wächst. Ich vermisse sie — o freilich! — hie und da; wenn ich sie aber wieder zu kriegen vermöchte, so würde ich sie nicht brauchen können. Treffe ich nun einen von ihnen, so weiß ich nichts anderes zu sagen als: „sollen wir zu Ingebret und einen Absinth nehmen?" — Bei Ingebret sitzen wir dann ein Stündchen und reden von Wind und Wetter und vom letzten Skandal und wir fühlen beide, wie zwischen mir und ihm gleichsam ein Hohlraum hängt. Wenn wir dann eine Weile so gesessen sind und in dieser Empfindung uns gefühlt haben, erheben wir uns und sagen mit einer gewissen Erleichterung: „Adieu, alter Junge, und Gott mit Dir!"

Freundschaft, das ist die feinste Art von Egoismus, viel feiner als die Liebe, z. B.: man will sich da gegenseitig nur geistig auffassen. Nichtsdestoweniger ist das Ende davon doch, daß man einander ganz verzehrt hat, worauf man die Reste auf den Beinhaufen wirft. Ich kann auf verschiedene abgenagte Skelette zurückschauen, die ich auf den verschiedenen Stadien meines Lebens von mir geschleudert; ich selbst liege, wie ich mir denken kann, wol auch auf manchem Knochenhügel.

Wirkliche Freunde hat man bloß in den Flegeljahren, ehe man sein erstes Mädchen erobert. Na, meinetwegen: auch bis man an die zweite geraten; denn die erste ist noch so interessant, daß man jemanden haben muß, um über sie zu reden und über seine eigenen merkwürdigen Anlagen im Don Juan-Fach. Sobald man aber die zwanzig Jahre überschritten hat, beginnt man auszuwachsen und Härten und Kanten zu kriegen, und dann fangen jene Reibereien an zwischen Freund und Freund, die zu Bruch oder Trennung führen. Freunde, welche dazu taugten, sich unsere Liebesnot vorklagen zu lassen, — existirten für einen acht und dreißigjährigen Menschen wol nicht. Anstatt zu schweigen und zu nicken und zu verstehen, sagen sie: „haha, pah! so eine Weibergeschichte! wirst Dir doch davon nicht gleich die Abzehrung holen!“ — oder sie unterbrechen Dich und erzählen ihre eigene letzte Liderlichkeit, — eine Historie aus einer ganz anderen Gegend; oder sie thun die Sache mit ein paar nichts sagenden Worten ab: „um auf etwas anderes zu kommen: was denkst Du über das Ministerium Soerdrup?“

Aaah! —

— — Pst! Schritte auf der Treppe! — — Unsinn! — Ein gutes Glas voll Toddy und dann ins Bett ...

*

(Sonntag Vormittag.)

— — Georg Jonathan ist ein intelligenter Kamerad und ein eleganter Bursche, den ich liebe. Jedoch Vertraulichkeit —? nein, nein. Seine kalte „englische“ Miene ladet nicht dazu ein und er interessirt sich gar nicht für Einzelfälle. Für ihn wird jede Liebesgeschichte zu einem „gesellschaftlichen Problem“. „Wenn die Weiber einmal intelligenter sind ... wenn sie einmal begreifen lernen, daß sie nur ein Leben haben und in diesem einen Leben nur eine Jugend ...“ — das hilft ja mir nichts. Sie war nun einmal nicht so intelligent; folglich gehe ich hier herum und seufze; nichts ist mir so tötlich gleichgiltig wie die Frage, was die „Frauen“ imnächsten Jahrhundert thun und denken werden. —

— Ich gräme mich über mich selbst, über sie, über die ganze Welt. Diese kleine lächerliche Geschichte, die gar keine Geschichte ist, hat das ganze Dasein für mich aus seiner Spur gebracht. Ich war ein ziemlich „stolzer“ und resignirter Mann nach Georg Jonathan's Recept; es brauchte aber nicht mehr als das und die „Resignation“ ging „flöten“.

Die Resignation war Humbug. Bis zum 30. Jahr kann man herumspazieren und sich trösten und damit beruhigen, daß in Zukunft die Leute einmal glücklich sein werden; doch wenn man sich den Vierzigern nähert, so beginnt eine Stimme im Innern lauter und lauter zu reden —: „du, du, du selbst solltest ja leben!“ — —

Ich bin ein Ton, eine einzelne, arme Melodie, die verlangt, danach verlangt, harmonisirt zu werden. Das musikalische Ohr meiner Seele wird bis zum Wahnwitz gequält, daß es immer und ewig diese eine, dünne, unisono Me-

lodie in der Wüstenluft des Lebens hört ... Sie war für mich die Harmonisirung, — leider nicht ganz, nicht voll genug ... und nun klingt die einsame Melodie noch einsamer, trüber, gottverlassener durch mein verödetes Dasein hin.

*

(Abends.)

— — Wäre es noch eine rechte Liebe gewesen! Aber das ist gerade das Lächerliche und Unmögliche an meinem Unglück, daß ich nicht einmal wirklich liebte.

Nichts à la Romeo. Nichts à la Werther. Dies ist das Schlimme daran, wenn man mehr als 30 Jahre alt ist: unsere Liebe ist nicht mehr blind.

Ich war erbärmlich verliebt, doch meine Augen blieben offen. Ich sah mit leidenvoller Klarheit alle ihre Mängel, alles, was im Wege stand. Wenn ich meine letzte grausame Dummheit könnte ungeschehen machen, und wenn ich noch so sicher wüßte, sie liebe mich ... würde ich? wagte ich ..? — Ich glaube nicht. Obschon — — Ja, wenn aber die Sachen wie damals stünden? — Nein. Ich wäre nicht Mannes genug. Es ist eine schmerzliche, kranke, gespaltene Liebe, eine Auflösung in meinem Leben; Sinne und Seele gefangen und gefesselt, doch das Bewußtsein kalt, klar und spöttisch, — schamvoll erbittert über diesen Zauber, den ich doch nicht überwinden kann. —

Wer könnte so was verstehen? Wer unter diesen grob zugehauenen, kurzgewachsen, naiven Matrosenseelen und Bohemiens, Georg Jonathan mit eingerechnet ...

Unsinn. Ich werde thun, was ich zu thun pflege; ich werde Verfasser spielen —: mich dem Papier anvertrauen. Das ist zum mindesten rein. Und vielleicht könnte daraus einmal ein Roman werden? — Alle meine vorigen Aufzeichnungen liegen ungebraucht; ich ward ihrer überdrüssig; die Energie ließ nach .. aber diesmal —? Wer weiß. Wenn ich eines Tages so alt bin, daß ich absolut gar nichts mehr habe, um mein Leben auszufüllen, nehme ich mich vielleicht dennoch zusammen ... Jedenfalls will ich schreiben; das erleichtert, hilft. Ich bilde mir ein, ich schreibe für jemand, vertraue mich jemandem an, und das ist für den Augenblick die Hauptsache.

— — Wenn sie heute Nacht nur nicht gar zu bitterlich draußen schluchzte ...

*

(Sonntag Morgen.)

„Meine Sünden sind
Wie Sand am Strand. . ."

Noch eine Halbe Bier. — —

— „Er sucht einen Mörder." Unter diesem Titel könnte ich eine Farce-Tragödie schreiben, mit mir selbst als Helden.

„Mörder gesucht.

„Ein tüchtiger und geübter Mörder kann etwas zu thun bekom-
„men. Erkleckliches Douceur vorläufig beim Todeskandidaten zu er-
„heben. Ohne die besten Anempfehlungen hülfe es nichts, sich zu
„melden. Näheres bei der Exp." —

— Blödsinn; das taugt nichts.

„Wink!

„Hungernde Kunstelevеn, Litteraten u. s. f. werden hiemit auf-
„merksam gemacht, daß ich immer hundert Kronen (gut versteckt) bei
„mir trage, und nebstbei einen an einen Freund adressirten Brief, aus
„dessen Inhalt hervorgeht, daß ich durch meine eigene Hand gestor-
„ben bin . . .“

Pfui! Albernheit. Wahnsinn. Alkoholismus. Noch eine Halbe Bier — —

„Meine Sünden, sie sind
„Wie Sand am Strand,
„Wie Staub, welcher tanzet
„Im Lichte.
„O löse mich, Gott, aus der Sünde Band
„Und mache den Satan
„Zunichte.
„Du lässest mich nimmer
„Der Qual ohne Rast,
„Der Du mich geschaffen hast.
„O gönne mir Deiner Gnaden Hort
„Bei Gerichte!“

Weinen. Beten. Madonna, heilige Jungfrau, Du Gebenedeite, Du reine Frau, die dennoch versteht, Du Schmerzensreiche, neige Dein Antlitz gnädig meiner Not! . . . Was mein armes Herz hier banget, was es zittert, was verlanget, weißt nur Du, nur Du allein!

Ich will zu meinem Beichtvater gehen. Ich will vor ihm bekennen, daß ich wieder der verlorene Sohn gewesen, der mit den Schweinen aß und mit den Pferden trank und daß ich schließlich — oh! nicht einmal Mathilde! . . . Gott mache einen Strich darüber, einen schrecklich dicken Strich. Noch ein Glas Bier . . .

— — Es geht nicht. Es geht ganz einfach nicht. Diese vermeintliche Kur ist schlimmer als die Krankheit selbst. Ich werde einfach ein Idiot, verrückt . . .

— Elend, herzenswund sitze ich unter den „Banditen“ und fühle Schmerz um sie; in der ärgsten, wildesten, hundewitzigsten, schweinegemütlichsten Gesellschaft dürstet meine Zunge danach, ihren Namen zu nennen, etwas sagen zu dürfen, das an sie erinnerte, das in ihre Nähe führte, etwas zu sagen, das mich verraten könnte, meine lächerliche, lächerliche Liebe verraten; aber sie sind gemein und gottlos und reden von Dirnen und Blaustrümpfen und anderen gleichgiltigen Dingen, und Blytt macht liderliche Witze und Bjölsvik brüllt vom Satan und seinem Pumpenschwengel . . . Ich trinke und trinke und verschlucke meine Qual, bis ich nicht länger kann; springe auf und gehe meines Wegs; zu Mathilde, Mathilde . . . Das armseligste Frauenzimmer wird meinen Jammer ja besser verstehen, als diese gemeinen Mannsleute. — Natürlich ist sie nicht daheim, die Gans; gerade heute abend nicht daheim; ich wahnsinnig; keine Rede davon, daß ich jetzt in die tugendhafte, fade Homansby gehe; ich muß jemanden treffen, muß schwätzen, radotiren, mein blutend Herz vorzeigen, und wäre es auch einer . . . pfui! —

— Ich will über sie schreiben. Alles über sie schreiben. Es noch einmal durchleben. Mich reinigen, mich in all dieser Reinheit kühlen . . . Mich zusammen nehmen, den ersten Entwurf zu meinem Roman aufsetzen. Sammeln, ordnen all die Notizen und Eindrücke, die ich im Verlauf des letzten Jahres aufgekritzelt . . . ja! ein labender Einfall. Von ihr schreiben, alles, alles von

ihr, untertauchen und ertrinken in diesen kleinen, seltsamen, schönen, dummen Erinnerungen; dann brauche ich nicht mehr . . . Und während dessen sitzt sie da, hinter mir und schaut über meine Schulter, sieht mit ihren dunkeln, tiefen Augen verwundert herab auf diese merkwürdigen Dinge. O, ich fühle sie wol; sie ist hier; besonders am Abend; da höre ich gar oft ihren Athemzug um mich . . . Das ist eine Art, mich mit ihr in Rapport zu setzen, mit ihr zu korrespondiren . . . Herrgott, ich bin ja verrückt! Warum es da nicht ebenso gut gleich ganz sein!

Die Thür ordentlich versperren! Jeden Abend soll das meine Arbeit und meine Gesellschaft sein; da mögen die „Banditen" bleiben, wo sie wollen.

Gerettet also! vorläufig. — —

*

— — Ah, diese alten Notizbücher mit ihrer halb unleserlichen Bleistiftschrift, und all diese lächerlichen losen Papierstücke, Couverts, Rückseiten von Briefen, große Folioblätter und kleine feine leichte Blätter . . . auf welche ich in einsamen Stunden die Eindrücke, Erlebnisse, Einfälle, Stimmungen des Tages hingekritzelt habe! Fast jedes Fetzchen und jede Notiz hat seine eigene Erinnerung; das hier ist in dieser oder jener Spelunke niedergeschrieben, in welcher ich allein da saß und auf den richtigen Stundenschlag wartete oder mich ärgerte, daß ich diesen Abend nichts zu erwarten habe; jenes dort wurde auf einem Stein droben im Frognerwald oder auf einem Baumstamm draußen in Ekeberg aufgeschrieben, während ich dasaß und zu vergessen suchte; dieser stammt wieder von einer einsamen Mitternachtsstunde daheim in meiner Kammer, als ich beim letzten Glas und der Cigarette den vorhergehenden Tag Revue passiren ließ. Unbestimmte sentimentale Stimmungsdämmerungen steigen aus diesen mannigfaltigen Kritzlereien empor und hüllen mich in einen weichen, lauen Nebel ein . . . .

Erster Theil.

I.

— — Diese vollständige Ruhe, ja, Kälte, wenn ich mit ihr beisammen bin, wenn sie wirklich da ist! Das ist fast merkwürdig. Bin ich denn so alt? — Sie ist nämlich schön. — Na, das kommt wol einfach daher, weil ich in ihrer Nähe allzu klar sehe, „wie sie ist"; dann existirt nicht länger irgend ein idealisirender Abstand, keine verfälschende Luftschicht, welche ferne Höhen so romantisch macht.

Ausgezeichneter Gedanke von mir älterem, müdem Herrn, mir so eine Art von geistiger Ehe zu arrangiren, so ein ideales Verhältnis, in dem nicht die Spur von dem gewöhnlichen, gemeinen ist, von dem, was der erste beste Esel mit der ersten besten Eselin zusammenbringt: Erotik! — Das Verhältnis hat einen ganz eigenen Reiz. Man fühlt sich frei; sie hat gar keinen „Anspruch", — diesen ekelhaften, plagenden Anspruch, den die Geliebte an den Liebhaber besitzt; man geht und kommt, sobald man will, ist, wie man will; es kann da keine Rede sein von „Betrug" oder Verdacht, also auch keine Scenen, oder überhaupt nicht von irgend welchem derartigen Unsinn, wie man ihn mit einer Geliebten immer hat. Freiheit ist ja doch das größte Gut.

Und dabei nichtsdestoweniger etwas so gewiß Pikantes, etwas so gewiß Unsicheres, Vielversprechendes . . .

Schon das Eine, seine alten abgebrauchten Zechbrüder gegen ein junges, vernünftiges Weib umgetauscht zu haben, ist ein kolossaler Profit. Es ist am Weibe ein Stimulans mehr, etwas Eigentümliches, dieses „Weibliche", das eine seltsam belebende Wirkung auf den Mann ausübt, etwas, das zugleich reizt und beruhigt, eine Art behaglicher Sentimentalität erweckt und dabei alle unsere stolzeren Instinkte wach hält. Dies ist's, was im Grund genommen mich auf diese merkwürdige Idee brachte; so ein alter Junggeselle wie ich empfindet ja oft genug den Mangel des frauenhaften (im Gegensatz zum dirnenhaften) Elementes in seinem selbstgewälten Umgang.

Das gerade ist das ganz Eigentümliche und Gefällige an diesem Mädchen, daß sie so völlig frei ist von allem, was an das Dirnenhafte erinnert. Sie wirkt kühl, fast streng; ohne zimperlich zu sein, hat sie in ihrem Wesen dieses Ferne, dieses Unberührbare; sie ist wahrscheinlich nicht sehr warmblütig. Da ist nichts von dem Klebrigen, Kleisterigen, das die meisten jungen Mädchen haben, — die beständig herumgehen und das Wunderbarste erwarten und Einem, ehe man es merkt, am Halse hängen. Es ist etwas Mageres und Blasses und fast Eckiges an dieser, und um ihren Mund liegt ein kleiner, leichterweckter Zug von etwas Spöttischem, das ziemlich abweisend wirkt. (Sie lacht zu viel; das ist schlimm . . . Na, etwas Vollkommenes findet man eben nicht.) Sie ist im Ganzen ihrer selbst sehr sicher und hat ohne Zweifel ein höchst bestimmtes Gefühl des eigenen Werts. Sie wird nicht zu fassen sein, indem man nach ihr die Hand ausstreckt; das macht sich ja eben so gut an ihr. Ich, der ich dieser runden, weichen Mädchen und der leicht verständlichen Koketterie ein wenig satt bin; ich fühle mich ordentlich angezogen von diesem etwas Englischen, etwas Guvernantenhaften, das ich ja eigentlich in Grund und Boden nicht mag. — Darum kann ja da von einer wirklichen Verliebtheit auch nicht die Rede sein. (Spätere Anmerkung: hahaha!)

Aber die großen dunkeln Augen, die Augen einer Brustkranken, stehen in einem sonderbaren, irritirenden Gegensatz zu ihrem übrigen Wesen, plaudern aus, daß vielleicht dennoch ein Vulkan unter diesem Schnee kann verborgen liegen und daß das „ihrer selbst Sichersein" dem Mann gegenüber auch andere Ursachen haben könnte. Im Ganzen, an diesen Augen ist etwas, das Einen unsicher macht. Wahrscheinlich ist sie, was sie zu sein scheint; aber absolut unmöglich wäre es nicht, daß sie eine der geschickteren Koketten ist.

Ein Backfisch ist sie jedenfalls nicht, die gute Dame; dazu hat sie eine viel zu unangefochtene Art, über gewisse Dinge zu reden, und verrät obendrein eine nicht unbedeutende Kenntnis von ihnen. Unglaublich, wie verschieden sie von dem kleinen naseweisen Ding ist, das seinerzeit mit meinem albernen Freund Onas herumstelzte; sie hat einstweilen dies oder das durchgemacht. Unangenehm frauenzimmerhaft wirkt es, wenn sie mich glauben machen will, sie habe niemals eine Liebesaffaire gehabt; — das sagen sie alle. Ich bin überzeugt, wenn man eine Witwe mit sieben Kindern heiratete und man sie nach der Hochzeit fragte, ob ihr eine derartige Geschichte schon früher passirt, — sie würde unwillkürlich rufen: „aber ich versichere Dich, nein! wie kann Dir nur so etwas einfallen?!"

Na, wie es sich auch verhalten mag —: für mich ist die Sache klar. Ich habe nichts übernommen und will nichts übernehmen. Es ist eine Kamerad-

schaft auf ganz gutem Fundament. Wenn ich sie aussondirt habe, kann ich mir's noch immer überlegen; finde ich, daß es der Mühe lohnt, mag man ja weiter gehen; im entgegengesetzten Fall löst sich alles von selber auf. Vorläufig bin ich glücklich, etwas zu haben, das bis zu einem gewissen Grad mich beschäftigt hält; „leben" heißt ja nichts anderes als beschäftigt sein. — —

II.

„Und dieses Leben haben Sie wirklich so ausgehalten? Jahraus, jahrein ... nicht eine einzige Geschichte, die Sie wirklich gefangen nahm?"

„Offenbar habe ich es ausgehalten."

„Unglaublich!"

„Aber wahr."

Pause. Dann lacht sie und sagt:

„Als ich klein war, meinte ich natürlich, mein Dasein würde ein interessanter Roman werden. Mit Prinzen und Grafen und allem Möglichen .... Und dann ist eben nur dieser elende Unsinn daraus geworden, ohne Spur von einem Zusammenhang. Nicht um einen halben Schilling Sinn oder Interesse darin. Und derartig soll es weiter gehen. (Ich: „hm, hm!") Ja wol; es wird nicht anders, nur schlimmer und schlimmer, je älter ich werde. So versuche ich denn mir einzubilden, dies sogenannte Leben hier, das sei bloß der erste Theil des Romans, und im ersten Theil, wie Sie wissen, geht es oftmals ziemlich verkehrt her; man begreift nicht das Geringste; eins sieht nur dümmer aus als das andere; aber erst wenn man in die anderen Theile kommt, beginnt man zu verstehen, und schließlich, wenn man mit allen fertig ist, erscheint uns der Zusammenhang im Ganzen. So denke ich mir denn, daß wir viele Leben leben, von einem Sternball zum anderen ziehen („Ah, Sie haben wol Flammarion gelesen?"), und auf diese Art würde mein Dasein doch ein interessanter Roman, — verstehen Sie".

„Dazu will ich nur bemerken, daß ich, was mich selbst betrifft, am ersten Theil des Romanes mehr als genug haben werde!"

„Ja aber ich glaube an Flammarion; Ich will an ihn glauben!"

„Nur zu! Der Glaube ist's, der selig macht!"

„Ah, sind Sie langweilig! Glauben Sie wirklich nicht an Flammarion! — O, bitte, sagen Sie, daß Sie glauben, sagen Sie, daß Sie auch daran glauben!"

„Nein, meinertreu nicht!"

„Ah, wie Sie unangenehm sind!"

„Aber das kann Sie doch nicht mehr hindern, selbst zu glauben?"

„Ja; ich glaube nämlich auch nicht recht daran." (Gelächter).

*

(Vor der Wergeland[1])-Statue). Sie: „Ist es nicht das Größte auf Erden, ein Dichter zu sein?!

[1]) Henrik Arnold Wergeland, einer der bedeutendsten Dichter Norwegens, geb. 1808, † 1845; durch seine übermächtige Phantasie und seine Formlosigkeit der Menge fremd; populär durch seine Thätigkeit als Erzieher und Führer des Volks. U. a. Vorkämpfer der Judenemanzipation und des Norwegertums.

Ich: „Oh . . . Was hat er z. B. damit erreicht? Wer lieſt ihn denn? — Ein paar Litteraturkenner. — Was hat er durchgeſetzt? Er hat die Juden im Lande eingeführt; das iſt wohl ſo ziemlich das meiſte. Seine übrigen Ideen tauchten unter und ertranken in Romantik und Pfäfferei; nicht Henrik Wergeland, ſondern Hans Hauge[1]) hat das norwegiſche neunzehnte Jahrhundert geſchaffen. — Nein, nein; es nützt nicht viel. Man muß mit dem Meſſer ſchreiben . . . und nicht Tinte verwenden, ſondern Blut . . . wenn man auf dieſe Wollbündel Eindruck machen will, die die Menſchen ſtatt des Gehirns in ihren Schädeln tragen."

*

Sie (mit einem Aufſchrei): „Iſt's möglich? Sind Sie wirklich in Paris geweſen? O, erzählen Sie, erzählen Sie . . . O, Sie glücklicher Menſch, der wirklich in Paris geweſen!"

Ich: Von Paris erzählen? — nja . . . es ſind eben eine Menge Straßen und einige davon ſind ſehr lang. Einige ſind auch ſehr breit, mit Alleen zu beiden Seiten, ſie heißen Boulevards."

Sie: „Ja, und dann giebt es ja dort eine ſolche Menge großer, ſtrahlender Läden mit Seide und Gold und Diamanten . . . wirklichen, ächten Diamanten . . ."

Ich: „O ja; recht hübſch. Und dann haben ſie dort dieſen großen Platz mit dem Obelisken und den großen Steinfiguren, und viele andere große Plätze, und hernach die Seine!"

Sie: „Ja, die Seine! Die muß großartig ſein!"

Ich: Mindeſtens viermal ſo breit wie der Ackerelv und mindeſtens achtmal ſo ſchmutzig."

Sie (enttäuſcht): „Schmutzig — ?"

Ich: „Entſetzlich. Ganz gelbgrün. — Ja, Paris iſt prächtig. Ich gedenke noch öfters hinab zu reiſen, beſonders um ſchöne Damentoiletten zu ſehen!

Sie (unſicher): „So?"

Ich: „Ja. So eine wirklich elegante Damentoilette, ſchauen Sie . . . das wirkt ganz einfach wie eine muſikaliſche Kompoſition; nur Rhythmus, Harmonie, graziöſe Bewegung; es packt mich beim Herzen, um die Wahrheit zu ſagen, ganz wie ſo ein wollüſtiger, anmutiger, hinſchmelzender Akkord . . . warm und weich und fein und zart und . . . Teufel, ich finde nicht die Worte. Aber es iſt eben ſchön. — Na, ein elegantes Herrenkoſtüm kann ſich ja auch gerade ſehen laſſen, aber Herrenkoſtüme ſind und bleiben nun einmal etwas Poeſieloſes; der Frauenkörper mit ſeinen ſanften Wellen und muſikaliſchen Rundungen iſt doch auch ein ganz anderes dankbares Thema zum Komponieren als der ſtrenglinige, architektoniſche, ernſthafte Leib des Mannes."

Pauſe.

Ich (fortfahrend): „Aber es iſt ſchrecklich, dann wieder nach Hauſe zu kommen."

Sie (etwas mißmutig): „Ja, wir daheim können uns ja nicht kleiden."

---

[1]) Hans Hange 1771—1824, Gründer einer Pietiſtenſekte, die über ganz Norwegen verbreitet iſt und welche den Prieſterſtand nicht mehr für notwendig hält.

Ich: „Nein — mit aller Achtung übrigens! — Das können die Damen hier nicht. Da ist es schon viel besser bei uns daheim in Bergen . . . Sie wissen vielleicht nicht, daß ich aus Bergen bin; ich rede ja nun reines Kristiania . . . Ja ja, ehrenvolle Ausnahmen, — bewahre! Jedoch im Allgemeinen sieht man hier nichts anderes als eines unkundigen Nähfräuleins Mißhandlung von allem, was Rhythmus und Form heißt. Ich glaube, das ist's, warum ich mich niemals hier zu Lande ordentlich verlieben kann."

Sie: „Ja, wenn Sie nur auf die Kleider sehen . . ."

Ich: Nur auf die Kleider! — Gott steh' mir bei! — Reisen Sie einmal nach Paris, und wenn Sie dann wieder kommen, so probieren Sie und sagen Sie dann in diesem Ton: „nur auf die Kleider"!"

Sie: „Nein, ich meinte nicht gerade —"

Ich: Wir sind im ganzen recht grausliche Barbaren. Yankees sind wir. Das einzige, was von altem Schönheitssinn noch übrig ist, — das einzige, was wir hier oben zwischen Eisbergen von Festlichem und Feinem überhaupt gehabt haben, ist ja gerade dies bischen Frauenschönheit . . . Nun soll das auch abgeschafft werden, natürlicherweise. Weggekleidet werden in Frießstoff und Pechnagelschuhen und Reformtracht; so häßlich wie möglich; das ist praktisch und gesund, sagen die Emanzipirten, — und moralisch, sagen die Laienprediger; denn da werden die Mannspersonen nicht zu sündigen Gedanken verleitet; und so wird dann überhaupt nicht mehr gesündigt. Ah, pfui Teufel! — diese ewige Bürgerlichkeit! Bald werden sich die Damen natürlich auch die Haare abschneiden, der Nützlichkeit wegen, und dann, weil langes, schönes Haar so gefährlich romantisch ist, und eines Tages wird den Damen verboten, mit Handschuhen zu gehen, weil hübsche, weiße Hände gleichfalls einem Mann den Kopf verwirren können; zum Schluß verbietet man alle Parfüms; ist es nicht viel tugendhafter und natürlicher, von Schweiß zu riechen als nach Veilchen zu duften?"

Sie (lacht ein wenig verlegen): „Uf, Sie könnten nun wohl" . . .

Ich: „O Pardon! Na also, was wollte ich erzählen?"

Sie: „Sie sagten, es sei so schrecklich, nach Hause zu kommen."

Ich: „Ja wohl. Man stiert mit wahrem Schrecken in die leeren, stillen Gassen hinein mit ihrer kulturhistorischen Pflasterung und all diesen naturalistischen Hügeln von — bitte um Verzeihung — Pferdemist! — Und die Mitbürger vielleicht? Diese langschenkeligen, knochigen Gesellen, welche daher geschlenkert und geschlendert kommen, mit ihren blankgeschlissenen Beinkleidern und halbreinen Hemdkragen und unrasirten Bärten und breiten, schiefen Gesichtern, welche niemals noch Freude gezeigt haben, — hu! und so langsam und betrübt, wie sie ihres Weges vorwärts ziehen, mit gekrümmten Knien und langen, watenden Schritten; es ist wahrhaftig nicht viel Vergnügen zu erwarten, dort, wo sie hingehen; das sieht man ihnen gleich von außen an. Dann kommt man hinauf auf die Karl-Johann-Straße und trifft die „Löwen", ja, o Du mein Gott! — (Achselzucken:) Kleinstadt! Kleinstadt! halb abgetragene Kleider und Bartstoppeln von gestern; es ist wol keine strenge Schöne, welche diese Bursche erwartet! Manchesmal hat man den Eindruck, daß sie nur zur Noth sich gewaschen haben. Wofür sollte man sich denn auch waschen in dieser Stadt? — Nur hie und da trifft man einen korrekten Herrn mit Cylinder und Handschuhen und Anspruch auf Eleganz in seiner Erscheinung; aber . . . sie sind so wenige. Ich saß die ganze Zeit in meiner Droschke mit einem laien-

prieſtermäßigen Kutſcher auf dem Bock und ſagte zu mir ſelbſt: ‚das nächſte mal gehſt Du in Arendal oder Lanwig ans Land, damit Du nicht ſo völlig unvorbereitet in dieſe geliebte Hauptſtadt hineinkommſt‘.“

Sie: „Nun, ich habe Andere ſagen hören, daß es gerade ſo ſchön ſei, nach Norwegen heimzukommen“.

Ich: „Nach Norwegen, ja! — das iſt was anderes. Aber unſere Hauptſtadt, die Arme ... na ja, alle Hochachtung, alle Hochachtung; jedoch — — —“

III.

Daß ſie auf dieſen Spaß eingehen konnte! Wer iſt ſie eigentlich? Was denkt ſie, was meint ſie? — Es fehlte nur noch, daß ſie verliebt wäre!

Aber nein; da wäre ſie natürlich nicht mitgekommen. „Das Weib handelt immer antilogiſch“. —

Und doch, hie und da habe ich ſo eine Empfindung ...

Aber ſintemalen ich ein braver Menſch bin, der keine Spur grauſam iſt, ſo thäte mir das wirklich leid (ſpätere Anmerkung: hahaha!); folglich beginne ich von mir Uebles zu reden, — was ich ja thun kann, ohne gegen die Wahrheit zu verſtoßen.

„Ich bin alt, ſage ich. Alt von Geburt, d. h. eine unmögliche Miſchung von jung und alt. Es iſt das wohl eine Erbſchaft; alles ſoll ja jetzt Erbſchaft ſein. Mein Vater war ein alter abgelebter Lebemann von einem penſionirten Kapitän; dieſes Wrack fällt ſchließlich ſeinem kleinen, runden, dreißigjährigen Ding von einer Haushälterin in die Arme ...“

„Heiratete er ſie?“ unterbricht ſie voll Intereſſe.

„Nein; ſo viel Geſchmack hatte er denn doch noch; allein ... die Folge dieſes Falls wurde ich. Altes, träges, dünnes Blut alſo, gemiſcht mit jungem, dicken Bauernblut, — da konnte nichts Ganzes herauskommen, natürlicherweiſe. Ich glaube nämlich, daß ich z. B. niemals eigentlich geliebt habe; eben niemals ganz, — es wäre denn damals, als ich mit ſechszehn, ſiebzehn Jahren mich in des Nachbars Stubenmädchen vergaffte; beſtändig nur halb, — halb angezogen, halb kalt, — liebesblind auf dem einen Auge und vollwach auf dem anderen; dann endet es natürlich damit, daß ich werde, was ich am allerwenigſten werden möchte, ein alter Junggeſelle.“

„Warum mögen Sie das nicht? — Für einen Mann iſt das ja nicht ſo gefährlich; nur wir alten Jungfern werden ausgelacht.“

„Ich weiß nicht recht. Es ſind wohl meine Kindheitserinnerungen an dies ſogenannte Heim ... dieſer eigene, unbehagliche Mangel an Ordnung in den Sachen ... das hat mir wahrſcheinlich den Widerwillen erregt gegen all das Unregelmäßige und Un —; mit einem Wort, ich finde es geſchmacklos.“

— — „Wenn Ihr Vater aber das Mädchen lieb hatte ...“

„Bewahre! Ich werfe ihm nichts vor; ich ſage bloß, dergleichen iſt geſchmacklos; denn das iſt es auch.“

Pauſe.

„Darum“, fügte ich bei, „heiratete ich auch, gottlob, das Stubenmädchen nicht; ſo was taugt nicht. Man ſoll ſtandesmäßig heiraten; gleich und gleich,

wie Sie wissen . . . Und dann sich ein Haus einrichten, das dem Publikum gehörig versperrt ist. Man muß comme il faut sein in solchen Dingen. Alles Andere . . . hat einen bösen Nachgeschmack". —

Pause.

„Man sollte nicht so höhnisch thun über das, was sich ‚gut macht'. Unsere erste moralische Pflicht ist ja zum Henker hinein schließlich doch die, unsere Mitmenschen nicht durch schmutzige Manschetten zu ärgern. Ich frage mich oft, was hier mehr Wert hat: ein eleganter Damenfuß oder eine ernste Weltanschauung!"

Sie lacht, ich werde eifrig.

„So, wir können uns nun benehmen, wie wir wollen, wir kommen doch nicht weiter als bis zur Erscheinung der Dinge. Also ist die schöne Erscheinung das höchste, was es giebt, — für uns nämlich —; sie ist eben ‚die Realisation der Idee' und die Lösung des Lebensrätsels. Ein schönes Weib, deren Blick ist wie die Nacht, deren Atem Jugend ist, deren Gang Musik . . ."

„Und so weiter, und so weiter!" —

„So . . . wir mögen der Wahrheit in allen Kellern und Winkeln des Daseins nachspüren; in ihr jedoch ‚ist der Sinn des Lebens offenbart.'"

„Das klingt hübsch . . ."

„Danke; die Fortsetzung kenne ich. Es ist aber ebenso!" — —

Warum sollte sie sich in mich verliebt haben, — in solch einen älteren Herrn, der auf der Rückkehr ist?

Es steht in allen Komödien. Des Weibes angeborener Drang zu retten und zu reparieren . . . eigentlich ist es sehr anständig; rührend. Aber es ist dumm. Es ist eine schlechte Wirtschaft, zu reparieren, was verfallen will; laß verfallen, in Gottes Namen! Je früher, desto besser. Es ist Dekadenz beim Weib, wenn sie sich in so ein Ueberbleibsel verliebt; ihre Pflicht gegen das kommende Geschlecht ist, die Besten, die Jungen, die Gesunden, die vorzüglichst Veranlagten zu Vätern ihrer Kinder zu wählen.

— Sie hat es so eilig, mir immer zu sagen, daß dies — diese Herumtreiberei mit mir, halt — das „Einzige" sei, was sie habe, „das einzige Angenehme" . . .

Dann aber wieder: wäre sie verliebt, so würde sie das da eben nicht sagen. —

Unsinn! Alter, eingebildeter Kerl! Laß gehen! Da hat es wol keine Gefahr. Es ist nur dumm, daß sie in den Volksmund kommen könnte. D. h. das Dumme davon wäre, daß es so ganz ohne Grund geschähe . . . (Spätere Anm.: haha!)

Eigentlich ist es zu lächerlich, so herumzuspazieren und der „Kamerad" eines jungen schönen Mädchens zu sein; der Mann in mir schämt sich ein wenig. Man könnte seine Zeit besser verwenden. (Aha!)

Schon der Gedanke: nicht den Versuch zu machen, dies intimere Verhältnis herbeizuführen, welches zwischen Mann und Frau das einzig mögliche und natürliche ist! Es eigentlich nicht einmal zu wollen! Das ist lächerlich; das ist unanständig. Sie muß mich ja ganz einfach verachten.

Und während dessen stolziere ich herum und gelte für einen Teufelskerl und sie vielleicht bald — für etwas anderes.

Das geht nicht. Entweder vor- oder rückwärts; das hier ist Blödsinn. — Das Eine will ich nicht, kann ich nicht; sogar wenn ich selbst in all das Zeug hinein möchte, — sie hat jenes absolute kameradschaftliche Zutrauen,

welches entwaffnet. Also das andere: enden. Eigentlich beginnt auch sie mich ein bischen mehr zu beschäftigen, als für einen achtbaren Junggesellen und Ministerialbeamten gesund ist; das taugt nicht; das hat keinen Sinn.

Schluß dieses Kapitels!

IV.

(D. Z. Bergen, 20. Juni.)

Es wurde aber natürlich nicht Schluß des Kapitels. Ich sollte mich rücksichtsvoll betragen, nicht so überkreuz brechen; mich ganz langsam und elegant aus der Affaire zu ziehen, und so ging es auch danach. Worauf ich die „Ferien" zum Vorwand nahm und verdampfte.

Nun spaziere ich hier herum und bin nicht in Bergen. Ich sah nach Verlauf von manchem langen Jahr die alten Stätten ohne besondere Rührung wieder. Nur mit einer gewissen gleichgiltigen Verwunderung —: war es hier so eng? Und es wurde mir plötzlich klar, daß ich eigentlich nicht wußte, was ich in einer Stadt vornehmen solle, in welcher Fräulein Holmsen nicht Abendtouren ging.

— — Verliebt? Zum hundert neun und neunzigstenmal? Ach nein, so gut steht es nicht, hätte ich fast gesagt. Nur ein wenig sentimental. Meine „Verliebtheit" ist nur so ein Gefühl von Unbehagen, wenn sie fern ist. Wäre sie da, so kümmerte ich mich kein Deut um sie . . . d. h. mit Vorbehalt.

Und so gehe und schwebe ich denn um diese obgenannten alten Stätten und sehe nichts. Empfinde auch nichts. Nur so eine gewisse Unruhe und Leerheit in der Brust —: ob diese drei Wochen wohl jemals ein Ende nehmen? — In Anbetracht, daß der Tag 24 Stunden 3 Minuten und 56,56 (?) Sekunden hat, ist wahrhaftig nicht viel Hoffnung da. Um die Zeit hinzutreiben, spaziere ich und segle ich; gedenke auch eine Partie nach Hardanger zu machen. „Alle Welt" so ziemlich ist nun auf dem Lande, und was die Familie betrifft, so bin ich ja gottlob der verlorene Sohn; habe übrigens gar keine Familie.

Es ist also gar nicht um „ihret"wegen, daß ich nach Kristiania will; sie will ich mir nun definitiv „abgewöhnen", — bei Gott! Aber ich vermisse die Stadt dennoch, — die Lokale. Mir fehlen das Grand Café und Gravesen und im ganzen die Anläufe zu europäischem Stadtleben, die sich dort befinden (hier ist absolut gar nichts); ich entbehre sogar Georg Jonathan und seinen Burgunderwein . . . würde mit einem gewissen Vergnügen seine gesellschaftlichen Umwälzungen mit in den Kauf nehmen.

Ich langweile mich, — das ist das richtige Wort! In Kristiania werde ich mich gleichfalls langweilen; aber trotzdem, trotzdem —

— Das Lächerlichste ist, daß ich mich manchmal dabei ertappe, eifersüchtig zu sein. Jetzt hat sie natürlicherweise da drinnen jemand anderen erwischt. Sie ist in dem Alter, wo die Mädchen endlich zur Sache kommen wollen. Außerdem —: dies fast allzu süße Gesicht mit den fast allzu tumultuarischen Locken und dem fast allzu saugenden Blick.... ich sehe ihn! Das nächste Mal, wenn ich sie treffe, geht sie an seinem Arm und bewundert seine Weisheit. Was geht das mich an? — Allein, es ärgert mich doch.

— — Ja, ja; es ist nicht nur Spaß. Da soll sie denn hingehen und glücklich werden, mit dem Einen oder Anderen in den Hafen segeln und ihre Tage in Ruhe verleben, während ich allein zurückbleibe und in dieser Eiswüste herumtreibe, erfriere und verkomme, um schließlich in irgend einem Graben einsam zu sterben, während Krähen und anderes schwarzes Gevögel rund herum sitzt und sich den Schnabel wetzt.

*

Sonderbar. Segeln und segeln und die ganze Zeit über doch mit Bestimmtheit wissen, daß man keinen Hafen erreicht, sondern daß man eines Nachts leck springen und auf den Grund sinken wird, — auf den Grund mit der ganzen Geschichte.

Herrgott, wenn man also trotzdem nur auf den Grund sinken soll, wozu liegt man da eigentlich im Boot und plagt sich mit der Fahrt?

— Uf, warmes Wetter heute. Das Gehirn wird weich und verfällt auf Alltäglichkeiten. Hinaus und ein Bad nehmen. — —

— — — Ob ich's wirklich unterlassen könnte, sie aufzusuchen, wenn sie so nahe wäre, daß . . .

Schnickschnack. Es ist ja, Gott bessere es, gar keine Möglichkeit, in Versuchung zu geraten. —

(Nichtsdestoweniger gehe ich keinen Abend ins Bett, ohne daß ich — mindestens zwei Stunden lang — wieder und immer wieder den lächerlichen Traum träume, daß sie in ihrer wahnsinnigen Liebe mir nachgereist sei, mich erfragt habe und nun plötzlich vor dem Fenster stehe . . .

Gott tröste Dich, alter Kavalier.

*

Dies Fräulein Berner, das ich hie und da treffe, ist klüger als sie aussieht. Ihre glatte Korrektheit und fehlerlose Alltäglichkeit täuschte; in dieser langen Genieperiode haben wir nämlich in uns die Idee hinein gekriegt, es könne nichts an einem Menschen sein, der nicht so und so viele Mängel in seiner Erziehung habe.

Ich hatte sie heute abend bei einem Bekannten, einem Geistesbruder und Kollegen in der Zeitungskritik und heimlichen Dichtersünder, als Tischnachbarin neben mir. Nun denn: Fräulein Berner offenbarte eine nicht ungewöhnliche Intelligenz in gastronomischer Hinsicht. Wir reden drei viertel Stunden lang auf wirklich europäische Art über Essen. Verschiedene Ragouts, Austern in dieser und jener Form; Hummer, eine neue englische Sauce ꝛc., welche Themen Fräulein Berner mit ausgezeichnetem Verständnis behandelte. Dadurch erweckte sie meine Aufmerksamkeit, — Frauen haben ja in der Regel keinen Sinn für's Essen, — und dann begann ich mit ihr über Liebe zu sprechen. Fräulein Berner bestand die Probe auf „Nicht unbequem"; sie plaidirte in Sachen der Vernunftehe contra Neigungsehe auf wirklich talentvolle Art. Und gleichzeitig so diskret, ohne alle Demonstration, ohne nach artigen Protesten zu angeln.

„Eine Vernunftehe ist ja weitaus weniger gewagt", meinte sie. „Stimmt man nicht überein, nun, es ist schlimm, aber nicht eigentlich gefährlich; man

kann ja in aller Ruhe sich dahin bestimmen, zu leben, wie andere Bekannte, die mit einander zu Mittag speisen. Mittlerweile geschieht es hie und da, daß man für einander Sympathie faßt, und da wird die Ehe eine angenehme Ueberraschung, während sie im Neigungsfall nur allzu oft, fürchte ich, eine unangenehme wird".

Ich antwortete, daß ich vor der intelligenten Vernunftehe eigentlich auch allen Respekt empfände, daß ich es aber dennoch immer als Vorteil angesehen, wenn Vernunftrücksichten und Neigung zusammenfielen . . . „das war mein Tribut an die Moralsentimentalität. Sie scheinen fast den Alten recht geben zu wollen, welche sagen, daß Standes-, Vermögens- und Bildungsverhältnisse jedenfalls in Ordnung sein müssen, und daß die Liebe etwas ist, das dann schon ‚nachkommt'?"

„Die Alten haben immer recht", lächelte Fräulein Berner.

„Na, man kann sich wohl nicht immer darauf verlassen, daß die Liebe ‚kommt'; aber Sie meinen vermutlich, daß gebildete Menschen im Notfall sich auch ohne sie behelfen".

„Ja, das müssen sie wohl oft". —

Ich konnte zum Schluß nicht anders als sie fragen, ob sie etwa in der Stille an einem Roman arbeite; sie hätte Beobachtungen gemacht, wie ich merkte, vielleicht Erfahrungen (sie ist 28 Jahre alt), und ihre Gedanken seien geordnet und ganz durchgeführt. Sie wies die Insinuation mit der ruhigsten Verachtung ab. „Sie sind übrigens Eine von den Wenigen, welche ein Recht dazu besäße", bekomplimentierte ich sie; „jedoch ich gestehe Ihnen, meine Achtung für Sie wird dadurch nicht — verringert, daß Sie die Tintenklexerei sein lassen."

Sie lächelte. Ihr Lächeln ist angenehm, intelligent und still, — geräuschlos, wie der Deutsche sagt.

— — Das wäre eine Frau für mich — — —

*

(D. Z. Hardanger.)

Ein wenig Romantik thut zur Abwechslung Einem doch gut. Es lindert und beruhigt. Man wird still, nach innen gekehrt, religiös; Pantheist. Die Seele wird wie der blanke Fjord mit der wunderbaren Doppeltiefe . . . scheinbar himmelblau und luftklar und lächelnd, doch auf dem Grunde dunkel, finster, schwarz, mit Seeteufeln und Nöcken und versunkenen Leichen; — in dieser sinnverwirrenden Doppeltiefe spiegeln sich grüne Laubgehänge und jähe Felsstürze in versunkenem, träumerischem Schweigen. Hie und da durchschneidet ein Boot in langsamem Zug die ruhige, heimtückische Fläche.

Stunde um Stnnde kann ich hier droben auf dem Hügel sitzen und schauen und schauen und zu denken vergessen; und die Welt saust daheim ins Nichts und wird zu dem schönen, leeren Schein, der sie wohl eigentlich ist. Langsam wie ein Insekt gleitet in glühendem Sonnenschein der Kahn über den Fjord, und drin im Kahn sitzt ein Menschentier mit dem Kopf voll kleiner Kümmernisse, die es für ernst nimmt.

Stille Stille. Hummelgesummm; Bächegebraus. Lichtblinzeln und Geglitzer. Der Takt träger Ruderschläge. Der Jahrtausende Ruh'. — Ist es nicht merkwürdig,

daß dies alles im Grunde doch nichts ist als Wasserstoff und Sauerstoff, Kohlenstoff und Stickstoff, HO_2 und HO_4 . . . .

*

Ein oder der andere ekelhafte Mr. Smith kam gestern mit eigener Yacht und Kind und Kegel und Groß- und Kleinvieh angesegelt und mietete das ganze Hotel.

Ich, der ich bloß ein ganz gemeiner Norweger bin und aus diesem Anlaß natürlich immerfort mit ausgesuchter Nonchalance behandelt wurde, und zwar sowohl von dem (schwedischen) Hotelbesitzer, als auch von seinem norwegischen Sklavenbestand, — die einzige, die mir wirklich hold blieb, ist eine kleine, halb zu grunde gerichtete Kellnerin aus Bergen, ... na, mir nahm man also ganz einfach mein Zimmer weg und bat mich, so gefällig zu sein und mit einem anderen norwegischen Menschen zu teilen, — einer elenden Kandidatenseele, glaube ich, aus Kristiania.

Das ist die beginnende Herrlichkeit des Touristentums. „Norwegens Herrlichkeit" auf neue Art — in diesem selbigen „wunderschönen Hardanger!

Der Kandidat ist ein Idiot. Er sagt, „er höre an meinem Dialekt", daß ich ein Bergenser sei. — Na, vielleicht ein vereinzeltes Mal, wenn ich in Eifer gerate — —

Und ich geriet in Eifer. „Ja, so geht's!" sagte ich. „Mr. Smith und Bruder Lundström, — sie werfen uns ganz einfach aus unserem eigenen Haus hinaus. Alt-Norwegen wird ein Sommer-Sanatorium für englische Kohlenhändler; Bruder Lundström und Herr Schulze-Müller bauen Hotels und streichen den Profit ein; „das norwegische Volk" wird Kellner und „das norwegische Weib" europäische Touristenmetze . . . Ein braver Norwegersmann, der zufuße auszieht, und seines Herzens freudigem Drang gehorchend, Norwegens Thäler besuchen will, — er wird ganz einfach kein Quartier mehr finden, außer, er kann englisch reden. O Norwegens Herrlichkeit! O Fortschritt des Landes unter dem Segen der Volksregierung! — Im ganzen Lande existiert nur ein einziges Wesen, das nicht begreift, welchen Weg das führt, und dieses Wesen heißt das Storthing. Der Bauernstand rutscht mit schwindelnder Eile die schiefe Ebene der Hypotheken hinab; der Fremde kauft Stück um Stück den Grund des Landes auf, alles, was Wert hat, Gruben, Hafen, Bauplätze, Wasserfälle: das Storthing sitzt und schaut zu und freut sich, daß „Geld hereinkommt" . . . in ein halbhundert Jahren ist unsere kleine Komödie vom norwegischen Staat nichts mehr als eine Sage! — Und da gehen noch allerlei Seminaristen herum und deklamieren von der ‚Zukunft Norwegens!' — Ja ja!"

„Ja wohl", sagt der Kandidat, mit der Zurückhaltung des werdenden Beamten; „die Entwicklung des Touristenlebens hat gewiß auch ihre Schattenseiten. — Entschuldigen Sie, aber ich höre an Ihrem Dialekt, daß Sie ein Bergenser sind" . . .

— — Ich reise morgen mit dem Dampfschiff ab.

*

(Bergen.)

Schließlich doch wieder gelumpt . . . nur Langeweile, übrigens. Heute Katzenjammer auf der ganzen Linie, und ich wäre in einem wahrem Hänge-

humor . . wenn das Morgenblatt mir nicht erzählte, es sei schon Ende August. Es fahren mir Freudenstiche durch die Brust . . . da kann ich in ein paar Tagen endlich reisen —

Aber . . . Ja natürlich.

Selbstverständlich. Ich bin ja so ziemlich „entwöhnt." Kein Herumschlendern mehr, keine Spur. Ich werde die absolute Vernunft sein. Und dennoch — Also!

Schon das Fortreisen —!

V.

(K . . . ia, 20. [oder genauer: 21.] Aug.).

Merkwürdiger Mensch, dieser Georg Jonathan.

Wie nun diese Idee: sich eine Gemäldesammlung anzulegen!

Ja, wenn er für Malerei noch Sinn gehabt hätte! Allein er thut groß damit, daß er einen Thanlow nicht von einem Werenskjold unterscheiden kann „Konstruktionszeichnung ist das einzige, was ich mag; denn das kann ich selbst machen!" — sagt Jonathan.

Einstweilen legt er sich aber die Sammlung an. „Das giebt einen Hintergrund, eine Folie, eine Position", meint er. „Ein Mann, von dem bekannt ist, er besitze 50 Bilder, ist in diesem Land eine Merkwürdigkeit, etwas Einzigstehendes, ein Exemplum, ungefähr wie ein Blaßgesicht unter den Rothäuten. Und will man in der Welt emporkommen, so muß man vor allem die Verwunderung seiner Mitbürger erwecken. Man muß sich einen Nimbus schaffen. Das Geld, das für diesen Humbug aufgeht, wird sich gut rentieren."

Ich entgegne ihm, daß solch ein Nimbus die Rothäute eher abschrecken werde. Sie würden ihn respektieren, aber ihn scheuen. Er würde als etwas Artistisches und Litterarisches und Bohémisches, als etwas Unpraktisches angesehen werden; wie zum Kuckuck kann derjenige sich auf Armenkassenangelegenheiten und Kloakenwesen verstehen, welcher für etwas so Transcendentales wie die Kunst Interesse hat! —

Er führt sein Achselzucken auf. „Das Patriotische an der Sache wird ziehen", sagt er.

„Das Patriotische — ? — Na selbstverständlich ist es gut, wenn jemand existiert, der hie und da den Künstlern ein paar Hundertkronenzettel zuwirft . . ."

„Ich werde Ihnen etwas sagen, antwortet Jonathan ernsthaft. „Es wird eine Zeit kommen, wo ganz Europa nach Kristiania strömt, um „the norwegians" zu sehen, gerade wie man nach Italien strömt, um die Florentiner zu sehen. Daran werden die Grossirer Geld verdienen, und das werden sie nächstens begriffen haben."

Ich ziehe die Schultern hinauf. — —

— — Er „enthüllte" heute feierlich — in Gegenwart von Dr. Kraale, Maler Blytt und meiner Wenigkeit — das zuletzt eingekaufte Bild, . . . von dem ich fast glauben möchte, er hat es aus Rücksicht auf mich gekauft. Er weiß doch wohl, daß sie es ist, die meine „frühere" Flamme war? — Es ist übrigens kein Porträt; es ist ein Interim und *sie* ist bloß Staffage. Ihr

Vater hat es gemalt; es ist aus der Zeit vor ihrer Heirat. Das malerisch Interessante am Bild ist die delikate Behandlung des Lichts — oder des Schattens, wenn man will —; jedoch ich sah nichts als sie, meine einst so heiß geliebte Eline. Sie steht im Hintergrund und schaut zum Fenster hinaus. Wunderbar fein hebt sie sich von dem matten, grauen — mauergrau-weißen — Licht da draußen ab. Ich erkannte sie in jeder Linie. Der kleine charakteristische Kopf mit dem schweren, im Nacken aufgesteckten rötlich-braunen Haar hat akkurat die richtige graziöse Haltung und die kleine, spähende Schrägneigung halb nach aufwärts; der mattbraune Hals mit der Korallenschnur schimmert aus dem Halbschatten zart hervor; aus der reichen Haarwelle guckt voll Neugier ein kleines errötendes Ohr mit einem etwas zigeunerartigen Goldstaat; über die feinen, kecken Schultern und den fein, aber fest modellierten Rücken legt sich ein rotbrauner Damastschlafrock; die Unterpartie war um eine Spur zu kurz. Mir wurde ganz schwach um's Herz; doch ging es schnell vorbei. Sie ist ein abgeschlossenes Kapitel, leider.

Damals, als sie hinging und jenen abscheulichen Buckligen heiratete, — wie nannten wir ihn nur? Peter Tordenskjold, ja, den „Wasserschafts"maler —, war meine Verliebtheit wie weggewischt. Sie sich von seinen Küssen befleckt zu denken, — brr! mehr als genug . . .

— — Entsetzlicher Idiot, der ich war! Sie that es gewiß nur, um mich zu ärgern. Gewiß war eigentlich ich der Auserwählte. Und da sie vor Schreck ganz außer sich zu bringen durch allerart Dummheit und Mangel an Erziehung — ah! — Sie war's, die ich hätte kriegen müssen! Als ich damals das Glück an mir vorbeischweben ließ . . . na, damit war eigentlich mein Schicksal abgemacht.

Was meine „Jetzige" betrifft, so bin ich, glaube ich, so ziemlich kuriert. Nur hier und da bricht es wieder auf, — so — wie neulich, als ich vernahm, eine Dame sei oben gewesen und habe nach mir gefragt; es konnte ja sie gewesen sein! — Aber zum Henker, es ist doch nicht zum ersten Mal, daß ich eine Verliebtheit hinunterschlucke. Es wirkte kühlend und beruhigend auf mich, wieder in die Stadt zu kommen. Ich habe sie ja in der Nähe —. Nun bloß tapfer aushalten, so ist es in ein paar Monaten vorbei. —

— — Ein böser Gedanke, übrigens. Es ist, als ginge ich herum und tötete etwas in mir, etwas Theueres und Wertvolles, eine Lebensmöglichkeit; als risse ich die Wurzel von etwas Schönem und Reichem aus, das so gern wachsen wollte und Laub ansetzen und gedeihen und um mich einen Flor von Blüten weben, weiß, blaßrot, duftschwanger. . . . . (Fortsetzung folgt.)

Philosophie des reinen Willens.

Von

Bruno Wille.

1. Lebenserfahrungen.

Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch. —

Indem ich diese Worte wähle, spüre ich, wie ein Dämon der Knechtschaft, die Scham, mich zu beschleichen und durch folgenden Einwand niederzuschlagen sucht: „Welch abgegriffenen Phrasen! Freiheit, Vernunft! Wenn das deine Weisheit ist, so laß dich auslachen."

Dieser Einwand ist nicht unwirksam. Allerdings sind Freiheit und Vernunft für viele Menschen eindruckslose Redensarten. Unverstand und Schlechtigkeit haben sie dazu gemacht, indem sie allenthalben als Freunde und Prediger der Freiheit und Vernunft sich aufspielten und deren Namen so oft mißbrauchten, daß nun manch redlicher Denker diese guten Begriffe in einer Weise ansieht, als wären es Prostituirte.

Indessen fühle ich mich nicht durch den Vorwurf der Phrasenhaftigkeit getroffen. Denn wie ich sie verstehe, sind Freiheit und Vernunft Wesen, die aus meinen individuellen Erfahrungen heraus geboren wurden, Begriffe, die ich innerlich erlebte und durchlebe, Ziele, denen ich nicht durch Konvenienz angetraut, sondern in freier Liebe zugethan bin. Ich habe sogar Grund zu der Erwartung, daß mein „freier Vernunftmensch", sobald er einigermaßen deutlich hervortritt, von vielen Leuten eher als ein gefährliches Individuum, als Antichrist und Erzfeind ihrer heiligsten Ideale, denn als harmlose glatte Phrase, betrachtet werden wird.

Um nun den Begriff des „freien Vernunftmenschen" zu erklären, versuche ich zunächst eine genetische Definition, allerdings mit dem Bewußtsein, daß ich nicht die feinen Wurzelfasern, sondern nur einige grobe Wurzeläste dieses Begriffes bloßlegen kann und darf (obwohl ja gerade die Fasern es sind, welche Nahrung einsaugen).

Wann warf ich zum ersten Male einen Blick nach meinem Ziele? Ich glaube im neunten Lebensjahre. Ich war ein stilles, doch in der Hingabe an meine Neigungen auch „wildes" und „unartiges" Kind. So kam es denn hin und wieder vor, daß ich eine Freiheits-, Hunger- oder Prügelstrafe erhielt. Ich wußte, daß solche Strafen mich bessern sollten; doch in den meisten Fällen hielt ich sie für unverdient, indem ich die Unart nur als Freiheit betrachtete, bei deren Verfolgung mir irgend eine von den dummen Sitten und Einrichtungen in die Quere gekommen sei; statt der Reue empfand ich gewöhnlich Trotz; jedenfalls fühlte ich mich durch die Strafe nicht gebessert, sondern gewissermaßen beschmutzt und insofern verroht, als ich einer weiteren Beschmutzung meines Innern mit Cynismus entgegensah. Einst war ich von meiner Mutter, die ich in aufdringlicher Weise

um ein Märchenbuch gebeten hatte, in ein Zimmer gesperrt worden — nebst einer Bibel. Anfangs spürte ich große Lust, irgend einen Gegenstand meines Gefängnisses zu demolieren; schließlich aber schlug ich zu notdürftiger Unterhaltung die Bibel auf. Und ich las Jesu Bergpredigt: „Selig sind . . ." Des Eindruckes, den diese Worte auf mich machten, erinnere ich mich so deutlich, als hätte ich die Situation heute im Frühschlaf geträumt. Ich empfand Frieden und Genugtuung; ich sah mit Entzücken das blumenhafte Weiß der Unschuld; häßlich gleich einer schmutzigen Straße erschien mir dagegen jene Welt draußen, die mich vergewaltigte. Als ich die verschiedenen Seligpreisungen las, überlegte ich, ob nicht eine auf mich passe. „Selig sind die Friedfertigen!" Das paßte! Ja friedfertig war ich. Gern wollte ich jedes Wesen in Frieden lassen. Die anderen waren Friedenstörer. Was hatten sie nur an mir herumzunörgeln und herumzustrafen? Wollten sie mich ändern, warum belehrten sie mich nicht einfach, anstatt Gewalt anzuwenden? — So ahnte ich damals, wenn auch dunkel, eine freie, vernünftige Menschengemeinschaft und empfand die Kluft zwischen diesem Ziel und der gegenwärtigen Welt, wo so viel Knechtschaft, leiblicher und geistiger Zwang, waltet.

Als Zwang lernte ich auch die Schule betrachten. Aus der Langweiligkeit und Aengstlichkeit des Schulzimmers, wo wir Knaben in Reih' und Glied, mit steifem Rücken und gefalteten Händen, mäuschenstill sitzen und „aufpassen" mußten, flüchtete sich mein Sinn oft hinaus zum knospenden Baume in eine sonnige Freiheitswelt, — bis mich plötzlich die Donnerstimme der Autorität oder gar noch etwas Härteres traf. Aufpassen! Ich versuchte es gewaltsam; aber meine eigene Welt, das freie Wachsen meines Innern interessierte mich — ich „konnte nichts dafür" — eben weit mehr als

„Us quartae lasse männlich sein".

Selbst Lehrstoffe, welche für mein Interesse geeignet waren, wie Geschichte und Dichtung, konnten mir dadurch verleidet werden, daß an die Stelle der freien Neigung mit Gewalt die Triebfeder der Knechtschaft gesetzt wurde. Dies Zwangsschulwesen brachte es denn auch fertig, daß ich, obwohl nicht der „schlechteste" Schüler, in einer Unzahl von Stunden jämmerlich wenig Kenntnisse in mich aufnahm und natürlich noch viel weniger mir zum echten Eigentum machte. Hatte ich aber für einen Gegenstand freies, selbstentwickeltes Interesse, so lernte ich spielend leicht und wurde sogar auf gewissen Gebieten produktiv. So ersann ich und verfertigte mechanische Spielereien. Mit dreizehn Jahren verfiel ich aufs Versemachen und dichtete nach und nach mit dem höchsten Ernste und solcher Leidenschaft, daß meine Entwürfe bei den häuslichen Pflichtarbeiten und selbst im Unterricht mich beschäftigten und veranlaßten, in den Schulbüchern heimliche Zettel zur Aufnahme der Verse zu führen. Sogar den Schlaf versäumte ich oft im glühenden Eifer, meine Stimmungen und Phantasien zu gestalten. Als ich sechszehn Jahr alt war, kam mir ein philosophisches Werk in die Hand, und nun trieb ich auch Philosophie, las Schopenhauer, Feuchtersleben, Spinoza, Radenhausen, Büchner u. a. Mein geringes Taschengeld legte ich in poetischen Werken und sonstigen mir interessanten Büchern an, und ein Ereignis war für mich jede Neuerwerbung eines Dichters. Mit solcher Energie las ich seine Werke, daß ich unabsichtlich eine Fülle davon behielt, die gelegentlich Erstaunen weckte. Da kann man sehen, was die Freiheit zu leisten vermag, den Stümperwerken des Zwanges gegenüber! Fast möchte ich sagen: Nicht durch die Schule, sondern

trotz der Schule habe ich mich entwickelt; Aufgaben drückten mich nieder, Aufnahmen ließen mich wachsen.

Der Widerspruch, zu welchem mich solchergestalt die Form des Schulunterrichtes reizte, wurde stürmisch, als auch der Inhalt mir teilweise unvernünftig erschien. Hauptsächlich opponierte ich den Lehren der Religion und der sogenannten philosophischen Propädeutik. Auf ersterem Gebiete durfte ich meine Bedenken dem Lehrer äußern, auf letzterem nicht; und abermals bemerke ich, daß die Freiheit (in diesem Falle die freie Meinungsäußerung) mich außerordentlich förderte. Ich reagierte auf die Theologie rationalistisch und demgemäß völlig abweisend. Mein Lehrer, der als guter Pädagoge mit uns Schülern freundschaftlich verkehrte, hörte meine Vernunftgründe an, ohne sich treffen zu lassen, indem er nämlich behauptete, der Glaube sei keine Vernunftsache. Diese Art des Widerstandes regte mich außerordentlich auf, da ich sie nicht rubrizieren konnte; — jetzt ist sie mir nicht mehr ungewöhnlich, diese brutale Dickfelligkeit (sachlich, nicht persönlich bezogen) der Autorität, diese grundsätzliche Unvernunft, die aus der Not eine Tugend macht, — „credo quia absurdum!“ Die Sicherheit meines Widerparts machte mich schließlich an meiner Vernunft irre; excentrisch wie ich war, schwankte ich von der Gotteslängnerei zum leidenschaftlichen Gebet: „Herr, hilf meinem Unglauben!“ Fürwahr, es ist schwer, ohne Bundesgenossen die Autorität zu besiegen! Ich hatte Bundesgenossen; besonders im Hinblick auf die vielen anerkannt großen Heiden und Ketzer in der Weltgeschichte erstarkte meine vernünftige Individualität und siegte.

Doch die Wirkungen pflegen langsamer als die Ursachen zu schwinden. Der tiefe Ernst, mit dem ich der Theologie begegnet war, hatte in Verbindung mit gewissen „Talenten“ bei meiner Umgebung die Ueberzeugung hervorgerufen, ich sei zum Prediger prädestiniert. Und in der That bezog ich als Theologe die Universität, teils weil mich das Gerede gewissermaßen dazu gestempelt hatte, teils weil es mich reizte, auch an der „Professorenweisheit“ meine Vernunft zu messen. Die Notwendigkeit eines Brotstudiums konnte mir vorläufig nicht imponieren; der Freiheit Atmosphäre lockte mich und versprach mir die ersehnte Förderung meiner Eigenart, während der gewaltsame Drill des Hirns, zumal im Dienste des Magens und der ordinären Behäbigkeit, mir widerstrebte und geradezu als Prostitution erschien. Komilitonen schalten mich einen unbesonnenen Schwärmer, ein großes Kind, und empfahlen mir, das Brotstudium wenigstens als Mittel zum Zweck zu kultivieren; wenn ich erst wohlbestallt sei, möge ich meine Neigungen wieder aufleben lassen. Ich aber vermutete, daß man durch „zeitweilige“ Anwendung unreiner Mittel sich dauernd verunreinige, und studierte, diskutierte und trieb, was ich wollte, nicht was ich sollte. Schließlich freilich brachten mich Vorstellungen meiner Familie „zur Vernunft“, — oder wohl richtiger zur Unvernunft, nämlich zur Unterwerfung unter die Autorität. Ich erklärte mich bereit, nunmehr auf einen Brotberuf hinzuarbeiten, bestand aber, um wenigstens einen Kompromiß mit der Freiheit zu erlangen, auf der Bedingung, daß ich nicht ein Vertreter der Theologie würde; statt dessen wollte ich Lehrer werden.

Doch bald stieß mein Sinn auf ein neues Hindernis. Durch einen Studienfreund machte ich die Bekanntschaft der Sozialdemokratie, und geeignete Lektüre sowie Gespräche mit dem geistig bedeutenden „Arbeiterphilosophen“ Josef Dietzgen (der damals noch in Siegburg bei Bonn als Lohgerber lebte) bekehrten mich so völlig, daß die sozialistische Weltanschauung zu meiner geistigen

Organisation zu gehören schien. Da ich nun der freien Meinungsäußerung auf keinen Fall entsagen wollte, so verzichtete ich auf die Position eines staatlich sanktionierten Lehrers, ohne freilich diesen Entschluß meinen Verwandten (die mein Vertrauen verloren hatten) mitzuteilen. Ich tröstete mich mit der Hoffnung, daß es in der weiten Welt doch irgend eine Art des Erwerbes geben müsse, welche die Gesinnung nicht vergewaltigt; und in der Erwägung, „kommt Zeit, kommt Rat", entschied ich mich dafür, einstweilen den unvermeidlichen Militärzwang auf mich zu nehmen.

Der „stramme Dienst" in Berlin setzte begreiflicherweise meinem Ketzersinn einen Dämpfer auf; ich führte das Dasein einer Maschine, empfand aber diesen Zwang keineswegs als den schlimmsten, — weil nämlich die Körperstrapaze das Empfinden überhaupt abstumpft. Dennoch wurde meine Kenntnis der Zwangswelt schätzenswert bereichert.

Nach Absolvierung des Militärjahrs derselbe Zwiespalt in meinem Innern, wie zuvor, und kein, kein wirklich guter Rat! Obenein offenbarten sich die „Bande der Familie" mehr und mehr als ein Instrument des Zwanges, Familiensinn, Pietät, Gehorsam als Formen der Knechtschaft. Und ich zerriß, um meine Individualität zu behaupten und mich vor Selbstvernichtung zu bewahren, diese Kette.

Nun war ich frei — wie ein hungerndes Wild im Schnee. Ich empfand die wirtschaftliche Zwangslage, die Faust der materiellen Not beugte meinen Nacken unter verschiedene proletarische Knechtschaften; im In- und Auslande lernte ich das Joch tragen; es drückte mich ebensowohl an reichbesetzten Tafeln, wo man mir mit Höflichkeit begegnete, wie im kargen Stübchen des vierten Stockwerks, und ich lernte begreifen, wie selbst energische Individuen durch die Not zur totalen Versklavung, zur Prostitution in irgend einer Form gebracht werden können; ich war nicht in der schlimmsten Lage; und so erhielt ich mich mir selbst. Was mich hauptsächlich schadlos hielt, war die freie Zeit, welche das litterarische Zigeunertum verstattet, der humorvolle Umgang mit anderen Zigeunern und meine sozialistische Weltanschauung, die mir Begeisterung und im Kampfe dafür auch die Freude manchen Erfolges verlieh.

Doch herbe Ironie des Geschickes, daß selbst der Freiheitskampf zur Knechtschaft wird! So gewaltig ist die Knechtschaft unserer Zeit, und darin besteht ihre furchtbarste Drohung, daß sie ihren Einfluß hinüberträgt zu ihren Feinden und die prinzipielle Befreiungspartei durchseucht. Ganz allmählich, in gleichem Tempo mit meiner Kenntnisnahme des Parteigetriebes, kam mir dies Bewußtsein, immerhin früh genug, um mich vor dem Eintritt in die Abhängigkeits-Maschinerie der Partei zu warnen. Es war eine der wenigen meiner Handlungen, die ich als klug bezeichne, daß ich mich nicht zum Parlamentarier, zum beruflichen Politiker machen ließ. Hätte ich das gethan, so wäre mir's vielleicht ergangen wie den Vielen, die als Partei-Existenzen *gebunden* sind an ihre Partei und dort zu knechtenden Knechten der unfehlbaren Dogmen oder gar zu Gesinnungslumpen werden. Was mir die Partei deutlich als Tyrannei erscheinen ließ, das war ihre fanatische Unduldsamkeit, die sie meiner Kritik und abweichenden Meinung, wie überhaupt jeglicher schablonenlosen Selbständigkeit, entgegenbrachte, das war der Geist einer Bureaukratie und Regierung, wie sie peinlicher kaum anderwärts mich berühren konnte, das war die Autoritätenherrschaft, welche Personen und Dogmen ausübten . . . doch ich gedenke, die

verschiedenen Formen der Unvernunft und Knechtschaft, welche der „Partei" eigentümlich sind, in einem spätern Kapitel zu schildern.

Noch mehr Zwingburgen, als die genannten, schaute ich; ja ich kann gar nicht alle Verkümmerungen des „freien Vernunftmenschen" aufzählen. Ich sah Verwüstungen, angerichtet von der „Sittlichkeit", dem „höchsten Ideal" der Menschheit, erkannte im Heiligenschein der Tugend eine blutige Tyrannenkrone, erlebte, daß mancherlei „Selbstbeherrschung", nichts als klägliche Versklavung des Willens ist, beobachtete beispielsweise jene feige Unterwürfigkeit unter thörichte Autoritäten, die man als „Keuschheit" preist, und andererseits das frische Aufblühen von Menschen, die, dem Kerker der „Moral" entsprungen, sich der Freiheit in die Arme warfen. —

„Welch einseitige Lebensauffassung!" höre ich einwenden. — Allerdings einseitig! Ich weiß, daß ich nicht zu jenen Lebenskritikern gehöre, welche im ängstlichen Streben nach „Objektivität" die Beurteilungen ihrer Kollegen kompilieren, ohne feststellen zu können oder auch nur zu wollen, ob und wie weit diese Beurteilungen wirklich erlebt sind. Die Lebensbeziehungen, welche ich zu Begriffen ausprägen möchte, sind subjektiv, einseitig, nämlich Beziehungen zu meiner Seite, doch gerade darum realistisch; ich wenigstens weiß es, daß der Stoff dieser Begriffe dem Schachte des Herzens entstammt, — der einzigen Quelle aller echten Wertungen. Die Methode Rousseaus garantiert mir mehr Weisheit, als die Ciceros. Was man Objektivität nennt, ist großenteils Zopf, Herkommen, Vergewaltigung des Individuellen, Majorisierung, Gleichmacherei, Stagnation, während gerade die Subjektivität erfreuliche Triebkräfte zur frischen Entwickelung enthält.

Jene unduldsame Einseitigkeit, welche die Geister beherrschen will, liegt mir jedenfalls fern; ich bilde mir nicht ein, daß meine Auffassung die einzg wahre ist, denke vielmehr: andere Seiten desselben Gegenstandes mögen andere malen! Und wenn ein anderer Beobachter mit den angenehmen Farben eines versöhnlichen Naturells malt, so werde ich, sofern er innerhalb seiner Subjektivität realistisch ist, mich seiner Propaganda nicht verschließen; denn auch mir sind Milde und Humor wohl nicht fremd. Sollte ich trotz dieser Verwahrung gegen Dogmatismus doch hie und da als Dogmengeber wirken, so erweist das nicht autoritäre Tendenz auf meiner, sondern Knechtschaft auf jener Seite.

Für einen „Standpunkt" zu „agitieren", ist nicht meine Absicht; denn als Freund der Entwickelung will ich keinen „Standpunkt" behaupten; ferner meine ich, daß echte Gesinnungsgenossen durch gleiche Erfahrungen, nicht durch Worte gewonnen werden, das Wort ist Phrase, so lange nicht das Leben seine Bedeutung erschlossen hat:

„Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen,
Wenn es nicht aus der Seele quillt . . ."

Vielleicht aber wirken meine Beobachtungen für viele Leser anregend und eröffnen neue Gesichtspunkte; vielleicht gar spreche ich für einige das „erlösende Wort", das ihre eigenen Erfahrungen zu Erkenntnissen gruppiert. „Wen ich suche und wen ich finden werde, — sagt, mir aus der Seele, John Henry Mackay — das ist der Einzelne: Du — und Du — und Du — Ihr, die Ihr in einsamem Ringen zu gleicher Erkenntnis gekommen seid." „Der du in mir dich fand'st" — diesen frohen Gruß, den „Das starke Jahr" desselben Autors spricht, entbiete auch ich meinen „Du".

„Lieſt du mich in ſpäter Nacht,
Hauchen dieſe heißen Blätter
Schwül dich an mit wilder Macht! . . .
Als Zerſtörer und Erretter
Komme ich und hebe leiſe
Dich aus deines Lebens Kreiſe:
Meiner ſtillen Stunden Grübeln
Denkſt du nach, hältſt ihnen ſtill —
Kannſt du mir es wohl verübeln,
Wenn ich dich gewinnen will?“

---

2. Das Ziel.

„Mein Ziel iſt der freie Vernunftmenſch“ — was heißt das?

Ich glaube mit den Worten „Freiheit“ und „Vernunft“ ziemlich denſelben Sinn zu verbinden, welchen der Sprachgebrauch meint.

Man nennt den Vogel im Bauer unfrei; warum? Offenbar weil er nicht fliegen *kann*, wohin er *will*. „Im Freien“ ſind wir, wenn unſer Fuß, unſer Auge, welche in den Mauern des Hauſes und der Stadt Schranken fanden, *unbehindert* ſchweifen *können*, wohin ſie *wollen*. Der Dichter bezeichnet das Sternenzelt als der Freiheit Heimat, weil die Sterne in einem *ſchrankenloſen*, *machtvollen* Raume, anſcheinend *ohne Störung* wandeln. Wir nennen eine Bevölkerung politiſch unfrei, wenn ſie auf politiſchem Gebiet nicht durchſetzen *kann*, was ſie *will*. Gedankenfreiheit endlich iſt da vorhanden, wo man denken und äußern *kann*, was man *will*.

Im Anſchluß an dieſe und andere Beiſpiele verſtehe ich unter Freiheit die *Möglichkeit*, *ſich zu verhalten, wie man will*, die *Kongruenz von Wollen und Können*, die *Schrankenloſigkeit*.

Bereits ſehe ich manch bedenkliches Kopfſchütteln: „Das ſoll Freiheit ſein,

‚Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt?‘

So ſoll dem Volke das uralte, machtvoll wirkende Ideal gedeutet werden? Bewahre uns der Himmel vor ſolcher ‚Freiheit‘! Denn dieſe Schrankenloſigkeit, dieſe individuelle Willkür, würde ja zum Krieg aller gegen alle, zum Chaos, zur Vernichtung der Kultur und Menſchheit führen. . . .“

Gemach! Wer einen Begriff unterdrückt, weil er ſich vor deſſen Konſequenzen fürchtet, der handelt unvernünftig.

Uebrigens iſt das Chaos keineswegs die Konſequenz der „Freiheit“ in meinem Sinne. Dieſe „Folgerung“ beruht auf einem alten Vorurteil, nämlich auf der grundloſen Meinung, der Schrankenloſe werde das Unvernünftige wollen. Man überſieht oder unterſchätzt die vernünftige Natur des Menſchen.

Ich kann nicht verſchweigen, daß es auch Leute giebt, die nicht aus *Einſicht*, nicht einmal aus vermeintlicher, ſondern aus *Abſicht* die Schrankenloſigkeit anſchwärzen und die Welt vor meiner „Freiheit“ graulich machen, nämlich einfach deswegen, weil ſie herrſchen wollen, weil gerade die Schranken, mit denen ſie ihre Knechte umgeben, ihren Vorteil hegen. Und mir ſcheint, dieſe abſicht-

lichen Feinde der Schrankenlosigkeit haben jenes Vorurteil, daß Schrankenlosigkeit Unvernunft, Chaos bedeute, wenn nicht aufgebracht, so doch gefördert.

Gerade das Gegenteil jenes Vorurteils ist richtig: Nicht Zwanglosigkeit bedeutet Unvernunft, sondern Zwang bedeutet Unvernunft. Beweis: Werden wir zu einem Verhalten gezwungen, das uns vernünftig erscheint, so bedürfen wir des Zwanges nicht; um uns zu diesem Verhalten zu veranlassen, genügt die Begründung; der hinzukommende Zwang kann uns das vernünftige Verhalten nur verleiden, verunreinigen, verekeln. Werden wir aber vollends zu einem Verhalten gezwungen, das wir für unsinnig halten, so bäumt sich unsere Vernunft dagegen auf; und diese formelle Vernunftverletzung bleibt auch dann ein Uebel, wenn der Zwang auf etwas thatsächlich Sinnvolles gerichtet ist. Werden wir endlich zu einem Verhalten gezwungen, über dessen Sinn wir gar keine Meinung haben, so wünscht unser Geist Aufklärung; durch Zwang fühlt er sich nicht befriedigt, es sei denn, daß ihm Autorität genügt, — was aber unvernünftig ist.

Und so verlange ich, gerade weil ich mich als vernünftiges Wesen fühle, nach Zwanglosigkeit, nach Freiheit.

Doch auch in umgekehrter Richtung findet ein inniger Zusammenhang zwischen Freiheit und Vernunft statt: Ich weiß, daß Vernunft eine Bedingung meiner Freiheit ist.

Denn wenn meine Freiheit darin besteht, daß ich kann, was ich will, so wird sie desto umfangreicher sein, je größer mein Können, meine Macht ist! Meine Macht aber beruht hauptsächlich auf meiner Vernunft, ebenso wie Vernunftlosigkeit völlige Ohnmacht mit sich bringt.

Ueber die Bedeutung des Wortes „Vernunft" ist sich der Sprachgebrauch nicht einig. Im Allgemeinen bedeutet es wohl diejenigen Geistesfähigkeiten, welche Leben und Wohlbefinden des Inhabers fördern.

Ein unentbehrliches Mittel zu dieser Förderung liegt darin, daß man richtige Vorstellungen von der Wirklichkeit hat; mit anderen Worten: Eine wesentliche Eigenschaft der Vernunft besteht in der Produktion und Erhaltung von Wahrheit. Ohne Wahrheit, ohne mindestens einige Wahrheit, könnte kein Mensch sein Leben fristen. Denn wenn er falsche oder keine Vorstellungen von der Wirklichkeit hat, so kann er sich nicht zurecht finden in der Wirklichkeit, er „irrt", wie es treffend heißt. Denken wir uns beispielsweise einen Menschen, dem die einfachsten Wahrheiten unbekannt sind, der nicht weiß, daß gewisse Bewegungen seiner Beine ihn zum Ziele führen, daß Ausstrecken des Armes, Zugreifen der Hand ihm Speise und Trank verschafft, — er würde zweifellos alsbald zu Grunde gehen. Das ist allerdings ein extremes Beispiel. Doch auch an milden Beispielen sehen wir, daß Mangel an Wahrheit schädlich ist; ja mir scheint, dieser Satz ist auch ohne ausgesprochenen Beweis vollkommen einleuchtend. Und so pointiere ich diese Betrachtung mit der kontradiktorischen Abänderung eines bekannten Dichterwortes:

Nur die Wahrheit ist das Leben,
Und der Irrtum ist der Tod.

Hieraus erklärt es sich, weswegen die Vernunft vielfach als das normale, gesunde Denken definiert wird. Vernunft muß eben dem normalen, gesunden Menschen eigentümlich sein; wäre es anders, so gäbe es gar keine Menschheit.

Wie aber erwirbt man Wahrheit? — Erfahrung und Begründung sind ihre Quellen, und zwar ihre einzigen Quellen! Da der Beweis für

diesen Satz sehr umfangreich ist, so lasse ich ihn unerörtert. Derartige unbewiesene Voraussetzung hat jedes Gedankensystem; andernfalls wärd es endlos, gleich der Frage „Warum?“

Was ich unter Begründung verstehe, will ich in knappen Umrissen schildern. Man kann an den Vorstellungen und den Vorstellungssystemen, welche Gedanken heißen, eine gewisse Aufdringlichkeit sowie Beharrung feststellen, mit welcher sie ins Bewußtsein treten und daselbst beharren; nach Maßgabe dieser Aufdringlichkeit und Beharrung lassen sich die Vorstellungen und Gedanken einteilen. Wenn ich z. B. im Begriffe stehe, die Thür meiner Wohnung zu öffnen, so drängen sich mir gewisse Vorstellungen vom Innern derselben, z. B. das Bild meines wedelnden Hündchens auf; von diesen Vorstellungen meine ich, daß sie wahr sind, d. h. der Wirklichkeit entsprechen; ich erwarte, die entsprechenden Dinge alsbald mit den Sinnen wahrzunehmen. Von der Aufdringlichkeit und Beharrung solcher Wirklichkeitsvorstellungen durchaus verschieden ist die Art, wie Phantastereien, die als solche beurteilt werden, ins Bewußtsein treten. Stelle ich mir z. B. vor, mein Hündchen liege tot, so hat diese Vorstellung lange nicht soviel Aufdringlichkeit und Beharrung, wie jene andere Vorstellung. Indessen kann die Vorstellung, mein Hündchen liege tot, sich den hohen Grad von Aufdringlichkeit und Beharrung, welcher der Wirklichkeitsvorstellungen eigentümlich ist, von diesen übertragen lassen, gewissermaßen leihen. Hat mir z. B. ein Freund in glaubwürdigster Weise den Tod des Hündchens berichtet, so rechne ich damit, als mit einer Wahrheit; die Glaubwürdigkeit des Berichterstatters enthält nämlich die Glaubwürdigkeit des Berichtes sowie das Ganze den Teil enthält. Diese Uebertragung dessen, was der Wirklichkeitsvorstellung eigen ist, von einer Wirklichkeitsvorstellung auf eine bloße Vorstellung ist es, was ich unter Begründung verstehe. Allerdings fällt diese psychologische Erklärung nicht völlig zusammen mit der erkenntnistheoretischen Definition; letztere stellt vielmehr noch eine Anzahl logischer Merkmale an der echten Begründung fest. Diese Merkmale kann ich indessen nicht anführen, ohne eben eine Erkenntnistheorie zu schreiben.

Allgemein gilt es nun als unvernünftig, unbegründete Vorstellungen für wahr zu nehmen und ihnen gemäß sich zu verhalten, oder umgekehrt begründete Vorstellungen, erwiesene Wahrheiten, nicht als solche zu behandeln. Als eine Propaganda der Unvernunft, und somit des Unheils, kann man folglich das Bestreben bezeichnen, vernünftige Wesen nicht durch Begründungen, sondern durch andere Mittel zu einem gedanklichen Verhalten zu bestimmen.

Mein Ziel sind Menschen, welche solche Tendenzen, Vergewaltigungen der Vernunft, weder gegen andere Menschen anwenden noch von deren Seite erleiden — mein Ziel ist der freie Vernunftmensch.

„Aber soll denn jeglicher Zwang aufgehoben werden?“ wird mir eingewendet. „Wohin würde das führen! Wenn z. B. ein Kranker in der Verirrung seines Geistes sich weigern würde, die Medizin zu nehmen, dürfte dann seine Umgebung nicht. . .?“

„Soll“ und „dürfte!“ Zunächst lasse ich im Namen der Freiheit das Gebieten und Erlauben sein. Andernfalls würde ich ja selber Zwang anzuwenden suchen; ich würde nämlich jene Autorität, als welche das Ideal „Freiheit“ aufzutreten pflegt, in Wirksamkeit setzen, um die Freiheitsschwärmer für meine Anschauungen zu kapern. Das fällt mir aber nicht ein; weit entfernt, einem fanatischen Ritter zu gleichen, welcher seine Dame für die minniglichste im ganzen

Reich erklärt, jedermann zur Anerkennung dieser These verpflichtet und Zweiflern den Fehdehandschuh hinwirft, warne ich vielmehr vor jeder Ueberschwänglichkeit, vor jeder Vergötterung, weil nämlich alles Göttliche herrisch ist und folglich die Tendenz hat, zu knechten; ich warne im Interesse der Vernunft vor den logischen Schlingen, welche das Schlagwort seinem Gläubigen um den Hals wirft, um ihn als Opfer hinwegzuschleifen. Ich zeige nur mein Ziel; wer darin das seinige findet, sei willkommen zum Meinungsaustausch, insbesondere zur Beratung über die Mittel und Wege; jedenfalls hüte ich mich vor dem Versuch, jemand durch autoritäre Wendungen zum gleichen Ziele zu bekehren.

Sodann liegt es mir auch fern, „jeglichen" Zwang als schlecht zu bezeichnen. Wie vermöchte ich denn ein verwerfendes Urteil über etwas auszusprechen, das ich gar nicht kenne! „Jeglichen Zwang" kenne ich eben nicht! Ich kenne nur eine Anzahl von Fällen des Zwanges; von diesen habe ich eine gewisse Wirksamkeit abstrahiert, und auf diese Beobachtungen mache ich aufmerksam. Möge der Leser nach eigenem Ermessen das „Facit" ziehen, wofern er überhaupt ein Facit erstrebt; oder möge er, wie es mein Wunsch ist, den einzelnen Fall nicht der Autorität eines „allgemeinen Gesetzes", des moralischen Dogmas, unterwerfen, sondern unabhängig davon beurteilen, indem er sich von meinen Beobachtungen und Abstraktionen anregen, zu gewissen Gesichtspunkten bringen läßt!

„Verlohnt es sich überhaupt, nach dem freien Vernunftmenschen zu streben? Ist dies Ziel erreichbar?" — Welch' eine dunkle, nebelhafte Frage!

„Ach aus dieses Thales Gründen,
Die der kalte Nebel drückt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden!
O wie fühlt' ich mich beglückt."

Dies „Könnt' ich doch" drückt ein Verlangen aus. Würde der Wanderer fragen „Kann ich den Ausgang finden?", so wäre er wunderlich; denn keine haltbare Antwort auf solche Frage könnte er finden in einer Schlucht, deren Grenzen er nicht kennt, und in einem Nebel, der ihm das Nächste verhüllt. „Versuch's!" das wäre die einzig treffende Antwort. Und so wird auch unsere Frage gründlich nicht durch Spekulation, sondern nur durch das Experiment entschieden.

Uebrigens ist „Kann ich?" häufig die Frage der Mutlosigkeit oder der Unlust, welche nach einem Vorwande für die Unthätigkeit sucht. Wer sein Ziel liebt, der unternimmt die Wanderung, indem er denkt: „Ich kann; denn ich will!"

Es wäre unrichtig, solcher Liebe Verblendung, Unvernunft vorzuwerfen. Und mag sie das Leben wagen oder gar hingeben, — ist es doch ein Leben, welches ohne Befriedigung der Liebe, fern von dem Ziele, keinen genügenden Wert hat!

Aber so tragisch ist das Streben nach meinem Ziel nicht einmal. Ich wäre auf die Vorstellung einer Liebe auf Leben und Tod auch nicht eingegangen, wenn es nicht Leute gäbe, die jeden „Idealisten" bestürzt anschreien, als renne er ins unabwendbare Verderben. — Laßt ihn doch! Wähnt nicht, ein Gemüt sei krank, weil ihr es nicht begreifen könnt! Auch die Henne versteht nicht, wie das Entlein ins Wasser streben kann. Und doch ist gerade das Wasser des Schwimmvogels Element.

Und weit entfernt, ins Unheil zu rennen und beklagt zu werden, bereitet manch verschriener Schwärmer vielmehr großes Heil. Denn die Liebe zum Hohen erhebt den Schwärmer und sie, die er mit sich hinreißt, empor vom Niedrigen.

„Schwärmerei!" Man sagt's und dünkt sich
So beruhigt groß dabei.
Aber glaubt: Kein Vogel schwingt sich
Aufwärts ohne Schwärmerei,
Und kein Schaffen und kein Streben,
Nur ein ödes Einerlei,
Keine Liebe und kein Leben
Gäb' es — ohne Schwärmerei".

Ich nannte die Frage nach der Erreichbarkeit meines Zieles nebelhaft; aber ich sah schon stellenweise den Nebel zerreißen. Und als ich vorschlug, lieber durch Experiment die Wirklichkeit, als durch Spekulation die Möglichkeit festzustellen, da blickte ich bereits auf einige gelungene Experimente. Denn ich kenne Menschen, welche dem „freien Vernunftmenschen" verhältnismäßig nah gekommen sind, Menschen, die sich weit über Brutalität, über Herrschaft wie Knechtschaft erhoben haben, Menschen, die keine Hand zur Vergewaltigung erheben und überhaupt sich sehr erfolgreich bemühen, zur Bestimmung ihrer Mitmenschen nichts als Vernunft anzuwenden, Menschen, die sich ziemlich frei gemacht haben vom innerlichen Zwange des Gesetzes, der Sitte, der Sittlichkeit oder einer sonstigen Autorität.

Welch ein Abstand zwischen diesen Menschen und ... beispielsweise den Buschmännern! Fürwahr jene selbstgefälligen „Realisten", die mit dem Schlagwort fechten, man solle „den Menschen nehmen, wie er ist", dürften angesichts solchen Abstandes doch in Verlegenheit geraten über die Natur „des Menschen". Sie wollen also den Menschen nehmen, wie er ist! Ich frage: Welchen Menschen?

Nehmt den Buschmann zum Beispiel und sagt, ob er einer Höherentwicklung in der Richtung meines Zieles fähig ist. Verneinen könnt ihr diese Frage nicht; denn ihr stammt nach eurer Ueberzeugung von Wesen ab, die so tief, ja noch tiefer, als der Buschmann, standen.

Nehmt ihr aber den Menschen, wie er beispielsweise in Spinoza oder Tolstoi vorliegt, so könnt ihr nicht sagen, daß solch ein Geist eine unüberwindliche Strecke von meinem Ziele entfernt sei.

Die Natur „des Menschen" stellt sich im gegenwärtigen Durchschnittsmenschen ebenso wenig einzig nnd fertig dar, wie in den genannten Extremen; sie ist keine konstante, sondern eine variable. Die Menschheit ist in fortwährender Bewegung, auch von ihr gilt das „Alles fließt", sie hat Nachzügler und auch Vorzügler! Und wie der vorgeschichtliche Mensch sich zum civilisierten entwickelt hat, so wird vielleicht dereinst der Durchschnittsmensch ein Spinoza und Tolstoi sein, während die Vorzügler dem „freien Vernunftmenschen" noch näher stehen.

Man schätzt heutzutage die Entwickelungslehre. Ich will aus Hypothesen keine Autoritäten machen. Indessen rechnen wir einmal hypothetisch mit den Hypothesen. Häckel hat ein biogenetisches Grundgesetz aufgestellt, dem gemäß jedes Individuum in seiner Entwickelung vom Keim bis zur Reife die verschiedenen Entwickelungsstufen ungefähr der gesammten Reihe seiner Vorfahren wiederholt. Als diese Vorfahrenreihe von Stufe zu Stufe sich empor entwickelte, da

waren es zuerst wenige Individuen, welche die höhere Stufe erreichten; ihnen folgte allmählich die Masse. Und wie damals Individuen vorangingen, so werden — dieser Schluß ist nicht gewaltsam — wohl auch jetzt Individuen die Vorläufer der Masse sein. Demgemäß könnte man das biogenetische Grundgesetz durch den Zusatz erweitern, daß einzelne („höhere") Individuen die spätere Entwickelung der Art, als Vorläufer, darstellen. Sieht man am menschlichen Embryo sowie an der Fortsetzung, die er im Kinde findet, woher die Entwicklung kommt, so sieht man am „höhern" Individuum, wohin sie geht.

Gerade wenn wir diesen Gedanken einer stufenweisen Emporentwickelung berücksichtigen, erscheint uns jenes Bedenken, mein Ziel sei unerreichbar, für unsere Mittelergreifung ziemlich bedeutungslos. Denn stufenweise kann der Mensch manche Höhe erklimmen, die ihm unerreichbar vorkommt, solange er ihre Totalität ermißt. Und was sollte die Entwickelung zum „freien Vernunftmenschen" denn völlig vereiteln? Die Anlagen dazu sind vorhanden; wenn sie gegenwärtig unzulänglich sind, so liegt das nur am Grade; der Grad aber läßt sich steigern. Uebrigens würde das Streben nach meinem Ziele selbst dann nicht unvernünftig sein, wenn ein Ende niemals abgesehen werden könnte; die bloße Annäherung kann ja eine Verbesserung bedeuten. Jedenfalls läßt sich das Streben nach „dem Glücke" vergleichen mit jener mathematischen Kurve, die sich einer andern Linie beständig nähert, ohne sie jemals zu treffen; und dennoch wird dieses Streben nicht für unvernünftig gehalten.

Gewaltig in der Kleinmütigkeit Ohr schallt der Prophetenruf Friedrich Nietzsches:

„Ich lehre euch den Uebermenschen. Der Mensch ist etwas, was überwunden werden soll. Was habt ihr gethan, ihn zu überwinden? —

Ihr habt den Weg vom Wurm zum Menschen gemacht, und vieles ist in euch noch Wurm. Einst waret ihr Affen, und auch jetzt noch ist der Mensch mehr Affe, als irgend ein Affe —

Seht, ich lehre euch den Uebermenschen! — Der Uebermensch ist der Sinn der Erde".

Ja, was habt Ihr gethan, ihn zu überwinden? So frage auch ich mit skeptischem Tone. Ich leugne nicht, daß etwas gethan ist; indessen habe ich gegen die Taktik gerade der beruflich sanktionierten „Erzieher" des Menschengeschlechtes Einwände, die ich für gewichtig halte. Und diese Einwände bilden die „Philosophie des reinen Mittels".

(Fortsetzung folgt.)

Der Tier- und Menschenfreund.

Novelle

von **Emil Strauß.**

„Holdriolololoju — hü!“ herzerleichternd kams ihm aus der Brust, wie er durch die Glastür auf den geräumigen Holzsöller hinaustrat, und er breitete die Arme aus, als wolle er die ganze herrliche Schau an sich schließen, und schwang in der Rechten den vielgetreuen Ziegenhainer und den verkrumpelten Filz in der Linken und lauschte, wie verworrenes Echo von einer Talwand zur andern hüpfte; aber er konnte es nicht zählen, auch wie er den Jodelruf von neuem ausstieß: vom zweiten Widerhall ab scholl es verwirrt. Plötzlich ließ er Hut und Stock fallen, wie sie fielen, versuchte und packte die Söllerbrüstung und schwang sich empor zum Handstand; in straffem Bogen ragte er einen Augenblick in die Höhe, strampelte dann ausgelassen mit den Beinen, schlug sie zusammen, daß die Absätze klappten und juhute dazwischen. Als er sich dann mit anstrengender Langsamkeit aus dem Hochstand wieder auf die Füße herabgelassen hatte und rotgequollenen Kopfes über die Brüstung hinab die Geröllhalde unten betrachtete, zog er bedenklich die Brauen hoch: „Gog! Gog! wenn Du Dich überschlagen hättest! zehn Meter — mindestens! autsch mein Backen!“ er sah an seinen schlanken, geraden Gliedern hinunter mit prüfendem Wohlgefallen: „Schadew ärs ja am Ende! — a ba! man überschlägt sich halt einfach nicht!“ Er richtete sich breit auf und jauchzte übers Tal weg: „Juchu! — j-uch! — holdrioloo! — j-uch!“ daß im Echo die Laute possig übereinanderpurzelten. „Die Welt ist doch zu unverantwortlich schön! Herrjeïsses, womit haben wir das verdient!“ Er sog sich des Anblicks voll, rund um sich schauend. Hinter seinem Häuslein vor zog sich weithin nach rechts eine düstere Föhrenwand, doch ehe sie sich in spitzem Winkel mit dem gegenüberliegenden Zug treffen konnte, sprang wie ein Riegel ein baumloser Grashügel dazwischen, der gar krankhaft blaß aussah in der dunklen Umgebung. Wo der, sich an die gegenüberliegende Höhe drängend, absank, umhüpfte ihn ein Wildwässerlein, nur auf ein par Schritte sichtbar; das mochte einer Klamm oder einer Klinge entquellen drüben, wo die Bergwaldung wie eine Falte einfiel. Von dort an aber ragte wie der höckerige Buckel eines ruppigen Dromedars ein Berg in die mattblaue Luft, dessen braunrote Flanke allenthalben durch den spärlichen Bestand durchschimmerte wie die Haut durch das abgescheuerte Haarkleid; nur hie und da wie Haarzotteln ein par vergessene schlanke Eichen und Buschwerk. Nach links hin verbreiterte sich das Tälchen und hinten, wo der kahle Buckel abfiel, streckte sich weithin in gleichmäßiger Höhe, wie mit der Baumschere beschnitten,

ein gewaltiger Edeltannenforst, schwarz, gleichmäßig schwarz; nur auf halber Höhe hob es sich lichter empor wie eine Insel und die hochbestammten Kronen umwob ein bräunlicher Hauch: es mochten sprossende Eichen sein! und nur unten gegen die Talmatten begrenzte wie eine Borte ein Strich hellgrüner Buchen das Tannicht. Wie eine Bahn des Fahnentuches an die andere schloß sich an das Schwarzgrün des Berges das blasse Gold des Himmels darüber; weit hinter dem schwarzen Kamm mochte die Sonne sich neigen, hier war nichts von ihr zu sehen als jener goldene Abglanz und über dem Scheitel auf Mittaghöhe ein par rosige Flöckchen im Blau. Sonnen- und schattenloses Nachmittagslicht! Nur wenig Farben, Tannendunkel und helles Wiesengrün, aber keine Abstufungen!

Der Beschauer war still geworden: trotz der abgeschreckten Beleuchtung berührten ihn die Farbentöne so grell! Es änderte sich nichts, da lief keine goldige Strahlenbahn über schattige Wiese, da wuchs kein Baumschatten über die Lichtfläche hin! Das einzige Farbenspiel trieb das Bächlein; aber die Silberflämmchen, die aus seinem dunklen Bett aufflackerten, erschienen von so schwerem Glanz, leblosem Bleiglanz und dem Betrachter war, als sähe er Staniolschnipsel tanzen auf Tinte. Er sah und horchte regungslos hinaus: das Lied der Amsel stimmte so trefflich dazu, die von irgend einem Wipfel hinter ihm herab immer dreimal dasselbe Sätzlein pfiff, dann jäh abbrechend eine Pause machte. Das alles gemahnte ihn wie tiefes, schweres, schweres Atemholen und, wie er nun plötzlich inne ward, daß seine eigene Brust so langsam ging und so mühsam, da durchfuhrs ihn wie ein Schrecken und ein par Herzschläge lang stockte der Atemfluß und sein gespanntes Lauschen vernahm nichts als das Pochen da drin; es war ihm, als geschehe jeder einzelne Schlag nur zögernd, wie eine Uhr, sich räuspernd, ausholt, ehe sie schlägt. Da schwang es sich in weichem Bogen durch das Tal und sauste rauschend gegen ihn empor, daß er zusammenschrack, und flügelschlagend über ihn und sein Häuschen dahin. — — Er aber faßte die Söllerbrüstung mit der Rechten, hart, kraftversuchend, daß die Adern und die Sehnen aus der Hand stiegen, und fuhr mit der Linken über den Schopf und flüsterte wehmütig lächelnd: „Ein par Tauben! — sanfte Tauben!" und wollte gerade ein Selbstgespräch daranknüpfen über den Ursprung dieser schreckhaften Stimmung, da scholl von hinten herüber, wohin der Taubenflug gegangen, wütendes Gebell. „Aha! hinterm Berg hats au no Leut!" er lachte hell hinaus und schaute wieder das Tal entlang und verweilte auf der schwarzen Wand, die im Westen abschloß, und sah nichts als das grüne Dunkel und das lichte Gold. Das Lied der Amsel, das gerade wieder anhob, wurde verschlungen von erneutem Hundegebell. „Halts Maul! Luder, verdammtes! du solltest mein sein!" Unwirsch wandte er sich, hob Hut und Stock vom Boden auf und trat ins Zimmer. Der Hund bellte. „Wenn du mein wärst!" und der Ziegenhainer pfiff durch die Luft. Der Hund bellte.

In der Mitte des großen, etwas niedrig erscheinenden Gemaches blieb der junge Mann betrachtend stehen, streckte die Arme aus und wirbelte sich ein par Mal auf dem Absatz herum: „Hurrah! Solo! Coeursolo! Juhu!" — Dann packte er die Wandertasche aus und bestimmte jedem seinen Ort; aber bald war er damit zu Ende und fing nun an, das Zimmergerät nach seinem Bedürfnis zurechtzurücken — „übrigens, mit dem Umorgeln wollen wir doch warten, bis unser Sach da ist; müßte schon da sein!" Er ging auf die Eingangstür zu, die der Söllertür gegenüber war, bog aber unterwegs ab und öffnete ein Fenster: „Wollen

mal der verhockten Luft Flügel machen!" und riß dann alle acht Fenster — jederseits zwei — auf: „Alles, was Flügel hat, fliege!" es flog aber nichts als seine blonden Locken, die verstruwelt an der Stirn geklebt hatten. Nun trat er zur Tür hinaus, von deren Schwelle an, nur etwa Fahrwegbreite lassend, der Hang, an den die Hütte geklebt war, föhrenstarrend emporstieg. Der Jüngling verschmähte den Pfad, der sich allmählich hinauf wand, und klomm geradewegs in die Höhe auf dickem, glattem Nadelteppich. Wenn er hin und wieder ausschnaufend anhielt, zurückzublicken, so schien ihm das Häuslein mit dem weit überkragenden Dach immer mehr in den Boden versunken, düster und unheimlich. Jetzt war es fast ganz verdeckt von einer breiten Föhre, die der Frühling über und über wie mit weißen Weihnachtskerzen besteckt hatte, nur links schaute eine Ecke des vermooften Ziegeldaches hervor und der ruppige Dromedarrücken von der andern Talseite schien nähergekommen und sich am Dache zu reiben. —

Nun gings hinauf auf den Kamm, der nach kurzem Abfall auf der andern Seite, sich sanft abdachend, eine weiche Talmulde formte. Das Gebell währte noch immer, doch in häufigeren Absätzen; der Hund war offenbar müde. — „Was das Vieh nur hat!?" Der Jüngling schritt eiliger auf das Haus zu, dessen wuchtiges Strohdach sich hinten auf die Berglehne stützte, vorn aber sich weit schirmend bis zu Anderthalbmannshöhe herabneigte. Noch etwa fünfzig Schritt davon entfernt, hielt er horchend inne: der Hund war still geworden, Amselrufe kamen von irgend einem Wipfel, ganz dieselben, die vorhin das Häuslein drüben umklungen, und neben gurgelte durch Gras und Kraut ein Rinnsal und sprang dann, über ein hohles Rindenstück anlaufend, etwa fußtief hinab auf einen kindeskopfgroßen Stein, von dem es in Fächerform auseinanderstäubte. Er richtete einen flüchtigen Blick nach dem Bauernhaus und warf sich dann lang hin neben dem Wässerlein ins hohe Grün. Mit den Händen im kühlen Gekräut spielend lag er da, die Ohren voll Amselsang nnd Quellenmusik, und suchte mit den Augen durch das Zweig- und Blättergewirr abblühender Birnbäume den Himmel und dachte an gar nichts.

Nun hob er ein wenig das Ohr und lauschte nach dem Hof hin; es war ihm, als habe er eine Frauenstimme vernommen. Nichts! er sank wieder zurück, aber der Stimmenklang lebte noch in seinem Ohr, eine weiche Altstimme; wem mochte sie angehören? einer Bäuerin sicherlich nicht. Er kannte viele Frauen; welche mochte es sein, deren Stimmenschall durch zufällige Luftschwingungen in seinem Gehör ausgelöst wurde? Er suchte und suchte und hörte nichts mehr von Amsel und Brünnlein.

Leichte Schritte weckten den Versunkenen. Zuerst hatte er das Verlangen, in seinem Traumbehagen liegen zu bleiben und kommen zu lassen, wer kommen wollte. Wie es nun näher kam, hob er doch ein wenig den Kopf, ließ ihn aber gleichgiltig wieder sinken. Unbeholfenen Ganges, bei jedem Schritt den aufgeschossenen Leib schlaff wiegend, schlenderte ein Mädchen heran; die Arme hingen fast bewegungslos herab und schienen sich an den Falten des blauen Kattunrockes zu halten. Der junge Mann war schon wieder bei andern Gedanken und fuhr empor, da er plötzlich tief und klangvoll die Worte hörte: „Looß! bisch au wieder do?" — So war die Stimme vorhin doch keine Einbildung gewesen! Behutsam, um nicht bemerkt zu werden, sah er nach dem Mädchen auf, das stillstand und zu der pfeifenden Amsel emporschaute, in lässiger Haltung, gleichsam zusammengesunken, mit lang hängenden Armen, das Gesicht lauschend schräg nach oben

gekehrt; die kaum vorspringenden Brüstlein regten sich fast nicht unter dem dünnen Kattunleibchen. — „Heiliger Sankt Gabriel Max! hab ich Hallucinationen?“ flüsterte der Daliegende und stierte unverwandt das Mädchen an, dessen Blick aber nicht mehr nach der Amsel, sondern wie aus Trägheit und Gleichgiltigkeit ins Leere ging. Er hätte sie nun gern auch in Bewegung und anderer Stellung gesehen; aber sie rührte sich nicht; es war ihm, als schlafe sie stehend. — „Ach ja!“ gähnte er schlaftrunken, wälzte sich auf die andere Seite, schob die Rechte unter den Kopf und blieb liegen, als schlummere er; durch den Spalt der Lider sah er, wie ein Schreck den Leib des Mädchens schüttelte, wie ihre Brust heftig stieß; ihr Atem schien ihm zu röcheln; aus gelblichblassem, glatt und glänzendschwarz umscheiteltem Gesichtchen schauten ihn bestürzte, tiefdunkle Augen an und die bräunlichen Lippen unter dem etwas zu kleinen und zu jäh vorspringenden Adlernäschen waren erwartungsvoll geöffnet; aber, als stehe da etwas Entsetzliches bevor, das sie nur durch verzweifelte, finstere Kühnheit bestehen könne, waren die fast geradlinigen, starken und langgezogenen Brauen durch schwere Stirnrunzeln so herabgedrückt, daß sie an der Nasenwurzel nach unten sich ausschweiften und die forschenden Augen zur Hälfte verdeckten. Er regte sich nochmals und sah dann, wie sie mit der Linken in die Luft griff, den vorgebeugten Leib zurückzog und sachte rückwärtsschreiten wollte. — „So ists nicht gemeint!“ murmelte er in sich hinein, schlug die Augen auf und streckte sich. „Grüeß Gott!“ rief er fröhlich und nickte ihr vom Boden zu. Sie hielt wieder ruhig und erwiderte mechanisch, ohne den Gesichtsausdruck zu ändern: „Grüeß Sie!“ — Es fiel ihm gerade nichts mehr zu sagen ein und so blieb er liegen und schaute sie an, wie auch sie regungslos, mit gleicher Miene ihn anblickte. Er überlegte, wer sie sein könne: eine Tochter des Bauern nicht; denn der hatte nur ein Büblein, auch sah sie ihm gar nicht ähnlich; zur Frau aber war sie zu jung, viel zu jung! Er wollte sie fragen, doch wußte er nicht, wie er sie anreden solle. Ihre Gestalt war unreif und unfertig wie bei einem fünfzehnjährigen Kind; in den düsterblickenden Augen aber und in dem leisen Zug der Mundwinkel nach unten lag eine bittere Gereiftheit, ein zeitloses Alter; dies drängte ihn, sie als Erwachsene zu behandeln, „Sie“ zu ihr zu sagen und doch mußte er innerlich darüber lachen. Endlich begann er: „Ist Dein Vater zuhaus!“ — „Wa? — wa isch?“ fragte sie und das Finstere schwand aus ihrem Gesicht, sie schlug die Augen weit auf, daß sie noch einmal so groß erschienen und sah ihn an, den Kopf horchend vorgeneigt. Der forschende Blick, der dem jungen Mann doch wieder vorkam, als gelte er gar nicht ihm, als vertiefe er sich durch den Daliegenden hindurch in etwas für diesen nicht Vorhandenes, Ferneres, verwirrte ihn, er sprang rasch auf und sprach mit höflicher Miene, als wolle er um Verzeihung bitten: „Gehören Sie zum Bugghof? Sind Sie die Tochter?“ — Sie schüttelte lässig den Kopf und sagte in höherem Ton als vorher: „Nei!“ dann schaute sie zur Seite nach dem Rinnsal und dem unruhigen, fortwährend wachsenden und abnehmendem Wasserfächer mit seinem diamantischen Farbenspiel. — „Ist der Meister zuhaus?“ fragte er wieder. — „Jo, er isch dehei“. Beim letzten Wort bewegte sie schwach winkend den Kopf. Der Stimmenklang bezauberte den Jüngling und er wußte nichts Anderes zu tun, als der Weisung stracks zu folgen: er schritt dem Haus zu. Erst als seine Tritte fast verklungen waren, fuhr sie aus ihrer Reglosigkeit auf und sah ihm nach. Anfangs scheute er sich, nach ihr umzublicken, es ließ ihn nicht; erst nach der Hälfte des Weges wandte er langsam seinen Blick nach hinten und traf den ihrigen, der rasch sich abkehrte nach

dem Wasser hin. Auch er fühlte sich ertappt, ging weiter und schrack heftig zusammen, als plötzlich von einem Hundestall her wütendes Gebell und Kettengerassel erscholl. Er hielt an und betrachtete das Tier, einen braun und schwarzen Hühnerhund; als er früher einmal auf dem Hof war, hatte er ihn sonderbarer Weise nicht bemerkt. „Bsch — a, sei doch still! — jo — was willst denn? — was tust überhaupt an der Kette, armes Vieh? — halt doch s Maul, dumme Kaib!" Aber alle Beruhigungsversuche fruchteten nicht. Das Mädchen oben hatte schon den Mund geöffnet, um den Hund zur Ruhe zu rufen — rief aber nicht.

Der junge Mann trat ins Haus und stapfte mit schwerem Schritt über den Vorplatz nach der Stubentür; wurde aber, schon ehe er sie erreichte, angerufen: „Grüeß Sie, Herr Helger!" ein hagerer Bauer mit bartstoppeligem Cäsarengesicht trat ihm entgegen und bot ihm freundlichen Handschlag. — „Grüeß Gott, Meister! da wär ich". — Der Bauer widerholte „grüeß Sie, Herr Helger! jo!" stieß eine Wolke Rauch von sich und strich mit dem Mundstück der kurzen Pfeife kämmend über das knappe Bärtchen der Oberlippe. — „Schmeckts Pfeifle?" fragte Helger. — „Jo, jo! — sinn Se ebben ako?" fuhr der Bauer fort, nickte dann mit dem Kopf und gab selbst Antwort: „jo!" und fuhr mit dem Mundstück der Pfeife über sein Bärtchen. Helger erkundigte sich nach seinem Koffer. — „Jo, s isch ko; dört im Hof stohts; jo!" der Bauer zeigte mit der Pfeife nach dem flurartigen, vollständig abgeschlossenen Vorplatz, auf den auch die Fenster des Zimmers gingen. — „Da ist mir eben ein Maidli begegnet — gehört das Ihnen, Meister?" — „Nei!" der Bauer lachte ihn mit den nahzusammenstehenden Augen freundlich an: „nei! i bi no ihr Götti, jo! — es het nieme meh; jo!" und bei jedem „jo" nickte er mit dem Kopf und strich mit der Pfeifenspitze über sein Bärtlein. — „So?" machte Helger und sah tiefsinnig zu Boden. Sie schwiegen, der Hund bellte. —

„Was ist denn mit dem Hund, daß der in Einemfort so bellt?" fuhr der Jüngling auf. — „S isch e Jogdhund un möcht de Tube no; jo!" — Und auf seine Frage, warum man einen Jagdhund an die Kette lege, erfuhr Helger, das Tier habe keine Zucht erhalten und mache, so oft man es freilasse, tagelang wütende Jagd und komme erst ganz abgehetzt und zu Schanden wieder. — „Schad um das schöne Tier!" er ging mit dem Bauer dem Hunde näher, der ihn beschnüffelte, mit der Rute schlug und sich gern von ihm streicheln ließ. Wie sie dastanden, schossen ein par Tauben vorüber und alsbald sprang der Hund, soweit die Kette reichen wollte, vor und zeterte in die Höhe. — „Bisch still, Mohrle! dumme Kaib! — jo!" verwies der Bauer gleichmütig; aber Mohrle raste weiter. Helger schüttelte den Kopf: „Armes Vieh!" und wandte sich nach seinem Koffer: „ja, da will ich den mit nübernehmen". — „Ha, i will Ene helfe — oder — s Bäbeli ka, jo! — Bäbeli, Bäbeli!" — „Dank schön! ist nicht nötig — werde schon allein fertig!" wehrte der junge Mann ab, als das Mädchen näher kam. Er packte den schweren Koffer und schwang ihn mit Ueberspannung aller Kraft auf die Schulter; er wollte es dem Bauer zeigen. — „Zum Dunderschieß! jo!" staunte dieser. Bäbeli stand gleichgiltig daneben; doch wie der Meister dann zurücktrat, schaute sie dem jungen Menschen verwundert nach: solche Kraft hatte sie ihm nicht zugetraut. Der aber klomm, ob er auch fast brach unter der Wucht, den Hang hinauf, ohne abzusetzen; er wußte, daß sie ihm nachblickte. Erst als er für sie nicht mehr sichtbar sein konnte, rastete er ein wenig. Das sonderbare Wesen des Kindes ging ihm nicht aus dem Sinn. „Bäbeli — Bäbeli!"

er suchte möglichst naturgetreu dem Bauer nachzusprechen: „Bäbeli — wie kann man das Gesicht „Bäbeli" heißen!" — Er trug den Koffer in seine Stube, steckte eine handvoll Feigen, die er vorhin dem Ränzel entnommen, zu sich und raste dann die Geröllhalde unter der Hütte hinab, daß die Steine wild zur Tiefe stoben und der ganze Hang ins Schieben geriet. Hinter ihm verklang das Gebell. Er strebte nach dem schwarzen Kamm im Westen.

* * *

Der ungewohnt starke und vielkehlige Gesang um sein Dach weckte den Helger sehr früh; leichte Nebel zogen im Tälchen und die Sonne hatte die Höhe im Osten noch nicht erklommen.

Er rückte die Möbel in andere Ordnung: die Bettstelle so, daß der erste Frühschein ihm in die Augen fallen mußte — er wollte keinen schönen Morgen versäumen — den Tisch bequem von jeder Wand ab, mit dem Blick talunter, und packte den Koffer aus. Wäsche und ein Anzug waren gleich untergebracht, die wenigen Bücher: einen Band von David Humes englischer Geschichte, einen von Buckles Civilisationsgeschichte und den Ekkehard legte er auf den Tisch. Nun zog er einen halbarmlangen, dicken und schweren Gegenstand in leinenem Säckchen hervor; er wog und drehte ihn zögernd in der Hand, beschnüffelte ihn aus der Ferne mit mißfälliger Gebärde und knüpfte langsam den Sack los. Prüfend besah er den Schinken, den er ihm entnommen, hielt ihn dann plötzlich, wie in siegendem Entschluß, behäbig unter die Nase, roch und legte ihn hastig weg: „Brrr — s ist doch ne Schweinerei! — das hat mir, beigott, ganz die Lust danach verdorben!" — Er ging nachdenksam einige Schritte hin und her. Auf seinem Marsche gestern war er in einem Dorfe durch entsetzliches Gequiek und Gekreisch auf ein Schweineschlachten aufmerksam geworden; eine Art grausamer Neugier — grausam gegen den Träger — hatte ihn festgehalten und zusehen lassen, wie das Tier an den Füßen gefesselt, nach entgegengesetzten Richtungen auseinander gezerrt, krampfhaft sich warf und schlug und schnellte und in Todesangst schrie — wie der Metzger, den weißen Schurz blutverregnet, die messertragende Rechte bis über den Ellbogen wie in Blut getaucht, in der Linken eine Schüssel halbvoll noch dampfenden Blutes, dem Opfer, das nun Geschrei und Anstrengungen verdreifachte, nähertrat, niederkniete und die Schüssel abstellte: mochte da eine Mücke sitzen oder nur ein Nerv jucken, er rieb mit dem blutberonnenen Handrücken mehreremale über den Backenknochen. Das wachsbleiche Gesicht des fuchshaarigen Burschen wurde dadurch, zumal vermöge der formlosen Tonabstufungen des Blutfleckens, so scheußlich raubtierhaft entstellt, daß Helgern jetzt doch der Kreisel ausging und er würgenden Schlundes und heißen Kopfes weiterrannte; aus der Ferne vernahm er noch das Abschnappen des letzten Verzweiflungsschreies. — Es hatte lange gedauert, bis er das gemeine Bild losgeworden — nun stand es wieder vor ihm und das Tier bäumte sich und schrie, und das Blut dampfte und stank, und der fuchsige Fleischer besudelte sich das ganze bleiche Gesicht mit Blut, und das Blut dampfte und stank.

„Ä pfui deixel! das Leben ist doch eine ordinäre Tätigkeit! — und Schinken werd ich sobald nicht mehr essen können! — Schad um den schönen Schinken! Was machen?" — Er nahm ihn nochmals zurhand und besah ihn überlegsam; dann packte er ihn beim dünnen Ende und schwang ihn wie eine Keule, mehrmals in Kampfstellung: „Ganz handlich! aber ein Stuhlbein ist doch härter, wenns

drauf ankommt! — Ich werd ihn dem Meister zum Aufheben geben und einfach vergessen. Schrumm!" — Er legte den Schinken beiseit und hob ein anderes, gepfropft volles Leinensäckchen aus dem Koffer: „Das ist der wahre Jakob!" und er konnte dem Drang nicht widerstehen, den Pack sofort aufzuknüpfen und eine handvoll trockenen Obstes an die Nase zu führen: „Ein anderer Klang! — jetzt bin ich doppelt froh, daß ich das mitgenommen habe!" — Einen unverhältnismäßig großen Teil des Koffers aber füllten Bilder, Photographieen, eine zierliche Schwarzwälderuhr und Wandschmuck aller Art, Gipsgüsse, Nippsachen, lauter solche Kleinigkeiten, die ein Zimmer erst recht heimelig und vertraut machen. Es dauerte länger, bis er alles zu Gefallen angebracht hatte und nun umschauend vergnügt die Hände reiben konnte: „Ganz famos macht sich die Bude! — Schade eigentlich, daß Niemand sie zu sehen kriegt — übrigens, man muß auch was für sich allein haben können!" — Dann setzte er sich an den Tisch, zog aus seiner Brieftasche einen zerknitterten Briefumschlag, der dem Aussehen nach schon zum Knäuel geballt im Papierkorb gelegen haben mochte, strich ihn behutsam glatt und las, Buchstabe für Buchstabe liebkosend, die Aufschrift: Herrn Gog Helger, stud. hott. Freiburg i. B. In ausfahrenden, flüchtigen, schiefliegenden Zügen stand es da und er wußte jedes geringste Strichlein und Pünktlein genau auswendig. „Stud. hott." lächelte er. „Ja wohl, wenns halt nicht hist geht, gehts hott! blonder Teufel, Du!" und er blies den Umschlag auf und schaute andächtig hinein — und dann sah er drüber hinweg zum Fenster hinaus nach dem tannendunklen Bergkamm, der nun aus einem zarten Lichtanhauch heraus über die ziehenden Talnebel herabgrüßte, und es war ihm, als sei dort auf dem gründunklen Grunde ein blonder Mädchenkopf hingemalt mit kecken Blauaugen und kecken goldenen Bubenlocken, mit frischen Backen und spöttisch grüßendem Mund; aber, wie er schärfer hinsah, war es nichts. Er stierte lange nach der dunklen Bergwand und hin und wieder, in Abständen, zitterte das Blatt heftig in seiner Hand. Endlich legte er es hin, strich nochmals glättend mit der Hand darüber und beschwerte es mit einem eigenartig geformten, halbfaustgroßen Brocken Nagelfluh, den er vorher sorgsam aus einem Papier gewickelt. Die Gestalt des Steines hatte Aehnlichkeit mit einem schweren Belagerungsmörser; kühn ragte das Geschützrohr in die Luft und zeigte die Inschrift „Hohentwiel, März 90".

Da er nun Verlangen nach einem Frühstück trug, wollte er hinüber nach dem Hof; war aber nicht wenig überrascht, vor seiner Tür einen Topf kalter Milch zu finden; hatte er doch nicht erwartet, daß der Meister noch an die Abmachung von letzthin denken würde. Sonderbar, daß man ihm die Milch nicht hereingebracht hatte, er war doch jedenfalls schon aufgewesen. Er schüttelte den Kopf und lächelte: „Bäbeli!" —

Er setzte sich mit seiner Milch auf den Söller und freute sich seiner Einsamkeit. Im Osten, wo der diesseitige und jenseitige Höhenzug einander trafen, hing nun die Sonne und spülte, über die blaudüstere Föhrenmauer hinweg den baumlosen Grashügel licht überflutend, ihren Glanz ins Tälchen. Der ruppige Dromedarrücken gegenüber war noch beschattet, aber die Nebel waren tiefer gesunken und schienen nun rasch vom Erdboden eingeatmet zu werden. Die feuchtfarbene Geröllhalde glitzerte. — „Wie schön ist die Welt, wenn man keine Menschen merkt! — nun, ein par könnte man ja schließlich ausnehmen — zwei, drei oder wenigstens einen! — ei, wäre das schön! — — — No, hier finden sie mich so leicht nicht! Was die sich die Köpfe zerbrechen mögen in Freiburg! Hurrah!" er klatschte vor Freuden in die Hände. „Mit ihren blödsinnigen

Biergesprächen und Cafeskaten und stumpfsinnigen Collegien! Heiliger Brahma!" er mußte gähnen. „Schon der Gedanke!" Wie er sich wohlfühlte! „Wald, Wasser, Waide — was will einer mehr! Und obendrein noch so ein sonderbares Menschenkind wie das Bäbeli — das — Bäbeli! bin begierig!" Er sann, kaum merkbar lächelnd vor sich hin. — „Der Morgen ist eigentlich zu schön zum Studieren, aber — Zucht muß sein, sagte der Hanswurst und kletterte an der glatten Wand hinauf. Und wenn Ihr Professoren gewesen wäret, Mr. David und Mr. Thomas Henry — ich brächt Euch das Opfer bigott nicht!" und er wandte sich zum Tisch und nahm seinen Hume zur Hand — — —

„Das ist doch zu stark!" er schaute mürrisch von seinem Buche auf; und es war auch wirklich etwas viel: Mohrle bellte nun anhaltend schon etwa fünf Minuten. „Das kann schön werden! — Eine bewunderungswürdige Lunge hat das Vieh! sicher keine Spur von käsiger Entartung! — Wenn es wenigstens sein Maul halten wollte, seine Jagdlust gönnte ich ihm ja von Herzen! — — Jetzt zerrt der Kaib an der Kette herum und bellt die Tauben an! s ist zu komisch! — Nun, die Menschen machen s ja auch nicht gescheiter! — — — A wirklich? biste still? gottseidank!" — Er studierte weiter — — —

„Natürlich! da haben wirs wieder! es wäre ja nichts ohne Dich, Mohrle! die „Schule der Geläufigkeit" rechts, Violinetuden von Kayser links und Sonatinen von Clementi oben drüber, das unisono — wäre Sphärenmusik dagegen. — — Wenn das Vieh wenigstens nicht noch zu bedauern wäre! so eine Barbarei! — — Na, ganz möcht ich aber doch nicht aus der Haut fahren!" Er stand auf und stieg über die Höhe hinüber, dem unaufhörlichen Gebell näher; unterwegs schnitt er sich aus einem Buchengebüsch eine spazierstocklange Rute. Im ganzen Hof war Niemand zu schauen. Helger trat zu Mohrle, streichelte und beschwichtigte ihn: „A sei doch still, dummer Kerl! kriegst ja doch keine! und ich kann ja nicht arbeiten bei dem Lärm — mit dem besten Willen nicht!" das Tier peitschte mit der Rute um sich und sprang zutraulich an dem jungen Mann empor. „Nun ja, biste ja ein ganz guter Kerl; aber das Maul halten mußt Du! — Ja — ja!" er klopfte dem Tier die Lenden. Eine Taube flog vom Haus herab und Mohrle fuhr, soweit er konnte, wildbellend gegen sie los. Wütend zog ihm Helger mit der Gerte ein par über, daß er winselnd mit eingeklemmtem Schweif hinter seine Hütte schlich: „Verdammtes Luder!" Kaum aber hatte er sich nach dem Hause hingedreht, da rasselte schon wieder die Kette und Mohrle stand kampflustig da. Der Jüngling seufzte: „Da hilft Alles nicht!" er sah suchend umher, ging in den Holzschopf hinten unter dem Dach und schleppte ein Brett und einen Sägebock herbei: „Mohrle, kusch dich! — kusch!" das Tier kroch wedelnd, den Blick flehend rückwärts gewandt, ganz am Boden in sein Haus, vor dessen Oeffnung Helger das Brett mittelst des Sägebockes feststäuperte: „So, Dir wollen wir die Mucken vertreiben!"

Nun hätte er gern irgend einem vom Hofe seine Masregel erklärt; doch im Hause fand er Niemand. Wie er ein wenig die Straße talab ging, sah er seitwärts auf dem Feld eine Frau beschäftigt und unweit davon ein Kind auf dem Weg sitzen. Er schritt näher und wollte sich eben zu dem spielenden Kinde bücken, mit ihm zu plaudern, da strich sein Blick nochmals über das Weib auf dem Acker — das mußte Bäbeli sein. Er ging an dem Kinde vorbei, auf sie zu. Sie wandte ihm den Rücken zu und arbeitete tiefgebeugt mit der Hacke. Ueber Hinterhaupt, das in seiner ganzen Breite und Höhe mit dem in viele feine Zöpfe verflochtenen Schwarzhaar gepolstert war, und über Rücken floß bis zur Hüfte

das Sonnenlicht; weiterhin erschien das dunkelblaue Kleid im Gegensatz fast schwarz und seltsam leuchteten unter dem gehobenen Rocksaum blaurote Strümpfe auf. Sie schien Helgers Kommen nicht zu hören und so rief er ihr, etwa noch fünf Schritte entfernt, „Grüeß Gott!" zu. In erschrecktem Auffahren riß das Mädchen seinen Körper herum, schaute den Sprecher vorwurfsvoll an, trat etwas zurück, senkte stirnrunzelnd den Kopf und drehte nun verlegen den Leib nach rechts und nach links. Er war betreten; das Gefühl hatte ihn überkommen, als habe er etwa eine Dame in allzu lässiger Morgenkleidung überrascht, und er wußte nicht, was sagen. „Grüeß Gott!" widerholte er. „Grüeß Sie!" gab sie ohne aufzuschauen zurück. Er sah umher nach einem Anknüpfungspunkt, es war ihm augenblicklich gar nicht bewußt, weshalb er eigentlich gekommen sei. „Auch schon fleißig?" brachte er schließlich heraus. — „Jo." — „Wo ist denn der Meister?" — „Im Wald!" sie deutete mit dem Kopf die Richtung an. — Nun fiel ihm seine Sache ein: „Ich habe nämlich nur sagen wollen, daß ich den Mohrle ein Bissel eingesperrt habe; das ewige Bellen stört mich zu — sehr!" — Sie antwortete nichts. — „Es war Niemand im Haus — nur Sie hab ich aus der Ferne gesehen; hab Sie gar nicht gekannt am Anfang." — Sie drehte sich wieder verlegen hin und her und schaute kurz auf. — „Was das Mädel prächtige Augen hat! und der Blick! wie wenn er einen ganz in sich hinabziehen wollte!" dachte Helger und schaute Bäbeli stumm an. „Ganz allein auf dem Hof?" fragte er dann weiter. — „Jo!" sie schaute ihn unruhig fragend an. Er wurde etwas verwirrt; es war ihm so seltsam schwer, mit diesem Kinde zu reden: „Ich dank auch schön für die Milch!" Sie hatte ihn noch voll angesehen, nun schlug sie die Augen nieder und drehte sich ab. — „Aber warum so verstohlen? Ich hab ja gar nichts gehört! hm?" — „I ha Ihne nit verwecke welle!" — „O — ich bin sehr früh aufgestanden!" — Sie schwieg. — „Wie weit ists nach Sihlen? im „Engel" soll man gut essen! nicht?" — „I bi nit us der gegnig! weiß nit." — „A — Sie sind noch nicht lang hier?" — Sie schüttelte blos langsam und schwer den Kopf und sah nicht auf; für ihn aber lag darin ein Zwang, nicht weiterzufragen, dem zu trotzen ihm unzart erschienen wäre. — „Also — den Mohrle hab ich eingesperrt; so in zwei Stunden können Sie ihn, bitte, rauslassen; dann stört er mich nicht mehr. Bhüt Gott!" Er ging den gleichen Weg zurück. Bäbeli murmelte „Bhüt Gott" und hob die Hacke, um weiterzuarbeiten, ließ sie aber schnell wieder sinken, richtete sich auf und begleitete ihn mit den Augen. Mit bös gerunzelter Stirn und heißem Blick sah sie, wie er zu dem Büblein am Boden sich niederbeugte, plauderte und ihm die Backen tätschelte, und sie führte mit der Hacke ein par grimme Hiebe gegen den Grund. Dann schaute sie wieder hin; er schritt weiter; doch erst als er wohl schon auf seiner Höhe war, fuhr sie mit der Arbeit fort; aber sie beugte sich nicht mehr so tief und ab und zu drehte sie in der gebückten Stellung den Kopf seitwärts nach hinten und schaute nach ihrem Rocksaum.

* * *

Am andern Morgen widerholte Helger sein Verfahren gegen Mohrle, wieder mit der Bitte an Bäbeli, sie möchte ihn nach zwei Stunden freilassen. Als er aber von Sihlen, wo er zu Mittag aß, heimgekehrt war und in behaglicher Betrachtung seiner Welt auf dem Söller lag, da kam ihm, wie einmal ein Tauben-

flug obenhinzog, der Gedanke an Mohrle und er wartete darauf, ihn bellen zu hören; aber Mohrle bellte nicht. Die Tauben haben vielleicht von der Höhe aus einen andern Weg genommen, dachte Helger; als aber im Verlauf seiner Siesta noch mehrmals die Vögel flogen und der Hund nie Lärm schlug, kam ihm das doch sonderbar vor: „Warum bellt das Vieh nicht? was das Vieh nur hat?!“ und es war ihm geradezu unangenehm, daß das unangenehme Gebell ausblieb. Daß die Strafe so gewirkt haben könne, schien ihm ausgeschlossen; so schritt er denn hinüber und erschrack, das Tier noch in der Hundehütte eingeschlossen zu finden, wimmernd und heulend. Er ließ es heraus und suchte es durch Liebkosungen zu trösten: „Du arms Tierle, Du! so lang haben sie Dich drin gelassen! gelt, das sind wüste Menschen! • ja — ja Mohrle, Du bist ein ganz guter Kerl, wenn Du s Maul hältst. No, nun brauchst Du mich aber nicht ganz dreckig zu machen vor lauter Zärtlichkeit und mit Deinen Echinokokken kannst Du mir erst recht — gestohlen werden!“ Er wischte sich den Schmutz vom Rock und das Gesicht ab; Mohrle war an ihm emporgesprungen und hatte ihm das Kinn geleckt.

Er trat ins Haus und fand in der Küche das Bäbeli mit Putzen beschäftigt. Auf seine Frage, ob sie den Hund mit Fleiß eingesperrt gelassen, erwiderte sie, auch gestern habe sie ihn erst abends freigegeben. „Das arme Tier! dauert es Sie denn gar nicht?“ — „Nei! worum denn? er soll still si!“ — „Stört Sie das Gebell auch?“ fragte er erfreut, hier auf etwas feinere Nerven zu stoßen. Sie schaute ihn aber verständnislos an und schüttelte gleichgiltig den Kopf. — „Ja, das will ich aber nicht, daß der arme Hund meinetwegen den ganzen Tag in der Kiste liegen bleiben muß — das ist ja Tierquälerei!“ — „Des schadt em nüt!“ sagte sie gelassen, jedes Wort mit einer verneinenden Kopfbewegung begleitend. — „Kann man ihn denn wirklich nicht lausen lassen? das wäre doch das Einfachste!“ — „Des goht nit! deno goht er de Hase no un de Reh un kot numme hei un deno, wann en en Jäger sieht, verschießt er en!“ — Es lag Helgern auf der Zunge, zu sagen, dies wäre ja eine Wohltat für das Tier, er unterdrückte es aber und wußte selbst nicht, warum. — „Also, bitte, lassen Sie ihn künftig nicht mehr so lange eingesperrt — oder ich muß halt immer selbst rüberkommen und ihn freimachen! Uebrigens — wollen Sie mir einen Gefallen tun?“ — Sie konnte ein breites, freudiges, lautloses Lachen im Gesicht nicht niederkämpfen — „Wenn Sie mal wieder hinüberkommen in mein Zimmer, dann nehmen Sie doch bitte den Schinken auf der Kommode mit und hängen Sie ihn irgendwo ins Kühle, sonst geht er mir kaput — nicht?“ — „Jo!“ nickte sie eifrig und freundlich mit dem Kopf. — „Und dann — könnt ich nicht vielleicht einen Strick haben, so von meiner Länge? Ich möchte da oben im Wald auf einen Baum, kann aber nicht hinauflangen zum Ast. Hm?“ — „En Strick? freili!“ und eh er sichs versah, war sie verschwunden und auch schon wieder da; er hätte solche Schnelligkeit bei ihr gar nicht für möglich gehalten. Sie reichte ihm einen Hanfstrick, der am einen, dünner verlaufenden Ende eine kleine Schlinge bildete: „Tuts der?“ — Er besah und versuchte ihn: „Der ist ja ausgezeichnet! wozu ist der denn?“ — „Ha, s isch e Strang“. — „Aha, drum! — danke schön!“ er wickelte den Strang zusammen und steckte ihn in die Tasche. Sie schaute ihm so aufmerksam zu bei seiner gleichgiltigen Arbeit, daß er belustigt beinahe hätte lachen müssen; sie aber hatte nur seine kräftigen, wohlgepflegten, gebräunten Hände betrachtet und ergriff nun mit den ihrigen, ganz unbäurisch blaß und weich aussehenden eine rußgeschwärzte Messingpfanne und fummelte daran herum.

„Immer fleißig?“ nahm Helger wieder das Wort. — „S passiert!“ gab Bäbeli zurück und fuhr mit den weißen Fingern gerade in den schwärzesten Ruß hinein. Er schien das nicht zu beachten und fragte weiter: „Also sind Sie die Hausfrau hier!?“ Sie lachte ihn voll kindlichen Stolzes und Vergnügens an und nickte. Er mußte sich halten, daß er das schwarzaugige, lachende Kindergesicht nicht zwischen die Hände nahm und küßte, und erst nach einer Weile sprach er weiter: „Ja, präsidieren Sie das denn schon?“ und in bewunderndem Ton: „Da haben Sie aber auch schon früh dranmüssen?“ Sofort aber bedauerte er, seine letzten Worte gesagt zu haben, bei denen ihr heiteres Antlitz sich verfinsterte und ein schwermütiger Blick ihn streifte, als habe er ihr das tiefste Leid verkündigt. Er wollte schnell auf was Anderes zu reden kommen und fragte: „Hat der Meister keine Frau mehr?“ merkte aber schon, während er sprach, daß er wieder auf letzes gekommen. Als das Mädchen nur mit stummem Kopfschütteln antwortete, blieb er aber trotzig dabei: „Ist sie schon lange tot?“ — Wieder nur ein Kopfschütteln. — „An was ist sie gestorben?“ — Gnädig kams von Bäbelis Lippen: „Im Kindbett“. — Der Stadtmensch studiosus historiarum Georg Helger erschrack über die Selbstverständlichkeit, mit der dieses fünfzehnjährige Ding über solche Sachen sprach; er war einen Augenblick verlegen und stand stumm. Als sie sich auch nicht weiter an ihn zu kehren schien, grüßte er: „Bhüet Gott! und den Schinken nicht vergessen! Gelt? Bhüet Gott!“ und ging. — „Bhüet Gott!“ murmelte sie und wie er jenseits verschwunden war, verließ sie auch den Hof.

Helger stob wie am ersten Abend die Geröllhalde hinab, daß die Steine mit ihm die Wette sprangen und schoß, wie er unten auf der Talsohle ankam, wider seinen Willen noch ein Dutzend Schritte weiter; da ihm das Bächlein in den Weg lief und er nicht anhalten konnte, mußte er auch dies noch in weitem Satz überfliegen. Nun aber streckte er sich gleich daneben ins dichte Gras, neigte den glühenden Kopf übers Wasser und, wo es an einem Stein zur Höhe prallte, trank er durstig. Dann lag er tief schnaufend da und schaute dem Wellenspiel zu. „Nach der Bürger- und Bauernregel müßt' ich nun eigentlich einen Herzschlag bekommen haben! Ich muß doch einen ganz ausnahmsweise wetterharten Apparat dadrin haben! No, mir ka s rächt si!“

Mohrle bellte in der Ferne, eben noch hörbar.

Helger machte sich auf, weiter zu gehen, konnte aber nach ein par Schritten der neuen Versuchung einiger dichtschattigen Weiden nicht widerstehen und legte sich etwas seitab vom Rinnsal in die Kühle. „Wenn nur das Wässerlein ein bissel größer wäre, daß ich mich hineinlegen könnte! Schade! Schade!“ — — — Und zuerst hörte er nichts als das dumpfe Pochen des Blutes im Hals unter dem Ohr, und bei jedem Schlag spürte er einen heißen Druck gegen den Kopf, als würde dieser von allen Seiten mit glühender Luft umpreßt, und das Blätterdach über ihm zuckte verschwommen vor den Augen hin und her, daß sie nur ein Durcheinanderlaufen von Hell und Dunkel sahen. Aber der Sturm seines Blutes legte sich allmählich und die Kühle breitete sich so zärtlich über seinen ganzen Leib hin und von oben traf sein Auge nur hie und da aufzuckend und erlöschend ein silbriges Sternenleuchten aus dem lichtgrün und dunkelgrün verwölkten Gewölbe, das wie schläfrig schwankte, und die zartblühenden Gräser, die zu allen Seiten fußhoch fast ihn überragten, bogen sich im leisen Lufthauch auf und ab und erschienen seinem Blick so hoch und riesenhaft wie ein dem Sturm sich krümmender Palmenwald und doch so geheimnisstill und verschwiegen, und die

freie Luft, die da oben, weit oben liegen mußte, jenseits seiner Welt, im Unbekannten, war ein unendliches Geflute und Gebrande von Vogelstimmen, nun und nun übertönt von keck durchdringendem Amselpfiff oder von müde lockendem Kuckusruf aus dem Tannwald droben; aber wie vom Winde fernhergeweht drängte es sich auftauchend und sacht wieder versinkend dazwischen wie Glockenklänge, helle und verhaltene, jetzt sich überstürzend, jetzt einzeln und langsam verklingend — das Wildwässerlein. Und Helgern umspann ein gegenstandloses, von leiser Wehmut gewürztes Träumen und Sinnen. — —

Träg stand er auf trottelte mit einem Gefühl des Mismuts und seelischer Schwere weiter. Er fragte sich, was er eigentlich hier wolle und suche, ob denn sein Eindringen in diese Taleinsamkeit, sein Abschließen Zweck und Berechtigung habe und warf sich vor, daß er am Ende doch nach nichts Anderem trachte, als nach einer Art fauler, seelischer Wollüstelei. Lesen und studieren, was Dir gefällt, genießen und erleben, was Dich reizt, und was Dir abschmeckend erscheint und zuwider ist, vermeiden, einfach umgehen — hast Du ein so herrliches Trieblеben Dir irgendwie verdient? — Wohl meinte er, ein solches käme ja wohl dem würdigsten, naturgemäßesten Leben am nächsten und so ganz kampf- und energielos sei es doch auch nicht, da er immerhin in seiner Verachtung des studentischen Treibens, in seiner Unempfindlichkeit gegen die Meinung der Andern und ihre Nachrede, überhaupt in der Durchsetzung seines Gedankens eine gewisse Kraft und Kühnheit bewiesen habe. — Aber war ihm das denn schwergefallen, hatte ihm das erheblichen Kampf gekostet? Er hatte eines Tages auf ziellos einsamer Streiferei dieses Tal mit dem leeren Häuslein entdeckt, hatte schnell entschlossen Letzteres gemietet und war plötzlich, ohne einem Menschen was zu sagen, aus Freiburg verschwunden. Das kann Jeder! — War denn, ehrlich betrachtet, ein Naturleben sein Ziel und seine Absicht gewesen? Der Gedanke, so zu leben, war ihm lieblich erschienen, hatte ihm einfach gefallen, und seinem Gefallen nach hatte er gehandelt. Daß sein Gefallen zugleich etwas Gutes und Schönes betraf, — war das sein Verdienst? Hätte er dem Gefallen wohl widerstanden, wenn es sich an Verwerfliches geklammert? In selbstquälerischer Bitterkeit warf er sich vor, auch dann wäre er sicher seinem Gefallen nachgegangen! Im Vorbeiflug streifte ihn wohl der Gedanke, daß die edle, auf gutes gestimmte Natur eines Menschen, wenn sie auch nicht dessen Verdienst sei, doch in ihrer Wesenheit die Berechtigung trage, sich dessen, was sie unwillkürlich und ohne Kampf richtig erkannt und erreicht, harmlos zu freuen; aber er hielt ihn nicht fest und wühlte sich in die grämliche Stimmung einer Art fanatischen Märtyrerdranges hinein, der alles Schöne und Echte, was nicht mit Schweiß und Opfern und Blut bezahlt ist, entwertet.

Er hatte das Tal der Länge nach durchmessen und war ein gutes Stück bergauf durch den Edeltannenforst geschritten, ohne nach rechts und links zu sehen. Plötzlich zog er den Fuß vom Schritt zurück und beugte sich nieder, richtete sich aber sofort horchend wieder auf: es war ihm, als sei etwa dreißig Schritt hinter ihm etwas gegangen. Er schaute hin und glaubte, das Unterholz und Rankenwerk noch nachschnellen zu sehen; aber auch als er einige Schritte näher trat und „ksch, ksch" machte, in der Hoffnung, etwa ein Reh hervorspringen zu sehen, blieb Alles still. Er beugte sich also wieder hinab, ein groteskgestaltetes Insekt mit sonderbar ungleich starken Beinen und spinnwebgrauen Flügeln am braunen Leib zu betrachten, das er beinahe zertreten hätte. Er erkannte es als Maulwurfsgrille und wie er länger hinsah, erweckte ihm das Gesamtbild der vorderen Körperhälfte, seitlich betrachtet, die Vorstellung, als lache das Tierchen

halb pfiffig, halb geniert über seine eigene komische Form. „Es ist doch wunderbar!“ brummte er vor sich hin; es ging ihm stets so, wenn er ein Tier beobachtete: wie man aus Wolken Gesichter und Gestalten herausſieht, so las er meist aus dem Gesamteindruck des Tieres irgend einen, vorzüglich aber komischen Charakter heraus, der ihm dann auch allein das Gedächtnisbild lieferte. Lachend wandte er sich ab, blieb aber nachsinnend nochmals stehen: es war ihm, als sei noch etwas da, was er nicht vergessen dürfe. Und wie er so vergeblich überlegte, kam ihm die Erinnerung an Bäbeli, wie sie so überernst dastand und aus ihrer schwarzen Arbeit heraus so unbefangen sagte: im Kindbett. Es blieb ihm unbewußt, daß in diesem Bild des Mädchens, wie es der Augenblick ihm brachte, die kindlichen Züge ganz fehlten und nur die ernste, reife Jungfrau vor ihm stand; er fühlte blos, ohne sich darüber Rechenschaft zu geben, einen viel stärkeren Reiz von ihr ausgehen, einen fast ungeduldigen Drang zu ihr hin und vor sich hinunterschauend murmelte er: „Ei ja, Gesundheit und Natur und — Natürlichkeit! — — dieses Weib!“ und nickte ein parmal nachdrücklich mit dem Kopf. Dann sah er wie von ungefähr den Weg zurück nach dem Busch, der nun ganz reglos lag, und dachte wieder an die Gehörtäuschung von vorhin; es war ihm immer noch, als müsse dort irgend etwas sein oder gewesen sein; allein die Neugier, die ihn noch ein Stück Weges weiterhin beschäftigte, war nicht stark genug, daß er hätte umkehren mögen. Wieder geriet er ins Gedankenspinnen.

„Da setzt die Natur ein Tier mit monströsen Grabfüßen bewaffnet in die Erde und macht ihm wie zum Hohn noch ein par windige Flügel an den plumpen Leib und das Tier *muß* sich nun durch das Leben graben — hähähä — und muß sich erst noch freuen, wenn es ungestört graben kann, muß das als Glück empfinden, so stumpfsinnig die Thätigkeit an sich sein mag! Es ist halt doch alles Mechanik! mechanische Bewegung überall! und nur der Mensch hat vermöge seines durch Abkehr von der Natur verderbten Denkens und Fühlens die traurige Macht, diese Mechanik zu stören — fast allerorten, wo er eingreift, muß er übeltun. Mohrle, armer Mohrle mit dem geilen Jagdtrieb und der kalten Kette um den Hals! und nicht einmal bellen sollst Du! — der Mensch! der Mensch! — — Was mag zuerst im Menschen die bis dahin tadellos arbeitende Mechanik gestört haben? Wars der Eigenwille? Nein! Denn solange die naturgegebene Mechanik unberührt bleibt, kann der Wille nur naturgemäs wollen! Es muß ebenfalls wieder etwas Mechanisches gewesen sein, etwas Stoffliches! Vielleicht hat der erste, der naturwidrig zu wollen anfing, statt einer Kirsche aus versehen eine Tollkirsche gegessen — der gesunde Organismus war gestört für immer, war krank. Das physische Leben erzeugt das geistige, das seelische, also war das Seelenleben für immer um seine Gesundheit, um seine Naturgemässheit gebracht, alles mußte verzerrt, häßlich, widernatürlich, grausam werden! Darum das ewige Heimweh nach der Natur! je weiter wir von ihr fern sind, umso unheilbarer! O wer das Rätsel lösen, das Naturechte entdecken könnte! Aber unser Leib ist schief und verhältnislos und aus dem Gleich und verkrüppelt, und Fühlen und Denken und Wollen ist verkrüppelt! Der Bierbauch und das Fettherz kann nicht die Natur lieben und die Brille ihr nicht nachspüren!

Und wir wären nun unheilbar auf ewig verdammt zu Bierbauch und Herzfehler und Brille?! Kann die Natur *wollen*, daß die Kinder büßen für die Sünde der Väter? Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — wenn er aber nun doch einmal weiterfällt, kann er nicht in besserem Erdreich bei mehr Regen und Sonne bessere Früchte tragen? Können wir uns nicht entkrüppeln, die Bedingun-

gen der Verkrüppelung wegschaffen, besseres Erdreich, mehr Sonne und mehr Regen suchen?!

Nur der gesunde Körper, gesund in allen Fasern, könnte gesund empfinden, also gut empfinden, gesund denken und urteilen, also gut denken und urteilen, nur der Gesunde wäre der Gerechtigkeit fähig — und höheres als Gerechtigkeit kann es ja nicht geben! —

Ihr Herren, wo geht der Weg zur Gesundheit, zur Natur?"

So in erregtem Sinnen war Herger bergan geschritten und merkte erst, da er nun auf der andern Seite weiter wollte, an der veränderten Gangart des Abstieges, wo er war. Er schaute um sich und dann schweratmend zu Boden: „Auf was für Gedanken man kommt! auf was für Gedanken man kommt!" — — Und um was? um eine lächerliche Maulwurfsgrille, um ein vergewaltigetes Hundevieh!" Nun ging er rechtshin ein Stück die Höhe entlang in hastig und unstät durcheinanderhüpfenden Gedanken. Vor einer gewaltigen Eiche mit mächtiger Kuppel machte er halt, warf mit heftigem Ruck den Kopf in die Höhe, als wolle er zugleich etwas von diesem wegschleudern, und sagte: „Fortsetzung folgt!" Er legte Rock und Hut ab, suchte den niedrigsten Ast, der immer noch so hoch war, daß er ihn auch im Sprunge nicht berühren konnte, und warf den Strang, an den er einen Stein gebunden, darüber; dann zog er das eine Ende des Strickes durch die Schlinge am andern, zerrte ihn fest, versuchte die Haltbarkeit und hangelte empor. Als er fast oben war, ließ er sich plötzlich wieder fallen. Pfui Teufel! gut, daß mich Niemand hat sehen können;" Er richtete sich gerade auf, sprang in den Beugehang und, während er vorher der Arbeit der Arme durch jeweiliges Emporschnellen des Körpers nachgeholfen, hing nun der Leib regungslos an den Armen, sosehr auch das Hinaufhangeln durch die schneidende Dünne des Strickes erschwert wurde. Dann kletterte er gewandt von Ast zu Ast und stand bald oben auf der höchsten tragbaren Astgabel.

Da senkte sich nun unter ihm der Tannenwald hinab, ein Meer regungsloser Wipfel, und Helgers erster Trieb war, sich darein gleiten zu lassen, so still, so ernst und so verlockend weich dehnte es sich dahin, als müsse es ihn sicher und wohlbehalten aufnehmen wie ein grüner Bergsee. Dort kerbte sich sein Tälchen ins Gebirg, klein und eng, als müßt er es unter der Hand bergen können gegen Störenfriede, und das Häuslein war nur ein heller Punkt im Föhrendunkel, wie ein leuchtendes Auge unter wildem Schwarzhaar. Versunken betrachtete er sein Reich, als sähe er es zum ersten Mal und voll bittrer Wehmut ging der Wunsch durch seine Brust, diesen Frieden wirklich schützen zu können gegen Störung, sich diese Heimstätte der Natur eine Heimstätte der Naturandacht und des Naturlebens werden zu lassen. „Verteufeltes Hundeluder!" er biß finster die Zähne aufeinander. —

Dann zog sein Blick schweifend in der Runde hin über die Schwarzwaldhöhen, all die bekannten und all, die er noch nie betreten, und es kam ihm unbegreiflich vor, daß er nicht auf allen zu Hause war! sie lagen ja insgesammt so nah bei einander, daß ein Schritt von einer Spitze zur andern trug! und drüben flammte der Rhein auf in der Sonne, die fern über den blaudustigen Vogesen hinabstieg. Helger streckte die freie Hand aus und drehte sich langsam herum und sprach halblaut:

„O Heimat am Rhein, allemannisch Land,
Strombraut, o geliebte, — —"

und dann setzte er sich rittlings in den Astwinkel, wo er gestanden, umschlang

den Stamm mit den Armen, lehnte den Kopf daran und schaute still über den Schwarzwald hinweg und über den kupfrigleuchtenden Rhein hinweg und über die blauen Vogesen hinweg in den Flammengleisch der Abendsonne.

* * *

Sehr früh erwachte Helger, setzte sich auf den Bettrand, schaute nachdenklich vor sich nieder und platzte in helles Gelächter aus: „So ein Blech!" Ihm hatte geträumt, er säße oben auf dem letzten Gipfelschoß einer Edeltanne, frei und leicht, ohne daß jener sich bog. Die Arme gekreuzt sah er in die rothe Sonne, die auf einmal näher kam. Und sie kam und wuchs und wuchs und ward so groß, daß er nichts anderes mehr sehen konnte, und unerträgliches Bellen wütete in den Lüften. Von der Mitte des Weges ab schrumpfte sie aber zusammen und ward kleiner und kleiner und auch das Gebell ward schwächer und schwächer, und wie sie vor ihm anlangte, der zwar noch auf dem Tannengipfel, aber doch ganz unten auf der Erde saß, da stack sie vorn am Leib einer krabbelnden Maulwurfsgrille und lachte ihn knütz an. Doch als er genauer hinsah, waren es die Züge des Bäbeli, das nun bitter und hart mit seinen braunen Lippen sagte: „Das ist alles Unsinn! zuerst Mitleid haben mit den Menschen!" Weit tat sie ihre Augen auf, die ihm abgrundtief erschienen wie zwei Brunnen, so daß er zurückschrack aus Angst hineinzufallen. Bäbeli aber verlachte ihn grausam und schaute an sich hinunter; sie hatte nun ihre eigene Gestalt, nur die spinnwebgrauen Flügel waren geblieben. Diese breitete sie aus, versuchte sie einigemale und flog langsam vor seinen Füßen in den Boden hinein. Vom Winde ihres Flügelschlages erschwankte die Tanne und der Wipfel peitschte wild hin und her, daß Helger vom Sitze glitt; behänd aber packte er den scharfnadeligen Schoß und hielt sich fest, sosehr ihn auch der Sturm hin und wider warf — doch die Nadeln durchstachen seine Hände und die Kraft ließ nach und er fiel endlich herab wie ein reifer Tannenzapfen, aber ganz weich sank er in ein rot- und weißkarriertes Federkissen. — „So ein Blech! und gar noch der rot- und weißgesteinte Pfulgen!" er blickte lachend zur Seite, wo auf einem Stuhl ein hochgeblähtes, mehr als quadratmetergroßes Kissen lag; das hatte er gestern Abend auf seinem Bette vorgefunden und gerührt zur Seite gelegt, da er ohne Kopfpolster schlief: Bäbeli hatte wohl, als sie den Schinken holte, sein Bett, das nur aus glatter Matratze und dünnen Wolldecken bestand, für zu unbequem und dürftig befunden.

Der Hund bellte, Helger seufzte: „Mohrle, Mohrle, Du bringst mich noch zur Verzweiflung!"

Er machte sich fertig nnd wollte auf den Söller treten; doch wie er am Tisch vorbeikam, fiel sein Blick auf die Briefdecke und er nahm sie unter der Nagelfluh weg und betrachtete sie, als sei sie ein liebes Bild. Er hielt sie gegen das Licht, als wollte er sich versichern, daß nichts drinstecke; dabei streifte sein Blick den Spiegel und blieb daran hangen: er sah durch ihn vor dem Fenster neben dem Eingang Bäbeli mit einem Milchhafen in der Hand vorbeigehen, langsam und nachlässig. Er blieb in derselben Stellung, um weiterzubeobachten, und nach einer Pause, in der sie die Milch vor seiner Tür abgesetzt hatte, erschien sie wieder, im Vorbeigehen flüchtig hereinblickend. Als sie ihn nun in seiner sonderbaren Haltung gewahrt, trat sie dicht ans Fenster und forschte mit vorgeneigtem Haupt. Es war Helgern, als ob ihr Gesicht im Schauen sich verfin-

stere. — Es erschien ihm selbst sonderbar, daß er so lange, das Papier in der erhobenen Hand, ruhig blieb; aber er wagte noch nicht, sich zu rühren; es war ihm, als müsse er da noch etwas Unvermutetes zu sehen bekommen. Allein so ruhig wie er scheinbar die Briefdecke, so unbewegt starrte das Mädchen ihn an. Da er so unverwandt in ihre Augen sah und sie in die seinigen, beschlich ihn das Gefühl, auch sie müsse sich dessen natürlich bewußt sein und er war daran, ihr zuzunicken, als ihm noch einfiel, daß er da ja nur einen Spiegel vor sich habe, daß sie ihn ja nur von hinten sehe und sich selbst unbemerkt glauben müsse. Langsam ließ er nun die Hand mit dem Blatt sinken und hielt es sich selbst dicht vor die Augen, um gleichwohl den Spiegel noch betrachten zu können: bei seiner Bewegung war Bäbeli etwas zusammengefahren, hatte sich flüchtig umgedreht und schaute ihm nun wieder zu. — „Eigen! eigen! das ist doch keine Kinderneugier in dem Gesicht!“ flüsterte er vor sich hin, räusperte sich vernehmlich, drehte sich halb um, stützte die Hand mit dem Papier auf den Tisch und sah scheinbar zum Fenster neben dem Spiegel hinaus. Nun verschwand das Mädchen; Helger trat in den Schatten des Zimmers und blickte ihr nach, wie sie langsam den Berg hinauflatschte. Es war ihm leid, daß sie davonging.

Der Hund bellte, Helger schüttelte den Kopf, langsam und traurig. Er konnte, wie er beim Frühstück auf dem Söller saß, nicht zum Genuß seiner Umgebung kommen, immer lag ihm das Gebell im Ohr, immer sah er das Tier an der Kette zerrend emporspringen und nur, wenn er einmal mit ganz bewußter Absicht in die Natur hinausschaute, vermochte er Tal und Halden und Berge zu sehen und Vogellärm und Wasserrauschen zu hören, und den Lockruf des Kuckuks und Gang des Windes durch die Wipfel — sonst immer das ferne Gebell und das begleitende Auffahren des angeketteten Tieres! Er ging ins Zimmer zurück und schloß Tür und Fenster; aber da schien der Lärm nur noch deutlicher hörbar zu werden! Er hatte sich vorgenommen, den Hund heute nicht einzusperren, er wollte versuchen, trotzdem zu arbeiten. Er hoffte, dadurch daß er alle Denkkraft gesammelt auf einen Gegenstand lenke und mit ernstem Willen da festhalte, die unwillkürliche Tätigkeit des Gehörs lahmzulegen, einzuschläfern; aber es gelang ihm nicht. Die Anstrengung des Versuches, das Gebell zu überhören, das ewige Wiederauffahren aus kurzer Ruhe, das nervöse Warten, sobald einmal Stille herrschte, ob sie anhalten würde, das nahm ihn so mit, daß er schließlich aufgeregt, mit fliegenden Nerven, davonrannte. Als er endlich nichts mehr hörte, warf er sich aufatmend nieder, um sich zu beruhigen. Doch obschon er so matt war, daß er allfort gähnte, brachte er es nicht dazu. Fortwährend jagten seine Gedanken hin und her nach einem Ausweg. Einschließen mochte er den Mohrle nicht mehr; es dünkte ihn Tierschinderei genug, wenn man ihn angekettet hielt; so konnte er sich wenigstens etwas bewegen, wenn auch die Qual, ewig zum Jagen gereizt und ewig daran gehindert zu werden, an sich wohl größer war, als die, im Häuschen zu sitzen. — Sollte er selbst fortgehen, das einsame Tälchen — einsames Tälchen — seinen Traum — eben Traum sein lassen, sich auf die Art von dem Hund, den Hund von ihm befreien? Im ersten Augenblick erschien ihm das als das Einfachste und Leichteste, denn was gab er denn hier auf? Arbeiten konnte er nicht, genießen konnte er nicht, ruhen konnte er nicht, die Stille war gestört, die Freude war verleidet, die Unbefangenheit war unterbunden! nur einen Traum gab er auf, nur eine Hoffnung! — Aber wohin dann? Er konnte sicher weit laufen, bis er ein ähnliches Plätzlein fände! Und

nun schoß auf einmal Alles in seinem Bewußtsein zusammen wie zu einem wirren, drängenden, wilden Auflauf alles was er an Wünschen, Hoffnungen und stillen Freuden, an tatmutiger Absicht und heimlich stolzer Genugtuung hierher in diese Wälderruhe getragen, und er meinte, er müsse von der Stelle heimstürzen zu einem Häuslein, sich sperrend vor die Tür stellen und, was da störend kommen wolle durch die Luft oder auf Waldwegen, erbarmungslos niederhauen mit Knüppel und Faust. Er sah sich kämpfend vor seiner Tür stehen und mußte dann lachen: „Nur drauf! nur gehauen!"

Aber das wußte er jetzt, daß er so leicht sich nicht verdrängen lassen dürfe! Zu gehen wäre unvernünftig und hart gewesen, denn das Tier gewann amende nichts dabei, während er selbst sehr viel verlor, sehr viel! Die Einsamkeit war ihm nötig, sehr nötig! das hatte er in den letzten Tagen erfahren. In ihr und nur in ihr konnte er über Vieles Klarheit gewinnen, mit so Manchem abrechnen!

Wie er so nach einem Mittel sann, durch das er und Mohrle sich gut stellen könnten, dachte er, das Beste wäre, das Beste wäre, das Tier totzuschießen, da es für jede Zucht zu alt und verdorben war, bei einem neuen Herrn aber auch nur das alte Qualleben würde weiterführen müssen. Es war ihm leid um das zutrauliche Vieh. —

Nachmittags ging Helger nach dem Bugghof hinüber; vor Mohrle blieb er eine Weile betrachtend stehen, dann suchte er den Meister, der auf der kühlen Kachelofenbank saß und seine Pfeife rauchte. „Grüeß Gott, Meister! schmeckt s Pfeifle?" — „Grüeß Sie, Herr Helger! jo, jo!" — „Ich möchte Sie mal was fragen, Meister." — „Jo! wa isch?" — „Was meinen Sie — was ist Ihnen denn der Mohrle wert?" — Der Bauer sah kurz zu Helger auf, runzelte die Stirn, rauchte ein par Züge, strich sein Bärtlein und sagte endlich: „Nüt! — jo." — „Ja, s ist mir ernst, Meister! ich möcht ihn gern kaufen, den Mohrle. Ich geb Ihnen, was Sie wollen. No — was meinen Sie?" — Der Bauer schüttelte, ohne aufzusehen, den Kopf: „Nünt! jo!" — „Geben Sie ihn denn um keinen Preis her?" — „Nei! — was went Sie au mit m Mohrle! dä isch nüt für Ihne — jo! dä batt' jo nüt — jo! So en dumme Kaib, so en alte — jo! Un i du en au numme hergä — jo. Für mi isch er rächt — jo! D Lüt ferchen en weil er so brüellt, aber er dut nieme nüt — jo!" Aus dicker und dicker werdender Rauchwolke heraus redete der Bauer, Helger hätte sich gerne die Nase zugehalten. — „Ach, lassen Sie doch mit sich reden, Meister! ich geb Ihnen, was Sie wollen!" — „I will aber nüt — jo!" — Helger sah ein, daß Jener nicht zu bewegen sei und stand einen Augenblick überlegend still; sein Gesicht wurde ernst und streng: „Meister, sagen Sie mal, dürft ich ihn nicht als mit spazieren nehmen — wenigstens?" — „De Mohrle? he jo, Herr Helger! aber Achtig müen Sie gä, daß er nit durigoht, jo!" — „O da brauchen Sie keine Angst zu haben, er folgt mir schon ganz gut. Nun — ich dank schön für die Erlaubnis, Meister. Dann will ich wieder weiter; bhüet Gott, Meister!" Er ging rasch hinaus, ohne den Gegengruß des Bauern abzuwarten, und sah sich nach Bäbeli um, ohne sie finden zu können; lang lief er umsonst hin und her, er mochte nicht mehr hinein, den Meister zu fragen. Dann trat er zu Mohrle, den er zutraulich streichelte und klopfte und endlich von der Kette löste. Das mochte diesem schon lange nicht mehr widerfahren sein, er fuhr wild bellend auf ein par Tauben los, die in der Nähe am Boden herumpickten, und wie sie aufflogen, schoß er fadengerade den Berg hinan, kehrte auf halber Höhe um und kam ebenso zurück; in hohen Sätzen umsprang er den jungen Menschen,

der Mühe hatte, ihn von sich abzuhalten. Die Lebensfreude des Tieres stimmte ihn ganz bitter gegen sich selbst: „Pfui Kuckuk, ist das ein Dasein!"

Versonnen stieg er unwillkürlich in der Richtung zu seinem Häuslein hinauf und achtete nicht auf Mohrle, der bald ihn umsprang, bald jagend davonschoß. Erst als er vor seiner Tür stand, fiel ihm ein, daß er ja mit dem Tier hatte einen Gang machen wollen, und sah sich nach ihm um — Mohrle war fort; Rufen und Pfeifen half nichts, er blieb fort. Helger lachte kurz und hart: „Gutes Tier, kluges! wie es mich versteht!" Er überlegte, was er thun solle: zu Hause bleiben mochte er nicht in seiner Misstimmung; aber wohin, um dem Hunde nicht in den Wind zu kommen? Er besann sich und besann sich, wo er das Tier zuletzt bemerkt habe, und es war ihm als müßt es nach rechts verschwunden sein. So ging er denn links von seiner Wohnung, wo der Wald an die Geröllhalde stieß, langsam im Föhrenschatten bergab, schaute vor sich nieder und beachtete nichts. Das Bächlein hielt ihn auf; er war zu unlustig, darüber zu setzen und streckte sich daran nieder, so daß sein Kopf über das Wasser ragte, und schaute lange in das Schießen und Blasenwerfen — — „Blödsinn, Zweck- und Sinnlosigkeit, wohin man blickt! Hüpft die Welle über den Stein und reißt Luft mit sich ins Wasser hinab, die es doch wieder ausspucken muß! Wozu schlingt es etwas in sich, das es nicht bei sich behalten kann?! wozu? — Vereinen sich die Tropfen all zum ruhigen Rinnsal da oben und schießen nun herunter und zerstürzen und zerreißen doch wieder an dem Geröll! Ob dem Bach das Zerschellen nicht wehtut? Warum bleibt er nicht droben? und still? — Was mir an dem dummen Wasser nur gefallen konnte — unbegreiflich! Eine Bahn spitzer und stumpfer Steine, groß und klein, braun und grau durcheinander, einige kahl, einige mit Moos und Algen befranst und darüber ein bischen Wasser, kaum soviel, daß man seine Socken drin einweichen kann — was ist das? Nüt! nünt! — Gehen wir weiter und halten wir uns nicht an jedem Rinnstein auf!" Er überschritt das Wässerlein, indem er auf herausragende Steine trat, und trottelte talab. „Wo der Kaib jetzt sein mag, der Mohrle? Hoffentlich kommt er einem Waldhüter in den Schuß — das arme Vieh! Schade drum — aber ich kann ihm nicht helfen! Himmelherrgottsackerment!" Die letzten Worte knirschte er wütend zwischen den Zähnen heraus. „Jetzt wohin? Was anfangen?" Er schaute um sich: ein par Schritte nach rechts standen die Weiden, unter denen er gestern geträumt. — „Ja — was ist denn — das? — da — liegt ja Jemand!" er war erstaunt stehen geblieben „das ist ja ein Weib! das" — Er trat behutsam näher — „das ist ja s Bäbeli!" Sie schien zu schlafen und regte sich nicht; er konnte sie ruhig betrachten und dabei fiel ihm auf, daß sie gar nicht bequem und natürlich lag: das Kleid ging ihr, als sei es unten festgehalten, straff bis an den Knöchel, die Beine schienen gebeugt und etwas zurückgezogen und der Kopf äußerst unbequem hintenüberzuhängen. Er stand einen Augenblick vor ihr, dann sah er sich scheu um: er wäre gern wieder fort gewesen; er hätte um Alles in der Welt nicht hier gesehen werden mögen! Ein banges Schamgefühl durchpochte ihn. Wie er unschlüssig, ob er sie wecken oder mit dem unbehaglichen Gefühl, sie insgeheim belauscht zu haben, weggehen solle, nochmals schärfer hinschaute, fiel ihm auf, daß ihre Brust so unnatürlich schnell stieg und sank — und daß ihre Augen so blöde aussahen, und die Lider nicht zu schließen schienen — und der Gedanke fuhr in ihn: „die schläft überhaupt gar nicht!" Es wurde ihm unheimlich zu Mut und sein Herz hämmerte: „kein Gedanke! die schläft nicht! die beobachtet Dich!" er starrte ihr entsetzt ins Gesicht wie einer unvermuteten, noch

unbegriffenen Gefahr und gewahrte, wie es plötzlich, wohl infolge seines stieren Blickes, ihre bleichen Wangen und Schläfen purpurn unterlief und ihr Atem noch erregter ging. Nun war er sicher und wurde ruhiger und neugierig, wie sie sich wohl benehmen würde. „Grüeß Gott, Bäbeli!“ rief er sie an und „Grüeß Sie, Herr Helger!“ erhielt er so rasch zurück, daß er fast lachen mußte über ihren Mangel an Verstellungskunst; doch errötete sie nochmals tief, als sie sich nun aufrichtete und ihn voll ansah, er aber lächelnd fragte, ob sie gut geschlafen, und sie vergaß zu antworten. „Wie kommen Sie denn hierher? Machen Sie so weite Spaziergänge? Sehen Sie, das hätt ich Ihnen nicht zugetraut! No — haben Sie was Schönes geträumt?“ Sie schüttelte den Kopf und zog geringschätzig die Mundwinkel herab; dann schaute sie umher, als sei er gar nicht da. — „Ich hab Sie heut auch schon gesucht, Bäbeli!“ — „Mi?“ Sie fuhr mit dem Kopf herum und ein Leuchten ging aus ihren Augen, die sich fragend weit öffneten: „Wa isch?“ — „Wegen des Pfulgen. Haben Sie ihn hingelegt? — das war sehr freundlich von Ihnen, aber ich schlaf immer ohne Pfulgen.“ — Sie senkte stirnrunzelnd den Kopf. — „Der Meister hat es übrigens gewußt, daß ich keinen brauche!“ — Sie hob den Kopf und sah den jungen Mann mit halb zugekniffenen Augen an, ohne zu antworten. — „Hats Ihnen der Meister nicht gesagt?“ — „I ha en gar nit gfrogt!“ erwiderte sie in ungeduldigem Ton. — „Ja — woher — Sie haben es doch verlangen müssen —!“ ihr Benehmen hatte ihn etwas außer Fassung gebracht. Sie schaute unter sich, zerrieb einen Grashalm zwischen den Fingern und blieb stumm. Er wußte nun ja schon Bescheid, aber ihr Verhalten ärgerte und reizte ihn und mit boshafter Hartnäckigkeit forschte er weiter: „Ja, woher haben Sie denn den Pfulgen?“ — Da stand sie wie aus der Erde gewachsen vor ihm in bluttreibendem Zorn und ihre hägenmarkbraunen Lippen zuckten, wie sie hervorstieß: „Gestohle ha i en! jetz wisse Se's!“ Unter grimmig niedergepreßten Brauen hervor blendete ihn ein Strahl und sie war, als er nach ihr umblickte, schon über dem Bach. Helger kam sich vor, als habe er eine Ohrfeige bekommen. „Das ist, bigott, ein Frauenzimmerle! — also ihr eigenes Kissen hat sie mir gegeben — es ist rührend, in der Tat! — Die ist alles andere Weibliche eher als Kind! — und — hinreißend hat sie eben ausgesehen in ihrem Zörnle, das krautige Ding!“

Daß sie so dienstfroh war, so aufmerksam um ihn bemüht, mußte ihm schon wohltun, daß sie ihr Kopfkissen, ihr eigenes Kopfkissen, mit dem sie sicher ebenso heikel war, wie er früher mit dem seinen und jetzt mit der Kopfgegend seines Lagers, daß sie ihm das heimlich abgetreten hatte, durchsonnte ihn mit freudiger Rührung, konnte er doch mit Sicherheit daraus schließen, wie nah er ihrem Fühlen und Denken stand. Wie er so an die gute Absicht ihres Tuns dachte, an die heimlich stille Freude, die sie dabei empfunden haben mochte, da tat ihm doch sein boshaft grobes Fragen von vorhin beschämend leid und er dachte daran, ihr nachzueilen und zum Guten zu reden; zugleich aber kam auch schon ein gewisser Trotz gegen diesen fremden Willen, der dem seinigen den Weg kreuzen wollte, und er blieb. Mochte sie allein damit fertig werden! — Schließlich — was hätte es auch geheißen, wenn er eine Unart zurückgenommen hätte, in die er bei nächster Gelegenheit wieder verfallen mußte! Es schien ihm an diesem Geschöpf, das ihn so zur Bewunderung und zu weichem Fühlen zwang, etwas Raubtierhaftes zu sein, das ihn, sobald er ihm gegenübertrat, gleichsam zum Draufschlagen reizte. Bisher hatte nur immer eine, nicht in ihm liegende, sondern plötzlich über ihn

kommende Befangenheit jenen Trieb zerdrückt. — Er freute sich auf die nächste Begegnung und, wie er nun seinen Weg nach der Eiche hinaufschritt, malte er sie sich freudig bewegt aus. Erst als er nach mechanischem Trab unter dem Baum ankam und nun Kraft und Willen betätigen sollte, da kam ihm die etwas zurückgedrängte Schwere und Unlust wieder breit ins Bewußtsein, er blieb unter dem Baum liegen und dachte an Mohrle und sich selbst. —

Als Helger bei sinkender Nacht heimkam, scholl zu seiner großen Enttäuschung Mohrles Stimme über den Berg herüber: so hatte also selbst die bescheidenste Hoffnung, wenigstens auf einige Tage den Lärm loszuwerden, fehlgeschlagen! Er warf sich gleich aufs Lager und suchte sich doch für den Augenblick in sein Schicksal zu finden; aber noch stundenlang lag er wach in selbstunzufriedenen, wüsten Gedanken.

Weit später als sonst erwachte er, mismutig, schlaff und trotz dem herrlichen Wetter zu träg um aufzustehen; der Hund schien heftiger zu bellen als je! „Der Ausflug hat seine Jagdlust natürlich noch gesteigert — heitere Aussicht!" sagte er mit finsterer Ergebenheit in sein Leidensgeschick. — Auf der Kommode sah er noch das Kissen liegen; er stand nun auf, nahm es zur Hand und beschnüffelte es: offenbar war der Ueberzug erst einige Tage im Gebrauch, ein leichter süßer Fettduft mit etwas herbem Beigeschmack saß darin, der aber wohl nicht von Haaröl stammte. „Wirklich lieb von dem Mädel! Ach — wenn mir nur das Leben nicht so verleidet wäre durch die Bestie! wenn — wenn!" Er seufzte aus tiefer Brust und kam sich sehr unglücklich vor. „Ein liebes Mädel — ä — lieb von dem Mädel, wollt ich sagen!" Kopfhängend strich er mit der Hand lind über das Kissen und legte es endlich wieder weg.

Den ganzen Vormittag blieb er trotz unabläßigen Gebells auf seinem Zimmer und suchte in ruheloſem Hin- und Hergehen seiner weichen Misstimmung Herr zu werden. Anfangs geriet er jedoch immer tiefer hinein, so daß er sich schließlich haltlos auf den Bettrand setzte und vor sich niederstierte: er war so weit, daß er auf der Stelle den Ort verlassen hätte, wäre ihm das ohne Anstrengung, ohne körperliche Aufraffung möglich gewesen!

Mohrle hatte eine zeitlang geschwiegen und raste nun mit gesammelten Kräften plötzlich aufs Neue los: Helger wurde durch den jähen Ausbruch hart aus seiner Versunkenheit aufgeschreckt, sprang empor, packte, was ihm zuerst in die Hände kam, und schmiß wütend Humes Englische Geschichte gegen die Wand, als säße dort das Tier; gleich aber lief er dem Buche nach, sich zu überzeugen, daß es keinen Schaden davongetragen: „Vater Hume, vergieb! Dir ist wohl auch dann und wann die Geduld gerissen! — — Mohrle, jetzt bist Du geliefert, so oder so!" Er trat an den Tisch, holte aus der Lade eine Schachtel, die ihm seine Mutter einst mit allem Nähzeug wohlgefüllt mit auf die Universität gegeben, kramte eine fingerlange, stumpfe Nadel mit langem Oehr hervor, schliff sie an einem Stein unter der Hütte wie einen kleinen Meisel zu breiter Schärfe zu, machte ans andere Ende einen dicken Siegellackknopf und schob sie in seine Brieftasche.

Um elf Uhr ging er hinüber nach dem Bugghof; der Meister kam gerade, einen Karren Grünfutter vor sich herschiebend, gegen das Haus herauf und rief ihm entgegen: „Grüeß Sie, Herr Helger, er isch Ene aber doch duribrennt — jo." — „Grüeß Gott, Meister! Wann ist er denn zurückgekommen?" — „He, — so um e Sexe rum isch er uf emol ineko un het halt geschnufet un het numme könne — jo." — „Das ists! der arme Kerl kann nicht mehr laufen, weil er nie loskommt. Grad will ich ihn wieder abholen; will heut besser auf-

passen — und dann kommt er ja auch von selbst wieder, wenn er mir ausreißt." — „Jo, er kunnt jo scho wieder — jo jo! sell scho — jo!" er wollte offenbar noch Etwas hinzusetzen, da aber Helger nicht darauf achtete und sich mit „Behüet Gott!" wandte, nickte er noch grüßend mit dem Kopf: „Lebe Sie wohl, Herr Helger — jo!" Dieser hatte zuerst vorgehabt, Bäbeli aufzusuchen; nun war ihm doch recht, daß sie nicht um den Weg war, er wäre zu einsilbig und zu ernst gewesen! Konnte er doch zu dem Büble des Bauern, das am Boden saß und Sand von einem Dreckpfötlein ins andere rinnen ließ, als seis eine lebendige Sanduhr, nichts weiter sagen als: „Was machst, Kleiner?" und da dieser befangen den Kopf tiefer neigte, ihm übers weißgebleichte Glatthaar streichen: „Spielen? das ist recht". Er machte nun den Hund los, nachdem er ihm noch eingehend den Hinterkopf und Nacken betastet und wiederholt dazu genickt hatte. Das Tier jagte voraus den Berg hinauf, Helger murmelte: „Zweiter und letzter Versuch! Mohrle, Mohrle, sei gescheit!" Oben angelangt, ging er vom Hund umtollt den Föhrenkamm nach rechts entlang in der Richtung auf Sihlen. Unaufhörlich ab- und zunehmendes Geklaff! Er hörte es nicht nur mit den Ohren, — mit dem ganzen Kopf. Er hatte das Gefühl, als ob bei jedem Laut ein jeder Nerv seiner Kopfhaut einen harten Schlag empfinge. Einmal hielt er sich überquält die Ohren zu und rannte ein par Schritte, aber Mohrle schien das nur als Mitspielen und Aufforderung zu tollerer Ausgelassenheit aufzufassen. Da ging Helger wieder langsam weiter: „Nun es dauert ja nicht mehr lang! s ist ja das letzte Mal!" —

Schon um zwei Uhr kehrte er zurück, allein; er hatte auf Wald und Feld gar nicht Acht gegeben und war, ohne es zu wollen, stumpfsinnig den Heimweg gegangen. Nach längerem Hin- und Herwandeln in seinem Käfig nahm er ein Buch zur Hand; aber trotz der schönen Naturstille gelangte er zu keiner Sammlung. „Wenn er nur einem Forstmenschen in die Quere käme!" wünschte er: „dann müßt ich doch nicht: Es ist ja schließlich dasselbe und ich hab ihn doch geliefert — aber so einer schießt ihn aus Pflichtgefühl nieder — und ich — bigott, jetzt kommt mirs doch wie ganz gemeine Grausamkeit und Roheit vor! — ich glaube, ich will mir die Geschichte selbst verekeln! Natürlich! Ausflüchte! Sophisterei! man kann gegen Alles Gründe finden, wenn man will! Schwächlichkeit! Sentimentalität! Die Thatsachen waren klar, die Empfindungen vollkommen ihnen entsprechend, die Folgerung eben die einzig mögliche — also gut! basta! Reden wir nicht mehr!" Er griff nach seinem Hinterkopf und befühlte sorgsam die Stelle, wo die Halswirbel aus dem Schädel herauskommen; dann ging er zum Tisch, zog die Lade heraus und durchsuchte vergeblich die Nähschachtel: „Das ist aber sonderbar! — a, ich glaube, ich habe sie in der Brieftasche. Mensch, nimm Deine Gedanken zusammen!" und er nahm die Nadel zur Hand, betastete und probierte die Schärfe: er war zufrieden. Wie er die Schublade zustieß, sah er unruhig forschend auf dem Tisch umher, ohne noch zu wissen, warum; er hatte nur das unbestimmte Gefühl, es sei etwas anders als sonst. Endlich blieb seine Aufmerksamkeit an der Nagelfluh haften — der Briefumschlag fehlte; morgens hatte er noch dagelegen. Helger durchstöberte mit aufgeregter Hand seine Brieftasche, ob er ihn vielleicht eingesteckt hätte, fand ihn aber nicht. Er durchblätterte alle Bücher, hob alle Gegenstände in die Höhe, blies alle Ecken aus — fand ihn nicht! „Der Wind kann ihn nicht unter dem Stein weggeweht haben; wenn ich ihn nicht wegnahm, so hats ein andrer Mensch getan! Ich hab ihn nicht — also!" Es konnte nur Bäbeli gewesen sein, da sonst Niemand hierher-

kam, sie aber über Mittag dagewesen war und das Kissen geholt hatte. Natürlich! — die hatte ihn gestern früh das Papier so lange betrachten sehen und war neugierig geworden. Und — warum hatte sie es weggenommen? — Er stand plötzlich ganz still, nichts an ihm rührte sich als seine Augen, die, auf einen Punkt geheftet, bald hastig, blinzelnd, bald langsam in bedächtigen Pausen auf- und zugingen, wie um die Gedanken da drinnen, die huschenden, sich überstürzenden, länger verweilenden, je nach ihrer Dauer von außen zu beleuchten. „Warum hatte sie das Blatt weggenommen?" Herbe Scham schlug ihn nieder. „Sie hat eben mit ihren scharfen Weibsaugen und feinem Weibsgefühl das Papierle erkannt — und die Spur tilgen wollen!" Wie er sich schämte vor jener, die das Blatt beschrieben! Er setzte sich hin und stützte hart die Wange auf die Faust und war dem Weinen nah vor Zorn auf sich selbst. Wie kam die dazu, das Bauernmädel?! Hatte er durch sein Benehmen ihr ein Recht gegeben, ältere Spuren tilgen zu wollen? — Ja, es schien wahrhaftig so! Hatte Bäbeli nicht eine Spur in ihm gezogen, die breiter und breiter geworden war?! Hatte er nicht mit allerlei Gedanken an sie gedacht?! Wie er das nur gekonnt hatte, es war ihm ganz unbegreiflich! Was war ihm Bäbeli — was war er ihr? Ja, da lags! Er — und ohne die geringste Genugtuung gestand er sichs — er war ihr offenbar nicht nur mehr als sie ihm, er war ihr Etwas! Das tat ihm aufrichtig weh, das empörte ihn gegen sich selbst! Wie hatte er das werden lassen können! Und wozu hätte das führen sollen! Denn nur die Einsamkeit und Bäbelis Eigenart, meinte er, habe sie ihm näher gerückt. Wo war in solchen Augenblicken, da ihn seine Sehnsucht, sein heißes seelisches Bedürfnis nach Anschluß an ein Weib zu Bäbeli irregeführt, seine Erinnerung gewesen, sein Bewußtsein, daß er gar nicht mehr zu suchen brauche, es nicht einmal dürfe!? Er begriff es nicht. Das mußte natürlich aufhören! —

Da lag die Nagelfluh auf dem Tisch — das Papier? der Briefumschlag? Helger war auf dem Sprung nach dem Bugghof, das Kind gleich zur Rede zu stellen: „Nein! wir wollen der Sache doch lieber kein so wichtiges Aussehen geben! Ganz gelegentlich — wie sichs giebt!" und er konnte doch kaum erwarten, das Papier wieder in der Hand zu haben. Weil er nichts Besseres zu tun wußte, legte er sich mit seinen Gedanken auf den Söller, sprang aber sofort wieder empor und durchwühlte eine Schachtel Briefpapier, die er für alle Fälle mitgenommen, aber noch gar nicht in der Hand gehabt; er fand natürlich nichts. Er war sehr traurig und aus dieser Trauer schreckte ihn, wiewohl er vom wahren Verbleib fest überzeugt war, jeden Augenblick eine neue Hoffnung auf, immer fielen ihm Plätzchen ein, die er noch nicht durchsucht. Das ganze Zimmer drehte er um, sogar die Geröllhalde forschte er ab: falls der Nagelfluhbrocken schlecht darauf lag und das Papier nicht packte, hätte es ja doch hinunterfliegen können.

So verging in vergeblichem aufgeregtem Suchen die Zeit und, als ihm gegen Abend auf einmal Mohrles Gebell bewußt ward, fragte sich Helger, ob der Lärm jetzt erst anfange oder ob er in seiner Aufregung ihn wohl schon längere Zeit überhört habe. „Ja — ja — nun ists entschieden, Mohrle! — Nein — nein — es geht ja nicht anders!" und nach kurzem leichtem Schauder wurde er ganz ruhig, ordnete gleichmütig all das durcheinanderliegende Geräte, steckte seine Brieftasche ein, ohne der Versuchung, die Nadel nochmals zu probieren, nachgegeben zu haben und stieg gelassen über den Berg. Er lehnte sich gegen die Hundehütte und spielte mit Mohrle, der trotz sichtbarer Müdigkeit

nicht von seiner Wut gegen die Tauben ließ, kitzelte ihn an der Gurgel und an der Stirne, fuhr aber immer zwischenein tastend über des Tieres Hinterkopf und ließ den Finger einen Augenblick in einer Art Kerbe ruhen, wo der feiste Hals an den Schädel stieß: „Da! da! mhm". Der Bauer kam dazu und antwortete auf Helgers Worte: „Da haben wie ja den Ausreißer wieder!" — „Jo, jo! aber Sie mü'en als doch besser achtig gä, Herr Helger; er isch jo ganz hin! jo." — „O, das macht ihm nichts — gelt Du, Mohrle!" — „Jo — un wann er ebe so lang umenanderrennt — er sott ebe=n=uf m Hof si! jo!" — „Da — da müssen wir halt besser zusammenhalten, Mohrle! Verstanden?" Zweimal ging Bäbeli über den Hof, er tat, als sähe er sie nicht und ging nach wenigen Minuten wieder. „Gemein! gemein!" murmelte er im Bergaufsteigen, „so führt man Mensch und Vieh hinters Licht! hm — hm." — — —

* * *

Helger trat auf den Söller: wolkenlos hob sich der Himmel, graublaue Seide, mit goldenen Nägeln festgeheftet, überzog das Gewölbe und die Berge in ihrer klaren Schwärze traten kräftig hervor; aus dem Tälchen blitzte es hie und da silbern auf, die Geröllhalde lag im Schatten, unten aber, wo die Wiese daran stieß, zeichnete sich auf der staubgrauen Matte scharf der Giebelschatten des Häuschens ab. Der Mond, der hinten über der Waldhöhe stand, mußte nahezu voll sein. Aus dem Tälchen aber stieg wie das Brodeln und Zischen aus dem Kochtopf ein unaufhörliches Quacken und Zirpen, Alles übertönend.

Er sah auf die Uhr: es ging auf Mitternacht. Er knüpfte seinen Rock zu, nahm die Nadel in die Linke und stieg langsam, aber ohne anzuhalten, über die Höhe; er hatte daran gedacht, barfuß zu gehen; aber vertraute darauf, daß der Hund seinen Schritt kenne, während er durch Barfüßigkeit nur verwirrt werden mußte. Der ganze Hof lag schlummerstill in mattem Nachtlichte da. „Müde Bauern schlafen fest — und mit Mohrle werde ich schon fertig!" Lautlos ging er auf dem Rasen zur Hundehütte, in der das Tier zusammengekrümmt schlief, den Kopf gegen die Oeffnung gekehrt. Helger strich ihm liebkosend über den Kopf und Mohrle schnappte aufknurrend nach der Hand. „Bsch! Mohrle, sei schön brav!" flüsterte er tonlos, der Hund kroch schweifwedelnd aus dem Loch und schmiegte sich an ihn. Die Hand mit der Nadel zitterte: das Tier schaute zu treuherzig im Mondlicht zu ihm auf. Der junge Mann schüttelte unwillig die Hand: „A was! Zerdrückst Du nicht auch eine Biene, die Dich stechen will?!" und fing an, unter Krauen und Kitzeln den Nacken Mohrles abzufühlen. Da schien ihm die Kerbe zu sein und er löste nun die tastende Rechte durch die Linke ab, die den Stift hielt; als die Finger ihm richtig zu ruhen schienen, ließ er die Nadel an ihnen entlang gleiten — nun saß sie auf. „Ja, Mohrle — bist ein braver, lieber Kerl, jaa!" und er patschte ihm auf Rücken und Lenden. „Jetzt wärs Zeit!" dachte er bang, „aber wenn ich die richtige Stelle nicht habe —? Ach was! druff!" er versicherte sich noch, daß die Nadel am alten Fleck auffaß, nnd traf mit einem kurzen Schlag der Rechten den Siegellackknopf. Der eindringende Stahl schien ihm unter leisem Knirschen die Richtung etwas zu ändern, der Hund hatte fast gleichzeitig mit dem Schlag nach der Hand zu schnappen versucht, war aber bei halber Ausführung zusammengebrochen. Erst wie das Tier unter seiner Hand sank und sich streckte mit einem Seufzer, als träume es, da fuhr dem jungen Menschen ein Schreck durch den ganzen Leib und er sah stumm auf das tote

nieder, vornübergedrückt, als liege ihm eine Bleilast über Rücken und Genick. Er strich zärtlich über das Fell, nachdem er vor der ersten leisen Berührung etwas zurückgebebt. Eine leise Bitterkeit trieb in ihm auf und eine klägliche Trauer und er war nah daran zu weinen. In einem Gefühl grenzenloser Vereinsamung und Hilflosigkeit, an das er später oft zurückdenken mußte, ohne es sich erklären zu können, setzte er sich auf die Erde: „Armes Vieh, armes!“ er streichelte ihm über Rücken und Hals und stieß dabei in die herausstehende Nadel. Da erschrack er heftig, daß ihm das Herz schlug und er sich einen Augenblick ganz schwach fühlte; dann fluchte er: „Verdammt! nur nichts versäumen!“ brach die Nadel glatt am Schädel ab und kämmte das Haar über die Stelle. Im Mondlicht untersuchte er den Nadelstumpf: vom Kopf war etwas Siegellack abgesprungen, und so klopfte er das ganze Fell des Tieres aus, daß nichts darin konnte hängen bleiben. Er erhob sich, betrachtete noch einmal sein Opfer, das wie schlafend auf der Seite lag, horchte nach dem Hause hin und ging langsam zurück auf sein Zimmer. „Ganz vortreffliche Art zu töten! Es wahr ja wohl Zufall, daß ich die Richtung traf — aber unfehlbar und unkenntlich!“ Als er den Entschluß faßte, das Tier zu töten, hatte er lange nicht gewußt, wie, bis er sich an Mordtaten erinnerte, die Einer an drei oder vier Personen auf diese Weise verübt hatte mit so gutem Erfolg, daß man zuerst die Todesursache gar nicht erkannte.

Müde, todmüde sank er auf sein Bett, sein ganzer Körper zuckte vor Ermattung und der Kopf war heiß, als sei ein glühender Reif breit darumgeschmiedet.

Immer und immer fiel er in Halbschlaf, aus dem er durch irgend eine unwillkürliche Bewegung wieder aufschrack. Es wurde hellgrau über den Bergen. Helger erhob sich, kletterte die Geröllhalde hinab, legte sich an den Bach und ließ den Kopf ins Wasser hängen. Das kühlte, aber sobald er wieder aufstand, kam die alte Hitze. Nun zog er die Stiefel ab und stellte sich ins Wasser, anfangs freilich schmerzte die Kälte und abwechselnd zog er die Füße empor, allein bald gewöhnte er sich daran und der Kopf wurde nach und nach kühler. So ging er endlich erfrischt hinauf, legte sich angekleidet nieder und es kam auch Schlummer über ihm.

Nach ein paar Stunden erwachte er, blieb aber liegen und sah zum zersprungenen Verputz der Zimmerdecke auf; er versuchte sich vorzustellen, was für einen Eindruck der Tod Mohrles drüben machen würde; dabei fiel ihm Bäbeli nnd so auch der Briefumschlag ein. Er beschloß, Bäbeli abzupassen und ihr derb die Augen zu öffnen.

Später als gewöhnlich brachte sie die Milch, schaute aber schon, ehe sie den Topf absetzte, suchend zum Fenster herein. Sofort rief er sie an: „Bäbeli! kommen Sie mal einen Augenblick herein, ich habe Sie etwas zu fragen!“ öffnete ihr die Tür und ließ sie geflissentlich nicht zu Worte kommen: „Sagen Sie mal, haben Sie da von meinem Tisch ein Briefcouvert weggenommen? Gestern früh wars noch unter dem Stein und gestern Abend verschwunden.“ — Sie stellte die Milch ab, betrachtete ihn mit zugekniffenen Augen, schaute dann über den Tisch hin und sagte gleichgiltig: „Jo, s ka si — i ha do gestert so Papierer eweggno.“ — „Wo ist es hingekommen?“ — „Hä, in d'Kuche ha i s zum Füermache!“ — „Wie kommen Sie dazu, etwas von meinem Tisch wegzunehmen?“ — Sie sah ihn nur mit großen, ruhigen Augen an und biß an ihrer braunen Unterlippe herum. — „Ich habe noch extra einen Briefbeschwerer drauf gelegt, damit es nicht wegkommt!“ — Ohne im Geringsten erschrocken zu sein, gab sie zurück: „Hä, i ha nit denkt, daß an so eme Papierle ebbis lit;

s isch jo nüt dinne gsi!" — „Ach was „i ha nit denkt"! Ich seh halt, Du bist ein naseweises, vorwitziges Kind, das man auch als Kind behandeln muß. Was hier im Zimmer ist, geht Dich gar nichts an und Du hast alles stehen zu lassen! Verstanden? Hast Dich überhaupt um nichts zu kümmern als um Deine Arbeit! jetzt kannst Du gehen und das Couvert aus Deiner Papierkiste wieder heraussuchen — Hast es wohl noch nicht verbrannt?!" — Sie sah ihn mit schwimmenden Augen und zitternden Lippen an und drehte sich langsam; unter der Türe sagte sie: „Dä Mohrle isch au verreckt". — „Was? der Mohrle? ist ja nicht möglich! wann?" — Sie zuckte die Achseln und ging. — „A, da muß ich doch mal gleich nachsehen!" und er begleitete sie; aber sie war ihm zu langsam und so schritt er voraus.

Es schien ihm so sonderbar, daß der Hund nun nach so langer, langer Zeit noch an derselben Stelle liegen sollte; doch da lag er noch, wie damals — weit zurück im Vergangenen, als er sank unter der harten Hand. Des Meisters Büble im Hemd stand ängstlich ein par Schritte entfernt, die Hände auf dem Rücken, rannte aber eilig davon, als Helger kam. Der untersuchte das Tier genau, streichelte es und rief ihm mit allen Namen, ließ auch die tötliche Stelle nicht unbetastet. Unterdeß kam ein breiter, klotziger Knecht schwerfällig angestampft, hinter ihm der Bauer. — „Grüeß Gott! was ist auch mit dem Mohrle! s Bäbeli hat mir s eben gesagt", rief Helger ihnen entgegen. Der Knecht stieß mit dem Fuße dem Hund gegen den Bauch, der träg und schlaff nachgab: „Er isch halt verreckt, dä het ebbis gfresse". Der Meister nickte dazu: „Er het ebbis gfresse, wo er nit sott — so! geschtert z'obe scho isch er so — ganz anderisch gsi as wie sonst! Jo, der het im Wald ebbis gfresse — jo." — „Das tut mir aber leid, Meister; dann wäre ich ja eigentlich schuld daran!" — „Jo — jo!" nickte der Bauer trocken. — „Das tut mir leid! aber wie hätt ich das denken sollen! — Das man ihm aber gar nichts ansieht." Sie unterhielten sich noch lange über ihre Vermutungen und Helger versprach dem Meister, ihm, sobald er wieder in der Stadt sei, einen Hund zum Ersatz zu schicken; das lasse er sich nicht nehmen. Der Bauer wars zufrieden.

Als Helger sich endlich zum Gehen wandte, kam Bäbeli aus dem Haus und gab ihm ruhig und gleichgiltig das Papier: „Do isch es." „Soso? hast es noch gefunden? hast wohl lang suchen müssen?" fragte er mit ironischem Lächeln, das sie wohl verstehen mußte, denn sie erwiderte: „Nei, gfunde ha i s bal; aber i ha no flink en Stahl heiß gmacht un ha s usbüglet — s isch eso verkrumpelt gsi!" einen bitterbösen Blick fügte sie dazu und war davon.

Der junge Mann ging mit dem Papier in der Hand langsam nach seiner Hütte, legte es fast wie etwas Gleichgiltiges unter den Nagelfluhbrocken, zog den Nadelrest aus der Tasche und schob ihn in die Nähschachtel: „So das wäre erledigt!" Dann trat er auf den Söller und sah sich um; es kam ihm alles so grau vor und ihn fröstelte: „Nun, Ruhe hätten wir ja jetzt!"

Kritik.

Von
Ola Hansson.
(Friedrichshagen.)

Vor einigen Wochen saß ich in einer Pilsener Kneipe mit einigen jungen norddeutschen Bildhauern, Malern und Dichtern zusammen. Der Träger des deutschen Naturalismus war aus Schlesien herübergekommen und hatte bei und mit seinen Freunden die Runde gemacht; jetzt war es spät am Abend und alle waren ein bißchen matt. Dann und wann wurde mit einem abgerissenen Wort ein Vorgang des Tages angedeutet; dabei fielen auch die Worte „Wünschelrute“ und „Quelle finden“. Die einzige Frau im Kreise fragte neugierig, wie das weibliche Geschlecht ist, was für eine Quelle gefunden sei. „Ja, das ist ganz merkwürdig“, sagte der schlesische Dichter, „mein Freund da“, er wies auf einen anwesenden jungen Maler, „hat die merkwürdige Gabe, Quellenadern in der Erde zu entdecken“. Ich erwachte aus einer, der Situation angemessenen Beschaulichkeit und fragte: wie? „Ja, sehr einfach“, antwortete der Dichter, „er nimmt einen gegabelten Weidenzweig in beide Hände und geht damit. Plötzlich fängt der Zweig an zu zucken und sich zu biegen. Ich war heute mit dabei und sah es an. Es war in einem Garten der Potsdamerstraße. Der Zweig wand sich und als nachgesehen und der Boden untersucht wurde, da fand sich denn auch wirklich eine bisher unentdeckte Wasserader.“ Wir ergingen uns in Vermutungen über die physiologische Disposition, die dabei mitwirken mußte. Der junge Maler, ein stiller haltungsvoller Nervöser, erzählte noch von ähnlichen Experimenten, die er gemacht. Was es war, wer konnte es wissen? aber er hatte es an sich, das, was diesen geheimnisvollen Rapport zwischen dem Weidenzweig und dem verborgenen Rinnsal bewirkte, und die unterirdisch wirkende Kraft zwang sich zu offenbaren.

Und heute, wo ich über das Wesen und das Verhältnis der Kritik zur Dichtung schreiben soll, kommt mir dieser Vorgang in den Sinn und wird zum Bild. Was ist Kritik? Keine Wissenschaft, absolut nichts, was sich erlernen läßt und wozu man geschult werden kann. Der „geschulte Kritiker“, dies allmählich selten werdende Exemplar einer im Aussterben begriffenen Mastodontengattung, geht noch als Knecht Ruprecht mit der Rute dann und wann durch die Litteraturen und belohnt und straft nach den moralischen und ästhetischen Frage- und Antwortsprüchlein seines kleinen Katechismus. Auch keine Anpassung, die wurmglatt in jede beliebige Physis und Psyche hineinkriecht, an ihr schmarotzert und wieder hinausschlüpft, wozu der Begriff mancher Neueren sie gern machen möchte. Kritik ist eine Kunst, wie Dichtung eine Kunst ist, wie Malerei eine Kunst ist. Aber Dichtung und Malerei sind alte Künste, die nach Jahrhunderten zählen und mehr. Kritik aber ist eine neue Kunst, die gestern geboren wurde. Sie ist so jung, daß man es ihr noch nicht glaubt, daß sie eine Kunst ist. Und zu

diesem Unglauben hat das große Publikum auch eine Art von Recht. Denn was es bis jetzt unter dem Namen Kritiker kannte, das waren in den meisten Fällen die gelehrten Herren auf den Kathedern der Aesthetik, die das Messen geistiger und seelischer Werte berufsmäßig betrieben, und außer ihnen, als den kürzlich erklommenen Gipfel des Leistungsmöglichen, die Verstandes- und Anpassungskritik.

Frühere Jahrhunderte, die feinen Sinn und weniger Dressur hatten, nahmen einen magischen Rapport zwischen einzelnen Menschen und der Natur an, und einen magischen Rapport zwischen einzelnen Menschen und den Seelen vieler anderer Menschen. Jene ersteren verrieten sich Erze in der Erde, vergrabene Schätze stiegen auf ihren Zauber empor und ein Weidenzweig in ihrer Hand führte sie zu verborgenen Quellen. Jene letzteren spielten eine abergläubisch bewunderte Rolle als „Menschenkenner"; noch Schiller stattet mit diesem mysteriösen Können seine „Geisterseher" aus; und was ist der Raisonneur im französischen Salonstück anders als ein letzter schwächlicher Abglanz jenes Durchschauenden, dem die Herzen und Nieren der Menschen und darum das Getriebe der Welt offenbar sind und ihn nicht anfechten. Jene Zeiten, die noch schwach in der Psychologie waren, glaubten, daß sich solche Künste erlernen ließen. Schon seit hundert Jahren jedoch spricht man vom „geborenen" Menschenkenner, und sollte die Wünschelrute mal wieder in Aufnahme kommen, so würde das Talent sie anzuwenden sicher als eine besondere Form von Nervosität definiert werden.

Aber wie entdeckt ein so Veranlagter sich selbst? Eines Tages hat er einen Weidenzweig verkehrt in der Hand und geht und denkt an nichts und auf einmal merkt er ein Zucken, ein leises fremdartiges, nicht unangenehmes Ziehen, er wird aufmerksam und lauscht in sich herein und aus sich hinaus mit allmählig reizbar sich verfeinernden Sinnen, und das Uebrige kommt dann von selbst. Und eines Tages sitzt der geborene Kritiker und blättert in einem Buch, und auf einmal klopft es an, undeutlich, leise, eine Seele rührt tastend an die seine, eine Schwingung vibriert außer ihm und im selben Moment vibriert es resonnanzangebend in ihm, und ob er dann nie zehn Zeilen schreibt, oder ob er zwanzig Bände Kritiken verfaßt, die den eisernen Bestand der Staatsbibliotheken zu bilden bestimmt sind, — er hat jenes Nervenzittern im Centrum seines Ichs verspürt, in dem der Kritiker produktiv wird, wie im Dichter das gebundene Vermögen sich auslöst in einer Nervenschwingung im centralen Punkte seines Ichs; dieselbe centrale Vibration, in der das Sexuelle und das Künstlerische wach werden, um in immer erneuten, immer größere Kreise umschreibenden Schwingungen nach außen zu rollen.

Man erwarte nicht, daß ich eine Formel aufstelle. So unbehilflich construiert mir alle bisherigen Formeln und Definitionen für Dichtung und Kritik, alle Gesetze für Inhalt und Technik derselben erschienen sind, so sehr werde ich mich hüten, selbst das Meer auf Flaschen zu ziehen uud ein Naturgeheimnis — und alles Können ist ein Geheimnis — in einem Präparat nachzubilden. Was ich hier hinwerfe, ist nichts als einige Beobachtungen und Empfindungen, die ich nicht gesucht habe, die mir still nachgingen, wie Hunde und Kinder mir abends auf einsamer Landstraße nachspazieren, und eines schönen Tages in ausgewachsener Gestalt vor mir standen und sich mir in meiner Sprache mitteilten.

Um klarzulegen, was ich unter Kritik verstehe, möchte ich zuerst darlegen, was ich unter Produktion verstehe.

Nach meiner Auffassung von dem Wesen der Dichtung ist jede wirkliche Dichtung nichts anderes als Ichoffenbarung. Das ist ja nicht neu; von dem durch ein Temperament gesehenen Stück Natur hat Zola schon gesprochen. Ich meine aber: es ist nicht gleichgiltig und nicht zufällig, worauf der Blick dieses Temperaments fällt, wodurch es sich angezogen, wovon es sich in Bewegung gesetzt, worüber es sich zu äußern gedrungen fühlt. Warum geht es an den unzähligen Dingen, die man früher einen „wirkungsvollen Stoff" nannte, achtlos vorüber, und warum fühlt es sich plötzlich, unvermutet, unbegründet, wie von einem elektrischen Schlag getroffen, seltsam wach und ausgreifend mit allen Sinnen, lauschend, gespannt, während es durch sein ganzes Wesen ein stilles Zittern, etwas wie ein singendes Schwingen spürt? Weil sein Sensibilitätspunkt durch ein Etwas außer ihm, oder in ihm, durch einen Eindruck, oder durch eine Regung berührt worden ist. Das ist der Moment der Befruchtung. Wie der männliche Same von außen kommend, das weibliche Ei berührt und es von Stund an zu wachsen anfängt und alles Blut des Organismus sich zuleitet, und in dieser Blutwärme, die es umhüllt, wächst und wächst, und das Gesetz und der Schwerpunkt des Körpers wird, der es trägt, so erzittert dieser individuelle Sensibilitätspunkt des Dichters, der sich in diesem Moment gerade wie zu einem vorgestreckten Nerv zugespitzt hat und der Befruchtung entgegenkommt, wenn der Same von außen über ihn strömt. Und wie das nicht degenerierte und nicht urrohe Weib sich nicht von einem Beliebigen befruchten lassen kann, sondern nur von dem Manne, der es anzieht, so ist ein geheimer, distincter Rapport zwischen dem Sensibilitätspunkt des Dichters und dem äußeren Stoff vorhanden. Alles, was die lieben Klassiker und nach ihnen die noch lieberen Handbücher der Poetik über ein nützliches Sichzwingen bei der Arbeit angeraten haben, das gehört unter die Homunkulusproduktion.

Soll ich die Wesensäußerung der dichterischen Produktion vor mir selber definieren, so sage ich mir: sie ist Vibration. Die potenzierte Anspannung des Ichs unter dem Schöpfungsakt, die Vertiefung in sich selbst, die Intensität, mit der das ganze Wesen sich mit dem empfangenen Ferment durchdringt, erzeugen in ihm eine Wärme, gleich jener, mit der der Mutterschoß die Frucht, die rauchende Dungerde den Keim umgiebt, oder in der aus dem Vogelei das Junge wird. Eine durchaus eigentümliche Vibration tritt ein und diese Vibration, ins Dichtwerk übergegangen, ist es, worin seine Stimmung, sein persönlicher Stil besteht. Es sind Schwingungen, die noch nicht Ton geworden, aber gerade dieser schlummernde Rhythmus ist es, der, in dem echten Dichtwerk vibrierend, in der Seele des Lesers nachschwingt, als Echtheitszeugnis und als Macht der Dichtung. Und es sind diese intensiven und individuellen Schwingungen, in denen sich der Mensch aus erster Hand und die Dichtung aus erster Hand, die Persönlichkeit und das Kunstwerk offenbaren. Die Form ist gar nichts für sich. Sie geht in dem geborenen Dichter mit Notwendigkeit und unreflektiert aus der Vibriationsweise seiner Persönlichkeit hervor. Wer einen Inhalt hat und nach der Form sucht, ist wie eine unausgetragene Geburt. Die Intensität der Vibration schafft sich selber die Form durch die Macht, mit der sie den weißglühenden flüssigen Inhalt aus sich hervorstößt.

Natürlich rede ich hierbei nur von der Dichtung unserer Tage, von jenen Dichtern, die als Lebendige, oder kürzlich Verstorbene, noch gegenwärtig unter uns sind, von jenen, in denen die moderne Sensibilitätsart sich zum Ausdruck gebracht hat. Will man litterarische und kulturelle Epochen abgrenzen, so weiß

ich überhaupt nicht wie das anders, als nach den Schwankungen und Umschlägen der Sensibilitätsäußerung geschehen kann. Warum können wir nicht mehr dichten wie die Klassiker? warum können wir nicht mehr empfinden wie Achtundvierziger? weil unsere Sensibilitätspunkte andere sind als ihre.

Man redet und schilt jetzt viel über Nervosität und Dekadenz. Nun, es hat Perioden gegeben, wo Nervosität und Dekadenz ganz anders ins Massenhafte und Fürchterliche, und zwar bei viel jüngeren und darum, wie man annimmt, kräftigeren Völkern ging. Nur daß sie sich damals nicht ausschrieben, sondern auslebten. Und was will man denn zu der mit unverfälschter Barbarei aus derselben Wurzel wachsenden Nervosität und Dekadenz der Russen sagen, eine Nervosität und Dekadenz, die noch gar nicht ihren Dichter gefunden? Es giebt auch redliche Dickhäuter, die Sensibilität zu einem Verfallsmerkmal machen möchten, besonders eine Sensibilität, die noch im Werden ist. Und die Sensibilität unserer Tage, die moderne Sensibilität, ist noch im Werden.

Das Kennzeichen unserer modernen Sensibilität ist: sie ist *persönlicher*, als die Sensibilität anderer Zeiten. Sie ist wie übersponnen mit einem feinen Nervennetz, das nicht nur jeden Schlag und jede Berührung, sondern auch jede Annäherung sofort empfindet und der Seele zuleitet. Diese Beschaffenheit bedingt ihr sympathisches Mitschwingen bei allem Allerpersönlichsten. Und sie, die unter der Annäherung reagiert, zittert in einem Schmerzparoxysmus unter dem Schlage. Daher dies Sichwinden der gepeinigten Seele in den Dichtungen der Russen, daher Garschins Selbstmord, um das Unerträgliche einer kulturheuchelnden Volks- und Vorgesetztenroheit nicht mehr mitempfindend miterleiden zu müssen, daher die Wahnsinnsangst dieses lebendig Geschundenen in allem, was er schrieb. Was die junge Dichtung unserer Tage überall kennzeichnet, ist: das Individuelle an sich, der *Ichkomplex* im Dichter ist erwacht und strebt nach Ausdruck. Nicht als ob schon etwas da wäre, oder alsbald erschiene, — aber es ringt danach zu kommen. Und was sind mit diesem neuen Erwachenden, — das doch einmal, irgendeinmal erwachen wird — verglichen die Menschenschilderungen und Ideale der allermeisten früheren Dichtungen anders, als Unterhaltungsspiele für Kinder den Pubertätsschauern des ins Bewußtsein seiner selbst eintretenden Jünglings gegenüber? Darum *will* die Dichtung unserer Zeit psychologisch, darum *muß* sie sogar psycho-physiologisch sein. Es ist die Divination des Centralen in ihm selbst, es ist der Kern- und Knotenpunkt alles Lebensbewußtseins, an das der potenzierte Mensch, der der Dichter ist, jetzt geht, ausgerüstet mit einem einzigen Werkzeug, das Jahrhunderter bedurfte um es zu schleifen, — seiner Sensibilität.

Was nun noch zu sagen ist, ergiebt sich von selbst. Wo eine neue Dichtung erst noch in der schmerzvollen Geburt liegt, wie sollte da die neue Kritik schon geboren sein? Daß ein *wirkliches* dichterisches Neuland erst von der bevormundenden Kritik abgesteckt werden könnte, gehört zu den einst geglaubten organischen Unmöglichkeiten. Die Kritik kann ihrer Natur nach immer nur etwas Abgeleitetes, eine übertragene Schwingung sein. Wir haben keine Kritik, wir können noch keine haben. Rußland hat die Dichter der Sensibilität, aber keinen Kritiker, Norwegen hat keinen Kritiker, Schweden hat keinen Kritiker, so große Dichter beide Länder haben. Deutschland hat auch die neuen *großen* Dichter noch nicht. Frankreich, ja! es hat die Dichter der Sensibilität und die Kritiker der Sensibilität, sehr richtig! Aber uns von daher die Vorlagen auch diesmal zu importieren, wäre einer jener Irrtümer, durch die gerade das Cen-

trale in einem Volksindividualitäts- und im individuellen Ichbewußtsein verdreht werden könnte. Denn die französische Sensibilitätsart ist in ihrer innersten Wurzel grundverschieden von der germanischen. Was Bourget zu dem feinen kritischen Dichter und psychologischen Kritiker machte, das ist nicht das dunkle, unaufgelöste, naive Gesammtichbewußtsein, das vibrierende Gefühl des Germanen; es ist eine Verstandessensibilität, so nuanciert und raffiniert, daß die zitternde Stahlspitze aussieht wie ein zitternder Nerv, und es ist Nervensensibilität, jene Nervosität, die, bei weitem mehr physisch als seelisch, aus der Angestrengtheit und Ueberreizung eines alten von mancherlei Krankheiten und Kalamitäten mitgenommenen Kulturvolkes kommt.

Die alte Kritik beschäftigte sich mit den Gruppen, Strömungen und Gesamterscheinungen und brachte sie unter einander zum Klappen, so gut es ging. Die neue hat ihre Ausgangs- und Endpunkte überall in der Persönlichkeit. Ihr Beruf ist: das Persönlichste aus seinem Versteck herauszuholen, in jenen centralen Punkt vorzudringen, wo Physis und Psyche — im Geschaffenen und im Schöpfer — eins sind, und so an die tiefe Grundbasis zu rühren, auf der alles in der Erscheinung ruht. Sie selbst hat ihre Wurzeln nicht in dieser Basis, die hat nur der Dichter, der geborene Dichter, da. Er allein kann sein Ich vertiefen bis hinab zu seinem Verbindungsstrang mit dem All, und in diese verborgenen Schachte ein blitzhaftes Licht werfen; er macht das Gebundene los, das Schlummernde wach, das Unbewußte bewußt; er bringt Vorgänge in seinem Wesen zur Empfindung, zur Wahrnehmung, zur Greifbarkeit, die sonst verurteilt wären, unter der Bewußtseinsschwelle niedergehalten zu bleiben; was von ihm kommt, ist alles aus erster Hand. Er ist wie ein Baum, der seine lange gezahnte Wurzel durch viele Schichten hinabstreckt, die Kritik ist wie eine jener Pflanzen, die auf andern Stämmen wachsen. Von ihm geht die Vibration aus, in ihr vibriert sie weiter, sie ist die Resonnanz für jene Schwingung, ein feingestimmtes Saitenspiel, in dem auch der leise Hauch ein Klingen weckt.

Das Wesen der Dichtung reflektiert sich in der Kritik, die sie sich schafft. Das Wesen der neuen Kritik wird Sensibilität sein, — unendlich vervollkommnete Sinne, eine köstliche Feinheit des Ohrs für jede Schwingung und jeden Rhythmus, für die Nuance jeden Tons; eine unendliche Feinfühligkeit der Nerven für die Wesenseigenheiten und den Ursprung in den Vibrationen der Seele des Dichters, und jene weiche Biegsamkeit des besten Stahls, der so geschmeidig ist, weil er so fest ist. Das Wesen der modernen Kritik kann nicht unendliche Rezeptivität, — was unendliches Sichselbstentäußern ist — sein, sondern Resonnanzfähigkeit in höchster Potenz. Keiner kann ein echter Kritiker sein, ohne daß er eine echte Persönlichkeit ist; das, was den geborenen Kritiker macht, ist nicht nur der Umfang, es ist die Reingestimmtheit seiner Sensibilität.

Natürlich wird alle Kritik in erster Hand ewig Beifalls- und Mißfallens-Kritik, sympathische und antipathische Kritik bleiben. Unter diesen beiden Formen möchte ich der antipathischen den Vorzug geben. Alle Unlustschwingungen sind in höherem Grade produktiv machend als Lustschwingungen. Darum wird das Glück, die intensive dauernde Befriedigung soviel häufiger gelebt, als geschildert. Eigentlich nie geschildert. Die sympathische Kritik, die auf den gleichartigen Sensibilitätsschwingungen in Dichter und Kritiker beruht, wird immer etwas Unausgelöstes, etwas noch nicht Wachgewordenes, einen leisen Nebel über den Konturen, etwas Unsagbares, anscheinend Versagendes in sich tragen und die Bewußtseinsschwelle nicht völlig überschreiten. Die Kritik aber, in der bei der

Vibrationsübertragung ein Unluſtmoment, etwas Widriges mitſchwingt, iſt, in überwachen Zuſtand verſetzt, ſcharfäugig bis zum Hellſehen, divinatoriſch ſpurſicher, pſychologiſch unbeirrbar. Sie iſt die im höchſten Grad produktive Kritik.

Mit dem Indifferenten hat kein wirklicher Kritiker zu ſchaffen. Es entbehrt der Möglichkeit irgend eine Saite in ſeinem Senſibilitätskomplex in Schwingung zu ſetzen.

Wankt unſere moderne naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung?

Eine Zeitſtudie

von **Wilhelm Bölſche.**

Das Wort „moderne naturwiſſenſchaftliche Weltanſchauung“ iſt ein ſo umfaſſendes, daß man bei praktiſchem Gebrauch immer Gefahr läuft, es zwiſchen den Händen verflüchtigt zu ſehen.

Es iſt beinah ſo weit, wie der Begriff: „Weltanſchauung der Antike“, oder: „der Renaiſſance“, oder: „der Romantiker“. Es beſitzt aber gegen dieſe andern unentbehrlichen, doch verzweifelt wirren Ueberſchriften gehalten allerdings einen unbedingten Vorzug: ich möchte ihn den internationalen nennen.

Der Begriff der Antike, in unſern Gymnaſien als Einheit verfochten, ſpaltet ſich bis ins Tiefſte hinab, ſobald man ſeinen ethnographiſchen Untergrund berückſichtigt und den Griechen neben den Römer ſtellt. Die Weltanſchauung der Renaiſſance zerbricht mit den Alpen in zwei ſchließlich direkt feindliche Teile, denn letzten Endes iſt niemand mehr Renaiſſancefigur als unſer deutſcher Martin Luther; welche Kluft aber zu dem Höhepunkt italiſcher Renaiſſance etwa in Michel Angelo! Und ſelbſt in einem, gegen dieſe wirklich noch immer faſt allmenſchlichen Bewegungen (Menſch gleich Kulturmenſch geſetzt!) ſo verhältnismäßig engen Bereiche wie dem der Romantik: wird der ſchmale Rhein nicht trennendes Weltmeer zwiſchen Eichendorff und Victor Hugo?

Niemals aber in der ganzen Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit iſt bei irgend einer Weltanſchauung die Baſis ſo nationslos einheitlich geweſen, wie in dem Ideengebäude auf Grund der modernen Naturwiſſenſchaft. Der Japaner, der unſere Hochſchulen beſucht hat, und dem man — es wäre auch ſchade drum — ſicherlich nicht ſo bald ſeinen Individualismus etwa in der Malerei austreiben wird und deſſen Geſichtsſchnitt nie aufgehen wird in dem unſern wie ſein pariſeriſierter Rockſchnitt: er wird in der Chemie mit unſern Zeichen rechnen, in der Aſtronomie unſere Werte annehmen, in der Biologie ſich unſerer Nomenklatur unterwerfen und mit ſeiner Logik wird er unerbittlich dann auch im ganzen die gleichen Folgerungen ziehen wie der Deutſche, der Engländer, der Franzoſe, deren Sonderdaſein augenblicklich erliſcht, ſobald der rechte „Forſcher“ ſich regt. Es kann darin kein Angriff auf das Nationale geſucht werden, das

bei andern Punkten, deren wesentlichster die bestehende Gruppenbildung infolge der verschiedenen Sprachgemeinschaften ist, vorläufig durchaus in sein Recht tritt (so lange es nicht kulturfeindliches Dogma wird!) — es handelt sich einfach um eine Thatsache, mit der zu rechnen ist. Um eine günstige Thatsache. Aber leider nur eine!

Gleich dahinter erhebt sich der Wall der Fragen.

Man ist sich sachlich über das, was „naturwissenschaftliche Weltanschauung" bedeutet, durch und durch unklar.

Diese Unklarheit ist in den Naturforscherkreisen selbst unleugbar eine hochgradige. Dort aber herrscht wenigstens im ganzen ein gewisses, blindes, doch stetes Hindrängen nach einem allgemeinen Ziel, das sich irgendwie auch mit den vagsten Definitionen deckt: wie im modernen wirtschaftlichen Leben der Kern des Sozialismus, so wird hier der Kern der naturwissenschaftlichen Weltanschauung unabläßig, täglich, stündlich in hundert und aberhundert Köpfen spontan durch den Druck der Thatsachen wieder neu erzeugt — ein ewiges Neuherausschlagen der kleinen Funken vor gleichem Stahl und Stein, neben dem es ziemlich wenig bedeutet, wie viel falsch genährte große Feuer sichtbarlich sich aufzehren. Mögen doch so und so viel alte Herren, die sich aus Kärrnern zu Königen erwachsen glauben, ihre falschen Definitionen der Grenzen und Grundlinien der neuen Weltauffassung zum besten geben und damit das gebührende Fiasco machen: jeder jüngste Arbeiter, der eine Reihe methodischer Studien gemacht, kommt doch wieder und von selbst auf den rechten Pfad, der als solcher da ist, obwohl keine Autorität ihn bis jetzt klar abzustecken vermocht hat. In diesem Sinne sind auch völlige Zweifel am Ganzen und direkt reaktionäre Strömungen innerhalb der Naturforscherwelt selbst lange nicht so bedeutsam, wie man sie gern macht. Die angeblich rückläufige Bewegung im jüngsten Darwinismus beispielsweise ist nichts als ein Kräftesammeln einerseits und eine natürliche Begleiterscheinung andererseits des chronologischen Faktums, daß diese ganze „Revolution" der Biologie jetzt ihre dreißig Jahre erreicht hat und damit in eine zweite Generation übertritt, die nicht mehr um die Grundzüge zu kämpfen braucht, dafür nun aber erst im Innern das eigene Programm ordentlich nachprüfen kann. Der Besonnene weiß dabei ja doch sehr wohl, daß gerade der logische Ausbau, die logische Klärung, in denen stets der wichtigste Schritt zur Erhebung eines mehr oder minder wüsten Thatsachenmaterials zu einer wirklichen „Weltanschauung" steckt, zu den allerwichtigsten und nächsten Erfordernissen der Stunde gehört, — und Werke werden uns aus diesem Wissen so sicher erwachsen, als Zwang dazu da ist. Man muß hier nur der Arbeit ihre Zeit lassen: das Genie zur logischen Durchdringung ist stets eine seltenere Erscheinung gewesen, als der brave Materialsammler, der sich selbst die nötige Nüchternheit und Objektivität nur dadurch zu bewahren weiß, daß er das lockende Zusammenfassen naiv für den Todfeind aller wahren Forschung erklärt und im dunkeln Drange, keiner Autorität sklavisch unterthan zu werden, sich der schlimmsten Tyrannei unterwirft: nicht denken zu dürfen.

Unvergleichlich viel schlimmer ist die Unklarheit der Laienkreise, die auf grober Unwissenheit basiert. Uns ist es seit langem im öffentlichen Leben ein vertrautes Wort geworden, von der Aristokratie der Gebildeten und daneben von der rohen Masse zu reden. Wohl versteigt man sich im Zuge einer Zeit, an deren Pforte die soziale Frage mit ehernem Hammer pocht, gern schon zu dem Geständnis, daß diese rohe Masse eine Schande des Gebildeten bedeute,

daß Mittel und Wege gefunden werden müßten, das Verhältnis zu ändern, die Bildung weiter hinauszutragen und einem internationalen Krach vorzubeugen, den einst im Kleineren der Gesellschaftsbau des römischen Weltreichs erlebte, als seine innere Lage sich zu einer winzigen Partei überfeinerter und entnervter Kulturaristokraten neben einem unzählbaren Heer von Sklaven und Barbaren zugespitzt hatte.

Aber wie steht es mit dem, was selbst bei dieser konzessionswilligen Rechnung als „Bildung" betrachtet wird?

Ist es eine Bildung, die überhaupt imstande ist, sich auseinander zu setzen mit dem Problem, was „naturwissenschaftliche Weltanschauung" bedeute? Nein, sie ist es ihrer ganzen Grundlage nach nicht. Der naturwissenschaftliche Unterricht ist bei unserer bestehenden „Bildung" so fundamental vernachlässigt, daß vor jener Frage der sogenannte Gebildete zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts keinen Zoll hoch über dem gröbsten Vertreter der „rohen Masse" steht. Seine Erziehung läßt ihn in jedem Falle, wo er nicht eben Naturwissenschaftler von Fach geworden ist, für diesen Punkt prinzipiell im Stich. Und sein konventionelles Urteil über den Wert und Nichtwert einer auf moderner Naturanschauung erbauten Weltauffassung muß infolge jener Bildungslücke unter allen Umständen ein leeres Nachplappern fremder Autorität oder eine dilettantische Spielerei, eine Ausgeburt hohler Phantasieergänzung eines ihm faktisch Verschlossenen sein.

Er fühlt wohl instinktiv — dazu reicht seine Bildung — daß er den gewaltigen Ideen gegenüber, die dort aufwachsen, ein Urteil haben müßte.

So macht er sich ein Urteil.

Der Erfolg liegt auf der Hand. Anstatt daß wir uns alle zusammenfänden zu gemeinsamer Beratung, wie dem verzweifelten Notstand, der sich da in unserer Bildung offenbart, abzuhelfen sei, verwirren wir uns tagtäglich tiefer in ein Netz der Lüge. Und wir stehen auf dem Punkt, grade jetzt, in der Scheidestunde des Jahrhunderts, die Frucht dieser Lüge zu ernten. Aus dem verfälschten, unwissenden Dilettantenurteil heraus entwickelt sich mitten in einer Epoche ungehemmten, glanzvollen Aufsteigens der Naturwissenschaft, deren Ende gar nicht abzusehen ist, der Zweifel an jeglicher Möglichkeit einer eben auf dieser Naturwissenschaft erbauten Weltanschauung. Da wir die erste Frucht brechen sollten von dem neuen Erkenntnisbaum, den unsere größten Geister gepflanzt, grübeln wir mit besorgter Miene, ob nicht ein Wurm darin hause, einem morschen Kern entsprungen, von dem die wahre Frucht garnichts weiß und der nichts ist, als das taube Gespinnst einer Phantasie, die erwachsen war aus der eigenen Unwissenheit.

Ich spreche es mit vollstem Bewußtsein aus, daß das ganze Bild von der modernen Naturauffassung, aus dem der jetzt jäh sich steigernde, hirnzerquälende Zweifel unserer „Bildungskreise" sich nährt, ein durch und durch falsches ist, eine Fiktion, gegen die im Namen echter Naturforschung Protest einzulegen ist.

Und so ist die Frage, ob unsere moderne naturwissenschaftliche Weltanschauung wanke, für mich in diesem, fast mächtigsten und verbreitetsten Sinn eine müßige. Der Ruf davon, der durch unsere Blätter geht, der in Volksversammlungen laut wird, aus sich häufenden Broschüren klingt und nicht selten in tiefe, ernste Werke edler und humaner Geister der Zeit gar sich verirrt, an denen doch der Fluch jener „Bildung" hängt: er erschallt vor einer verschlossenen

Thür, er erschallt vor und von einem Traumbild, das die Unbildung unserer Tage sich erschaffen hat, — nicht der Naturforscher.

* * *

So leichten Kaufs kommen wir aber bei dem offiziellen „Naturwissenschaftszweifler" nicht davon, und dieser Mann, in ein paar hundert typischen Exemplaren überallhin verbreitet, ist der eigentlich gefährliche Kämpfer in der Sache. Naturforscher von innerster Neigung oder gar eigener Fachbildung ist er durchweg nicht. Das mit der „Bildung" giebt er rund zu und beklagt es, aber — bei den andern. Er hat sich seiner Behauptung nach tief und lange mit den Problemen der wirklichen Naturwissenschaft beschäftigt. Er ist durch „alle Standpunkte" gegangen, also auch durch diesen. Und wenn er *auch* zweifelt und Umkehr predigt, wenn er auch den Bankerott der Wissenschaft und ihrer hohlen Weltanschauung im Geiste nahe sieht: dann geschieht es bei ihm eben wegen der wirklichen Bildung.

Diesen Mann kann man nicht mit dem Durchschnitt einfach verwerfen. Er ficht mit Gründen und man muß seine Gründe prüfen. Aus dieser Prüfung erst darf ein Urteil abgeleitet werden, wie viel Wert seine Behauptung hat, er habe den jetzt verworfenen Standpunkt einmal wirklich beherrscht. Die Mehrzahl der Leute, die dabei in Betracht kommen, erheben sich übrigens ihrer sonstigen Geistes- und Gemütsbildung nach wirklich bereits über das Niveau des gemeinen „Gebildeten". Es finden sich unter ihnen denkgewohnte Philosophen, freisinnige Dichter und Aesthetiker, theoretische und praktische Vertreter volkswirtschaftlicher Ideen, deren Problemwert wenigstens ein sehr hoher ist, warmherzige und dem Dogma durchaus entwachsene Theologen, kurz lauter Köpfe, die innere Entwickelungen durchgemacht haben und in irgend einem Sinn als ordentliche Mitglieder des wirklichen Kulturverbandes gelten dürfen. Und schon um des intensiven Weltanschauungs-*Bedürfnisses* willen muß ihnen ganz besonders Rechnung getragen werden, — bedeutet doch dieses Bedürfnis bereits eine höhere Stufe, die nicht genug zu schätzen ist in einer Zeit, deren grober Interessenkampf für „Weltanschauung" überhaupt kein Wertmaß besitzt, weil dieses Ding keinen Geldwert hat, und nur instinktiv das Eine fühlt: daß ihm in dem Worte ein Feind sitzt, den man nach Kräften demütigen und entehren müsse.

Das erste und immerzu wiederholte Argument, das aus solchen Kreisen kommt, knüpft an bei dem Wort „Materialismus". Der Materialismus, so hören wir, sei die Weltanschauung des modernen Naturforschers. Bisweilen wird hinzugesetzt, sie *müsse* es sein. Immer aber wird mit allen Mitteln der Beredsamkeit dagegen Front gemacht. Der Materialismus soll der Krebsschaden unserer Zeit sein. Und man glaubt den Naturforscher schlechthin bekämpfen zu müssen, weil man überzeugt ist, diese Art der Weltbetrachtung sei auf alle Fälle praktisch von verderblichsten Folgen.

Es ist nicht leicht, über dieses Problem mit ein paar Worten abzuurteilen.

Ich gestehe gern, daß meine eigenen Ansichten darüber mancherlei Wandlungen durchgemacht haben. Das Wort „Materialismus" ist heute eins unserer mächtigsten Schlagwörter. Unleugbar steckt etwas darin, zu dem wir Stellung nehmen müssen, wenn es uns ernst ist um den Tageskampf. Aber es ist fast so vieldeutig und zweideutig wie der schöne Schmetterling Realismus.

Als ich anfing, mich mit naturwissenschaftlichen Studien zu befassen, schien

mir Materialismus mit naturwissenschaftlicher Weltanschauung in der That auch völlig identisch zu sein. Leider kam ich, ohne mir dessen recht bewußt zu sein, bereits aus philosophischer Schule und das, was ich erst nun eigentlich seinem Untergrunde nach kennen lernen sollte, die Forschung, schwebte mir als Ganzes in einem von Schulmeinung fremdester Art beeinflußten Phantasiebilde vor. Ich schätze es als eine meiner glücklichsten Erfahrungen, daß ich allmählich das Mitgebrachte abstreifen, das Neue im wirklichen, im eigenen Lichte sehen lernte.

Drei Namen nenne ich, die mich in hervorragender Weise dahin gebracht haben, das aus einer fremden, der autoritativ-philosophischen Welt eingeschmuggelte Bild langsam zu vertauschen gegen eine wirklich naturwissenschaftliche Weltanschauung: Alexander von Humboldt, Darwin und Gustav Theodor Fechner. Und ich kann alle drei nur dem empfehlen, der immer noch der Ansicht huldigt, daß der Naturforscher durch die Art seines Gebietes notwendig der bestimmten Philosophie des Materialismus zugedrängt werden müsse.

Die Namen genügen, um den Zweifel, ob es sich hier um echte Naturforscher handle, auszuschließen. Und doch dürfte es völlig unmöglich sein, die eigentliche Weltanschauung Eines der Drei in die Schablone des philosophischen Materialismus irgendwo hineinzupressen. Alle drei stehen auf der unbedingten Wahrheitsforderung einerseits, und dem Entwickelungsstandpunktander erseits, daß erst durch diese Wahrheitsforderung in künftiger Zeit etwas Fundamentaleres über das Welträtsel vielleicht gefunden werden könne. Der Materialismus als philosophisches System aber ist eine Weltanschauung, die schon jetzt etwas giebt, wie jedes andere System dieser Art. Er ist geschichtlich überall da, wo er sich über die rein negative Kritik anderer Systeme oder Religionsformen zu erheben versucht hat, in zweifellosen Widerspruch getreten beispielsweise zu dem ausgesprochenen „Agnosticismus" Darwins über die letzten Dinge, der zwar eine vorsichtige Beschränkung auf das Bekannte enthält, aber keine Andeutung von der Erhebung des Bekannten zum Absoluten, um das der systematische Materialismus Zeit seines Lebens nicht herumgekommen ist.

Mit voller Sicherheit glaube ich es aussprechen zu dürfen, daß die Weltanschauung Humboldts, Darwins und Fechners nicht zusammenfällt mit dem schulgemäßen Materialismus, dessen Kritik den größern Teil von Friedrich Albert Langes klassischer Arbeit füllt. Andererseits ergiebt sich aus den tiefsten Anschauungen jener drei Männer an sich wieder eine sehr klare Stellungnahme zum Rätsel der Welt trotz tiefster individueller Verschiedenheiten. Unablässige Forschung — und Entwickelung des Weltbildes durch die Forschung, das dürften die beiden bereits erwähnten Grundpfeiler darin sein.

Bin ich mir hierüber wenigstens subjektiv nicht mehr im Zweifel, so verkenne ich doch weitere sekundäre Schwierigkeiten nicht, die das Wort „Materialismus" mit sich bringt und denen man selbst nach jener Haupttrennung nur schwer entgeht.

Unter „Materialismus" wird innerhalb der exakten Forschung vielfach die Methode des Forschens schlechthin verstanden. Hier bedeutet aber das Wort einfach nichts anderes, als die — jegliches Experiment und jeglichen Fortschritt der Erkenntnis praktisch unbedingt vorläufig fördernde — allgemeine und präsumptive Annahme von der absoluten Allgemeingiltigkeit des sogenannten Causalitätsgesetzes. In dieser — man kann mit gewissem Recht geradezu sagen — Fiktion zum praktischen Zweck steckt aber nie und nimmer jene

wirkliche naturwissenschaftliche Weltanschauung Humboldts, Darwins und Fechners. Angenommen, das Causalitätsgesetz erwiese sich thatsächlich irgendwo als unhaltbar, als „durchbrochen", so glaubt eben nur der ganz verworrene Kopf, daß hier die naturwissenschaftliche Weltanschauung scheitere. Diese steht aber doch nicht auf dem Satz: dieses oder jenes Naturgesetz oder Denkgesetz hat absolute Giltigkeit, — das ganze Wort „absolut" ist für sie ein fremder und unübersetzbarer Jargon. Sie verlangt einzig, daß jene Durchbrechung mit den exakten Mitteln, die wir haben, geprüft, festgestellt und in die Kenntnis von der Welt aufgenommen werde. Daß der Fall bisheran nie eingetreten, ist ihr vielleicht erfreulich, da er das Weiterbenutzen jener Forschungsmaxime ermöglicht. Aber auch der Nachweis, daß die Maxime nicht mehr brauchbar, würde positiv für sie eine erfreuliche Erweiterung wenigstens bedeuten. Wenn in einer Logarithmentafel ein Druckfehler entdeckt wird, so kann das mißlich sein für tausend Besitzer, die vielleicht größte Arbeiten vor dieser falschen Ziffer entwertet sehen; aber die Berichtigung selbst ist eine positive Bereicherung und erfolgt durchaus im Sinne der Wissenschaft.

Daß Mißverständnisse aus dieser praktischen Methode, dieser Fiktion zum guten Zwecke heraus grade in unsern Tagen sehr viel zum Aufblühen der materialistischen Philosophie als angeblicher „Philosophie der Naturforschung" beigetragen, steht fest. Und ich zweifle sogar nicht, daß die Verwirrung in nächster Zeit eher wachsen als abnehmen wird. Der erste kühne Pionier, der es fertig bringt, die ganze Causalverkettung bei einer komplizierten menschlichen Willenshandlung vom äußern Anstoß durch das Gehirn durch bis zum äußern Effekt uns klar darzulegen, wird der Abgott aller materialistischen Philosophen und Dilettanten werden, mag er auch selbst noch so sehr auf jenem schlichten Boden der wahren naturwissenschaftlichen Weltanschauung stehen.

Die Mißverständnisse aus diesem Teufelswort Materialismus sind aber noch dazu mit alledem keineswegs zu Ende. Mit dem Zusatz „ethisch" fängt ein neues Labyrinth an, das auch wieder den Naturforscher direkt bedroht. Ich erinnere mich, daß ich damals, als ich die Doktrin des Materialismus wirklich noch für die einzig denkbare Weltanschauung des Naturforschers hielt, das Wort Materialismus nur in einer Nebenbedeutung immer sorgsam ausmerzte: in der des ethischen Materialismus. Unter diesem Ding stellte ich mir eine egoistische, niedrige Moralmaxime vor, zu der mir grade die selbstlos-entsagende Hingebung des Naturforschers an sein Werk in grellstem Contrast zu stehen schien. Ich habe mich dann, lange nach Ueberwindung jenes Irrtums in betreff der Verbindung von materialistischer Philosophie und echter Naturforschung, der neuen Thatsache gegenüber befunden, daß von bester Seite unter „ethischem Materialismus" eine Richtung innerhalb der modernen Moralphilosophie verstanden wurde, die mit Schulmaterialismus auch nicht das allergeringste zu thun hatte, — vielmehr nichts anderes war, als praktische Bethätigung jener größten und tiefsten wirklichen Naturanschauung Humboldts, Darwins und Fechners innerhalb der Ethik. Die Ethik wurde mit sehr gutem Recht lediglich als Zweig unserer großen, allgemeinen Wissenschaft angesehen und folgerichtig wurden nach Entkleidung von allen papierenen Autoritätshüllen auch bei ihr jene einfachen Weltanschauungsprinzipien angewendet: unablässige Forschung, — und Entwickelung der Anschauung vom Ganzen der Dinge auf Grund der Resultate dieser Forschung ohne alle Vorgriffe. Ich hoffe persönlich

von dieser Ethik alles. Aber ich finde auch jetzt noch, daß das Wort „Ethischer Materialismus" dabei ein so potenziert zweideutiges ist, daß man die Irrtümer förmlich herausfordert.

* * *

Unter den oben erwähnten Männern, die teils glauben, daß die naturwissenschaftliche Weltanschauung wirklich bereits wanke, teils wenigstens wünschen, daß es geschehen möchte, befinden sich selbstverständlich Einzelne, die Erfahrung und Urteil genug besitzen, um einzusehen, daß Materialismus und wissenschaftliche Naturauffassung keineswegs von Haus aus identisch sind. Gerade diese behaupten aber mit großer Energie, die ganze Art des Denkens, Rechnens, Zählens im modernen Naturforscher, mit ihrer einseitigen Achtung vor dem Vorhandenen, ihrem unablässigen Betonen der Logik, ihrer angeblichen Vernachlässigung aller Gemütswerte, sie sei, indem sie der ganzen Generation in Fleisch und Blut überging, doch eine der wahren Quellen des praktischen Materialismus bösester Sorte geworden, der unser wirtschaftliches Leben so fast ausschließlich beherrscht und zweifellos der schlimmste Schaden unserer Zeit ist.

Sobald dieses Argument erklingt, fühlt man sogleich, daß auch hier, trotz einer kleinen philosophischen Aufklärung, das gröbste Mißverständnis über die Gemütsseite, den ethischen Kern der Naturforscherarbeit, vorliegt. Das nüchterne, verstandeskalte Rechnen und Zählen wird für die Hauptsache gehalten, und da man es bei dem spekulierenden Streber und brutalen Profitmenschen auf wirtschaftlichem Gebiet ähnlich wiederfindet, so soll der letztere das Produkt der naturwissenschaftlichen Methode sein. Man übersieht dabei vollständig, daß in beiden Fällen das trockne, von Gemütseinflüssen direkt allerdings nach Kräften losgelöste Rechnen nur ein Mittel zum Zweck ist, daß der Zweck selbst aber in beiden Fällen der denkbar verschiedenste ist.

Der Grundimpuls bei der Arbeit des Naturforschers ist eine, alle Tiefen des Gemüts erschöpfende Hingabe an das hoch über dem Einzelnen stehende Ideal des Wahrheitsdienstes. Das Grundprinzip in unserem modernen wirtschaftlichen Existenzkampfe ist der nakte Egoismus, der jede Hingabe seiner Natur nach aufs Aeußerste verurteilen muß. Man vergleiche die Geschichte einer Nordpolexpedition und die einer Börsenspekulation. Im einen Falle kämpft der Einzelne, unter Hingabe des Individuums, mit der Natur für die „Wahrheit" (ein Ideal, unter dem sich ja schließlich nichts birgt als die Entwickelung der Allgemeinheit zu höherem Glück), — im andern kämpft der Einzelne, zur augenblicklichen Erhaltung und Erhöhung seines Individuums, mit der Menschheit, indem er möglichst viele Andere niedertritt und ihren Glücksfond in seine Hände bringt. Wenn man diese Unterschiede spitzfindig verschiebt, so hört allerdings jeder Maßstab auf, und man kann ja schließlich auch mit allerhand Schachzügen beweisen, daß Jesus Christus bloß raffiniertesten Egoismus bethätigt habe: dann verschiebt man aber eben die Bedeutung der Sprache, innerhalb deren jene Vorwürfe gegen den Naturforscher zu Anfang gemacht wurden und tritt in ein Gebiet ein, wo es den Begriff „Vorwurf" gar nicht mehr geben darf.

Wenn überhaupt, scheint mir, bei unserm Wissenschaftsleben und unserer Wissenschaft von einem korrumpierenden Einfluß gesprochen werden soll, so ist es leider viel eher die Naturforschung, die durch die Schäden des wirtschaftlichen Existenzkampfes, indem ja auch die Mehrzahl der Forscher äußerlich

steht, gelitten hat als umgekehrt die Streberei und egoistische Spekulation, die sich das Hingebungsprinzip des Naturforschers angeeignet hätte. Wenn hier und da, wohl erkennbar, beispielsweise der Typus des modernen Entdeckers auf geographischem Gebiet sich verwandelt hat und an die Stelle des humanen Beobachters, dem das Menschliche grade als Beobachtungsobjekt überall ein heiliges ist, in bekannten Gestalten unserer Tage wiederum etwas von der rohen Interessenpolitik der alten spanischen Eroberer fühlbar geworden, so war die Naturforschung unbedingt dabei der leidende, der beeinträchtigte Teil, und das nach notwendigem Gesetz nicht bloß im idealen Gehalt, sondern auch im nackten, nüchternen Thatsachenergebniß, das eben sofort sinkt, sobald die ideale Hingabe nachläßt.

* * *

Es ist gewiß kein Wunder, wenn bei so hochgradiger Verworrenheit der Meinungen vor den allereinfachsten Fragen die Konfusion in schwierigen Detailgebieten schon keine Grenzen mehr kennt.

Nach dem Einen soll die naturwissenschaftliche Weltanschauung eine Hauptquelle des Sozialismus sein; und da ihm dieser eine falsche Doktrin dünkt, so erwächst auch hier wieder der Wunsch, jene grundlegende Auffassung möge zu Falle kommen. Der Andere ist dem Naturforscher gerade deshalb gram, weil er den Sozialismus hemme, indem er das Heil erblickt.

Dem Ersten kann man wohl mit Recht erwidern, daß ein gewisser tiefster Zusammenhang zwischen der Naturforschung, als Weltanschauung, und dem Sozialismus, als Weltanschauung, unverkennbar ist. Er liegt zunächst in dem Gemütsprinzip der Hingabe an ein großes Ideal, vor dem der Einzelne verschwindet und das doch letzten Endes eine Fortentwickelung des Ganzen bedeutet, die auch jedes Individuum wieder hebt. Dabei fasse ich allerdings den Sozialismus nicht als jene Nivellierungstheorie, die nach meiner (keineswegs isolierten) Ansicht lediglich einen praktischen Kontrastwert besitzt innerhalb einer Gesellschaftsordnung, deren wirtschaftliche Gegensätze unverhältnismäßig hoch gediehen sind, sondern in seinem wirklichen Idealwert. Es wird ferner ein Berührungspunkt zwischen beiden auch da kaum ausbleiben können, scheint mir, wo jene vorhin erwähnten korrumpierenden Einflüsse des groben Existenzkampfes und der rohen Streberei die heiligsten Kreise des Forschers ernstlich zu stören beginnen. Denn schwerlich wird er hier Darwins Theorie von der schließlich doch fördernden Wirkung auch des rücksichtslosesten Konkurrenzkampfes ohne weiteres als Trost und Milderungsgrund verwerten dürfen. Die Beispiele liegen zu offen zu tage, daß der Konkurrenzkampf unserer Zeit *keine* Auslese des Passendsten bewirkt, daß er bei weiterer Zuspitzung vielmehr zu einer unzweideutigen Degenerierung der Art führen muß. Das Darwinsche Gesetz lehrt keineswegs, daß unter allen Umständen der *wildeste* Existenzkampf auch wirklich zur Umbildung führt. Die Art kann auch zurückgehen und schwinden, unter allzu ungünstigen Bedingungeu. Die Ansicht ist wenigstens aufgestellt heute, daß eine grundlegende Aenderung der Bedingungen für die Kulturmenschheit nötig sei, wenn es nicht mit ihr dahin kommen soll — ein Kampf gegen die *Form* des Existenzkampfes ist entbrannt, mit der kapitalistischen Idee ist die sozialistische in freie Konkurrenz getreten. Es läßt sich schwer wegdisputieren, daß gerade darwinistische Ideen sich sehr wohl auch *für* einen Goldkern der sozialistischen Besserungsideen ins Feld führen ließen, obwohl das Gegenteil bisher die

Regel war. Seit Friedrich Albert Lange ist über diese Fragen ja überhaupt sehr wenig Gediegenes geschrieben worden. Der Teil der echt sozialistischen Litteratur, den man ernst nehmen kann, verfügt gern über den Namen „Darwin", wie über ein Schlagwort, aber Stellung aus Kenntnis der Sache heraus weiß man dort durchweg nicht zu nehmen. Und was gegnerischerseits selbst treffliche Naturforscher über den Punkt gelegentlich gesagt haben, trifft auch nicht ins Herz: sie knüpfen nicht an Lange und die von ihm angeregte Debatte an, sondern nur zu leicht an die obscuren Aeußerungen irgend eines Tagessozialisten, die denn natürlich billig zu widerlegen sind. Bliebe aber selbst diese schon speziellere Kampf-ums-Dasein-Frage vorläufig dahingestellt, so ist ein weiterer Berührungspunkt zwischen dem Naturforscherstandpunkt und der idealsten Auslegung des Sozialismus in der kühnen Verwerfung jeder starren Autorität gegeben, in dem unerschütterlichen Bewußtsein einer Pflicht, die zu eigener Forschung und Nachprüfung auch im scheinbar Sichersten der Tradition drängt und als ein ewiger Mahner an die Thüren aller Studierstuben, die zu Schlafstuben wurden, klopft.

Von all diesen Erwägungen ist aber noch ein weiter, weiter Schritt bis zu der unsinnigen Behauptung, die naturwissenschaftliche Weltanschauung habe den Sozialismus *erzeugt*.

* * *

Ist dieser sozialistische Einwurf ein verhältnismäßig neuer, so schleppt sich daneben immer noch fort der ältesten einer: die Naturwissenschaft habe die Religion zerstört. Auch hier ist der Standpunkt Albert Lange's für mich der entscheidende, wie er in dem wundervollen Schlußwort der „Geschichte des Materialismus" dargelegt ist. Fällt die „Religion" wirklich mit der „abergläubischen Furcht", fällt sie, weil die Ehrlichkeit der Forschung gewisse erstarrte Autoritäten unerbittlich zerstört hat, so war sie reif zum Fall und wertlos für die Menschheit. Bedeutete das Wort aber noch etwas anderes, das sich loslösen läßt von dem Beiwerk, so erscheint es mir sehr unwahrscheinlich, daß es durch wesentliche Schranken getrennt sei etwa von der Weltanschauung Humboldts oder Darwins, in der sich so unverkennbar eine innerliche, dauerhafte Versöhnung von Geist und Gemüt vollzogen hatte, also das einschneidendste Problem einer Menschheitsreligion unbedingt gelöst war. Allerdings legt uns die Weltauffassung des Naturforschers Resignation auf in den letzten Fragen. Aber es ist eine Täuschung, zu glauben, daß jemals irgend eine Religion das nicht gethan habe. Auch die mystischste Religion war ein ewiges Suchen und Fragen, ein ewiger Drang nach Offenbarung über das bereits Ueberlieferte hinaus und das Erkennen *aller* Dinge blieb wie ein vager Traum nur für die Seele nach dem Tode aufbewahrt, selbst das mit schwankenden Bildern untermischt. Das ganze Glück lag in diesem Erkennen, der Weg dazu erschien als irdische Dornenbahn. Die wissenschaftliche Forschung hat schärfer und jedenfalls mit mehr Wahrscheinlichkeit einer wirklichen Beglückung die Versöhnung und Freude in den *Weg zum Erkennen*, in das langsame, schrittweise Gewinnen, verlegt. Es ist zum Teil wohl ganz sicher ein Hauptargument der wilden Verketzerung dieser Forscheransicht in unsern Tagen, daß im Zwange nervös machender Verhältnisse die Mehrzahl der Menschen *nicht* dahin gelangen kann, dieses Forscherfriedens teilhaftig zu werden, — und in der Verzweiflung darüber malt sie das ihr Unerreichbare als nichtig und roh. Eine milde Auffassung der Dinge wird diesem nervösen Zuge der Zeit Rechnung tragen. Dem gehetzten, abgematteten Flüchtling zu

predigen, er solle Glück finden im Anblick des Sternenhimmels, der Blüte, des Falters . . . es wäre eine unbillige Forderung. Aber dieses Zugeständnis darf uns nicht irre machen am wahren Wert jener Dinge. Die rücksichtslose Hast und Notwehr der Flucht verroht, — niemals aber das sinnende Versenken in jenen Sternenhimmel oder jene Blume.

Wie unbillig die Dinge aber wirklich beurteilt werden, das kann man letzten Endes daran messen, daß man selbst den Untergang der ästhetischen Bedürfnisse, den Bankerott der Kunst als dräuende Folge einer allherrschenden naturwissenschaftlichen Weltanschauung hingestellt hat. Umsonst hat diesen Aposteln der Konfusion Humboldt seine tiefsinnigen Ideen über den psychologischen Zusammenhang des Naturgefühls, dieser fast gewaltigsten Stütze der ganzen Kunst, mit der erweiterten Naturerkenntnis dargelegt. Umsonst ist gerade uns Deutschen in Goethe der Meister aller Dichtung gleichzeitig auch als ein unwandelbar treuer Anhänger der naturwissenschaftlichen Auffassung der Dinge erstanden. Und umsonst geht durch dieses ganze Jahrhundert bis tief ins vorige noch hinein eine unablässige Anfreundung der beiden Gebiete, von dem unruhig-schönen Bilde Georg Forsters bis herauf zu den gereiften, milden Zügen des alten Gustav Theodor Fechner . . . . unentwegt kommt grade aus ästhetischem Lager immer wieder das gleiche Plunderrüstwerk urältester Rumpelkammern.

In der praktischen Kunst tritt allerdings in neuer Zeit fühlbarer als die Skepsis die wirklich hingebende Anlehnung an gewisse Detailfragen der Naturforschung hervor. Die Wege sind sehr verschieden und gewiß nicht alle gut. Aber es ist doch bezeichnend, daß die frische, naive That der Kunst selbst sich des rechten Weges weit besser bewußt ist, als die deutsche ästhetische Weisheit, die sich so oft damit gebrüstet hat, das Bewußtsein der Kunst zu sein. Die ästhetische Faulheit könnte man ebenso gut sagen. Denn es ist das Bezeichnende der deutschen Aesthetik der Gegenwart, daß kein Mensch den Mut hat, wirklich ernste, forschende Arbeiten zu unternehmen. Vergängliche Tageskritik — und schillernde Bücher, in denen die Phrase sich viele Bogen lang ergeht . . . das ist das Zeitgemäße. Das Urteil muß sich freilich mildern, wenn man die wirtschaftliche Not sieht, in der unsere geistigen Arbeiter auf diesem Gebiet aufgenutzt werden. Aber die Lücke, die Oede bleibt. Und weil man nicht die Kraft hat, etwas zu bauen, läßt man um so üppiger das feige Gras der Skepsis wachsen. Nicht zum wenigsten aus den Kreisen einer verpfuschten, werkunfähigen Aesthetik kommt uns heute der ewig wiederholte Warnruf vor der verrohenden, die Geister unnützig aufwiegelnden, materialistischen und impotenten Weltanschauung der Naturwissenschaft.

* * *

Nicht mit einem scharfen, sondern einem friedlichen Wort möchte ich diese Blätter beschließen. Ich bin mir bewußt, mehr von den Einwänden gegen die naturwissenschaftliche Weltanschauung gesprochen zu haben, die man ihr um ihrer Konsequenzen willen macht, als von etwaigen eigentlichen, innerlich fühlbaren Anzeichen eines Zusammenbruchs. Offen gestanden denn: es giebt solche Anzeichen ernstlich nur für jene Draußenstehenden, die von den angeblichen Konsequenzen ausgehen, — es giebt sie nur als Konsequenz wieder jener Konsequenzen. Man möchte den Zusammenbruch, — und man sieht ihn.

In Wahrheit existiert für eine Weltanschauung, die lediglich dem Er-

forschten folgt und der Entwickelung harrt, gar keine begriffliche Möglichkeit eines Einsturzes. Eine tiefere Revolution als die Zerbrechung des Dogmas von der Konstanz der Arten ist kaum denkbar. Und doch ging sie aus von dem Manne, den ich oben als typisch benutzt habe für den wahren Forschergeist, von Darwin. Wir, als Epigonen, sind heute leicht geneigt, jene That bloß im Glanze einer sieghaften Entdeckung zu sehen. Und doch bedeutete sie anfangs viel mehr. Darwin konnte sich wirklich (wie es heute so leichtfertig von mancherlei Seiten geschieht) fragen, ob er nicht mit seinen Ideen recht eigentlich die „Wissenschaft" umwerfe. Ich glaube, der Gedanke ist ihm nie gekommen. Das innere Band, das in der Hingabe an die Wahrheit lag, blieb unzerrissen — und folglich war er nach wie vor innerhalb der idealen Wissenschaft. Hier liegt der Weg offen vor, den wir beschreiten müssen, wann immer das Morgenrot des Ueberraschenden sich uns entwölkt.

Theaterreform.

Von

Julius Kulka

(Wien).

„Das Publikum, das Publikum."
Ja hat sich was, mit Publikum.
Liliencron.

Lange schon hat mir nichts soviel Spaß gemacht, als das, was jüngst über die Direktoren- und Kritiker-Enquete, die unter dem Vorsitz Friedrich Spielhagens allem Theaterelend abzuhelfen beschloß, durch die Blätter ging. Ich habe den berühmten Romancier nur einmal von Angesicht zu Angesicht gesehen. Das war im vorigen Winter, als er, der Premiere seines historischen Schauspiels „In eiserner Zeit" beizuwohnen, nach Wien gekommen war. Manch köstliche Anekdote über die von stolzem Selbstbewußtsein getragene Siegeszuversicht des Dichters drang damals aus den Coulissen ins Publikum. Ganz anders als Gerhart Hauptmann, der ja neulich nicht ohne Zagen und Bangen zu den „Einsamen Menschen" nach Wien gereist sein soll. Spielhagen schien seiner Sache und seiner Leute sicher. Und er hatte sich auch nicht getäuscht. Selten habe ich einen solchen Begeisterungslärm im Theater gesehen. Das Publikum raste, tobte, schrie. Die berufsmäßige Claque war ganz beschämt. Alle gegenwärtigen und vergangenen Backfische klatschten sich die Händchen wund, als ob Oswald Stein in Person erschienen wäre, und alle männlichen Mitmenschen, die jemals Hauslehrer gewesen — und wer war nicht einmal Hauslehrer? — trugen das Ihrige bei zu den geräuschvollen Ehren des Abends. Und er selbst, Friedrich Spielhagen, zeigte sich, dankend, lächelnd, strahlend, sich nach allen Seiten verbeugend. Und so ist mir Spielhagens Erscheinung im Gedächtnis haften geblieben. Da höre ich nun auf einmal, daß er auf all' die wackern Weiblein und Männlein, die gegen ihn und gegen die er so liebenswürdig gewesen, bitterböse geworden, und sie in ihrer Eigenschaft als Premieren-Areopag mit Stumpf und Stiel auszurotten beschlossen. Will er denn wirklich die guten Leute dafür strafen, daß ihr begeistertes Lärmen nicht imstande war, das Verschwinden seines Schauspiels nach der zweiten Aufführung zu hindern? Denn daß die Segnungen, die für die deutsche Bühne als erfreuliches Ergebnis jener Konferenzen zu erwarten stehen, sich nicht auf Berlin beschränken werden, darf ich vom lokalpatriotischen Standpunkte des Wieners wohl hoffen. Liegen doch die Dinge bei uns fast gerade so, wie an der Spree. Auch in

Wien haben wir seit Beginn dieses Spieljahres fast ebensoviel Niederlagen als Neuaufführungen zu verzeichnen. Schauspiel und Lustspiel, Posse und Operette, Vieux jeu und Modernes, Gutes und Schlechtes, alles, alles ist durchgefallen. Auch bei uns jammern die Direktoren; und die „bedeutenden Kritiker" jammern erst recht bei uns. Denn sie sind zugleich die durchgefallensten Dramatiker. Auch bei uns ist „Großstadtluft" so ziemlich der einzige dauernde Bühnenerfolg geblieben.

Großstadtluft: das ist ein Anhaltspunkt. Von hier aus könnte man vielleicht der Sphinx Publikum psychologisch beikommen. Zu ganz merkwürdigem — merkwürdig einfachem — Resultat würde man da, glaube ich, gelangen. Den Herren von der Enquete empfehle ich jedenfalls den Fall Großstadtluft zu eingehendem Studium. Denn das ist ja für sie der springende Punkt. Es ist einfach eine Geschäftskrise eingetreten. Die Artikel, die sie am Lager haben und zum Kaufe anbieten, locken keine Käufer. Nun, so müssen sie andere Ware auf den Markt bringen, müssen so lange versuchen und wählen, bis sie das Richtige, daß heißt das, was dem Geschmack ihrer Kunden zusagt, treffen. Ein Kaufmann, dessen Ware seinen Konsumenten nicht behagt, wird sich eben nach anderer Ware umsehen, nicht aber nach anderen Konsumenten. Das sollten die Herren doch so klug sein, einzusehen. Sonst könnten sie wirklich gar sehr zu Schaden kommen. Denn eben weil unser heutiges Theaterpublikum auch nicht den leisesten Rest von Kunstverständnis mehr besitzt, weil es ihm durchaus nur auf die sogenannte Unterhaltung, nicht im mindesten aber auf künstlerischen Genuß ankommt, weil es überhaupt zu diesem künstlerischen Genuß ganz und gar unfähig ist, eben darum sage ich, ist dieses Publikum das einzig denkbare, das einzig mögliche, das einzig richtige für unser heutiges Theater, welches ja selbst nichts anderes ist, als ein durchaus unkünstlerisches oder wenigstens nichtkünstlerisches, von rein kaufmännischen Gesichtspunkten geleitetes Geschäftsunternehmen. An dem Tage, an welchem an Stelle dieses Publikums ein anderes kunstempfängliches und kunstverständiges treten würde, hätte die letzte Stunde, nicht für dieses oder jenes, sondern für alle unsere Theater geschlagen. Denn das Prinzip, auf dem sie basieren, wäre gefallen.

Eine künstlerische Angelegenheit ist also diese ganze schreckliche Theaterkrise absolut nicht. Die dramatische Kunst hat von dem Niedergang unserer Theater nichts zu fürchten, sie hat von derem Gedeihen nichts zu erhoffen. Wenn doch hie und da für sie auch etwas abfällt, so ist das ein glücklicher Zufall, meist durch irgend welche äußere Umstände herbeigeführt, und darum ohne innere Bedeutung. Aber vielleicht ist diese Krisis gerade der richtige Moment, uns zum Bewußtsein zu bringen, was not thut, um die dramatische Kunst aus der entwürdigenden Knechtschaft zu befreien, in die sie durch das Theater von heute geraten ist. Denn wie die Dinge jetzt stehen, so wird auch dem Kurzsichtigsten die Nase darauf gestoßen, was ja für die andern längst eine unanzweifelbare Thatsache, daß unser Theater ein durchaus vom Publikum, von der Masse abhängiges und darum eher kunstfeindliches, als künstlerisches Institut ist. Denn das Publikum verdirbt alles. Es hat unsere Litteratur entwertet, es hat unsere Presse in den Sumpf gezerrt, es hat unser Theater künstlerisch vernichtet. Das Publikum ist der Feind. Und die Frage nach der Rettung des Theaters als Kunstinstitut, des Kunsttheaters ist mir gleichbedeutend mit der Frage nach dessen Befreiung aus der Abhängigkeit vom Publikum. Das Theater der Zukunft ist das vom Publikum emanzipierte Theater.

Nach zwei verschiedenen, ja geradezu entgegengesetzten Richtungen bewegt sich der Ideengang derer, denen eine Neugestaltung unseres Bühnenwesens am Herzen liegt. Die Einen, dem demokratischen, oder wenn man will, sozialistischen Zug der Zeit gehorchend, denken an das Volkstheater im großen Stil. Nicht, wie heute, eine bevorrechtete Klasse, nein, das ganze Volk soll des Genusses teilhaftig werden, den das scenisch dargestellte dramatische Kunstwerk gewährt. Das Theater der Zukunft soll einen Zug ins Große, ins Allgemeine bekommen. Mit zündenden, hin-

reißend schwungvollen Worten hat einmal Hermann Bahr*) dieses Zukunftstheater verkündet. Er verlacht die, denen das große neue Wiener Burgtheater als ein Ruin für die Kunst des Burgtheaters erscheint. „Ich wollte", ruft er begeistert, „dieses Theater noch dreimal so groß, daß das ganze Volk in seinen Saal könnte und das ganze Leben auf seine Bühne müßte". Ich gestehe, daß mir selbst eine zeitlang dieses Theater großen Stiles als das anzustrebende Ideal vorgeschwebt hat, und daß damals Bahrs Worte in meiner Seele freudigen Widerhall gefunden. Aber zweiflerische Bedenken haben sich bald eingestellt. Ich mußte mich fragen, ob denn nicht eine gar zu äußerliche Erfassung des Zusammenhanges, der zwischen der sozialen und der litterarischen Bewegung unserer Tage ja zweifellos besteht, in der ausgegebenen Losung liege, die da lautet: Die Kunst für alle!; und ob denn wirklich, wie Bahr meint, die Zeit, in der „die Handwerksstube des 18. Jahrhunderts durch das Getümmel der modernen Fabrik" verdrängt worden, deshalb auch schon nach riesigen Schauspielhäusern verlange. Und ich mußte weiter erwägen, daß gerade der Zug der modernen Dramatik dahin geht, uns das „ganze Leben" in kleinen Bildern, begrenzten Ausschnitten des Lebens darzustellen.

Das muß man zugeben: die Idee des allgemeinen Volkstheaters hat schon heute einen großen Trumpf ausgespielt. Das ist die Berliner Freie Volksbühne. Ich habe leider bis heute noch nicht Gelegenheit gehabt, einer Vorstellung dieser Bühne anzuwohnen. Aber darum zweifle ich keinen Augenblick: das Publikum dieser Bühne ist dem Publikum des Lessingtheaters, des Deutschen Theaters, des Wiener deutschen Volkstheaters u. a. m. an Kunstverständigkeit und Kunstempfänglichkeit unendlich überlegen. Dennoch muß ich Bedenken tragen, ob diese Bühne als Kunstinstitut im höchsten Wortsinn bezeichnet werden kann. Schon ein Blick auf den Spielplan berechtigt mich dazu. Kein Zweifel, die Leiter dieser Bühne lassen sich nicht ausschließlich von künstlerischen Motiven leiten. Sie müssen Werke wählen, die kraft ihres sozialen Gehaltes Verwandtes in den Köpfen oder Herzen ihrer Zuhörer berühren. Sie verwerfen alles, was künstlerisch wertlos, aber sie müssen auch manches fernhalten, trotzdem es künstlerisch wertvoll ist. Sie sind also in letzter Linie doch auch von ihrem Publikum abhängig. Freilich nur so, wie der Lehrer von seinem Schüler abhängig ist, auf dessen Reifegrad und individuelle Begabung er Rücksicht nehmen muß. Darum gebe ich auch ohne weiteres den eminenten erzieherischen Wert der Freien Volksbühne zu. Und mit größter Freude würde es mich erfüllen, wenn der glänzende Berliner Erfolg zu vielfacher Nachahmung anspornen würde.

Aber die erzieherische Bedeutung der Kunst in allen Ehren, sie ist doch nur etwas Sekundäres, das mit der Kunst selbst eigentlich nichts zu schaffen hat. Denn die Kunst ist sich schließlich — man kann das nicht oft genug sagen — doch nur selbst Zweck. Sie hat, richtig verstanden, überhaupt keinen Zweck, ebenso wie ja auch die Natur keinen Zweck hat. Fast möchte ich sagen, wie die ganze übrige Natur. Denn auch ein Kunstwerk ist nichts anderes, als eine Naturerscheinung, ein notwendiges Produkt der im Geiste seines Schöpfers thätigen Kräfte. Seine Wirkung auf andere ist etwas durchaus Nebensächliches, Zufälliges, Sekundäres. Aber immerhin hat der Künstler ein Recht darauf, diese Wirkung gerade bei denen erprobt zu sehen, die, rein künstlerisch empfindend, beim Genuß eines Kunstwerks alles, was sonst an Ansichten, Ideen, Gefühlen in ihnen lebt, zurückzudrängen imstande sind, und diese wieder haben vor allen ein Recht und sind vor allen dazu berufen, an sich diese Wirkung zu erproben und über den Wert des Werkes zu entscheiden. Gewiß, es ist nur eine sehr geringe Minderzahl, die imstande ist, eine künstlerische Schöpfung so zu betrachten, so zu genießen. Die große Mehrheit entfernt sich nicht allzuweit von dem weiblichen, allzuweiblichen Standpunkt: „Gefällt Dir das Gedicht, der Roman, das Drama?" — „O ja, der Held ist mir sehr sympathisch." Ist's nicht der „Held", nun,

*) „Die Krisis des Burgtheaters" in: „Zur Kritik der Moderne".

so ist's — die „Idee." Und doch müssen alle derartigen, aus anderen Gebieten unseres Geistes- oder Gefühlslebens herüberspielende Einflüsse verschwinden, wo es sich um Beurteilung und Genuß eines Kunstwerkes handelt. Ich verlange von jemandem, der für sich die Gabe, rein künstlerisch zu empfinden, in Anspruch nimmt, daß er, obwohl etwa selbst begeisterter Friedensfreund, an einem der prächtigen Kriegsgedichte Liliencrons seine helle Freude haben, daß er, wenn auch überzeugter Anhänger der Frauenemanzipation, für Strindberg's „Vater" oder „Gläubiger" Verständnis und Hochschätzung zeigen, ja, daß er, mag ihm alles, was Tolstoi in seiner Kreutzersonate predigt und fordert, noch so verkehrt und verrückt erscheinen, dem Dichter zum Trotz, den künstlerischen Wert des Werkes bewundern kann. Daß gerade diese Menschengattung in unserem heutigen Geschäftstheater am wenigsten ihre Rechnung findet, liegt auf der Hand. Aber auch das große Volkstheater kann ihren Wünschen nicht Erfüllung bringen. Was sie von der Zukunft verlangen, für die dramatische Kunst und für sich selbst verlangen, das ist das Kunsttheater im höchsten Wortsinn. „Könnten wir das sichtbare Orchester mit seinem störenden Lampenlicht und den gegen das Publikum gewandten Gesichtern loswerden; würde das Parkett so erhöht, daß die Augen des Zuschauers höher träfen, als auf die Knien des Schauspielers; schafften wir die Prosceniumslogen ab und dazu vollständige Dunkelheit im Theater während der Vorstellung, sowie zuerst und vor allem eine kleine Bühne und einen kleinen Zuschauerraum, dann könnte vielleicht eine neue dramatische Kunst erstehen und das Theater wieder eine Institution zur Freude der Intelligenteren werden", so hat August Strindberg diese Forderung in seiner Vorrede zu Fräulein Julie formuliert. Also die kleine Bühne vor allem und der kleine Zuschauerraum! Daß die Entwicklung der modernen Dramatik auf die kleine Bühne hinweist, habe ich schon oben erwähnt. Im kleinen Bild die große Welt! Wer etwa, — ich greife aufs Geratewohl zwei mir naheliegende Beispiele heraus — auf einer unserer großen Bühnen eine Vorstellung der „Gespenster" oder der „Einsamen Menschen" gesehen, der wird nicht umhin können, die Berechtigung jener Forderung zuzugeben. Der kleine Zuschauerraum seinerseits soll zunächst die Intimität und Intensität der Bühnenwirkung erhöhen. Die Kunst des Schauspielers insbesondere soll dadurch erst zur voll n Geltung kommen. Denn darin stimme ich nun ganz und gar nicht mit Bahr überein, wenn er meint, die Welt der intimen Spielweise sei versunken. Im Gegenteil, sie beginnt erst zu erstehen Die Ergänzung des gesprochenen Wortes durch die ganze körperliche Erscheinung, die Andeutung feinster psychischer Vorgänge durch das Spiel der Miene und Geberde wird mit jedem Tag — Strindberg verlangt zu diesem Zweck sogar Abschaffung der Schminke! — ein wesentlicherer Bestandteil schauspielerischer Darstellung. Und so wie uns die Vorstellung des griechischen Schauspielers mit seiner starren Maske immer unerträglicher und mit unserer modernen Auffassung der dramatischen Kunst ganz unvereinbar wird*), so verlangt konsequent eben diese Auffassung, nicht die Rückkehr zu dem Riesentheater der Antike, sondern die Verlegung des scenischen Kunstwerks in einen möglichst kleinen, abgeschlossenen Raum. Denn wollten wir faktisch den Wunsch Bahrs, ein Haus dreimal so groß wie das Burgtheater, verwirklichen, wir könnten gerade so gut zu Maske und Kothurn zurückkehren!

Aber der kleine Zuschauerraum hat weiter noch etwas anderes, wesentliches

*) Nicht mit Unrecht bemerkt K. O. Müller, daß „das Unnatürliche, welches in der Gleichmäßigkeit der Gesichtszüge bei den verschiedenen Handlungen in einer Tragödie für unseren Geschmack liegt, in der alten Tragödie viel weniger zu bedeuten gehabt habe, in welcher die Hauptpersonen, von gewissen Bestrebungen und Gefühlen einmal mächtig ergriffen, durch das ganze Stück in einer gewissen habituell gewordenen Grundstimmung erscheinen. Man kann sich gewiß einen Orest des Aeschylos, einen Aias bei Sophokles, die Medea des Euripides wohl durch die ganze Tragödie mit denselben Mienen denken, aber schwerlich einen Hamlet oder Tasso". Um wie viel weniger erst eine Hedda Gabler oder Johannes Vockerat.

im Gefolge, nämlich das, was mir als Alpha und Omega des Zukunfts-Theaters erscheint: die Emanzipation vom Publikum.

Denn das halte ich für selbstverständlich: alles, was irgendwie die große Menge anzieht, muß vermieden werden. Keine Sensation, keine Reklame, kein Spektakel. Keine Berichte in der Tagespresse. Nach rein litterarischen und künstlerischen Grundsätzen geleitet, füllt sich der geringe Raum, den dies Theater bietet, von selbst mit Männern und vielleicht auch einigen Frauen, denen es ernst mit der Kunst ist, und die, in der Absicht, ein Kunstwerk zu genießen, alles übrige zu Hause lassen. Gespielt wird natürlich nicht täglich — der Unsinn der täglichen Vorstellungen charakterisiert vielleicht am besten unser heutiges Theater! — sondern ein-, höchstens zweimal die Woche. Der Zuschauerraum ganz dunkel. In der Anordnung der Plätze jeder möglichst wenig durch den Nachbar gestört. Kein Klatschen, kein Zischen. Keine Hervorrufe, weder des Dichters, noch der Darsteller. Kunstverständige Menschen lassen Kunstwerke auf sich wirken. Sonst nichts. Sie genießen das Gute Alte, sie prüfen und beurteilen das Interessante Neue.

Und von Zeit zu Zeit, in größeren Zwischenräumen, oder nach Bayreuther Muster zu bestimmter Jahreszeit mag man dann, subtilere Bedenken opfernd, — ganz ohne Kompromiß geht es darum einmal nicht — vor das große Publikum hinaustreten. Mit dem, was sich als bestes bewährt und doch nicht alles einbüßt, bei dieser Uebertragung ins Große. Aber nicht fragend: Gefällt Euch das? sondern imperativ: Das ist gut, da habt ihr es! Aus dem kleinen Kunsttheater geht so das große Festspieltheater hervor. Damit ist die notwendige Verbindung mit der Außenwelt hergestellt und vielleicht auch die materielle Basis gewährt. Ich weiß, nur in großen Zügen habe ich das Bild des Zukunftstheaters, wie es mir vorschwebt, skizziert. Viel Detail wäre noch zu bestimmen. Strindbergs Vorschläge müßten geprüft, manches andere auch erwogen werden. Vielleicht komme ich selbst ein andermal darauf zurück. Vielleicht stehen mir andere hilfreich bei, verbessernd, ergänzend.

Einen Vorwurf wird man mir nicht ersparen. Mein Zukunftstheater habe etwas Kleinliches, Engherziges, Vornehmthuerisches.

Aber ich kann mir nicht helfen. Es ist nun einmal etwas Aristokratisches um die Kunst.

Hamburger Väſterbrief.

A Farewell!

Durch mein warmes Zimmer duftet ein Veilchenſtrauß; von der Morgencigarette ſteigt ein letztes krauſes Wölkchen; im weißen Kachelofen kniſtert der Kien; — faſt als ſäße ich zu Hauſe. Eben iſt der Kellner gegangen, faſt unhörbar; nur der Ring am Schlüſſel tickt noch. Und ich ſitze und ſinne. Seltſame Stadt!

Klopſtock und Heinrich Heine — Wollkontors und Chinawarenſpeicher — Schwäne, Jungfernſtieg, berühmte Gräber — heimliche Liebe in öffentlichen Häuſern — Hafen, Börſe, und der große Brand — halbtauſendjährige Giebel, elektriſche Monde — „hamburgiſche Dramaturgie“ und weltberüchtigte Tingeltangel — u. ſ. w., u. ſ. w. — — o du tolle, bunte, wunderliche Waſſerſtadt!

Gott, in welchem Wirbel taumelnder Erinnerungen, träumender Erwartungen kommt man ſchon hereingerollt! Und das Traumnetz ſpinnt ſich immer dichter, je weiter man die Sinne öffnen möchte. Selbſt auf den Straßen geſtern Mittag: tief durch all den raſſelnden Lärm, alles ſchreiende Gewühl der Börſenzeit meint' ich immer einen fernen zauberiſchen Laut zu hören, wie den langen feierlichen Grundton in der Brandung eines Waſſerfalls. Und vor mir, vom Zimmer aus, glänzt das Becken der Binnenalſter! ich möchte garnicht weg vom Fenſter; Bild um Bild. Vorgeſtern Nacht ſchon, wie mein Wagen plötzlich um die Ecke bog, aus der hohen engen Gaſſe heraus auf die breite Promenade — nämlich in fremden großen Städten muß man ſtets, die erſten Tage wenigſtens, im feinſten Hotel mit der ſchönſten Ausſicht logieren; denn ſchlimmſtenfalls, nächſt verliebten Kellnerinnen, ſind deutſche Hotelwirte die geduldigſten Gläubiger — „der Not gehorchend, nicht — —“ alſo ja: es war die reine blaue Wunderinſel! plötzlich der weite ſchwebende Kranz von hundert leuchtenden Kugeln, wie ein Saum von Rieſenperlen hingeſchlungen durch die flimmernden Zweige der nackten Linden um die ſchwimmende Scheibe Licht, die ſie durch den ſeidiggrauen Nebel woben, — unten ins nächtige Waſſerviereck einen Zaun von zuckenden Schwertern bauend, opaliſch bleich, umflochten von ſchwankenden Silberranken, nach Oſten hin dunkel geöffnet, und immerfort ins Bodenloſe fließt das funkelnde Gitterwerk, ruht und ſinkt und ſteigt und ſtürzt der paradieſiſche Gartenglanz — und jetzt: in blitzender Haſt, durch die ſchwarze Pforte im Oſten ſchießen zwei große glühende Käfer, ein zitternd grüner, ein blutigroter, — und ihnen nach — ein dumpfes, rollendes Fauchen — eine ſchuppig glitzernde Schlange durchs Waſſer — ein heulender Pfiff — ah, dort muß ein Brückenbogen ſein — richtig, die Lombardsbrücke — und drüberhin der Schnellzug, der mich hergebracht hat und nun weiterraſt nach Norden — ins Märchenland:

„Schleswig-Holſtein, meerumſchlungen!
„Schleswig-Holſtein, ſtammverwandt!“

Kindermelodieen unterm Hut, ſpring' ich aus der Droſchke, dem gerührten Herrn Portier die Ehre der Bezahlung überlaſſend, die er mir morgen doppelt vergelten wird — auf der Rechnung. Dafür aber wohnt man doch einmal auf Perſerteppichen und Sammetſtühlen — noch dazu in einer ſogenannten freien Hanſeſtadt — was ja allerlei zu denken giebt für einen vogelfreien deutſchen Reichspoeten.

Herrlich: ja, wir Seelenschreiber!
Herrlich, ja: dies Brotgequäle!
Denn die Kinder! denn die Weiber!
Und so wird man — Schreiberseele.

Eine volle Stunde hab' ich wohl noch aufgesessen und die künstliche Mondnacht genossen, und kam mir immer nüchterner vor als „eigentlicher" Berliner. Ach du schnurgerade deutsche Reichskasernenstadt! Nicht einmal elektrisch bist du zu kurieren, du geliebte preußische Parademetropole! Ja, wir haben „unsre Linden" — „feenhaft!" schnarrt der Herr Assessor auf der Abendpromenade. Das gefällt ihm: diese drei Kolonnen patentierter Siemenslampen, säuberlich in gleicher Höhe aufgereiht die runden Milchgesichter: recht wie eine Compagnie Rekruten, wenn Herr Leutnant einen Witz geruhen. Aber es paßt! Wir haben Stilgefühl! bombenhaftes Stilgefühl: vom Kanonendenkmal auf dem Königsplatz bis zur Kaiser-Wilhelms-Brücke mit den wundervollen Krautstrunk-Kandelabern, ja nicht zu vergessen all die schönen Zinnsoldaten mit und ohne Pferd vor der Schloßterrasse und am Opernhaus. Es lebe die Uniform!

Und mit einigen frommen Wünschen stieg ich ins Bett. Und gegen Morgen träumte mir, die Mongolen seien nach Berlin gekommen, — und die Spree war dicht am Ueberlaufen: soviel herrliche Siegesmonumente der berühmtesten Akademiker preußischer Nation hatten sie hineingeschmissen. Am Ufer aber standen alle jungen deutschen Künstler — viele waren's nicht — und hielten sich die magern Bäuche vor Lachen und klatschten sich die dünnen Schenkel vor Vergnügen, diese unpatriotischen Hungerleider; davon wachte ich auf. Es war aber nur das Klappen der Pferdehufe auf dem Asphaltpflaster unten vorm Hotel. Ja, man hat so seine Träume in der freien Hansestadt Hamburg; und was kann der Mensch für seine Träume? —

Heute freilich ist es fast zu hell zum Träumen. Der erste klare Herbstfrost; alle Nebel sind gefallen über Nacht; auf der hölzernen Landungsbrücke unten am Bassin liegt ein dicker Pelz von Reif. Ein zarter grüner Wolkenstrich im Norden läßt den weißen Himmel noch kühler scheinen. Und doch! drüben auf dem Jungfernstieg, barfuß, am Eisengeländer, steht ein kleines schmutziges Mädchen; frierend sieht es sich die stolzen reinen Schwäne an und die bunten schlanken Dampferjollen mit den lustigen Flaggen, wie sie an- und abfahren im Kreise, lange blinkende Doppelfurchen durch das tintige Wasser ziehend. Arme kleine Sehnsucht! aber — — morgen muß ich selbst — heidi — zu Schiffe. Ja und dort im Alsterpavillon saß Heine, wenn er die Börsenstunde schwänzte, — und träumte von erfrornen Schwänen. Nun rennt die Kleine dran vorbei; die breite Glasfront glitzert im Frühlicht wie ein stiller Teich, den die ersten Eiskrystalle überzittern. Ich sehe nach Osten. Zwei Dampfer pfeifen sich gellend an.

Nordost; schräg zur Rechten hinüber: — welche kalte glatte Pracht! Vorn, ein kolossales Postament, die drei dunkelroten Sandsteinbogen der Lombardsbrücke; steil empor dahinter, eine Wand von mattem Silber, zwischen hohen schwarzweißroten Wimpelstangen, steigt der Spiegel der Außenalster; ringsherum ins letzte dürre Laub der braunen Bäume tüncht die fahle Morgensonne einen Rahmen goldiger Lichter; alles ferne überkrönt von gelb beglänzten Villenfronten, schwärzlich blanken Turm- und Erkerzacken; ganz im Weiten oben — schmal und kahl — Schlot an Schlot, lange dünne Fahnen Rauch vor den blassen Himmel heftend. Dort wohnt Hamburgs prahlerischer Reichtum.

Durch mein warmes Zimmer duftet der Veilchenstrauß; im Kachelofen flattern und summen die Flammen; aber mich fröstelt. Wenn's doch wieder gestern wäre! gestern Morgen, wo das alles kaum zu sehen war da draußen, vor dem festen dichten Nebel. Gestern, gestern! O du blauer, blauer grauer Montag.

Wie das alles kinderseltsam war! Wie die Veilchen dufteten früh! ach viel süßer, viel verbotener als heute. Ob sie wohl den Brief nun hat? — Ob sie das wohl ahnte, Sonntag Abend auf dem Bahnhof? als sie mir die Cigaretten nachwarf? ganz zuletzt noch, wie der Zug schon rollte, durchs offene Fenster, — daß der alte Förster neben mir sich schmunzelnd in den Schnauzbart griff.

Nein: es durfte so nicht bleiben! Denn ich liebe ja die Andre mehr, — und viel seelenwerter, viel vertrauter. Und es ist ein eigen Ding um zweierlei Liebe: plötzlich sieht man, daß man nur sich selber liebt, sich und seine Lust, — und dann kommt ein Grauen, ob man überhaupt noch etwas liebt, — denn wer weiß denn, was es ist, dies kalte gierige Ich?! — — Nur zuweilen wollen wir uns Veilchensträuße schenken — scheue Blumen der Kinderliebe — und uns jener Sommernacht erinnern, jener einzigen, unterm jungen Eichenbaum, wie wir über die Sterne lachten, daß sie gar so wißbegierig durch die dunklen Blätter äugten, — — ach du liebe kleine Dornkatz!

Ja, so saß ich denn und schrieb mit Bruderworten an das Mädchen, das mir gar zu lieb geworden war um ihres Mutes willen, ihrer Kraft zur freien Lust, — und die mir Schwester werden soll um einer schwereren Freiheit willen: einer Freiheit, die sich selber ihre Sünden setzt: Sünden der ererbten Lust wider die Lust der Zukunft. Und es klang sehr schön, was ich von dem neuen Paradies der Unschuld schrieb, wo es nicht mehr Männer geben würde, die in wahllos unverschiedner Tieresglut ihre Sehnsucht an zwei tief ungleiche Weiber hängen können, — und nicht mehr Weiber, die zuzweit in Einem Mann Genüge finden. Aber draußen, wie gesagt, stand ein fester grauer Nebel auf der dicken Flut; und die bleidunklen Wellen der Alster gingen schwer unruhig hin und her und auf und nieder im feuchten Wind, wie lauter pochende Herzen; und die Schwäne schwammen in dem dichten Dunst so klein und blaß wie zerdrücktes Papier, weggeworfene Liebesbriefe; und nicht Ein gelbes Blatt mehr an den kahlen Linden. Ob sie mir wohl glauben wird? — Ob sie an die Abendstunde denken wird, als wir Drei zusammensaßen und sie mit den krausen trotzigen Lippen und der heimlich klagenden Stimme ihr geliebtes Nordseelied uns sang — von den beiden Edelkönigskindern, die doch nimmer nicht zu'nander kommen konnten, — und ich an den Flügel ging:

Freilich, wenn wir schliefen
in dem viel zu tiefen
Wasser zwischen uns:
schliefe auch das Büßen
dieser sündig süßen
Unschuld zwischen uns.
Aber mit dem Leben
schliefe auch — das Streben!

Nein, mir war nicht wohl zu Mute, als der Bruderbrief nun klappernd in den Postkasten fiel. Und die Dampferpfeifen im Bassin hörten sich so schreiend an, fast höhnisch.

Rasch unter Leute! Die Börsenzeit ging eben los. Oder lieber noch ins Freie! richtig: nach Ottensen — Schloß Liliencron! Darauf hatt' ich mich ja schon seit vierzehn Tagen gefreut, den Dichterbaron kennen zu lernen, den holstischen Hünen, mit seinen beiden Teckeln, seinen Pferden und seinem köstlichen Menschenherzen. Und gegen Baedeker mich versündigend, drücke ich mich sorgfältig um den Börsenmarkt herum; — diese Tempel des modernen Gottes sind ja immer in dem selben (irgend einem oder mehreren) griechischen Säulenstibel zusammengeschustert, und dazu noch die Scharen dieser „Gläubigen", das geht mir wirklich wider den Geschmack, trotzdem sich meine Vernunft der antisemitischen Instinkte allmählich entwöhnt hat; — also schnell auf den Wagen, den „süßrädrigen, wo

de Kutscher obenup sit't", wie mir ein Eingeborner mühsam auf Hochdeutsch bedeutet — mit halbem Blick auf meinen eleganten, fast bezahlten Ueberzieher. Und so rumple ich denn auf meinen sechs Rädern durch die Straßen und Gassen; über drei vier Schleusenbrücken weg, unter denen die Wellen der „Fleete", so träge wie ihr Name, vom Alsterbecken zum Elbhafen schleichen, — hier und da ein schönes altes Giebelhaus, das vom Brand vor 50 Jahren und vom Grundstückschacher noch verschont geblieben ist; hin und wieder eine alte Vierländerin, minder schön mit der scheußlich steifen, großen, schwarz lackierten Schleife im Genick unterm strohgelben Tellerhut und den langen dürren schwarzbestrumpften Waden unterm kurzen dunkelblauen Wollrock, — sonst so ziemlich dasselbe Treiben wie im Molkenmarktviertel Alt-Berlins. Nun durch St. Pauli nach Altona hinein; vorbei an den vielen Tingeltangelhallen, eine neben der andern, mit den unmöglichsten Barock-Gemüsen überkleistert, aber im Ganzen doch ein hübsches Bild: der weite Platz mit den kleinen Linden und zwischendurch der niedrige Schnörkelkrimskrams, wie eine tiefhängende steinerne Guirlande die beiden Schwesterstädte verbindend.

Endlich! „Ottensen Bahnhof" ruft der Conducteur. Nun herum um den „altehrwürdigen Friedhof" mit der berühmten Dreigräber-Linde vor der verwitterten Kirchenwand, (was Großpapa Klopstock wohl zu Liliencrons Gedichten sagen würde?!) — schnell noch einen Durchblick nach der öligen Elbe hinunter, wo die großen Seedampfer trompeten, sehr komische Ungeheuer mit den mächtigen Schaumschnurrbärten um die riesigen Kinnladen, — und nun steh' ich am Portal des freiherrlichen Musensitzes.

Der Herr Baron war grade „in Geschäften abwesend", wurde aber bald erwartet. Also setzte ich mich in sein Arbeitszimmer, das Wirtschaftsfräulein brachte eine Flasche herben Spanier und — nach kurzem — da sie wohl den Fremden in mir witterte — das Nationalgericht: Aalsuppe. Vorzüglich! und Liebesschmerzen machen Hunger. Dann vertiefte ich mich in den „Haidegänger", sein letztes Gedichtbuch, das auf dem Schreibtisch lag — höchst verwahrlost — als Lampenteller. 17 Seiten; dann blieben meine Träume haften — „auf dem Aldebaran".

„Die himmelblauen Schmetterlinge leuchten,
„Der schwefelgelbe Pfau, der mich umschweift,
„Das grelle Grün, das meinen Rasen brennt" — —

Halt, das war die rechte Stimmung für den Spanierwein! Ich las und las.

„Und sie, indem ihr dunkles Auge sich
„Mit meinem bindet — —
„Verachtung um die Lippen schürzend" — — —

Hatte Er das auch erlebt?!

„Und ich, ein Fürst hier auf dem Aldebaran" — —

„Hörst du's? ich wünsche, nein ich will, ich will,
„Daß du mich liebst auf diesem roten Stern!"

Ob das wohl sein Eheweib gewesen war?

„Viel besser sind die Menschen hier als unten!
„Mehr Liebe, mehr Verzeihung und Geduld,
„Kein Mißverständnis mehr" — —
„Doch sie" — — —

ich schrak auf; die Tür ging; er stand vor mir. Ich glaube, daß ich meinen Namen nannte. „Richard?“ fragte er. „Detlev!“ schlug ich ein. Ein paar knappe Worte, ein Gang durchs Haus, und rasch saßen wir zu Pferde; er auf seinem jüngsten Trakehnerrappen, ich auf einem prächtigen Berbergoldfuchs. In kurzem Trab um den rissigen, epheu-überglänzten Söller herum, durch den planvoll wilden Park an allerlei kecken Wasserstürzen vorbei, und nun scharf hinaus ins neblige Feld, sein Jagdrevier — „die lyrische Haide“, wie er mir lachend zurief mit zwinkernden Augen.

Wundervoll, wie der alte Knabe ritt! Jetzt in zierlichsten Courbetten, leicht und spielend, nach allen Regeln der Schule, — jetzt bedeutungsvoll im „stolzen Tritt“, — jetzt plötzlich langweg mit den übermütigsten Seitengängen, wie ein Bauernjunge auf ungesatteltem Ponny. Seine liebe Haide freilich nahm sich ziemlich trist aus:

„— — und langsam
„Auf Moor und Brachfeld welkt der Tag.“

Nur ab und zu brachte ein schöner kräftiger Platanen- oder Ebereschenbaum mit seinem dauerhaften Laub oder den leuchtenden Beerenbüscheln etwas Rost- und Scharlach-Röte in das kahle graue Bild. An diesen einsamen Bäumen, von vergoldeten Eisenranken gehalten, glänzten weiße Marmortafeln, in die der Besitzer, Er der Lyriker, mit blutroter Schrift die Namen der wenigen echten Zunftgenossen hatte meißeln lassen. Julius Hart las ich da; — C. F. Meyer; — Hermann Conradi weiterhin; — Karl Henckell, Arno Holz; noch so eins zwei Jünglinge, die ich im Fluge nur ahnen konnte; Mackay, Stern, Bierbaum; — ganz neu Zwei, auf die er mit schwärmenden Blicken wies — ich kannte sie noch nicht — Otto Ernst und Gustav Falke, beide aus Hamburg. Jetzt nahm er pleine chasse eine Hecke. Entzückend! in dem weiten, flatternden, weingelben Mantel mit der purpurnen Säumung, den er um den derben Jägerlodenrock geschlagen hatte; oben legte sich der Burnus in eine seltsame Faltenkappe ein — seinen „Sarazenenhut“ nannte er's — mit schwarzem wehenden Reiherbusch überm Ohr, den ein großer prächtiger Karfunkelrubin zusammenhielt, nach vorn und hinten eine Spange von lichten Smaragden und dunklen Veilchensteinen um den Kopf schickend. Und wie der Rappe schimmerte! Mir kamen die Verse in den Sinn, die Arno Holz, der grau Gewordene, in seiner farbenfrohen Jugend sang:

„Ein grüner Turban schmückt das Haupt mir,
„Von Seide knittert mein Gewand;
„Und jeder Muselmensch hier glaubt mir,
„Ich sei der Fürst von Samarkand“.

Noch eine Hecke! drüben stieg schon der Wald auf. Wir wollten nach „Poggfreed“ (Froschfrieden), wie der Baron sein Sommergut getauft hat, — draußen hinter der Alster irgendwo. Nun ritten wir ein in den alten braunen Steineichen-Dom. Jetzt plötzlich rechtsab in eine lange ernsthafte Tannenstraße, — fast hätt'ich vor Lachen die Zügel verloren: eine solche wunderliche Prozession von Monumenten hatte der Schalk sich da hinbauen lassen. Zu beiden Seiten des sandigen Weges, achtbar von einander entfernt, thronten hier — wie sag' ich nur gleich — — die Litteraturpagoden. Alle steif die schwachen Beine gekreuzt, mit dicken chinesischen Bäuchen und segnenden Händen. Viele saßen schon völlig still; einige streckten, im Gleichtakt nickend, noch die Zungen aus den schweren Häuptern; ganz am Ende der Allee, im Nebel, schien mir auch Zola zu wackeln, ich bin aber kurzsichtig. Auf den pappledernen Postamenten standen mit Messingnägeln die Zahlen der Jahre eingenietet, in

denen die verehrten Kunstgreise zum ersten Male für den Weihnachtstisch verlegt gewesen worden sein sollten. Die Tannen rauschten so bedächtig, daß mir schon ganz schläfrig wurde.

„So, nun werd' ich Ihnen meine Folterlauben zeigen", sagte der Freiherr, ververschmitzt die Reitgerte schwingend, indem er in kurzen Galopp fiel. Gottseidank! Obgleich mir die Worte recht dunkel klangen. „Es sind verschiedne teutsche Dichter zu Besuch bei mir", drehte er sich um; „die büßen hier für ihre Sünden". Wir bogen in ein junges Untergehölz. Ahah — das konnte ja lustig werden! Links von einem engen Schleifweg, in hypnotischer Stillvergnügtheit, saß Wilhelm Bölsche, der Verführer der „Mittagsgöttin". Seitdem er aus Italien zurück war, hatte er sich zum Spiritismus bekehrt; wahrscheinlich infolge der Manifestationen, mit denen ihn dort die Unsichtbaren in den Hotelbetten gestraft hatten. Nun saß er hier seit Wochen und wartete mit seligem Lächeln, daß ihm die Geister ein Fäßchen capresischen Feuerwein stiften sollten. Bis jetzt ohne Erfolg; zur großen Trübsal seiner Freunde. Einer von diesen, Heinrich mit Vornamen, kniete nicht weit davon in brünstigem Gebet zu allen Göttern der Urzeit, daß sie endlich den „Mose" vom Sinai steigen lassen möchten — womöglich nebst den übrigen 20 Gesängen des „Liedes der Menschheit"; unwillkürlich betete ich mit . . . Beide Freunde hatten zarte Ketten an den Füßen.

Karl Bleibtreu — die Gestalten fingen nun im Nebel an zu schwanken — durfte seine Laube in Freiheit genießen, nur mit der ehrenwörtlichen Verpflichtung, in den nächsten drei Monaten allerhöchstens ein Drama, einen Roman, einen Band Gedichte, eine Revolutionsbroschüre und drei Schlachtenbilder zu schreiben. Vor ihm, heldenhaft, reckte sich Conrad, die atheistische Religions-Standarte des internationalen Deutschen Reiches der Zukunft im Arm, und verspeiste einen hartgesottenen Kritiker. Wilhelm Arent war dazu verurteilt, seine sämtlichen Gedichte auswendig zu lernen; einige andere Nachtviolenbarden halfen ihm dabei; über ihnen flötete ein Chor von künstlichen Nachtigallen — nach der Melodie „Wir winden dir den Jungfernkranz" — seine göttliche Ballade „Barbier, schlag mir den Seifenschaum", immer mit dem Refrain:

Schöner weißer,
Schöner weißer Seifenschaum, juchheh!

Wolfgang Kirchbach saß in einem japanischen Glockentürmchen und untersuchte Mikroben auf ihre ästhetischen Fähigkeiten, während Bruno Wille eine ethisch-asketische „Nachrede" zu seinem nächsten poetischen Opus ersann, in der er alle ästhetischen Genüsse der Gegenwart als eitel Corruption entlarvte. Neben ihm Hartleben, das Weib verachtend... Ach, ich sah noch manches Kitzliche und recht Intime — Mancher würde mir nicht dankbar sein, dürfte ich's verraten —, aber plötzlich tauchte an der Seite des Weges Wilhelm Bölsche wieder auf, mit verstörten Minen, einen sonderbaren Gegenstand in den geballten Fäusten schwingend; und ich erkannte mit Entsetzen den Blaustift der — — Redaction. Es bleibt aber Keinem geschenkt! nahm ich mir im Stillen vor.

Jetzt hielten wir an einem Edelwildgehege — vor einer platten, aber köstlich Grau in Grau mit Mosaik belegten Tenne, um die ein zartes, fein gefeiltes Gitterwerk eine durchsichtige Rundwand zog; etwas einförmig, aber höchst bestrickend; nur das Dach hätte mehr Licht einlassen sollen. Dadrunter stand nun Gerhart Hauptmann und übte sich in den schwierigsten Fechtkunststückchen für seine Mensuren mit den „Verkehrtheiten" und „Vorurteilen" seiner werten Zeitgenossen. „Der könnte auch was Besseres tun!" knurrte ich ärgerlich. „Schelten Sie mir meinen Hauptmann nicht!" drohte der Freiherr scherzend. „Ach was —" lief mir nun die Galle über, während wir weitersausten; „wozu hat denn der Mensch

dieſe wundervollen Lippen, für die ich ihn immer küſſen möchte? dieſe Mundwinkel voll Reinheit und trotziger Sehnſucht? dieſe kühne Naſe unter der hellen Schillerſtirn?! Was geht denn Den die Dumpfheit an, in der die Ratten ſich warm fühlen! Mögen ſie doch! Für die Adler ſoll er ſchaffen, die Flügeldreiſten, die Sonnenpilger! Seines Gleichen ſoll der Dichter dichten; Uns, die freien Herren der Zukunft, Uns und" — — knautz! lag ich im Sand. Mein Hengſt hatte das Fuchteln übelgenommen und war ſteil aus den Zügeln gegangen. Während ich im Bogen durch die Luft ſchoß, ſah ich noch, wie der Freiherr lachend den Karfunkel von der Mütze heftete und den ſchwarzen Reiherbuſch in die Hand nahm; ja was war denn das? das ſah ja aus wie 'ne Schulmeiſterrute! Jetzt faßt mich etwas an; „Herrr —" will ich aufbrauſen und — —

hätte beinah den Tiſch umgeriſſen und das Bierglas drauf mit dem letzten Reſt Sherry. Teufel, ich — war eingenickt von dem ſchweren Wein. Vor mir ſtand Liliencron; diesmal wirklich. Nun Namennennen, und: „Entſchuldigen Sie, Baron —". „Nein, nein, wundervoll, entzückend!" glitt er fröhlich mit den kurzen Beinen wieder nach der Tür, doppelte Teller beſtellend. Jee — das war ja garnicht der Geträumte, der in Lodenjoppe und Smaragdenhut! dieſer fixe, unterſetzte Vierziger in dem neu geweſ'nen Gehrock, mit dem abgegriff'nen kniffigen Filz und der hellen hochmodernen Hoſe. Ach, der Sherry war nicht aus dem freiherrlichen Keller: ging auf Rechnung der Schifferbudike nebenan, — und das Wirtſchaftsfräulein war nur Stubenwirtin- ꝛc.

Wir hatten grade Beide Platz in der engen Kabuſe; ich auf dem zerlegenen Sofa, er auf der Kante eines ausgezogenen Kommodenkaſtens. „So läßt Deutſchland ſeine Dichter wohnen", ſagte er vergnügt; „na! kommt Zeit, kommt — Draht". Zwar die Ausſicht war recht ſtimmungsvoll — auf den Kirchhof drüben; aber dafür ſorgt doch blos der liebe Gott, — ebenſo wie für die Teckel und die ſchönen Pferde und die Schlöſſer — — auf dem Mond oder auf dem roten Aldebaran*).

Ach, ich danke Dir, Detlev! alte Märchenſeele Du! Es waren köſtliche, herzliche Stunden.

Wie er immerfort „entzückt" war über jeden jungen „teutſchen Tichter," jedes Bischen Kraft, das ſtarke gütige Feenkind! und über ſich ſelber, der Ehrliche! und über ſeinen Verleger, dieſen „wundervollen brutalen Kerl", der ihn mit — hm — Mark pro Bogen abſpeiſt, der — — „Mäcen". Und ſein Plaudern — wie die ferne Melodie der See an heißen Julitagen, wenn man in den Dünen liegt uud nur immer horchen möchte,

wie die Woge heimlich ſchäumt
und von ihrer Tiefe träumt, —

ab und zu ein derber Lebenslaut dazwiſchen, ſo ein Wort „unter uns Jungfern", immer begleitet von einer feinen ſchwebenden Handbewegung, einer fragenden Wendung des Kopfes, daß das leichte ſchlichte Haar über der Säbelnarbe am Stirnrand ſich ganz leiſe regt. Und dies huſchende Bübchenlachen! durch den knappen, immer noch blonden, herbſtlaubblonden Rittmeiſtervollbart — an der netten ſtämmigen Naſe herunter — von den ſtillen Augen her, die in Schleiern ſchwimmen wie ein ewiger blauer Montag, nur manchmal ein Blinken drin, als wenn der Abendſtern durch Wieſennebel grüßt. Ja, und noch etwas — damit

*) Hier muß ich beichten, daß ich vorhin, meiner eignen Zwecke wegen, mit dieſem Gedicht recht pietätlos umgeſprungen bin. Nun, man leſe es ſelbſt! Es gehört zu den wunderbarſten, die wir überhaupt haben, mitſeiner bannenden ſchmerzlichen Herzensweisheit, ſeiner zarten und ſeiner wilden Sehnſucht, ſeinem zwiefachen Adelsrätſel, ſeinen leuchtenden, erlöſenden, entrückenden Farben. R. D.

nichts fehlt am Bilde —: was die braune Ungarin in Hamburg, als wir spät um Mitternacht in der „Goldnen Vierzig“ an geheimen Früchten naschten, im roten Ampelschein so wunderhübsch herausplapperte: — „Du kleiner Flotter!“ Weiter nämlich wußte sie kein deutsches Wort, das arme Kind; das genügte ja für ihr Geschäft. Richtig — daß ich nicht lüge —: etwas wußte sie doch noch: — „Ei' Flaff Sekt noch!“ flüsterte sie bettelnd.

Wir blieben aber standhaft, d. h. nicht seßhaft, da wir zum Abendbrot (man ißt sehr gut in Hamburg, wenn man Geld hat) einige sittlich entrüstete — Leitartikel genossen hatten. Es war „grade damals“.

Und als wir auseinander gingen, lachten wir uns an und pfiffen uns eins, — pfiffen auf sämtliche „Vorurteile“ dieser, jener und der sonst noch möglichen Welten. Heute Abend auf Wiedersehn am Hafen! Dann — —

Gieb mir deine Hand!
Einmal noch ein Schmerz!
Einmal noch ein deutsches Herz!
Dann leb' wohl, mein Weib, mein Vaterland! — —

Ach, wie süß die Veilchen duften . . . .

Richard Dehmel.
(Berlin.)

Nietzsche und der Sozialismus.

Subjektive Betrachtungen

von **Franz Servaes.**

(Berlin.)

Präludium.

In der Berliner Oppositionsversammlung vom 20. Oktober 1891 sprach Bruno Wille, als der geistige Führer der „Jungen" in der Sozialdemokratie, die bemerkenswerten Worte: „Wir wollen keine Einrichtung, die die Selbständigkeit der Geister ertötet".

Nie hat ein Wort aus sozialistischem Munde mir, der ich außerhalb der politischen Partei, also gewissermaßen in partibus infidelium stehe, einen so tiefen Eindruck gemacht, als dieser Ausspruch. Nicht etwa, weil er mich durch Neuheit frappierte! Sondern weil er genau dasjenige zum Ausdruck brachte, was mich selbst seit jeher von der Sozialdemokratie getrennt hatte. Ich sah eine Reaktion des Individualismus wider schablonisierenden Demokratismus.

Ich kann nicht behaupten, daß ich von klein auf mit Umsturzgedanken sympathisiert habe. Vielmehr brachte ich eine lange Zeit meines Lebens in dumpfer Zufriedenheit zu, wo ich, wenn auch nicht an die beste aller Welten, so doch an die Unveränderlichkeit der gegenwärtigen Welt glaubte — wie das bei einer korrekten Gymnasial- und Universitätserziehung auch nicht anders möglich ist. Indes, die Stunde kam, wo der Umsturzgedanke seine Schrecken für mich verlor, und wo das rote Gespenst mir zu einer roten Flamme wurde, die am Himmel der Zukunft emporzüngelte. Ich las einige sozialistische Bücher und fand viel Gutes. Eine Hoffnungsfreudigkeit, eine Jugendlichkeit, eine Eroberlust schlug mir entgegen, die sehr günstig abstach gegen die Morschheit und Verzagtheit, die die übrige Welt erfüllt und die durch die humanistische Erziehung systematisch in uns genährt wird. Ich sah Zukunftsbilder vor mir von einer so phantasievollen Pracht, daß ich mich an ihnen berauschte. Aber eben deshalb glaubte ich nicht an sie. Ich drang tiefer ein, und mein Zweifel wurde wieder rege. Ich fragte mich: Wird in einer mit so peinlicher Gerechtigkeit geordneten Welt auch noch Raum für das Höchste der Menschheit, für die entschiedene, willkürliche, geniale Subjektivität sein? Ja, wird auch die durchschnittsmäßige Individualität nicht überall auf hemmende Schranken stoßen? Wird sie nicht des feindlichen Zunders entbehren, durch dessen Reibung sie allein Funken sprühen kann? Schmeckt dieser Paradiesesfriede nicht etwas nach Langeweile? Und wird ein so glückliches Menschengeschlecht nicht sanft einnicken und thatenlos ins Nichts hinüberschlummern?

Zur „Selbständigkeit der Geister" gehört Kampf. Dies Diktum stand mir früher fest und steht mir jetzt fest. Gerade die Sozialdemokratie beweist seine Richtig-

keit. Denn im Kampf hat sie sich ihre Bedeutung und fortreißende Gewalt errungen, und nur durch Kampf wird sie ihre Siege erfechten.

Eine Kampfpartei mit einem fernen, verheißungsvollen Ziel, das ward mir jetzt die Sozialdemokratie. Die Art des Zieles blieb mir freilich höchst anfechtbar. Aber daß man überhaupt den Mut hatte, etwas zu versprechen, das allen gegenwärtigen Einrichtungen entgegengesetzt war, daß man die Phantasie hatte, es auszumalen, und vor allem, daß man den Ernst, den Glauben, die Thatkraft besaß, um rüstig an die Arbeit zu gehen, das gefiel mir, das imponierte mir. Mir hat in neuerer Zeit nur Eines so gefallen, so imponiert: die Persönlichkeit Friedrich Nietzsches.

Aber hier stock' ich. Nietzsche und der Sozialismus —? Der radikale Aristokrat und die radikale Demokratie —? Sind das nicht zwei Todfeinde, die sich in alle Ewigkeit heftig befehden müssen? Oder ist doch ein Gemeinsames zu finden? Nietzsche hat bei den jüngeren Sozialdemokraten manche Anhänger, wenn auch meist confuse. Aber irgend etwas muß da doch in der Luft flimmern, eine mittlere Materie, wo die feindlichen Stoffe einander berühren und durchdringen. Ist es der Radikalismus? Ist es das Revolutionäre? Ist es das Zukunftsträchtige und Siegeszuversichtliche?

Ja, ich glaube das ist es: eine Identität des Pathos und der Gesinnung, bei scheinbar gänzlich auseinanderweichenden Zielen. Aber die Ziele scheinen mir, wie gesagt, bei beiden das Unwichtigste und Problematischste zu sein. Denn an Nietzsches Uebermenschen glaube ich ebenso wenig wie an das Zukunftsparadies der Sozialdemokratie.

Es giebt nichts Heikleres, als heutzutage irgend etwas über Nietzsche zu sagen und gar noch drucken zu lassen. Denn überall stößt man auf undisciplinierte Begeisterung und auf undisciplinierten Haß. Nietzsche hat soviel Wahres und soviel Falsches, soviel Schönes und soviel Häßliches, soviel Geniales und soviel Mittelmäßiges gesagt, wie vielleicht kein anderer Sterblicher bisher. Aber alles, was er sagt, ist so lockend, so blendend, so mysteriös, daß man seiner ganzen Mannes- und Geisteskraft bedarf, um Widerstand zu leisten. Man muß überall sondern und ausscheiden. Man muß jeden Gedanken drei- und viermal hin- und herwenden, ehe man über seine Brauchbarkeit entscheiden darf. Oft findet man, daß dieser rücksichtsloseste aller Bahnbrecher an Vorurteilen klebt, die weitaus Geringere sich schon längst an den Schuhsohlen abgelaufen haben. Dazu gehört ein gut Stück seines Aristokratismus, und es giebt nicht Lächerlicheres als die von ihm inspirierten neugebackenen „Aristokraten", die mit schmutzigen Hemdkragen und unrasierten Gesichtern über die Leipziger Straße watscheln und die Allüren eines Uebermenschen zur Schau tragen. Aristokratische Schreihälse und Hanswürste: das sind allerdings neue Erscheinungen. Wenn sie nur ebenso echt und erfreulich wären. Indes ist Nietzsche für die canes Nietzscheani (wie ich sie nenne) nicht verantwortlich; sie gehören zum unvermeidlichen Troß.

Ich glaube, es wird nachgerade Zeit, auch bei Nietzsche, dem Gewaltigen, die Persönlichkeitsgrenzen abzustecken.

Ich habe früher einmal hervorgehoben, daß Nietzsches Ausgangspunkt im klassischen Altertum liegt. Damals habe ich daraus den Schluß gezogen, daß das klassische Altertum doch wohl nicht so tot und für die Gegenwart belanglos ist, wie man das neuerdings darzustellen beliebt. Heute bin ich so frei, auch einmal die entgegengesetzte Beleuchtung anzuwenden und zu sagen: Nietzsche wurzelt mit seinem ganzen Wesen viel zu sehr im klassischen Altertum, um ganz modern sein zu können. Ich glaube nicht, daß ich mir damit widerspreche. Denn man kann vom Kulturwert des klassischen Altertums aufs tiefste überzeugt sein, und dennoch zugeben, daß man ihn überschätzen könne.

Nietzsche also ging davon aus, daß er den Wert der Gegenwart an dem Bilde maß, das er von der höchsten Blütezeit des griechischen Geistes in seiner Seele trug. Zuvor waren ihm von Richard Wagner die Augen für „die tiefe Unkultur der civilisierten Nationen" geöffnet worden. Da Wagner hierbei von christlichen Ideen, Nietzsche aber von heidnischen ausging, so war der Bruch von vornherein unvermeidlich. Die Grundansicht aber, daß die heutige Welt nichts tauge, und das Grundstreben, eine neue bessere Welt herbeizuführen, blieben. Mit einer geistigen Schärfe ohne Gleichen und mit unerschrockener psychologischer Analyse dachte Nietzsche seine Gedanken durch — als Denker. Er blieb der Einsame, der Weltferne, ja er wurde es täglich mehr. Nur dadurch unterschied er sich von den Philosophen früherer Zeiten, daß er seine Probleme nicht in der Studierstube aufknackte, sondern unter freiem Himmel und in frischer Luft in sich hin- und herwälzte. Er wurde dadurch der Freiluft-Philosoph, und seine Ideen blitzten gleich Tautropfen in der Sonne. Aber gleich wie ihr Schöpfer von hohen Bergen auf das niedere Erdengetriebe mitleidig herablächelte und die Arme sehnsüchtig der Morgenröte entgegenbreitete, so schweben auch diese Ideen über den Fragen des Tages, Möven vergleichbar, die die brandende Meeresoberfläche nur einmal flüchtig berühren, und dann scharfen Fluges und chrillen Schreies weiterstreben. Während Nietzsche in reiner Luft dachte, plackte und rackerte sich die Menschheit in dem schwülen Dunst der Städte und kaute hartes Brot, dieweil jenen nach Ambrosia gelüstete. Es darf nicht verschwiegen werden: Nietzsche hatte Furcht vor der Wirklichkeit. Ein guter Teil seines Aristokratismus beruht darauf, also auf absichtlicher Blindheit. Der unvergleichlichste Wahrheitssucher der Neuzeit hatte doch eine zähe, hemmende Schranke seines Forschertriebes: den ästhetischen Schauder. Er mochte sich auch als Erkennender mit nichts befassen, was ihn in der Sensibilität seines Gefühls, und sei es auch aus bloßem Vorurteil, abstieß. So sah er zeitlebens im hungernden und darbenden Volk nur niedrigen, gierigen Pöbel, mit dem er nichts gemein haben wollte — ein Charakterzug, der sich bei ihm in erschreckendem Maße weiter entwickelte. Bald erblickte er in den meisten Menschen kaum etwas anderes als Pöbel; sie wurden ihm die leidigen „Vielzuvielen", deren Berührung er floh, weil er von ihnen etwas Lähmendes auf seine Gedankenarbeit überströmen fühlte. Wäre dieses Verhalten auf gleichmütiger Verachtung und mitleidiger Erkenntnis basirt gewesen, so hätte es für Nietzsche selbst keine Gefahr enthalten. Leider aber gründete es sich immer mehr auf einem leidenschaftlichen, blinden und furchtsamen Haß, der bald den ganzen Menschen beherrschte. Er floh immer ängstlicher jede Berührung mit den Lebendigen und hielt nur mit Geistern Zwiesprach. Er wurde immer sehnsüchtiger und brünstiger nach dem Uebermenschen. Er lebte in völliger Einsamkeit, und in der Einsamkeit reifte sein Größenwahn.

„Alleinsein pflanzt Uebermut". Er hat es selbst einmal bekannt.

Nietzsche ist also kein Philosoph, mit dem man durch dick und dünn gehen darf. Nur wer ihm widerstrebt, kann von ihm lernen. Wer sich ihm gefangen giebt, der versinkt wie in einem Meer. In seinem letzten Buch hat er aber einmal gesagt, die Menschheit habe es teuer bezahlen müssen, daß sie die Gehirnleiden kranker Spinneweber erst genommen habe, und seiner eigentümlichen Individualät nach ist es keinwegs ausgeschlossen, daß er dabei in erster Linie an sich selbst gedacht habe. Jedenfalls hat er oft genug betont, daß er den Weg nicht bahnen, sondern bloß öffnen wolle. Dem Vademecum fügte er das Vadetecum bei, und Zarathustra mahnt: „Ihr hattet euch noch nicht gesucht: da fandet ihr mich . . . Nun heiße ich euch, mich verlieren und euch finden". Wir wollen's versuchen.

Auch dies muß bei Nietzsche fort und fort bedacht werden: er ist ein verwegener geistiger Experimentator, der vor den waghalsigsten Hypothesen nicht zurückschreckt und, um neue Wahrheiten zu entdecken, die alten wohlgemut auf den Kopf stellt. Seine Erörterungen sind daher vielfach Glatteis für ungelenke Füße, und auch die kundigen Läufer müssen sich jederzeit vorsehen, daß sie nicht ausgleiten. Nietzsche

macht aus seiner „Lust am Irrtum“ keinen Hehl, und wenn wir vielleicht auch die gleiche Lust haben, so erfordert es doch der Anstand, daß wir allein uns auf eigene Faust irren, nicht aber in cumulo.

Was bei Nietzsche als Bedeutsamstes bleibt, das ist die unendliche Anregung. Wer ihn aufmerksam durchliest, der sieht sich gezwungen, alle seine Gedanken noch einmal und manche neue hinzu zu denken. Er wird auf Gründe stoßen, die er noch nicht betreten hat, und er sieht Wände weichen, die ihm bis heran unerschütterlich in der Erde standen. Eine Revision der ganzen Weltanschauung, hervorgegangen aus der Systematik des Zweifels: das ist es, was jeder Nietzscheaner an sich erfährt. Gerade hier aber schlägt der Nietzscheanismus in den Sozialismus ein. Es ist das Zusammenfließen zweier junger Ströme, die von entgegengesetzten Seiten brausend herbeistürzen und sich mit widerwilligem Zischen vereinigen. Beide suchen sie den unendlichen Ozean, und ihr Weg geht durch neues, unentdecktes Land, durch blühende Gartengelände, die noch kein Auge sah. Nietzsche und der Sozialismus, beide sind sie revolutionär und beide zukunftsträchtig. Das Wort des Einen, es gilt auch für den Andern: „„Mag doch alles zerbrechen, was an unseren Wahrheiten zerbrechen — kann! Manches Haus giebt es noch zu bauen“.

Weil sie aber von entgegengesetzten Weltgegenden kommen, so wird Nietzsche zu einer Kritik des Sozialismus, und der Sozialismus zu einer Kritik Nietzsches.

(Weitere Aufsätze folgen.)

Der Sohn.

Aus den Papieren eines Arztes.

Von **Arthur Schnitzler**
(Wien).

Ich sitze noch um Mitternacht an meinem Schreibtische. Der Gedanke an jene unglückliche Frau läßt mich nicht zur Ruhe kommen . . . Ich denke an das düstere Hofzimmer mit den altertümlichen Bildern; an das Bett mit dem blutgeröteten Polster, auf dem ihr blasser Kopf mit den halbgeschlossenen Augen ruhte. Ein so trüber Regenmorgen war es überdies. Und in der anderen Zimmerecke, auf einem Stuhle, die Beine übereinander geschlagen, mit trotzigem Gesichte, saß er, der Unselige, der Sohn, der das Beil gegen das Haupt der Mutter erhoben . . . Ja es gibt solche Menschen und sie sind nicht immer wahnsinnig! Ich sah mir dieses trotzige Gesicht an, ich versuchte darin zu lesen. Ein böses, bleiches Antlitz, nicht häßlich, nicht dumm, mit blutleeren Lippen, die Augen verdüstert, das Kinn in dem zerknitterten Hemdkragen vergraben, um den Hals eine flatternde Binde, deren eines Ende er zwischen den schmalen Fingern hin und her drehte. — So wartete er auf die Polizei, die ihn wegführen sollte. Unterdessen stand Einer, der Acht hatte, vor der Thüre draußen. Ich hatte die Schläfe der unglücklichen Mutter verbunden; die Arme war bewußtlos. Ich verließ sie, nachdem eine Frau aus der Nachbarschaft sich erboten, bei ihr zu wachen. Auf der Stiege begegneten mir die Gensdarmen, welche den Muttermörder abholen kamen. Die Bewohner des Vorstadthauses waren in heftiger Erregung; vor der Wohnungsthüre standen sie in Gruppen und besprachen das traurige Ereignis. Einige fragten mich auch, wie es da oben stehe und ob Hoffnung für das Leben der Verletzten vorhanden sei. Ich konnte keine bestimmte Antwort geben.

Eine mir bekannte, nicht mehr ganz junge Person, die Frau eines kleinen Beamten, zu dem ich früher als Arzt gekommen war, hielt mich etwas länger auf. Sie lehnte am Stiegengeländer und schien ganz vernichtet. „Das ist noch weit schrecklicher, als Sie denken, Herr Doktor!“ sagte sie, den Kopf schüttelnd. — „Noch schrecklicher?“ fragte ich. „Ja, Herr Doktor! — Wenn Sie wüßten, wie sie ihn geliebt hat —!“ — „Sie hat ihn geliebt?“ — „Ja, sie hat ihn verwöhnt, verzärtelt.“ — „Diesen Burschen!? Und warum?“ — „Ja, warum! . . . Sehen Sie, Herr Doktor, der Junge war ungeraten von Kindesbeinen auf. Aber alles ließ sie ihm hingehen . . . die schlimmsten Streiche verzieh' sie ihm . . . Wir im Hause mußten sie oft warnen, der Thunichtgut betrank sich schon als Knabe und erst als er älter wurde . . . diese Geschichten!“ — „Was für Geschichten?“ — „Für kurze Zeit war er in einem Geschäft, aber er mußte wieder weg!“ — „Er mußte?“ — „Ja, er stellte alles mögliche an; er bestahl sogar seinen Dienstherrn . . . Die Mutter ersetzte das Geld, die arme Frau, die kaum selbst zu leben hatte!“ —

„Was ist sie denn eigentlich?“

„Sie nähte und stickte; es war ein recht karges Auskommen. Und der Junge, statt sie zu unterstützen, trug ihr das Bischen, was sie verdiente, in's Wirtshaus und weiß Gott wohin. Damit war's aber nicht genug. Das Eßzeug, zwei, drei Bilder, die Wanduhr, fast Alles, was nicht angenagelt war, wanderte in's Leihhaus . . .!“ —

„Und sie hat es geduldet?“ —

„Geduldet?! — Sie liebte ihn immer mehr! Wir alle haben es nicht begriffen . . . Und nun wollte er Geld . . . sie gab ihm, was sie hatte . . . Er drohte ihr, er mußte Geld haben!“ —

„Woher wissen Sie das Alles?“ —

„Man erfährt das so im Hause. Sein Schreien hörte man oft durch's Stiegenhaus, und wenn er in der Nacht oder auch bei Tag betrunken nach Hause kam, fing er schon bei der Thüre an, zu brummen und zu schelten. Die arme Frau hatte Schulden überall: es gab manchmal kein Brod da oben . . . Wir im Hause halfen ihr manchmal aus, obwol es unter uns eben keine Reichen gibt. Aber es wurde nur ärger. Sie schien ganz verblendet zu sein. Alles hielt sie für Jugendstreiche; sie bat uns manchmal um Entschuldigung, wenn der Bursch in der Nacht über die Stiege torkelte und Lärm machte. Ja, so ein Sohn war das, Herr Doktor. — Aber daß es soweit gekommen ist . . .“ Und nun erzählte sie mir die ganze Geschichte: „Er kam heute erst früh am Morgen heim; ich hörte ihn hier vor unserer Wohnung über die Stufen stolpern. Dabei sang er etwas mit seiner heiseren Stimme. Nun, und oben wird er wieder Geld verlangt haben. Die Thüre hatte er offen gelassen — bis zu uns herab . . . denken Sie, vom vierten bis in den zweiten Stock — hörte man sein Toben. Und dann plötzlich ein Schrei. Noch ein Schrei. Da stürzten die Leute hinauf und da sah man's. Er aber soll ganz verstockt dagestanden sein und die Achseln gezuckt haben . . .!“ —

Ich ging. Hinter mir hörte ich schwere Schritte. Man führte den Muttermörder davon. In den Gängen standen Männer, Weiber und Kinder, sie starrten nach; Keiner sprach ein Wort. Ich hatte mich im Flur umgewandt, stieg die Treppe hinab, schritt aus dem Hause und ging in einer sehr trüben Stimmung daran, mein übriges Tagwerk zu vollbringen. Kurz nach Mittag kehrte ich in das Unglückshaus zurück; ich fand die Verletzte, wie ich sie verlassen, bewußtlos, ziemlich schwer atmend. Die Wartefrau erzählte mir, daß unterdessen die Gerichtskommission dagewesen und den Tatbestand aufgenommen habe. Es war so dunkel in dem Zimmer, daß ich eine Kerze anzünden und auf das Nachttischchen am Kopfende des Bettes stellen ließ . . . Welch' ein unendliches Leiden lag auf diesem sterbenden Antlitz . . . Ich richtete eine Frage an die Kranke. Sie wurde unruhig, stöhnte und öffnete die Augen ein wenig. Zu sprechen vermochte sie nicht. Nachdem ich das Nötige verordnet, entfernte ich mich . . . Abends, als ich hinaufkam, schien sich die arme Frau etwas wohler zu befinden. Sie antwortete auf meine Frage, wie es ihr gehe: „Besser . . .“ und versuchte zu lächeln. Gleich aber versank sie wieder in die frühere Bewußtlosigkeit. . . .

Sechs Uhr Morgens! —

Nach Mitternacht, — eben als ich die letzte Zeile in mein Tagebuch eingetragen, wurde heftig geklingelt . . . Frau Martha Eberlein — dies war der Name der Schwerverletzten — verlangte nach mir. Irgend ein Junge aus dem Hause war hergeschickt worden; ich sollte gleich zu ihr, gleich, gleich . . . Ob sie im Fieber liege, ob es zu Ende gehe . . .? Er wußte nichts; jedenfalls sei es höchst dringend.

Ich folgte dem Jungen auf dem Fuße und mit meiner chirurgischen Handtasche versehen, eilte ich die Treppe des Hauses hinauf, während der Junge

unten stehen blieb, ein Wachsstöckchen in der Hand haltend, um mir zu leuchten. Die letzten Stufen lagen schon tief im Dunkeln, nur am Anfang des Weges geleitete mich ein matter, flackernder Schein. Doch aus der halboffenen Wohnungsthür der Kranken fiel mir ein Lichtstreif entgegen. Ich trat ein und durch den Vorraum, der auch die Küche vorstellte, in das Hofzimmer. Die Wartefrau war aufgestanden, als sie meine Schritte hörte und kam mir entgegen. „Was gibt's?" flüsterte ich . . . „Sie will Sie durchaus sprechen, Herr Doktor!" sagte das Weib.

Ich stand schon beim Bette; die Kranke lag regungslos da; ihre Augen waren weit geöffnet; sie sah mich an. Leise sagte sie: „Danke, Herr Doktor — danke!" — Ich ergriff ihre Hand; der Puls war nicht gerade schlecht. Ich schlug den fröhlichen Ton an, den wir ja immer in der Kehle haben müssen, auch wenn es uns nicht darnach zu Muthe ist. „Also besser geht es, wie ich sehe, Frau Eberlein, das ist sehr erfreulich!"

Sie lächelte. „Ja besser — und ich habe mit Ihnen zu sprechen . . ."

„So!" fragte ich — „lassen Sie hören!"

„Mit Ihnen allein!" —

„Ruhen Sie sich eine Weile aus!" wandte ich mich an die Wartefrau.

„Draußen!" sagte die Kranke.

Die Wartefrau sah mich noch einmal fragend an, worauf sie ging, die Thüre leise hinter sich schließend. Ich war allein mit der Kranken.

„Bitte!" sagte diese, mit den Augen auf einen Stuhl weisend, der am Fußende des Bettes stand. Ich ließ mich nieder, ihre Hand in der meinen behaltend, und rückte näher, um sie besser verstehen zu können.

Sie sprach ziemlich leise. „Ich war so frei, Herr Doktor", begann sie — „denn es ist sehr nothwendig, daß ich Sie spreche!"

„Was wünschen Sie, meine Liebe?" frug ich . . . „Strengen Sie sich nur nicht allzusehr an!"

„Oh nein . . . es sind nur ein paar Worte . . . Sie müssen ihn befreien, Herr Doktor!"

„Wen?"

„Meinen Sohn — ihn!"

„Meine liebe Frau Eberlein", erwiderte ich bewegt . . . „Sie wissen wohl, das steht nicht in meiner Macht!"

„O, es steht in Ihrer Macht, wenn es eine Gerechtigkeit gibt . . ."

„Ich bitte Sie recht sehr . . . versuchen Sie sich nicht aufzuregen . . . ich fühle wohl, daß Sie mich für Ihren Freund halten und ich danke Ihnen dafür; ich bin aber auch Ihr Arzt und darf Ihnen schon ein Bischen befehlen. Nicht? — Also Ruhe! Vor Allem Ruhe!"

„Ruhe . . ." wiederholte sie und schmerzlich zuckte es ihr um Augen und Mund . . . „Herr Doktor, — Sie müssen mich anhören . . . es lastet so schwer auf mir!"

Auf meinem schweigenden Antlitz glaubte sie eine Aufforderung zum Sprechen zu lesen, und meine Hand fest drückend, begann sie:

„Er ist unschuldig — oder doch weniger schuldig, als es die Leute ahnen können. Ich bin eine schlechte, eine elende Mutter gewesen . . ."

„Sie?"

„Ja, ich . . . eine Verbrecherin war ich!"

„Frau Eberlein!"

„Gleich werden Sie mich verstehen . . . Ich bin nicht Frau Eberlein . . . ich bin Fräulein Martha Eberlein . . . man hält mich nur für eine Wittwe . . . ich habe nichts dazu gethan, um die Leute zu täuschen, aber ich konnte diese alten Geschichten doch nicht Jedermann erzählen . . .“

„Nun ja, . . . das darf Sie doch heute nicht mehr so entsetzlich quälen!“

„O, nicht das! Es sind zwanzig Jahre, daß ich verlassen wurde . . . verlassen, noch bevor er zur Welt kam, er, mein und sein Sohn. Und da . . . es ist nur der reine Zufall, daß er lebt, denn Herr Doktor . . . ich hab' ihn umbringen wollen, in der ersten Nacht! . . . Ja, schauen Sie mich nur so an! . . . Allein und verzweifelnd stand ich da . . . Aber ich will mich nicht reinwaschen . . . Ich nahm Decken und Linnenzeug und legte es über ihn und dachte, er werde ersticken . . . Dann in der Früh nahm ich furchtsam die Decken wieder weg . . . und er wimmerte! Ja, er wimmerte — und atmete — und lebte!“ Sie weinte, die arme Frau. Mir selber versagten die Worte. Sie aber fuhr nach einem kurzen Schweigen fort:

„ . . . Und er sah mich an mit großen Augen und wimmerte in Einem fort! Und ich, vor diesem kleinen Ding, das noch keinen Tag alt war, mußte ich erbeben . . . Ich weiß noch genau, daß ich es vielleicht eine Stunde lang anstarrte und dachte: — Welch' ein Vorwurf liegt in diesen Augen! Und vielleicht hat es Dich verstanden und klagt Dich an! Und vielleicht hat es ein Gedächtnis und wird Dich immer, immer anklagen . . . Und es wurde größer, das kleine Ding — und in den großen Kinderaugen immer derselbe Vorwurf. Wenn es mir mit den Händchen in's Gesicht fuhr, dachte ich: „Ja, . . . es will Dich kratzen, es will sich rächen, denn es erinnert sich an jene erste Nacht seines Lebens, wo Du es unter Decken vergrubst . . .!“ — Und er begann zu lallen, zu sprechen. Ich hatte Angst vor dem Tage, wo er wirklich würde sprechen können. Aber das kam so allmählig — so allmählig. — Und immer wartete ich — immer, wenn er den Mund aufmachte, wartete ich: jetzt wird er es Dir sagen. Ja, ja, er wird es Dir sagen, daß er sich nicht täuschen läßt, daß all' die Küsse, all' die Liebkosungen, all' die Liebe Dich nicht zur wahren Mutter machen können. Er wehrte sich, er ließ sich nicht küssen, er war ungeberdig, er liebte mich nicht . . . Ich ließ mich schlagen von dem fünfjährigen Buben und auch später noch ließ ich mich schlagen und lächelte . . . Ich hatte eine wahnsinnige Sehnsucht, meine Schuld los zu werden und wußte doch, daß es nimmer ginge! Konnt' ich's denn jemals sühnen? . . . Und, wenn er mich ansah, immer mit denselben fürchterlichen Augen . . .! Als er älter wurde, in die Schule ging, da wurde es mir vollends klar, daß er mich durchschaute . . . Und Alles nahm ich reuig hin . . . Ach, er war kein gutes Kind . . . aber . . . ich konnte ihm nicht böse sein! Böse! O, ich liebte ihn, liebte ihn bis zum Wahnsinn . . . Und mehr als einmal sank ich hin vor ihn, küßte seine Hände — seine Knie — seine Füße! — O, er verzieh mir nicht. — Kein Blick der Liebe, kein freundliches Lächeln . . .! Er wurde zehn, zwölf Jahre alt; er haßte mich —! In der Schule that er kein gut . . . Eines Tages kam er nach Hause, mit trotzigen Worten: „Es ist aus mit der Schule, sie wollen mich dort nicht mehr haben . . .“ O, wie ich damals erbebte. Ich wollte ihn ein Handwerk lernen lassen — ich bat, ich flehte — er blieb starr — er wollte nichts von der Arbeit wissen. Er trieb sich herum . . . Was konnte ich ihm sagen — was ihm vorwerfen? . . . Ein Blick von ihm machte all' meinen Muth zu nichte . . . Wie zitterte ich vor dem Tage, wo er mir's in's Gesicht

sagen würde: „Mutter, Mutter! Du hast das Recht auf mich verwirkt!“ — Aber er sprach es nicht aus . . . Manchmal, wenn er trunken nach Hause kam, dachte ich: Nun wird ihm der Rausch die Zunge lösen . . . Aber nein . . . Da fiel er auch zuweilen hin und lag auf dem Boden bis in den hellen Mittag. Und wenn er dann erwachte, und ich neben ihm saß, blickte er mich an mit Hohn . . . mit einem verständnisvollen Lächeln um die Lippen, ungefähr, als wollte er sagen: Wir wissen ja, woran wir sind . . .! Und Geld brauchte er, viel Geld, ich mußte es schaffen . . . Aber, es ging doch nicht immer so, wie er wollte, und dann wurde er böse, bitterböse — oft hob er die Hand auf gegen mich . . . Und wenn ich müd' auf's Bett gesunken war, stand er vor mir, wieder mit dem höhnischen Lachen, das bedeutete: Nein, den Gnadenstoß geb' ich Dir nicht! . . . Heute Morgen endlich — polternd kam er herauf — „Geld! Geld!“ — Ja, um Gotteswillen, ich hatte keines! „Wie? keines?“ — Und ich beschwor ihn, er solle warten, bis zur nächsten Woche, bis morgen, bis heut' Abend! Nein! Ich mußte ihm Geld geben, — ich habe es versteckt — schrie er und suchte und riß die Kasten auf und das Bett . . . und fluchte . . . Und dann . . . und dann . . .“

Nun hielt sie inne . . . Nach einer Sekunde sagte sie:

„Und war es nicht sein Recht?“

„Nein!“ sagte ich . . . „nein, Frau Eberlein . . .! Sie waren längst Ihrer Schuld ledig. Ihre tausendfältige Güte hat die Verwirrung eines Momentes, in dem ein Wahn Sie gefangen hielt, längst gesühnt! . . .“

„Nein, Herr Doktor!“ erwiderte sie — „kein Wahn! Denn ich erinnere mich allzu deutlich jener Nacht . . . ich war nicht wahnsinnig, ich wußte, was ich wollte! . . . Und darum, Herr Doktor, gehen Sie vor's Gericht und erzählen Sie, was Sie hier von mir gehört; man wird ihn freilassen, man muß es thun . . .!“

Ich sah, daß ich hier schwer ankämpfen konnte. „Nun —“ meinte ich — „wir sprechen morgen noch davon, Frau Eberlein — für heute thut Ihnen Ruhe not . . . Sie haben sich allzusehr angestrengt . . .!“

Sie schüttelte den Kopf.

„Herr Doktor! — Der Wunsch einer Sterbenden ist heilig . . . Sie müssen es mir versprechen!“

„Sie werden nicht sterben — Sie werden sich erholen!“

„Ich werde sterben — denn ich will es . . . — Werden Sie zu Gericht gehen . . .?“

„Vor Allem fügen Sie sich mir und denken Sie, daß ich Ihr Arzt bin! Ich befehle Ihnen jetzt, zu schweigen und zu ruhen.“ —

Damit war ich aufgestanden und rief die Wartefrau herein. Aber Frau Eberlein ließ meine Hand nicht los, die ich ihr zum Abschied reichte — eine Frage glühte in ihren Augen.

„Ja!“ sagte ich.

„Ich danke Ihnen!“ erwiderte sie. Dann gab ich der Wärterin die nötigen Anordnungen und entfernte mich mit dem Vorsatze, morgen mit dem Frühesten wiederzukommen . . .

Am Morgen fand ich die Kranke bewußtlos; zu Mittag war sie todt . . . Noch liegt ihr Geheimnis in mir, in diesen Blättern verborgen, und es steht mir frei, ihren letzten Wunsch zu erfüllen oder nicht. Ob ich zu Gericht gehe

oder nicht — für den elenden Sohn dieſer unſeligen Mutter iſt es dasſelbe! Kein Richter der Welt wird die Verirrung der Mutter als mildernden Umſtand für das todeswürdige Verbrechen des Sohnes gelten laſſen. Der Sühne mehr als genug für dieſe unglückliche Mutter war der Wahn, in den Augen ihres Sohnes einen ewigen Vorwurf, eine ſtete Erinnerung an jene entſetzliche Nacht ſehen zu müſſen. —

Oder ſollte es möglich ſein? Bleiben uns ſelbſt von den erſten Stunden unſeres Daſeins verwiſchte Erinnerungen zurück, die wir nicht mehr deuten können und die doch nicht ſpurlos verſchwinden? — Iſt vielleicht ein Sonnenſtrahl, der durch's Fenſter fällt, die allererſte Urſache eines friedlichen Gemüthes? — Und wenn der erſte Blick der Mutter uns mit unendlicher Liebe umfängt, ſchimmert er nicht in den blauen Kindesaugen ſüß und unvergeßlich wieder? — Wenn aber dieſer erſte Blick ein Blick der Verzweiflung und des Haſſes iſt, glüht er nicht mit zerſtörender Macht in jene Kindesſeele hinein, die ja tauſenderlei Eindrücke aufnimmt, lange bevor ſie dieſelben zu enträtſeln vermag? Und was mag ſich in dem Empfindungskreiſe eines Kindes abſpielen, deſſen erſte Lebensnacht in ſchauerlicher unbewußter Todesangſt dahingegangen? Niemals noch hat ein Menſch von ſeiner erſten Lebensſtunde zu berichten gewußt — und Keiner von Euch — ſo könnte ich ja den Richtern ſagen — kann wiſſen, was er von dem Guten und Schlechten, das er in ſich trägt, dem erſten Lufthauche, dem erſten Sonnenſtrahl, dem erſten Blick der Mutter zu danken hat! — Ich werde zu Gericht gehen; nun habe ich mich dazu entſchloſſen, denn mich dünkt, es iſt noch lange nicht klar genug, wie wenig wir wollen dürfen und wie viel wir müſſen.

Loris.

Von Hermann Bahr
(Wien).

Es war im April dieſes Jahres, daß ich von Petersburg ſchied, aus ſchöner Güte fort, mit dem Gefühle, ich würde ſie nicht wieder erleben. Eine trübe, einſame, ängſtliche Fahrt in verhängte Zukunft. Und in Warſchau ging mir auch noch das Geld aus.

Das iſt mir nun gerade nichts neues; es geſchieht auf jeder Reiſe; ich bin es ſchon gewohnt. Mit ein paar abgezehrten Rubeln ſchlich ich über die Grenze, und als ich in Krakau die ruſſiſche Barſchaft wechſelte, gab es genau zwei Gulden dreiundzwanzig Kreuzer. Ich telegraphierte an viele Freunde, der Portier mußte helfen; aber die beeilten ſich gar nicht. Acht Tage lang koſtete ich alle Senſationen des Dalles; nachher iſt das ſehr fidel und gerne erinnert man ſich. Durch die ſtumm verträumte Anmut der krummen Straßen, der feierlichen Plätze ſchnitt ein winterlicher Wind, ich kannte in der ganzen Stadt keine Seele, und der Portier wurde täglich länger, ſo eigen nachdenklich, wenn er mich ſah, und am Ende ſchon recht unangenehm aufmerkſam. Knut Hamſun müßte mein Gemüt von damals ſchildern; ich hatte heftige Sehnſucht nach Sonne, Sommer, Süden, aber ganz beſonders nach dem lieben Raſcheln ſanfter blaſſer Fünfer.

Endlich war ich doch in Wien. Aber das Wetter blieb ruſſiſch, der Winter wollte nicht weichen. Der Freund, für den ich kam, reiſte treulos in Paläſtina — auch eine Idee! Mir war ſehr mies. Ich verwünſchte Gott und die Menſchen.

Ins Café und stocherte in den Blättern, die ich sechs Wochen nicht gesehen: wir waren so analphabetisch glücklich gewesen. Gegenwart, Nation, Freie Bühne, Gesellschaft, Magazin — immer noch die alten Tiraden, immer noch jeder an der gleichen Walze! Man giebt mir die „Moderne Rundschau". Da ist etwas über mich, eine lange Recension. Das auch noch — und meine Sehnsucht nach Sonne! Loris heißt der Herr — was das nur schon für ein Name ist! So kann ein Pudel heißen oder ein herziges Kokettchen, aber freilich ein vornehmer, sehr gekämmter Pudel und eine in den achtbaren Kreisen, wo sie wieder anständig werden, mit Coupé. Es roch nach „Welt" in diesem wunderlichen Namen: er klang so wohlerzogen und manierlich — für einen Kritiker viel zu nobel. Aber egal: Hören wir einmal, wie der Kerl schimpft — vielleicht hat er wenigstens eine neue Methode. Und mit dem blasiert mitleidigen Wohlwollen, das man diesen Recensenten schenkt, begann ich.

Da erging es mir sonderbar, gleich nach zwei Sätzen. Ich weiß keinen rechten Ausdruck dafür. Es gab mir plötzlich einen heftigen Klaps — anders kann ich's nicht sagen. Meine Seele blinzelte vor unvermutetem Lichte. So stellte ich mir den berühmten coup de foudre vor, von dem die Romane so viel wissen. Ich warf bestürzt den Löffel weg und rührte den Kaffee nicht weiter.

Man muß das Elend der deutschen Kritik an den eigenen Nerven erlebt haben, um meine Verblüffung zu begreifen. Da war endlich einmal einer, der nicht nach abgegrasten Phrasen, nicht nach den Schlagworten der Schulen, auch nicht aus der zufälligen Stimmung seines besonderen Geschmackes sprach, sondern in den Künstler ging, auf seine wirren Dränge horchte und an ihrem Maße seine Kunst entschied. Da war einmal einer, der die ganze Zeit, wie tausendfältig sie sich widersprechen und bestreiten mag, in seinem Geiste trug, mit jener ängstlichen Gerechtigkeit des Bourget, von dem man gesagt hat, daß er se croisait perdu d'honneur si une seule manifestation d'art lui était restée incomprise. Da war endlich ein Psychologe und Psychagoge. Und alles das in der leichten, ungesuchten, gern ein wenig ironischen Anmut des Lemaitre; mit so viel Grazie wurde ich von ihm zerzaust und zerzupft, daß ich es vielmehr wie eine Liebkosung empfand. Es konnte nur ein Franzose sein, unbedingt.

Nun rannte ich besessen durch die Stadt, achtete auf kein Mädchen. Wer ist Loris? Ich traf ein paar Herren von der Redaktion dieser Zeitschrift: um Gotteswillen, wer ist Loris? Ein Franzose, von dem ich nichts wußte — ich schämte mich so tief! Sie lächelten seltsam, gutmütig von oben, wohlwollend und spöttisch zugleich, wie wenn ein vorlauter „Fratz" nach dem Christkindel fragt. Und es ist doch natürlich ein Franzose? Da wurde es schon ganz unhöflich, wie sie lachten. Sie machten mich nervös. Aber sie versprachen, daß ich ihn sehen sollte, in den allernächsten Tagen . . . und dabei lachten sie noch immer hochvergnügt in sich hinein, wie über einen Hauptspaß. Es war aber nichts weiter herauszukriegen, als daß es kein Franzose, sondern nur ein simpler Wiener war. — Sie werden schon sehen!

Sondern nur ein simpler Wiener! Es ließ mir keine Rast. Ich suchte sein Bild. Das konnte doch keine solche Hexerei sein — ich las den Aufsatz noch einmnl und las ihn wieder. Da war eine feinhörige Empfindsamkeit für die leisesten und leichtesten Nuancen tiefer, dunkler Triebe, so vom Stamme der Stendhal und Barrés, und auch in der Liebe des farbigen Wortes, in der Empfänglichkeit für den Geruch der Dinge jüngstes Frankreich; aber darauf eine ausgeglichene, vielleicht sogar absichtlich etwas pedantische, nach den „Wanderjahren" hin kokette Würde, wie das Alter sie liebt, wenn Leid und Freude überwunden sind; eine fast klösterliche Beschaulichkeit und Besonnenheit über der Welt — aber offenbar stieg dieser weiße Mönch gern bisweilen zu Tortoni auf einen five o'clock Absynth. Bloß daß es ein simpler Wiener, kein Franzose sein sollte —!

Aber ich kam jetzt schon langsam darauf. Es stimmte schon allmählig. Wir haben diesen Schlag in Oesterreich, wenn er sich freilich meist geflissentlich versteckt und von seiner spröden Schönheit nichts verraten will, den Schlag der heimlichen Künstler.

Ich dachte an Villers, von dem die Briefe eines Unbekannten sind, an Ferdinand von Saar und die Ebner-Eschenbach; das war offenbar seine Race und seine Generation. Nur daß er noch die besondere Note des Boulevard enthielt: er mußte lange französisch gelebt haben, um so an Schnitt und Tracht des Geistes durchaus pariserisch zu werden, wozu die Wiener Neigung und Talent besitzen. Ja, ich kannte ihn jetzt ganz genau.

Ich kannte ihn jetzt ganz genau. So zwischen 40 und 50 etwa, in der Reife des Geistes — sonst konnte er diese verzichtende Ruhe nicht haben, welche die Dinge nur noch als fremdes Schauspiel nimmt und nicht mehr begehrt; aus altem Adel augenscheinlich, wo Schönheit, Maß und Würde müheloſe Erbschaft ist; in Kalksburg bei den Jesuiten aufgezogen, daher die dialektische Verve, die logische Akrobatie, das Schachspielerische seines Verstandes. Zwanzigjährig bei unserer Legation in Paris, ein geistreicher Bummler durch alle Raffinements, Viveur im großen Stile jener wilden Tage — davon klebte an seiner Sprache dieser schwüle, süßliche Parfüm, wie letzter Nachgeschmack am anderen Tage von Champagner, und ich dachte mir ihn gern, wie er damals mit der glücklichen Neugier der Jugend den Musenhof der Prinzeß Mathilde streifte, an Flaubert, den Goncourts und Turgenjew vorbei, und jene gelebte Kunst durch die Spalte schimmern sah. Aber dann, nach dem Falle des Reiches, enttäuscht, ernüchtert, müde, vom Dienst weg in einsames Sinnen verzogen, auf langen, langsamen Reisen erweitert und vertieft, ein stiller, heimlich freudiger Dilettant. Jetzt mochte er in einem stadtentrückten Winkel irgendwo seine heiteren Träume verspinnen, zwischen großen Büchern, tiefen Bildern, seltenen Krystallen, auf stumme Gärten hinaus, von hellen Comtessen verwöhnt, Sonderling, ein bischen schrullenhaft, manchmal wohl auch ein wenig Poseur, um fremden Gefühlen, unverträglichen Erlebnissen, getrennten Erinnerungen Einheit zu geben, dem inneren Sinne des Lebens beschaulich zugethan, aller vergangenen Schönheit voll und lüstern, eine künftige zu vermuten. So stand er in jedem Satze — nur wie er wohl blos auf die närrische Marotte gekommen sein konnte, sich auch um das irre Stammeln der neuen deutschen Kunst zu kümmern, das blieb vorläufig ein Rätsel . . . .

Nächsten Tag wieder im Café In Wien thue ich sonst überhaupt nichts; man muß sich in die Sitten des Landes fügen. Ich fühle auch gar kein Bedürfnis. Ich sitze also wieder im Café, lese, plausche. Plötzlich schießt, aus der andern Ecke quer durchs Zimmer, wie von einer Schleuder, ein junger Mann mit unheimlicher Energie auf mich, mir mitten ins Gesicht sozusagen. Ich erschrecke ein wenig; er lacht, giebt mir die Hand, eine weiche, streichelnde, unwillkürlich karessante Hand der großen Amoureusen, wie die leise, zähe Schmeichelei verblaßter alter Seide, und sagt beruhigend: Ich bin nämlich Loris. Damals muß ich wohl das dümmste Gesicht meines Lebens gemacht haben.

Ganz jung, kaum über zwanzig, und ganz wienerisch. Cherubin — Gontram oder Guy, aber ins Theresianische übersetzt — und Kainz, so etwa lassen sich die Elemente der ersten Empfindung sagen. Das Profil des Dante, nur ein bischen besänftigt und verwischt, in weicheren, geschmeidigeren Zügen, wie Watteau oder Fragonard es gemalt hätte; aber die Nase, unter der kurzen, schmalen, von glatten Ponnys überfransten Stirne, wie aus Marmor, so hart und entschieden, mit starken, starren, unbeweglichen Flügeln. Braune, lustige, zutrauliche Mädchenaugen, in denen was Sinnendes, Hoffendes und Fragendes mit einer naiven Koketterie, welche die schiefen Blicke von der Seite liebt, vermischt ist; kurze, dicke, ungestaltete Lippen, hämisch und grausam, die untere umgestülpt und niederhängend, daß man in das Fleisch der Zähne sieht. Ein feiner, schlanker, pagenhafter Leib von turnerischer Anmut, biegsam wie eine Gerte, und gern in runden Linien ein wenig geneigt, mit den fallenden Schultern der raffinierten Kulturen, von ungeduldiger Nervosität, aber die nicht wie jene des Kainz, an den man immer wieder denken muß, aus den Fingern sprüht, sondern in den hastigen Beinen ist, die immer zappeln. Aber vor allem in jeder Geste, jedem Ton, der ganzen Haltung was unsäglich liebes: das gewisse österreichische

„lieb", das sich wie ein ewiger Mai in dem linden, lauen, traulichen Accent des Wieners und in seinen Walzern wiegt.

Von diesem Tage fanden wir uns oft und gingen gerne in den Gärten, zwischen Akazien und Jasmin. Er konnte plaudern, leicht, ungesucht, ohne daß er erst ein Thema brauchte; vom nächsten Wegerich des zufälligen Gespräches seitwärts nach versteckten Gründen, wo in wunderlichen Dolden seltene Gefühle blühen, und zugleich über fünferlei, kunterbunt durcheinander, und wenn er was erzählen will, erzählt er sicher was anderes. Ohne Pose, nur daß er jedem ein besonderes Stück seiner Natur bietet. Ich erkannte ihn jetzt täglich deutlicher und tiefer.

Und nun ist der junge Herr über Nacht auf einmal berühmt; man muß es schon mit solchem großen Worte nennen. So jäh, so heftig und so weit hat lange nichts in Wien gewirkt als dieser kurze Akt von raschen, scheuen Versen.*) Alle Gruppen der Moderne, sonst so tausendfach entzweit, und die empfindlichsten Hüter der ältesten Schablonen wetteifern an Jubel und Begeisterung. Das geschwinde, flüchtige Gedicht heißt bald das definitive Werk des Naturalismus, bald der Erstling jener künftigen Kunst, die den Naturalismus überwunden haben wird, bald die Wiedergeburt des klassischen Stiles, von dem man sich überhaupt niemals entfernen dürfte — jeder findet seine Kunst darin, die Formel seiner Schönheit. Und es wird wohl eines ebenso richtig sein als das andere.

Ich wäre dem Heftchen ein schlechter Kritiker. Es fehlt mir die Distanz. Ich würde ungerecht im Lobe wie im Tadel. Ich trage aus seiner Natur in diese bunten Reime, was in ihnen vielleicht gar nicht ist, und umgekehrt wieder, indem ich den Ausdruck seiner ganzen Natur von ihnen verlange, finde ich manches dürftig und unzulänglich, das sonst wohl für makellos und ohne Tadel gelten mag. Ich will lieber blos die zwei Momente sagen, welche diesem Werke und seiner Weise überhaupt solche Besonderheit geben — ich begreife sie noch kaum, aber mir ist, als könnten sie wohl auf die nächsten Probleme der Entwicklung zeigen.

Man sieht es auf den ersten Blick, man hört es an jedem Worte, daß er der Moderne gehört. Er enthält den ganzen Zusammenhang ihrer Triebe, von den Anfängen des Zolaismus bis auf Barrès und Macterlinck, und ihren unaufhaltsamen Verlauf über sich selber hinaus. Sie sind alle in ihm, in festen, deutlichen Spuren, aber er ist mehr als sie, mehr als jeder einzelne, mehr als ihre Summe. Er ist durchaus neu — weitaus der neueste, welchen ich unter den Deutschen weiß, wie eine vorlaute Weissagung ferner, später Zukunft; aber an ihm fehlt jedes Krampfhafte, Mühsame, Erzwungene der anderen Neuerer. Sein Geist „schwitzt" nicht. Er hat das Fröhliche, das Leichte, das Tänzerische, von dem die Sehnsucht Nietzsche's träumte. Was er berührt, wird Anmut, Lust und Schönheit. Von den suchenden Qualen weiß er nichts, von den Martern der ungestillten Begierde, die ratlos irrt und sich nicht verstehen kann. In ihm ist kein Ringen und Stürmen und Drängen, kein Zwist von unverträglichen Motiven, kein Haß zwischen erworbenen Wünschen und geerbten Instinkten; in ihm ist alles zu heiterer Einheit wirksam ausgesöhnt. Das mutet so klassisch, geradezu hellenisch an, daß er in der Weise der Alten neu ist, als ein müheloser Könner, ohne jenen Rest unbezwungener Rätsel, der quält.

Das andere Moment ist noch seltsamer, noch fremder. Ja — wenn ich ganz aufrichtig sein soll: es ist mir oft unheimlich. Seine große Kunst hat kein Gefühl; es giebt in seiner Seele keine sentimentale Partie. Er erlebt nur mit den Nerven, mit den Sinnen, mit dem Gehirne; er empfindet nichts. Er kennt keine Leidenschaft, keinen Elan, kein Pathos. Er sieht auf das Leben und die Welt, als ob er sie von einem fernen Stern aus sähe; so sehen wir auf Pflanzen oder Steine. Daher jenes Maß, die vollkommene Anmut, die edle Würde, daher aber auch die Kälte, die secheresse, der ironische Hochmut seiner Verse.

---

*) „Gestern", Studie in einem Akt, in Reimen. Verlag der Modernen Rundschau.

Eine Natur, die vielleicht größer wirkt, als sie ist, weil sie das erste Mal das neue Geschlecht von morgen verrät, das selbst die neuesten von heute gar noch nicht einmal ahnen. Ich werde einen zuversichtlichen Instinkt nicht los, daß mit ihm die zweite Periode der Moderne beginnt, die das Experimentieren überwunden und uns, an denen sich die erste entwickelt hat, ihrerseits nun als die „Alten" behandeln wird. Das müßte doch eigentlich sehr nett sein. Ich stelle es mir ungemein lustig vor. Unser Geschäft wäre gethan, wir könnten einpacken und uns einmal so recht von Herzen gütlich thun. Ganz ungestört und des besten Gewissens könnten wir „Cyperwein trinken und schöne Mädchen küssen."

Mir scheint, das ist der eigentliche Grund meiner Liebe zu Loris: ich empfinde ihn als Legitimation zu Sekt und Liebe.

Bühnengötterdämmerung.

Von Julius Hart.

I.

Am 2. des Befreiungsmondes im Jahre 395 nach der Gründung der „Freien Bühne."

Verschiedene Jahre hintereinander und ohne Unterbrechung war ich damals in Berlin, einer der Riesenstädte der Vergangenheit, von denen wir heute glücklicher Weise keine Ahnung mehr haben, ein sogenannter Theaterkritiker gewesen. Fragen Sie mich lieber nicht, was das denn eigentlich war, — ein Theaterkritiker?! Noch heute fühl' ich es immer kalt durch meine Glieder rieseln, wenn ich an diese schrecklichsten Jahre meines Lebens zurückdenke. Nein, rufen Sie nicht so bittere Erinnerungen in mir wach. Sie haben in dem in Ihrer Nähe gelegenen naturwissenschaftlichen Museum einige hübsche Spiritus-präparate, und zwar befinden sie sich unter den Polypen und den Tintenfischen, weil sie diesen grotesken Geschöpfen so verblüffend ähnlich sehen; ich glaube darin bekannte Gesichter aus meiner Zeit wieder zu erblicken, und wenn mich nicht alles täuscht, so haben Sie da ein Paar der schönsten Exemplare jener Gattung, und das Gerücht, daß der Spiritus nach und nach in jenen Flaschen das tötlichste aller Gifte geworden ist, von dem ein Tropfen schon zwölf Dutzend Menschen in Tollwut versetzen kann, hat für mich nichts Unglaubliches an sich.

Ich weiß nicht, wie es kam: aber es bemächtigte sich damals meiner eine geradezu unglaubliche krankhafte Schlafsucht, und was offenbar damit zusammenhing oder gar die Ursache davon war: so oft ich ins Theater ging, sah und hörte ich von der Bühne her immer dasselbe. Besonders spielten ein Gardelieutenant und ein Backfisch, die sich in einem fort heirateten, sechzig Mal in der Stunde, in meinen Fieberphantasieen eine große Rolle. Ein anderes Mal hörte ich stundenlang ohne Aufhören hintereinander Aeh — Mäh, und dann auch wohl einmal „g — u — t — e — n — T — a — g", und das hatte etwas so schrecklich Peinigendes an sich, weil es gewöhnlich anderthalb Stunden dauerte, bevor der Sprecher vom ersten g bis zum letzten g kam und das „guten Tag" völlig heil und unversehrt herausbrachte. Der Arzt nannte das meine naturalistischen Delirien. Dann wieder sah ich hundert Männlein und Fräulein wirr durcheinander

laufen, die in einem fort „Hurrah Brandenburg", „Hoch Kaiser Wilhelm II." riefen; geradezu gespenstisch aber wirkte es, wenn, wie gewöhnlich auf der Bühne eine Kleiderausstellung veranstaltet wurde und all die Costüme anfingen sich geheimnisvoll zu bewegen, ohne daß etwas Lebendiges, Fleischernes in ihnen steckte, knixten und sich verbeugten, einander umarmten und bald auf die Stühle, bald auf die Erde hinfielen.

Mein ganzes Leben war nur noch ein Schlafen. Einige meiner Freunde machten sich einmal das Vergnügen und stellten mich oben auf einem fortwährend rappelnden und holpernden Marterwerkzeuge — es führte den Namen Omnibus — frei auf den Kopf, die Beine schlank in die Luft; ich hatte am Tage vorher einen Sylvesterabend im Lessingtheater zugebracht, wo von der vortrefflichen Leitung die Sitze am zweckmäßigsten und bequemsten zum Schlafen und Verdauen eingerichtet waren, und ich sage Ihnen, ich schlief in jener Stellung, auf dem Kopf stehend, wie ein Murmelthier. Ein anderes Mal fingen meine Freunde ein wildgewordenes Pferd, welches in einem neuen, zugleich zum ersten und zum letzten Mal aufgeführten Drama des „Berliner Theaters" durchgegangen war; damals pflegten in den Dramen und Romanen die Pferde mit großer Vorliebe durchzugehen; ein solches fingen meine Freunde und banden mich darauf, wie Mazeppa, indem sie sich noch den besonderen Scherz machten, meinen Kopf bis auf die Erde herunterbaumeln zu lassen, daß er fortwährend wie ein Ball hin und her, bald in die Höhe, bald wieder an die Steine heranflog. Zwölf Stunden lang raste der edle Renner mit mir durch alle Straßen Berlins, und besonders die Schutzleute, Männer, die, wie der Name schon sagt, damals zum Schutze des Publikums überall umherstanden, sahen mit heiterem Lächeln dem feurigen Thiere nach; einen Tag lang dauerte der Ritt, bis der Held des Dramas, einer der edelsten und schönsten Männer von wohlentwickeltem Körper und mit langem blonden Vollbart, mit kräftiger Faust dem wildaufbäumenden Rosse in die Zügel fiel, einige Schritt weit vom ihm mitgeschleppt wurde, und es dann durch seine Riesenkräfte zum Stehen brachte, ohne auch nur die geringste Verletzung davonzutragen. Leider erkannte mein Retter erst in diesem Augenblick, viel zu spät, daß ich garnicht die von ihm heimlich geliebte stolze Heldin des Dramas, überhaupt nicht einmal eine Dame war, und warf mir in schlechtverhohlener Entrüstung einen nicht mehr ganz neuen Glacèhandschuh, Nr. $8^3/_4$, ins Gesicht. Glücklicherweise merkte ich nichts davon, weil ich ihn sonst zum Duell hätte herausfordern müssen, wovor wir Theaterkritiker damals, der Ordensregel nach, eine außerordentliche Angst haben mußten; gern gesehen war nur der Holzcomment; ich merkte nichts, weil ich schlief, weil ich überhaupt, von dem wilden Renner geschleift, so süß und selig geschlummert hatte, wie in dem weichen Lotterbette einer Zola'schen Nana.

Diese merkwürdige Schlafsucht nahm, je öfter ich das Theater besuchte, um so unheimlichere Formen an, und ich weiß natürlich nicht mehr, was das eigentlich für ein Theaterstück war, das letzte, das ich in meinem früheren Leben gesehen habe: man konnte sie alle so unendlich leicht vergessen und in einer Stunde schon hatte man bis auf den letzten Rest verschwitzt, was man die Stunde vorher in sich aufgenommen hatte. Ich hörte nur noch, wie aus unendlicher Ferne heraus, meine schöne Nachbarin sagen: Aber schnarch doch nicht so entsetzlich; Du weckst ja alle andern auf, — — und dann schwand mir das Bewußtsein und, als ich wieder aufwachte, keine Martha neben mir erblickte . . . doch Sie kennen ja das Aufsehen, welches der Fall Julius Hart vor zwei Jahren erregt

hat. Rund vierhundert Jahre verschlafen: ja, ich verstehe es, daß unsere Aerzte von heute mit so unermüdlichem Eifer die Theaterstücke aus der Zeit meines ersten Lebens auszugraben suchen, denn unserer doch sonst so fortgeschrittenen medicinischen Kunst ist es noch immer nicht gelungen, Schlafmittel von auch nur annähernd gleicher Wirkung zum Wohle der leidenden Menschheit zusammenzubrauen. Erinnern Sie sich noch der spaßhaften Schilderung, welche „die Post nach dem Monde" unter der Ueberschrift „Der neue Chidher" von meinem Erwachen machte? Ach, ich begreife es nur zu wohl, daß man mich längere Zeit für einen Irrsinnigen hielt. Draußen herrschte Dunkelheit, als ich zum ersten Mal die Augen wieder aufschlug, und in demselben Augenblick hörte ich eine Uhr sechs schlagen: „Himmel, ich muß ja wieder ins Theater," schrie ich und sprang zitternd auf beide Füße; „hat keiner Lust mit ins Theater zu gehen, ich habe ein Billet übrig?!" Aus meinem früheren Leben her war ich es gewohnt, daß meine Freunde, sobald ich diese Frage stellte, mit dem Rufe: „Rette sich, wer kann" davonstoben, und Verschiedene hatten es sogar als eine persönliche Beleidigung empfunden, als einen Zweifel an ihrem Verstand und an ihren geistigen Fähigkeiten, wenn ich ihnen zumutete, ins Theater zu gehen. Sie hatten mich in meiner Theaterbegeisterung oft so bitter gekränkt. Es nahm mich daher kein Wunder, daß auch jetzt bei meiner Frage die zahlreichen Leute, die rings um mich herum standen, mit einem entsetzten Aufschrei zurückfuhren, und ich wollte ihnen gerade ein verächtliches „Ihr Barbaren" ins Gesicht schleudern, als ich die mir ganz ungewohnte Buntheit und Seltsamkeit ihrer Kleidung bemerkte. Ich glaubte zuerst mich hinter den Kulissen eines Theaters zu befinden und gerieth in keine geringe Begeisterung. „Donnerwetter", sagte ich schmunzelnd „das Stück wird etwas machen; der Direktor hat sich's ein gut Stück Geld kosten lassen und Euer Schneider scheint der genialste Dichter der Gegenwart zu sein; einen so eigenartigen Schnitt in den Kostümen habe ich noch nie gesehen, das Publikum wird rasen vor Entzücken, und wenn nur nicht allzuviel gesprochen wird, dann bringt Ihr's sicher auf zwei- oder dreihundert Vorstellungen." Die Leute sahen mich, als sie sich von ihrem Schrecken erholt hatten, mit großem Erstaunen an und ich hörte sie leise untereinander flüstern: „Es scheint ein Schneider oder ein Kleiderhändler zu sein, oder er phantasiert von einer Kostümausstellung," was meiner Eitelkeit als Theaterkritiker nicht wenig schmeichelte. Denn ich hatte es in meinem Innersten stets auf's schmerzlichste empfunden, — öffentlich hatte ich es natürlich nie zu bekennen gewagt, sondern die größte Sachkenntniß geheuchelt, — aber die von mir so schmerzlich empfundene Wahrheit war doch, daß ich vom eigentlichen Kern und Wesen des Theatralischen, der weiblichen Kostümkunde, eine nur ganz schwache Ahnung besaß, und längst hatte ich mir vorgenommen, in einem großen Modemagazin einige Zeit lang Stellung zu nehmen und bei nur einiger Hebung meiner Finanzen mich auf sämmtliche Modeblätter zu abonnieren. Konnte ich aber nun schwarz auf weiß bei meiner Redaktion nachweisen, daß mich die Leute für einen echten wirklichen Schneider oder Kleiderhändler gehalten, dann würde sich ohne Frage mein Honorar als Theaterkritiker sofort verdoppeln: ein Schneider als Theaterkritiker, wie mußte das bei den Lesern ziehen, und endlich hätten doch die armen Schauspielerinnen einen wahrhaft sachverständigen Beurteiler, die tieffühlende Seele in mir gefunden, die sie sonst so oft vermißt hatten. Selbst die Diamanten der schönen Jenny Groß — wo mag wohl jetzt der Staub der Göttlichen umherfliegen? — wußte ich nicht einmal auf ihren wahren Wert zu taxieren.

Doch Sie wissen ja aus den von Professor Raptus über mich veröffentlichten Abhandlungen, wie es in den ersten Stunden nach meinem Erwachen zuging, welches Entsetzen sich meiner bemächtigte, als ich die wahre Lage der Dinge erkannte, wie ich mit meinen Klagen nach all den Entschwundenen und Verstorbenen die Luft erfüllte, während mich die neue Menschheit anstarrte, so verwundert, wie man in der Zeit meines früheren Lebens einen Ichthyosaurus ansah. Sie haben mich nur um die Abrundung und Ergänzung des Bildes, um die Aufklärung einiger noch dunkler Punkte gebeten und auch Sie fragen, wonach ich nun schon so oft gefragt worden bin: was das denn eigentlich war, ein Theater? Wohl hundert Mal gleich nach meinem Erwachen hatte ich gerufen: „Ich muß ins Theater gehen — eine Kritik schreiben, — oh, ich beschwöre Sie, lassen Sie mich ins Theater gehen," und zuletzt unter bitterlichem Weinen: „Oh, ich muß ins Theater gehen." Und immer verwunderter schüttelten meine neuen Zeitgenossen die Köpfe und steckten sie zusammen und fragten: „Theater?! Theater?! Was ist das? Was mag er nur eigentlich unter dem Worte Theater verstehen?" Einer drückte mir zuletzt zutraulich lächelnd einen Schlüssel in die Hand und flüsterte mir zu, daß ich alles Andere schon dort finden würde, und in langer Prozession zogen wir dann in den Hof des Hauses hinab zu einem in zierlichstem Kunststil erbauten Tempelchen; aber schon nach fünf Sekunden kam ich wehmütig lächelnd wieder aus dem Tempelchen zurück. Das hatte ich mir in meinem früheren Leben, in dem ich ein deutscher Lyriker gewesen, seit langem gänzlich abgewöhnt. Wohl aber mußte ich immerhin zugeben, daß der Instinkt meine neuen Freunde nicht ganz unrichtig geleitet hatte, da so mancherlei Aehnlichkeiten zwischen diesem Tempelchen und dem Theater meiner Zeit wohl vorhanden waren. Oh, mein Herr, könnte ich Ihnen einen Begriff davon geben, welch eine entsetzliche Niedergeschlagenheit sich an diesem und den folgenden Tagen meiner Seele bemächtigte. Als ich zu der furchtbaren Erkenntnis kam, daß Niemand thatsächlich auch nur die geringste Ahnung davon hatte, was ein Theater war; als ich meilenweit wie ein Verzweifelter suchend in der Runde umherlief und nirgendwo — nirgendwo ein Theater mehr entdeckte. Ja, ich kann Ihnen wohl gestehen: mir war's, als sei ich unter die Horde eines rohesten und wildesten Naturvolkes geraten. Wohin war denn alle Kultur und Bildung gekommen, wenn es kein Theater mehr gab, diese Stätte edelsten und feinsten Geisteslebens? In welch tierischen Zustand war diese neue Menschheit wieder hinabgesunken! Sie kennen aus der alten epischen Dichtung „Tul und Nahila" von Heinrich Hart — vor vierhundert Jahren ist dieser mein Bruder gewesen und vor drei Wochen stand ich noch träumend vor seinem Schädel, den sie im Dichtermuseum aufbewahren — die Stelle, wo Tul, der Baddha Schrecken, mit wilden Klagen über seine Einsamkeit die Luft erfüllt. So saß auch ich klagend, verzweifelnd, düster träumend und schrie mein Weh in die Welt hinaus. Wo seid ihr hingesunken, ihr prangenden Hallen, ihr Stätten der höchsten Kunst? Such ich dich vergebens, Lessingtheater, wo ich so oft saß unter der dichten Schar der poesieverständigsten Börsenmänner, und dich, Deutsches Theater, du Denkmal, auf dessen Sockel brüderlich umschlungen vereinigt standen Shakespeare und Paul Lindau, und Shakespeare reichte bewundernd Paul Lindau den Lorbeerkranz empor? Ach, zahlt denn niemand mehr fünf Mark fünfzig Pfennig mit Bestellgeld für einen deiner bequemen Schlummersitze, du Schauspielhaus am Schillerplatz, und werde ich nie mehr entzückt lauschen dem traulich irrsinnigen Lallen des Dilettantismus, das ich so oft von deiner Bühne herab vernahm, du

Berliner Theater? Und du Residenztheater, das du mit schnatternden Enten und krähenden Hähnen so oft die heitersten dramatischen Wirkungen erzieltest, wohin bist du gesunken, wohin seid ihr frohlachenden, in fleischfarbigem Trikot steckenden vollbusigen Choristinnen des Adolf Ernst Theaters? Erzählt diesem neuen Geschlechte nicht mehr Franz von Schönthan seine lustigen Schwänke und singt ihm Gustav von Moser nicht mehr seine heiteren aristophaneischen Gesänge?

Wohl sah ich überall die Spuren des höchsten Wohlstandes, und die Gesichter dieser Menschen glänzten von eitel Lust und Fröhlichkeit; ja man lachte sogar in einer unglaublich ausgelassenen Weise, trotzdem die Leute weder von Hennequin und Millaud, noch von Wildenbruchs göttlichen Märchenspielen oder Hauptmanns Kollegen Krampton auch nur die leiseste Ahnung hatten. Aber mich konnten sie damit nicht täuschen. Ich wußte, daß es ohne Theater keine echte Bildung und kein rechtes Lachen gab. Sollte es denn wirklich wahr geworden sein, was zu meiner früheren Zeit ein Herr Otto in der Stadt Düsseldorf, ein lyrischer Dichter und ehemaliger Kunstreiter und dann der Herausgeber eines Artisten-Almanachs mit höhnischem Lächeln prophezeit hatte, daß in hundert Jahren sämmtliche Schauspielhäuser verschwunden, vom Zirkus und der Spezialitätenbühne verschlungen sein würden?! Oh, wie hatte ich damals über diesen eklen Menschen gelacht, und nebenbei hätte ich ihn wegen seiner Unverschämtheit mit kaltem Blute ermorden können. Der sollte Recht behalten haben, und ich, der damals in den glühendsten Phantasieen von der Theaterwelt der Zukunft geschwärmt hatte, da jedes Haus eine Bühne besaß, jeder Mann ein Barnay und jedes weibliche Wesen eine Agnes Sorma war, da an jedem Tage eine „Madame Bonivard" geschrieben wurde und die Felix Philippis wie Sand am Meere umherlagen — ich wäre ein falscher Prophet gewesen?! Denn Zirkus und Spezialitätenbühnen standen wirklich noch immer in vollster Blüte. Man führte mich zu einem weitberühmten Etablissement, wo der bekannte Mr. Flip nach dem Rezept eines alten von ihm entdeckten Zauberbuches „Münchhausen" an einer Hopfenranke zum Monde emporkletterte, statt die elektrische Luftbahn zu benutzen — und fragte mich, ob man in meinem Theater vielleicht derartige Dinge gezeigt habe. Ich verneinte natürlich mit allen Zeichen der tiefsten Verachtung. Ein anderes Mal glaubte ich schon das Richtige getroffen zu haben. In einem großen Saale sah ich in einem Hintergrunde eine Bühne aufgeschlagen. Verschiedene Damen, welche übrigens, wie man mir versicherte, der besten Gesellschaft angehörten — so hätte man zu meiner früheren Zeit gesagt, heute giebt es ja nur eine einzige und unteilbare gleiche Gesellschaft — standen in funkelnagelneuen Kostümen in einer Reihe aufmarschiert und gaben ein neckisch munteres Liedchen zum Besten. „Aha", rief ich jubelnd, „eine Posse von Leon Treptow, — ja jetzt bin ich am richtigen Orte, ich fühle mich umwittert von echter Theaterluft." „Wie, das nennen Sie Theater, davon machen Sie so viel Aufhebens", antworteten wie aus einem Munde lachend meine Begleiter; „nun es sind gewiß harmlose Vergnügungen, wir nennen sie mit einem alten Ausdruck Tingel-Tangeleien, aber viel Gewicht legen wir doch nicht darauf und eine Bildungsanstalt sehen wir eigentlich nicht im Tingel-Tangel." Ich wurde im ersten Augenblick vor Verlegenheit rot, dann aber faßte ich mich und sagte: „Natürlich, — nein, unser Theater war auch etwas ganz anderes, — oh etwas ganz Anderes. Ein Tingel-Tangel?! Pfui! Niemals!" Dann sollte ich meinen neuen Freunden endlich einmal erklären, was denn eigentlich so ein Theater vor vierhundert Jahren war? Ich

konnte es freilich nicht in rechte Worte so ganz klar und deutlich fassen, aber der Schwung der Begeisterung hob mich hinweg über den Mangel an Verstand: „Ach", sagte ich: „das Theater — oh mein Theater! Ein Ort war es, wo es etwas zu sehen und zu hören gab, und in den Zwischenpausen konnte man Bier trinken und Butterbröde essen, so viel man wollte und Geld in der Tasche hatte. Für Jeden brachte es Etwas. Wer weinen wollte, bezahlte 3 Mark und ging ins Berliner Theater und wer lachen wollte, bekam im Residenztheater die ausgelassenste Heiterkeit für 4 Mark geradezu geschenkt. Man konnte dort schlafen und verdauen und Radau machen, so viel man Lust hatte. Ach jetzt laufen mir noch die Thränen vor Freude über die Backen, wenn ich daran denke, wie wir die Herren Dichter oft vermöbelten. Und als da einmal das Trauerspiel eines gewissen Lord Byron „Marino Faliero" aufgeführt wurde, — ich sage Ihnen, das war ein Hauptjux. Heute stellte man dort die neuesten Kleidermoden aus und ein anderes Mal zeigte man junge Damen: die Direktoren sorgten für recht hübsche Schauspielerinnen, in die man sich verlieben konnte, und alle Künste, Musik, Plastik und Malerei lagen in einem bunten Matsch durcheinander. Oh, mein Theater, es war eine Kirche und ein Bordell, eine politische Rednerbühne und eine Kinderstube, ein Kaufmannsladen und eine Ausstellung weiblicher Schönheiten, ein Tingel-Tangel und eine Bildergalerie, ein Literaturschleuderausverkauf und vor allem ein Geldgeschäftshaus, eine herrliche große Jahrmarktsbude, die Jeder besuchte, der nichts Vernünftiges mehr zu tun wußte". „Ja, das muß ein merkwürdiges Ding gewesen sein," sagten darauf meine neue Zeitgenossen; „mag daraus klug werden, wer da will; die Leute vor vierhundert Jahren scheinen doch unendlich närrische Geschöpfe gewesen zu sein . . ." „Aber giebt es denn kein Drama mehr," schrie ich in heller Wut dazwischen, weil mich ihr mitleidiges Lächeln verdroß, — „ihr Barbaren, ihr Botokuden, ihr Wagandas, besitzt Ihr denn keine dramatischen Dichter mehr, keine Richard Voß, keine Jacobson, keine Blumenthals?" „Ja gewiß", antworteten sie wieder mit demselben ekelhaften Lachen, „gewiß besitzen wir ein Drama und dramatische Dichter und auch die der früheren Zeiten, z. B. Shakespeare, Goethe u. s. w.; ihre Werke hat Jeder von uns in seinem Bücherschrank." „Nun also", sagte ich, wie von einem Alpdruck befreit, „dann müßt Ihr doch auch ein Theater haben, dann müßt Ihr die Dramen doch auch aufführen; wozu sind sie denn anders da, als daß sie aufgeführt werden?" „Aufführen? Ein Drama aufführen? Was ist denn das? Wie kann man denn einen Dichter aufführen?" antworteten sie mit noch größerem Erstaunen als je vorher. „Nein, das Drama wird aufgeführt, der Dichter vorgeführt, versteht mich doch recht," rief ich in halber Verzweiflung. „Der Dichter wurde an einer Strippe hinter den Kulissen festgehalten, und wenn es dann das Publikum wollte, mußte er herauskommen, und dann rief man entweder Hurrah oder man lachte ihn aus und trieb allerhand Ulk mit ihm." „Seltsam, und das ließen sich die Dichter damals gefallen", schrieen da alle fast mit einem Ausdruck des Entsetzens; „bestand denn damals noch die Sklaverei und waren die Dichter Sklaven des Publikums?" Diese Frage erschien mir damals als eine so große Dummheit und empörte mich derart, daß ich meinen Hut nahm und davonstürzte und in den nächsten Wochen jeden zur Thür hinauswarf, der mir mit den Worten kam: „Was ist denn eigentliche ein Thea — —?" Plumps, lag er auch schon auf der untersten Treppenstufe. — Und nur einmal hatte ich noch ein eingehendes Gespräch über diesen Gegenstand mit unserem berühmten dramatischen Dichter Schieferbein, welches

mich besonders deshalb fesselte, weil es mir neue und merkwürdige Dinge berichtete aus der Zeit, die ich verschlafen hatte. Angeregt durch das große Aufsehen, das meine so offen zur Schau getragene Begeisterung für das unbekannte Ding Theater hervorgerufen hatte und weil der große Dichter aus gewissen Aeußerungen glaubte entnehmen zu können, daß früher dieses Theater doch in einem gewissen entfernten, wenn auch sehr losen Zusammenhang mit der Poesie und dem Drama stand, hatte er eifrige Nachforschungen angestellt und gedachte ein Buch über das Wesen und die Geschichte des Theaters bis zu seinem Untergang herauszugeben. Er kam zu mir, um sich Rat zu holen, da ihm doch noch mancher Punkt dunkel geblieben war und die eigentlichen Ursachen des Verfalls des Theaters manches Räthsel ihm aufgaben.

„Wenn," sagte er unter anderem, „wirklich wie Sie behaupten, die Theater für Stätten der Kunst galten und in Wahrheit der Kunst dienten, dann muß zu Ihren Zeiten die Poesie und das poetische Verständnis in einer Weise geblüht haben, wie es selbst heute unfaßbar ist und bei der rohen Barbarei, die doch sonst vor vierhundert Jahren herrschte, geradezu abnorm erscheint; — oder umgekehrt, der Kunstsinn ging Ihren ehemaligen Zeitgenossen in einer wahrhaft erschreckenden Weise ab und was Sie für Kunst und für ein Kunstinstitut ansahen, das war nichts als ein wüstes Tohuwabohu, wie es sich nur die Zeit einer tiefen geistigen Dumpfheit aushecken konnte. Ja, je mehr ich darüber nachgedacht habe, um so mehr bin ich zu der Einsicht gekommen, daß die Poesie und vor allem das Drama nie einen schlimmeren Feind gehabt haben, als eben Ihr Theater. Denn was das Publikum dort suchte, woran es sich am meisten erfreute, um dessentwillen es grade dorthin ging, war nicht die Kunst, sondern grade das Widerkünstlerische und das, was mit Kunst nichts zu thun hatte . ." „Mein Herr!" rief ich aufspringend, wie von einer Tarantel gestochen . ." „Sagen Sie mal," fuhr er unbeirrt fort, „ist es denn wahr, daß in Ihren Theatern an jedem Abend gespielt wurde? Und daß an einem einzigen Ort hier und da an zwanzig Theater bestanden? Nach meinen Forschungen müssen zu Ihrer Zeit allein gegen sechshundert Bühnen bestanden haben, auf denen in deutscher Sprache Komödie gespielt wurde." „Gewiß, da sehen Sie's," rief ich triumphierend; „welch eine Blüte; man zählte zu meiner Zeit — ich erinnere mich noch genau des Bühnenalmanachs vom Jahre 1892 nach Chr. Geb., wie man damals rechnete, — sechshundert Theater bei uns, neunhundert dramatische Dichter und achttausend Schauspieler . ." „Donnerwetter," entfuhr es meinem Gegenüber, „da gebaren Ihre Frauen wohl neun Künstler auf einmal, und wenn das alles auf ein einziges Volk losgelassen wurde, dann . ." „Aber erlauben Sie; mit den Theatern mußte doch Geld verdient werden, und um das Geld zu verdienen, mußte man täglich spielen und weil man täglich spielte, hatte man immer neue Stücke nötig, und in Kyritz und Großhainichen wollten sie doch auch ihre Komödie haben, und ich sage Ihnen, es war ein höherer theatralischer Genuß, wenn sie in Großhainichen einen Othello sich zusammenspielten, daß man vor Lachen Leibschmerzen bekam, als die langweiligen „gediegenen" Aufführungen an einer sogenannten großen Bühne." Der große Dichter schüttelte verwirrt den Kopf. „Dann führte man wohl zu Ihrer Zeit auch dramatische Werke auf, die einen wirklichen künstlerischen Wert überhaupt nicht besaßen? Denn die echten Poesieen liegen doch nicht so auf der Straße umher . ." „Ja, das wollte das Publikum ja auch nicht; und hätte sich schön bedankt, wenn man ihm Perlen gegeben hätte, wo es nach kräftigem Pumpernickel verlangte. Ich citiere da den alten Dichter

Heine: „Das Publikum, sagt dieser, verspeist mit Wonne des Herrn Raupachs dürre Erbsen und Madame Birch-Pfeiffers Saubohnen; Uhlands Perlen findet er ungenießbar.“ Und mit vollem Recht, sage ich. Denn Uhland war auch nicht die Spur von einem Theatraliker.“ „Theatraliker? Theatraliker?“ fragte der Andere. „Das ist wohl dasselbe Wort wie Dramatiker?“ O Du unschuldige Einfalt. „Nein,“ sagte ich überlegen lächelnd. „Viel eher sind das Gegensätze. Glücklicher Weise! Ein Dramatiker sein ist doch nichts Besonderes. Der ausgezeichnetste Dramatiker war damals oft der schlechteste Theatraliker, woraus offen hervorgeht, daß das Theatralische das viel Schwierigere und darum auch viel Höhere war. Einen guten Theatraliker nannte man z. B. einen Mann, der am Schluß seines Aktes, wenn alles vor Langeweile gähnte, plötzlich einen Chor hübscher Damen auf die Bühne brachte und diese ein pikantes Liedchen singen ließ. Dann war im selben Augenblick alles wie elektrisiert, klatschte wie rasend Beifall und es gab einen Riesenerfolg. Da gab es zu meiner Zeit ein Adolf Ernst-Theater, ja der Direktor dieser Bühne war der größte Theatraliker seiner Zeit, aber er hätte sicher Jeden die Treppe herunter geworfen, der ihn für einen Dramatiker oder Dichter gehalten. Und es war nicht anders als recht und billig: das Theater gehörte, wie der Name schon sagt, in erster Linie dem Theatraliker, und ob dieser Dichter oder Dramatiker war, das blieb sich gleichgültig.“ „So war der Kunstwert gar nicht entscheidend,“ fragte der Andere bestürzt, „und die Stümper und Handwerker fanden weitaus mehr Beifall als die wenigen echten Poeten? Ja, dann kamen auch wohl weit eher und häufiger die Stümper zu Wort, als die wahren Künstler? Da erkläre ich mir freilich Ihre neunhundert „Dramatiker“ und ich denke, es wird ihrer noch mal so viel gegeben haben. Jetzt beginne ich auch zu begreifen, warum man Ihre Theater, als die Menschheit zu einem tieferen und feineren Kunstverständnis gelangte, gänzlich abschaffte und zu Grunde gehen ließ. Denn offenbar war es in seiner Existenz abhängig vom Publikum und dieses Publikum in seiner überwiegenden Mehrheit ohne jeden künstlerischen Geschmack. Und um seines schlechten Geschmackes willen mußte man allerhand nichtsnützige Sachen ihm bieten, dürre Erbsen, Saubohnen nnd Wassersuppen ihm vorsetzen, die, — schauerlicher Cirkeltanz! — den schlechten Geschmack immer wieder noch mehr verschlechterten. Man mußte ihm die Schüssel mit allerhand Firlefanzereien verzieren, mit dem, was Sie „Theatralisch“ nennen und dazu gehörten denn auch Dekorationen, Costüme und die sogenannte schauspielerische Kunst. Weil man aber jeden Tag spielte, bedurfte man statt eines Sudelkoches deren hundert, man ging zum Theater nicht wie zu einem Festhaus, zu einer Stätte der Kunst, sondern wie zum Kaffeklatsch, zum Wirtshaus und in Gesellschaft. Und daher all das Würdelose auf der Bühne und im Zuschauerraum. Nicht die Erhebung und Reinigung des Geistes sucht man dort, wie man sie vor dem Buche eines großen Denkers oder Dichters suchte, sondern vielmehr so recht im Alltäglichen knietief umherpatschen, im Dummen und im Gemeinen. Und die tüchtigen Naturen, die besten Denker und Dichter Ihrer Zeit, die eigentlichen Geistesmänner blieben dann auch zumeist Ihrem Theater fern oder besuchten es nur in seltenen Ausnahmefällen. So übte der Pöbel, natürlich der reiche Pöbel, und das war der schlimmste, dort eine Allmacht aus; denn, wenn ich Sie recht verstanden, konnte man sich nur mit sehr gefülltem Geldbeutel den Besuch Ihrer Kunstinstitute erlauben, und der Geist des Kapitalismus, dieser Schrecken, den auszurotten es zweihundert Jahre dauerte und der zu so wilden Bewegungen führte, hat der Kunst Ihrer Zeit Mark und Blut ausgesaugt . . .“

Ein Theaterbrief ohne Theater.

Es giebt in Deutschland eine Kunst aller Künste, eine Kunst, die ihrer Natur nach etwas Sittliches an sich hat und über deren Vorrang überhaupt nicht diskutiert wird, weil er ein Glaubenssatz ist, den wir bereits mit der Mutterbrust empfangen haben, und gegen den vielleicht blos die sich skeptisch zu verhalten vermögen, die von unwissenden Ammen oder mit der unempfindlichen Flasche aufgesäugt sind. Warum diese Kunst so hoch gestellt wird, das weiß man nicht, aber schon die Griechen schrieben ihrer Wirkung eine Reinigung von den Leidenschaften zu; nach einer andern Auslegung freilich blos eine Reinigung der Leidenschaften, was aber als eine Versündigung gegen den tiefen, erhebenden Ernst zu verwerfen ist, der gerade dieser Kunst vor allen andern Künsten innewohnt. Ein Volk, das sie nicht hat, oder ein Zeitalter, in dem sie nicht gedeiht, — damit steht es faul; was wäre die neue Richtung, die jetzt in Deutschland aufkommt, ohne Hauptmann? nichts, schlimmer als nichts: ein Pfuhl, während sie mit ihm zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Im dramatischen Dichter gipfelt ein Volk, wie der Mandarin in dem Knopf auf seiner Mütze und die russische Kirche in ihrer vergoldeten Zwiebel gipfelt. Darum haben auch alle Blätter für die Bühne allein unter allen Künsten eine stehende und immer offene Rubrik und alle Kritiker für sie allein ein immer offenes Ohr, Auge und Entgegenkommen.

Da aber diese Blätter sich im dritten Jahre ihres Bestehens den Titel eines Organs „für den Entwickelungskampf der Zeit" und damit gewissermaßen etwas Zukünftiges und Jenseitiges, die Schatten ungeborener Leiber von Gedanken beigesellt haben, so dürfte vielleicht hier die Frage in Erwägung kommen, ob nicht einmal die Zeit sich über die dramatische Kunst hinausentwickelt haben wird und wir vielleicht die letzten Epigonen sind, die dieses edeln Genusses ihrer Väter teilhaftig werden können?

Seitdem die Reinigung von den Leidenschaften durch das große Schlachten abgekommen ist und nur noch von reisenden Virtuosen auf Provinztheatern gepflegt wird, seitdem man eine neue Axe entdeckt hat, die Psychologie heißt, und die der göttliche Shakespeare in der Schrift seiner Tage handhabte wie eine ausgerissene Fichte, mit der er am Himmelsgewölbe schrieb, seitdem unsere modernsten Dramatiker: Strindberg, Ibsen und . . . Hauptmann nur eins ausführen, das psychologische Moment, und Anfang, Ende und Katharsis ihnen ebenso schlecht sitzt, wie ihr Konfirmationsrock, seitdem wir in diesem Winter das große Sterben aller alten Größen auf der Bühne erlebt haben, dem im nächsten ein ebenso massenhaftes Hinscheiden aller derer, die mit dem Pinsel Mings*) schreiben, wahrscheinlich nachfolgen wird, seitdem müssen wir uns mit dem Gedanken vertraut machen, daß die „Schaubühne als moralische Anstalt" einmal aufhören wird für erwachsene Menschen zu existieren, während sie als unmoralische Anstalt unter Volksbelustigungen mittlerer Güte ein unanfechtbares Dasein als Institut für Zeitverderb, Gelderwerb und offizielle Verherrlichungen weiterführen wird.

Alle Bühnenwirkung ist Wirkung auf Distance, mit groben Mitteln und übertriebenen Contouren — eine Schrift für Kurzsichtige. Alle neue Dichtung, in der ein wirklicher Lebenskeim ist, geht auf Intimität, intime Mitteilung, intime Wirkung, gefühlten Pulsschlag, empfundenes Tempo, auf Übertragung subtiler Wärmeschwingungen aus. Hier läuft die wahre Grenze zwischen dem Alten und Neuen. Alles Verallgemeinernde, Ungefähre, Freskenhafte — ist das Alte, wie neu es sich auch geberde; denn es ist unpsychologisch. Alles, was einen Anfang und einen Schluß, ein Ende im herkömmlichen und bisher auf der Bühne geltenden Sinne hat, ist ebenso unpsychologisch und daher ebenso alt. Es baut sich auf dem Vorgang, nicht auf der Individualität auf. Das Gerüst des alten Bühnenstückes war die Fabel, das der modernen ist der Contact; dort war Alles, was trieb, ins Äußerliche, hier ist Alles ins Innerliche verlegt, und

*) Siehe Hopfens Werke, darunter: Gedichte.

von einem Treiben, einem Vorwärts der Handlung kann selten mehr die Rede sein. Die alte Technik kann auf den neuen Inhalt nicht mehr angewendet, der neue Wein nicht in alte Schläuche gefüllt werden. Die neue Technik . . . .?

Hier ist die große Schwierigkeit für unsere neuen Dramatiker. Ibsens Kunst der Exposition ist unvergleichlich, ebenso Strindbergs, auch Hauptmanns Exposition ist gut. Warum? weil sie ganz mit dem Kern und Nerv ihrer Schilderung, mit der psychologischen Seelenanalyse zusammenfällt; sind sie aber so weit, daß unter das unbegrenzt Weiterzuspinnende ein Strich gemacht werden soll, dann kommt das Unglück. Helene im „Sonnenaufgang" muß sich ohne Verzug das Leben nehmen, Johannes Vockerath, während der Zug noch pfeift und der alte Papa seinen Überrock noch nicht abgezogen hat, in den Müggelsee gehen, Nora kommt in einer Nacht zu der Einsicht von zehn Jahren, und Hedda Gabler muß Knall und Fall in Schönheit sterben, Rebecca und Rosmer gehen im Steeple chase-Tempo in den Mühlbach, „Fräulein Julie" schneidet sich auf dem Fleck den Hals ab, der „Vater" gerät burlesk in die Zwangsjacke, in den „Gläubigern" bekommt ein angegriffener Ehemann in einer halben Stunde Epilepsie und stirbt sofort. Alle diese groben psychologischen Unwahrheiten sind äußere Notbehelfe einer Dichtung, in der der regenerierte Inhalt noch nicht Zeit gehabt hat, eine regenerierte Technik hervorzutreiben. Die meisten dieser Schlußakte sind psychologisch ganz echt — als Perspektive eines beträchtlichen Zeitraums, in dem die graduelle Schwächung der Vitalitätskraft der geschilderten Persönlichkeiten bis zu dem Punkte des endlichen vollständigen Lebensekels, bis zur völligen psychischen Zersetzung vorgeschritten ist. Aber so lange wir kein Publikum haben, „das halbgesungenes Lied versteht", kein Publikum mit seelischer Feinheit und seelischer Resonnanz — und daß dieses Publikum nicht in unseren Theatern erzogen wird und nicht dahin kommt, ist die heilige Aufgabe, in der sich die artistischen und die Geschäftsleiter derselben verbrüdern — solange werden wir die mit gutem und bösem Gewissen gemachten Schlußkatastrophen — die Abschlüsse haben, die man beim Nachhausekommen erzählen kann, um zu sagen, wie's gegangen ist.

Einige Male habe ich Ibsen so spielen sehen, daß die Schlußkatastrophe ganz verschwand, zu etwas Unwesentlichem wurde, an das sich kein Gedanke heftete, während jede einzelne Scene einen in jener Spannung hielt, in der jeder Nerv gleichsam mitten in der Schwingung still hält und das eigene Atemholen als Störung empfunden wird. Das war in Kopenhagen im Königl. Theater. In Deutschland scheinen die verpfuschten Ibsendarstellungen Regel zu sein — ich sah hier vor zwei Jahren eine Noraaufführung, in der ich nicht einmal einen Akt aushalten konnte. „Nora" und die „Wildente" im königl. Theater sind die zwei großen Bühneneindrücke meines Lebens, neben die sich nichts mehr gestellt hat. Ibsen ist der Norweger von Temperament, der dänische Zustände dichtet, wie er in einer wenig modifizierten dänischen Schriftsprache schreibt. Immer ist es Stickluft kleiner Verhältnisse über seelisch verfeinerten Menschen. Die Schauspieler des königl. Theaters — jener auserlesene, schon alternde Grundstamm, der die Ibsenschen Stücke trägt — spielen das nicht, sie leben das. Und sie haben selbst jene geistige Weite und seelische Noblesse, mit einem Wort: den Grad von Bildung um zu spielen, was sie leben; um echt, und in ihrer Echtheit diskret zu sein. Frau Hennings als Hedwig und Nora, Emil Poulsen als Helmer und Hjalmar geben den Ton für alle Mitspieler, einen gedämpften Ton, ein stilles Spiel, ein Unterstreichen durch ein Senken, kein Heben der Stimme, eine psychologische Kleinmalerei ohne Kleinkram, in der alles auf Intimität der Wirkung ausgeht, — und sie haben ein Publikum, das keine Nuance verliert und an diskrete Darstellung gewöhnt ist. Ich weiß nur eins als höchstes Kriterium der vollendeten Echtheit einer Kunstleistung — daß sie in einem die Geruchshallucination erweckt, die ihr adäquat ist. Ich war neulich hier in der Nationalgallerie, was ja bekanntlich nicht zu den künstlerischen Genüssen gehört. Menzels Walzwerk und Hennebergs „Jagd nach dem Glück" schrieen sinnpeinigend gegen einander, und Böcklins „selige Inseln" mit ihren ruhigen, freudig tiefen Farben hatten zur passenden Dämpfung ihrer Wirkung ein theatermäßiges Dekorationsstück unter sich. Endlich atmete man leichter auf einem freien Vorplatz, wo der Kruseſche Läufer stand. Beim

ersten Blick ärgerte mich der symbolische Lorbeerzweig in seiner Hand, als ich aber um ihn herumging, fühlte ich die Erschöpfung des starken keuchenden Körpers, und auf einmal, wie ich ihn seitwärts vom Rücken sah, traf mich ein Schweiß- und Hautgeruch, eine körperliche scharfe Ausdünstung, und ich sah ihn in den Knieen zittern . . .

Und so war es in der „Wildente". Ein Arm-Leute-Geruch, ein Geruch von billigen Speisen und an menschlicher Atmosphäre überladenen Stuben, ein scharfer Schnupfengeruch geängstigter, zusammengepferchter, unverträglicher Menschen schlug einem daraus entgegen. Wo die psychologische Kunst so illusorisch wirkt, wo man mit der Atmospäre, mit Milieus imprägniert nach Hause geht, was ist da der Pistolenkrach zum Schluß, als ein ganz äußerlicher Schreck, nach dem sich die schmerzhafte Nervenkontraktion löst?

Nun ich weiß nicht, ob bei den deutschen Theatertraditionen sich für so intime Wirkungen ein Publikum fände. Der Deutsche ist kein Dramatiker, ebensowenig wie er ein Plastiker ist. Darum verehrt er diese beiden Künste über alles, und auf seinen Bühnen weht gern der Zugwind der griechischen Hallen, oder es herrscht die Beklommenheit eines Museums. Seine Gemütlichkeit trägt er wo anders hin, getreu dem eingepaukten Glaubenssatz, daß die Kunst „Stil" haben soll.

Dafür kommt diese Gemüthlichkeit dann an den unvermutetsten Stellen hervor. Er allein scheint es fertig bringen zu wollen, die Schulkinder mit der erforderlichen Naivetät über das Geschlechtsleben aufzuklären. Eine Aufgabe, nach deren Lösung man im Norden zum Himmel geschrien, und über die Björnson einen Roman: „Es flaggt" (Thomas Renden) geschrieben hat. Ich habe persönlich keine Meinung darüber, ob das am besten so en masse geschieht, vielleicht nur aus meinem allgemeinen Mangel an Verständnis für Massenerziehung. Aber nichts kann einem ehrlichen Menschen mehr Ärgernis geben, als die bisherige perfide Heuchelei in geschlechtlichen Dingen, durch die keiner von uns ungeschädigt und ungehemmt gegangen ist.

Statt der Verbreitung von Verwirrung, Schaden und falscher Scham einmal Klarheit und gutes Gewissen auszubreiten versuchen, — vielleicht würde daraus eine Generation, an der was wäre, und die was könnte, z. B. etwas Neues aus innerlich freier Seele schaffen. Ausgegangen ist der Plan aus der Schule der Berliner „freien Gemeinde," in der ein ziemlich dürrer Atheismus sich mit seelischen Wärmeschwingungen vereinigt. Da in den Weihnachtstagen nichts los ist und die Kunsttempel ungenießbarer als je sind, geriet ich in so eine Versammlung der freien Gemeinde . . . Hinterhaus, nicht appetitlicher Hof, ausgetretene Treppe, Saal mit dürren Guirlanden und fahlgraue, fahlgelbe, hartstirnige Arbeitergesichter, — alles wie in ähnlichen Versammlungen von Arbeitervereinen in Kopenhagen, nur daß die Gesichter da weicher und die Religion positiver ist.

Und dieselbe andächtige Aufmerksamkeit, das concentrierte Zuhören hier wie dort. Man war nicht von Hause fortgegangen, um die Zeit totzuschlagen, man erwartete etwas, man wollte etwas mitnehmen, was man nachher zu dem eisernen Bestand seiner Eindrücke rechnen konnte, — ganz das Gegenteil von dem, was ein „gebildetes" Theaterpublikum sucht. Was hinter diesen unbeweglichen Gesichtern vorgeht, — es ist so schwer zu sagen, wie es leicht zu sagen ist, was in der Seele des Herrn Großhändlers und in dem Gemüt der Frau Doktor vorgeht. Ernsthaft und schleppend singen sie ihre atheistisch-altruistischen Lieder, ohne viel Husten und Schneuzen hören sie einen kurzen Vortrag über David Strauß, singen den Schlußvers, stehen auf und gehen. Draußen betrachten sie sich die auf langen Tischen ausgelegten Broschüren und Streitschriften der „freien Gemeinde", dann und wann zögert einer, schwankt und kauft ein 10-Pfennig-Heftchen. Schweigend geht es die ächzenden Treppen hinunter und im dünnen, schäbigen Sonntagsrock hinaus in den Wintersturm. Viele Gesichter sehen in sich gekehrt aus, als schwölle der einfache Vortrag zu einer ganzen Reihe von Vorstellungen in ihrer Phantasie auf. Auch ich ging und dachte, nicht gerade sehr im Zusammenhange damit, darüber nach, ob nicht der Überfluß an äußerem Detail es ist, der unsere Eindrücke so flach macht, und ob nicht, um eine neue Kunst und einen

neuen Kunstgenuß zu haben, die Kunst, speziell die dramatische, das werden müßte, was man bisher fragmentarisch zu nennen pflegte, weil es kein Ende mit Ausrufungszeichen, Punkt und Gedankenstrich hinter sich hatte.

E. Marholm.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Realismus — — Proteus unter den Begriffen der Zeit! Wie anders klingt dieses Wort heute als damals, als zuerst bei uns in Deutschland stammelnde Rede sich seiner bemächtigte! Eine wunderliche unfrohe Zeit war es, als es zuerst erklang. Auf die Bluttage des Franzosenkrieges von 70—71 war in der Poesie eine Ermattung eingetreten, wie sie trotz der langen „Epigonenzeit" auf dem deutschen Parnaß gradezu noch nicht dagewesen war. Spurlos war die nationale Einigung für die deutsche Poesie dahingegangen. Wo das Junge sich regen sollte, herrschte öde Weltschmerzelei hier, flackernde und verpuffende Witzelei dort. Wohl hatte von den Alten in der Lyrik, im Roman noch dieser und jener ein schönes Wort gefunden mitten im Wirbel und Nachhall der großen Ereignisse Aber eine Jugend schien der Leyer zu fehlen, als das Schwert alles zum Appell rief. Frankreich hatte wenigstens einen Maler auf die Wahlstatt zu legen, als die Kugeln pfiffen, und ein anderer, größerer trat hervor, als die Vendômesäule fiel. Und wenn sein weltbekanntester Dichter eine drollige Figur wurde mit seinen Hyperbeln und seinem Pathos, als Paris in Not gerieth: Paris hatte doch einen solchen Dichter. Bei uns ist keine Gefahr gewesen, daß auch nur ein Theodor Körner erschossen wurde! Und selbst jene Aelteren, die etwas konnten, standen abseits. Keller mußte gleichsam entdeckt werden erst, Fontane war als Kriegsberichterstatter berühmter denn als Dichter. In jungen Kreisen herrschte dafür ein greisenhafter Zug. Aus dem zerplatzten Giftpilz des zweiten Kaiserreichs schienen für uns bloß Schwärmsporen frei geworden zu sein, nicht aus dem eigenen Siegeslauf irgend eine verheißende Frucht. Dort in in der Mitte aber, wo man längst Sehnsucht neuer Poesie hatte, aber auch jetzt, nach der nationalen Erhebung, erst recht nichts werden sah, vertiefte man sich in eine langsam wachsende Vergötterung des Alten, Goethe wurde aus unserm Führer ein Popanz, vor dem man auf den Knieen lag, und aus der Impotenz heraus standen wir im schönsten Begriff, in die offene Reaktion hineinzukommen.

Das Entscheidende war: es hatte sich eine Generation verbraucht auf anderem Gebiet. Eine Generation der That vielleicht, wenn man so will, etwa im Sinne jener in dem Frankreich Napoleons I., deren Fazit Alfred de Musset so ergreifend gezogen hat. Wir wollen darüber hier keine Untersuchungen anstellen . . . Aber das steht auf alle Fälle fest: erst die nächste, die nachrückende Generation zeigte wieder einen Anlauf zum dichterischen Fortschritt. Wir wollen ihr, und zumal ihren ersten Vertretern, das Verdienst nicht allzu hoch setzen. Ihre beste Eigenschaft war zunächst ihre Existenz, — die Existenz einer empfänglichen Jugend. Die voraufgehende Generation wäre unfähig gewesen, die Anregungen, die von sehr verschiedenen, aber im Prinzip doch scheinbar einheitlicheu Orten des Auslandes, aus Rußland, aus Skandinavien und aus dem republikanischen, zolaistischen Frankreich kamen, auch nur aufzunehmen. Hier empfing man und bewunderte. Die ersten Aeußerungen waren allerdings verworren. Man sah, daß das eigene Alte vielfach schlecht war und hielt das Fremde ohne Weiters für das „Bessere." Man trat hitzig in den Kampf gegen das Alte. „Das Alte" wurde hier und da ersprießlich gestäuptet. Anderswo bewies sich freilich das vorläufig nur blind Angelernte und Kritiklose im wüsten Bildersturm ohne Sinn und Verstand. Man hätte nichts sagen können, wenn hier und da der Schüler bloß den fanatischen, autoritätsstolzen Lehrer geprügelt hätte, nachdem dieser eine Generation vor ihm gezwiebelt bis zum Stillstand aller Poesie. Aber hier bedrohten Säuglinge ihre Mütter. Um die Düntzer zu stürzen, warf man den Goethe um. Und wenn das Eigene, das Neue definiert werden sollte, konnte man doch nur auf's Ausland verweisen. Die Anfänge bei unsern Aeltern, etwa bei Keller oder Anzengruber, ignorierte diese tollende Schaar noch radikaler als es die Kriegsgeneration gethan, während man im Ausland jede halbwegs realistische Leiche mit Jubel ausgrub. Hier und da mahnte eine besonnenere Kraft vor dem Unfug. Bei diesem oder jenem der

kleinen Byrons und Napoleone und wie sie sich sonst noch nennen mochten, schlug auch die Eitelkeit so grell durch, daß eine Heiterkeit selbst durch die Reihen der Ordensbrüder lief. Im Ganzen aber mußte der Sturm austoben Ernstlichen Schaden angerichtet hat er nicht. Der Begriff der „Jungen" war wenigstens wieder da, wenn's auch vorerst meist „dumme Jungen" waren, die eine neue Litteraturära damit einzuleiten glaubten, wenn sie wie Max und Moritz irgend einem Onkel Fritze Maikäfer in's Bett setzten.

Und die Ernsten, die Könnenden kamen ja doch. Wir wissen es heute, daß ein frischer Hauch unsere Dichtung bewegt. Im Drama, im Roman, im Versepos und in der Lyrik wickelt sich hier, dort, langsam und doch allmählich auch dem Blindesten unverkennbar, das Talent aus dem Wust. Noch ist der Kampf trübe und drückend, wo die träge Masse als Kunstrichter über diese Talente auftritt. Im Innern der Sache selbst aber ist das Licht allenthalben schön und hell da, — und die Kämpfe, die hier entbrennen, schaden der Kunst selbst nicht. Kämpfe, auch im Innersten, haben wir ja. Sie erfolgen nicht so sehr mehr mit jenen hitzigen und über's Ziel schießenden Ausfällen gegen das Frühere: das wahre dichterische Talent fühlt sich immer, auch wenn es in vielem neu ist, zu dem alten Talent hingezogen und die Verunglimpfung etwa Goethes hat überall im Moment aufgehört, da das echte Talent auftrat. Aber unter den Talenten selbst ist der Kampf eher erbitterter geworden. Ein echtes Talent hat alle Zeit etwas Individualistisches, etwas Anarchistisches vor den Zeitgenossen an sich gehabt. Es ist das eins seiner Danaergeschenke vom Schicksal, aber auch eins seiner Rettungsmittel daneben in der Gefahr des Beeinflußtwerdens. Die grüne Schaar, die einst vor der Bundeslade des importierten „Realismus" tanzte, alte Herrn auf die Glatze schlug und das Nichts mit dem eigenen Nichts kalauerisch widerlegte, wußte sehr genau, daß sie nur stark sei in der Einigkeit wie ein Haufen Betrunkener, die als Ganzes ein Polizeipräsidium umrennen, von denen aber jeder Einzelne hoffnungslos schwankt und an der ersten Laterne zu Fall kommt, so wie er aus der Kette gerissen ist. So gab es zu Anfang der Bewegung eine geschlossene Schule und jeder darin wußte, was „Realismus" war, — nämlich eine ästhetische Uebersetzung des Zurufs „Haut ihm!" Die wahren Talente wissen davon nichts. Sie kommen von der Arbeit und sind nicht betrunken. Sie haben in der Stille mit dem Geist gerungen und ihn nicht gelassen „er segne sie denn." Sie selbst sind, und es gelüstet sie gar nicht, in Reihen zu gehen.

Das ist ungefähr der Stand der Dinge zu dieser Stunde. Keine Schule, aber Talente. Kein Lärm, aber Arbeit. Kein Groll gegen das Vergangene, aber eine starke Isolierung, in der jeder seinen Weg geht. Wer liebt, der liebt für sich, nach des alten Goethe Wort: „Wenn ich Dich liebe, was geht's Dich an." Und wer verwirft, der thut's, weil er muß, und für sich, — nicht aber um als Bilderstürmer zu glänzen.

Es ist schwerer vielleicht in solcher Zeit, eine kritische Uebersicht, in der mehrere zu Wort kommen, zu geben — aber in gewissem Sinne doch auch leichter. Es wird ohne Schulbegriffe beurteilt, — — man entbehrt sie ja so gern, sobald wahres Talent Stoff zum Reden giebt. Das Wörtchen „Realismus" tront dabei vielleicht bisweilen etwas über Wolken. Aber „von Zeit zu Zeit seh' ich den Alten gern, und hüte mich mit ihm zu brechen." Allerletzten Falls wissen wir ja doch alle, wohin wir gehören! Wollten wir uns nur auch energisch der Meinung zuwenden, daß wir erst aus der dichterischen Produktion zu lernen haben, wohin denn eigentlich der Realismus führt und was er seinem Wesen nach ist. Achtung des Kritikers vor dem Dichter, das ist das Erste, was wir verlangen dürfen!

* * *

Unter dem Titel „Neue Gleise" sind im Verlage von F. Fontane & Cie. in Berlin die „gemeinsamen" Dichtungen von Arno Holz und Johannes Schlaf in starkem Sammelbande erschienen. Ueber die einzelnen Stücke (Familie Selicke, Papa Hamlet, Papierne Passion u. s. w.) ist bei ihrem Erscheinen so viel geredet und gestritten, gepoltert und gepfiffen worden, daß die Debatte an dieser Stelle wenigstens füglich für abgeschlossen gelten kann. Die sämmtlichen Vorreden der Einzelausgaben sind auch hier wieder mitabgedruckt. Außerdem ist noch eine neue Vorrede hinzugekommen und am Schluß ein kurzer poetischer Epilog, in dem die Verfasser in Heine'scher Form bekennen, sie hätten das „Tuten" endlich satt gehabt und mit „Thaten" bezahlt. In der erwähnten Vorrede aber heißt es unter anderm: „Kein Homunkules war unserer Retorte entschlüpft, kein schwindsüchtiges, bejammernswertes Etwas, dessen Lebenslicht man nicht erst auszublasen brauchte, weil es von selbst ausging, sondern eine neue Kunstform hatten wir uns erkämpft, eine neue Technik dem deutschen Drama, unseren Gegnern zum Trotz, die sich triebsicherer senkt in das Leben um uns, keimtiefer als die bisherige, uns überliefert gewesene, und wohin wir zur Zeit blicken, in unserer jungen Litteratur, überall bereits begegnen wir ihren Spuren."

* * *

Die radicale Christianier Ztg. „Verdens Gang" hat einen Interviewer zu Garborg auf

seinen Hochsitz Kolbotten gesandt, um ihn darüber zu interpelliren, ob er, wie sein Held in „Müde Seelen“ sich zur gläubigen Christlichkeit bekehrt habe. Garbergs Antworten lauteten sphinxhaft und der eifrige Reporter kehrte mit einer Ausbeute gleich null von einer 28 stündigen Eisenbahnfart heim Die Leser der „Freien Bühne,“ denen wir den Roman jetzt vorführen, werden hoffentlich mit reicherem Gewinn aus der Lektüre selbst zurückkommen, der Lektüre einer Dichtung, die als solche sicher allem eher gleicht, als dem bekehrungsseligen Traktätlein eines Neubekehrten, wenn sie auch schärfer als alles frühere den Denker in Garborg zeigt, dem nichts menschlich Allzumenschliches fremd ist.

* * *

Die Verwaltungsstreitsache der „Freien Volksbühne“ gegen den Polizeipräsidenten von Berlin ist kürzlich vor der zweiten richterlichen Instanz entschieden worden. Wie wir im vorigen Jahrgang (Seite 673) mitteilten, hatte der Polizeipräsident die Freie Volksbühne als einen Verein behandelt, der eine „Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten bezweckt.“ Da der Vorstand hierin die Gefahr sah, die Freie Volksbühne möchte in Folge ähnlicher Deduktionen schließlich als ein politischer Verein behandelt und folglich in ihrer bisherigen Form aufgehoben werden, so beschritt er den Weg der Klage. Die erste Instanz des Verwaltungsgerichtes, der Bezirksausschuß, gab dem Vorstande Recht und hob demgemäß die Polizei-Verfügung auf. Der Polizeipräsident legte indessen bei der zweiten Instanz, dem Oberlandesgericht, Berufung ein. Der Polizeipräsident deduziert in seiner Begründung folgendermaßen. Der Bezirks-Ausschuß habe bei seiner Beurteilung die äußeren Umstände unberücksichtigt gelassen, welche zur Gründung des Vereins Freie Volksbühne geführt haben. Die Sozialdemokratie strebe danach, daß Personen, welche durchden Ernst des wirthschaftlichen und politischen Programms noch nicht gefesselt werden und der sozialen Frage gegenüber sich noch gleichgültiger verhalten, also namentlich Frauen und Mädchen, durch angenehme Unterhaltung allmälig den sozialdemokratischen Geist in sich aufnähmen und auf diesem Wege der Partei zugeführt würden. Zu diesem Zwecke veranstalte die Sozialdemokratie Kinderfeste und gründe Vergnügungs- sowie Bildungsvereine. Wenn nun in der Zeit dieser Bewegung „von sozialdemokratischen Agitatoren für das Volk ein Verein „Freie Bühne“, also ein Unternehmen, welches gleichfalls dem Vergnügen zu dienen bestimmt ist“, ins Leben gerufen sei und obenein großenteils aus Sozialdemokraten bestehe, so erscheine „die Annahme begründet, daß auch diese Freie Volksbühne der sozialdemokratischen Propaganda gewidmet sein soll.“ Mit Rücksicht auf den § 1 des Statuts (welcher als Zweck des Vereins „Vorführung der Poesie in ihrer modernen Richtung durch Darstellung und Vorlesung zeitgemäßer, von Wahrhaftigkeit erfüllter Dichtungen“ bezeichnet) wirft der Polizeipräsident die Frage auf: „Wie kann eine solche Propaganda anders verstanden werden, als daß man beabsichtigt, das Volk, hier die sog. Proletarier, mit einer bestimmten Anschauung über die bestehende gesellschaftliche Ordnung zu erfüllen und von der Notwendigkeit einer Aenderung derselben, der Revolution, zu überzeugen?“ Es seien ja auch bisher nur Stücke aufgeführt worden, welche Mängel der bestehenden Gesellschaftsordnung in besonders auffälliger Form zur Darstellung bringen. Mit Bezug auf die Aeußerung eines Vereinsredners heißt es: „Wie können einem Sozialdemokraten die wahren Verhältnisse des Lebens anders erscheinen, als vom sozialdemokratischen Standpunkte aus, und welchen andern Zweck kann eine Aufklärung über dieselben haben, als zur sozialdemokratischen Ansicht über die heutige Gesellschaftsordnung zu bekehren?“ Die Aeußerungen des Gründers der Freien Volksbühne über deren Zweck seien „nicht sowohl unbestimmt, als vorsichtig gehalten.“ Diese Vorsicht habe er aber in einem Vortrage über „Vor Sonnenaufgang“ außer Auge gelassen, nämlich indem er ein Citat gebraucht habe: „Kommen wird sie (die Zeit) doch einmal, wird mit reichen Händen allem, was in Armut lebt, frohe Gaben spenden;“ im Anschluß an die Besprechung eines sozialen Dramas ließen diese Worte nur die Deutung zu, daß eine wirthschaftliche Aenderung des Volkslebens eintreten werde; dieser Hinweis sei aber eine Aufforderung zum Handeln. Ferner wird hervorgehoben: „Dr. Wille empfiehlt politische Duldsamkeit“; endlich habe Dr. Otto Brahm in einem Vortrag über Kabale und Liebe dem Proletariate Hoffnung auf Verwirklichung des sozialistischen Staates gegeben, darin aber läge eine Aufforderung zum Handeln. — In dieser Art ist die Deduktion gehalten.

Den Mittelpunkt der Gegenerklärung, welche Rechtsanwalt Wolfgang Heine im Namen des Vorstandes gab, bildete dagegen folgender Gedanke: „Der Berufungskläger hat offenbar die ganzen literarischen Bewegungen und Entwickelungen bei der Beurteilung eines Theatervereins nicht der Erwägung für wert gehalten; er behauptet vielmehr, daß der Verein ein sozialdemokratischer Agitationsverein sei . . . Nachdem solchergestalt der Berufungskläger als bewiesen vorausgesetzt hat, was erst zu beweisen seine Aufgabe war, betrachtet er vom Standpunkte dieser angeblich erwiesenen Thatsache seine älteren Einzelaus-

führungen, um nun natürlich ohne besondere Schwierigkeit in den unter diesem Gesichtswinkel geschauten Einzelthatsachen immer neue Beweise seiner Behauptung zu finden. In den meisten Fällen besteht die Beweisführung allerdings nur in der Erwägung, daß die als Zweck vorausgesetzte sozialdemokratische Propaganda nur dann erreicht werden könne, wenn der Verein seinen Mitgliedern die sozialdemokratische Beurteilung von Politik und Staatswirtschaft einflöße. . . Man nennt einen solchen Schluß einen Circulus vitiosus; bewiesen wird durch ihn nichts . . ."

Das Oberverwaltungsgericht hat sich auf Seite des Polizeipräsidiums gestellt und somit das für die Freie Volksbühne günstige Urteil der ersten Instanz aufgehoben. Die Motivirung dieser Entscheidung steht noch aus.

* * *

Albert Wolff ist gestorben. An einer ehrlichen Lungenentzündung. Und die Journalisten aller Kulturnationen haben einen Wettlauf veranstaltet, seinen Sarg mit Lorbeerblättern zu bekränzen. Gewiß ist er ein Genie in seiner Art gewesen, ein Lebenskünstler und ein Zeitkünstler, wie er nicht jeden Tag ersteht. Und Glück hat er gehabt bis in den Tod. Ein Kampf um's Dasein-Mann wie wenige, hat er gelebt, so lange der Kampf um's Dasein ihn brauchen konnte und ist, als seine Raubtierzähne sich abschliffen, lustig der Gefahr durchgebrannt, zum kritischen Nußknacker zu werden, wie wir deren so ehrwürdige bei uns haben. Die Tagesjournalisten aber, die ihn so heilig ernst zu Grabe getragen haben — sie sollten doch etwas ängstlich dabei geworden sein. Denn am letzten Ende war Wolff doch nicht blos so ganz der Erste unter ihnen, weil er ihre kleine Tageskunst so unnachahmlich beherrschte. Das innerste Geheimnis seiner Macht lag schließlich doch an dem einen Winkelchen seiner Kraft, wo er die echte, die große Kunst, ich will nicht sagen, hatte, aber doch ahnte . . .

* * *

Einem aus den wirklichen Reihen dieser großen Kunst glückt der Ausgang im Moment nicht so. Guy de Maupassant hat im Aetherdelirium den vergeblichen Versuch gemacht, sich das Leben zu nehmen und ist in der Folge einer Irrenanstalt zugeführt worden. Es ist ein angenehmer Gedanke, heute Poet zu sein! Sie thun nicht mehr mit, diese armen Thorschlußgehirne des Jahrhunderts. Und es scheint wirklich einerlei, was man für eine Sorte Poet ist. Oskar von Redwitz, der Mondscheinlyriker und Wasserfuppenromancier, hat sich mit Morphium zu Grunde gerichtet, — der Schüler Flauberts, Maupassant, der keiner Schule angehörte, aber deshalb immer ein kraftvoller Dichter war, Maupassant fällt dem Aether anheim. Und der Geschichtschreiber des Genie-Wahnsinns, Herr Lombroso, sitzt inzwischen mit den Zöllnern und Sündern der Wissenschaft zu Tisch und läßt sich von fliegenden Stühlen und klingenden Schellen zum — Spiritismus bekehren! Meint man nicht den Geist des alten trefflichen Fritz Reuter aufsteigen zu sehen mit der Frage „Na watt denn? Was wollt Ihr denn noch mehr?" Unter den Narkoticis der Modernen hatte er wenigstens noch das relativ sanfteste gewählt, den braven, vielverketzerten Alkohol.

* * *

Aus solcher Walpurgisnacht heraus berührt es wie ein lichtes Zauberbild, das Werk eines Mannes zu sehen, der im Grunde doch auch nur ein Typus kraftvoller Individualität ist, der in seltsamsten Zickzackwegen bis zur Grenze des Unheimlichen sich bewegt hat, der aber im Moment der allgemeinen Not alle spitzfindige Theorie einmal wieder energisch über Bord geworfen und die individuelle Versöhnung in seiner Hingabe an das Ganze vorbildlich schon gefunden hat. Wünschen wir den armen, großen, irrenden Geistern dort drüben eine allgemeine Zeit der Menschheit, die für das wilde, thatenfrohe Individuum im Ganzen wieder Zwecke setzt, die es besser ausfüllen als der Aetherrausch dieser Fin-de-siècle-Stunde — eine Zeit, in der im Sinne Darwins endlich die zum Neuen fähige Varietät wieder heraustritt aus dem Zustande, da sie für ein buntes Monstrum gilt und sich in bunten Monstrositäten erschöpfen muß.

Leo Tolstoi ist gegenwärtig ganz in Anspruch genommen durch die Gründung von Suppenküchen in den seinem Gut am nächsten gelegenen Notstandsbezirken. Geld, das ihm von Freunden und Bekannten zugeht und außerdem von seiner Gemahlin persönlich in Moskau kollektirt wird, ist bereits so reichlich vorhanden, daß die gegründeten Küchen bis zur nächsten Ernte erhalten werden können. Seine Töchter, besonders eine derselben, gehen ihm werkthätig an die Hand, und dem Beispiel der gräflichen Familie folgend, haben sich jetzt eine Anzahl vornehmer junger Mädchen und Frauen vereinigt, nach Kasan zu reisen und da, im Centrum der Hungersnot, Volksernährungsanstalten persönlich zu gründen und zu leiten.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans verboten.

Verantwortlich für die Redaction: Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler. Druck A. Seydel & Cie. Beide in Berlin.

Müde Seelen.

Roman

von

Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld

(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

(1. Fortsetzung.)

VI.

(30. September.)

Der Herbst ist meine Jahreszeit, besonders wenn er so regnerisch und nebelig ist. Dann spaziere ich Nachmittage lang rund um die Stadt herum und erfreue mich der verblichenen Wiesen und des kränklich verblutenden, vergilbenden, verflatternden Laubs. Und ich schwimme in tristen Stimmungen.

Und die Vögel schweigen und wandern aus und Alles sucht Dach und Schutz. Aus den vielen kleinen Menschenhäusern rings um auf Hügeln und Höhen dringt ein eigentümlich surrendes Getön gleich Wichtelmusik; es sind die Dreschmaschinen, welche arbeiten, für den Winter arbeiten. Man weiß, was man zu erwarten hat; man bereitet sich mit allem vor, mit Lebensmitteln, Holz, Kleidern, Lektüre, — wie auf eine große Belagerung.

An solchen Tagen kann es passieren, daß ich Verse betreibe. Nachstehendes hat Jeppe selbst gemacht, — ohne daß ich darum die Originalität verbürgen will —:

Eine schwarze Riesenfahne
Verschattet die ganze Welt;
Der Tod auf magerem Rosse
Saust hin über Flur und Feld.
Er reitet auf ruppigem Rosse
Und es bleichet Wiese und Au;
Die Sonne gebrochenen Blickes
Hängt müde im Nebelgrau.

Die Blätter, sie schrumpfen und welken,
Das Gras steht gelb und fahl;
Der Wald beugt ächzend die Wipfel,
Und singt seinen Leichenchoral.
Die Quelle schleicht stumm und traurig
Vorbei am dorrenden Strauch,
Und über Berg und Thäler
Zieht eisig des Todes Hauch.

Und alle Menschenhütten
Versperren Fenster und Thor;
Der Bauer birgt die Kartoffeln
Und sieht für den Winter sich vor.
Das Laub sank längst von den Bäumen,
Deckt weich die Erde zu;
Der Bär sucht seine Höhle,
Will Schlaf und lange Ruh.

Wir greifen nach dem Pelze,
Erwarten mit Fassung den Schnee;
Vorüber die Landpartien,
Nun sitzen wir im Café.
— Darf ich bitten, die letzte Zeitung!
Was thut man im Folkething?
„Nichts", sagst Du? Das konnt' man erraten!
Und was Neues vom neuesten „Ring"?

Fast möchte man bange sich fragen,
Ob um schon des Lebens Zeit?
Doch denke an allen Samen,
Den der Sommer ringsum gestreut.
Und plagt Dich herbstlicher Schwermut,
Daß Gott dieser Körnlein vergaß, —
Sie regen sich heimlich und lachen:
„Wir überleben das!"

VII.

Es begann mir besser zu gehen; das hatte unser Herrgott aber entdeckt, und so ließ er natürlich das blasse Mädchen mit dem Kraushaar um die Ecke der Kirchen- und der Carl-Johanns-Straße biegen, just in dem Augenblick, da ich — in umgekehrter Richtung — gleichfalls die gefährliche Ecke passieren wollte. Sie sah mich nicht, selbstverständlich; und selbst wenn sie mich gesehen hätte? was bin ich für sie? Ein schnurriger Schwätzer, ein seltsamer Geselle . . . Nein, nein. Aber ich sah sie — Gott weiß, wieso; denn ich habe die bestimmte Empfindung, daß ich meine beiden Augen fest zuschloß.

Sie war außerordentlich bleich. Mit einem so eigen ergebenen Ausdruck in den Augen, — in diesen großen, leidenden gefährlichen Augen, in diesen schwimmenden, abwesenden Augen, die soweit hinaus blicken in die Welt, ohne Weg noch Ziel zu sehen . . . hinein starren in's bodenlos Schwarze. Die braunen Kräusel in der hoffnungslosesten Verwirrung herab über die schneeweißen, blaugeäderten Schläfen. Es gab mir einen Stoß durch mein ganzes Sein; nicht einen Moment der Ruhe habe ich seither gehabt. Alles ist wieder aufgebrochen, es nagt, saugt, arbeitet — wie vorher. Ich suchte Bjölsvik auf, lockte ihn mit mir fort und probierte zu trinken und lustig zu sein; aber er ist eine Lüge, der alte Reim, daß „will man lustig sein, so muß man sich eins trinken"; die Wahrheit ist, daß man lustig sein muß, um trinken zu können. Und ich war eben nicht lustig. Ich sank jeden Augenblick zusammen und saß und starrte sie an, die, welche hier um die Ecke biegt . . . Immerfort biegt sie nämlich seither um die Ecke der Kirchen- und der Carl-Johann-Straße, immerfort sehe ich diesen Schimmer blasser Verzweiflung unter einer Masse braunen Gekräusels

und die zwei großen, leidenden Augen, die hinaus starren in etwas bodenlos Schwarzes. Und jedesmal aufs neue füllt sich die Brust mit diesen argen, unbestimmten Schmerzen, welche sich winden und krümmen und um einander und in einander schlingen wie Nattern in einem Schlangenhof. — — —

(Hier folgt eine Reihe von Versuchen, sie mit Feder und Bleistift zu porträtieren. Nichts davon taugt).

*

Ich habe acht Tage lang gelumpt. Gestern Abend war es ein wenig arg. Nun sitze ich hier, weich im Gehirn, ganz umnebelt. „Meine Sünden, sie sind . . ."

Was mein Kontorchef wohl sagen wird? Einerlei. Mehr Bier. — —

— Ich lege mich wieder hin, ganz einfach. „Meine Sünden, sie sind" — — brr! —

(Am Abend desselben Tags).

Ein eigener Zustand das, wenn man nach einer arg durchlumpten Nacht aufwacht —: diese Vorstellung von einer sehr langen, sehr geschmeidigen Klinge, die sich ganz langsam in meine Brust senkt, lotrecht und sicher, mitten durchs Herz. Ich sehe sie; ich fühle sie gewissermaßen, und das thut so wohl. Lindert, labt. Eine große, weiße, elegante Hand mit Brillantringen, welche funkeln, sitzt oben am Griff und führt die Klinge, sicher und fest, langsam und behaglich; doch ein Arm ist kaum daran.

Diese Vorstellung wechselt mit einer anderen ab —: es ist eine Art von Guillotine, geformt wie ein großes Brotmesser; und unter diesem Messer, — einem sehr breiten Messer, blank, dünn, zischend kalt und so scharf, daß es fast von selbst ins Fleisch sinkt, — darunter liegt also mein Hals, und ein Weib, eine ältere, gemütliche, hausmütterliche Frau, steht und schneidet diesen Hals ab, langsam, mit Bedacht, wie man eine Scheibe Kornbrot schneidet. Ich liege in einer bequemen Stellung — auf der linken Seite — und genieße die Situation. Ah! — herrlich. — —

Heute abend habe ich hauptsächlich mit Hängephantasien zu thun. Unwillkürlich, jeden Augenblick, streiche ich mir mit der Hand über den Kehlkopf, dort, wo der Strick liegen sollte, führe dann die Hand aufwärts, in der Richtung zum Plafond, an dem der Strick befestigt sein sollte, und habe dann eine Sekunde die Vorstellung, als baumelte ich, nach Atem ringend, die Zunge aus dem Mund. Das beruhigt, labt. Es müßte herrlich sein, so über dem Ganzen zu schweben, über allen Schlangen und Vierfüßlern; nun erreichen sie mich nicht mehr; nnn bin ich endlich fertig mit dem Gewürm und allem Schmutz — — —

— — Es ginge ja alles an, wenn nur dieses Zittern nicht wäre, dies wunderliche, verdeckte Zittern, das ich nicht begreifen kann; — — es muß inwendig stecken; eine Art Vibrieren der inneren Muskulatur . . sonderbar, unbehaglich. Ich werde so unsicher, so hintaumelnd, so ohne Schwere und Schwerpunkt . . . ein kleines, unmerkliches, zuckendes Flimmern durch das ganze Individuum. Sinnverwirrend. Ich weiß ja, was es ist . . . der Alkohol, zum Teufel hinein! — aber das hilft nichts. — Ein mattes Uebelkeitsgefühl oben nnter der Brust. Kein eigentlicher Kopfschmerz, nur so eine besondere, nebelhafte Empfindung von Leere rund um den Kopf . . . es ist eine Art von Zwischenraum zwischen mir und der Welt, eine sausende Fernheit; und die Dinge

um mich herum sind nicht wirkliche Dinge; es sind Kulissen, es sind . . . Eigentlich sind es lauter Eulenspiegeleien, welche dastehen, und sich dafür ausgeben, dies oder das zu sein: Sopha, Schrank, Stühle u. s. w.; aber sie wissen selbst ganz gut, daß sie das nicht sind. Dies plagt mich ein wenig. Ich mag die Komödie nicht mehr ansehen.

— Aber drunter, zu unterst, tief unten, rückwärts, im Hintergrund, im Unterirdischen meines Wesens sitzt die bleischwere, gefährliche Angst, eine Art heimlichen, eingesperrten Wahnsinns, welcher aufschwillt, aufschwillt und Lust hat, zu brüllen. Das ist das böse Gewissen, oder eine Art von Schreck, eine Art von Gefühl entsetzlicher Herabwürdigung, und eine Art sonderbaren, idiotischen Grauens vor dem Einen oder dem Anderen, Gott weiß, vor was. Eine unermeßliche, sieche Sehnsucht, sich dem oder jenem zu Füßen zu werfen, einem Weib, einem Priester, einem Gott, und zu heulen, zu weinen, zu bekennen, gepeitscht zu werden, verflucht, verdammt, und dann schließlich in liebevolle, starke Arme geschlossen zu werden gleichwie ein krankes Kind. — —

Ich muß ein bischen vorsichtig sein; ich könnte Delirium tremens bekommen. Aber es hilft gegen die Liebe. Es vertheilt. Die Liebessorgen ertrinken in diesem Meer von anderer Qual. Die Leidenschaft wird fern, sentimental, wunschlos; man wird so unwürdig; wenn man auch die Erlaubniß hätte, — man würde sie nicht mit dem kleinen Finger berühren. Und man geht und phantasiert mit seiner Selbstmordmanie, und beschäftigt sich mit seinen Nerven und Sinnestäuschungen und murmelt laut vor sich hin: „Ich altes Tier! o nein; einem Solchen darf sie, mit Gottes Hilfe, nicht in die Hände fallen!“ — Und fühlt sich edel und brav und kriegt Thränen in die Augen. —

— O, Fanny, . . . warum kannst Du jetzt nicht kommen, an der Thür klingeln . . . Dir garnichts thun; nur traulich bei einander sein. — — —

*

Ich ertappe mich dabei, daß ich die Spazierwege aufsuche, die sie und ich einst gingen; trinke mit Religiosität eiskaltes schlechtes Bier in den Landschänken, in denen sie und ich mit einander gewesen; hoffe wohl in aller Stille sie anzutreffen, obschon dies eben das ist, was ich in keiner Weise will. Und gehe wieder heim wie ein Hund, der den Schwanz zwischen die Beine zieht, wenn ich sie nicht getroffen.

Dummrian! Esel! Was scheert sie sich um Dich? Und selbst wenn sie es thäte, so willst ja doch Du selbst nicht . . . Solche Persönlichkeiten sollte man eben erschießen.

Mittlerweile gehe ich hier herum wie der Liebe und Ehe ewiger Jude —: der geborene Hagestolz, der beständig vergebens den Hafen der Ehe sucht. Aber die, welche p a r t o u t nicht heiraten w o l l e n, die sitzen in der Falle, ehe sie es ahnen. —

Das Dasein ist so spaßhaft.

Eigentlich bin ich ein unglücklicher Mann. Aber das könnte ich ertragen. Schlimmer ist es, unglücklich zu sein, und dabei doch ein so unglaublicher Hans Wurst.

*

Der Tod ist das Einzige, was auf Erden sicher ist, sagt man. Ja; aber man kann sich doch nicht ganz auf ihn verlassen. Er kommt wohl; jedoch er kommt nicht zu rechter Zeit.

Der liebe Gott, der uns auf des Lebens Nadel steckte, nimmt uns nicht gern wieder von der Nadel ab, ehe wir all die Sprünge gezeigt haben, die uns möglich sind. Allein da beginnen wir uns auf unserer Nadelspitze fast wohl zu fühlen; denn man gewöhnt sich an alles, auch daran, zu leben.

— Sich erschießen? — Das ist so eine Kühnheit. Und dann trifft man sich selten genau. Und des Ferneren ist es so verflucht geschmacklos.

Dr. Kvaale wäre gelegentlich vielleicht der Mann, mir ein Fläschchen Morphin zu geben — ? —

*

(Der letzte Skandal.) Eine junge, schöne Frau hat einen Marinekapitän geliebt. Da heulen alle Menschen auf — und heulen mit Ueberzeugung! — die Männer, weil sie ihn beneiden, und die Weiber, weil sie sie beneiden.

Ich für mein Teil beneide ihn. — Vorausgesetzt, natürlich, daß „sie" diejenige wäre, die ich meine. —

*

Hochgeehrter Gabriel Jeronymus Gram! Was sind das eigentlich für Dummheiten?

Ich stürzte nahezu um vor Erstaunen, als dies selbstredende Ding mir aufging, — droben irgendwo auf dem Bogstadsweg — und ich kann einfach nicht begreifen, an was ich nun eigentlich dachte.

Ja, es ist halt der bekannte Esel Moral, welcher nach mir aus war. Das größtmögliche Glück, das mindestmögliche Unglück . . . diese Redensarten, welche Gott verfluche, mischen sich unwillkürlich in das Urteil selbst von emanzipierten Menschen.

— Sich wohl befinden? Ich will mich lieber übel befinden (wenn es nicht Bauchschmerzen sind.) Diese seelenlose, schlaffe Mattheit, die man Wohlbefinden nennt, die mag für Staatsräte und Pastoren sein, aber sie ist meiner Treu nicht für Menschen.

Uebelbefinden irgend welcher Art, Sehnsucht, Entbehrung, Pein und Plage, — das ist ja gerade das, was Leben ist. Das spannt an, füllt die Zeit aus, hält die Seelenmaschine in Gang, erzeugt Gefühle, Willensbewegungen, Gedanken, Energie; während satt und zufrieden sein —, da giebt es das alles einfach nicht.

Und dann die wenigen gewagten Stunden, da man voll lebt! Wo alle Lebensgeister in Wirksamkeit sind, unser ganzes Wesen in Glut, unsere ganze Seele in Vibration! — Das hat keine Aehnlichkeit mit Sattheit, Wohlbefinden u. dgl. m.; aller wirkliche Genuß ist mindestens zur Hälfte Schmerz; Schmerz der überwunden wird, ist ja die Definition von Genuß! — Solche Stunden erlangt man nur mit Hilfe irgend eines Incitaments wie Wein, Liebe, Spiel, Begeisterung . . . und da sagen die Moralisten: „hüte Dich! vor allem keinen Rausch! morgen kommt der Katzenjammer!" — Selbst den bloßen Katzenjammer würde ich ihrer satten Langeweile vorziehen, — geschweige da, wo ich des Lebens große Stunden mit in den Kauf bekomme!

— — Und dennoch gehe ich hier herum und fliehe und scheue dies Incitament, das mich noch ein wenig in Schwung setzen könnte . . . aus Furcht vor dem Leiden, das nachfolgen wird, aus Furcht vor ein bischen unglücklicher Liebe! Gabriel, Gabriel, ich kenne Dich nicht mehr! —

Ich will sie wieder treffen, ich will mit ihr umgehen, — ganz einfach, um „unglücklich verliebt" zu werden.

VIII.

Alter Mann, Du kannst nicht lieben. Geh heim und lege Dich in die Asche wie Hiob, und kratze Dich mit Topfscherben.

Sie interessiert mich wesentlich als Problem. Ich arbeite gern daran, fühle den Drang, es zu lösen. Aber nicht derart soll ein Mann sich für ein Weib interessieren.

Ja, ja, — und dann diese kleine, weiche Sentimentalität, wenn sie fort ist. Eine gewisse Sehnsucht. In manchen Stimmungen kann diese Sehnsucht sogar schmerzhaft werden. Aber Leidenschaft ist doch nicht da.

Amor, Amor, ich opfere Dir eine Hekatombe, wenn Du mich blind machen willst . . . .

*

Eine gewisse Zufriedenheit ist über mir. Das plagende Gefühl der Entbehrung ist verschwunden; mein Gemüt ist in Ruh!

Es ist nicht gesund, sich in Entfernung halten. Phantasie und Empfindung erregen sich wechselseitig, bis wir das betreffende Mägdlein zum „Weibe" umgedichtet, zur Madonna in den Wolken, zur Eva zwischen blühenden Rosen; dann unterheizt man das mit gewagten Träumen, bis man herumgeht wie der heilige Antonius, der ein Marktweib geheiratet hätte, wenn er einem solchen begegnet wäre. —

Elf Uhr abends. Ein behagliches Gefühl, ganz comme il faut zu sein. Alles in Ordnung. Aß ein vernünftiges Nachtmahl mit ihr, redete geistreich und klug und überlegen, mit dem schmeichelhaften Gefühl, gewürdigt zu sein.

Erst dann ist ein Mann ganz zufrieden mit sich, wenn er sich von einer Frau bewundert weiß.

*

Sehr viel Seltsames und Antediluviales finde ich hier wieder, — manche meiner eigenen früheren Standpunkte und Perioden; so z. B. ist sie natürlich vaterländisch. Liebt Norwegen u. s. w. „Und das thun Sie ja doch auch, will ich hoffen?" — „O ja; Norwegen ist in Anbetracht der Umstände gar nicht so schlimm." — „Pfui!!" — —

Ja ja; wir sind gescheit, wir Menschenkinder. Unsere Notwendigkeiten und Beschränktheiten dichten wir zu Tugenden um und sind stolz auf sie. Wie wir unseren Unterhaltungstrieb zur „Liebe" umwandeln, so wird der brutale Umstand, daß wir Gewohnheitstiere sind und leiblich-geistig an ein bestimmtes

Milieu gebunden, zu einer so poetischen Illusion wie „Vaterlandsliebe" umphantasiert.

Komische Idee das —: ein Stück Geographie „lieben." Fünftausendachthundert Quadratmeilen „lieben!" —

*

Ich glaube wirklich, sie leidet darunter, daß ich den bemeldeten Quadratmeilen gegenüber so kaltsinnig bin; jedenfalls kommt sie häufig auf das Thema zurück und giebt mir ab und zu ganz ordentliche Pillen ein.

Ich wehre mich.

„Ja, der Patriotismus ist eben eigentlich nichts anderes als potenzierte Eigenliebe. Man ist sich selbst so theuer, daß man Wert auf alles legt, was nur auf irgend eine Art mit Einem in Berührung kommt, und wären es auch nur die Oertlichkeiten, in denen man sich aufhält, oder selbst jene Oertlichkeiten, die mit diesen in irgend einer rechtlichen oder administrativen Verbindung stehen. Uebrigens, enfin! — aus diesem Grund kann der Patriotismus ja ganz berechtigt ein!

„Berechtigt! — So ein ekles, schlaffes Wort!"

„Du lieber Himmel, was soll ich thun! Wo sollte ich Vaterlandsliebe denn hernehmen? Ich bin aus einer alten Beamtenfamilie, gehöre aber jener heimlosen Horde von Nomaden an, die an dem großen Volkskörper parasitieren, von Stätte zu Stätte ziehen, von Amt zu Amt, wie die Lappen auf dem Fjell von Weide zu Weide Bei einer solchen Race kann sich keine Vaterlandsliebe entwickeln. Patriotismus gehört zum seßhaften Standpunkt. Er entwickelt sich zusammen mit Feldwirthschaft und Baukunst. Für den Ackerbauer hat das dem Pflug unterworfene Stück Boden wirkliche Bedeutung und dann auch bald das ganze zugehörige Territorium; doch für den Nomaden gilt unbedingt der alte Satz: „ubi bene ibi patria", man hat sein Vaterland dort, wo man am besten verdient."

„Sie könnten also ohne weiteres hingehen und einen Schweden aus sich machen, wenn Sie nur bezahlt kriegten . . ."

„Na, ein gut dotierter Posten im schwedischen Ministerium des Aeußeren z. B., — warum nicht!"

„Ja und wenn dann hier einmal Krieg entsteht, sollen Sie der erste sein, den ich erschieße!" — Sie lächelt mit flammenden Augen und ist hinreißend schön.

Ich lüfte den Hut und verbeuge mich.

*

Natürlicherweise ist sie Demokratin. Sie spricht mit so verbissener Raserei von „den kleinen Dieben, die man aufhängt und den großen „die man laufen läßt", — als ob das etwas hülfe.

Ich gehe als professioneller Dämpfer und Brandlöscher herum; jeden Moment irritiert sie mich durch diese Uebertreibungen und durch diese in der naivsten Unwissenheit begründete Ungerechtigkeit.

— „Na ja, natürlich hängt man die kleinen Diebe", sage ich, „ganz so wie man z. B. Ungeziefer zerdrückt; jene dagegen, die im Großen stehen, vor denen kriegt man unwillkürlich eine gewisse Achtung, wie überhaupt vor allem, was Dimen-

sionen hat. Sie sind Meister in ihrem Fach, Künstler, und vor der Kunst, der Meisterschaft hat der Mensch Respekt und soll er Respekt haben, selbst wenn bloß von einer solchen Kunst wie der des Stehlens die Rede ist. Wir haben Ekel vor so einem gemeinen Langfinger und Taschendieb, der um einer elenden Krone willen sich zum Hund macht und überdies sich abfangen und abstrafen läßt; aber wir interessieren uns für Ola Hojland und Gjest Baardsen und ziehen den Hut ab vor Rothschild und Vanderbilt."

Sie wird zornig und protestiert mit überflüssiger Energie, versteht nicht die Mischung von müdem Ernst und Galgenhumor, welche unwillkürlich zum Grundton dessen werden, der die Resignation erlernt hat; sie nimmt alles mit feierlichem Ernst, wie die Kuh die grüne Thür nimmt oder ein Gymnasiast die Republik.

— Eines Tages begegneten wir einer Bettlerin, welche bleich und blau, mit einem erfrorenen Kind im Arm, auf einer Stufe saß. Fanny riß nervös ihr Portemonnaie auf, gab der Frau etwas und eilte weiter; als sie nach einer Weile wieder zu reden begann, war die Stimme fast erstickt vor Thränen. Mir wurde gleich ein wenig flau zumute; mein Gedanke beim Anblick des Weibes war natürlich der gewesen: „aha, wieder so eine Schwindlerin . . . Hat ein Bettelkind gekauft oder gestohlen und gebraucht es als Köder . . . wo zum Teufel ist die Polizei?" — — und dies naive Mädel geht hin und bricht in Thränen aus und giebt dem Frauenzimmer ihren letzten Deut.

Das ist ja eigentlich das Edlere.

Aber sie jagte meine Rührung gleich in die Flucht.

— — „Und da drinnen", sagte sie, „sitzt die reiche Frau Hartmann, die an Schminke und Parfüms so viel ausgiebt, daß solch ein unglückliches Geschöpf dafür leben könnte und das Kind erziehen und . . . aufhängen sollte man sie!"

Das letzte Wort zischte sie hervor; es war das Zischen der Unterklasse, haßerfüllt, verständnislos. So was macht einen entsetzlich halbgebildeten Eindruck.

Ich überwand meinen Aerger und sagte: „Das Schlimme ist, daß sie recht und unrecht haben, alle beide, Frau Hartmann und die Bettlerin. Es ist möglich, daß prinzipaliter sie beide gehängt werden sollten; das würde jedenfalls ihnen beiden am besten thun. Aber subsidialiter geht es doch wohl an, daß man beide laufen läßt. Ich habe auch an Mitgefühl für die Hungrigen schon stark gelitten; aber nach und nach kommt man darauf, daß diese es nicht am allerärgsten haben."

„Wer denn hat es am allerärgsten?" fragte sie bitteren Tons.

„Die es am allerbesten haben", antwortete ich. „Sie haben nämlich am wenigsten Illusion."

„Pah", glaubte ich zu hören. Ich fuhr fort.

„Jeder Mensch verträgt ein gewisses Quantum Leiden; wird dies Quantum überschritten, so geht der Betreffende halt in den Ackerelv. Das kostet nichts; da hinab ist der Zutritt frei. Folglich kann man behaupten: so lang das Individuum nicht in den Ackerelv geht, so lang gehen seine Leiden nicht über das Maß des Erträglichen hinaus. (Ein zweifelndes „Hm?"). — Ja, dieser Schluß ist so ziemlich verläßlich. Nun gehen jedoch verhältnismäßig wenige von den Hungrigen in den Ackerelv. Daraus schließe ich, daß es Leiden giebt, die schlimmer sind als Hunger, unerträglicher, hoffnungsloser. Es ist nun einmal falsch, die Leiden dieser Parias mit unserer Elle zu messen. Sie spüren es

nicht so, wie wir es unter ähnlichen Umständen spüren würden. Der Mensch ist ein elastisches Wesen; er gewöhnt sich an alles."

„Nur nicht ans Hungern."

„O ja; bis zu einem gewissen Grad doch."

„Haben Sie es versucht?"

„Nein, selbstverständlich."

„Na, da sollten Sie doch nicht gar so sicher sein."

„Ich gehe von meiner Ackerselvstatistik aus."

„Die Verhungerten gehen vielleicht nicht so oft in den Fluß hinein, das kommt aber wohl daher, weil sie so auch schnell sterben. Ich habe in einer Zeitung gelesen, daß unter je tausend Personen drei- bis viermal mehr Arme als Wohlhabende sterben."

Ich (mit Achselzucken): „Sterben muß eben jeder. Man hat nicht so besonders viel gewonnen durch das Leben."

„Ja, da wäre es wohl besser, sie ein bischen rasch zu töten, scheint mir."

„Tja" . . . Achselzucken.

Pause.

IX.

Wenn ich nur begreifen könnte — —

Mich zu heiraten, daran denkt sie also nicht; das schließe ich aus ihren verschiedenen Aussprüchen und aus ihrer Aufführung. Natürlich; dächte sie an so was, so wäre sie ganz anders zurückhaltend, das gehörte wohl zum allereinfachsten, zum angeborenen weiblichen Takt. Ueberdies weiß eine vierundzwanzigjährige Dame, daß ein gebildeter Mann nicht eine Frau nimmt, die durch ihr Auftreten — ihm oder anderen gegenüber — irgend eine Art von Zweifel erweckt.

Also nur „um die Langweile zu vertreiben"?

Sich den Kuckuck um Ruf, um Zukunft, um alles zu kümmern, was einem Weibe wichtig und heilig ist . . . um nur die „Langweile" einiger Nachmittage zu vertreiben? Kann man thun, als glaubte man so etwas?

Oder sollte dennoch eine Neigung dahinter stecken?

Das wäre niedlich, in der That. Den Herzensfrieden eines Weibes zu stören, ohne Spur von Absicht oder Grund, sie vielleicht für ihre Lebezeit unglücklich machen, ohne ihr irgend eine Art von Erstattung geben zu wollen — oder zu können, nicht einmal so viel wie eine Erinnerung, von der man zu zehren vermöchte . . . wirklich großartig.

— — Hahaha, Du alter Hausnarr, bist Du nun wieder da! Sie kann „unglücklich" werden? Ist sie jetzt etwa glücklich? Ist es besser, sich zutode zu langweilen, als sich zutode zu kränken? — Fast immer ist „moralisch" das gleiche wie „feig". Ich „will sie nicht unglücklich machen", d. h. ich weiß, daß sie auf jeden Fall unglücklich wird; ich will dabei nur selbst „keine Verantwortung haben", i. e. keine Unannehmlichkeiten für meine Person. Das Mädchen wird zugrunde gehen; laß sie da lieber an Langeweile zugrunde gehen, — so bin ich wenigstens außer Spiel!

Das nennt man „ein gutes Gewissen" haben. —

Es ist übrigens keine Gefahr vorhanden. Sie ist keine erotische Natur; — viele auffallend schöne Weiber haben das. Darum bleiben sie auch verhältnis-

mäßig so oft unverheiratet. Und darum heißt es auch, daß es die Häßlichen sind, die am meisten geliebt werden. Sie haben nämlich am meisten „Geschlecht". Die Schönen und Kalten verlieben sich selten, wecken also selten Gegenliebe; heiraten sie, so geschieht es aus Neugier oder wegen der sozialen Stellung u. s. f. Wird Fräulein Holmsen einmal ihrer Jungfräulichkeit müde, so nimmt sie ein oder den anderen reichen Mann, der ihr Pferde und Diamanten halten kann. —

Im Ganzen genommen: Das Weib liebt nicht wie wir. Ihre Neigung bedeutet, daß ihr Kind nun einmal einen Vater braucht; es ist nicht so übermäßig wichtig, ob es der oder jener ist. Kriegt sie nicht den Besten, so weint sie und nimmt den Nächstbesten. —

Und heiratet sie gar nicht, so hat das auch nichts auf sich. Sie behelfen sich, bei Gott, auch so ganz gut, diese alten Jungfern. Die „Frauensache" geht sogar darauf aus, noch mehr alte Jungfern zu schaffen; es giebt für die Frauen nur eine wesentliche Frage: die Versorgung. Können sie es dazu bringen, sich zu versorgen, so scheeren sie sich weder um Mann noch Ehe; es ist so prächtig, nämlich, von diesen ekelhaften, eingebildeten Männern unabhängig zu sein.

*

Beständig müssen die Damen diese großen, weiten, allgemeinen Worte gebrauchen, die so unnüanciert und so grob sind. Ein Ding ist eins von beiden: „lieb" oder „ekelhaft"; einem Menschen gegenüber fühlen sie eins von beiden; sie sind in ihn „verliebt" oder sie „können ihn nicht leiden"; allgemeinen Fragen oder Verhältnissen gegenüber sind sie entweder „ganz begeistert" oder sie „*hassen*" — mit einem dicken Strich darunter. Eins von beiden: schwarz oder weiß. Die feinere Charakteristik interessiert sie nicht.

„Ja, aber könnt ihr was anderes von uns erwarten, wo wir nichts gelernt haben?" — sagt Fanny.

*

Merkwürdig. Ich war eigentlich ein wenig verschossen in Mathilde; sie kam mir so naiv und kindisch und köstlich leichtsinnig vor; nun sitze ich da und fühle mich unwohl und denke an Fanny.

Heute Abend mußte ich zuletzt die Augen schließen und mir vorstellen, daß es *sie* sei, die ich in den Armen hielt . . .

— Daß uns doch immer nur das erstrebenswert scheint, was wir *nicht* besitzen!

*

Man sollte jung heiraten; sonst geschieht es gar nicht.

Teils häufen sich unsere eigenen Bedenken stets mehr und mehr; teils erfahren wir zu viel — durch die verheirateten Freunde.

Großer Gott, — all diese notleidenden Ehemänner! Sie setzen die längste Zeit eine glückliche Miene auf und sagen: „heiraten Sie, lieber Freund; es ist das einzige"; hat man sie aber unter vier Augen beim dritten Glas Toddy (wenn sie sich überhaupt ein drittes gestatten dürfen — so riskiert man alles mögliche.

Sie beginnen über „das Weib" zu reden. In allgemeinen Sätzen: in Form allgemeiner Theorien. Sie haben andere Ehemänner sagen hören —, der

und der bekannte Gynäkologe meint —; ich habe Dr. N. N.'s berühmte Frauenphysiologie gelesen und in dieser steht —. Und sobald Männer vom „Weib" in allgemeinen Sätzen zu reden beginnen, soll man seine Ohren gebrauchen; denn da steckt fast immer etwas dahinter. —

Ich kenne zweierlei Arten von Ehemänner-Klagen.

Die Einen sagen: die Frau ist kalt. Sie hat wenig oder kein Interesse für das und das, thut es nur aus Pflicht und Fügsamkeit. Und sie senken ihre Stimmen zu Geflüster und sagen: „Sie glauben nicht, wie allgemein das ist; mehr als ein Ehemann hat mir anvertraut, daß er ...." —

Das habe ich übrigens nie geglaubt. Es will in der Regel nichts anders sagen, als daß die betreffende Dame ohne Liebe geheiratet hat ... was ja hie und da passiert.

Na, schlimm kann die Sache ja dennoch sein. Aber noch schlimmer scheint es um die Ehemänner zu stehen, deren Frauen verliebt sind, — wenn ich nämlich Dr. Kvaale trauen kann.

Ich treffe den Mann hie und da bei Jonathan; aber er ist ein wenig mürrisch; ich bringe ihn nicht recht dazu, sich zu eröffnen. Heute abend jedoch saßen wir eine Weile über einem Toddy beisammen und ich purrte ihn so lange aus, bis er wirklich ein wenig aus sich herauskroch.

Ein eigentümlicher Kerl, Bauernstudent, scheu, zurückhaltend, mit einem breiten, unregelmäßigen Gesicht und kleinen, seltsamen Augen; eigentlich gescheit; hat viel gedacht und durchgemacht — und allerlei Grausliches ohne Zweifel; im Grunde ein interessanter Mann. Er hat das Experiment gewagt, sich mit seiner Jugendflamme zu vermählen, aber so spät, daß sie und er ziemlich abgeblüht waren. —

— — „Die meisten Ehemänner behaupten übrigens, das Weib sei kalt", stachelte ich.

Er zog ein wenig die Schultern empor und gellte dann mit seiner etwas scharfen Stimme hinaus und sprach:

„Die Männer sind's, die nicht das Talent haben, das Weib zu wecken, Väterchen. Ist es erst geweckt, so ... wird in der Regel keine Ursache vorhanden sein, über Kälte zu klagen. Eher das Gegenteil."

„So —? Das sollte mich doch wundernehmen."

„Das Weib ist das Gattungsgeschöpf par excellence", knurrte er. „Das ist ja ganz natürlich. Die Monandrie ist ein wahres Satanszeug."

Ich disputierte mit ihm, bis ich über seine Lage so ziemlich ins Klare kam, und mir wurde ganz unheimlich zumute dabei. Sie hat dennoch recht, das Fräulein Berner, mit ihrer Vernunftehe. —

*

Alle möglichen schrecklichen Ehegeschichten fallen mir ein. Heute sah ich den Agenten Lunde auf der Straße, und da kam mir in den Sinn, was er einmal erzählte.

„Haja, Sie; ja freilich ist es komisch; die Jugend verbringen wir damit, uns eine Frau zu suchen und im Mannesalter, da kriegen wir genug zu thun, sie wieder los zu werden. Denn das letztere ist bei Gott viel schwerer als das erstere."

„Na ... ist das Gesetz vielleicht nicht liberal genug?"

„Das Gesetz? Ha, — das ist dumm genug; das umgeht man schon; nein, die Frau ist's, müssen Sie wissen."

„Nun, die können Sie doch wohl Ihrer überdrüssig machen?“

Er lachte. „Ja, überdrüssig war sie schon; aber scheiden — hohohoho! Na ja, sehen Sie, da mußte ich es halt mit einem Skandal versuchen. Ja wohl, ja; ganz offen, ja; da hörte sie davon!“

„Nun?“

Er lachte wieder mit einem inneren, angestrengten Gelächter, das unangenehm nervös wirkte. „Sie verzieh mir!“ — sagte er.

„Ja, aber auf die Dauer —“

„O doch, ein- um das andermal. Heulte ein wenig, ja; gab einen Krampfanfall oder zwei zum besten; sobald aber der Anstand gerettet war, sehen Sie, — so kam sie mit der Verzeihung auf dem Präsentierbrett — hohohoho! und man ist doch ein gebildeter Mensch; man kann doch eine Dame nicht so schlankweg beleidigen.“

„Hm!“

„Einmal trieb ich es so weit, daß sie die letzte Szene von dieser Komödie aufführte, — Sie wissen ja — richtig, Nora ging durch, sehen Sie. „Gott sei dank“, dachte ich mir und begab mich in den Klub; da feierte ich meine Erlösung mit einem ordentlichen, wie Sie sich denken können. Aber als ich heim kam, — ohhohoho! — wer sitzt wohl in meinem Salon? wer anders als meine Frau? — in voller Reisetracht und verweint, und entsetzlich, mit ihrer ganzen Desperation über alle Stühle gebreitet. Hohohoho!“

„Na, da könnten Sie ja ganz einfach —“

„Sie führte einen Nervenanfall auf, prima Sorte, erste Klasse A I mit einem Stern. Ich hielt ihn aus wie Mann und dachte mir: „es ist ja zum letzten Mal“ ... Endlich merkte sie, daß die Methode nicht länger wirke und daß dennoch Gefahr im Anzug sei, und so fiel sie mir denn um den Hals — hohoho, — und vergab mir. Ohhoho, — ja; sie war nicht ohne Humor.“

Ich erinnere mich nicht an alles, was der Mensch getrieben, um sich gegen die Verzeihung seiner Frau zu schützen; aber ich erinnere mich der melancholischen Schlußbemerkungen.

„Ha, ja, ja! Ich war meinerzeit einmal eine frohe Seele; gute Laune, liebenswürdiger Kerl ... Aber im Lauf dieser sechs Jahre war ich halt so ein ... Gorilla geworden. Gorilla, ja wohl. Was Teufel soll man thun! Ach nein, hat man sich einmal eine Frau zugezogen, sehen Sie, so giebt es nur eine Medizin gegen diese Krankheit: eine schreckliche lange Geduld. Oder, wenn man diese Ware etwa nicht führt, — dann einen guten, starken hänfernen Strick, ja. Ha ja, ja, so ist's! Wir sind nicht zu unserem Spaß auf der Welt, wie Sie wissen! Aber ich für mein Teil, sehen Sie, ich schlug mich in die Büsche und dachte mir: „das wäre doch des Teufels, wenn ich mit Dir nicht fertig würde, Mütterchen!“ — und so wurde ich auf diese Art mit ihr fertig.“

— — Das schlimmste an der Geschichte ist, daß der Mensch bis zum heutigen Tag seine Frau noch lieb hat....

*

Ein wunderlicher Gedanke verfolgt mich. Dieser Agent Lunde ist ja genau eine zweite Ausgabe von Fannys Vater (sie erzählt von ihren Eltern, so oft ich sie bitte, von sich zu erzählen; etwas mystisch). — Angenommen, ich heiratete Fanny (die wahrscheinlich in einiger Zeit eine Wiederholung ihrer Mutter würde),

so würde nach aller Wahrscheinlichkeit ich auch so ein elender Geselle, . . . ein Herr Holmsen, ein Agent Lunde. Ich sehe mich in dieser Rolle, bierschwer und cognacheiß von Kneipe zu Kneipe stampfen und über „das Weib" philosophieren.

Aber zum Henker, ich will mich ja gar nicht mit ihr verheiraten; was ist das für ein Geschwätz? — Ich will ja doch eben Fräulein Holmsen nicht heiraten! —

X.

Es giebt nichts Schnurrigeres, als wenn zwei ehemalige Zechkumpane und Höllenbrände nach manchen Jahrs Verlauf einander wieder treffen und der Eine seiner Vorzeit treu geblieben ist, während der andere Seelsorger geworden. Ich traf heute abend in einer Gesellschaft meinen früheren „Galgenbruder" und „Mitberauschten"*) Fritz, alias der „Lieutenant", als den sehr wohl ehrwürdigen — Herrn Pastor Löchen wieder.

Wir haben manche Nacht zusammen durchschwärmt und „verjubiliert", wie wir's zu nennen pflegten; Gott weiß, ob er wohl noch daran denkt. Er war ein kühner, schöner Bursch, schneidig und stramm, mit einem lichtblonden martialischen Schnurrbart (woher der Kosename „Lieutenant"), flink beim Glas und lustig unter den Mädels. Der beste Kneipgeselle, den man sich wünschen konnte, sang gut, erzählte gut, sprudelte über vor Witzen und pikanten Histörchen; erfand selber Streiche und Geschichten; überdies ein flotter Studentenkomödiant, und ich glaube, seine lebensgroße Frage war die, ob er Dichter oder Schauspieler werden solle.

Doch wurde schließlich wohl das „dolce jubilo" zu viel und er brach jäh ab, wurde ein gesetzter Ehemann und warf sich auf die Theologie. Und wir glitten von einander und begannen jeder unsere eigene Sprache zu reden, bis der Eine den Anderen nicht mehr verstand. Bald grüßten wir uns nur mehr über die Gasse hinüber; sein Umgang wurde immer mehr weißkravattig. Und er selbst mit. Sein Gesicht zog sich immer länger und länger und es wurde bläsſer und bläsſer; zum Schluß fiel der Schnurrbart und der cand. theol. stand fertig da.

Heute abend traf ich ihn nach ein paar Jahren wieder. Er war nicht zu erkennen. Pastor von Kopf bis Fuß. Das Gesicht so gut wie neu, mit all den langen geistlichen Linien und all den breiten geistlichen Zügen; er hatte auch einen anderen Mund, einen breiten, freundlich-ernsten, gottergebenen Seelsorgermund; nur oben bei den Augen waren noch einige Spuren da vom ehemaligen lustigen Bruder.

Es war mir ungefähr wie einen Mann zu treffen, der tot gewesen, aber wieder lebendig geworden. Er hatte wohl eine ähnliche Empfindung mir gegenüber; wenigstens sagte er ein paarmal, nicht ohne Wehmut: „es ist merkwürdig, Gram, wie Du Dich verändert hast." Ich antwortete mit einer Ironie, die er kaum fühlte: „Du, Du bist auch nicht mehr ganz der Gleiche, Pastor."

— „Und wie geht es Dir denn eigentlich, lieber Freund?" Er machte einen recht wohlgemeinten Versuch, Mitmensch zu sein.

---

*) „Miterlöste" nennen die norwegischen Pietisten einander.

„O danke, es passiert. Ich langweile mich acht Tage in der Woche und unterhalte mich an den übrigen."

„Hm, sich langweilen", lächelte er und wurde wieder Pastor. „Oh ja, ich, ich habe das auch probiert in alten Tagen."

„Nur in den alten?"

„Ja, ich glaube, die Wahrheit zu sagen, der Ausdruck „langweilen" ... er existiert nicht im Wörterbuch des Christen."

Der alte Rabulist und Freimütige wollte gerade in mir erwachen; da bemerkte ich die Hausfrau in der Nähe; sie sah ein wenig bekümmert auf uns ... und ich bezwang mich. Ich sagte etwas sehr Höfliches, daß es wohl mit den Christen, sei, wie mit denen von „uns, die auf die eine oder andere Weise die große Resignation durchlebt haben —: wir wissen, die Langeweile gehört mit dazu und nehmen sie also, wie ein Kreuz, ohne sonderliches Knurren — schließlich als etwas hin, das sein muß, als das Normale, das man nicht mehr fühlt ..."

Doch er meinte Nein. Es war nicht Resignation. Ganz im Gegenteil. Es war Hoffnung, Glauben, Lebensmut, — Lebenslust. „Wir haben jede Stunde, jede Minute in Anspruch genommen, — und durch etwas in Anspruch genommen, was der Mühe wohl wert ist!" —

„Ja, ja, wenn man das so sicher weiß —", antwortete ich und ging auf etwas Anderes über. Wir schieden mit der „Hoffnung", uns wieder zu treffen. — Ach, wozu sollte das gut sein.

Er ist ganz bestimmt glücklicher als ich. Allein ich bin in keiner Weise imstande, ihn zu beneiden. Es ist schließlich gar nicht das Glück, was wir suchen; es ist etwas Anderes, etwas Höheres ....

XI.

„Sie sind gewiß heute abend ein wenig müde, Fräulein?"

„Ich? — Oh ... oh nein. Gar nicht besonders."

„Wie ist Ihnen eigentlich so tagsüber? — Nehmen Sie alles ruhig? jeden Tag für sich?"

Etwas hurtig, gleichsam abnehmend antwortet sie: „Reden wir lieber nicht davon!"

Pause.

— — Warum will sie davon nicht reden? — Wer nur wüßte, was eigentlich in ihr steckt, woran sie bei Tag denkt, was sie beschäftigt; was für Sehnsucht, Thränen, Erinnerungen, Bekümmernisse es sind, die sie plagen ... Denn aus allem was sie sagt, errate ich, daß sie es alles eher denn gut hat. Aber sie dazu bewegen, sich zu erklären, sich für mich durchsichtig zu machen, ... sie weicht beständig aus. Versteht sie mich nicht?

Und ich ärgere mich darüber, daß zwei vernünftige Menschen so neben einander hergehen und einander wildfremd sein sollen.

Wie ihr eigentlich zumute ist, diesem jungen Weibe, das hier geht und sich auf meinen Arm stützt? — Manchesmal habe ich die Empfindung, als stütze sie sich schwerer als eigentlich notwendig ist, suche einen Vorwand, den Arm an ihre Brust zu drücken ... es rieselt behaglich warm durch mich und ich sage zu mir selbst: vielleicht brauchte es nun nichts als einen flüchtigen Kuß und das Eis wäre gebrochen. ...

Allein ein Mädchen küssen, das ist gerade so, wie seinen Namen auf einen Wechsel schreiben: will, darf, kann ich übernehmen, was daraus erfolgt? — — Und der Kuß unterbleibt und das Eis bleibt liegen.

— — „So; nun bin ich also zuhause."

„Ja; alles nimmt ein Ende."

„Und Sie Armer, der noch so weit heim hat!"

Sie schnappt nach meiner Hand und drückt sie weich und warm. „Viel Dank für heute."

„Ihnen selbst Dank —, Fräulein. Wann treffen wir uns wieder?"

„Wann Sie wollen. Ich gehe diese Tour täglich."

„Auf Wiedersehen also. Gute Nacht."

„Auf Wiedersehen!" — —

Ich wackle langsam heim. Ich habe nicht, wonach ich hasten könnte.

*

— — Nein, nein; nicht schreiben. Ich habe zu viel zu denken.

Das wird nun so Gewohnheit, das —: ein Glas und eine Cigarette, und dann im Schaukelstuhle sitzen und sich in Träume verlieren, — stundenlang.

— — Wer ist sie? Was will sie? Was beabsichtigt sie? Wie soll ich mich eigentlich zu all dem stellen; es muß doch einmal ein Ende haben ... na, genau genommen hat auch das sein Interesse. Als Studium, jedenfalls. Sie ist für mich etwas Neues ...

— — Ob ich etwas auf diese Karte setzen soll? Ob ich etwas wagen soll? Vielleicht irre ich mich in ihr; sie ist mir ein wenig merkwürdig; aber vielleicht dennoch ... wenn das Eis einmal gebrochen wäre ... sie ganz und durchaus kennen — —? Vielleicht ist sie doch — nicht bloß zum Teil, sondern in allem Wesentlichen, — diejenige, mit der ich auskommen könnte, — ich, der ich ja selbst so ein bischen apart bin. ...

Und ich sitze stundenlang und erwäge diese selbigen Fragen wieder und wieder, ohne Ende und ohne Anfang. Das Resultat ist immer negativ; aber gleich verlockend bleibt das Spiel. Und ich gehe um zwei Uhr ins Bett, um des Morgens in allen Nerven zitternd aufzuwachen. —

Nein; nichts schreiben ....

*

(Sonntag Abend.)

Dieser Kvaale ist ein verdammter Pessimist.

„Sie sind so naiv, diese Bohémiens", schrillte er heute abend bei Jonathan; „Sie glauben, die Ehe könne „auf Liebe gegründet werden"; ob man je so was gehört hat? Was ist denn Liebe? — Sie ist nichts anderes als die Entbehrung, der Durst ... oder wie wir es nun nennen wollen ... und man ist doch zum Henker nicht länger durstig, wenn man zu trinken bekommen hat?!"

„Na", meinte ich, „ist der Wein gut, so wird man um so durstiger, je länger man dabei bleibt."

„Ja; aber wenn man über den Durst trinkt, so kommt der Kater; das ist physiologisch begründet."

„Jedoch er geht vorüber und man trinkt wieder."

„Das ist Gewohnheitstrinkerei, und da sind wir bei der Sache, Väterchen: die Ehe ist nicht auf Liebe, sondern auf Gewohnheit begründet.“ Man macht sich kein Deut mehr aus einander, aber man hängt dennoch zusammen, auf Grund einer Gewohnheit, die bei Gott oft recht —“ (Achselzucken.)

Georg Jonathan setzte seine unliebenswürdigste Spleenmiene auf und sagte: „Die Ehe ist eine bequeme Einrichtung für diejenigen, die nicht länger lieben.“

„Hergott“, sagte ich, „lassen Sie uns mit der Ehemanns-Geckenhaftigkeit in Ruh'. Wir wissen ja alle recht gut, daß es Liebesverhältnisse giebt, welche dauern.“

„Indeed“, sagte Jonathan, „es giebt Frauen, welche dies Genie besitzen.“

„Was für ein Genie?“ kläffte Kraale.

„Es ist das eine weibliche Taktfrage“, bemerkte Jonathan und rauchte behaglich durch die Nase, — „eine Naturgabe, die übrigens nicht sehr allgemein ist. Die Schamhaftigkeit, Mylords! Das accurat richtige Maß von Zurückhaltung, — gleich weit entfernt von Prüderie wie vom Gegenteil.“

„Der Mann“, fuhr er fort, „muß nämlich in einer gewissen Unsicherheit erhalten werden. Er muß die Illusion haben, die Schöne zu erobern; ihre Gunst zu erkämpfen, sie zu verführen; beständig muß er sich als der Siegende fühlen, als der Vorgezogene, der zwischen so und so viel Rivalen stets von Neuem Auserwählte. Wird er sicher, so verliert das Spiel sein Interesse für ihn, und läuft sie ihm nach, so erweckt sie nur sein Mitleid. Ein Weib darf nie den Mann auf den Gedanken kommen lassen: „Die Arme! sie hat ja nur mich!“ — Will man hoch im Preis stehen, so muß man sich hoch im Preis halten; die Weiber, welche diesen Grundsatz recht verstehen, die schießen den Vogel ab.“

„Die sich also auf Koketterie verstehen“, — verdolmetschte ich.

„Ganz richtig.“

„Unsere nordische Frau ist eigentlich zu brav“, lächelte Kvaale. —

— Sie mißfielen mir. Ein paar elende Stümper, im Grunde, die nicht einmal mit so viel wie einer Ehe können fertig werden.

XII.

Wir machten unseren gewöhnlichsten Spaziergang — über die Ljabro-Chaussee hinaus.

Der Fjord gefroren. Alles Schnee. Ungeheuer und leer gähnt der unermeßliche Schneebach uns durch das Graulicht der Dämmerung entgegen.

„Genau so ist das Leben“, sagte ich, „ein offener leerer, gefrorener Schneeschlund mit Dämmerungslicht und grauem Schneehimmel. Traurig, ein einsamer Wanderer durch solch eine Oede zu sein!“

„Ja“, rief sie, „wie gut, zu zweien zu sein!“ — und fügte hastig bei: „— allein käme ich nämlich nicht zum Spazierengehen; ich fürchte mich im Dunkeln.“

„Ja, das ist so bei den Frauen. Wahrscheinlich das Bedürfnis nach einem Beschützer.“

„Ich weiß nicht, was es ist; aber ich denke mir immer, ich könnte einmal so Erscheinungen haben — wie heißt das nur wieder —: Hal — le — lu —“

„Hallucinationen, ja, ja; Gespenster, wie man in alten Tagen sagte."
„Ja, sind Sie aber auch so sicher, daß es keine Gespenster giebt?"
„Hja. Ich wollte, sie existierten übrigens, — hätte ich fast gesagt."
„Uf nein, — warum denn?"
„Na, hie und da wird mir die Welt gar zu patentiert. Es ist ja alles so schrecklich vernünftig und korrekt. Nur Mathematik und Pferdekräfte. Freilich, das ist ja ganz schön; aber . . . Es ist ungemein schön, bewahre . . . Für Sie ist die Sache übrigens nicht gefährlich; — Sie halten sich ja an Gott?" —
„Ja, wenn ich ihn nur nicht auch verliere."
„O nein. Halten Sie ihn fest".

*

Sie: „War es nicht Blytt, den Sie da grüßten, — der Maler?"
Ich: „Ja wohl."
Sie: „Ist das nicht so ein Rechter?"
Ich: „Was für ein Rechter?"
Sie: „So ein . . . Don Juan?"
Ich: „O ja, er hat Sinn für Schönheit gehabt."
Sie: „Pah — auch ein Ausdruck!"
Ich: „Ein ziemlich richtiger, übrigens."
Sie (kampfbereit): „Na, diese Sache kann man wohl von verschiedenen Seiten betrachten."
Ich (gleichgiltig): „Tjah."
Sie: „Diejenigen nehmen es wohl nicht so leicht, die er unglücklich gemacht hat."
Ich: „Hja, . . Unglück . . . das ist so ein schwieriger Begriff. Ich habe auch unglücklich geliebt. Aber ich muß sagen, von den paar „glücklichen" Verhältnissen, die ich gehabt, hat keines mich so — ganz eingenommen, und ist keines mir in dem Grad heilig und teuer gewesen wie diese „unglücklichen" Geschichten. So eine unglückliche Liebe — das ist etwas, das Einem die Seele in Schwung versetzt, — und wovon man noch jahrelang nachher leben kann. Liebe ist überhaupt unglückliche Liebe."
Sie (kurz, verdrossen): „Schöne Red'!"
Ich: „Es ist eben so."
Sie (nach einer Pause): „Sie, Sie blieben nicht mit dem Kind und der Schande zurück."
Ich: „Wenn es ein Weib giebt, welches sich schämt, ein Kind gekriegt zu haben, so verdient sie, daß sie zur Hölle fährt."
Schweigen.

*

„Optimisten — was ist das eigentlich?"
„Na, — Leute, die an das Gute im Leben, an den Sieg des Guten u. s. w. glauben, die im Ganzen finden, die Welt sei schön."
„Dann bin ich Optimistin — .. mindestens jetzt .. — Sind Sie es nicht?"
„Na, die Welt könnte vermutlich noch ärger sein. Ich halte jedenfalls

meine Ohren steif; Herrgott ... Ja, kurz gesagt, eins von beiden. Entweder sagt man der Welt Valet oder man richtet sich mit ihr ein; es hilft ja nichts, zu jammern. „Zu plärren", wie Georg Jonathan es nennt."

„— Das ist gewiß richtig."

„Diese Optimisten, ja ... es sind das ungemein brave Leute. Nützliche Leute. Ohne sie kommt man nicht weit. Aber — na ja: bissel seicht sind sie wohl; denken nicht gerade sehr tief; — manchesmal auch etwas schmalspurig. Oft sind es Leute, die nicht den Mut haben, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen und die sich darum in allerhand Glauben und Hoffnung und Liebe einmummen, um jene ein bischen weiter weg zu kriegen ... so wie die Religiösen im Allgemeinen thun."

„Ja, aber an etwas muß man denn doch glauben?"

„Man mag an sich selber glauben, so lang als es geht."

„Ja, wer das könnte!"

„O, man kann, was man muß."

„Möglich!" —

*

„Wenn aber Gott nicht existierte, warum sollten die Leute da an ihn zu glauben erfunden haben?"

„Hm, — manchesmal glaube ich, man habe Gott erfunden, um jemanden zu haben, gegen den man aufrichtig sein kann. Jemanden, vor dem man eben nicht Komödie zu spielen braucht."

„Uf, — spielen wir denn allen Anderen Komödie vor, meinen Sie?"

„Selbstverständlich."

„Wenn Sie z. B. jemand hätten, den Sie richtig liebten — —?"

„So löge ich, um interessant zu sein, und wenn die Liebe vorüber wäre, so löge ich, weil ich nicht mehr Lust hätte, mich vor diesem Geschöpfe auszukleiden."

Pause.

„Vor sich selbst", fügte ich bei, „lügt man natürlich am allermeisten. Man ist einfach gezwungen dazu. In sich hineinzusehen, „so wie man ist", — das wäre zu häßlich. Da würde man ganz einfach verrückt. Nein; sich aber so eine Figur außerhalb von seinem Ich zu setzen, — einen „Gott", ein Wesen, das alles weiß, so daß es gar nichts nützt, Komödie zu spielen, und ein Wesen, das alles versteht, so daß es gar nicht gefährlich ist, wenn er uns hinter die Schliche kommt, — diese Idee ist wirklich schlau."

„Wenn ich nur mit Gewißheit erführe, ob er existiert oder nicht, sonst hilft es nichts."

„Na, was die Gewißheit angeht. — Es ist ziemlich gleichgiltig, ob Gott existiert oder nicht, wenn man sich nur dazu bringt, überzeugt zu sein."

„Uf, — merken Sie denn nicht, daß Sie mir den Glauben nehmen, wenn Sie so etwas sagen?"

— Achselzucken.

*

„Sie könnten mir wirklich etwas von all den merkwürdigen Dingen erzählen, welche die Wissenschaft nun herausgebracht hat."

„Hja ... Wenn Sie die Frage so stellen ... Sie verlangen doch wohl nicht, daß ich Ihnen vom Telephon oder von der Spektralanalyse erzähle?“

„Nein; das ist wohl nicht das Wichtigste“ ...

„Was Gott, Tugend und Unsterblichkeit angeht, so befaßt die Wissenschaft sich nicht länger mit dergleichen. Das sind Probleme für Bauern.“

„Hm ja ... möglich!“

„Wenn Sie nur so ganz allgemein mich fragen, was die Wissenschaft nur herausgebracht hat, so kann ich wohl noch am ehesten negativ antworten —: sie hat herausgebracht, daß dies und das und das und dies nicht so ist. Und das ist an und für sich ebenso wichtig.“

„Ich verstehe das nicht.“

„Doch; so oft man solch eine neue Unwissenheit herauskriegt, schürft man eben eine neue Schichte Dummheit von sich ab.“

Gelächter. „Auf diese Weise würde man schließlich recht gründlich ab geschürft!“

„Ja, ja; man wird ein wenig kahl gerupft.“ — —

XIII.

(Februar 85.)

Warum ich sie mit dieser Inquisition nach ihrem früheren Leben u. s. w. quäle? — Gott weiß. Es ist sehr lächerlich. Ich habe ja gar keine Rechte. Keine Absicht. Kann es aber einfach nicht lassen.

Und je weniger sie erzählt, desto neugieriger werde ich. Es ist klar, daß Geschichten vorhanden sind, die sie mir verhehlt — und warum in aller Welt sollte sie nicht verhehlen? — allein da muß ich eben darüber Klarheit haben. Ich frage und grabe, verhöre, und „kreuzverhöre“, gebrauche moralische Daumschrauben und alle möglichen gemeinen Untersuchungsrichter-Kniffe ... das ist niedrig, das ist verächtlich; aber was soll ich thun? —

Sie ist nämlich recht pfiffig, die Kleine. Erzählt mir alles Mögliche, um das ich mich nicht kümmere, stiehlt sich hinter Geschichten von Verwandten und Bekannten, von Narrenstreichen im Frauenverein u. s. f.; entschlüpft den von mir aufgestellten Fallen mit einer Behendigkeit, die mich überrascht. Entweder ist sie im allerhöchsten Grade unschuldig oder auch — da dies nicht recht denkbar scheint, bei einem so erwachsenen und nicht im Treibhaus gepflegten Mädchen — sie ist erfahrener, als ich gern glauben möchte.

Weiß sie z. B., in welchem Grad das die Neugier eines Mannes erhitzt, seine Phantasie aufreizt ... ales dies unsichere, Halbdunkle, Halbzweifelhafte, mit Möglichkeiten nach allen Seiten hin? —

Das Schlaueste ist aber vielleicht die „naiv“ offenherzige Art, in welcher sie mir von ihren vielen „Freunden“ und „Kameraden“ erzählt. Es ist natürlich undenkbar, daß nicht etwas mehr hinter all diesen Kameradschaften mit jungen Männern stecken sollte, mit denen sie sich in Wald und Flur und da und dort herumgetrieben — ganz wie nun mit mir. — Ja, aber unser Verhältnis ist ja doch bei Gott anständig genug? — Ohne Zweifel; allein angenommen, es ist mein Verdienst ... Nicht alle diese jungen Männer waren so alt und so tugendhaft wie ich. Weiß ich etwa, was ich thäte, wenn ich plötzlich an einem ein-

samen Fleck sie mit Liebe überfallen wollte? — Es ist geschmacklos; es ist eigentlich eine ganz schmähliche Koketterie, das mit diesem Heimlichthun.

Sie glaubt an die zehn Gebote auf den zwei Steintafeln. Besonders an das sechste, das nun einmal für diese junge Mädchen des Gesetzes ganze Fülle ist.

In dieser „Bohême" Zeit ist es übrigens dies Gebot, das beständig aufs Tapet kommt. Ich entschuldige die Mannsleute nach Kräften und sage, es sei nicht so leicht für sie und sie kann, bewahre, ein gut Teil einräumen; aber die Grundbegriffe sind doch jene aus Dr. Martin Luther's kleinem Katechismus. Die Monogamie ist von GOTT dem HErrn im Garten Eden eingesetzt worden und Menschen haben seit dieser Zeit brav und vergnügt, jeder mit seinem Weib und jede mit ihrem Mann — gelebt, abgesehen von einzelnen unaussprechlichen und wahnwitzigen Ausnahmen, welche sämtliche in Hölle und Qual ihre wohlverdiente Strafe empfangen haben.

„Ich weiß wohl", sagt sie, „daß es ein gut Teil ordinäre Burschen giebt, welche in solche — welche so gewiß Abwege gehen; aber daß Männer, die für gebildet gelten wollen, die nachher in ordentlicher Gesellschaft auftreten und . . . mit uns Anderen reden und . . . uns bei der Hand nehmen, . . . daß sie sich einlassen können —, daß sie imstande sind . . . sich bequemen mögen zu so einem Wesen zu gehen, — das macht mir förmlich übel! —

„Wir Frauen haben eine Selbstachtung, welche ihr Männer wohl nicht versteht, eine rein körperliche Selbstachtung, . . . so daß sehr vieles, was ihr eben k ö n n t, für uns ganz naturwidrig ist, ganz . . . unüberwindlich; und diese . . . Personen, welche Sie fast verteidigen wollen, — ja, die müssen so gänzlich verkommen sein, . . . so vollständig alles Menschliche und Weibliche und Reinliche in sich unterdrückt haben, daß absolut nichts Anderes von ihnen übrig ist, als dieser . . . dieser . . . Kadaver; und da sich zu denken, daß — uf!! Nein, nein, Sie sollen gar nicht versuchen, dergleichen zu erklären, Gram!"

Sie reizt mich mit ihren lutherisch-evangelischen Begriffen, bis ich ärgerlich werde und ihr eine Dosis Moralhistorie eingebe. Nachher ärgert es mich, daß ich ihr all das Häßliche erzählt habe; man kann nicht recht wissen, welche Wirkungen so gewaltsame Wahrheiten auf ein unvorbereitetes Gemüt üben können; — sie könnten ihr jedenfalls Vieles besudeln . . . die Wahrheit ist im Ganzen oft so schmutzig, daß feinere Wesen von ihr verschont werden m ü s s e n. Doch was soll man thun? Wenn die feineren Wesen zum Dank für diese Schonung zu unverantwortlich dumm werden . . .

*

Es ärgert mich — ungefähr wie ein unerlaubter technischer Fehler in einer sonst ausgezeichneten Malerei —, daß sie ihre Person so wenig streng gehalten, daß sie so wenig weibliches Feingefühl gehabt. Mit dem Einen nach dem Anderen herumstreifen, sich allen möglichen Verdächtigungen, allem mög-lichen Pöbelgeschwätz aussetzen, ohne weiters ihren Ruf preisgeben . . . was in aller Welt ist eine Frau ohne ihren Ruf! — ja bewahre, ihre „Tugend" kann meinethalben so unangetastet wie nur möglich sein; das berührt die Sache nicht in besonderem Grad; aber die Sicherheit? die Garantie? die große heilige Verläßlichkeit? — Ein intelligenter Mann kann ruhig die Gewißheit ertragen, daß seine Frau verheiratet gewesen, ehe sie sein wurde; aber die Ungewißheit,

der Zweifel, die unsichere Möglichkeit, die ewige nagende Frage, — das ist's, womit er nicht fertig wird. Verschwende ich mein Zutrauen an eine Komödiantin, die in ihrem Herzen mich betrügt? — Der ewig grundehrliche und kindische Mann wird in seiner Geliebten immer seine Mutter wieder finden: das heilige Weib, in dessen Arm er die unermeßliche Sicherheit ampfand. Das Mädchen, welches davon keine Ahnung hat, das ist nicht ehetauglich; es ist ein Schadentier, das nur eine Menge Unglück anrichten kann.

Man spottet über die Convenienz. Und man muß es, denkt man an die herkömmliche Annahme, welche dem jungen Mädchen zu lieben verbietet. Doch sofern als die Convenienz darauf ausgeht, dem jungen Mädchen die Unzweifelhaftigkeit zu sichern, sie gegen die Möglichkeit eines grundlosen Verdachtes zu sichern, — insofern sind deren Regeln und Thorheiten etwas von dem Unverlierbarsten, das existiert. Wenn (wie in Frankreich) das junge Mädchen stets bewacht sein muß, nie allein ausgehen darf u. s. w., so sollten wir verdammten Demokraten und Bauern das Lachen bleiben lassen; es steckt etwas sehr Ernsthaftes in der Komödie; ihr eigenes, ihres werdenden Mannes, ihrer künftigen Kinder Glück wird so gegen fürchterliche Möglichkeiten gesichert. Ein junges Mädchen, das eine halbe Stunde mit einem Mann allein gewesen, ist in der Regel sehr tugendhaft und ehrlich; aber es könnte ja sein, daß sie zu jenen gehörte, die die Freiheit suchen, um sie zu mißbrauchen; sie ist nicht länger unzweifelhaft; sie ist nicht prima Ware, nicht erste Klasse A* . . . Ich kann an sie glauben, aber mein Glaube ist eben nur ein Glaube; das Geringste, was eintrifft, kann dem Zweifel Macht verleihen — und plötzlich sind wir beide unglücklich. Trotz all ihrer Tugend! — Es ließe sich ja denken, daß sie geschickt genug wäre, Komödie zu spielen! Es wird im ganzen genommen nach einer solchen Affaire ihr immer etwas ankleben, etwas, das sich nicht entfernen läßt, weil eben keine Zeugen da sind, — die Möglichkeit einer Möglichkeit, die Denkbarkeit des Undenkbaren, der Schatten eines Schattens . . . und wo Liebe vorhanden ist, tiefe, zarte, empfindliche Liebe und dann ein wenig Nerven dazu . . . da wird das genug sein. —

Für mich wenigstens wäre das hinreichend, um jeden Gedanken auszuschließen z. B. an eine Ehe mit Fräulein Holmsen. Vielleicht geht es ebenso mit dem nächsten eventuellen Freier. Und so kann dies prächtige Mädchen, das höchst wahrscheinlich durch und durch nur die reinste Anständigkeit und Bravheit ist, all ihre Tage unverheiratet bleiben, — oder sich an irgend einen gemeinen Kerl wegwerfen müssen —, bloß weil sie sich einbildete, es genüge in dieser Welt, wenn eine Frau anständig sei. —

— — Ich will nun damit schließen. Nun mache ich meinen Spaziergang und kompromittiere sie. Kompromittiere sie ärger, als irgend Einer der Vorigen . . . Sie hat eben absolut keinen Begriff von dem. Also muß ich meinen Verstand gebrauchen, ich, der ich ihn habe. Sie so herumgehen lassen und ihren guten Ruf zerstören, ein braves Weib seines einzigen Eigentums berauben, all seiner Aussichten, seiner ganzen Zukunft, und das, ohne irgend welchen Ersatz bieten zu können oder zu wollen . . . das heißt einfach nicht als Gentleman handeln. Ich habe es die ganze Zeit her gefühlt; nun sehe ich es klar; ergo . . .

XIV.

Hoffnungslos. Selbst wenn ich stärker wäre, als ich bin, — plötzlich treffe ich sie und da ist's vorbei; ich habe ja so gar keinen Grund, unhöflich zu sein. Und komme ich mit dem von ihrem Ruf, so wird sie ärgerlich. „Ueberlassen Sie es nur ganz ruhig mir, meinen Ruf zu hüten", sagt sie nicht ohne Verachtung in Stimme und Blick.

Wenn ich so nach einem Spaziergang heim komme, bleibe ich hier bis tief in die Nacht hinein sitzen, denkend, träumend, mißmutig, krank. Was soll ich thun! Schließlich muß ich sie ja dennoch haben. Eine Heirat ist ausgeschlossen. Auf welche Art kann es anders eingeleitet werden, so daß es nicht zu häßlich wird?

— Dieselben Gedanken wieder und wieder; derselbe Gedankenring rund um, rund um in wachsender Eile, bis mir das Gehirn schmerzt; beständig gleich interessant und beständig gleich hoffnungslos ist das Problem; ich merke weder Stunde noch Zeit, bin von meinem ganzen Ich eingenommen, als wäre ich Gott und säße hier und regierte die Welt. —

Eine Heirat ausgeschlossen. Ich liebe sie nicht genug. Sie ist mir nicht prima genug. Ueberdies . . . verschiedener Bildungsgrad, verschiedenes Naturell, verschiedene Lebensgewohnheiten und Lebensverhältnisse; alles, alles.

Also das Andere. Aber wie? Sie hat dies schreckliche Zutrauen, welches den Gentleman wach hält, mich zum denken bringt, mich verhindert, mich der Stimmung hinzugeben . . . Keine Spur von Herausforderung bei ihr . . .

Und Gott weiß, ob sie mich nicht lieb hat, — so wirklich lieb. Zu mir aufsicht als zu etwas Besserem, Höherem, Pumpfestem, etwas, worauf sie sich verlassen kann . . . Und darauf wollte ich als Erwiderung ihr etwas anbieten, das sie mit ihrem halbgebildeten, evangelisch-lutherischen Begriffen als Ausdruck meiner Verachtung ansehen müßte . . . „*das* hat er also gedacht! *so* hat er mich verstanden!" — Verliebte Weiber können eine solche Affaire idiotisch feierlich nehmen.

Es könnte geradezu gemein werden. Ich könnte alles Mögliche riskieren. Weiß der Kuckuck, was eigentlich in ihr wohnt. Wenn sie nur in einer anderen Lage wäre, etwas mehr beschirmt, etwas minder „wehrlos" . . . Sie wird glauben, daß ich in gewöhnlicher Pavian- — und Grossirermanier ihre schutzlose Stellung mir wolle zunutze machen u. s. w.; brr! Wäre sie eine Dame mit Familie! — Oder wäre sie eine von denen, welche *wissen*, daß sie auf Anerbieten solcher Art gefaßt sein müssen . . . Diese Zwischensorte ist gefährlich; höchst penible Sache. Ich möchte mir ja lieber die Hand abhauen, als daß ich sie beleidigte; aber sie *wird* es eben so auffassen; niemals auf Erden kann sie begreifen —

Wir kennen die Weibsleute. Sie können eine Masse emanzipierter Dinge reden; aber kommt man und fragt sie — auf die rücksichtsvollste Weise von der Welt, daß sie nur ganz einfach und ganz ruhig „nein" zu antworten brauchen und der Mann sich verbeugen würde und um Vergebung bitten, — aber nein! Sie schreit auf wie ein Dienstmädchen: „Sind Sie verrückt? Halten Sie mich für so eine?" — und flüchtet sich in ihr Schlafzimmer und kriegt einen Anfall. — —

Und ich mache in Gedanken hunderte und tausende Entwürfe zu einem

Brief, der auf das unzweideutigſte ihr ſagen ſollte, daß dies nicht als ein Mangel an Achtung gemeint iſt, ganz im Gegenteil. . . .

*

— — Dieſe völlig loſen Verhältniſſe ſind ſchließlich doch diejenigen, welche am wenigſten Leiden und am wenigſten Unſinn an ſich haben.

Es leuchtet über ihr ganzes, leichtſinniges kleines Spitzbuben-Geſicht hin; ſie ſpringt mir an den Hals und lacht und ſagt mit ihrer lärmend munteren, naiv luſtigen Bauernmädel-Stimme, die zum Stavangerdialekte paßt: „Nein, kommſt Du mir zurecht? I' war mir ſchon ſo zuwider, daß i' mir nöt ein — und nöt aus g'wußt hab' . . . Na, aber jetzt werd'n mir uns eine ordentliche Hetz machen, was?"

„Ja; aber ſchau nur, daß wir etwas zum trinken kriegen, Mathilde, Kind."

„Sollſt Du haben, mei' Schatz. Nein, ſo haſt Du mich doch nöt ganz vergeſſen! Du kommſt ſo ſelten jetzt. Mir hab'n uns doch immer ſo gut unterhalten, nöt? Hahaha, Du Saperlotkerl! Na, jetzt kriegſt Du a Bier. Oder vielleicht Wein? He?"

Und ich ſetze mich aufs Sopha und ſie bringt die Sachen und ſummt dabei irgend ein Schelmenliedel. Worauf das Geſchwätz losgeht. Herrgott, wie ſie red't! Und wie dieſer naive, weiche, kindliche Dialekt ſo ganz ſakriſch zu all den mehr oder minder offenherzigen Geſchichten paßt, die ſie mir auftiſcht! Ich laſſe die Mühle gehen und ſitze und ruhe mich aus; der Dialekt unterhält mich ſo ſehr. — „Nein, jetzt hörſt D'mer ſchon wieder nöt zu!" — „O ja, o ja; erzähle nur weiter! Kamt ihr alſo wirklich zur Station?" — —

„Ja und wie geht's Dir denn alleweile? und was machen Deine Freunde?" — „O danke, geht allen gut. Mußt übrigens nit glauben, daß ich gar ſo viele hab'. Es ſind nöt mehr als mein Alter und hernach die guten Bekannten, die noch von früherer Zeit an mich denken . . . zu denen kann i' ja doch nöt nein ſagen? ſo liebe Haſcherln, wie's alle ſind? — Aber recht ſeltſam ſind ſ', grad ſo wie Du. Warum kommſt denn Du nöt öfter her? Du weißt es ja, i' mag Di'; Du biſt gar nöt z'wider, und a guater Kerl biſt ja eigentlich a. Na, mußt net glei' meinen, daß die Andern nöt epper a ſchene und liabe Burſchen ſein; kannſt Dir ſchon denken, i' mag mit keine andern als wie mit ordentliche Herr'n z'thuan hab'n." — „Na ſelbſtverſtändlich." — „Nöt wahr? Ja, Du glaubſt's vielleicht nöt; aber i' hab' alleweil a biſſel auf mi' g'ſchaut." — „Unbedingt vernünftig. Sollſt leben, Thilda!"

Da giebt es keine dummen Geſchichten. Wir haben keine Anſprüche auf einander, alſo uns gegenſeitig auch nichts vorzuwerfen, nichts, womit uns quälen. Wir wiſſen beide, daß wir nur die eine aufrichtige Abſicht haben, mit wechſelſeitiger Hilfe einen Abend totzuſchlagen und ſonſt nichts. Und man treibt Poſſen und läßt fünf gerade ſein. Sie hat nichts zu verlieren und ich weiß, was ich thue; das geht ausgezeichnet. —

Doch im Hintergrund meines Bewußtſeins ſitzen die gut aufgehobenen, nicht vergeſſenen Schmerzen und nagen wie kleine, ſcharfzahnige Mäuſe. Und plötzlich kommt irgend etwas und erinnert mich an . . . die Andere . . . Dann werde ich verſtimmt und bin nicht recht bei der Sache, und da wird Mathilde unzufrieden und ſagt, ich ſei langweilig. Es muß dann viel getrunken werden, — bis man in den Zuſtand von akutem Alkoholismus gerät, in dem

man jedwelches Exemplar der Rasse liebt . . . nur um der Rasse willen. —

Heute Abend z. B. tauchte plötzlich ein kleines fixes Mädchen auf, welche ein bischen bediente, im Ofen nachlegte u. dgl. m. (eine Tochter der „Wirtsleute"); und warum sollte dies kleine Mädchen nicht Fanny heißen? — Also hieß sie natürlich Fanny. Ich wurde so sentimental, da ich den Namen hörte, daß Mathilde, echt weiblich, allerdings, mich schließlich fragte, ob ich in eine Frau verliebt gewesen, welche Fanny geheißen.

Nachher war es mir nicht mehr möglich, wieder in Galgenhumor zu kommen. Ich ging ziemlich früh meines Wegs.

Und nun sitze ich hier, so wunderlich, schmerzlich überwältigt, daß ich mich, Gott weiß warum, am liebsten hingeben möchte und weinen.

XV.

Ich muß sie beleidigt haben. Ich finde sie nirgends. Natürlich habe ich sie beleidigt.

Die alte gedankenlose scharfe Zunge ist noch nicht tot in mir. Wenn etwas mich beschäftigt, vergesse ich Umgebung, Rücksicht, alles Mögliche, jage unüberlegt nur immer dem Einen nach, meinen Gedanken einzufangen . . . kann da mitten in einem Ballsaal die allerunmöglichsten Dinge sagen. (Insofern gut, daß ich mit Einladungen nicht viel geplagt werde!)

Natürlich habe ich etwas so von Herzen Taktloses und Ekelhaftes auch zu ihr gesagt. Sie erschreckt, wie ich in früheren Tagen Eline erschreckte. Es sind ja so hübsche Gedanken, die ich hie und da von ihr denke, so edle, hochsinnige. Und sie, die gerade in dieser Richtung etwas so eigentümlich Zartes hat — — —

Sie war in ihrer Treuherzigkeit von der Ansicht ausgegangen, wenn sie ein ehrlicher und redlicher Kamerad war, würde auch ich es sein. Na, herrliche Kameradengedanken, die ich oft mit mir herum trage.

— — Nein, nein; ich kann eben kein „Kamerad" sein. Und wenn sie sich zurückzieht, so muß ich den Anlaß benützen. Punktum machen. Das ist das beste, vernünftigste; die einfachste und sicherste Lösung dieser ganzen Verwickelung. Ihr Verschwinden bedeutet von zwei Dingen eines: daß sie der Geschichte müde geworden oder daß sie vor mir Angst bekommen. In beiden Fällen ist die Sache klar. —

Jacta est alea. Ich will die Versuchung überwinden. Ich überwinde sie. Ich habe sie überwunden. Die Erde ist rund. Basta!

*

Schweigen kann er elegant, dieser Georg Jonathan.

Ich kenne z. B. sehr gut sein Verhältnis zu Frau Böckmann und er weiß, daß ich es kenne. Aber nicht ein Wort! Er kann plötzlich aufstehen und sagen: „Sie entschuldigen wohl, ich muß meinen Spaziergang machen." Er weiß, daß er ebenso gut sagen könnte: „ich muß zu Frau Böckmann"; aber er sagte es nicht! Und es ist in seinem Gesichte kein Zucken, in seinem Auge kein Lächeln, das als eine Vertraulichkeit zu denken wäre . . . höllisch elegant. Jeder Zoll ein Gentleman.

Ich beuge mich vor ihm in wirklicher Anerkennung. Ehre dem intelligenten Mann, der sein Privatleben heilig zu halten versteht!

*

Sie ist ein gut Teil gesunken, Mathilde, seitdem ich sie — als sie noch Choristin war — zum ersten Male traf.

Aber es ist, als bisse der Schmutz bei ihr nicht so recht an. Sie hat einen so leichten Sinn und ein so kurzes Gedächtnis. Ein Liebhaber ist für sie nichts anders, als was für eine Dame ein gewöhnlicher Kurmacher an einem Ballabend ist; am nächsten Morgen hat sie ihn vergessen. —

Nur an ihrer Sprache merke ich hie und da den Niedergang. Sie kann Ausdrücke gebrauchen, die man mit sehr viel Alkohol wegspülen muß. Im ganzen genommen . . . im ganzen genommen . . .

Es hilft nichts mehr. Je mehr ich mich durch dies Nachtschwärmen beschmutze, desto ärger sentimental werde ich, sehne mich mit Thränen im Herzen nach meiner Verschwundenen — wie nach einem Reinigungs- und Verjüngungsbad. Verschwimme in schmerzlich schönen Phantasien, daß, wenn sie mich in ihre Arme nehmen und küssen wollte, ich wieder würde wie ein Kind, rein, gesundet, glückselig.

Doch . . .

Jacta alea est.

*

Warum, warum muß alles so unmöglich sein!

Warum bin ich nicht wie andere Leute! Hier gehe ich und plage und martere mich mit einer Geschichte, die . . . eine reine Lächerlichkeit, aus der man nicht einmal eine ordentliche Komödie machen könnte; werde gequält und aufgerieben und verliere meinen Schlaf; bald habe ich meine Kopfschmerzen, und in drei Monaten bin ich verrückt. Für gar nichts!

Ich werde Pessimist. Weltenhasser. Meine ganze berühmte Resignation geht flöten; das Leben liegt wieder vor mir da wie eine Eiswüste; eine schwarze, erfrorene Berghalde mit Schneelawinen und gefährlich glatten Steigen; nicht ein Mensch und nicht eine Hütte; kein erleuchtetes Fenster irgendwo; darüber nichts anderes als der einfarbige schneegraue Winterhimmel ohne Sterne, Mond oder Sonne; doch weit draußen hört man Wogenrollen und nach dieser Richtung eben geht der Weg; in diesem Meer ertrinke ich einst.

Und es kommt mir vor, daß, könnte ich nur mit i h r einig werden, alles plötzlich anders würde. Die Frühlingssonne bräche hervor mit Südwind und milder Luft und die Eiswüste würde relativ gemütlich. —

Na, sich ermannen, zum Teufel! Solch ein Unsinn. — —

*

Ihr schreiben. Mich erklären. Fragen, was denn los ist, ob etwas los ist?

Es geht nicht. Ich finde den Ton nicht. Ich werde spöttisch und bitter — oder sentimental, und beständig schreibe ich um ein Wort zu viel.

Wenn ich aber dies Wort zuviel n i c h t schreibe, so bin ich außer stande den Brief zu senden; es ist mir absolut ein Wort zu w e n i g drin. —

Welchen Ton sollte ich übrigens gebrauchen? Ich weiß es nicht. Ich kenne sie nicht. Anstatt die Zeit zu benützen, um dies Mädchen kennen zu lernen, ging ich herum und schwatzte über die Unsterblichkeit der Seele. Existiert ein dummeres Tier als ein Mann, der probiert, sich vernünftig aufzuführen?!

*

Es ist mein Engel, der mich warnen will? Oder mein Teufel, welcher befürchtet, daß ich vielleicht dennoch einmal entschlossen zum handeln käme? — Oder ist es Gedankenübertragung? — Sicher bleibt es, wohin ich jetzt komme, wird die Ehe recensiert.

— Vielleicht reden Ehemänner überhaupt beständig über Ehe, nur daß man darauf erst aufmerkt, wenn es Einem selbst angeht — so wie alte Junggesellen immer von Selbstmord reden . . . oder junge Junggesellen von . . . Du weißt schon, wovon; — nur daß man selbst unter der Manie leiden muß, um es zu bemerken — — —

Heute Abend spotteten Georg Jonathan und Dr. Kvaale um die Wette, und ärger denn je. Ich wurde ganz stumm vor Unbehagen; einige der meist charakteristischen Antworten schreibe für den Roman auf (eventuell für ein Drama: „Ehemänner"?).

Dr. K.: „Die Ehe, das sind im allgemeinen zwei Krankheiten, die sich zusammenthun, um eine dritte hervorzubringen . . . und eine vierte und eine fünfte . . . eine ganze Familie von Krankheiten. — Das häusliche Leben duftet immer nach Medizin."

G. J.: „Verheiratet sein, das heißt verpflichtet sein, süße Obstsuppe zu mögen. — Wer heiraten will, muß erst zu einem Chirurgen gehen und sich das Feingefühl herausnehmen lassen."

Dr. K.: „Ja, wer brutal sein könnte und die Frauenzimmer für das nehmen, was sie sind, und sie wegwerfen, wenn man mit ihnen fertig ist . . . aber wir Männer sind so schwach und sentimental! Immer werden derartige Verhältnisse zu alt. Wir können nicht aufhören, während das Spiel noch gut ist; wir hängen fest, bis das Ganze uns ekel wird."

G. J.: „Der Mann verachtet das Weib, weil es so körperlich ist. Sie ist ganz nervöses Schmeichelkätzchen, dem es nach Berührung juckt; ihre Liebe ist der Traum von diesem bebarteten Mund, der sie küssen wird und diesen sehnenstarken Armen, welche klemmen und pressen können . . . sie ist bloß Körper. Ein herrlicher Körper übrigens! — aber ein Mann wird zuguterletzt doch dieses Hündchenspiels müde."

Dr. K.: „Für uns ist dies Körperliche etwas Untergeordnetes, etwas Zweitenrangs, im grunde etwas Unangenehmes, von dem . . . wir uns befreien; wir sehnen uns zurück nach dem Höheren, Menschlicheren, — nach unserer Arbeit."

G. J.: „Oder nach unserer Faulheit."

Dr. K.: „Ach ja. Jedoch sie, sie will, zum Henker hinein, es nicht los haben; sie, sie gefällt sich darin; das ist ihr Element, das!" (Lächelt dabei unangenehm-bittercynisch, mit einem pfiffig vergnügten Gesichtsausdruck, als fände er, er sei witzig).

G. J.: „Ja; sie will immer noch einen Kuß."

G. J.: (fortfahrend): Ein komisches Geschöpf ist sie übrigens. — Die

reine Waldhuldre*), vorne hübsch, aber rückwärts . . . Schwer zu zähmen; in zahmem Zustand ein Prachttier. Besonderes Kennzeichen: am allerschönsten aus der Entfernung."

„Nichts desto weniger wollen wir sie am liebsten nahe haben", — wendete ich ein.

G. J.: „Ja; wir verachten sie und dürsten nach ihr. Flüchten in dem einen Moment wie Josef, der ihr seinen Mantel überließ, als sie noch einen Kuß haben wollte! und noch einen! — aber schleichen beständig aufs neue zu ihrem Lager, demütig wie Hunde und Hofsklaven. Warum sollten wir uns übrigens nicht demütigen? Unsere Geistigkeit ist schließlich weniger wert als ihre Körperlichkeit. Das Brutale ist, daß Körper und Geist so schlecht zusammen passen. Venus gegenüber ist jeder Mann ein unvermögender Greis. — Und deshalb verachtet das Weib den Mann."

Dr. K.: Wie gesagt . . . die Monogamie ist das gemeinste, was je erfunden ward."

G. J.: „Seien sie ruhig, Doktor. Alle Entwicklung geht in Zirkeln Wir kommen eines Tag's zur Barbarei zurück . . . zur civilisierten Barbarei und dann sind wir gerettet."

— — Worauf sie beginnen, Gesellschaftsprobleme zu diskutieren.

XIV.

Der Einzige, welcher treu das Lob der Ehe singt, ist mein vortrefflicher Kollege Markussen.

Er hat eine Frau und drei Kinder und plagt sich Tag und Nacht, um Futter ins Nest zu schaffen; ist oft so hergenommen, daß er an seinem Pult einschläft.

„Du bedauerst wohl nahezu, daß Du geheiratet hast", sage ich zu ihm.

„Nein, nein", grunzt er mit seinem energischen Kopfschütteln.

„Aber wenn Du nun z. B. bis tief in die Nacht hinein aufsitzest und rechnest und revidierst . . . Bank- und Kaufmannsgeschäft und dies und das . . . es kann doch unmöglich unterhaltend sein."

„O ja. Es ist gemütlich. Ich werde nicht müde."

„Sie braucht viel Schlaf," fügt er ernst vertraulich bei: „und dann darf sie keine Sorgen haben; sie muß wissen, daß ich mit dem Schmarren schon fertig werde. Und das thu' ich!" nickt er triumphireend, worauf er lächelt, gleichsam zur Entschuldigung.

Ich habe ihn ganz einfach gern, diesen Burschen. —

*

Ja, gottlob! Es giebt mehrere brave Ehemänner. Komisch rührend in ihrer Naivetät; echte Nest-Tiere; glückliche Menschen.

Und wenn man es betrachtet, ist es nicht in aller Bürgerlichkeit und Bescheidenheit G l ü c k, was wir alle wollen? —

---

*) Die Huldre, eine Art Berg- und Waldnymphe, schön, doch mit einem Kuhschwanz.

— Wie nun mein alter Bekannter, Redacteur Klem. Er ist der feinfühlende Mann, der niemals über seine Privatissima spricht; aber kann man ihn während einer Abendstunde in ausgewählter Gesellschaft dazu vermögen, anderthalb Glas Toddy zu trinken, so nimmt er Einen beiseite und sagt mit stiller Ueberzeugung; „meine Frau, sehen Sie . . . ja, sie ist nun einmal etwas ganz einzig Dastehendes; es giebt keine solche . . . auf der ganzen Welt. Ja, d a s ist ein Weib!“ Und die kleinen braven Augen leuchten vor Entzücken. —

— Ich hätte ihn heute abend beinahe umarmt. Es kann doch nicht so völlig unmöglich sein. Frau Klem ist gewiß eine ausgezeichnete Dame; aber „einzig dastehend“ . . . Es gilt also nur dies, die Eine zu finden, deren nervöses Wesen derartig gestimmt ist, daß es in unser eigenes harmonisch hineinklingt. — „Nur“ dies; ja — ich danke!

— — O Fanny, Fanny . . . wenn ich Dich ein bischen umstimmen könnte! —

— Uebrigens ist es ja vorbei. Sie weicht mir aus. Ich habe sie zweimal auf der Straße getroffen; sie ging ruhig an mir vorüber; sah mich nicht. Adieu, Dummrian . . .

*

Es kann doch nicht so gefährlich sein!

Wie entstehen diese Ehen? — So zufällig wie möglich. Man wohnt in einer Kleinstadt, wo nur eine Nicht-Unmöglichkeit vorhanden ist; sie wird es also, obwohl man Hunderte gesehen, die Einem besser gefallen.

Man geht längere Zeit in einem bestimmten Kreise um; man ist gerade im richtigen Alter. Innerhalb dieses Kreises ist Eine, welche „zusagt.“ Plötzlich ist es abgemacht, — obschon man vielleicht ein Jahr vorher seine Augen ganz anderswo hatte.

Man wohnt bei einer Witwe, die Töchter hat. Man wohnt lange bei der Witwe; nach und nach entdeckt man, daß die jüngste Tochter doch nicht so übel ist. Eines schönen Tags steht die Verlobung in der Zeitung, — obgleich der Betreffende gar nicht daran gedacht hatte, zu heiraten.

So ging es meinem alten Freund, dem Musiker — nennen wir ihn Brun. Es war ein ziemlich gewagtes Experiment; — er ist eine brave, aber nervöse Natur und sie war . . . recht gewöhnlich, gar nicht besonders fein, ehemals von einem Tierarzt verführt. —

— Es war heute Sonntag und klares, klingendes Frostwetter; — ich war früh wach und lag gerade und dachte mir dieses; da fiel mir ein, daß Brun mich eingeladen und daß ich diesen alten Ehrenbanditen eigentlich schandvoll vernachlässigt hatte, — während der ganzen drei Jahre seiner Verheiratung.

Mich ergriff die Lust, ihn und sein Haus zu sehen. Da hat er, trotz allem, volle drei Jahre eine ganz exemplarische Ehe gelebt; mir gefallen solche Leute . . . Mit einer bei mir ungewöhnlichen Energie sprang ich auf, machte mich fertig und lief zur Bahn; — Brun wohnt derzeit draußen in Sandviken, um zu komponieren.

Diesmal war mein Unglück thätig.

Ich traf die Frau allein; der Herr des Hauses — lag noch. Wir saßen und plauderten ein wenig; o ja, — da kam er plötzlich. Halb angekleidet, stürmend, eine Weste in der Faust; gerade auf die Frau los; entdeckt mich; ein Hol's der Teufel flog ihm wie ein Ruck über das Gesicht; dann bezwingt

er sich, nickt einen Gutenmorgen, drückt flüchtig und abgekehrt meine Hand; „na, das ist hübsch," sagt er; — offenherzig übersetzt: ich wollte, Du wärst . . .

„Entschuldige das Kostüm", fuhr er fort: „aber siehst Du, so ist das Verheiratetsein!" (mißglücktes Lächeln). Die Frau sucht hastig die Situation zu retten; „uf ja, die Knöpfe; ich vergaß sie gestern dennoch . . ."

Er fuhr, zu mir gewendet fort und ich hörte deutlich durch das Scherzen hindurch das Zischen seines Zornes: „Ja lieber Gram, wenn Du heiratest, so mußt Du auf dergleichen gefaßt sein; drei lange Frauenzimmer im Hause herumschlendern uud dennoch alles in Unordnung; an Hemden und Hosen die Knöpfe weg; eiskalt im Zimmer, wenn Du des Morgens aufstehen willst . . ."

„Ist nicht eingeheizt?!" rief die Frau.

Er vergaß meine Gegenwart und stürzte gierig auf sie zu —: „Eingeheizt? Was hilft das? Erstens k a n n ein Frauenzimmer gar nicht einheizen, — so wenig, wie sie ein Bett machen kann, — und zweitens verfällt sie natürlich niemals darauf, hineinzukommen und nachzuschauen, ob es denn wirklich brennt; geht nur einfach ihres Wegs, und eins! zwei! drei! — ausgelöscht ist's.

„Ja, sie ist wirklich ein wenig nachlässig, diese Severine," dämpfte die Frau; „nun werde i ch —"

„Bemühe Dich nicht!" grinst er; „ich habe es wie gewöhnlich selbst zuwege gebracht. — Hat Gram etwas zur Erfrischung bekommen? — Deine Gäste wirst Du wenigstens doch nicht vergessen . . . Bleib sitzen und nimm es mit Ruhe, Gabriel; ich komme sogleich. (Zur Frau:) Gieb mir rasch Nadel und Zwirn: ich mache mir's selbst; dann weiß ich, es wird gemacht!"

Sie riß ihm die Weste mit einem Ruck aus der Hand, der noch giftiger ist als all sein Schelten, verschwindet dann in einem Seitenzimmer.

Ein wenig flau, mit dem unsicheren Versuch, alles in Gemütlichkeit umzustimmen, wendet er sich zu mir. „Ja, ja," sagt er; „es ist nun einmal so; man . . . muß ihnen ein bißchen auf der Kappe sitzen; sonst fühlen sie sich nicht wohl . . . Du Junggeselle, Du bist natürlich entsetzt und meinst, das bedeute eine Szene . . . Nur der notwendige Pfeffer auf dem Salat, verstehst Du."

Doch wieder überwältigt die Raserei ihn und er rennt zur Thür hin und brüllt in die Küche hinaus, als ob er Tote erwecken wollte —: „Severine! Die Kleiderbürste! Der schwarze Rock ist seit vierzehn Tagen nicht ausgeputzt worden! (Man protestiert.) Donnerwetter noch einmal, er ist nicht geputzt worden! Her mit der Bürste; in diesem Haus muß man sich allein bedienen. Die Stiefel sind auch nicht hereingebracht!" — Er wirft die Thür wieder zu, so daß ich mir die Ohren halte; „Du mußt schon entschuldigen, Gabriel; aber so herumzugehen und zwischen Frauenzimmern seine Zeit zu vertrödeln, — das k a n n einen Mann toll machen!"

Die Frau kommt mit der Weste, thut zutraulich, hüpft ihm an den Hals und küßt ihn; „nun mußt Du wieder freundlich sein, Du mein Brummbär, Du!" — „Ja, — ja — ja," wehrt er sich und ich sehe, wie sie ihm widersteht, diese Komödie vor dem Gaste. Er reißt sich los und lächelt gezwungen: „Entschuldige mich für einen Augenblick, Gabriel!"

Die Frau lacht gezwungen, spricht von ihres Mannes Morgenlaune. „Sonst ist er ja so liebenswürdig wie der Tag lang ist; aber am Morgen, ehe er Kaffee und Pfeife hat . . ." — Ich versuche mein treuherzigstes Lächeln. „O glauben sie mir, ich kenne das, gnädige Frau. Ich bin des Morgens so böse, daß ich kleine Kinder fressen könnte. Es ist einfach eine Art von Wahn-

sinn; man ist unzurechnungsfähig". — „Ja, nicht wahr? — Also kennen Sie das auch? Das muß schlimm sein." —

— Uf, eine solche Szene kann den Mutigsten erschrecken. Dieser zischende Unterton von lang aufgespartem, mühsam zurückgedrängtem Aerger . . . Gott, was muß dieser gute, nervöse Mensch nicht schon gelitten haben unter all den Millionen von Nadelstichen . . . ehe er es zu einem Skandal brachte wie diesem hier, — und obendrein in Gegenwart eines Junggesellen!

— Nein; es ist am besten, wie es ist. Ich schlucke meine Verliebtheit hinab, und wenn es mich einen kürzeren Aufenthalt in Gaustadt*) kostete.

*

Es wird schon gehen. Ich bin stärker, als ich geglaubt hatte.

Tief in der Seele drin, hinter der Bewußtheit, sitzt sie wohl; beständig; wie ein heimlicher Brand; da drin muß sie aber auch bleiben. Und wenn in einem unbewachten Moment diese schwere, lastende Gefühlswoge über die Schwelle des Bewußtseins flutet wie das Meer, wenn es die Dämme eines Marschlands durchbricht — ich zwinge es zurück und repariere den Wall.

— Und dann besuche ich Mathilden. Sitze und höre ihrem Geplauder zu, d. h. nicht so sehr diesem als ihrer sorglosen Stimme und dem naiven, kindlichen, wiegenliederreichen Dialekt. Und ihr Gelächter, dem keine Doppelsaite unterspannt ist**), kein vibrierender, nachklingender Ton von durchgekämpftem Schmerz, nur offene, versuchte Spitzbüberei, nur zigeunerhafter Schelmenleichtsinn. — Ja, sie hat Humor, den Humor des echten Erdbewohners, den Humor des Wilden, des satten, spielenden Tiers, Vagabundenhumor, während wir schwerfälligen nordischen Grauwetterseelen eigentlich nur in den Himmel heimgehören, oder, da wir uns da so langweilen würden, wie in einer Heilsarmee-Meeting, — ins Nirwana.

Ihr rundes, rotwangiges Morellengesicht mit den kleinen blauen Spitzbubenaugen wird mir oft wie jener Apfel an des Lebens Baum, von welchem Gott sagte: „nach diesem werden die Menschen meinertreu sich noch alle Finger lecken" . . . Ja, bei allem, was mir heilig ist, es giebt Abendstunden, wo ich sie lieb habe. Dann lacht sie über mich und freut sich dabei. „Aber wissen möcht' i' do', was Dir denn einfallt, daß D' mi Eva nennen thuast?" — —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

*

Ich hasse jeglichen Skandal.

Soll man denn an allen Straßenecken erzählen: „Gabriel Gram hat sich erschossen?" „Gabriel Gram hat Gift genommen?" Und all diese ekelhaften Gesellen ständen da und zuckten mit der Achsel und sagten: „Delirium tremens" . . . „Uebrigens gut gemacht" . . . brr!

— Es müßte durch einen „Unglücksfall" geschehen.

---

*) Die norwegische Landesirrenanstalt befindet sich in Gaustad.

**) Die national norwegische Hardangerfiedel hat unter den Darmsaiten Metallsaiten gespannt, welche mitklingen.

Totfrieren —? Das ist zu abscheulich. Ich vertrage Kälte nicht. Ich würde schließlich wieder aufstehen und nachhause gehen und mir den Ofen heizen.

Man könnte vielleicht auf diese Art sich eine hinreichende Lungenentzündung zuziehen? — Ja. Dann käme aber ein braver Kerl von einem Doktor und „rettete mein Leben . . ." —

— Bis zum Frühling warten. Frühzeitig ins Bad gehen. „Einen Krampf im Fuß" kriegen und untergehen . . . Wenn aber der liebe Gott merkt, daß man ertrinken will, so schickt er immer jemand, der Einen wieder herauszieht.

Eine Fahrt nach Hamburg machen und in einer recht dunklen Nacht „hineinfallen?" — Es würde stets Einer da sein, der es sieht. So was mißglückt beständig. Ein oder der Andere entdeckt, daß man herumgeht und auf dergleichen lauert; macht also den Kapitän aufmerksam . . . plötzlich ist man von einem Heer von Spionen umgeben, und man ist noch nicht überbord, so wird schon backgebraßt und ein oder der andere menschenfreundliche Geselle ist hinter Einem drin und packt Einen beim dritten Auftauchen beim Schopf.

Mit dem Boote kentern? — Das ist besser. Ich warte bis zum Frühling, leihe mir Jonathans Fahrzeug aus, segle über den Fjord hinaus ganz bis Foerder und über Foerder; passe darauf, daß der Horizont frei ist . . . es muß natürlich ein Tag sein, an welchem eine kleine Kühlte weht. —

Ja, das geht an. Dabei sehe ich keine Schwierigkeiten. Diesen Gedanken habe ich also, um mich drüber hinweg zu trösten, — bis der Tag kommt.

— Ohne sie mag ich nicht leben. Alles ist besser, als hier in dieser Zehrnis herumzugehen, die mir den Verstand aus dem Kopf und das Mark aus den Knochen frißt. Aber mit ihr kann ich auch nicht leben. Ich liebe sie bis zum Wahnwitz, aber nicht genug. In vierzehn Tagen wäre es wieder vorbei, und da wäre es, in der einen oder der andern Form, die Hölle.

*

Ich: „Sie sind glücklich, Sie, mit all Ihren Interessen".

G. J.: „Will man leben, muß man nach außen hin leben. Der gesunde Wille ist stets nach außen gewendet, und ohne gesunden Willen (Achselzucken) . . . geht man entweder in die See oder zum Pastor."

— Ja, ja; ein „gesunder Wille" . . . brr! diese bürgerliche, langweilige „Gesundheit" . . .

Ich habe nur eines, das mich interessiert: dieser qualvolle Kampf drin in mir, diese Krankheit, daß mein Wesen entzwei gespalten ist und mein Wille mit sich selbst entzweit; das ist für mich gerade das Leben. Folglich lebe ich inwendig und nach innen gewendet, und folglich . . . gehe ich schließlich in die See.

XVII.

Ganz tapfer habe ich nun eine Weile gekämpft — einen abscheulichen Kampf, in dem man verliert, auch wenn man gewinnt; einen Pflichtkampf, in welchem man in aller Stille Gott um eine Niederlage bittet. Denn der Sieg will besagen: eine große Lebensmöglichkeit dahin.

Aber ich kämpfte und kämpfte, war schwach am Abend, stand aber jeden Morgen mit neuem Beschlusse auf.

— Da treffen wir uns heute auf der Straße und ff! — wie eine Feder, eine Flocke sind alle Entschlüsse beim Teufel. Ich nehme sie mit in eine Konditorei und sitze da und mache ihr eine halbe Stunde lang den Hof. Nachher Spaziertour; alles wieder im alten Gang.

Ich befinde mich wie ein gefallener Good-Templar — ungemein glücklich und ein bißchen beschämt. Eigentlich schmeckte es nicht so gut . . . ich könnte es doch haben bleiben lassen! — Der ganze lange Kampf verschwendet. — Aber gottlob, gottlob! geendet sind vorläufig alle Qualen; eine angenehme Zeit steht mir bevor . . .

Wie es eigentlich gehen wird? — Das weiß ich nicht.

*

Sie ist kein Kind. Sie mag ihren guten Ruf selber wahren. Ich habe zum Ueberfluß sie aufmerksam gemacht; sie weiß, welcher Möglichkeit sie sich aussetzt. Das kann also nicht weiter meine Sache sein. Sie weiß auch ganz genau, daß ich ihr keinen Ersatz zu geben im Sinne habe. Mein Thun ist offen und klar, nicht zu verkennen.

— Sie glaubt dennoch, daß ich sie schließlich heirate? Frauenzimmer haben ihre eigene Logik!

Oder sie spielt va banque? Biegen oder brechen? Sie will nun einmal einen „besseren" Mann haben und den kann sie sich nicht anders schaffen, als indem sie einen braven Mann dazu bringt, sie zu kompromittieren, so daß er als Gentleman gezwungen ist, zu bleiben? — —

In diesem Fall ist sie betrogen. Sie ist mir nicht gefährlich, außer in der Entfernung.

(Fortsetzung folgt).

Philosophie des reinen Mittels.

Von

Bruno Wille.

3. Das reine Mittel.

Was heißt Zweck? Was heißt Mittel? —

Ein kurzes Zusammenraffen unserer Energie des begrifflichen Denkens ist an dieser Stelle geboten. Das bequeme Dahinschlendern und Umherschweifen der Feuilletonistik würde uns nicht den Berg hinan bringen, der uns eine Aussicht eröffnet über die Gegend, die wir betrachten wollen. —

Betrachten wir ein Beispiel: Der Zweck des Mantels ist zweifellos Schutz vor Kälte und Nässe. Das bedeutet (abgesehen von anderen Beziehungen), daß der Mantel den Schutz vor Kälte und Nässe *bewirkt*. Es scheint also, daß man unter „Zweck" eine *Wirkung* versteht, und zwar eine Wirkung dessen, was „Mittel" heißt; und daß man unter „Mittel" eine *Ursache* versteht, und zwar eine Ursache dessen, was „Zweck" heißt.

Indessen zeigen weitere Beispiele, daß diese Definitionen zu weit sind, folglich der *Einschränkung* bedürfen.

So bringt der Mantel seinen Träger unter Umständen zum Schwitzen. Das Schwitzen ist alsdann unstreitig eine Wirkung dessen, was Mittel heißt; und doch wird diese Wirkung nicht als Zweck des Mantels bezeichnet. Und warum nicht? Offenbar, weil diese Wirkung nicht *gewollt* wurde.

Ein zweites Beispiel: Ein Arzt wendet zur Heilung eines Tuberkel-Kranken die Koch'sche Lymphe an, und der Kranke genest, aber nicht infolge der Lymphe, sondern infolge irgend eines andern, nicht aufgeklärten Umstandes. Dieser Umstand ist allerdings die Ursache dessen, was „Zweck" heißt (nämlich der Heilung), kann aber nicht auf den Namen „Mittel" Anspruch machen. Und warum nicht? Weil die Ursache des Bezweckten (obwohl sie natürlich willkommen ist) nicht *gewollt* wurde, vielmehr außer dem Bereiche des ärztlichen Willens lag.

Drittens: In Ibsens „Wildente" bezweckt Gregers Werle eine sittliche Reinigung der Familie Ekdal und wendet als Mittel seine „sittlichen Forderungen", ein schablonenhaftes, gewaltsames Moralisieren, an; die thatsächliche Wirkung dieses Mittels ist indessen nicht Läuterung der Familie, sondern Unheil. Wäre es nun ohne Einschränkung richtig, „Mittel" als die Ursache des Bezweckten zu definieren, so könnte man Gregers Werles Moralisieren nicht sein Mittel nennen. Warum nennt man es dennoch so? Weil es von ihm als die Ursache des Bezweckten *gewollt* wurde.

Viertens: Molières „Frauenschule" zeigt uns einen Mann, welcher sich aus seinem Mündel, einem Mädchen, eine vollkommen unverdorbene Frau er-

ziehen möchte und zu diesem Zwecke das Mädchen gänzlich abgeschlossen von der „bösen" Welt in seinem Hause „erzieht", — natürlich mit dem Erfolge, daß sich das Mädchen in den nächsten jungen Mann verliebt, ihren Vormund hintergeht, kurz daß die „Erziehungsmittel" gerade das Gegenteil des Bezweckten bewirken. Obwohl die „Unschuld" des Mädchens keineswegs durch das „Mittel" bewirkt wurde, nennt man sie dennoch den „Zweck" des Vormunds. Warum? Weil sie als Wirkung des angewendeten Mittels gewollt wurde.

Das Ergebnis dieser Beispiele sind folgende Sätze: Erstens kann etwas vom „Mittel" bewirkt werden, und dennoch nicht als „Zweck" gelten, — wenn es nämlich nicht gewollt ist. Zweitens kann etwas das Bezweckte bewirken und dennoch nicht als „Mittel" gelten, wenn es nämlich nicht gewollt ist. Drittens kann etwas als „Mittel" gelten, ohne Ursache des Bezweckten zu sein, — wenn es nämlich als solche gewollt wurde. Viertens kann etwas als „Zweck" gelten, ohne Wirkung des Mittels zu sein, — wenn es nämlich als solcher gewollt wurde.

So definiere ich denn „Zweck" als die gewollte Wirkung dessen, was man Mittel nennt, und „Mittel" als die gewollte Ursache dessen, was man Zweck nennt, d. h. als die gewollte Ursache einer gewollten Wirkung.

Die betrachteten Beispiele zeigen uns des weiteren, daß die thatsächliche Wirkung eines Mittels nicht immer der gewollten Wirkung entspricht, — mit anderen Worten: daß nicht jedes Mittel zweckmäßig ist. Ferner sehen wir (an dem Beispiele des Mantels), daß ein Mittel außer der bezweckten Wirkung (Schutz vor Kälte und Nässe) noch Nebenwirkungen haben kann.

Diese Nebenwirkungen des Mittels können mit dem Zweck mancherlei Beziehungen eingehen, können ihn beispielsweise fördern, sei es in allen seinen Teilen oder teilweise, können ihn aber auch, ganz oder teilweise, vereiteln. So kommt es vor, daß der Mantel, obwohl er im Allgemeinen ein geeignetes Mittel zum Schutz vor Nässe und Erkältung ist, dennoch seinen Träger in Schweiß badet und dadurch einer Erkältung überliefert. In diesem Falle nennen wir den Mantel mit Recht „unzweckmäßig", weil eben sein Zweck durch die Nebenwirkungen vereitelt wurde.

Hier tritt zu tage, wie außerordentlich wichtig es ist, die Nebenwirkungen eines Mittels ins Auge zu fassen. Und doch, so sonnenklar diese Wahrheit vor uns liegt, — es ist, als seien die Menschen ihr gegenüber mit Blindheit geschlagen; denn in zahllosen Fällen wenden sie Mittel an, welche durch ihre Nebenwirkungen zwecklos, nichtig, wenn nicht gar aggressiv schädlich gemacht werden.

Solche Mittel nenne ich unrein, weil sie durch ihre zweckwidrigen Nebenwirkungen gewissermaßen verunreinigt werden. Rein ist ein Mittel nur dann, wenn es durch seine Nebenwirkungen seinen Zweck gar nicht oder verhältnismäßig wenig beeinträchtigt.

Da nun mein Ziel, mein höchster Endzweck „der freie Vernunftmensch" ist, so verstehe ich unter reinen Mitteln im engern Sinne, oder unter „dem reinen Mittel" lediglich solche Maßnahmen, welche mich, wie überhaupt uns, dem freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen.

4. Individuelle Wertung.

Unter „Wertung" verstehe ich das Beimessen von Wert. „Wert" aber bedeutet im Allgemeinen Brauchbarkeit zur Mehrung des Angenehmen oder zur Minderung des Unangenehmen.

Gleiche Objekte werden von verschiedenen Leuten keineswegs immer gleich, sondern oft sehr verschieden gewertet. Leute von einem gewissen Schlage allerdings haben die Tendenz, übereinstimmend zu werten, — ich meine jene Normalen, welche keine genügende Selbständigkeit im Fühlen und Denken besitzen, vielmehr Gemüt und Geist wesentlich vom Herkommen beherrschen lassen. Indessen giebt es auch Naturen, welche bei den Wertungen gemäß ihrer Eigenart verfahren.

Der „Individualismus", diese Schätzung, Bethätigung und Behauptung der Individualität, wird gegenwärtig von den Einen schwärmerisch, gleich einer neuen Heils-Religion, kultiviert, von Anderen aber als überspannte Selbstschätzung, närrische Originalitätssucht und beleidigende Verachtung der gesunden Normalität betrachtet und demgemäß behandelt. Beide Beurteilungen haben etwas Wahres; ob ich der einen oder der anderen zustimme, hängt von der konkreten Form ab, in welcher der „Individualismus" sich darstellt. Es ist auch ganz recht, der unbedingten Individualitäts-Vergötterung entgegenzutreten mit der Frage, welcherlei Individualität denn eigentlich gemeint sei, — da es natürlich auch höchst unheilvolle Individualitäten giebt. Eine Verkennung der Thatsachen ist es aber, wenn Paul Ernst, der wiederholt gegen den „Individualismus" polemisiert, (in der „Berliner Volks-Tribüne" vom 14. November 1891) sich folgendermaßen über die „Individualität" ausläßt:

> „Die Gedanken und Gefühle des Menschen sind die logischen Konsequenzen seiner äußeren Lage. Wenn also die äußere Lage der einzelnen Individuen völlig gleich ist, so müssen, da die logischen Gesetze unveränderlich sind, auch die Gedanken und Gefühle der Individuen völlig gleich sein. Eine sogenannte Individualität kann sich dann nur unter zwei Bedingungen entwickeln: entweder bei besagter Individualität fungieren die logischen Gesetze teilweise nicht richtig; oder dieselbe besitzt einen so hervorragenden und überlegenen Verstand, daß sie im stande ist, über die ihn meist bestimmenden Einflüsse hinwegzugreifen, wie man sagt, „die Sache von einem höheren Gesichtspunkt aus zu betrachten". Leute der zweiten Gattung sind äußerst seltene Vögel, so selten, daß sie bei einer derartigen Betrachtung gar nicht in Frage kommen können. Leute der ersten Gattung sind dagegen sehr häufig, jeder hat ein Stückchen davon. Man nennt sie auf deutsch Narren, und wenn man sich die „Individualitäten", denen man begegnet, klar macht, so findet man auch, daß ihre Individualiät mit ihrer Narrheit kongruent ist.
>
> Wenn man diese Sache belletristisch oder „philosophisch" betrachtet, so findet man, daß sie nicht schön ist; bei etlichem Humor setzt man sich aber über die Unschönheit hinweg und überlegt sich etwa mit Jean Paul: „Narrheiten hat, sowie Eingeweidewürmer, jeder vernünftige Mensch" oder denkt daran, was für eine prächtige „Individualität" doch Don Quixote ist."

Der Verfasser ist also der Meinung, eine Individualität müsse entweder über-normal oder unter-normal, d. h. Genie oder Narr sein. Er setzt eben voraus, die Individualität entwickele sich „nur unter zwei Bedingungen", nämlich unter einer aparten „äußeren Lage" und unter einer aparten „logischen" Konstitution. Ferner stellt er sich — mit bekanntem Schematismus — die äußere Lage und die intellektuelle Konstitution so differenzlos wie irgend möglich vor; in der „Modernen Dichtung" (Oktober 1890) versteigt er sich zu der charakteristischen Behauptung:

„Es ist vielleicht überhaupt unmöglich, daß sich unter den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen so etwas entwickelt, wie eine Aristokratie des Geistes, und daß der Individualismus zur Herrschaft kommen kann. Die Tendenz der gegenwärtigen Gesellschaftsorganisation geht doch entschieden darauf hin, Schablonenmenschen zu schaffen. Die gegenwärtige Ordnung schafft drei große Kategorien von Menschen: den Bourgeois masculini und fominini generis und den Proletarier. Hier differenziert sie allerdings, und sogar sehr stark. Aber innerhalb dieser Kategorien schafft sie Schablonen."

Ich wittre Götzendienst, wittre das Dogma der sogenannten „materialistischen Geschichtsauffassung", welche den Menschen nebst seinen Ideen und Bestrebungen mit starrer Einseitigkeit als das Produkt seiner wirtschaftlichen Lage hinstellt, und die außerordentlich mannigfaltigen Differenzierungen des modernen Lebens mit ein paar Rubrizierungen (z. B. „Bourgeois" und „Proletarier") abfertigt. Solch ein hyper-orthodoxer Nachbeter von Marx und Engels („Marxististen" hat Herrmann Bahr diese Uebertrumpfer der Marxisten treffend genannt) versteht einfach alle Erscheinungen; mit seinen staubigen Rubrikenkasten gelingt es ihm, den Grundsatz „nil admirari" durchzuführen; er bezeichnet z. B. (wie E. Bernstein) Max Stirner als den Ethiker des Manchestertums, oder (wie P. Ernst) Friedrich Nietzsche als den Philosophen der Großbourgeoisie; — schade nur, daß er immer nur Ideen, die schon produziert worden sind, und niemals solche, die ihres Autors noch harren, aus seinen wirtschaftlichen Rubriken ableitet!

Um die Individualität zu verstehen, darf man ihre Wurzeln nicht einseitig in der wirtschaftlichen Lage und der „logischen" Konstitution suchen; es giebt noch andere Wurzeln, z. B. die angeborene Konstitution des Fühlens und die besonderen Lebenserfahrungen . . .

Doch wir haben ja eine spezielle Aeußerung der Individualität, die individuelle Wertung, im Auge. Drum beschränken wir uns darauf, deren Wurzeln zu untersuchen. Hierbei werden wir einigermaßen sehen, in welchem Maße die Individualität bei den Wertungen sich bethätigt.

Da die Wertung eine Beziehung zu den Gefühlen enthält, so differenziert sie sich mit diesen zugleich. Eigenarten im Fühlen aber sind sehr häufig, um nicht zu sagen „durchgängig", vorhanden. Zweifellos werden sie zuweilen angeboren. So wird vermutet, daß Nikolaus Lenau bereits im Mutterleibe zum Melancholiker geprägt wurde. Und vielleicht war die Anlage zu einer pessimistischen Wertung des Lebens schon im Kinde Arthur Schopenhauer, sicherlich aber im Jüngling, vorhanden. Wenn man gar an jene mannigfaltigen sexuellen Eigenarten denkt, welche Krafft-Ebing schildert, und die gewiß großenteils angeboren sind, so versteht man, daß auf erotischem Gebiete vielerlei Wertungen vorkommen.

Weitere Differenzierungen im Fühlen bewirkt die Lebenslage mit ihren besonderen Umständen, Ernährung und Erziehung, Verkehr und Beruf, kurz das „Milieu" des Menschen. Wie verschieden benehmen sich z. B. ein Landmann und ein Städter angesichts eines Kornfeldes! Der Landmann denkt an den Nutzen, schätzt also an dem Felde ausschließlich den guten Ertrag und verwirft die Kornblumen als „Unkraut"; der Städter dagegen wertet nach ästhetischen Gesichtspunkten und freut sich daher der blauen und roten Blütenpracht.

Daß man bei der Würdigung des Milieus die wirtschaftliche Lage betont, ist durchaus gerechtfertigt. Die verschiedenen sozialen Klassen und Stände haben gewisse von einander abweichende Interessen, nehmen daher den öffentlichen Angelegenheiten gegenüber verschiedene Stellungen ein und differenzieren sich in

Parteien. Vor fünfzehn Jahren wunderte ich mich darüber, daß Parteien im Parlament über dieselbe Frage so abweichend urteilen; „Woran liegt das eigentlich?“ dachte ich. „Die Intellekte der Parlamentarier können doch nicht derart von einander abweichen!“ Später erkannte ich, daß es wesentlich die materiellen Interessen sind, was die Parteien in der Wertung einer öffentlichen Angelegenheit trennt.

Doch auch die Differenzen in den geistigen Interessen rufen individuelle Wertungen hervor. Zunächst fallen die Wertungen häufig nach den Berufen verschieden aus. So sieht der Theologe in der Darwin-Häckelschen Anthropogenie eine Lehre, welche die Menschenwürde verletzt, — während der Naturforscher wiederum spöttisch lächelt, wenn der Theologe seinen Gott „postuliert.“ Der eingefleischte Jurist sagt: „Extra codice nulla salus“, sein Gegner aber zitiert:

„Es erben sich Gesetz und Rechte
Wie eine ewige Krankheit fort.“

Sehr bedeutsam für die Individualisirung und somit für die individuelle Wertung ist auch die intellektuelle Konstitution mit ihren angeborenen Anlagen sowie den erworbenen Fähigkeiten. Weit mehr als die „logischen Gesetze“ — ein ungeschickt gewählter Ausdruck! — sind es Gedächtnis, Phantasie, Begriffsbildung u. s. w., wodurch sich die Intellekte differenzieren in Mathematiker und Poeten, in Naturforscher und Prediger, in Immanuel Kant und Ludwig Tieck, in Schleiermacher und Virchow. Neben der Form des Intellekts ist selbstverständlich auch der Inhalt für die individuelle Wertung maßgebend. Und zwar hat sie ein so intimes Verhältnis zu den persönlichen Erfahrungen und Kenntnissen, daß gewichtige neue Erlebnisse eine Revolution unter den bisherigen Werten, eine „Umwertung aller Werte“ hervorrufen können. So geht es z. B. dem Dr. Thomas Stockmann in Ibsens „Volksfeind.“ Eine kindlich vertrauensselige Natur, hat er bis ins reifste Mannesalter hinein eine herzliche Achtung für die Bürgerschaft seiner Stadt, wie überhaupt für das Volk, gehegt und wohl keinen Augenblick daran gezweifelt, daß dieses in seiner Mehrheit einen ehrlichen und thatkräftigen Sinn für Wahrheit und Gemeinwohl habe. Da macht er plötzlich die Erfahrung, daß die Menge ihre kleinegoistischen Interessen über die gesamte Moral stellt, daß ein Gewebe von Abhängigkeitsverhältnissen das Volk zusammenfesselt zu einer kompakten Masse, welche jeder gemeinnützigen, befreienden Wahrheit einen zähen und keine Gemeinheit verschmähenden Widerstand entgegensetzt, einen unabhängigen Charakter, der ihre Interessen nicht als Leitmotiv betrachtet, zum „Volksfeinde“ stempelt und somit der gefährlichste Feind der Wahrheit, Freiheit und Gerechtigkeit ist. Diese Erfahrung erschüttert den Dr. Thomas Stockmann bis in die heimlichsten Kammern seines Herzens und bewirkt daselbst eine großartige Umwälzung seiner bisherigen Wertschätzungen, eine neue, eigenartige Lebensauffassung, — jenen gewaltigen Individualismus, welcher in der Unpopularität ein Kennzeichen der echten Wahrheit und Größe, sowie im Alleinstehen die höchste Stärke erblickt. Ganze Zeitbewegungen, breite geistige Strömungen, können aus solchen individuellen Erlebnissen entspringen. Der Materialismus beispielsweise scheint mir eine solche Bewegung zu sein. Wenn der Zögling eines spiritualistischen, den Körper und seine Bedürfnisse geringschätzenden Zeitalters infolge individueller Lebenserfahrungen auf die Bedeutung des Materiellen, insbesondere des Magens und Gehirnes, hingelenkt wird, so ist es ganz verständlich, wenn er daraufhin seine herkömmlichen Werte umwertet,

und nun, in extremer Opposition zu seinen spiritualistischen Erziehern, zu einer neuen Weltanschauung gelangt, welche die Materie als das Wesentliche der gesamten Wirklichkeit, also auch des Menschen, den Geist aber als eine bloße Erscheinungsform der Materie betrachtet, sich grundsätzlich an die Welt der Sinne „mit klammernden Organen" hält und demgemäß die Magenfrage und ihre volkswirtschaftliche Lösung als den Kern aller Fragen, die ideelle Seite eines Zeitalters aber als bloßen Schlagschatten der materiellen Verhältnisse betrachtet. Auch die Reaktion gegen den Materialismus, der Neo-Spiritualismus, darf bei vielen Vertretern als eine inviduelle Wertung angesehen werden.

Die Wertung eines Objekts würde minder inviduell ausfallen, könnte es nur von einer Seite betrachtet werden. Es hat indessen mehrere Seiten oder Wirkungen und kann daher bald in dieser, bald in jener Beziehung gewertet werden. Die Vielheit der Wirkungen wird, wie bereits erwähnt, bei der Wertung des Mittels leicht übersehen, indem nur die eine zweckdienliche Wirkung ins Auge fällt.

Was endlich noch zur Individualisierung der Werte beiträgt, ist der Umstand, daß die Gefühle, aus denen ja (gemäß unserer Definition von „Wert") alle Wertungen entspringen, nicht konstant, sondern schwankend sind und überdies dem abschätzenden Subjekt ziemlich unmessbar erscheinen. Daher verändern sich die Werte desselben Individuums zuweilen von Heute auf Morgen; was ihm soeben reizvoll erschien, widert es nunmehr an. Und das Gefühl, dessen es sich erinnert, läßt sich schwerlich zu dem gegenwärtigen Gefühl in ein Größenverhältnis bringen; ja es giebt bekanntlich Naturen, welche derart vom momentanen Gemütszustande beherrscht werden, daß dieser bei der Abschätzung über alle Gefühlserinnerungen den Sieg davonträgt.

Wir sehen, die Natur und Lage des Menschen enthält ziemlich kräftige Tendenzen zur Individualisierung der Werte.

Indessen wird diesen Tendenzen auch stark entgegengearbeitet. In erster Linie ist es die Gleichartigkeit der menschlichen Natur, welche eine gewisse Normalität des Fühlens und Denkens der Erfahrung und daher der Wertung, hervorruft. Diese Wirkung wird noch gesteigert durch die Uebereinstimmung, welche den Lebenslagen ein und desselben Zeitalters, und vollends einer und derselben sozialen Gemeinschaft eigen ist. Eine hervorragende Rolle in diesem Milieu spielt die geistige Abhängigkeit des Menschen vom Menschen. Denn auch im geistigen Leben walten, wie im politischen und wirtschaftlichen, allerlei Herrschaften, welche die Gefühle und Urteile gewaltsam schablonisieren. So suchen die Eltern mittels ihrer Autorität den Kindern ein bestimmtes Gepräge zu geben; die Lehrer trichtern ihren Zöglingen ein, was sie selber als Weisheit betrachten lernten; das Herumreden der Leute, die „öffentliche Meinung," die „Volksstimme", die stereotype Propaganda, welche Bücher und Zeitungen ausüben, Staat, Recht, Pflicht, Religion . . . diese und andere herrschenden Mächte haben die Tendenz, die Individuen gewissermaßen über einen Leisten zu schlagen und folglich die Wertungen zu normalisieren.

Indessen wüßte ich nicht, daß es diesen Mächten je gelungen wäre, der individuellen Wertung in irgend einer Beziehung mit totalem, dauerndem Erfolg entgegenzuarbeiten. Und so erscheint mir die Idee „absoluter", allgemeingiltiger Werte, als eine Utopie, als eine niemals realisierbare Imagination. Wie vermöchte auch eine Wertung konstant zu sein, da doch ihre Bedingungen, das Fühlen und Denken, die Lebenslage und Lebenserfahrung der Menschen, vom allgemeinen Wandel bespült werden!

Hiermit eröffnet sich eine peinliche Perspektive für die Dogmatiker aller Geistesgebiete, jene Fanatiker der absoluten Giltigkeit, welche meinen, beim Fallen ihrer Dogmen müsse die Kulturwelt untergehen oder mindestens erbeben; und vollends für jene Herrschaften, welche sich auf geistige Knechtung und Schablonisierung stützen, und daher in der individuellen Wertung, in der Selbständigkeit des Einzelwesens eine Auflehnung gegen ihre Satzungen und Hoheitsrechte wittern.

Welche Stellung aber nehmen wir zur individuellen Wertung ein? — Ich weiß es nicht! Ich weiß nur, daß wir entweder Sklaven irgendwelcher Heiligkeiten, Götzendiener herkömmlicher Wertungen sind, und daß wir alsdann natürlich den Individualisten als Ketzer betrachten, — oder aber, daß wir selber Individualisten sind und folglich die individuelle Wertung wiederum individuell werten.

So werte auch ich sie individuell. Und weil mein Ziel der „freie Vernunftmensch" ist, so untersuche ich, was die individuelle Wertung hierfür bedeutet, — ob Förderung oder Beeinträchtigung.

Da sehe ich denn zunächst, daß der Gegensatz der individuellen Wertung, die normale, überkommene und übernommene Wertung, in zahllosen Fällen die Freiheit beeinträchtigt. Denn ein Wesen ist nur dann frei, wenn es seinen individuellen Bedürfnissen gemäß leben kann; da aber die ihm beigebrachten Wertungen häufig nicht für seine Eigenart passen, so fühlt es sich, sobald dieser Widerspruch zwischen Normalität und Individualität aktuell wird, bedrückt, gehemmt, vergewaltigt. Alsdann handelt es sich darum, wer stärker ist, die Normalität oder die Individualität; ist es die erstere, so hat das Individuum seine Freiheit und wohl auch seinen Freiheitssinn eingebüßt und wird nun in der Knechtschaft des Philistertums mit sklavischem Behagen vegetieren, oder im Joche dahin siechen und verkümmern.

Mancherlei Gestalten ziehen mir vorüber, welche den Kampf zwischen normaler und individueller Wertung sowie die Naturgeschichte und Bedeutung der Umwertung darstellen. Da die meisten dieser Persönlichkeiten meiner engsten Lebenserfahrung angehören und daher nicht ohne weitläufige Erklärung dem Leser verständlich sein würden, so beschränke ich mich auf die Betrachtung einer Gestalt, welche der Dichtung angehört und daher jedermann zugänglich ist. Ich meine Frau Alving in Ibsens „Gespenstern". Sie ist in den engen Schranken des religiösen Glaubens, der strengen Moral und „guten Sitte" erzogen und hat sich vor diesen heiligen Autoritäten beugen gelernt. Als gehorsame Tochter heiratet sie den jungen vermögenden Hauptmann Alving. Die kecke, ungebundene Lebenslustigkeit dieses Mannes vermag ihr unreifer, in strenger Beschränktheit erzogener Mädchensinn nicht zu begreifen. Sie ist eben gewöhnt, alles mit den normalen Werten, ihren moralischen Idealen, zu messen. Charakteristisch lautet ihr Geständnis: „Man hatte mich etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, an die ich bisher geglaubt hatte; alles mündete in Pflichten aus, — in meine Pflichten und in seine Pflichten." So ist es denn erklärlich, daß sie auf die Lebenslust ihres Gatten nicht kameradschaftlich einzugehen vermag, sondern ihr mit kalter Abweisung entgegentritt. Peinlich berührt und immer mehr abgestoßen, sucht der Mann Entschädigung in seinen Junggesellen-Vergnügungen und entwickelt seine Lebenslust, die unter dem Einfluß einer teilnehmenden Gattin hätte veredelt werden können, zu widerlicher Roheit. Das Unglück der Ehe ist somit fertig, heraufbeschworen durch traditionelle Wertung. Von einer Ahnung dieses Zusammenhangs erfüllt, rafft sich

Helene Alving in plötzlichem Freiheitsdrange auf zur Empörung gegen die ihr aufgedrungenen Pflichten. Doch alsbald erlahmt ihre Widerstandskraft, sie beugt sich wieder der alten Moral, da ihre Erfahrungen noch nicht zur energischen Bethätigung ihrer Individualität, zur Umwertung der Lebensverhältnisse, ausreichen. Weitere Jahre, Leiden und Kämpfe indessen reifen die Selbständigkeit ihres Fühlens und Denkens, und nun entwickelt sich in stürmischem Tempo ihre Emanzipation von den „Gespenstern", den traditionellen, normalen Wertungen. Ich schildere diesen Prozeß mit den feinsinnigen Worten von Lou Andreas-Salomé („Henrik Ibsens Frauen-Gestalten", Berlin 1892 bei H. Bloch):

„Es beginnt ihr klar zu werden, daß die Lebenspflicht, für die sie kämpft und leidet, eine ihr von außen aufgedrungene ist, daß sie nicht aus ihrer eigenen Ueberzeugung stammt. Sie hat die ideale Losung nicht selbst über den Eingang zu ihrem Leben geschrieben, sie hat nur gläubig gewähnt, eine göttliche Hand habe sie dort in unvergänglicher, unauslöschlicher Goldschrift eingegraben. Die erste, instinktive Entscheidung ihrer Natur hat anders gelautet, ist eine unwillkürliche Abwehr und Flucht gewesen. Nun mußte sie sich an einem ihr fremden, ihr aufgezwungenen Maßstab entwickeln, zu sich selbst gelangen im Kampfe um etwas, das sie selbst weder war noch wollte. So kommt es, daß ihre Handlungen noch dem übernommenen traditionellen Ideal gelten, während schon die Erkenntnis und die Einsicht, die sich ihr in ihnen erschließen, sich jedesmal tadelnd und zweifelnd gegen ihr eigenes Thun kehren. Und so kommt es, daß jedem Siege, den sie in ihren Handlungen über sich selbst erfochten, das klare Bewußtsein davon folgt, daß eine tragische Verwechslung sie gegen ihre eigene Sache und Gesinnung hat kämpfen lassen. Deshalb steigert sich jene erste instinktive Flucht vor dem Pflichtzwang langsam und furchtbar zu einem tragischen Zwiespalt ihres ganzen innern Lebens, der am Schluß aller Opfer und Preisgebungen ausmündet in die Erkenntnis, daß sie einen Irrkampf gekämpft, und daß die Götter, unter deren Banner sie gestritten, Gespenster und wesenlose Schattengebilde waren . . .

Es klingt und jubelt . . . wie eine Versöhnung des Zwiespaltes ihres ganzen Lebens. Denn was die erzwungene Heilighaltung der traditionellen Ideale nicht vermochte: sie dem Geist, dem Wesen ihres Gatten liebevoll zu nähern, ihm ihre Seele milde zu erschließen, — das vermag die volle, vorurteilsfreie Erkenntnis zu gewähren. Die Wahrheit, die bisher idealzerstörend, unerbittlich durch ihr Leben hindurchschritt, und der sie dennoch immer wieder unerschrocken folgte, mit dem heißen Drang und Durst ihrer Sehnsucht, — strahlt endlich auf über ihr in einem alles umfassenden Glanze, in welchem sie Ideal und Wahrheit in einem neuen, großen und sieghaften Zusammenhange schaut."

Die Morgensonne taucht empor aus Nacht und Nebeln, als die „Gespenster", jene traditionellen, normalen Wertungen, sich ihr letztes Opfer aus der heimgesuchten Familie holen, Frau Alvings Sohn, den armen Oswald: und diese glühende Sonne ist ein Symbol der Freiheit und höhern Wahrheit, welche die aus eigenartigen Lebenskämpfen und Erfahrungen geborene individuelle Wertung darstellt.

Und solch eine Sonne ist die individuelle Wertung nicht allein für das wertende Individuum, sondern in gewisser Hinsicht für die gesamte Menschheit. Denn gleichwie die Sonne dem Pflanzenreich, das unter des Winters Herrschaft erstarrt lag, neue Triebkraft einflößt, so wirkt jede Emanzipation der Individualität anregend auf die Entwicklung des gesamten geistigen Lebens. Verkommen würde ja die Welt der Ideen in all der Knechtschaft, wenn nicht individuelle Auflehnungen gegen das Normale immer wieder neues Leben, frische Triebkraft hineinbrächten. Denn Normalität, Gleichmacherei bedeutet im geistigen Leben Stillstand, Starrheit, Tod, — Individualität, Differenzierung aber Entwickelung, Leben. Drum erscheint mir so treffend das Wort, welches Ibsen in einem Briefe gebraucht: „Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes." Und zwar verstehe ich darunter nicht die Revolutionierung

in einer bestimmten Richtung, sondern die ewige Revolutionierung, gegen jegliche Stagnation.

Den Wert der Revolutionierung gegen das Normale zeigt auch die Geschichte der Organismen. Bei dem Wechsel, welcher sich in den äußeren Umständen der Pflanzen und Tiere beständig vollzog und welcher natürlich häufig die Existenz einer ganzen Art bedrohte, wäre deren Dasein wohl nicht erhalten, hätte nicht die Differenzierung innerhalb der Art gewisse Rettungswege eröffnet. Die urweltliche Eidechse mag an einer bestimmten Stelle der Erdentwickelung in ihrem Dasein als kriechendes Wesen bedroht gewesen sein; da entstand durch Differenzierung die geflügelte und gefiederte Eidechse, der Urvogel Archaeopterix, und nun war die Existenz dieser Linie von Lebewesen wiederum garantiert, ja eine neue Welt ihr erschlossen, das Reich der Luft, und eine Fülle neuer Entwicklungsmöglichkeiten und weiterer Differenzierungen. So ist denn die Revolution gegen das Normale eine Grundbedingung für die Auslese des Tüchtigen, und folglich für die Fortentwicklung.

Und je reichlicher die Differenzierung ist — das gilt sowohl von den Wertungen wie von den Lebewesen, — desto größer ist die Aussicht auf eine flotte Fortentwicklung. Denn die Wertungen konkurrieren mit einander, und wie der „Kampf ums Dasein" in der Welt der Organismen gewöhnlich zum Siege des Stärkeren führt, und wie die Konkurrenz auf volkswirtschaftlichem Gebiete häufig eine Elite von Tüchtigen erfolgreich hervorgehen läßt, so bringt auch der Wettbewerb der verschiedenen Wertungen eine Auslese derjenigen zu stande, welche am brauchbarsten sind, während die unpassenden, verkehrten Wertungen ad absurdum geführt und aufgegeben werden. Je größer aber die Zahl der Konkurrenten, desto mehr Chance dafür, daß die Sieger auch wirklich tüchtig sind.

Man könnte aus dieser Betrachtung einen Einwand gegen meine Schätzung der individuellen Wertung schöpfen; man könnte nämlich sagen: wenn der Ausgang der Konkurrenz gewöhnlich in dem Siege und der Erhaltung des Tüchtigen besteht, so ist Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diejenigen Wertungen, welche die größte Verbreitung, die Herrschaft, besitzen, also die normalen Wertungen, auch die tüchtigen sind.

Indessen ist dieser Schluß zunächst formell falsch. Denn daraus, daß alle Tüchtigen ihr Dasein und ihre Wirksamkeit erhalten, folgt nicht, daß alles, was Dasein und Wirksamkeit hat, auch tüchtig ist. Sodann kann man gewiß nicht sagen, daß die herrschenden Werte ihre Anerkennung immer ihrer Tüchtigkeit verdanken; vielmehr wird ihre Herrschaft oft durch brutale Gewalt erzwungen; — ich erinnere nur an die christlichen Wertungen zur Zeit der üppigsten Tyrannei der Kirche. Endlich kommt es sehr häufig vor, daß eine Wertung einst, als sie noch individuell war, wirklich befreiend wirkte, späterhin aber, seit sie normal wurde, nur noch eine veraltete Satzung bedeutet. Diese Beobachtung führt Ibsens Dr. Thomas Stockmann zu der Aeußerung:

„Die Mehrheit hat niemals das Recht auf ihrer Seite, sage ich. Das ist eine jener landläufigen Gesellschaftslügen, gegen die jeder freie, denkende Mann sich auflehnen muß. Wer bildet denn die Mehrheit der Bewohner eines Landes, die Klugen oder die Dummen? Ich denke, wir alle sind darin einig, daß die Dummen die geradezu überwältigende Majorität bilden rings um uns her auf der ganzen weiten Erde. Aber das kann doch nie und nimmer das Richtige sein, daß die Dummen über die Klugen herrschen sollen . . . Die Mehrheit hat die Macht — leider — aber das Recht hat sie nicht. Das Recht hab' ich und einige wenige, einzelne. Die Minderheit hat immer Recht . . . Ich denke an die Wenigen, die Einzelnen unter uns, welche sich all die jungen

keimenden Wahrheiten angeeignet haben. Diese Männer stehn gewissermaßen draußen unter den Vorposten, die soweit vorgeschoben sind, daß die kompakte Majorität bis dahin noch nicht hat nachrücken können — und dort kämpfen sie für Wahrheiten, die noch zu jung sind im Bewußtsein der Welt, als daß sie bereits eine Mehrheit hätten für sich gewinnen können . . .

Ich gedenke Krieg zu führen gegen die Lüge, daß die Mehrheit im Besitz der Wahrheit sei. Was sind denn das für Wahrheiten, um welche die Majorität sich zu schaaren pflegt? Es sind die Wahrheiten, die so hoch zu Jahren gekommen, daß sie sich bereits abgelebt haben. Ist jedoch eine Wahrheit so alt geworden, so ist sie auf dem besten Wege eine Lüge zu werden. Ja, ja, ihr mögt mir glauben oder nicht, aber die Wahrheiten sind nicht so zählebige Methusalems, wie die Menschen sich einbilden. Eine normal gebaute Wahrheit lebt — nun sagen wir: in der Regel fünfzehn, sechzehn, höchstens zwanzig Jahre; selten länger. Aber solche bejahrten Wahrheiten sind stets entsetzlich dürr und mager. Und dennoch macht sich erst dann die Mehrheit mit ihnen zu schaffen und empfiehlt sie der Menschheit als gesunde geistige Nahrung. Aber ich kann euch versichern: es ist nicht viel Nahrungsstoff in einer solchen Kost, und darauf muß ich mich als Arzt verstehen. Alle diese Majoritätswahrheiten gleichen dem überjährigen ranzigen Speck; sie sind wie verdorbner, grün angelaufener Schinken; und daher kommt all der moralische Skorbut, der rings um uns her in der Gesellschaft grassiert . . .

Ich halte mich so eng an den Gegenstand wie nur möglich, denn wovon anders red' ich hier, als daß die Masse, die Mehrheit, die verwünschte kompakte Majorität es ist, welche unsre geistige Lebensquelle vergiftet und den Boden unter uns verpestet?"

Und als ihm eingewendet wird, daß es doch besonnen sei, nur den sichern. anerkannten Wahrheiten zu huldigen, entgegnet Stockmann:

„Ach, reden Sie doch nicht von sichern Wahrheiten! Die Wahrheiten, welche die Masse anerkennt — das sind die, für welches in den Tagen unsrer Großväter gekämpft wurde. Wir, die jetzt lebenden Vorposten des Wahrheitskampfes, anerkennen dieselben nicht mehr, und ich glaube auch nicht, daß es irgend eine andere sichere Wahrheit gibt, als die, daß keine Gesellschaft von solchen alten markloſen Wahrheiten gesund zu leben vermag."

Aber, so wird vielleicht des Weitern eingewendet, steckt denn nicht in den traditionellen Wertungen eine Fülle von Weisheit, nämlich die Weisheit unserer Vorfahren? — Zuweilen allerdings; ich gebe zu, daß die Weisheit der Vorfahren unter Umständen auch für die Nachwelt befreiend wirken kann; indessen — nur unter Umständen!

Endlich höre ich den Einwand, daß die individuelle Wertung doch auch eine zweifellose Gefahr für den „freien Vernunftmenschen" darstellt, insofern sie nämlich unvernünftig sein kann. Wenn z. B. ein rachsüchtiger Mensch seine individuelle Wertung der Rache über die normale Wertung des moralischen Lebens stelle, so könne er ja zum Meuchelmord d. h. zum Unheil und Unglück, getrieben werden. Ich gebe das völlig zu, gebe zu, daß die individuelle Wertung aus Leidenschaft oder intellektueller Kurzsichtigkeit grobe Mißgriffe machen und den „freien Vernunftmenschen" schwer beeinträchtigen kann. Doch dieses Uebel stellt ja nur eine Seite der individuellen Wertung dar, während ich Gelegenheit gefunden habe, auch eine Lichtseite zu zeigen.

Welche dieser Seiten eine größere Bedeutung hat und bei der Abschätzung den Ausschlag giebt?

Wer weiß das? Ich nicht!

Und dies Geständnis mache ich in dem frohen Bewußtsein, daß ich nicht nach absoluten, allgemeingiltigen Abschätzungen trachte, daß ich eben kein Dogmatiker bin.

(Fortsetzung folgt)

Eisgang.

Modernes Schauspiel in vier Aufzügen

von

Max Halbe.

Menschen.

Eduard Tetzlaff. Fünfziger. Hohe, aber gebeugte Gestalt. Spuren einstiger Stattlichkeit. Blondes, noch volles Haar. Nervöse Bewegungen. Eigenschaft, bald versunken vor sich hinzubrüten, bald nervös aufzufahren.

Hugo Tetzlaff. Mitte zwanzig. Groß, breitschultrig. Schwerfällige Bewegungen. Kleine graue Augen. Ausgesprochen hellblond. Anflug von Schnurrbart. Massiver Quadratschädel. Mischung von Sarkasmus und Phlegma im Ausdruck. Langsame, verstandesmäßige, halb pathetische, halb militärische Sprechweise mit öfteren Ausbrüchen sarkastischer Lebhaftigkeit.

Grete Tetzlaff. Zwanzig Jahre. Hübsche Blondine. Kräftige, volle Gestalt. Große, kluge Augen. Zug von Schalkhaftigkeit, gedämpft durch Familienschwermut.

Peter Leidigkeit. Sechsziger. Untersetzte Gestalt mit bäurischen Bewegungen. Brummig. Grob, aber gegebenen Falles vorsichtig. Spricht stark Dialekt mit dumpfem O.

Amalie Leidigkeit. Hohe Dreißigerin. Dunkelblond. Ponnys. Liebevoll mütterlicher Ton. Bemüht sich, möglichst gebildet zu sprechen. Noch annehmbares Aeußere.

Dr. Lange. Ende zwanzig. Große, vierschrötige Figur. Ungeschlachtes Auftreten, abgeschliffen durch ärztliche Ueberlegenheit. Pflegt beim Sprechen öfters humoristisch mit den Augen zu zwinkern. Derb ungezwungener Ton mit Anflug von Dialekt. Trägt sich anständig.

Krüger. Mitte zwanzig. Mittelgroße, gewandte Figur. Hakennase. Gedrehter Schnurrbart. Sprechweise und Aeußeres nachlässig schneidig, mit einem Stich ins Leutnantsmäßige.

Poggenfuhl. Sechsziger. Weißhaarig. Wohlkonservirt. Würdiges, pastorales Wesen.

Spirck. Zwanziger. Hager. Dunkel. Im Verkehr mit äußerlich Höherstehenden schulmeisterlich gesetzt, geschmeidig.

Frau Jagellski. Vierzigerin. Rotes, sehr derbes Gesicht. Robuste Gestalt. Sehr couragiert. Spricht hochdeutsch mit westpreußischem Dialekt.

Lieschen. 16 Jahre. Hübsches naives Landkind. Blond. Früh entwickelt. Jugendliche Fülle. Lebhaftes Wesen.

Schwahn. Vierziger. Mittelgroß. Kräftig. Gefurchtes Gesicht. Ehrlich biderb, mit Anflug von Schlauheit. Er, wie die andern Arbeiter tragen grobe braune Leinwand-Joppen und Hosen.

Behrmann. Sechsziger. Gebückt, schon etwas gebrechlich. Wenig Haare. Müde, nachdenksame Haltung.

Ruttkowski. Ende zwanzig. Mischung von polnischer Unterwürfigkeit und werderanischem Trotz. Gewohnheitssäufer. Greift dann leicht zum Messer, kann im nächsten Augenblick wieder verschmitzt zutraulich sein.

Radzimowski. Zwanziger. Polnisches Temperament. Lebhaft, aber schnell verpufft. Spricht gebrochen deutsch.

Nielepowitsch. Noch nicht zwanzig. Aufgeschossen. Stark. Vorwitzig. Steht noch halb in den Flegeljahren.

Siech. Mitte vierzig. Ein einarmiger Invalide. Militärisches Wesen. Beschränkt. Ländlicher Wunderdoktor.

Tine. 18 Jahre. Derb. Voll. Verliebt.

Jaworski. Hoher Fünfziger. Gebückt, aber sehnig. Grausträhniges Haar, quer über den Kopf geklebt. Trägt gewöhnlich Käppchen, blaue Schürze. Verschlossenes sauertöpfisches Wesen.

Erster Aufzug.

Vorhaus bei Tetzlaff. Schwere Eichenmöbel. Langer Tisch in der Mitte. Stühle, Sopha nebst kleinerm Tisch und Stühlen links in der Ecke. Auf dem Sophatisch Papiere und Zeitungen unordentlich verstreut. Vorhaus in Form einer alten, düsteren fliesengepflasterten Halle mit niedriger Decke; zeitgedunkelte Wände mit alten Holzschnitten und Stahlstichen. Zwei braune, altertümliche Schränke an der rechten Seitenwand, rechts und links von der Mittelthür. Mischung von Moderparfum und Modernität. Hängelampe über dem Speisetische. Von den Fenstern Aussicht auf den Garten. Garten mit alten Bäumen, zwischen denen in einer Ecke halb versteckt Grabgitter und Denksteine. Im Vorhause laub-gedämpfte Beleuchtung. Nebliger September-Tag, Vormittag.

Eduard Tetzlaff, Bauführer Krüger, Hugo und Grethe Tetzlaff am gedeckten Speisetisch. Zwei Weinflaschen, Weingläser. Im Uebrigen frugales Frühstück; soeben beendet.

Bauführer Krüger (sich im Stuhl zurücklegend und umblickend, während er den Rauch seiner Cigarre ausstößt). Wundervolle Eichensachen und das Alles so aus dem Handgelenk? Nach eigenem Modell? Kann mein Kompliment nicht zurückhalten. (Verbeugt sich verbindlich.)

Grethe. Ja. Sie sollen meinen Bruder erst kennen lernen, Herr Bauführer, der reine Techniker.

Bauführer (unterbrechend). Also vom Fach. Halb und Halb. Herr Kollege, freut mich ganz besonders (Verbeugt sich wieder).

Hugo (aus seinem Nachdenken auffahrend). Glauben Sie also wirklich, daß die Regierung im nächsten Jahre mit der Stromregulierung anfangen wird?

Bauführer. Glauben Herr? Ich weiß das. Unsere Instructionen besagen klar und deutlich — unter allen Umständen. Wissen Sie, was das heißt? Unter allen Umständen die Vorarbeiten für die Stromdurchlegung so zu fördern, daß das Werk im nächsten Frühjahr in Angriff genommen werden kann! Unter allen Umständen.

Grethe. Und hoffen Sie fertig zu werden? Es ist doch eine große Verantwortung.

Bauführer. Hoffen, gnädiges Fräulein? Unter allen Umständen. Die Regierung kann sich auf ihre Beamten verlassen.

Hugo. Sind Sie einverstanden mit der Art und Weise, wie die Regierung die Stromdurchlegung plant.

Bauführer. Erlaube mir zu bemerken, daß ich die Ehre habe, hier als ausführender Beamter der Regierung zu stehen.

Hugo. Wenn nun der Strom beim nächsten Eisgang, also noch vor der Regulierung sich ein anderes Bett durchbricht, als die Regierung ihm abstecken läßt, etwa ein Stück unterhalb, wie dann?

Bauführer. Ah, werden das zu verhindern wissen. Lassen uns damit nicht imponieren. Imponiert nur Laien.

Tetzlaff (überwacht, eingefallen, hohläugig). Was das alles für kostspielige Projekte sind. Nhu! Beinahe ertrunken sind wir im Wasser. Jahre und Jahre! Kein Hahn hat nach uns gekräht und jetzt, wo unsere besten Länder ruiniert sind, jetzt kommen die Herren vom grünen Tisch, jetzt soll reguliert werden. Auf einmal!

Sie sollten mal gesehen haben, was das für Land hier war, Herr Bauführer! Kronland! (Schweigen.)

Hugo (steht auf und sieht zum runden Tisch hinüber zu Grethe). Liegt da meine Zeitschrift?

Grethe. Die electrotechnische? Die heute morgen kam? Ja. Die liegt da, Willst Du lesen?

Bauführer. Ah! Sehr interessant! Also auch auf dem Gebiete Fachmann! Alle Achtung!

Hugo (geht zum runden Tisch, nimmt das Blatt auf, schaut hinein, kommt langsam zurück, die Zeitschrift in der Hand).

Tetzlaff (der während dessen nervös nach etwas gesucht, holt seine Cigarrentasche heraus). Stecken Sie sich noch eine an? Herr Bauführer. (Reicht ihm die Tasche).

Bauführer (nimmt eine Cigarre). Ah, sehr verbunden! (Zündet sie an).

Tetzlaff (die Tasche in der Hand behaltend). Ich sag' Ihnen Herr Bauführer, die Kalamität mit den Leuten jetzt. Wenn wir den Strombau bekommen. Eine Lohnverteuerung wird das, . . . Meinen Sie, die Leute wissen nichts davon? Nhu! Die wissen das besser als wir. Aeck goh to dä Wiesselbuhte! Hä mot mi fästig Dohler tolähge to Martin! Hä mott mi Deputat tolähge! Hä mott mi dit onn hä mott mi datt! So geht das! Was denken Sie wohl? Sünst blihv' äck nich! Aeck häww dat jo vähl bähter bi dä Wiesselbuhte. Meinen Sie, daß die Leute nicht so sprechen? Ich kenn' doch meine Leute besser. Der vollständige Ruin, dieser Durchstich! (Schweigt einen Augenblick, reicht dann Hugo die Tasche). Du, Hugo?

Hugo (nimmt stillschweigend eine Cigarre, zündet sie an).

Tetzlaff (die Tasche wieder einsteckend) Ich darf ja nicht!

Grethe. Nein, Papachen, unter meiner Aufsicht nicht! Du weißt ja, was der Herr Doktor Lange gesagt hat. Wenn der Schlaf wieder kommen soll.

Tetzlaff (aufgeregt). Wieder?! Vielleicht auf dem Mond!

Grethe. Aber lieber Papa! (Legt ihre Hand auf seinen Arm.)

Tetzlaff (außer sich) Gieb mir Schlaf, sag' ich Dir!

Schweigen.

Bauführer (sich erhebend). Ich will die Herrschaften aber doch nicht länger . . . Meinen ergebensten Dank.

Grethe (sich erhebend). Wofür denn, Herr Bauführer? Ich hoffe, Sie werden sich noch oft bei uns sehen lassen.

Bauführer. Wenn gnä'dges Fräulein gestatten! (Mit Verbeugung.) Empfehle mich allerseits!

Tetzlaff (ist aufgestanden, reicht ihm die Hand). Adieu, Herr Bauführer! (zu Hugo.) Willst Du den Herrn Bauführer rauszeigen, Hugo?

Bauführer (Hut in der Hand). Ah, sehr verbunden! In der That komplizierte Geschichte in diesen alten Höfen! (Mit Verbeugung ab.)

Hugo (folgt ihm).

Tetzlaff (setzt sich wieder, brütet vor sich hin).

Grethe (bei ihm). Papachen, willst Du Dich nicht ein bißchen hinlegen?

Tetzlaff (aufgeregt). Laß mich! Ich hab' keine Zeit! Ich muß raus! In die Wirtschaft!

Grethe (bittend). Aber, Papachen, Du hast doch die ganze Nacht kein Auge zugemacht. Komm, Papachen, ja? (Legt den Arm um ihn.)

Tetzlaff (erhebt sich, stöhnt auf). Ach! (Langsam ab mit Grethe durch die Thür im Hintergrund).

Kurze Pause.

Hugo (tritt von rechts wieder ein, sieht sich um, geht ans Fenster, schaut, versunken hinaus).

Grethe (kommt von hinten aus Tetzlaffs Zimmer, schließt leise die Thür, nähert sich Hugo).

Hugo (dreht sich um, düster). Will er schlafen?

Grethe (ebenfalls am Fenster, verzweifelt). Was wird das bloß werden, Hugo! Was war das für eine Nacht heute! Jetzt wieder dies Rumwandern, Nacht für Nacht! Hast Du Papa heute Nacht gehört? Das war mir so unheimlich! Ich glaub', er ist auch im Garten gewesen!

Hugo. Bei den Gräbern! Jawohl!

Grethe. Ach warum müssen wir auch das Erbbegräbnis im Garten haben! Doktor Lange sagt auch, das ist der reine Wahnsinn! Immer zu denken, daß die mal drinnen rumgegangen sind und daß man da auch einmal hinkommt! (Schüttelt sich). Hoä! Und gerade für Papa!

Hugo (öffnet das Fenster, atmet tief). Er hat wohl Grund, die zu beneiden! Die im Nebel da. Die haben den Schlaf! Die halten ihn fest!

Grethe (aufgeregt). Glaub' mir, hier wird Papa nie gesund! Kaum ein Sonnenstrahl fällt ja durch! Wenn wir Papa bloß rausbekommen! Immer diese Angst, ohne ihn geht die Wirtschaft zu Grunde.

Hugo. Geht zu Grunde und mit ihm .... (auf und ab).

Grethe. Hugo, wir müssen dafür sorgen, Papa muß weg, wenn er auch nicht will. Denk' was der Doktor gesagt hat.

Hugo (vor Grethe stehend bleibend, versunken). Daran denk' ich. Die Voraussetzungen sind erfüllt. Die Schlaflosigkeit ist wieder da. Die Pulver wirken nicht mehr, Alles wie der Doktor prophezeit hat. Seien wir Mathematiker, liebe Grethe.

Grethe (senkt den Kopf; kämpft gegen etwas an).

Hugo. Wir werden unseren Vater nicht lange mehr haben; mach Dich darauf gefaßt.

Grethe (krampfhaft). Ist denn keine Rettung möglich?

Hugo. Für unsern Vater nicht. Er wird nicht hinauskommen. Der Doktor hat gut vorschreiben. Die Menschen haben keinen freien Willen. (setzt sich an den Speisetisch; die Beine übergeschlagen, den Kopf gestützt).

Grethe (erregt). Wenn er sich wenigstens schont! Wenn er nichts von der Wirtschaft sieht! Wenn er sich nicht mehr zu ärgern braucht. Wir müssen ihn von Allem fernhalten.

Hugo (achselzuckend). Fernhalten! Wenn Dich die Hoffnung trösten kann. Du sagst doch selbst, er ist so aufgebracht gegen die Leute! Er! . . Du sagst das doch selbst.

Hugo. Wir müssen wünschen, ihn fernzuhalten. Daß es gelingt, ist ausgeschlossen.

Grethe. Aber wozu bist Du denn hier, Hugo?

Hugo. Hier? Hm! Das frag' ich Dich auch!

Grethe. Mein Gott! Mein Gott! Mit wem soll man denn sprechen? Wen hat man denn! Du bist schrecklich, Hugo!

Hugo. Weil ihr Weiber die Wahrheit nicht vertragen könnt! Weil ihr Alle die Wahrheit nicht leiden könnt. Wir sind ja hier. Was willst Du mehr?

Grethe. Aber man weiß immer nicht, was man aus Dir machen soll! Man weiß immer nicht, ob man sich auf Dich verlassen kann!

Hugo. Verlassen? Hm! Du kannst Dich vollständig auf mich verlassen. Sitz' ich nicht hier und sehe zu, wie man Menschen ausbeutet und bin noch nicht weggelaufen? Hab' ich nicht meine Ideale dran gegeben, Schwesterchen? Was willst Du mehr? (Trommelt auf dem Tisch.)

Grethe (steht auf und tritt zu ihm, legt ihm die Hand auf die Schulter). Sei mir nicht bös, Hugo. Ich bin manchmal so . . (leidenschaftlich.) Ach! Man wird ja so! (Legt den Arm um ihn, leise.) Du thust mir leid, Hugo!

Hugo (humoristisch). Thu' ich Dir leid? Sieh mal an! Ich mir auch.

Schweigen.

Grethe (plötzlich). Laß uns, wie wir sind! Fahr ab! An uns ist nichts mehr zu ändern! Komm Du nicht auch noch hinein.

Hugo (aufstehend, in verhaltener Erregung). Siehst Du, das ist zu spät. Ich hätte mir beweisen müssen, daß ich den Mut habe. Wirf Deine Familie hinter Dich und sei einer vom Volk! Ich hätte die Probe aufs Exempel machen müssen! Ich will Dir sagen, was ich mir jetzt noch bin! Komisch bin ich mir! (Setzt sich wieder.)

Grethe (unmutig). Weil Du Dich für Deine Familie opferst, Hugo?

Hugo. Du brauchst keine Angst zu haben; wir kommen nicht raus! Wir sitzen fest. Wir werden unsern Skat spielen wie einer.

Grethe (horcht nach der Hintergrundsthür). Mir war doch so . . . (sich schüttelnd). Ich habe solche Angst! (Aufspringend und zur Hintergrundsthür horchend; nach einem Augenblick tief aufatmend). Er geht! Hörst Du? Hörst Du?

Hugo (ebenfalls lauschend). Auf und ab! Auf und ab! Ruhelos! Ruhelos!

Grethe (von der Thür weg, tritt an's Fenster, atmet auf).

Hugo. Auch einer, der immer hinaus wollte und hat nichts gefunden bis auf diesen Tag! Auch einer! (Brütend.)

Grethe (am Fenster). Ach sieh' nur Hugo, wie der Nebel zerreißt! Die Sonne kommt vor! Das wird heut ein schöner Tag!

Kurzes Schweigen.

Hugo (plötzlich sich erhebend, kräftig). Wir wollen aber noch nicht, was meinst Du, Schwesterchen? Wir wollen noch kämpfen!

Grethe (wendet sich, geht zu Hugo; nimmt seine Hand). Versuch's Hugo! Vielleicht wird's gehen!

Hugo. Wir wollen thun, was an uns ist! Wir wollen unsern Mann stehen!

Grethe. Wir beide müssen zusammenhalten, Hugo! Wir haben niemand anders auf der Welt!

Hugo. Vor allem muß die Behandlung besser werden! Wir haben die Wirtschaft energisch in die Hand zu nehmen! Wir haben viel gut zu machen!

(Die Mittelthür rechts wird langsam geöffnet. Auf der Schwelle erscheint Ruttkowski, leicht schwankend.)

Ruttkowski (an den Thürpfosten gelehnt). Aes . . dä Har . . . bänge . . . jonge . . Hahr?

Hugo (fährt leicht zusammen, dreht sich um). Ob wer? Der Herr? (Muß sich erst besinnen). Ja, Ruttkowsky, der Herr will schlafen. Was wird gewünscht?

Grethe (räumt währenddessen den Tisch ab, geht mit dem Geschirr hinaus).

Ruttkowski (einen Schritt näher tretend, halb vertraulich). K . . . ahn dä jonge Hahr . . . mi dat nich mohke?

Hugo. Was, Ruttkowsky? Was steht zu Diensten?

Ruttkowski (wie vorher, aber noch einen Schritt näher, dicht bei Hugo). Aeck magd man blot . . . mihn Kind ahfmälle.

Hugo (zerstreut). So, Standesamt! Hm . . . Geburt? Tod?

Ruttkowski. Jistre oppe Nacht . . . äs dat . . . st . . . ahrwe.

Hugo. So, Todesfall! Ihr Kind? Wollen sehen. (Sucht auf dem Tisch, noch einen Augenblick zerstreut). Todesursache, Ruttkowsky?

Ruttkowski (verständnislos). Richtig, . . . äs dat . . . von mine Fru. Dat äs . . . onehelich.

Hugo. Woran Ihr Kind gestorben ist, fragen wir.

Ruttkowski (gleichmütig). Aeck weht jo nich . . . jonge Hahr. Dat mott all so sänne. Dat geiht to rasch . . . mät dä Kinger.

Hugo (hat überall im Vorhaus gesucht). Müssen warten, Ruttkowski. Ich kann den Schlüssel zum Amt nicht finden. Warten Sie, vielleicht liegt er draußen. (Will ab.)

Spirck (tritt durch die Mittelthüre rechts ein, Geigenkasten in der Hand). Morgen, Herr Tetzlaff!

Hugo (reicht ihm die Hand). 'Tag, Spirck! Wohl und munter?

Spirck. Danke sehr, Herr Tetzlaff! 's muß gut sein. Schlecht und recht, Sie wissen ja, wie's mit'm armen Lehrer geht. Die Ferien bekommen unsereinem ausgezeichnet. Doch erlaubt, nicht wahr? (Stellt seinen Kasten auf einen Stuhl.)

Hugo. Bitte sich nicht zu genieren, lieber Spirck! Also Musikstunde? Wollen sehen was Grethe macht.

Spirck. Ja, wenn unsereins Frau Musika nicht hätte! Das ist noch so der einzige Trost in unseren Freistunden!

Hugo (nickt Spirck zu, ab).

Spirck (geht auf Ruttkowski zu, der noch immer stumpfsinnig dasteht; reicht ihm die Hand). Wo geiht dat, Ruttkowski? Aeck häww Juch lang nich sähne. Ji sätte nu to Owend ämner bi Neumann, här äck . . . Also dat Kind äs dot?

Ruttkowski (stumpfsinnig). Jo, Hahr Lehrer.

Spirck. Aen ähne Art es dat villicht ganz got . . Dat äs to vähl Plog' mät dä Bälger. Onn schwak wär' dat ja mann . . . . Wannehr sahl dat Begräffnis sänne?

Ruttkowski. Aeck wäht jo nich . . . Hahr Lehrer. Mihn Wihf mähnt oppe Dingsdag.

Spirck (mit dem Finger nach draußen deutend). Ward hä Juch Perd onn Woge gähwe tom Sarchhole?

Ruttkowski (stiert ihn an).

Spirck. Ji motte äm dat sägge. Hä mott Juch dat gähwe. Hä äs dorto vaslicht.

Ruttkowski. Hä ward . . . woll . . . nich wälle.

Spirck. Dat äs Juch glick! Ji motte dat häwwe! Perd onn Woge mott hä gähwe. Ji ware dat Sarch och nich oppe Puckel drohge? dä twäh Mihl!

Ruttkowski. Drohge . . . d . . oh . . äck nich! Hä mott . . .

Spirck (winkt ihm ab). Pst!

Hugo (kommt durch die Mittelthür zurück, zu Spirck). Schwirrt sofort auf. Wissen ja, Weiberarbeit in der Küche. (Zu Ruttkowski.) Kann jetzt nicht ausgestellt werden, Ruttkowski. Der Herr hat'n Schlüssel. Müssen warten, bis der Herr auf ist.

Ruttkowski (sehr vertraulich, einen Schritt näher). Kähne . . . Sä . . . mit dat nich . . . utschrähwe, jonge Hahr? Dä Hahr . . . schämbt wädder op mi.

Hugo. Warum, Ruttkowski?

Ruttkowski. Aeck weht jo nich, jonge Hahr. Aeck häww man 'n hahlf Quatärche nohme.

Hugo. Halb Quarterchen? Sehr gut! Jetzt abgeschoben, Ruttkowski! Und kommen Sie nachher wieder!

Ruttkowski (stramm stehend.) To Befehl, jonge Hahr! (Leicht schwankend ab.)

Hugo (hat sich halb aufs Sopha geworfen, finster). Auch ein Mensch!

Spirck. Wenn man ihn noch als Menschen anerkennen kann.

Hugo (sich aufrichtend). Dann soll er einer werden!

Spirck. Ja, leider! Die Roheit ist wirklich zu groß.

Hugo. Woran liegt das nach Ihrer Meinung?

Spirck (zuckt die Achseln).

Hugo. Das will ich Ihnen sagen. Das ist einfach die soziale Not! Das sind die Sünden der Vergangenheit! Die kommen auf unser Haupt.

Spirck. Das wollen wir doch nicht hoffen!

Schwahn (erscheint in der Mittelthür rechts, sieht sich um, wichtig). Dä hochtgete Hahr häwwt woll länge to dohne?

Hugo (sieht auf). Der Herr schläft, Schwahn. Wollen Sie was?

Schwahn (wichtig, wie auch im Folgenden). Aeck wull man den Brehf för dem Stationsassistenk, wo Jahn mätnehme sahl. Jahn sahl noh dä Station rihde. Dä Hahr häwwt säggt. Dat äs wegen Ihserbohn.

Hugo. Waggon bestellen? Jawohl. Soll auf der Stelle geschrieben werden. Wollen den Herrn nicht stören. (Nimmt Feder und Papier.) Für morgen ein Waggon zum Getreideverladen, nicht wahr, Schwahn!

Schwahn. Jo, jonge Hahr. Fäftig Säck Witte onn fäftig Rogge.

Schweigen.

Hugo (schreibend). Mit der Ernte zufrieden, Schwahn?

Schwahn (zweifelhaft). Dat mot ahl got sänn! Dat wär bähter än frähre Johren.

Hugo (zerstreut schreibend). Wie lange sind Sie nun doch bei uns, Schwahn?

Schwahn. Opp disse Martin . . denn ward dat dräuntwintig Johr. Dä Hahr . . dä wär dunnmols nich vähl äller aß dä jonge Hahr nu. Wenn ick dat denk, wo äck mi ass Schwihnjong vamähde dähd . . . Aeck häww dem jonge Hahre noch oppem Arm drohgt. Dat wäht dä jonge Hahr woll nich mihr?

Hugo. Na ob, Schwahn! Wird selbstredend gewußt. (Aufstehend.) Was machen eigentlich Ihre Auswanderungspläne? All' die Jahre über?

Spirck (lachend). Schwahn und auswandern! Unserm Schwahn thut das doch viel zu leid. Der kann sich doch nicht von Trampenhuben trennen.

Schwahn (zurückhaltend). Dä olle Rahmel wär sähwäntig Johr, ass hä utwannert äs. Dunn ging hä noch äwert Wohter, so olt ass hä wär.

Hugo. Und was ist aus ihm geworden?

Schwahn. Wädderkohme äs hä nich! dat wäht äck. Dat ward sich dohr woll ock lähwe lohte.

Grethe (kommt durch die Thür herein). Guten Tag, Herr Spirck!

Spirck (erhebt sich). Guten Tag, Fräulein Tetzlaff! (Nimmt seinen Kasten.) Dann wollen wir unser Marterholz nur rüber tragen.

Grethe. Sie müssen für heute schon entschuldigen, Herr Spirck. Wir haben soviel zu thun. Und dann möcht ich auch Papa nicht stören. Sie nehmen mir das nicht übel, nicht wahr.

Spirck. Durchaus nicht, Fräulein Tetzlaff! Dann können wir unser Pensum bis zum nächsten Mal lassen. (Verbeugt sich gegen Hugo.) Empfehle mich bestens.

Hugo. Adieu, Spirck! (Schreibt die Adresse).

Spirck (ab, Grethe folgt ihm.

Schwahn (den Beiden nachsehend). Dat äs woll 'n Vigelinenkasten, wo dä Lehrer drohg?

Hugo. Jawohl, Schwahn! Die beiden machen Musik.

Schwahn. Dat äs 'n höllscher Kopp, ons' Lehrer!

Hugo (ist fertig geworden, giebt Schwahn den Brief).

Schwahn (Brief in der Hand). Jonge Hahr, wär dat nich dä nihge Buhmähster, wo von Dog dor wär?

Hugo. Der Baumeister für den Strombau, jawohl.

Schwahn (scheinbar erstaunt). J kick! dat ward' also wahrhaftig wat ware! Aeck häww dat doch glick säggt! Kick mal an!

Man hört Stimmen aus dem Mittelhaus, von rechts her. Gleich darauf stürzt Tine, laut heulend, herein, hinter ihr Grethe).

Grethe (besänftigend). Aber Tine, das wird nicht so schlimm sein; das wird wieder gut werden.

Tine (hinter der Schürze laut schluchzend). Ach ich muß starben. Hu . . u . . u! Wenn ich blos nicht staaaaa . . .

Grethe. Aber Tine, sei doch vernünftig. Wer wird denn so . . . Wo thut's Dir denn noch weh?

Tine (unverändert fortschluchzend). Hu u u! Ich habe doch soviel Blu u u . . . spuckt. Das gnädige Fräulein weiß ja nich . . . Der ganze Topf wär ja voll . . a a a ch!

Hugo (erhebt sich vom Sopha, geht auf Tine zu). Was fehlt Ihnen denn, Tine! Haben Sie Schmerzen? Zeigen Sie mal Ihren Puls! Ich thu' Ihnen nichts.

Tine (die Hand reichend; in zärtlichem Schluchzen). H u u! Der junge Herr thut mich ja auch Nichts. Der junge Herr ist ja so guu . . .

Hugo (nachdem er, mit der Uhr in der Hand, gezählt hat). Ziemlich normal! (Fühlt an ihren Kopf.) Ihr Kopf ist fiebrig, Tine. Haben Sie in der Brust Schmerzen oder sonst wo?

Tine (immer aufgelöster). Ich hab' ja son Weeeceh . . . . dag im ganzen Leib. Ich werd' ja nich wieder gesu u u . . .

Schwahn (vortretend). Wat äs Di, mihn Dochter? Sägg' Dihnen Bohdecke!

Tine (außer sich). Das is vom Verheben! So'n schwerer Saaaa . . .! Ach, ich wußt ja das gleich! Hätt' ich's doch blooo ß nich gethaaa . . . Hätt mich der Herr auch geschlaaaa . . . .

Schwahn (aufgebracht). Aeck mott mät'm Hahre sprähke!

Hugo. Wegen Tine, Schwahn? Wird Alles geschehen, wir schicken zum Doktor.

Schwahn (immer aufgeregter). Aeck loht mi dat nich gefahle, sägg' ick Aenne!

Hugo. Sollen Sie auch nicht! Wird nicht wieder vorkommen!

Grethe. Leg' dich man jetzt ins Bett, Tine. Ich bring' dir nachher ein bischen Wein zur Stärkung.

Tine (ruhiger). Ach, liebes gutes Fräulein, ja bringen Sie mich 'n bischen Wein. Das wird mich vielleicht helfen.

Grethe. Gewiß, Tine, den sollst Du haben und der Herr Doktor muß ja auch bald kommen. Nun leg Dich man wieder hin.

Tine. Aach, junge Herr! junge Hee . . (Schluchzend ab.)

Schwahn. Dä hochtgete Hahr mähnt woll, so'ne arme Majell äs kehn Mensch! Aeck mott mät äm sprähke! Hä mott mi dat änne Ohge sägge, wohr hä dorto kömmt, dat so'ne arme Majell Säck drohge mott!

Hugo. Ich sag' Ihnen ja, Schwahn, das wird nicht wieder vorkommen. Nur kalt Blut! Sie müssen bedenken, der Herr ist krank.

Schwahn. Hä mott dat bi Heller onn Fennig betohle, wat dat koste deiht, bät dat Mäke wädder gesond äs. Wenn dä 'n Knaaks weg krähge deiht . . .

Hugo. So weit sind wir ja noch nicht, Schwahn.

Schwahn. Dätt wäll wi ersht sähne! Onn wänn . . . Denn mott hä Entschädigungsgeller tohle.

Hugo. Recht gut und schön! Jetzt kommen Sie, Schwahn! Wollen feststellen, wie's draußen steht! Können vielleicht heut mit dem Säen anfangen. (Steht in der Thür).

Schwahn (im Abgehen brummend). To höre krägt dä Hahr dat noch! (Ab.)

Hugo (hinter ihm ebenfalls ab).

Grethe (geht wieder an's Fenster, seufzt tief auf; die Hintergrundsthür öffnet sich).

Tetzlaff (tritt in's Vorhaus, sieht sich um). Wer sprach hier? War schon wieder was los?

Grethe (geht ihm entgegen, unbefangen). Ach es war nichts weiter, Papa! Hugo sprach mit Schwahn.

Tetzlaff. Was wollte Schwahn?

Grethe. Nichts weiter! Sie sprachen nur wegen der Wirtschaft. (Sieht ihn besorgt an.) Wie geht Dir's jetzt, Papachen? Ist Dir jetzt wohl?

Tetzlaff (setzt sich müde auf's Sopha). Mir ist ganz wohl. Wie soll mir sein? Wo ist Hugo?

Grethe (sich zu ihm setzend). Hugo ging raus auf den Hof. Sie sollen doch heute pflügen. Er will Alles machen. Er will Dir die Hauptsache abnehmen. Du sollst Dich schonen, Papa. Dann wird auch der Schlaf wiederkommen. Laß das nur Alles Hugo machen. Der ist jung. Du sollst Dich jetzt hübsch zur Ruhe setzen. Am besten wär's, wenn Du nach der Stadt ziehst. Da siehst Du von Nichts und brauchst Dich nicht zu ärgern . . . .

Tetzlaff. Ach, was hilft das Alles!

Grethe. Aber warum denn nicht? Ja Papachen? (Sieht ihn bittend an.)

Tetzlaff (in nervöser Verzweiflung). Auf Hugo ist ja kein Verlaß! Wer weiß, wie lang' der's aushält! Der versteht ja auch von Nichts!

Grethe. Dann lernt er's. Er ist doch nicht so dumm.

Tetzlaff (wie vorher). Ja! aber bis er's gelernt hat! Das ist's ja eben! Ja, wenn man das Alles vorher gewußt hätte! Ihr habt ja keine Ahnung . . . Die Wirtschaft braucht einen! Eine volle Kraft. (Halb weinend.) Ach, was muß einem nicht passieren! (Springt auf, rast auf und ab.)

Grethe (ebenfalls aufstehend, schüttelt fassungslos den Kopf).

Tetzlaff (am ganzen Leibe zitternd, in abgehackten Ausbrüchen). Und jetzt! . . Ausgesucht jetzt . .! Alles zusammen . .! Die Ernte halb verfault . .! Die Leute aufsässig . .! Auf den Sohn kein Verlaß . .! Keine Stütze . .! Nichts! So schwach, so schwach! Man kann sich kaum haaalten! Alles gegen einen und Nichts machen! (Bricht kraftlos auf einen Stuhl zusammen. Außer sich.) Wozu lebt man bloß noch?

Grethe (bei ihm, zärtlich). Papachen! Liebes Papachen!

Tetzlaff (auffahrend). Kannst Du mir Schlaf geben? Kannst Du mich wieder gesund machen? Wieder jung? Gieb mir bloß Schlaf! Bloß einmal Schlaf!

Grethe (gedämpft). Helfen die Pulver nicht mehr?

Tetzlaff. Ach der Doktor versteht ja auch von Nichts! Das ist ja Alles viel zu wenig! Die Dosis ist ja zu klein! Doppelt so viel!

Grethe (aufgeregt). Aber Papachen! Das ist ja . . . .

Tetzlaff. Ich will schlafen, sag' ich Dir! Und wenn ich gleich . . . Ich will von Nichts mehr sehen! (Stöhnt in sich hinein.)

Schweigen.

Tetzlaff (auffahrend.) Wenn ich bloß daran denken muß . . Die Wirtschaft draußen . . . auf dem Hof Alles duhn . . . (Auf und ab, etwas ruhiger.) Diese Sorte! Das ist die Menschheit, mit der man zu thun hat! Das sag' ich ja! Hugo mit seinen Ansichten hier! Horch. (Man hört von rechts schwere Schritte.)

Grethe (entsetzt.) Mein Gott! Was kommt da schon wieder?

Ruttkowski (glotzt durch die Mittelthür rechts, grinst.) Go'n Dag ock . . . hochtgete Hahr!

Grethe (halb für sich). Grad' Ruttkowski jetzt. Schrecklich ist das ja.

Tetzlaff (hat Ruttkowski bemerkt, fährt auf, hält aber zurück, geht auf und ab, als bemerke er ihn nicht).

Ruttkowski (vergnügt, vertraulich zu Grethe). Dä Hahr . . . äs woll bäs . . jäns Fräuleinke?

Grethe (winkt ihm aufgeregt zu, zischelnd). Gehen Sie doch Ruttkowski! Gehen Sie! Jetzt nicht!

Ruttkowski. Aeck . . . doh' jo nuscht nich . . . Fräuleinke!

Tetzlaff (hat sich ans Fenster gestellt, sieht hinaus).

Grethe (wiederholend). So gehen Sie doch! Sagen Sie's dem jungen Herrn.

Ruttkowski (unerschütterlich). Dä hochtgete Hahr . . . häwwt mi woll nich sähne . .? (Einen Schritt vor.) Hochtgete . . . Hahr . . .?

Grethe (verzweifelnd). Ich sag' gar nichts mehr. Laß werden, was will! (Setzt sich auf's Sopha.)

Ruttkowski (in plötzlicher Wut, am Sophatisch.) Aeck goh nich weg! Sä motte mi dat mohke! (Plötzlich wieder unterwürfig.) Sänne Sä doch nich so, hochtgete Hahr . . . . Aeck wull dat man anmelle kohme. Mihn Kind äs stahrwe . . . . . Denn bliwwt datt ligge! Loht dat vafuhle . . . mihnthalwe! (Wendet sich.)

Tetzlaff (vom Fenster auf ihn zustürzend, außer sich). Ist er noch nicht weg?

Ruttkowski (stehen bleibend, drohend). Na! Na!

Tetzlaff (wahnsinnig). Raus mit ihm! R . . . aus mit ihm! (Packt ihn an.)

Grethe (dazwischen). Papa! . . . Um Gottes willen! (Hart) Ruttkowski! gehen Sie raus! (Rufend) Hugo! (Ab.)

Tetzlaff (auf und ab). Rühr' Er mich an! Das kost Ihm was! Ich steh hier als Beamter!

Ruttkowski (vertraulich). Hochtgete . . Hahr?

Tetzlaff (auf und ab). Dieser . . . ! Den ganzen Morgen gefaullenzt und frech auch noch!

Ruttkowski (wie vorher). Gähwe Sä mi ä Woge tom Sarchhole . . . hochtgete Hahr . . jo?

Tetzlaff. Wagen? Ihm? Nichts bekommt Er! Frecher Patron!

Ruttkowski (wütend einen Schritt auf ihn zu). Ware Sä mi dä Woge gähwe oder nich?

Tetzlaff (etwas ruhiger). Ich rath' Ihm, das Er jetzt rausgeht, Ruttkowski!

Ruttkowski (sich aufrichtend). Schmiete Sä mi rut! Hier stoh' äck!

Tetzlaff. Mach' Er, daß Er rauskommt! (Vor ihm.) Wird Er jetzt, raus oder nicht?

Ruttkowski (sich duckend). Herrjene jo, äck goh' jo all! Aeck goh jo all! (Langsam ab).

Tetzlaff (schließt hinter ihm die Thür, stöhnt tief auf, setzt sich, trommelt auf den Tisch. Hugo kommt durch die Mittelthür, hinter ihm Grethe).

Hugo (zu Grethe). Ruttkowski ging ja schon! Wie ist Dir Papa! (Geht zu ihm).

Tetzlaff (mit plötzlichem Ausbruch). Wie wird's Dir gehen, mein Sohn! Wie wird's Dir gehen?! (Preßt den Kopf in die Hände).

Schweigen.

(Zu Hugo). Wie willst Du Dir das übernehmen? In dieser Zeit?

Hugo (bei ihm, sehr ernst). Ich will versuchen, Papa!

Tetzlaff. Sieh, wie Du durchkommst mit deinen Lehren. Du wirst's ja selbst zu tragen haben.

Hugo. Das werd ich.

Schweigen.

Siech (Kuhhirt, einarmig, kommt durch die Mittelthür, bleibt stehen, zuerst unbemerkt, dann laut militärisch). Ich bin beim Herrn Doktor wäst, junge Herr!

Hugo (sieht auf, geht auf ihn zu). Kommt er?

Siech. Hä äs to morgens weggefahren, junge Herr. Hä äs afholt mit 'm Wagen. Ich hab' dä Wittschinsche gesagt, daß se ihm sagt, daß äck dorwest bän. Hä sal forts kommen. Tin' äs krank.

Hugo. 's gut, 's gut, Siech. (Sucht ihn hinauszuschieben.)

Siech (noch im Vorhaus zu Grethe). Freileinchen!

Grethe (auf dem Sopha.) Wollen Sie noch was, Siech?

Siech (trotz Hugo näher herantretend, geheimnisvoll). Freileinchen, soll äck Tin besprechen?

Tetzlaff (der solange achtlos dagesessen hat, sieht auf). Was ist denn mit Tine? Ist Tine krank?

Schweigen.

Grethe. Tine? Ach wo! Gehen Sie man, Siech. Ich komm schon. (Steht auf.)

Siech. Schön, schön, Freileinschen. (Will ab.)

Tetzlaff (aufspringend). Was ist denn los? Was ist das für ein Gezischel und Gethue?

Hugo (der solange auf und abgegangen ist). Tine hat Blut gespuckt, damit Du's weißt. Deswegen muß der Doktor kommen.

Tetzlaff (erstaunt). Tine hat Blut . . . Was ist denn das schon wieder!? (Verzweifelt.) Nein! Nein!

Hugo (giebt Siech einen Wink; Siech ab).

Tetzlaff. Wo hat sie sich denn das wieder geholt? Wo liegt sie denn? In der Kammer? Wollen doch mal sehen.

(Man hört von hinten Siech's Stimme, der eine andere laut widerspricht; letztere kommt näher . .) dat äs mi glick, dat sall hä häre.

Grethe (zu Tetzlaff, angstvoll). Papa, geh' in's Zimmer.

Hugo (stellt sich in die Mittelthür, wie um den Eingang zu versperren).

Tetzlaff. Ist das nicht Schwahn? Was will der!

Grethe (aufgeregt). Papachen, geh in's Zimmer! Thu mir den Gefallen. (Will ihn hineinziehen.)

Tetzlaff (aufgeregt). Laß mich, sag ich Dir! Bin ich denn nicht mehr Herr in meinem Haus? Ich werd' doch vor meinen Leuten nicht Angst haben!

Schwahn (an der Thür durch Hugo zurückgehalten). Dor steiht hä! Lohte Sä mi dorch, jonge Hahr!

Tetzlaff (zu Hugo). Laß ihn durch! (Außer sich.) Laß ihn durch! sag' ich! Ich befehl's!

Hugo (tritt achselzuckend zur Seite).

Schwahn (tritt barsch ein, angetrunken). Aeck mott dorch, sägg' äck!

Tetzlaff. Hier steh' ich. Was wünscht Er?

Schwahn (barsch, aufgebracht). Dat war äck Aenne sägge! Sä häwwe mihn Kind rujenährt, wehte Sä dat! (Tritt an ihn heran.) Mohke Sä mi mihn Kind wädder gesond!

Tetzlaff (an sich haltend). Ich weiß nicht, was Er von mir will! Ich bin für Sein Kind nicht verantwortlich.

Schwahn. Nich verantwortlich? Ober Säck' drohge lohte . . . dat kähne Sä, nich? . . Mihn Kind äs nich tom Säckdrohge! Dorto häwwt sä sich nich vamähd! dat ward Aenne dihr to stohne kohme!

Tetzlaff (zurückhaltend). Mäßige Er sich, Schwahn! Er kann sich nicht beklagen!

Schwahn. Pu! . . . drehonntwintig Johr' sänn äck bi Aenne äm Dehnst wäst! Aeck häww' mi afmaracht, dat mi dä suhre Schweht rungergelohpe äs! Onn worto häww äck't brocht? . . . Schwihnjong ton Knecht! Onn mihne Majell mott Säck' drohge! . . . Päää!

Tetzlaff. Ich kann mit Ihm nicht darüber verhandeln. Verklag' Er mich, wenn Er will.

Schwahn. Verklohge? Jawoll! Dat war wi ock! Sä mehne woll, wihl Sä Besätzer sänn' onn äck man blot'n Arbehtsmann . . . Rächt äs Rächt! . . . Sä sahle mol sähne, wohr sä noch Lihd' herbekohme! Mähne Sä, bi änne bliwwt ähn Mensch! . . . Dat ward nu anners! Dat geiht nu Alles tom Fiskus! To de Wiessel! Dat ward nu anners!

Tetzlaff. Geh Er doch. Ich halt Ihn nicht! Warum ist Er nicht längst gegangen?

Schwahn (ruhiger). Hochtgete Hahr, äck sänn ämmer opp Aenn' Aehre Sihd' wäst! Aeck häww' ämmer sägt, wenn mihne Kamraden opp Aenne schämpt häwwe . . . denn häww' äck säggt, hä äs nich so schlimm, aß hä utsitt. Aber wenn Sä dat nich änsähne . . .

Tetzlaff (hart). Ich seh nichts ein! Ich bitt' Ihn nun mich in Ruh' zu lassen! Wir beide sind fertig!

Schwahn. Got! denn sänne wi so wiht! Wi behds häre nich mehr tohp! Denn war' äck gohne!

Tetzlaff. Gut! Er kann gehen. Ich werd Ihm morgen seinen Losschein aushändigen. Versuch Er's beim Fiskus, wie's ihm da gefällt!

Schwahn. Aeck bim Fiskus? Nä, hochtgete Hahr, so wäll wi nich! Wädder Knecht späle onn mi befehle lohte? Nä! denn kunn wi man blihwe! Nä! Nu wäll wi mol sähne, wat dä olle Rahmel uträcht' häwwt . . . dor jennsid' Wohters!

Schweigen.

Tetzlaff (setzt sich auf einen Stuhl, stöhnt auf). Ganze 23 Jahre. Keinem Menschen trauen! Keinem Menschen! (Steht auf, gebeugt, zusammengefallen und geht langsam in sein Zimmer.)

Grethe (die solange auf einem Stuhl gesessen, steht auf und geht ihm nach.)

Hugo (der während des Gespräch schweigend am Fenster gestanden hat, stützt den Kopf in die Hand).

Schweigen.

Grethe (kommt wieder zurück). Ich soll raus. Papa will allein sein, was meinst Du?

Hugo (versunken). Laß ihn. Solch ein Abschied von einem ist nicht so leicht.

Grethe (setzt sich zu Hugo ans Fenster). Ich kann mir garnicht denken, daß Schwahn wirklich geht. Was ihm nur in den Kopf gefahren ist. Er hat doch wie zur Familie gehört.

Hugo (aus seinen Gedanken auffahrend). Was das anbetrifft . . in den Kopf fahren, meine Liebe! . . Das wird noch vielen in den Kopf fahren.! Bis schließlich keiner mehr da ist, der's nicht im Kopf hat.

Grethe. So in's Blaue sein sicheres Brod aufzugeben . . Nach Amerika . ..

Hugo. Der Mann will keines anderen Knecht mehr sein. Der Mann hat Recht!

Grethe. Ja! aber was soll dann werden? Wer soll dann arbeiten? Das muß doch zum vollständigen Ruin für uns führen.

Hugo (triumpfierend). Für Uns! Siehst Du? Da haben wir's! Das ist der Puukt! Weißt Du jetzt mein Schwesterchen, warum unsere Situation unhaltbar ist?

Schweigen.

Hugo (langsam, feierlich). Das ist der Gründe letzter, warum unser Vater nicht schlafen kann und nie mehr schlafen wird.

Grethe (starrt vor sich hin).

Hugo. Bis zur Erlösung!

Grethe (aufgeregt). Du bildest Dir das bloß ein, Hugo! Das wird... das ... Das kann nicht so schlimm sein!

Hugo. Machen wir uns keine Illusionen! Unsre Sache steht absolut hoffnungslos. Wir werden zermalmt werden und das wollen wir auch wünschen.

Grethe (außer sich). Du bist verrückt, Hugo!

Hugo. Das wollen wir auch wünschen, sag' ich. Und wollen uns freuen, daß wir das noch wünschen können!

Schweigen.

Grethe (plötzlich). Wenn ich nur einen Weg wüßte, daß Du herauskommst, Hugo.

Hugo. Gieb Dir keine Mühe. Wir sitzen fest. Wir werden kämpfen! (Humoristisch.) Gegen unsere Ideale, so lange wir's aushalten.

Schweigen.

Grethe (schaudernd). Was das für ein Sturm geworden ist? Wollen das Fenster zumachen! Mir ist so . . . (Wendet sich zum Fenster, erschreckt.) Ha! Da geht Papa! Bei den Gräbern... Was er da nur wieder sucht?

Hugo. Seine Jugend! Schwesterchen. Unser Vater besucht seine Zeitgenossen.

(Man hört Thürenschlagen.)

Grethe (fährt zusammen). Ach! Dies Thürenschlagen ... (Leise.) Weißt Du noch Hugo? Das war auch so'n Tag: das Thürenschlagen erinnert mich so...

Hugo (düster). Als unsere Mutter starb! Jawohl! —

Grethe. Wie lang das schon her ist! Drei Jahre! (Sinnt vor sich hin.)

Schweigen.

Grethe (wischt sich eine Thräne aus den Augen, erhebt sich). Ich will mal sehen, was Tine macht. (Ab durch die Mittelthür).

Hugo (einen Augenblick allein brütend, dann)

Tetzlaff (durch die Mittelthüre links vom Garten her eintretend, seltsam ruhig, fast feierlich.)

Augenblickliches Schweigen.

Tetzlaff. Die Herbststürme fangen dies Jahr früh an.

Hugo. Du warst im Garten, Papa?

Tetzlaff. Ja! Ich sah mir den Stein von Eurer Mutter an. Die Buchstaben müssen nächstens erneuert werden.

Schweigen.

Tetzlaff (gedämpft). Bist Du entschlossen, wirklich zu bleiben, Hugo?

Hugo. Ja. Ich werde bleiben, Papa.

Tetzlaff. Du wirst wohl auch müssen, wenn ich mal nicht mehr sein sollte. Du kannst das Grundstück nicht so im Stich lassen, wo Deine Eltern gelebt haben. Denk' auch an Deine Schwester.

Hugo. Ich denke an Alles, Papa. Ich bleibe schon, Du kannst Dich auf mich verlassen.

Tetzlaff. Wenn ich mal nicht mehr sein sollte... Es wär ja möglich. Halte Dich an Deinen Onkel. Du weißt ja . . . Der wird Dir vielleicht manches helfen können.

Schweigen.

Tetzlaff. Versprich mir, daß Du aushalten wirst, Hugo.

Hugo (giebt ihm die Hand). Ich werde aushalten, so lange ich kann. Das verspreche ich Dir.

Tetzlaff. Du wirst es schwer haben. Ich will Dir nicht den Mut nehmen. Aber Du wirst es schwer haben.

Schweigen.

(Beide sehen sich verständnisvoll an).

Tetzlaff (ruhig). Ich will mal sehen, ob ich schlafen kann. Ich will mal mehr nehmen.

Hugo. Nimm nicht zu viel, Papa!

Tetzlaff. Ich will schlafen! Weiter nichts. (Wendet sich).

Hugo (zum Fenster, preßt den Kopf krampfhaft gegen die Scheiben).

Tetzlaff (steht einen Augenblick in der Hintergrundsthür zu seinem Zimmer, mit einem Blick ins Vorhaus, dann geht er langsam hinein).

Grethe (kommt durch die Mittelthür, sieht sich um). Ist Papa noch im Garten.

Hugo (dreht sich um, legt den Finger an den Mund; dunkel). Unser Vater will schlafen'...

Grethe (gedämpft). Ja? Ach! Das wär'...

Hugo (wie vorher). Ich glaube, er wird schlafen.

Grethe (aufatmend). Vielleicht erholt er sich wieder. (Seufzend.) Ach! Mit Tine bin ich gar nicht zufrieden. Sie fiebert noch immer! Ach! Ist das ein Leben! (Sinnt vor sich hin.)

Hugo. Fiebert noch immer? Wollen doch sehen! Hoffentlich kommt der Doktor bald! (In der Mittelthür erscheint)

Siech (mit geheimnisvollem Gebahren.) Junge Hahr!

Hugo (Finger auf den Mund, nach dem Hinterzimmer deutend.) Pst! Was wollen Sie?

Siech (noch gedämpfter.) Ich mein man bloß, junge Herr, ob wir ihr nich doch bespreche wälle? dat geiht nich got mät der!

Hugo. Wollen wir uns nicht lieber auf den Doktor verlassen, Siech? Das scheint mir doch sicherer.

Siech (mißtrauisch). J, der Doktor, wissen Sä, junge Herr, ich glaub nich, daß sä durchkömmt.

Grethe (erschreckt). Warum denn nicht?! Reden Sie doch nicht so, Siech!

Siech (gespenstisch). Mihn Hond, dä Box, hat heut' Nacht 'ne Leich' gesehn, Fräuleinchen.

Grethe (nervös). Ach!...

Siech (überzeugt). Ganz gewiß, Fräuleinchen. Das können Sie mich ganz gewiß glauben. Wat dä Hond gehuhlt onn gehult häwwt opp disse Nacht! Dat äss gewäß, mihn Box häwwt der Tin' sähne!

Hugo. Vor ist wohl einer von den großen Propheten?

Siech (stolz). Dä? Dä weht mehr, ass alle Doktors tohpnohme! Dä häwwt Menschenverstand!

Hugo. Wollen erst sehen gehen, was Tine macht.

Grethe (horchend). St! . . . Alles so still! Vielleicht schläft er wirklich. (Thürenschlagen, Grethe fährt zusammen.) Ach Gott, diese dummen Thüren! Papa wird doch noch aufwachen.

Hugo (starrt in tiefen Gedanken zur Thür).

Siech (zu ihm tretend). Junge Herr . ich hab auch gar kein Toback mehr!

Hugo (fährt erschreckt auf). Und? . .!

Siech. Mucht mich dä junge Herr nich 5 Pf. to Toback geben?

Schweigen.

Hugo. Sollen Sie bekommen. Kommen Sie, Siech. (Alle drei ab. Grethe noch mit einem letzten Blick zu Tetzlaffs Zimmer. Nach kurzer Pause kommt durch die Hausthür links)

Dr. Lange (vom Garten her, sieht sich um, halblaut murmelnd). Nanu? Alles so still? Niemand da?? (Besinnt sich einen Augenblick, dann durch die Mittelthür rechts ab.)

Pause.

(Dann hört man hinten eine grölende Stimme sich nähern; man unterscheidet Töne im Schnapsbaß): „Heil Kö ö nig Dir!" (Gleich darauf erscheint in der Mittelthür betrunken)

Ruttkowski (vergnügt johlend). V a a t e r des . . . Vaterlands . . . heieil . . Kö ö n i g . . Dir. (Schwankt hin und her, sieht sich um.) Aes dä Hahr nich dor? (Schreit laut.) Hochtgete Hahr! Hochtgete Hahr! (Nähert sich der Hintergrundsthür. Stützt sich an die Wand. Momentanes Schweigen. Dann wieder lallend.) Sä . . motte . . . annähme. (Man hört eilige Schritte von rechts.)

Ruttkowski (horcht an der Thür zu Tetzlaffs Zimmer, dann sehr laut). Hochtgete Hahr . . . äck . . . sän . . . nächtre . . . (Lacht, taumelt dabei gegen die Thür. Die Thür geht auf, Ruttkowski taumelt hinein. In der Mittelthür rechts erscheint Hugo, sieht entsetzt Ruttkowski drin verschwinden, eilt ihm nach. Man hört drinnen Stimmen. Einen Augenblick Alles still. Plötzlich Ruttkowskis grölende Stimme von drinnen.) De . . Hahr . . äs jo . . dot!

(Gleich darauf stürzt Hugo aus dem Zimmer, durch's Vorhaus rechts hinaus.)

Ruttkowski (schwankt aus dem Zimmer heraus, stiert stumpfsinnig vor sich hin, schluchzt plötzlich laut auf). On's hochtgete Hahr äs dot! . . .

Vorhang.

Gottesschöpfung.

Von

Lou Andreas-Salomé.

Meine früheste Kindheitserinnerung ist mein Umgang mit Gott.

Es klingt wunderlich, wenn man es ausspricht. Aber offenbar verblaßten dieser Erinnerung gegenüber in meinem Bewußtsein allmählich die ersten Eindrücke des häuslichen Lebens, der Familienbeziehungen, des Spiels mit Altersgenossen. Von den formlos ineinander rinnenden Bildern und Szenen dieser frühen Lebensjahre hob sich später, wie von buntgewirktem Hintergrund, in großen, einfachen Umrissen nur das Eine Bild ab, das in seiner eigentümlichen Monotonie sich gleich blieb die ganze Kindheit hindurch — der Umgang mit Gott.

Wie ein Kind, welches unter frommen und strenggläubigen Menschen aufwächst, zu derartigen Erlebnissen gelangt, ist nicht schwer zu begreifen: interessant daran ist nur der völlig individuelle Charakter, den diese manchmal schon von allem Anfang an tragen, und der sich auf keinen Einfluß von außen her zurückführen läßt. Denn es war kein Umgang mit den andern oder durch die andern hindurch, die mir doch ursprünglich die Gottesvorstellung nah gebracht hatten, — es war vielmehr etwas ganz für mich allein und ganz verschwiegen; es handelte sich, möchte ich sagen, dabei nicht in erster Linie um den Gott der Kirche oder der Familie, sondern um meinen höchsteigenen, den ich zufällig in jenem entdeckt, — um mein Eigentum.

Deshalb trat für die andern auch diese kindliche Frömmigkeit eigentlich nur in einem fast unbewußten Vereinsamungsdrange zu tage, und deshalb beschlich mich in den Hausandachten häufig das Gefühl, als wäre Gott — mein Gott — dort zwar anwesend, aber gewissermaßen nur halb persönlich, um einen Schein indifferenter; etwa so, wie ein geliebter und vertrauter Mensch in seinem Gesellschaftsanzug und in einem Kreis von Fremden für uns noch anwesend ist. Ich pflegte daher auch während solcher Andachten zerstreut und gedankenlos dazustehen, ja, ich entsinne mich noch wohl des unterdrückten Lächelns meiner Eltern und der erstaunt auf mich gerichteten Blicke meiner Brüder, als ich einmal, aufgefordert das Vater-Unser herzusagen, in meiner Versunkenheit ein kleines, heiteres Kinderlied anzustimmen begann, das wir in der Kinderschule sangen. Auch in dem Lied kam Gott vor, aber verschlungen in die Freude über Sommer, Wald und Feld.

Bedurfte ich doch einer, gleichsam offiziellen Eingangspforte zu meiner Sorte von Gottesdienst nicht, war doch meine Andacht etwas durchaus anderes

als eine zeitlich begrenzte Gottesübung: sie war ein langes, stets von neuem begonnenes kindliches Zwiegespräch, welches den Tag begleitete und in welchem der Tag ausklang, wie mit einem letzten Gespräch bei Einbruch der Nacht, — wie mit einem letzten zuversichtlich warmen Anschmiegen an den Unsichtbaren, immer Gegenwärtigen.

Das Uebersinnliche und Unsichtbare an der Sache, diese Tarnkappe, die mein bester Freund trug uud niemals ablegte, störte mich zum Verwundern wenig. Und wenn ich mich jetzt in jene sonderbare Glaubensvirtuosität zurückversetze, in jene spielende und fast übermütige Leichtigkeit „zu glauben ohne zu sehen," — so scheint mir der Grund dafür nicht in einer krankhaften Exaltation, in einer befremdlichen Schwärmernatur zu liegen, sondern grade in jener naiven Nüchternheit der Auffassung, deren nur ein Kindesverstand noch fähig ist, der noch nicht scharf zu unterscheiden weiß zwischen Sinnlichem und Uebersinnlichem, äußerlich Wahrgenommenem und innerlich Erlebtem. Es ist dieselbe Nüchternheit die vielleicht im Götterglauben primitiver Menschen ausschlaggebend gewesen sein mag; vor aller Verstandesentwicklung verschmilzt uns das Wunderbarste ebenso natürlich, eben so aller Mystik bar, mit dem Gegebenen der Wirlichkeit, wie dem vollentwickelten Verstande die Wirklichkeit sich der Mystik entkleidet. Unter den erwachsenen Glaubensmenschen unserer heutigen Welt kann man daher diese Gemütsstimmung kaum mehr wiederfinden, denn sie stehen in der Mitte zwischen der Nüchternheit der Naivetät und der Aufklärung. Auch die glaubensfestesten unter ihnen haben schon ein starkes Bewußtsein von dem — verstandesmäßig gesprochen — Unglaublichen, was sie glauben. Und je entschiedener dieses Unglaubliche bemerkt und empfunden wird, je mehr das Mystische als mystisch und der gegebenen Wirklichkeit als entgegengesetzt erscheint, desto mehr nehmen die Schwärmernaturen zu. Es bedarf dann eben bereits einer gewissen nervösen Steigerung des Gefühlslebens um sich trotz alledem auf dem Glaubensstandpunkt zu erhalten. So ist der Zug zum Exaltierten in ganzen Zeiten oftmals ein erstes Symptom drohender Glaubensauflösung und entspringt einem schon dunkel zugestandenen schlechten Gewissen des Gefühls dem Verstande gegenüber. Nicht zufällig ist es daher, wenn er in Zeiten ausgesprochener Freigeisterei endlich hier und da ausmündet in eine zuletzt künstlich hervorgerufene Nervenerregung, die sich in spiritistischer oder noch gröberer Mystik zeitweilig des Verstandes zu entledigen sucht.

Doch das Einfache und Nüchterne im Gegensatz zum Komplizierten und Exaltierten des gläubigen Verstandesmenschen ist nur Ein hervorstechendes Merkmal des kindlichen Glaubens. Denn nicht Mangel an Verstandesentwicklung allein ist es, was auf dem Gebiet des Glaubens eine so persönlich-innige und so ganz unersetzliche Beziehung zum „Gott in der Tarnkappe" ermöglicht, trotzdem er sich nicht schauen und nicht fassen läßt. Es ist vor allem der Spielraum, den nur ein solches übersinnliches und unsichtbares Wesen allen freiwaltenden selbstschöpferischen Gemütskräften bietet, um sich voll und rückhaltlos auszuleben. In das Sein desjenigen, den kein irdisches Auge geschaut, läßt sich um so eher alles hinein schauen, was das menschliche Sein selbst erfüllt und was es im Tiefsten bewegt. Je theoretisch unbestimmter der Gott in seinen Einzelzügen bleibt, desto besser ist er im stande, ohne Form und Gestalt zu verlieren, das praktisch Bestimmteste, das individuell Besonderste in sich zu bergen, — wie unter einem ungeheuren, ihn ganz und gar verhüllenden Mantel, in

dem tausend Falten und Taschen sich verstecken. Je höher hinauf in das Unermeßliche und Unzugängliche er zu entschwinden scheint, desto mehr Wege öffnen sich ihm in Wahrheit, um in die intimste Nähe eines jeden Einzelnen zu gelangen, um einen jeden gleichsam einzuhüllen in den weiten Gottesmantel der verständnisvollsten Liebe.

Deshalb geben religiös gut beanlagte Glaubensmenschen, — d. h. also solche, in deren Gläubigkeit ein selbstschöpferisches Moment stark wirksam ist, — meistens nicht sonderlich acht auf den theoretisch konstruierten Körper, in den die Gottesidee ihrer Dogmatik, ihrer Konfession sich gekleidet hat; gleichviel, in welchen Glaubensvorstellungen sie sich ihnen verkörpern soll, — das Wesentliche bleibt für sie, daß sie ihr die eigne Seele einhauchen, sie mit dem eignen Geist beseelen können, damit der Gott *lebe*, damit der Gott *sei*.

Aber an erwachsenen und entwickelten Glaubensmenschen läßt sich dieser Prozeß nur noch ungenau verfolgen. Denn so anthropomorphistisch sie bei ihrer Gottbildung immerhin verfahren mögen, so unterscheiden sie doch schon, unbewußt und halbbewußt, zwischen denjenigen Seelenregungen, die ihnen ihres Gottes unwürdig scheinen und anderen, die sie ihm ohne Scheu meinen beilegen zu dürfen. Und zu dieser feinen Sublimierung ihres Ich, die sie zum Zweck ihrer Gottbeseelung vornehmen, kommt dann noch der Umstand hinzu, daß sie keineswegs von rein individuellen, sondern ebenso sehr von ganz allgemein-moralischen Gesichtspunkten dabei geleitet werden. Alles was ihnen, immer im Hinblick auf den gelehrten Gott, anerzogen worden ist von sittlichen Urteilen und moralischer Lebensauffassung, beeinträchtigt außerordentlich die Beseelung des Gottes aus ihrer eignen menschlichen Individualität heraus. Es verleiht ihm Züge, die ihnen selbst fremd sind und es schwächt dadurch die intimste Inbrunst ihrer Religiosität, während es vielleicht gleichzeitig ihre Gläubigkeit befestigt, weil es ihren Gott in Uebereinstimmung bringt mit dem aller Uebrigen.

Es sind daher immer nur einzelne, in ihrer religiösen und menschlichen Eigenart ganz außergewöhnliche Glaubensmenschen, aus deren Gottesbild uns deutlich ihr eignes Bild, und nichts als dieses entgegenschaut, — es sind Menschen, die in den tiefen nnd beglückenden Erlebnissen des Religiösen, über ihre gesamte übrige Entwicklung hinweg, wieder zurückgekehrt sind zur unbekümmerten Naivetät des Kindes. Denn nur der Gott des Kindes ist ganz ehrlich und verleugnet nicht den irdischen Boden, dem er ganz und gar entstammt. Daher tritt auch grade an ihm das produktive Moment am religiösen Prozeß, das Schöpferische, das freie Walten mit dem gegebenen Gottesstoff so entscheidend hervor. Ganz naiv, ganz unverblümt geistlos plaudert er aus, was in dem Menschen lebt, der ihn schuf.

So große Ehrfurcht dem Kinde auch anerzogen sein mag vor dem Gott seiner Eltern, in dem Augenblick, wo es wirklich selbst in eine empfundene Beziehung zu ihm tritt, wo es den großen, grauen Mann mit dem weißen Bart zu seinem Freunde macht, giebt es ihm, wenn nicht eine neue Form so doch einen ganz neuen Inhalt. Es zweifelt nicht im geringsten, daß in den weiten Falten und Taschen des Gottesmantels, die da Raum haben für alle Wünsche und Gedanken, alle Nöte nnd Freuden des Menschengeschlechts, sich auch Platz finden muß für sein liebstes Spielzeug und sein unverstandenes Lebensverlangen. Es zweifelt nicht daran, daß dieser alte Mann im Grunde seines Herzens ihm,

dem Kinde, verwandt und ähnlich sei, — eben: „halb Kinderspiel, halb Gott" in seinem Wesen.

Kein zweites Wesen, selbst die Eltern nicht, dem gegenüber es sich so ganz und so willig als bloßes Kind empfände, so ganz in seiner wehrlosen Kleinheit und seiner unbedeutenden Nichtigkeit. Denn es giebt unvermeidlich Momente, in denen es auch selbst die Eltern sich zu menschlich nahe fühlt, um sie ausschließlich in fehlerloser, fragloser göttlicher Ueberlegenheit *über* sich zu sehen; es giebt Momente, für jedes Kind, in denen es schon den Eltern gegenüber ein Gefühl des eigenen Stolzes und ein Bewußtsein seines besseren Rechtes hat. Andererseits kein zweites Wesen, selbst die Eltern nicht, mit dem es sich so unmittelbar *eins* und sozusagen Eines Stoffes und Geistes, glaubte, — eins *entgegen* der gesammten Welt der Erwachsenen und ihren fremdartigen Interessen und Begriffen. Denn die Eltern sogar, und näherten sie sich noch so sehr der Geisteswelt des Kindes, gehören jener erwachsenen Welt an, zu der es niemals ganz hinaufreicht, von der seine Eigenart es ausschließt. — Deshalb spiegelt sein Gott alles wieder, was *speciell des Kindes* ist, alles was es auf seine eigne Weise über das Leben und dessen Bedeutung träumt, — Alles, was es den Erwachsenen auseinanderzusetzen und entgegenzuhalten wüßte, wenn seine Kindergedanken sich zu Gottesweisheit zu wandeln vermöchten.

In dieser unwillkürlichen Verschmelzung und Verwechslung des Intimsten, Eigensten mit dem Höchsten, — in dieser Auffassung desselben *als* des Höchsten, liegt schon das charakteristische Grundelement des Religiösen. Es stellt sich schon im Kinde dar als der Umschlag eines Ohnmachtgefühls, eines Gefühls der umgebenden Wirklichkeit nicht gewachsen zu sein, in eine unbewußte Selbstvergottung und Selbstüberhebung in einem eigenmächtig geschaffenen Idealbild. Es ist der Umschlag „des unermeßlich klein" in ein „unermeßlich groß", das wir über uns aufbauen, und in das wir uns bergen. Gewiß entfaltet es sich später zu einer feinern und breitern Fülle der dabei beteiligten Seelenregungen, und läßt sich darum auch erst dann feiner nnd reicher analysieren, aber es liegt schon hier in der Knospe, besonders deutlich erkennbar in der Entstehung — in seiner menschlich notwendigen Entstehung. Ist doch für kein Geschöpf so nnmittelbar wie für das Kind mit dem Dasein selbst auch seine Hilflosigkeit und Abhängigkeit von demselben gegeben, — und ist doch andererseits zum Engelt dafür in keinem Geschöpf die Sorglosigkeit und Gläubigkeit so groß wie in dem Kinde, das sich, unbekümmert um Zweifel und Verstand, diejenige Welt ausbaut, deren es bedarf: ähnlich wie es sich eine Spielstube aus einem Nichts aufzubauen und darin glücklich zu sein weiß, — mit jenem tiefen Kindesernst, welcher glaubt zu *schaffen*, was er *spielt*. — Man darf wohl in allen Gottes- und Idealbildungen des entwickelten Menschen in einem höchsten Sinne des Wortes ein solches *Spiel* sehen, das aus dem Nichts eine Welt, *seine* Welt erschafft — wenn man es nur auch in diesem Fall zugleich als den Ausdruck seines tiefsten Ernstes und seiner schöpferischesten Kraft ansehen will.

In dem Maße als später die Verstandeseinsicht hemmend hinzutritt, hört dieses freie schöpferische Spiel aller Seelenkräfte allerdings auf, ein vollkommenes Abbild dessen zu bieten, was im Innersten des Menschen als Sehnsucht nach sich selbst lebt; es wird mehr und mehr zu einer Mischung von Erkanntem und Ersehntem, von Einsicht und Erfindung. Aber das was der Verstand störend hinzu thut, erweist sich dafür eine längere Zeit der Entwicklung hindurch als der

feste Kitt, der die Gebilde des religiösen Schaffens zusammenhält, indem er das Kühnste und Unwahrscheinlichste aus ihnen entfernt. Denn der mit herrlichster Freiheit und Machtvollkommenheit ausgestaltete Gott, derjenige des Kindes und des kindlichen Menschen, ist notwendig auch der vergänglichste, sobald die Entwicklung nur um ein Weniges vorrückt: zerbrechlich wie das Kinder-Spielwerk selbst. Er hält nur vor, solange wir, dem Kinde gleich, zwischen selbstgeschaffenen Sinnbildern und Gleichnissen, denen wir allein Leben, Wert und Deutung gaben, einhergehen wie zwischen den Gegenständen einer wirklichen, von außen gegebenen Welt.

Und deshalb kann man sagen: je früher die religiöse Inbrunst sich eine ihr völlig adäquate Gottesform schafft, je kindlicher diese noch ausfällt, desto verhängnisvoller der erste Zusammenstoß mit dem Verstande, denn als eine desto fremdere, unerbetenere Macht bricht er darüber herein: von Anfang an ein feindliches, gottfeindliches Prinzip. Je später hingegen, in einem schon geistig gereiftern Wesen und Willen, die Gottesinbrunst selbständig zur Auslebung gelangt, um so leichter wird es ihr, der wachsenden Verstandseinsicht in alle möglichen allmählichen Gottesvergeistigungen zu folgen. Ihr Gottesschaffen selbst ist eben schon von vorn herein hervorgegangen aus einem Einverständnis zwischen Denken und Wünschen, aus einem gewissen Kompromiß beider und deshalb hält dieser auch häufig bis zuletzt vor: der Verstand, befriedigt von den ihm gemachten Konzessionen, verzichtet dafür vielleicht auf die schlimmste Nötigung, — auf die Nötigung überall die letzten Konsequenzen zu ziehen.

Die Gottentfremdung also ist in beiden Fällen eine ganz verschiedene, bedingt durch die völlig verschiedene Art, in welcher das Verstands-Moment und das schöpferische Moment im religiösen Glauben sich miteinander mischen. Im letzten Fall handelt es sich wesentlich um eine allmähliche theoretische Entwicklung, um eine stete langsame Beeinflussung des Glaubens durch das Denken bis zu seiner eventuellen vollständigen Zersetzung und Zerstörung. Im ersten Fall dagegen tritt das Theoretische an der Sache ganz in den Hintergrund; nicht darauf kommt es an, wie der Erkenntnistrieb mit dem Glaubenstrieb sich abfindet oder in Verbindung setzt, sondern nur darum, daß er überhaupt erwacht und an der, von ihm noch ganz unberührten, Gottesform die erste Kritik übt. Der wirkliche Zweifel an Gott, der durchdachte, begründete eines gereiftern Denkens, wie er viel später in sein Recht tritt, ist dazu garnicht notwendig. Jahre hindurch kann unser Verstand noch für irgend eine Gottesform abstrakterer Natur ein „Fürwahrhalten" übrig haben, — aber die individuelle Wahrheit, die wir ihr, in kindlicher Selbstverständlichkeit, erfindend und belebend, anschufen, ist für uns dahin. Bis dahin konnte selbst die Unsichtbarkeit des Gottes uns nichts anhaben, weil sie gewissermaßen der Fähigkeit noch Vorschub leistete, ihn mit allen erdenklichen Eigenschaften auszustatten und in einer erwünschten Gestalt zu schauen, — jetzt jedoch, wo diese Gestalt sich wandeln und vergeistigen soll, wird die Tarnkappe welche sie trug, plötzlich bemerkt und kommt uns nun erst zum Bewußtsein: der Gott wird nun mit einem Male als unsichtbar empfunden, zu etwas Entrücktem, Verschollenen, — er geht verloren. Die Art der Wirklichkeit, die er besaß, war zu wenig mystisch gemeint, zu thatsächlich bestimmt, zu naiv-nüchtern hingenommen, um eine Verklärung durch das Denken vertragen zu können, ohne ihre Seele, — die Kindesseele, die sie lebendig erhielt — aufzugeben.

Es ist schwer, sich später mit der Phantasie richtig hineinzudenken in das, was solch' ein unentwickeltes Wesen in sich durchmacht, wenn es noch außer stande ist, einen Zweifel voll auszudenken und doch schon außer stande, seinen Glauben voll zu fühlen. Es ist nur im stande zu leiden, — den Andrang dieser fremden Macht, die da kommt und es beraubt und verwirrt, passiv zu erdulden. Und in der Erinnerung an eine solche Zeit behält man nur noch den Eindruck davon, wie entsetzlich tief und hilflos Kindesleiden sein kann, und man empfindet hinterher eine Art von Mitleid wie es fast nur noch das unvernünftige Tier in seiner Qual einflößt, ein Geschöpf, das nicht weiß was ihm geschieht und es nicht zu äußern versteht und dem der Sinn, — die vielleicht gesunde Bedeutung und Notwendigkeit seines Leidens — so ganz verborgen bleiben müssen.

Eigentümlich verknüpft sich mir das Erinnerungsbild davon mit dem Bilde des russischen Frühsommers, in welchem ein Teil dieser Zeit fiel. Seitdem hat er selbst für mich einen melancholischen Ausdruck gewonnen, — mit seiner kurzen nordischen Sommerherrlichkeit, seinem fast märchenhaft beschleunigten Erblühen und Verblühen, seinen langen Tagen, die nicht enden wollen, und die Nachtsonne zögernd am Horizont festzuhalten scheinen. Es ist etwas von einer Abschiedsherrlichkeit darin, von einem zum höchsten Zauber gesteigerten, weil allzu flüchtig verrauschenden Lebens. Er gemahnt an die vergängliche märchenhafte Kindes- und Glaubenswelt selbst, in der eine so kurze Zeit hindurch ein nacht- und schattenloser Sommer blüht und duftet, — er gemahnt daran, weil auch er gleichsam in die Vergänglichkeit hineingebaut ist, und umflüstert von einem so nahen Herbst mit dessen Blättersinken und stürmischen, nachtdunklen Stunden. Wenn ich auf der gelben Kinderschaukel, zwischen Fliederblau und Birkengrün, saß und grübelte, umgeben von dem starken weichen Duft, der dem Flieder entströmte und dem jungen Birkenlaub nach dem ersten Juniregen, dann kam es mir sonderbar und unbegreiflich vor, daß das alles noch so zauberschön sein konnte wie früher und daß es noch einen Sommer gab. Auch er hatte seine Seele verloren, wie alle Gegenstände um mich, er hatte etwas Unwahrscheinliches und Künstliches erhalten, als wären seine Blumen aus Papier und sein Wohlgeruch unecht.

Mit dem plötzlichen Bruch zwischen der bisher geglaubten und der jetzt als wirklich empfundenen Welt, zwischen Verstand und Phantasie, werden alle überspannten, abergläubischen, furchtsamen Gefühle ebenso plötzlich entfesselt. So groß ursprünglich die nüchterne Naivetät in der Auffassung des Mystischesten, so groß jetzt die nervöse Phantasterei in der Auffassung selbst des alltäglich Wirklichen. Entgöttert wirkt es zunächst unglaubhaft, leichenhaft und daher gespenstisch. Das Unheimliche, welches vielleicht überall den äußersten Grad der Vereinsamung bezeichnet oder begleitet, gewinnt Macht über das Gemüt; es reizt die Phantasie, nach wie vor schöpferisch thätig zu bleiben, sozusagen im Gespensterseben anstatt im Götterbilden, — ins Leere hinein, anstatt aus der gesunden Fülle heraus, aus welcher sie bisher ihre Gestalten schuf und formte.

Das Unheimlichste aber und das tiefste Einsamkeitsgefühl ist damit gegeben, daß in diesem Zustande der Geist sich nicht nur in der ihn umgebenden Wirklichkeit, sondern auch in sich selber nicht länger heimisch fühlt: daß er bestimmt und erregt wird von etwas, das ihm bis dahin fremd war und das er als einen Eindringling und einen dämonisch ausgeübten Zwang empfinden muß.

Auf diesem Wege kann der eigne Erkenntnistrieb, hervorgegangen aus unserer eignen Wesensentwicklung, unheimlich auf uns wirken, ja vermögen wir uns selbst zum Gespenst zu werden und uns vor uns selber zu fürchten. Diese Empfindung, in der Nötigung zu den ersten Verstandeszweifeln nicht frei zu handeln, sondern determiniert zu sein, ist das charakteristischeste Merkmal der geschilderten Gottesentfremdung des noch kindlichen Menschen, im Gegensatz zu derjenigen, die aus einer allmählichen beiderseitigen Beeinflussung von Glauben und Denken hervorgeht. Denn wo unser Selbst schon bewußterweise nicht nur allein auf der religösen Inbrunst beruhte, sondern nicht minder auf dem Trieb zu denken und zu erkennen, da haben wir im religiösen Kampf das Gefühl zwischen zwei Motiven, die einander nichts nachgeben, wechselweise wählen zu können, — wir unterliegen ganz notwendig dem Irrtum der Wahlmöglichkeit und eines über den streitenden Partheien schwebeuden freien Willens. Hier hingegen meinen wir unser ganzes Selbst mit allen seinen natürlichen Neigungen auf der Seite des unterliegenden Gottes zu haben; daß das „Andere" das „Unheimliche" auch wir selbst, und zwar mit unserer stärksten, unserer augenblicklich dominierenden Neigung, sind, das können wir nicht wissen, denn es tritt nicht in unsere Empfindung.

Interessant ist es jedoch, an sich selbst zu erleben, wie in der natürlichen Weiterentwicklung das innere Widerstreben später durch die Freude am Intellektuellen überwunden wird, wie wir allmählich zu unserem eigenen Erkenntnis-Gespenst „Ich" zu sagen lernen, und wie wir mit steigendem Eifer lernen, das zu wollen, was wir müssen. Und in Einem Punkt geschieht dies später grade in solchem Falle, wie dem geschilderten, hingebender und freudiger als in dem allmählichen Uebergang vom Glauben zum Denken vermöge Beider vorsichtiger Verschmelzung. Denn in Einem Punkt ist die Unbefangenheit des Denkens von vornherein eine größere; es besteht keine geheime Hoffnung mehr, sich auf dem Wege der Erkenntnis wieder zu verschaffen, was der religiösen Inbrunst entglitten ist. Da der lebendige Gotteskörper entseelt bleibt, sieht man ohne heftigen inneren Anteil ihn in immer schattenhaftern Umrissen hier und da in den Ansichten und Weltanschauungen auftauchen, in denen er noch eine Rolle spielt. Vielleicht gehört man ihnen eine Weile aus Ueberzeugung an, aber diese Ueberzeugung macht nichts wieder lebendig, sie giebt uns nur einen Gestorbenen wieder. Es ist aber garnicht auszudenken, wie kräftigend und erfrischend diese sichere Scheidung zwischen Erkennen und Wünschen auf das Erstere wirkt; man kann es daraus ersehen, daß ein Mensch recht wohl im stande ist, mit großer intellektueller Freude ein Denkresultat zu genießen, trotzdem es uns einen seelischen Verlust vor Augen stellt und uns an einst Besessenes erinnert.

Daher ist es auch nicht anders möglich, als daß grade hier mit der Zeit eine völlige Hinwendung des ganzen Wesens zur geistigen Arbeit, zur gesunden Geistesbethätigung erwächst, ein immer intensiveres Mitarbeiten aller seelischen Kräfte, sozusagen, bis jeder Ton der im Erkenntnisleben anklingt, in ihnen willig seine Resonnanz findet. Zwischen der ersten Gottentfremdung und diesen stillen Erlebnissen liegen freilich Jahre allmählicher Reife, — die Jahre des Lernens gerade und des rasch zunehmenden Wissensdranges. Und wie jene ersten religiösen Kämpfe in mir den melancholischen Zauber eines nordischen Frühlingsbildes wachrufen, so diese ersten Geisteskämpfe ein echtes Winterbild in seiner

tiefen, beschaulichen Stille. Draußen wie in mir war es keine Zeit überschwänglich reichen Blühens, war vielmehr manches vorzeitig erkaltet und abgestorben, das warm gelebt hatte, aber auch alles krankhaft Erregte und Ueberspannte hatte sich darin beruhigt und verflüchtigt; frei und rein wehte die Luft des Lebens, nervenstählend in ihrer herben Kälte. Wenn ich des Nachts heimlich aufsaß, fröstelnd und mit müden Augen bei entwendetem Licht, wenn ich bei den selbstgesteckten Aufgaben und bei den verbotenen Büchern die Außenwelt vergaß, dann mochte ich mir wohl noch verarmt und unbefriedigt vorkommen, verglichen mit den heimlichen Entzückungen meiner Kinderzeit: aber es war Trieb und Sporn darin zu verdoppelter Thatkraft, zu selbständigem Streben, — es fehlte alles, was zu duldender Passivität hätte ausarten können. Eine Vereinbarung gab es nur noch nach außen hin, in dem Gefühl des Widerspruchs zur Umgebung, im Gefühl eines Kampfes mit ihr, — doch um so selbstgewisser und heimischer mußte der Geist sich in seinem eignen Wollen fühlen, in einer errungenen *inneren Freiheit* gegenüber einem nur noch *äußern* Zwange.

Dasjenige grade, was ursprünglich als ein dämonisch wirkender Zwang empfunden worden war, — die Einwirkung des Denkens auf das Leben, — kommt nunmehr als volles Freiheitsleben uns zum Bewußtsein. Denn das ganze Selbst mit allen seinen Kräften hat sich allmählich darin gesammelt, darin auszuleben versucht und wird deshalb, — von außen her angegriffen und behindert, — im höchsten Grade aktiv und kampfesfähig. Im Grunde beruht ja alle *Freiheitsempfindung* ausschließlich nur darauf, daß wir uns bewußt werden, wie sehr alle uns bestimmenden Motive ganz und gar aus der Eigenart unseres Innern entspringen, — wie sehr, wie ganz und gar, wir selbst unsere eigene *Notwendigkeit* darstellen. Entgegen dem üblichen theoretischen Begriff der Willensfreiheit, ist es deshalb durchaus nicht das Gefühl einer beständigen freien *Wahlmöglichkeit*, dessen es dazu bedarf: wir müssen uns vielmehr unerbittlich determiniert fühlen, aber von einer Macht, mit der wir uns identifiziert haben, einer Macht, die wir selbst *geworden sind*. Dieses Gefühl ist sehr viel schwächer, ja es ist einer fortreißenden Einheitlichkeit gar nicht möglich bei einer religiösen Entwicklung, die auf der allmählichen gegenseitigen Beeinflussung von Denken uud Glauben beruht, denn ihr Träger kann sich weder mit seinem Erkenntnistrieb noch mit seinem religiösen Trieb rückhaltlos als mit seinem eigensten Selbst identifizieren. Er steht zwischen beiden, halbbeteiligt, halb gezogen, in der Mitte und kann eine *Freiheitsempfindung* nur vermöge des *Denkirrtums* besitzen, daß ihm zwischen den beiden kämpfenden Parteien, kraft eines darüber schwebenden, nicht darin aufgehenden Willens, die letzte Entscheidung vorbehalten ist. Sein Freiheitsbewußtsein fällt nicht zusammen mit seinem tiefsten Erleben, sondern hängt selbst von seinem Denken ab. —

Dieser Unterschied in den beiden geschilderten, einander so entgegengesetzten Entwicklungen auf dem Gebiet des Religiösen ist bezeichnend für ihren ganzen Verlauf. Wie die ursprüngliche Gottesbildung, wie die darauf folgende Gottesentfremdung, so ist auch eine spätere mögliche *Wiederbelebung* religiöser Empfindungen in beiden Fällen ebenso charakteristisch verschieden: das eine Mal wird sie immer wieder nur ermöglicht auf Grund gewisser vermittelnder *Verstandeserkenntnisse*, die noch einen Glaubensrest gestatten, also etwa gewisser methaphysischer Hypothesen. Das andere Mal entsteht sie ausschließlich auf Grund eines so *tiefen Erlebens*, einer so begeisterten Hingabe der ganzen

Seele an die Erkenntniswahrheiten, daß diese selbstlose Andacht den Charakter einer religiösen Feierstimmung gewinnt. Der Erkenntnis als solcher, als Wahrheit, wird, ganz abgesehen von ihrem mehr oder weniger negierenden Inhalt, ein Idealwert zugesprochen: — sie beginnt, als ein Höheres, ein Heiliggehaltenes auf uns einzuwirken. Die bloße Intensität des Erlebens, vermöge der Sammlung und Steigerung aller Kräfte, entbindet die religiöse Empfindungsfähigkeit von neuem und mit ihr die religiöse Produktivität: sie macht uns gewissermaßen gottschöpferisch. Dasjenige, was wir „von ganzem Herzen und mit allen Kräften" umfassen, weil unsere gesamte geistige und psychische Veranlagung es uns zur inneren Nötigung macht, — dasjenige, womit wir so unlöslich verschmelzen, — das verklärt sich durch einen eigentümlichen Seelenprozeß zu einer Macht, die in unseren eigenen beschränkten Räumen nicht aufgeht, sondern in der wir, als in etwas über uns Herrschendem, unsererseits aufgehen. Ein solcher Prozeß kann auf allen Gebieten des Lebens, je nach der Individualität des Einzelnen, stattfinden; am frappierendsten aber fällt er in die Augen da, wo er von der Wahrheitserkenntnis selbst erzeugt wird, — von ihr, die ursprünglich die religiöse Inbrunst lähmte und ihren Gott zerschlug. Man kann es nicht schärfer ausdrücken als durch die Gegenüberstellung zweier Seelenstimmungen: ursprünglich nahmen wir den Kindes-Gott naiv als eine Wahrheit hin, weil all' unser Verlangen und Sehnen sich in ihm zu verkörpern vermochte; jetzt umgekehrt wird etwas für und zum Gott, regt unser Sehnen und Verlangen religiös an, weil es sich uns als Wahrheit aufdrängt.

So innerlich diese Erlebnisse auch verlaufen und so mächtig sie sind, wurden sie mir in ihrer ganzen Bedeutung doch erst bewußt durch ziemlich unwichtige äußere Ereignisse. Ich begriff erst vollkommen, in welcher innern Beziehung ich zu meiner eignen Erkenntnisrichtung stand, als ich mit der entgegengesetzten Richtung zum ersten Mal theoretisch bekannt gemacht wurde: im Konfirmanden-Unterricht. Bis dahin war alles was mit meiner wunderschönen Kindheitsreligion zusammenhing, für mich eine reine Gemütserinnerung geblieben, jetzt zuerst sollte ich sehen, wie sie sich ausnahm, wenn sie von orthodoxem Denken intellektuell beleuchtet und erläutert wurde. Das Tief-sympathische, das mich bis dahin allein mit jenem Kindheitsglauben verbunden hatte, wich einer lebhaften Abneigung gegen seine verstandesmäßige Begründung, und erst damit schwand ein letzter Rest von Trauer oder Wehmut um das Verlorene. Erst damit ward alles hell und zu einem freudigen „Ja sagen" zum neuen Geiste, der, durch die Verneinung hindurch, dem innern Leben erneute Beseelung und Begeisterung gebracht hatte. Und so vollzog sich damit innerlich eben das, was sich nunmehr auch äußerlich zu vollziehen hatte: die endgiltige Ausscheidung aus der Welt der Gläubigen, der offen bekannte Austritt aus der Kirche.

Es ist bezeichnend, daß gegen die Ablegung des Konfirmationsgelübdes ich mich nicht eigentlich aus moralischen Gewissensbedenken sträubte. Denn vom Standpunkt der anerzogenen Moral besehen, giebt es so unendlich vieles, was, um anderer sittlicher Rücksichten, Pflichten und Pietätgründe willen, die Wahrung des Scheins richtiger erscheinen läßt als die Wahrung der Wahrhaftigkeit. Nein, entgegen diesen Erwägungen, — nur unter dem Einfluß jener freudigen Ergriffenheit durch das als wahr Erkannte, erscheint es als unmöglich, zu verleugnen, was sich die Seele um teuern Preis als ihr Kostbarstes gewann. Und dies ist ein wichtiger Punkt. Denn erst hier zeigt es sich, daß die beiden Gegner,

das Alte und das Neue, nicht Glaube und Unglaube genannt werden dürfen, nicht Geist der Bejahung und Geist der Verneinung. Nicht das Negative, nicht die Unfähigkeit zu glauben, ist das Wesentliche daran, sondern etwas Positives, eine religiöse Hingebung gewissermaßen, die an die Stelle des ehemaligen Glaubens getreten ist. Und aus ihr erwächst, ganz abseits von den bisherigen moralischen Bedenken oder Pflichtbegriffen, unwillkürlich und notwendig auch ein neuer, freiwilliger Gehorsam unter eine selbstgeschaffene, selbst heiliggesprochene Pflicht und Moral. Es erwächst aus der höchsten Steigerung und Entwicklung des „ich will!“ ein neues „du sollst“ einer instinktiven Selbstvergöttlichung, dem der Wille sich nicht zu entziehen vermag ohne der Selbstverachtung und Selbstvernichtung zu verfallen. Das wahrhaft Wertvolle, die wirklich tiefe Bedeutung einer solchen, scheinbar lediglich individuellen innern Entwicklung ist erst damit gegeben, daß es sich dabei nicht nur um Gefühlsaufwallungen, um religiöse Stimmungen handelt, sondern um eine neu organisierende Kraft, um eine das Leben umschaffende Kraft. Nicht das Gemüt allein muß ergriffen, sondern das gesamte Menschenwesen religiös überwältigt worden sein, damit es daran zu erhöhter Produktivität erwache, damit es sich über sich selbst hinaus Gott und Gesetz zu schaffen vermag.

Wahrscheinlich ließe sich eine solche, wenigstens andeutungsweise vorhandene, Entstehung neuer religiöser und moralischer Werte innerhalb des individuellen Lebens häufiger nachweisen als es geschieht, wenn anstatt systematischer Erörterungen über diesen Gegenstand mehr einzelne Bekenntnisse und Aufzeichnungen vorlägen. Dem flüchtigen Blick entzieht es sich freilich, weil auf der breiten Oberfläche des Tageslebens immer noch vorwiegend wirksam bleibt, was an uns allen noch haftet an Abgestorbenem und Abgelebtem. Aber auch an einem Eichenzweig im Frühling haften noch die alten, dürren Winterblätter und verbergen die jungen Knospen; abstreifen muß man die dürre Hülle erst, um zu bemerken, daß der Baum im Frühling steht.

So ist es denn auch nicht ein Bild des Herbstes und Abschieds, der Loslösung von der Welt der Gläubigen, das mir als letztes Erinnerungsbild aus dieser Zeit geblieben ist, — sondern ein wundersames Frühlingsbild: eine wahrhafte Einsegnung zu dem neuen Leben, zu welchem ich das Elternhaus verließ. Eigentümliche Gunst der Verhältnisse fügte es so, daß sich da etwas verwirklichte, was fast ein Traum, ein Märchen war: eine kleine, unbekannte Dorfkirche im Auslande nahm mich dazu auf; ein Freund, der einzige den ich besaß, reiste dazu vom Ausland ins Ausland, um mich dort so einzusegnen, wie es ihm, wie es mir entsprach.

Es war gerade Frühlingsanfang, — später, kalter, holländischer Frühling. Ueber die Nordsee gingen orkanartige Stürme und durchbrausten die weiten, flachen Sanddünen; das Laub um die kleine Kirche stand in grünen und braunen Knospen. Eines der Fenster war geöffnet worden. Man vernahm deutlich das Gezwitscher der Vögel in den Baumzweigen draußen. Ein Buchfink hatte sich auf der Fensterbrüstung niedergelassen und, aufhorchend, schmetterte er seinen langen, fragenden Triller in die Kirchenstille. Mir ging in diesem Augenblick, in dieser Verschmelzung der Frühlingsstimme draußen mit der Feierstimmung drinnen, eine Erinnerung aus langvergangenen Kindertagen durch den Sinn. Jenes kleine, heitere Kinderlied glaubte ich wieder zu hören, das mir an Stelle des verlangten Vater-Unsers auf die Lippen gekommen war; und wieder glaubte

ich etwas von jener warmen Kinderzuversicht zu fühlen, die ihren Gott in keiner Kirche anzubeten, von keinem Verstandeszweifel antasten zu lassen braucht. Den unsichtbaren Gott, der sich nicht schauen, aber in den höchsten Augenblicken des Lebens schaffen, aus der tiefsten Inbrunst des Lebens heraus schaffen, läßt. Nur zu einem vollen Menschentum auszureifen, um in diesem Sinne wieder zu Füßen eines Gottes spielendes Kind werden zu dürfen; — sich zu immer vollerer und machtvollerer Freiheit des ganzen Lebens zu entwickeln, nur um teilhaftig zu werden einer solchen innersten, heiligen Gebundenheit, die zum Gehorsam zwingt; — sich vereinzeln und vereinsamen lernen, nur um sich in Kraft und Glut verdoppelt zu fühlen in der Einigung mit etwas, das uns höher gilt als wir selbst. —

Dies war es, was mir durch die Seele ging, als das einzige Gebet, dessen ich fähig geblieben war. Ein Gebet an das Leben, — nein, die Forderung der heißesten Menschensehnsucht dem Leben gegenüber:

„Ich lasse Dich nicht! Du segnest mich denn."

Gerhart Hauptmanns Webertragödie. *)

Von

Wilhelm Bölsche.

Der Theaterruhm reist mit Siebenmeilenstiefeln. Der „bleiche Jüngling", der sich verbeugte und nach der Versicherung ehrsamer Kritiker gar nicht so „verderbt" aussah, wie sein „Sonnenaufgang" erwarten ließ, ist zum „Gerhart Hauptmann" avanciert, ohne Herr, ohne Adjektivum. Manches Gute ist im Gefolge dieser Verwandlung über ihn geschrieben worden. Aber auch eine gewaltige Fülle von Wust. Von beiden geht ein Druck aus für den, der heute eine neue Arbeit des Dichters würdigen soll.

An Stelle der inneren, geistigen Würdigung, die dem „Sonnenaufgang" zu teil wurde, ist — vielleicht notwendiger Weise, aber jedenfalls mit einer gewissen Aufdringlichkeit — die Debatte über den reinen Coulissenwert der Stücke getreten. Ich will nicht durchaus mit den herben Stimmen rechnen, die im letzten Heft dieser Zeitschrift über unser ganzes Theaterwesen laut geworden sind. Aber eine Vertiefung der Kritik ist sicherlich nicht eingetreten, seitdem die Erweiterung des wirklichen Coulissenbesitzes für einige Arbeiten Hauptmanns stattgehabt hat. Die schönste Stelle der „Einsamen Menschen", dort, wo das Lied gesungen wird, die Stelle, wo der Dichter für mein Gefühl auf der Höhe dessen stand, was seine ganze gegenwärtige Welterfahrung ihm gewährt, — sie ist verhallt, weil das bestehende Theater seiner ganzen Art nach keinen Raum für ihren Stimmungswert hat, und im Ueberschwall haben wir dafür die Debatte erhalten (auch im ungedruckten Privatgespräch), ob der Schluß des Stückes gut oder schlecht sei und sofort: die theatralische Effektfrage mit all' ihren Varianten.

Als eine unverhofft günstige Gelegenheit erachte ich es also, daß mit den „Wabern" nunmehr doch wieder dieser Bann — wenigstens für einen Moment — gebrochen ist. Der Dichter hat sein Werk in Buchform erscheinen lassen, ehe noch sicheres über die Aufführung feststand; inzwischen scheint es, als sollten die gewaltigen szenischen Schwierigkeiten doch überwindbar sein und für Berlin zu einer öffentlichen Vorführung wenigstens nicht der gute Wille fehlen. Aber ein Interregnum läuft so wenigstens vorher und durch einen Zufall äußerlichster Art ist Hauptmann denen einmal wieder gewonnen, die dem modernen Theater nicht schlechtweg verdammend, aber doch mit einer inneren Unlust gegenüber stehen, die sich nicht mit wohlfeilem Optimismus wegdisputieren läßt,

*) Gerhart Hauptmann, De Waber [Die Weber]. Schauspiel aus den vierziger Jahren. Dialekt-Ausgabe. Berlin, S. Fischers Verlag. Eine hochdeutsche Ausgabe erscheint gleichzeitig.

— mit ähnlicher Empfindung habe ich das Kunstwerk in mich aufnehmen dürfen, die einst einem kleinen Freundeskreise zu teil wurde, als der Dichter seinen „Sonnenaufgang" uns vorlas, draußen bei Erkner im Kiefernwald, in Sommerstimmung und Naturhelle, ohne Lampenlicht, ohne den Sammetgeruch engster Parkettsitze, ohne das Champagnergeprickel einer nächtlichen Nachsitzung hinter der Premiere..... Und ich kann mir nicht helfen: es gehört zu diesen „Webern" ein Stimmungselement, das man mitbringen muß. Das Premierenpublikum wird's nicht haben, und wenn es etwas hineinlegt, so wird es höchstens ein grobes Tendenzmotiv sein, das auch ein unvergleichlich viel geringeres Stück tragen könnte. Ich meine mit jenem Element nicht die Voreingenommenheit, daß man jetzt sicher weiß, welchen Rang Hauptmanns dichterische Begabung einnimmt. Diese Begabung fühlte auch der Blindeste nach der Lektüre von ein paar Seiten — und wäre ihm Hauptmann gänzlich unbekannt; die Sicherheit der Zeichnung schlägt durch, auch wenn man nur einen Dialog gelesen hat, so gut wie sie damals bei „Sonnenaufgang" durchschlug. Eine Feierstimmung ist es, die man mitbringen muß. Sie muß erwachsen aus dem Titel gleichsam. Das historische Motiv jenes alten Weberaufstandes muß aus ihm als vager, großer Umriß heraustreten, muß sich geistig verknüpfen mit gewaltigen, ringenden Problemen der Menschheit. Mag sein, daß der Dichter mir antworten könnte, grade diese assoziative Größe a priori wolle er gar nicht, man solle seine Gestalten nehmen wie man Schillers Wallenstein nehmen würde, wenn vor Schiller der Name garnicht in der Welt existiert hätte. Es könnte eine realistische Theorie geben, die so redete. Aber ich glaube ernstlich nicht, daß Hauptmann sie in der Form vertreten würde. Schillers Wallenstein ist gewiß nicht bloß groß, *weil* er im Glanz der *geschichtlichen* Größe wandelt. Aber diese Größe war im Dichter, da er ihn schuf, doch selbst wieder nicht der geringste Ansporn, und auf jedes Wort, das er seiner Gestalt gab, fällt thatsächlich doch etwas von jenem Glanz und es braucht ihn, um ganz zu sein. Und so hat mich auch bei Hauptmann nirgendwo das sichere Gefühl verlassen, daß eine gewisse assoziative Stimmung da sein muß und mitgehen muß, wenn man jeden Zug recht fassen soll. Sie ist beim Dichter dagewesen. Er hat ihr nicht Konzessionen im groben Sinne gemacht. Aber ideell ist sein ganzes Stück eine gewaltige Konzession an jene Gesamtstimmung. Nur aus ihr erklären sich technische Merkwürdigkeiten. Nur *mit* ihr kommt man über den schwierigen letzten Akt fort. Wird es jemals möglich sein, daß ein größerer Zuhörerkreis einheitlich jener Stimmung unterthan ist, ehe noch der Vorhang aufgeht, — bloß auf Grund des Wörtchens „De Waber"? Schwerlich. Und kein noch so einzigartiges Festspielhaus der Welt wäre vielleicht im Stande, diese Festspielstimmung über eine vielköpfige Menge zu breiten. Denn es ist ja, wie gesagt, *nicht* grobes Tendenzgefühl, was ich meine, — dem eine Menge zu finden, ist heute nicht schwer. Aber dafür brauchen wir keinen Hauptmann. Die „Waber" sind kein soziales Drama in dem groben Sinne, den neuerdings Streberei und Stümperei sich so gern als aktuellsten Deckmantel umhängen. Sie sind ein Menschheitsstück, — ein Stück aus der leidenden Menschheit allerdings. Die aber ist so alt wie Prometheus und so jung, wie jedes Armenkind, das der heutige Tag in die Wiege legt. Grade das grobe Tendenzstreben wird den fünften Akt dieses Stückes am wenigsten überwinden können. Denn er giebt keine Lösung. Es ist kein Umschlag vom Leiden zum Glück, wenn eine verzweifelte und doch, wie wir aus der Geschichte wissen und vom Dichter

in einer Unzahl kleiner, feiner Züge uns im Werke selbst dargethan ist, im Innersten eben durch den langen Druck entkräftete und degenerierte Menge die Soldaten zum Teufel jagt, wie es hier geschieht. Und das erlösende Glück ist ebenso wenig bei dem alten Manne, der vor dem Webstuhl bleibt und mit Luther denkt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders!“ der seinem Gott vertraut und die letzte Kugel des Straßenkampfs vor den Kopf bekommt. Ich nenne Tendenz, wenn in einem Kunstwerk ein bestimmter Weg klipp und klar als der allein seligmachende gepredigt wird, und diese Tendenz halte ich für ein Armutszeugnis des Dichters, das den Wert des Kunstwerks notwendig herabdrückt. Es gehört eben nach meiner Auffassung zur notwendigen Voraussetzung des ganz echten, großen Poeten, daß er der Welt nicht doktrinär, sondern beobachtend gegenübersteht. Der Beobachter muß einigermaßen immer über alle Parteien erhaben sein. Unser glänzendstes Beispiel in dieser Hinsicht ist Goethe. Soll der Dichter praktisch in groben Dingen, doch eine gewisse Partei im Leben, als handelnder Mensch vertreten, so wird es auch dann immer die sein, die am meisten Gewähr für volle Beobachterfreiheit verspricht; aber das hat mit Tendenz in der Dichtung selbst nichts zu thun. Bei der großen begrifflichen Verworrenheit, die auf diesem Gebiete, wie auf den meisten ästhetischen, heute herrscht und (bei der Unterjochung der Kritik durch Streberspekulation und Dilettantentum) herrschen muß, schmeichle ich mir nicht, mit diesen paar Sätzen in den Kern eingedrungen zu sein, aber sie mögen hier stehen bleiben, da die „Waber“ ganz gewiß von zwei Seiten heftige Angriffe zu erwarten haben: von Tendenzfanatikern, die den fünften Akt unbefriedigend finden müssen — und von Fanatikern der Objektivität, die in dem Ganzen ein Tendenzdrama schlimmster Sorte und, je nach dem eigenen Standpunkt, selbst höchst gefährlicher Tendenz sehen werden.

Die „Waber“ sind ihrer Technik nach eins der merkwürdigsten Stücke, die überhaupt jemals geschrieben worden sind. Ein Drama ohne einen durch alle Akte durchgehenden Helden, ja nahezu ohne durchgehende Personen überhaupt. Ein Drama ohne erotischen Konflikt, — es sei denn, daß man den kurzen Vorgang zwischen dem zaudernden Weber Gottlieb und seiner dem Ausstand zujubelnden Frau dahin rechnen wollte; die Szene, wie in dieser Frau der Jammer über ihre im Elend verkommenen Kinder zum flammenden Empörerzorn wird, ist meiner Empfindung nach die großartigste der ganzen Tragödie, allein schon geeignet, das Werk als Blüte heiligsten künstlerischen Ringens erscheinen zu lassen und unerreicht in unserer ganzen zeitgenössischen Dramatik .... aber diese Szene steht im fünften Akt und ihr Held wie ihre Heldin sind vorher überhaupt nicht aufgetreten. Und von einer über Akte sich dehnenden „Entwickelung“ innerhalb eines Einzelcharakters ist im Gefolge dieser Umstände völlig abgesehen. Wäre das Drama ein „Programm-Drama“, das typische Erzeugnis einer „Schule“, — man müßte in ihm ein ausgesprochenes Todesurteil für das, was man bisher als dramatischen Nerv bezeichnet hat, erblicken. Ich glaube aber, daß Hauptmann nicht das Haupt und der Mann irgend einer klar formulierten Schule ist. Er hat, überwältigt von der Anziehungskraft des Stoffes, eine Form gewählt, die dem Einzelfall gerecht wurde, — besser gesagt: er hat nicht zwischen vorhandenen Formen „gewählt“, sondern er hat eine Form sich geschaffen. Von blindem Nachahmer auf einen anderen Stoff übertragen, würde diese Form ein Unding werden, und mit keinen Mitteln der Spekulation, scheint mir, könnte ein wirkliches Verdammungsurteil über die gangbare Form drama-

tischer Führung aus diesem genialen Spezialfall gefolgert werden, — so wenig wie etwa aus dem zweiten Teil des „Faust“ für die fünfaktige Tragödie oder aus Heines „Atta Troll“ für das Epos.

Jeder Akt des Hauptmannschen Dramas liefert ein in sich geschlossenes Bild. Akt I: die Webernot an der Wurzel, in ihrer Verknüpfung mit der allgemeinen wirtschaftlichen Lage der Zeit und des Landes. Die Bewegung ist faktisch angelegt, der Stein tritt ins Rollen. Aber noch ist das Bewußtsein von der Sache nicht klar da. Der Akt ist ein Muster übersichtlicher Massenbewegung. „Die“ Weber, als ungeheure, im Elend einheitliche Masse, treten, Typus um Typus klar entworfen, an den Zahltisch, legen ihre Arbeit vor und bekommen als Lohn nicht soviel, um davon existieren zu können. Akt II zeichnet das Engere einer einzelnen, als Beispiel gewählten Familie, mit wachsendem Uebertreten der Sachlage ins Bewußtsein, — ein Prozeß, der sich notwendig erst daheim bei jedem Einzelnen ordentlich vollziehen kann. Vortrefflich ist in kleinen Zügen dargelegt, wie die Erkenntnis der absoluten Notwendigkeit einer Handlung sich als erste Frucht dieses Bewußtwerdens aufdrängt. Und der Akt gipfelt in dem Weberlied, das gleichsam rhythmisch die turmhoch emporgestiegene Sturmflut zum Wallen, zum Anprall wider den Damm treibt. Zahlreich eingeflochten sind allerdings kleine Züge, die darauf hinweisen, wie das innerste Seelen- und Knochenmark dieser armen Schlucker trotz des losgährenden Rauschs durch die Not selbst zermorscht ist. Der schwadronierende Soldat, der ein paar blanke Thaler und eine Schnapsflasche mitbringt, erscheint ihnen wie ein Gott, und man ahnt, daß diese weltfremden Märtyrer eines ihnen selbst eigentlich ganz unbekannten wirtschaftlichen Weltkonflikts zwar im Zorn des blinden Tieres, das verhungert, einen Trupp Soldaten aus dem Dorf treiben können, niemals aber einer entschlossenen, bewaffneten Autorität auf die Dauer werden trotzen können. Und wie ein Symbol erscheint es dem, der auch dieser Dinge achtet, wenn der alte Baumert das Stückchen Hundebraten, das diesen Armen gelegentlich als seltenes Festmahl zugefallen, nicht mehr verträgt und weinend ausruft: „Hoot ma siich amol was guudes dergattert, do kan man's ni amol meh bei siich behaln!“ Keiner von denen da würde sie „bei siich behaln“ — und hätt' er im höchsten Aufwallen des Zornes sich die Welt „dergattert“ .....

Ich leugne übrigens nicht, daß der Gang der Handlung in diesem und den beiden nächsten Akten ein so elementar fortreißender ist, daß man, zumal bei der ersten Lektüre, grade diese letzten Reflexionen nicht leicht in den Vordergrund schiebt: der Wille zur That und das Aufflammen selbst der That ziehen den Hörer so gewaltsam fort, daß er immer wieder das Kleinliche vergißt: man glaubt eine Weile an das absolute Gelingen des Ausstandes, an einen Zusammenbruch der alten Welt, loskrachend von dieser Hütte der Armut aus. Die Tragödie alten Stils würde voraussichtlich schon hier gedämpft haben durch die Person eines alten Intriguanten oder durch die sichtbare Schuld eines Hauptträgers. Hauptmann ging aller Wahrscheinlichkeit von der Vermutung aus, daß er diese groben Mittel nicht brauche, er wollte den Intriguanten und die Schuld ins Innerste seiner Leute selbst legen, durch diesen und jenen kleinen Zug nur verraten ..... ob es ihm ganz gelungen ist? Das Streben nach dieser Richtung ist jedenfalls echt modern. Ich fürchte nur, daß man bei der wirklichen Aufführung erst recht von der Wucht des Emporganges, von der Lichtseite gleichsam in diesen mittleren Akten des Stückes gepackt werden und das retardierende

Element, die innere Kritik und Korrektur, auf denen geschichtlich das Ende des Weberausstandes mit seiner ganzen Tragik steht, überhaupt nicht merken wird. Akt III zeigt den Aufstand auf der Kippe. Einzelne Wogen spritzen schon über den Damm. Es ist der eigentliche Debatten-Akt, das Spielen mit der Handlung auf der Kante zwischen schärfstem Bewußtsein und Willensakt. Alles ist gegen Akt I unvergleichlich verschärft. Statt der affektierten Rede Dreißigers, des Ausbeuters, dem letzten Versuch einer geistigen Autorität, hier bereits die Autorität des bewaffneten Gensdarmen, die Anfang vom Ende besagt. Sehr angemessen ist diese Szene ins Wirtshaus verlegt. Es ist kein Wirtsaufstand, das lehren Akt I und Akt II. Aber in dieser debattierenden, im Wohlgefühl möchte ich sagen, der letzten Unentschiedenheit sich wiegenden Phase ist noch jede Revolution eine „Wirtshaus-Revolution" gewesen. Akt IV bringt die Katastrophe. Sie ist verhältnismäßig eine sanfte. Der Akt schildert die Vertreibung Dreißigers und die Demolieruug seines Hauses .... und doch kann man sich des Eindrucks nicht entschlagen, daß diese ärgsten Szenen stellenweise fast ans Lustspiel grenzen. Durch das ganze Stück geht ja ein offenbar gewollter Stich ins Tragikomische. Der deutsche Dichter ist hier, wo er äußerlich in eine sehr greifbare Rivalität mit dem Zola des „Germinal" tritt, schärfste Individualität. Er ist jeder Versuchung fern geblieben, dem Pathos die liebevoll erfaßte drollige Einzelheit zu opfern. So bietet das Stück hier und anderswo bemerkenswerte Dokumente zur Theorie des Tragikomischen, denn das fühlt man ja beim Lesen wenigstens greifbar deutlich grade in diesem Akt: wie die Komik dieser Einzelheiten, die sich in den offensten Ausbruch der Weberrevolution drängt, innerlich das integrierenste Moment der Tragik für das Ganze ist: die ganze Zwitterstellung dieser armen Vor-Sonnenaufgangs-Leute steckt wieder darin, — der innere Intriguant, die innere Schuld, das innere Verhängnis, daß sie, die da den Affektzorn zum Zerschlagen eines kostbaren Mobiliars und zum Verjagen eines Fabrikherrn, der selbst eine lächerliche Durchschnittsfigur ist, haben, daß sie nie und nimmer die innere Geisteskraft, den echten produktiven Zorn, die produktive Märtyrerkraft besitzen, die das Flammenscheit ihrer Augenblicksrache zu einem wirklichen Freiheitslicht umschaffen könnte. Und doch ist auch in diesem Akt die rein technische Steigerung so enorm, daß das Positive des Augenblicks momentan immer wieder den Hörer gleichsam mitzwingt. Die Handlung steht am Ende des Akts auf ihrem Gipfel. Daß diese wilde Rotte in ihrer Augenblicksverfassung eine unwiderstehliche Suggestionsmacht nun auch für andere, vorläufig der Sache noch ganz fern stehende, werden wird, ist selbstverständlich, — die Suggestion der geschehenen That ist die riesenhafteste von allen! Daß sie, vermehrt durch solche noch neu hinzugewonnenen Massen, zu einer letzten Steigerung sich hinreißen läßt, einem Kugelregen stand hält und — wenigstens im ersten Sturm und dem ersten, unklaren Militärwiderstand gegenüber — einen Haufen Soldaten sieghaft zurücktreibt, hat die höchste Wahrscheinlichkeit für sich. Und wenn Akt V uns bloß das noch zeigte, so würde ideell das Stück dadurch nicht eigentlich mehr bereichert. Er wüchse aus zu einer kurzen, logischen Handlungssteigerung des vierten Akts, die dramatisch noch höchst wirksam sein könnte, aber dann notwendig einen fünften, vielleicht auch sechsten Akt zur ideellen Lösung voraussetzte. Der Grundstock des höchsteigenartigen, nicht leicht zu zergliedernden fünften Akts der „Waber" beschränkt sich allerdings auf diese nächste, kurze Steigerung. Sie wird in einer höchst künstlerischen, prachtvoll knapp sich auslebenden Handlung zwischen einem noch zögernden jungen Weber und seinem schon fortgerissenen Weibe —

der wie schon gesagt, wohl großartigsten dramatischen Szene des ganzen Stücks — wiedergespiegelt und schließt mit der Vertreibung des Militärs. Aber statt eines noch nachfolgenden, ideell lösenden Aktes hat sich Hauptmann die Riesenaufgabe gestellt, *symbolisch* innerhalb dieser äußersten Steigerung der positiven, aufstrebenden Handlung auch jene so sorgsam angelegten inneren Sturz-Ursachen zum Klappen zu bringen und dem Hörer so deutlich zu machen, daß er im selben Moment, da die Schüsse fallen, die Weber aber Hurrah schreien und das Militär flieht, klar im Bewußtsein hat: in Wahrheit *sind* diese Weber da den Schüssen doch erlegen und dieser äußerste Sieg ist zugleich ihr endgiltiger Fall.

Der ganze Akt, wie er da steht, ist im Innersten Produkt dieses kühnsten Wagnisses. Aber die Meinungen darüber werden weit auseinandergehen, in wie weit das Ziel erreicht ist und ob nicht das Wagnis auch für diese Kraft ersten Ranges zu schwer war. Worüber kein Zweifel sein kann, ist, daß wir dem Versuch jener symbolischen Lösung die vielleicht magischste, wirkungsvollste Gestalt des vielgestaltigen Dramas verdanken: den alten Hilse, — wie ich denn bereits mehrfach betont habe, daß dieser letzte, sphinxhaftesten Akt die höchste charakterisierende Kraftleistung des Ganzen in sich schließt, trotz seiner gedanklichen Sphinxnatur. Daß der alte Hilse in gewissem Sinne sehr deutlich den Chor des endenden Stückes bildet und in der Idee das letzte Wort hat, erhellt wohl sicher aus der Stelle, wo er mitten in die äußerste Siegeszuversicht die Prophezeihung wirft, die de facto das Ende der Weberbewegung erschöpft: „Zweee jat' r naus, zahne kumma r wiedr rei." Er meint nämlich das Militär, das sich eben zur Salve rüstet.

Mein erster und mein letzter Eindruck der Konzentrierung des symbolischen Schlußmotivs grade auf diese Gestalt aber ist gewesen: das Gefährliche, das Schwerzufassende, das Unklare, um den schärfsten Ausdruck nicht zu scheuen, entspringt daraus, daß Hauptmann in ihr jetzt erst, im letzten Akt, ein *absolut neues* Motiv jenes inneren Fatums, jenes immanenten tragischen Moments aller voraufgehenden Siegeshandlung anschlägt: das *religiöse*. In der Person des alten Hilse scheitert ja thatsächlich der Weberausstand nicht an der innerlichen Degeneration infolge des Hungers und der Armut, an der Sklavennatur, die die Kette bricht, aber Sklavennatur bleibt, — hier scheitert er am Kampfe zweier Weltanschauungen, zwischen denen seit Jahrtausenden der Kampf tobt: irdisches Begehren nach Glück, — und christliches Entsagen auf Erden zu gunsten eines idealen Jenseits. Ich bin mir wohl bewußt, daß man mit Nietzsche allerdings grade sagen könnte: nun, diese Weltanschauung des alten Hilse ist eben wirklich nur die schließliche, starre Bewußtseinsform eben jenes innersten Sklaventums, es ist die Sklavenmoral, die sich hier in höchster Potenz verewigt: nämlich zum Bewußtseinsfaktor gemacht hat, die ihren Trotz darin sucht zu bekennen: wir *wollen* verhungern auf Erden, — — und von der aus denn allerdings auch die letzte Möglichkeit eines sieghaften Aufstandes zu gunsten der Hungernden innerlich negiert ist, sobald sie einer Generation einmal in Fleisch und Blut übergegangen ist. Wenn das richtig ist, so erklärt es aber nur, was ich als solches auch gar nicht bezweifle: daß die Gesinnung des alten Hilse *auch* ein Motiv aus jenem inneren Verhängnis dieser armen Weber ist. Was ich aber zum bedingten Vorwurf mache, ist, daß dieses Motiv nicht in den früheren Akten schon stärker anklingt. Durch die Stellung im Zentrum des letzten Akts grade meint man fast, der Dichter habe es selbst für das wichtigste gehalten. Dann mußte es doch aber erst recht schon vorher durch das ganze Gewebe schimmern.

„Es mußte", sagte ich. Ich will bei diesem Wörtchen mir selbst Halt zurufen in diesen aphoristischen Notizen. Nicht was sein müßte hat ja der Kritiker dem Dichter zu konstruieren. Meine Aufgabe ist damit erfüllt, daß ich ein Bedenken, das mir gekommen, ein Gefühl der Unsicherheit, das ich an einer Stelle in einem sonst höchst kunstvollen Drama empfunden, notdürftig angedeutet habe. Meine hohe Bewunderung vor dem Ganzen brauche ich nicht zu wiederholen. Hauptmann bedarf keiner Lärmtrommeln mehr.

Neue französische Lyrik.

Von

Johannes Schlaf.

Man sitzt im Café Bauer, oben auf dem Balkon, in dem köstlichen Spätsommerabend, seine Melange vor sich auf dem Marmortischchen, die Cigarette zwischen die Zähne geklemmt, mitten zwischen jenen wunderlichen Wesen, mit denen sich die Laune irgend eines internationalen Modegenies so lustige Verhunzungen erlauben darf. Der letzte Lustmord, das neueste Eisenbahnunglück, die allerneuesten sensationellsten Wintergartenwunder. Tabaksparfum, Federboas, Veilchenduft, Berloques, Hutfedern, das Knittern von Zeitungspapier, das Klappern der Tassen und Gläser, und drinnen, in Licht und Rauchdunst, die ganze parfümierte Caféherrlichkeit mit ihrem nervösen Geflirr.

Und man sieht hinunter auf sein braves Millionenbierdorf Berlin und hat man einige Phantasie, so kann man glauben, vom Brandenburgerthor bis zum Alten Fritzen, man sitzt an einem Boulevard der hochgelobten Metropole der Kultur.

Den Ellbogen auf der eisernen Brüstung, die Backe auf der Faust, sieht man hinunter in das Getriebe, ein wenig blasiert, ein wenig ironisch, ein wenig erstaunt und verwirrt, ein wenig müde, zutiefst in seiner lieben Seele etwas noch Unbewußtes, Unerkanntes, das einem zusetzt mit heimlicher, köstlicher Unruhe; und eine Sehnsucht regt sich, leise, leise, daß sie klar werde und Herr werde über einen, diese innere, dunkle Vision irgend einer neuen, großen, weltbeherrschenden Wahrheit; zutiefst in seiner lieben Seele ein hoffendes, versonnenes Warteinweilchen. — Und so läßt man dies Gewirr da unten mit seinem unaufhörlichen Strom, seinem unermüdlichen Gehn und Kommen, mit seinen tausend Lauten, Lichtern und Farben, mit der hastigen, nervösen Folge seiner Eindrücke auf seine Nerven einstürmen.

Nichts giebt es hier, was die ängstliche, von diesen tausend flirrenden Impressionen hin- und hergezerrte Seele hinüberbefreit ins Große, Ruhige, Einheitliche. Nur die Ironie ist ein dürftiger Ersatz für die stille, heitergelassene Stimmung, die dieses modernen Treibens Herr sein könnte.

So läßt man es über sich ergehen: konstatierend mit Ironie, Witz, Groll, Ekel, Staunen, Lachen, Cynismus, Zweifel und Blasiertheit, wie es einen im Wechsel von Minute zu Minute attaquiert.

* * *

Und aus einer derartigen Stimmung heraus versteh' ich eine Richtung der neuesten französischen oder vielmehr Pariser Lyrik; denn es ist ihr Fluch und ihr Zauber, daß sie nur eine solche sein kann.

O Locomto de Lisle! O all ihr Parnassiens!

Hier giebt es keine Flucht einer pathetischen Muse zu märchenhaften, farbenprächtigen Küstenhängen, dran blaue Wogen still sich schmiegen, über die Palmen in südlicher Sonnenglut die stolzen Blätterkronen beugen!

Das Leben ist nicht Farbe allein, das Leben ist auch Problem, Konflikt, ist das wirre tolle Durcheinander von Paris; und dieses Paris strömt zum Mirliton am Boulevard Rochechouart und ins Chat noir, wo eine pietätslose Generation, die Nachkommenschaft der Musset und Baudelaire, eine Generation, die so eilige, gewandte, exercierte Nerven hat, tout Paris in einem schonungslosen Hexensabbath von Schattenspielen, Couplets und Carrikaturen, an tout Paris vorüberziehen läßt, in einem wunderlichen Fasching fin de Siècle: die Aristide Bruant, die Xanrof, Oudot, Meusy ꝛc. unter den Dichtern und Musikern, und die Steinlen, St.-Maurice, Capy, Lunel, Fau ꝛc. unter den Zeichnern.

Und mit einem werden all diese Dichter und Zeichner ihres widerborstigen Stoffes Herr: mit Geschmack und Chik. Mit einem unglaublichen Chik, von dem sich unsere berlinisch-spartanische Bärenhaftigkeit noch nie etwas hat träumen lassen. Mit einem Chik, für den es auf einem so bösen Stoffgebiet wie Paris nichts Unmögliches giebt, nichts, gar nichts. Der sich geradewegs an die verfänglichsten Sujets heranmachen und sie sich unterzwingen darf.

* * *

Die lebendigste, leichteste, communste aller lyrischen Formen aber, eine Form, die in Frankreich immer populär gewesen ist und in Scherz und Ernst zu allen Zeiten ihre Wirkung that, die Stimmung für Revolutionen machen half und die Lyrik der Faubourg St.-Antoine war, das Couplet, das Spottgedicht Berangers, das noch heute wie vordem ebenso an den Straßenecken und in den Boudiken, wie auf den Brettern der Variété's sein unverwüstliches Leben lebt, ist das flinke, ausgelassene, gefällige Instrument dieser Dichter, die es neuerdings kunstgemäß machten; eine Form, mit welcher gallische Anmut und Leichtigkeit sich an das Heikelste, Trübste, Düsterste heranwagt, kurz verweilend, mit schnellem, klugem Wechsel, flirrend, schillernd in Tönen und Lichtern, flink von einem Stoff zum andern, unbarmherzig, pietätslos, herb im Spott und doch immer gefällig, nie plump und grob, und so befreiend.

Nie gehen diese Liedersänger, so naturalistisch sie sich gebärden, mit plumpem Pathos und aufdringlicher Kaltblütigkeit ins Breite, daß man am Leben verzweifelt; und selbst der wuchtigste und unbarmherzigste unter ihnen, Aristide Bruant, befreit von dem Leide, das nie unter der Sonne stirbt, durch eine vollendete Kunstform, mit ihr lindernd, wo er durch seinen Stoff peinigt und quält.

* * *

Verschiedene Sammlungen derartiger Chansons und Carrikaturen liegen vor mir. Zwei von ihnen, die mir die bedeutendsten und charakteristischsten zu sein scheinen, will ich besprechen. Die „Chansons sans Gêne" par Xanrof (G. Ondet, éditeur, Paris 1890) Illustrations de T. Saint-Maurice, und Aristide Bruant „Dans la Rue", Chansons et Monologues, Dessins de Steinlen, Paris, im Selbstverlage des Verfassers, Boulevard Rochechouart 84.

Geschmackvoll, pointiert schon im Titel, diese Liederbände; diese „Dans la Rue", „Chansons modernes", „Chansons Fin de siècle", „Chansons sans Gêne", „Chansons d'aujourd'hui" und wie sie sich sonst betiteln. Schmuck arrangiert, mit wenigen Mitteln.

Das glänzendste und das schmutzigste Elend von Paris zu kleinen Meisterwerken buchhändlerischer Ausstattung gemacht.

Bände von 200—300 Seiten, reich illustriert, sauber gedruckt. Auf dem Deckel eine schnell, sicher und unbesorgt hingeworfene, impressionistische Farbenskizze, zwischen den Text oder wie es dem Zeichner gerade paßte. Eine Reihe Reklameträger über den Rücken der Broschierung von der Hinterseite bis zum Vordergrund des Titelblattes; eine Demimondedame im Negligee à la Journal Amusant, auf einem Kaffeetischchen balancierend und ein Sektglas schwenkend; eine halbbekleidete Straßendirne, in Hemd und spitzenbesetztem Unterbeinkleid, ein Drehorgel spielend; im Hintergrunde mit ein bischen gelb, grau und grün eine Impression der Großstadt. Alles, auf weißem oder mattgelbem Grund mit geringen Mitteln auf das überraschendste abgetönt in Farbe und Licht. Sauber, geschickt arrangierter Druck, auf billigem und doch geschmackvollem Papier. Drei Frcs. 50 der Band, und so erlebt diese Lyrik ihre zweite, fünfte, zwölfte Auflage.

* * *

Der Ursprung dieser Lieder ist der lebendigste und ungezwungenste. In dem Vorwort zu einer dieser Sammlungen wird man darüber belehrt. Sie entstehen in einem kleinen vertrauten Zirkel von Dichtern und Künstlern, „beim Klavier und im traulichen Lichtkreis der Lampe. Wir waren da bei einander", heißt es im Vorwort zu einem dieser Bände, „ein Dutzend Phantasten aller Schattierungen: Romandichter, und Journalisten, Poeten und Musiker, Maler und Bildhauer, die wechselseitig alle möglichen ebenso eigenartigen wie undurchführbaren, meist melancholischen Ideen auskramten" ... „Sie allein", heißt es weiter mit Bezugnahme auf den Verfasser der betreffenden Sammlung (J. Oudot), „Sie allein unter uns wußten Ihren heitren Freimut und das schlagfertige, unmittelbare Temperament des Künstlers, des Parisers sich zu bewahren. Sie brauchten sich nur an das Klavier zu setzen und ihr neuestes Lied zu präludieren, und wir vergnügten uns schon im voraus, so hatten wir uns an Ihre funkelnden Refrains, an Ihre geistreichen und überraschenden Einfälle gewöhnt. Sie waren der gute Geist des Frohsinns in unserem Kreis. Ich sehe Sie immer noch, wie Sie, an einer Tischecke, Ihren „Ersten Mai" dichteten, um auf die pessimistischen Auslassungen eines Freundes zu antworten, dem die soziale Frage über Gebühr Kopfschmerzen verursachte; ich erinnere mich an Ihren „Rundgesang der Microben", an Ihre „Klagen der Jeanne d'Arc", an Ihren „Wahlkandidaten"; alle Ihre Lieder kommen mir ins Gedächtnis mit ihren flinken Scherzen, so aus dem Handgelenke heraus, auf gut Glück hingeworfen, ohne viel Kopfzerbrechen über die Formgebung, ursprünglich, wie einem in einer Gesellschaft ein Bonmot beifällt, das man in die Unterhaltung wirft und das zuweilen ironisch, selten boshaft ist."

Und spontan, wie sie entstanden sind, wollen sie auch wirken; nicht nur vermöge einer noch so saubren Antiqua, mit den ergötzlichsten Zeichnungen versehen, auf elegantem Papier: sie wollen leben im Vortrag, im gesungenen Wort, vor einem interessierten Auditorium, gleichwie ihre Ahnen und populären Zeitgenossen an den Straßenecken und in den Kneipen, der lebendigsten und unmittelbarsten Wirkung sicher. Und sie leben im Mirliton und im Chat noir.

Chat noir ist der Sammelpunkt der jungen Generation, des litterarischen und artistischen „Fin de siècle", wie es Viktor Meusy, einer von ihr launig beschreibt. Ein Dichter- und Artistenklub, dessen Vorstellungen das elegante Paris zuströmt.

Ich bin nicht sehr bewandert in der neuesten, französischen Lyrik: trotzdem will ich getrost behaupten, daß Aristide Bruant einer ihrer bemerkenswertesten Vertreter ist. Unter den Lyrikern von Chat noir ist er jedenfalls der bedeutendste. Er ist

markig, ernst und, trotz seines engbegrenzten Stoffgebietes, der vielseitigste von ihnen. Er ist überhaupt einer der interessantesten und bedeutendsten Charakterköpfe in der französischen Litteratur neusten Datums.

Auf Seite 84 von „Dans la Rue" findet sich, wie ich durch Zufall erfuhr, sein Porträt, gezeichnet von Steinlen, dem Illustrator von „Dans la Rue". Ein hagrer, kräftiger Mann in Schaftstiefeln und langem Havelock, einen breitkrämpigen Hut in die breite, scharfgezeichnete Stirn. Ein längliches Gesicht mit scharfgeprägten Zügen. Fein gewölbte, kräftige Augenbrauen über einer langen, graden Nase. Um den feinen Mund ein leises, moquantes Lächeln. Kluge, selbstbewußte, erraffende Augen. So schreitet er über eine dickverschneite Straße mitten durch eine Schar kläffender Hunde, die man wohl als Symbole jener Sorte von Leuten zu nehmen hat, von denen Goethe meinte, daß sie totgeschlagen werden müßten. — Im Hintergrund des Bildes eine Promenadenbank, eine Gaslaterne, ein dichtbesetzter Omnibus und einige Alphons mit ihren Frauenzimmern.

Bruant ist das, was man in Frankreich einen „gamin de Paris" nennt, ein aus der Provinz Zugezogener, der gänzlich im Pariser Leben aufgegangen ist. Jahrelang hat er als litterarischer Zigeuner gelebt, Hunger, Not und alle möglichen Entbehrungen gründlich kennen gelernt. Mit Sprache und Leben der unteren Pariser Volksschichten ist er während dieser Zeit vertraut geworden, wie kein zweiter Seinesgleichen. Später wurde er, da er Anlage zu einem tüchtigen Geschäftsmann hat, Mitbegründer und Besitzer von Chat noir, und neuerdings hat er, nachdem er sich mit seinem Mitbegründer Salis überworfen, ein anderes, ähnliches Etablissement, das „Mirliton" am Boulevard Rochechouart gegründet. Dort trägt er seine Chansons allabendlich selbst vor. Es geht dabei höchst familiär und ungeniert zu. Er selbst promeniert im roten Hemd mit breitem Kragen, mit langflatternder Kravatte, in breiten, schwarzen Sammethosen, die in den Stiefeln stecken, in seinem Lokal auf und ab, und nimmt, vertraulich, die Ankommenden mit den duftigsten Parisismen in Empfang. Z. B. er bietet einen Stuhl an: „Hier! Setz Dich auf deine vier Buchstaben!" oder ein Unwillkommner wird angefahren: „Na?! Willst Du uns denn hier etwa graulen machen mit deinem ungewaschenen Ladenschwengelmaul?!" (Die jungen Kaufleute mag er nicht leiden) und in dem Stil weiter. Hin und wieder singt er dann eins von seinen Liedern, immer im Auf- und Abgehen. Den Refrain darf das Auditorium mitsingen. Benimmt sich einer dabei ungeziemend, so kommt es auch wohl vor, daß er ihn höchsteigenhändig vor die die Thür spediert. —

* * *

Va, mon vieux, va comme j'tepousse,
A gauche à doit', va, ça fait rien,
Va, pierr' qui roule amass' pas mousse,
J' m' appell' pas Pierre et je l' sais bien.
Quand j'étais p'tit j' m' app'lais Émile,
A présent on m' appelle Eloi;
Va, mon vieux, va, n'te fais pas d' bile,
T'es dans la ru', va, t'es chez toi.

So beginnt das erste, „Philosophe" betitelte Gedicht des Buches, der Monolog irgend einer heruntergekommenen Straßenexistenz an einen Schicksalsgefährten. Die Strophe kann als Motto über das ganze Buch gesetzt werden.

Ein herbes, böses, furchtbares Buch, das einem nichts von dem Schmutz und Elend der pariser Straße erläßt, das in der Sprache der unteren und untersten Plebs uns all deren Laster, Roheit, Verkommenheit, ihr ganzes physisches und moralisches Elend schonungslos vorführt.

Va, mon vieux, va comme j'te pousse,
A gauche, à doit', va, ça fait rien...

So gehts unaufhaltsam von Impression zu Impression. Ein langes Verweilen giebts hier nicht. Vom Strom wird man fortgerissen durch alle Danteschen Höllen hindurch. Der Geist dieses Getriebes ist jener rätselhafte Mann der Edgar Poe'schen Novelle, jener unermüdliche Wandrer, dem der Dichter einen Tag und eine Nacht lang durch die Straßen und Stadtviertel Londons folgte, der nie zum Weilen gelangt, rastlos umgetrieben, einem verborgenen Ziel entgegen.

Und mit scharfen, klugen, empfindlichen Augen werden diese wechselnden Impressionen von dem ehemaligen Bohémien festgehalten, Aeußeres und Inneres, Milieu und Menschen. Und die geschmeidige, biegsame Form der Chanson, in welche der Dichter das alles bannt, nimmt es auf mit subtiler Empfindlichkeit. Das Aufschluchzen eines Betrunkenen und sein gekitzeltes Lachen, das Fröstеln und Zittern eines Fieberkranken, der vor Hunger wie ein verlaufener Hund auf einer Promenadenbank verreckt in müder, cynisch-apathischer Ergebenheit, alles, alles prägt sich dieser Form ein, gehorsam seinem kräftigen, energischen Künstlerwillen. Zwischen diesen erbarmungslosen Strophen aber mit ihrem Cynismus, mit ihrer Roheit, ihrem Galgenhumor, ihrer Melancholie, grollt es wie ein dumpfer verbissener Hohn.

Alles, was sich ohne Heim, ohne Frieden, ohne Glück, ohne Moral außerhalb der solid abgezäunten Bourgeoiswelt herumtreibt, „en attendant l' jour d'aujourd'hui", in Not, Elend und äußerster Verkommenheit, wogt wie ein trüber Strom durch diese Strophen. Jetzt fließen sie dahin, spöttisch, mit verlumptem Humor, jetzt schwellen sie an, trotzig, bedrohlich, wie das Aufheulen einer erregten Menge und aus einem Refrain dröhnt es wie das plumpe Stampfen vieler Füße. Z. B. der Zuhältermarsch, „Marche des dos".

Oder es hastet dahin, leidenschaftlich, atemlos, im wilden Taumel. Z. B.: „Ronde des Marmites" (Straßendirnen).

La nuit tous les chats sont gris,
Dansons la ronde!
La nuit tous les chats son gris,
Dansons la ronde
Faisons le tour de Paris,
De Montmartre à Mont-Souris.

Und nun, wie ein wüster Walpurgisnachtspektakel, das ganze Elend, die ganze Verkommenheit von Montmartre, Batignolles, La Villette, Montrouge, La Glacière und Belleville-Ménilmontant an einem vorüber!

Da ist die Geschichte einer Straßendirne. Sie wurde in Batignolles zur Schule geschickt, schoß in die Höhe wie ein Pilz und trieb sich gelehrig auf allen Tanzböden umher. Sie war rund wie ein Krachgebäck, frisiert à la chien, hatte rotes Haar und eine kleine Stumpfnase. Sie trank. Dabei lernt sie ihren marlou kennen. Er hält zu ihr, bis ein andrer sie ihm wegschnappt. Aber le bon dieu rächt ihn: sie stirbt an den Blattern.

Als Pendant die Geschichte eines Alphons. Als sie ihn kennen lernte, war er zwanzig Jahr alt. Man nannte ihn in La Villette, Toto Laripette. Er ist vierschrötig, schlecht gekleidet und hat kleine Mausaugen, sonst aber ist er ein schmucker Bursche. Keiner kann so gefühlvoll sein wie er, so hübsch von Liebe sprechen und einen so zum Lachen bringen. Wenn er sie auch ab und zu gehörig abprügelt: hernach bittet er ihr's auf den Knieen ab und nennt sie sein liebes Weibchen. Er läuft den ganzen Tag unthätig mit einem unflätigen Vieh von Bullenbeißer umher, den er schimpft und prügelt. Nachts, wenn sie vom „Geschäft" kommt, zählt er ihre Einnahmen nach. Zuweilen lauert er mit Freunden den Betrunkenen auf und schlägt sie

zu Boden. Nie würden sie sich verlassen haben, wenn er nicht eines Tages von der Polizei abgefaßt worden wäre. Denn ab und zu, in manchen Nächten, geht diese auf die Suche und sammelt sie von der rue de Flandre bis La Chopinette scharenweise auf, wie die Weinbergsschnecken. Dann werden sie nach La Roquette geschafft. — Als sie ihn zuletzt sah, wurde er entblößten Halses zur Guillotine geführt.

Ein in Paris sehr bekannt gewordenes Lied ist das „A Saint-Lazare" betitelte. Es ist der Brief einer Straßendirne aus Saint-Lazare an ihren Freund. Sie bedauert, daß sie ihrem „vioux chien" nichts zukommen lassen kann; denn hier ist alles „abgebrannt". Sie ist besorgt, was inzwischen aus ihm wird. Vielleicht macht er gar irgend einen dummen Streich? denn er ist zu stolz, um, wie andere, die Cigarrenstummel von den Straßen aufzulesen und ist verwöhnt. Er soll ihre Freundin, die „grande Nana", bitten, daß sie sich seiner annimmt. Kommt sie frei, so wird sie es vergüten. Und dann soll er nicht zuviel trinken. Die letzte Strophe lautet:

J' finis ma lette en t'ombrassant,
Adieu, mon homme,
Malgré qu' tu soy' pas caressant,
Ah! j' t' ador' comme
J'adorais l' bon Dieu, comm' papa,
Quand j'étais p'tite,
Et qu' j' allais communier, à
Saint'-Marguerite.

Mit dem einfachen Mittel, daß hier von dem Refrain, der durch das ganze Gedicht hindurch A Saint-Lazare war, abgegangen wird, ist eine schöne unerwartete Wirkung erreicht und uns ein sympathischer Anteil an der Briefstellerin abgewonnen, ohne einen besonderen Aufwand von sentimentalen Redensarten. Ein Mittel, das der Art Bruants gemäß ist, und mit dem er öfters ähnliche Wirkungen hervorbringt.

Als Seitenstück der Brief eines Zuhälters aus dem Gefängnis von La Roquette an seine „Freundin". Mit zitternder Hand, fröstelnd, im Morgengrauen hat er ihn geschrieben. Und nun stiert er hinunter auf den Gefängnishof, die Nase an die Scheibe gepreßt. Seit Mitternacht wacht er von einem Lärm draußen, den er wohl bald zu deuten weiß. — Der Präsident hat ihn nicht begnadigt. Ab und zu muß eben mal ein Exempel statuiert werden und müssen sie einen von ihnen köpfen. Die Nacht geht zu Ende. Der Himmel färbt sich rot drüben über den Dächern. Man kommt, ihn abzuholen, zu seinem letzten Gange.

Einer aus Belleville-Ménilmontant erzählt seinen Lebenslauf. Sein Vater war ein Säufer. Eines Nachts fand man ihn tot auf der Straße. „Il 'tait crevé bon tranquille". Oben auf dem Père Lachaise hat man ihn eingescharrt. Dann wurde der Sohn der Ernährer seiner Schwester, der Freundin der „kleinen Cäcilie", für die ihr Bruder Eloi Constant sorgt, der nie seinen Vater kannte. Seine Schwester ging nun mit Eloi und er mit der „kleinen Cäcilie". Beide Pärchen machen gute „Geschäfte". Sonntags aber wird nicht „gearbeitet". Da klettert man auf den Olymp (poulailler) und nach der Vorstellung trinkt man dann sein Gläschen und beschwipst sich. So lebt man in Saus und Braus und ruft: Es lebe die Freiheit.

Dann giebt es da einen höchst eigenartigen Typ unter den „brigants de Paris", der „Sonneur", mit dem wir bekannt gemacht werden. Er betreibt sein Handwerk nicht zum Broterwerb, sondern lediglich aus Passion.

Er pflegt nämlich nachts einsamen Passanten aufzulauern und sie niederzuschlagen. Dann packt er seine Opfer bei den Ohren und staucht sie solange mit dem Schädel auf das Pflaster, bis er ihn eingeschlagen hat. Er vermeidet dabei thunlichst Straßen, die Holzpflaster haben; das ist für seine Zwecke nicht recht geeignet.

Dann da ein Obdachloser. Es ist Mitternacht. Die Straßen sind öde. Er weiß nicht, wo er sich hinlegen soll. Früher, als er klein war, hatte er sein

warmes Nest bei Mama. Wo soll er nun eine Lagerstätte finden? Von den Promenadenbänken treiben ihn die Polizisten und unter den Brücken giebt es — ist es nicht gerade sehr reinlich. — Dann machen wir die Bekanntschaft eines Schenkmädchens, das ihre Familie „ernährt".

Dann der Monolog eines Betrunkenen. Er hat den Schluckauf und ist am Erbrechen. Blöde fahren seine Gedanken hin und her in dem wirren, umnebelten Gehirn.

Ein Soldatenlied, das das Lob einer Regimentsdirne singt.

Eine alte, ehemalige Soldatendirne kramt ihre Erinnerungen aus. Ein abgehetztes Trambahnpferd krepiert. Ein Stimmungsbild aus den Wärmehallen von La Chapelle, die später geschlossen werden müssen, weil das Viertel durch alle die „sans-sou" und „sans-pain", die dort zusammenströmen, zu unsicher wird.

Ein sozialdemokratischer Schreihals, ein „Casseur de Gueules".

Erst muß man ihnen das Genick umdrehen, zuerst den Geistlichen, dann den andren und dann muß man teilen.

Si y a besoin d' quiqu'un ... m' voici.

Eine alte Vettel von Montpernasse.

Alle (Elle) avait pus (pas) ses dix-huit ans,
All' 'tait pus jeune d' puis longtemps,
Mais a faisait encor' la place
A Montpernasse.

Ein Couplet auf die Cholera. Sie ist im Nahen. Die Apotheker versehen sich mit Medicamenten und Desinfektionsmitteln. Die Geistlichen machen sich bereit. An den Thüren der Kirchhöfe verkauft man Särge en gros. Haufenweise wird man die Leichen einscharren.

V' là l' choléra! V' là! l'choléra,
V' là l' cholera qu'arrive!
De l'une à l'autre rive
Tout le monde en crèv'ra.
V' là l'choléra! V' là le choléra!
V' là l'choléra qu'arrive!
De l'une à l'autre rive
Tout le monde en crèv'ra!

Ein gealterter Alphons, der vor Hunger auf einer Promenadenbank stirbt.

Bon soir la soc'..., mon vieux Alphonse,
J' vaut p' t'êt' mieux qu' ça soy' la fin;
Ici-bas, quoiqu' j'étais? un gonce,
Là-haut j' s' rai p' t' êt' un séraphin.

Zwischen all diesem wüsten Hexensabbath eine „Fantaisie triste", wie ein melancholisches Ermatten der trotzigen Kraft des Dichters, die mit derartigen Stoffen ringt.

Ein Leichenzug im Regengerieſel eine nasse schmutzige Straße entlang. Zart und intim in der Stimmung.

* * *

Das ist Aristide Bruant und das sind seine Stoffe.

Ich kann nicht sagen, daß sein „Dans la Rue" mein Lieblingsbuch wäre, und

ich wüßte auch nicht, wessen Lieblingsbuch es sonst so leicht sein könnte. Aber doch legt man es nicht leicht aus der Hand und wieder und wieder zieht's einen zu ihm hin. Denn wer nichts gemein hat mit der gewöhnlichen Borniertheit, die nicht über den philiströsen Anstoß am Grobstofflichen hinauskam, der muß mit einem derartigen Dichter eine warme Sympathie haben. Wie viel edle Kraft, wie viel heimliche Sehnsucht zwischen diesen Strophen, die da gerade am deutlichsten sich offenbart, wo sie am cynischsten sind, wo sie den gemeinsten Unflat der niedrigsten pariser Plebs wälzen! Wie viel heimliche Sehnsucht, wie viel unermüdlicher Trieb der neuen Kunst entgegen! Man muß nur ein bißchen Empfindung haben und zwischen den Zeilen lesen können . . .

* * *

Noch ein paar Worte über den Illustrator von „Dans la Rue", der hinter dem Dichter nicht zurücksteht. — Seine Zeichnung ist ein Mittelding zwischen Carrikatur und Sittenbild, mehr dies als jene. Ein genialer sorgloser Strich. Eine impressionistische Art, die sich zudem ganz der des Textes anschmiegt und immer au fait ist, was diese auch für Anforderungen stellt. Kräftig, derb, brutal und treffsicher, wie diese, von gleich energischem, männlichem Temperament. Oft starr und rauh, und doch erreicht Steinlen, mit Zuhilfenahme von ein wenig Grau, die intimsten Wirkungen einer Milieustimmung, eines seelischen Zustandes. Oft fährt dieser Strich in tollem Uebermut übers Papier und wird zur kühnsten, phantastischen Carrikatur. — Als Franzose versteht sich Steinlen auf Pointen und geschicktes Arrangement. — Wer in Paris gewesen ist, staunt über die feine, treue Beobachtungsgabe und die Treffsicherheit, mit der hier verschiedene Typen der niederen Pariser Bevölkerung wiedergegeben sind.

Giebt ein gewisser ethischer Affekt den Strophen Aristide Bruants etwas Schweres, Wuchtiges, Ernstes, man kann sagen Unfranzösisches, bietet er documents humains, lesen sich chansons wie A Batignolles, A la Villette, A Montpernasse etc. wie Romane Zola's in extenso, so lesen sich Xanrofs Couplets wie die munteren Novellen Catulle Mendès und haben dessen gallische Fröhlichkeit und Leichtigkeit. Bei Bruant eine verhaltene Romantik, dieselbe, die sich bei Zola in mächtigen theatralischen Effekten à la Viktor Hugo Luft macht zwischen dem trocken konstatierenden Ton seines roman expérimental hervor. Xanrof dagegen ist der muntere, witzige Pariser. Mit hellen, moquanten Augen geht er durch das Getümmel der Weltstadt und wenn er von seinen Streifzügen zurückkommt, ist er voller Anekdoten und Pointen. Sein Witz, seine Ironie ist fein wie eine Stecknadelspitze, aber nie gehässig, nie boshaft; im Grunde gutmütig. Nie ist er brutal und cynisch, wie Bruant; dafür fehlt ihm freilich auch dessen Wucht und Intimität. Versucht er's mit ernsten Stimmungen, so wird er banal, sentimental, bombastisch oder theatralisch, posiert, und für uns Deutsche, die dergleichen besser verstehen, völlig unleidlich.

Schon die Titel der beiden Sammlungen lassen ihren Unterschied erkennen. Der eine mit seinem koketten, sich wiegenden, alliterierenden Tonfall: „Chansons sans Gêne", der andere ernst, schwer, so unfranzösisch schlicht: „Dans la Rue".

Auch der Stoff ist bei Xanrof breiter. Xanrof hat, wie ein Flaneur auf den Boulevards, für alles Zeit, für alles ein leicht in Anspruch genommenes Interesse. Aber er kommt auch leicht wieder von einem Stoff los zum anderen hin. Er verweilt nicht wie Bruant, bei dem einen. Seine Strophen sind leichtfüßiger, reizender, launiger. Die ernsthaftesten Dinge weiß er in ein hübsches, pikantes Anekdötchen umzuwandeln, das er sehr lebendig und anziehend vorzutragen weiß. Es ist als wäre man mit dabei gewesen. Man hört in seinen gewandten Jamben noch das Dahinpoltern des Milchwagens, den er heute Mittag ein halb Dutzend Leute über-

fahren sah. Man kann bei ihm lachen. Man muß lachen. Ueber die ernsthaftesten und wichtigsten Sachen. Alles ist bei ihm in steter, muntrer Bewegung. Erst hinterher merkt man, über welche Abgründe einen sein Witz, seine Laune, seine delikate Ironie leicht hinweggetragen hat. Ganz en passant macht er uns höchstens mal aufmerksam, daß etwas auch seine bedenklichen Seiten hat. So hat er sich um das erste beste Beispiel herauszugreifen, sechs Strophen lang auf das amüsanteste über die Aerzte lustig gemacht und fügt dann in der Schlußstrophe hinzu:

Notre pouvoir, quoiqu'on dise,
Est éternellement fort,
Comme l'humaine bêtise,
Et la douleur, et la mort.

Im übrigen aber wird nichts ernst genommen.

Aber gerade diese nonchalante Negation alles dessen, was dem braven Spießbürger heilig und autoritativ ist, diese Erschütterung und rücksichtslose Blamage alles hergebrachten, ernsthaften Pathos, ist eine durchaus nicht harmlose Eigenschaft dieser Couplets, die ihren Verfasser neben einem Aristide Bruant ihre vollwichtige Bedeutung giebt.

* * *

Er ist so recht eigentlich der Chansondichter an sich. Für die Neuigkeiten des Tages und der Saison, für die Stadtgespräche, für Kammersitzungen, für die lustigen Abenteuer des quartier latin, für die tausend kleinen Vorgänge auf der Straße, verliebte Abenteuer, für alles hat er Sinn und Muße. Er ist die reine Zeitung. Da giebt's eine Stockung im Verkehr (L'encombrement). Gleich ist er, müßig flanierend, zur Stelle und hat sein Amüsement, das uns nicht vorenthalten bleibt.

Un fiacre le long du trottoir
S'en allait plein de non chaloir.
Roulant cahin cahant
Déanbulant, suivant la rue.
Un arroseur municipal
Arrosait sans penser à mal
Roulant cahin cahant
Déanbulant, suivant la rue.

Le fiacre écrasa, pour passer,
L' tub' qui servait pour arroser,
Roulant etc.

L'arroseur attrap' le cocher
Qui lui répond d'aller s' coucher,
Roulant etc.

L'arroseur appelle un agent,

Dieser nimmt den Kutscher in ein ausführliches und sehr gemächliches Verhör. Infolge dessen giebt's eine Verkehrsstockung. Ein Brotwagen, eine Equipage, ein Omnibus, eine Karosse, ein Regiment Soldaten, ein Pferdebahnwagen, ein Leichenzug ist genötigt Halt zu machen. Neugieriges Publikum staut sich an. Binnen fünf Minuten ist das schönste Gedränge fertig. Gelärm, Gefluche von allen Seiten. Schließlich ist das Verhör beendet und alles setzt sich wieder in Bewegung:

S'en allant, d'un pas inégal,
Je n' sais où, — mais ça m'est égal.

Ein andres Mal fesselt ein Milchwagen seine Aufmerksamkeit, der im Carriere verschiedene Leute überfährt. Dann zeigt er sehr belustigend das vergebliche Bemühen Carnots, einen Ministerrat zusammen zu bekommen. Der Präsident resigniert sich schließlich, geht selbst nach Fontainebleau und macht Spaziergänge am Wasser.

Puis il réfléchit que la France
March' très-bien sans Gouvernement.

Die Geschichte eines Monsieur, den eine ehemalige Geliebte mit Vitriol begossen hat. Sie lauert ihm auf:

Soudain, ell' s'écri': c'est lui
Le séducteur qui m'a fui!
En même temps, elle arrosa
Trois messieurs, très-vexés d' ça.

Ein Polizist kommt dazu, nimmt die Verletzten in's Verhör. Der Verführer wird festgenommen. Ein ingeniöser Arzt behandelt die Patienten mit Kuhpockenimpfe; aber sie bleiben schändlich entstellt. Der Verführer wird vor Gericht gestellt. Die Dame ihrerseits heiratet einen „verrückten Engländer" und wird von der Presse beglückwünscht. Der arme Herr aber kauft sich eine Flöte und einen Pudel und sucht seinen Unterhalt am „Boul' Miche" zu gewinnen. — Ein versifiziertes Witzchen über den Tour Eiffel; ein wenig frei, aber viel zu launig-harmlos, als daß man sich drüber besonders entrüsten könnte. — Eine Frau, die ihren Mann mit einem Hotelwärter hintergeht. Dessen Frau und der Gatte fassen die beiden ab. Es liegt ihnen daran, die Sache nicht aufzubauschen und sie trösten sich gegenseitig nach Vermögen. — „L'exposition de Paris": da giebts Kreolinnen mit feurigen Augen, gefühlvolle Deutsche, blonde Engländerinnen, die petite ouvrière, die reife Bourgeoisdame, die Weltdame mit ihren Manieren von oben herab, die cherchouse, die einem jeden gefällig ist, und das züchtige Bürgerstöchterlein. Man wähle . . .

Ein lustiges Anekdötchen von einem hintergangenen Alten, der von einer Droschke überfahren wird, in der sein junges Weibchen und ihr Liebhaber sitzen. — Ein anderes von einem Neffen und seinem Onkel. Um in Besitz seines Vermögens zu kommen, sucht diesen der Neffe auf eine delikate Weise ins Jenseits zu befördern. Er führt ihn ins dickste Gedränge der verkehrsreichsten Boulevards. Der Onkel kommt heil davon. Bei Gewitter bringt er den alten Herrn auf den Eiffelturm. Onkel wird bei der Gelegenheit von einem langjährigen Rheumatismus geheilt. Er läßt ihn von einem Hunde beißen. Der Alte verzichtet, sich von Pasteur impfen zu lassen, und gesundet. Der Neffe führt ihn in das Getümmel einer Wahlprügelei. Aber er ist es, der eine Kugel bekommt. Er stirbt und der alte Herr hat noch lange Gelegenheit, ihn aufrichtig zu betrauern und sein Grab zu schmücken. — Ein Kutscherlied, das uns nichts vorenthält und ein breites Stück Pariser Kleinlebens in der amüsantesten und ungenierteſten Weise aufrollt. Dann das Erlebnis eines Provinzialen mit irgend einer liebenswürdigen Pariserin. — Ein Strandbild von Trouville. — Allerlei Erlebnisse aus dem Quartier Latin. — Ein Hotel 3. Ranges. Ungeziefer, das einem die Nachtruhe raubt, Haare in der Suppe, unruhige Nachbarschaft. — Eine Restauration zu 23 Sous. — Ein Lied auf die Kellnerin von 1826; auf die filles de brasserie; ein lustiges Ateliergeschichtchen. Erinnerungen ein jungen Mannes, dem der Besuch bei einer Dame schlecht bekommen ist. Das Lied von fünf Studenten, die unschuldig auf die Wache gebracht sind. Bei dieser Gelegenheit ein Seitenhieb für das Polizeiwesen.

Der Ferienbrief eines Studenten „à une étudiante in partibus". Er langweilt sich tötlich auf dem Lande bei einem Paten. Nichts weiter hört man als das Ge-

läute der Abendglocken. Anstatt des Refrains des Paulus hört man den Angelus. Aus purer Langeweile besucht er die Predigt des Priesters Nur eins bewundert er: die Taillen der Landmädchen, die keine Korsetts brauchen. Aber sie haben Kuhaugen und riechen nach dem Stall. Und sie? Vielleicht hintergeht sie ihn mit irgend einem guten Freunde? — Dazwischen ein sentimentales Liedchen auf einen Rosenstrauch, oder auf eine ländliche Mühle, oder eine höchst blutige, leider Gottes ernst gemeinte, chanson Nihiliste Russe. Messer, Blut, Schnee, Eis, Kiefernwald, Mord, Rache, Gefängnis. — Ein hübsches Couplet auf die spanischen Studenten mit dem Refrain:

Place manants,
Place aux étudiants!
Chansons, duels et sérénades,
Nos galants exploits font damner
Les vieux maris et les Alcades...
Qui veut nous offrir à diner?

So in einem bunten, lustigen Durcheinander alle hundert und aberhundert Vorgänge, die sich in hundert und aberhundert Impressionen dem Großstädter tagüber aufdrängen. Unscheinbar, verschwindend im täglichen Alltagstrott, und doch: wieviel Ernst dahinter, der sich im Getümmel verliert und im Stillen zu Tragödien auswächst! Alles das durch die unverwüstliche Laune des Dichters an einem vorbei wie in einer laterna magica:

S'en allant, d'un pas inégal,
Je n' sais où, — mais ça m'est égal
Roulant, cahin cahant
Déanbulant suivant la rue.

* * *

Der Band ist von mehreren Zeichnern mit Illustrationen versehen. Der originellste, begabteste von ihnen, der, welcher am glücklichsten den Autor ergänzt, ist T. Saint-Maurice.

Wie Xanrof von Bruant, so unterscheidet er sich von Steinlen. Bieten die Zeichnungen Steinlens documents humains, so sind die von Saint-Maurice Carrikaturen und nur Carrikaturen. Ein wischiger, salopper, windiger Strich, matt, blasiert und doch raffiniert, bei weitem nicht so vielseitig in der Wirkung wie die kräftigere, treuere Art Steinlens. Ohne nennenswerte Variation immer dieselben Typen. Dieselben Kutscher mit derselben Kartoffelnase, denselben schlauen Aeugelchen, denselben Bäuchen. Dieselben knickebeinigen dummen alten Herrn. Dieselben Windhunde von Stutzern und Boulevardflaneurs mit den schlaudummen Aeugelchen, den vorstehenden Nasen, dem verflüchtigten Kinn und den Streichholzbeinen, die der erste beste harmloseste Windhauch fortpusten kann. Dieselben dicken Budikenwirte und dieselben mageren Frauenzimmer mit ihren dünnen X-Beinen und ihren Schlotterbrüsten. Alles in derselben müden rauchgrauen Tönung mit dem schwindsüchtigen Strich dazwischen, der scheinbar matt, unlustig und unsicher hingekritzelt, doch aber stets sicher sitzt und eine lebendige und frappante Wirkung erreicht. Sehr viel unmittelbarer, wenn auch ein wenig schlottriger, nonchalanter Humor. Viel Raffinement in der Anordnung und in einer Art von dekorativer Carrikatur, mit einem Chik und einem Geschmack, wie sie einem deutschen Zeichner nicht so leicht gelänge.

* * *

Diese Lyrik, diese Bruant und Xanrof, kennzeichnen den status quo der französischen Lyrik nach einer bestimmten, höchst bemerkenswerten Seite hin. Die roman-

ische Lyrik, die Lyrik der Parnassiens, hat sich ausgelebt mit ihrem alten Pathos von Viktor Hugos Gnaden. Der Rest ist vorläufig das Couplet und die schonungslose, pietätslose Zertrümmerung des alten Pathos, der alten Form und der alten Ideale, durch die Sprache und Redeweise des pariser Alltags. Aber hinter dieser dekadenten Lyrik ist für den, der offene Augen hat, bei aller Negation eins unverkennbar: die Sehnsucht, welche die neue Kunst, das neue Pathos und die neuen Ideale sucht. Sie verbirgt sich hinter der leichten Art eines Xanrof so gut, wie hinter der schweren und wuchtigen eines Aristide Bruant.

Wiener Brief.

Ich sehe den ganzen Widerspruch, wenn ich diesen meinen ersten Theaterbrief mit der Freien Bühne beginne. Denn im Grunde hat der Wiener Postumus des naturalistischen Sklavenaufstandes mit dem Theaterspielern selbst blutwenig zu schaffen. Indes: tout comprendre c'est tout pardonner, und der gute Wille fällt nicht bloß beim himmlischen Oberkritiker, sondern auch bei uns so viel kleinern irdischen Kritikern schwer ins Gewicht. Ueber Mangel an gutem Willen aber konnte man sich kaum beklagen, damals als die Freie Bühne hier begründet wurde; und wenn die in jenen vorbereitenden Versammlungen gegebenen Versprechen überhaupt hätten in Erfüllung gehen können, besäße Wien jetzt ein Theater, auf dem, neben der modernsten Dramatik, auch die modernste Schauspielkunst zuhause wäre. Begeisterung, Phantastik und Unkenntnis der thatsächlichen Verhältnisse — die kennzeichnen die damaligen Gründer. Man rechnete mit einem ungeheuern Mitgliederstand, obwohl rein künstlerischen Angelegenheiten Wien nie Sympathie entgegengebracht hat. Man rechnete mit Schauspielkräften erster Bühnen, obwohl deren starke Beschäftigung, sowie die Stellungnahme der Direktoren, neuen Erscheinungen gegenüber, gewiß kein Recht darauf gaben. Einzig das Burgtheater wäre in Betracht gekommen; doch bei einer Hofbühne sind Rücksichten zu nehmen, die die Geneigtheit eines einzelnen nicht aus der Welt schaffen kann. Man wähnte, Hervorragendes leisten zu können, zu einer Zeit, da die in Berlin ihre Mission bereits erfüllt sahen, da Ibsen an zwei Wiener Theatern gespielt wurde und Gerhart Hauptmann wenigstens angenommen war, man wähnte endlich, überhaupt die Aufmerksamkeit auf einen Verein lenken zu können, den keine „Patroneſſen" und kein Garantiefond, kein feuilletonberühmter Vorstand und kein hocharistokratischer Ehrenpräsident der bewundernden Mitwelt verklärend hoben. Denn, zu allem übrigen, wurde die Leitung einem fünfzehnköpfigen Ungeheuer von Ausschuß anvertraut, von dem jeder sein eigenes Programm mitbrachte und immer einer noch jünger und unbekannter war als der andere. Der „Tyrann" fehlte, und es fehlte die anerkannte Autorität. Allerdings zögerte der Ausschuß nicht, seine Aufgabe mit möglichster Energie in Angriff zu nehmen. Er richtete ein Lesezimmer ein, das nicht besucht wurde, plante Vorlesungen, von denen nur eine zustande kam, mietete ein Theater und nahm Stücke an, zu deren Aufführung außer einem Regisseur und den Schauspielern, die sich weder in Wien noch in Prag, Graz und Hamburg fanden, nur wenig mehr fehlte. Die Presse stand, wie vorauszusehen, dem Unternehmer von vornherein feindlich gegenüber,

und das Publikum zeigte die gewöhnliche Teilnahmlosigkeit, bestenfalls abwartendes Mißtrauen in die Sache, wie in die Personen. Das Jahr ging zur Neige, ohne daß etwas geschehen wäre. Aussichten für die Zukunft waren nicht vorhanden. So legte man der Generalversammlung zwei Anträge vor, einen auf Auflösung und einen auf Umwandlung des Vereins. Sie entschied sich für den letzteren: aus der Freien Bühne ist ein „Verein für modernes Leben" erstanden. Das Programm ist vereinfacht: Theatervorstellungen sollen nicht mehr angestrebt werden, und es ist erweitert: auch Musik und bildende Kunst sollen beigezogen werden, zu Vorträgen und eventuell zu Ausstellungen. Ob auf diesem Wege ein günstiges Resultat zu erzielen ist, muß erst die Zukunft zeigen; die Aussichtslosigkeit des ersten Unternehmens und die Mutlosigkeit seiner Führer spiegelt sich in einer von den Zeitungen wiedergegebenen Aeußerung des bisherigen Vorstandes, „eine gewisse Heiterkeit des Gemüts sei begreiflich, angesichts dessen, daß ihm die Freude winke, in zwei Stunden nicht mehr Präsident der Freien Bühne zu sein." Dem Mann ist geworden, was er sich wünschte. Und ich kann meinen Freunden die tröstende Versicherung geben, daß ich mich fühle ganz wie nach einer langen, langen Krankheit, etwas schwach noch, aber ruhig und zufrieden, voller Hoffnung in die Zukunft.

Manchmal können einem Krankheiten wirklich zur Quelle ungeahnter Sensationen und Genüsse werden. Zum Beispiel unter Umständen die Influenza. Wie habe ich mich nur damals geärgert, als sie mich unmittelbar vor Weihnachten niederwarf! Nicht nur die Feiertage ruiniert, auch die Première von „Sodoms Ende" versäumt: so ein Pech kann nur ich haben! Heute nehme ich alles zurück. Diese sechste und siebente Vorstellung hat mir eine weit reinere Freude bereitet, als die erste es jemals hätte thun können. Damals hätte ich nur einen Mitterwurzer gesehen: heute lief in diesem merkwürdigen Salon Barczinowski mindesten ein halbes Dutzend in Freiheit herum. Was so ein Gastspiel vermag! Nun fangen gar die Herren vom Volkstheater an, genial zu sein. Und Herr Weiße hätte es doch gar nicht nötig.

Zum dritten Mal ist Mitterwurzer im Deutschen Volkstheater eingekehrt. War hier doch schon von Anfang an der schlechte Brauch, die Unzulänglichkeit der engagierten Mitglieder durch den Ruhm eines großen Gastes zu decken. Zuerst hat Herr Mitterwurzer den „König Midas" und die bereits im Laubeschen Stadttheater aufgeführten „Stützen der Gesellschaft" gebracht, dann, im Vorjahr, die „Wildente", heuer den viel angefochtenen, weil meist unverstandenen Sudermann. Wenn für nichts anderes, müßten wir ihm wenigstens dafür Dank wissen, daß er uns Bühnenwerke vermittelt, die wir sonst kaum hätten zu sehen bekommen. Ob wir sie auch in angenehmer Darstellung erhalten, ist eine andere Frage, die diesmal gerade so aufrichtig verneint werden muß, wie wir sie früher bejahen konnten. Der künstlerische Genuß war ein minimaler. Und in die Gründe unserer Unzufriedenheit teilen sich die Einzelleistungen wie das Zusammenspiel ganz gleichmäßig. Die Wiener Sitte, den Namen des Regisseurs auf dem Theaterzettel zu verschweigen, stellte sich in dem Fall als höchst notwendige Rücksichtnahme auf den betreffenden Herrn heraus. Es ist vielleicht ganz gut, daß die Führung in Theaterdingen auf Berlin übergegangen ist. Denn bei uns müßte ein ausgezeichnetes neues Drama wohl immer fallen, im Volkstheater unbedingt wegen mangelnder Kräfte, an falscher Besetzung wahrscheinlich in der Burg. Bloß was anderwärts schon Aufsehen erregt, kann es zu einigem Erfolg bringen. Von Berlin holen wir uns die Berechtigung zu klatschen oder zu zischen . . . . .

Nachdem „Die Ehre" an einem Operettentheater aufgeführt worden, wo damals einer, gegenwärtig zwei Schauspieler die den Händen der Direktorin entglittenen Zügel, so willkürlich wie unvernünftig, führen, folgt „Sodoms Ende" auf einer Bühne, wo überhaupt jeder Schauspieler thut, was ihm beliebt. Für die hier herrschende Zuchtlosigkeit spricht bezeichnend, daß Fräulein Sandrock, gewiß keine moderne, aber eine geschickte und routinierte

Darstellerin, die Rolle der Adah, für die sie prädestiniert erschien, der Direktion zurückgeschickt hat, mit der interessanten Begründung, sie habe es endlich satt, Bestien zu spielen. An ihre Stelle ist dann eine Dame getreten, deren absolute Talentlosigkeit höchstens von der Naivetät übertroffen wird, womit sie sich an das Schwierigste heranwagt, und von der Unverfrorenheit, die die maßgebenden Persönlichkeiten sie immer wieder ins Vordertreffen führen läßt. Fräulein Freisinger stand aber deshalb noch immer nicht in unmeßbaren Abständen von den übrigen, sie war nur ultima inter pares. Wer sich guten Willen mitbrachte, mochte allenfalls den Dr. Weiße, des Herrn Weiße, den alten Janikow des Herrn Russek und das Klärchen des bisweilen natürlichen, weit öfters aber sehr geschickt Natürlichkeit possierenden Fräulein Hantner loben: der Rest war, auch für ihn, Schweigen.

Herr Mitterwurzer verlieh dem Willy Janikow Züge und Nuancen, die eine ferne Gallerie und eine blinde Kritik wohl zu begeistertem Beifall hinreißen konnte; wer bei jedem Wort, jeder Geste das Komödiantenhafte sah und wie das Ding gemacht wurde, den überkam unendliches Mißbehagen. Er spielte mit dem Spiel, es amusierte ihn, über der Rolle, nicht in ihr zu stehen, und aus jedem kleinsten Sätzchen sprach ein überzeugtes: Seht mich an, den genialen großen Friedrich. Im Grunde variierte er bloß den vorjährigen Hjalmar Ekdal, dem er einige neue Lichter aufsetzte. Zu einer solchen Auffassung, vielmehr Verkehrung der Rolle eignet er sich auch nach Alter und Erscheinung, die ja zum Sudermannschen Helden so wenig als möglich passen. Denn das ist ein sechsundzwanzigjähriger Junge, den man so hinnimmt, eben weil er ein Junge ist; bei Mitterwurzers Spiel wird er uns unerträglich zum Ekel. Die heikle Stelle des Dramas ist die Schlußszene des dritten Akts. Die hat der Darsteller ganz unmöglich gemacht, indem er weniger den im Rausch Unzurechnungsfähigen gab, als eine scharfe, nüchterne und besonnene Dialektik entwickelte. Unbegreiflich erscheint uns das Glück dieser gewöhnlichen Gestalt mit dem konfiszierten Gesicht bei den Frauen, unbegreiflich Kramers und Riemanns treue Anhänglichkeit. Die armen Bankiersdamen dauern mich .... Wie Mitterwurzer den Schmierendirektor Striese als gefallene Größe, als den ehemaligen Hoftheaterintendanten mit dem majestätischen, nur leicht zerstörten Goethekopf gab und so der lustigen Posse ein ganz ungehöriges, tragisches Motiv beimengte, so zwang er auch den Willy in ganz andere Bahnen, als die vom Dichter deutlich, überdeutlich vorgezeichneten. Und wie sein Spiel eine freie Schöpfung ist, die mit Sudermann nichts, rein gar nichts zu thun hat, so sind die Worte, die er sprach, Umschreibungen und Variationen über den gegebenen Text. Ich habe mir die Mühe genommen, das Buch zur Vergleichung beizuziehen: keinen Satz gab er wieder, so wie ihn der Autor geschrieben; dieser Willy ist sein Eigentum, ganz und voll. Und den spielte er dann mit all den Mätzchen und Kunststücken eines raffinierten Virtuosentums, mit Arten und Unarten, ihm angeflogen auf allen Bühnen und in allen Städten der zivilisierten Welt, — der genialste Komödiant deutscher Nation, dem man das eine oder andere Mal auch ansah, daß er einstens das Zeug besessen, ein großer und wahrer Künstler zu werden.

Eine solche Darstellung mußte die Mängel des Stückes ins hellste Licht setzen. Während seine großen und unleugbaren Vorzüge nirgends zur Geltung kamen und alles matt und verwischt erschien, wie die sehr schlechte Reproduktion eines Bildwerks, traten die vielen Unmöglichkeiten, das theatralisch Aufgeblasene und Gemachte, die Kindlichkeiten der Technik, die mit dem stark dramatischen Zug des Ganzen so seltsam kontrastierten, klar hervor. Nichts desto weniger konnte nicht einmal diese Aufführung den Eindruck vernichten, daß wir es hier mit einem weit reiferen und stärkeren Kunstwerk zu thun haben als in der „Ehre“; und es war die ganze Verständnislosigkeit unserer Tageskritik nötig, ihre ganze heuchlerische Sittsamkeit, die nur französischen Frivolitäten gegenüber immer versagt, einen Rückgang in Sudermanns „Schaffen“ zu konstatieren. Einzig das antisemitische Organ hat einen be-

geisterten Hymnus angestimmt! Wäre nur die Absicht nicht so offenkundig! So sehr aber das Stück im ganzen mißverstanden worden ist, ebenso sehr sind sich die Herren über alle Einzelheiten klar, und wer es noch nicht gelesen hat, muß billig erstaunt sein über die einstimmige Einsicht in den Urteilen über Details und Personen. Da zeigt sich wieder einmal der Vorteil dessen, es dem Kritiker bequem zu machen und jede Figur mit ihrer festen Marke auf der Bühne umherlaufen zu lassen. Kein einziger hat sich das „Hundeschwänzchen" und die „von unzarten Händen vor der Zeit geöffnete Knospe" entgehen lassen. Warum hat auch Sudermann die Gesammtidee nicht ebenso offen und eindeutig entwickelt, von seinem doppelten Sprachrohr nicht noch ausgiebiger Gebrauch gemacht?!

Mit gleicher Einstimmigkeit und mehr Recht hat sich die Kritik gegen Raskolnikow gestellt, der in einer Matinée zugunsten des Unterstützungvereins Schröder zum ersten und hoffentlich letzten Mal auf der „ersten deutschen Bühne" zur Aufführung gelangte. Tiefer kann ein berühmtes Theater mit großer Vergangenheit nicht sinken, und alleiniger Trost ist, daß bei diesem Institut sich rein gar nichts mehr berechnen läßt und die Leitung unserer Hofbühne ihre Aufgabe, uns mit der dramatischen Produktion der Gegenwart möglichst vollständig bekannt zu machen, in so streng sachlicher und gewissenhafter Weise erfüllt, daß sie die schlechtesten und die besten Stücke, gleich liebevoll und verständnislos, in bunter Reihe an uns vorübergehen läßt. Unerfindlich bleibt es aber immer, wie dieser Raskolnikow in dieses Haus kommen konnte; nicht der ausgesprochenste Galgenhumor und nicht die tiefste Menschenverachtung vermögen darüber hinwegzuhelfen. Zugegeben, daß die Wählenden seine litterarische Verwerflichkeit nicht einsahen, so hätte das Berliner und Leipziger Fiasko doch wenigstens abschrecken sollen. Und ferner zugegeben, daß er bereits während des Interregnums der Regisseure angenommen worden ist, so wäre es nicht zum ersten Mal gewesen, daß man eine Aufführung verschoben und endlich ganz unterlassen hätte. Direktor Burckhardt macht es seinen Freunden bisweilen wirklich schwer, seine Maßnahmen, nicht zu verteidigen — zu verteidigen giebt es da nichts —, nur zu erklären. Ich fürchte sehr, man wird ihm aus dieser Matinée lange einen Vorwurf machen.

Die Vorstellung selbst ließ manches zu wünschen übrig. Zwar war Frau Mitterwurzer als Wucherin und Kupplerin Aljona Iwanowna ganz ausgezeichnet, vielleicht etwas nuancenreich, und auch die Herren Schöne (Marmeladoes) und Lewinsky (Porphyrius) hielten sich sichtlich mehr an Dostojewski als an die beiden höchst unlitterarischen Tantiémenherrn Zabel und Koppel; daß sie nicht noch mehr boten, ist nicht ihre Schuld. Weniger befriedigt hat mich Herr Bonn. Immer mehr stellt sich heraus, daß dieser Schauspieler, der bei seinem ersten hiesigen Auftreten durch eine eigentümliche Hamletauffassung die Gemüter derart erhitzt hat, eigentlich nur anders, nicht besser als unsere Alten ist; ihn vollends zum großen naturalistischen Bühnenkünstler auszurufen, dazu fehlt alle und jede Berechtigung. Ich hatte Bonn seit München nicht gesehen, und ich war erstaunt, wie wenig der sklavische Possartnachahmer von ehedem in diesen Jahren hinzugelernt hat. Nur mischt er jetzt zur alten Manier so und so viel neue, ebenso wenig originale, und modern ist seine Spielweise nur insofern, als Stillosigkeit modern ist. Man hat ihm schon zum Vorwurf gemacht, er sei in jeder Rolle, immer und überall, derselbe. Das ist nur bedingt wahr; aber indem er in jedem einzelnen Werk die ganze Skala schauspielerischer Darstellungsmittel zur Anwendung bringt, giebt er sich an einem Abend vollständig aus und hat uns am nächsten nichts mehr zu sagen, obwohl seine Darbietungen der individuellen Färbung nicht entbehren. Derlei nervöse Darsteller gewähren nie viel Abwechslung. Sie packen einen nie, immmer sind sie nur interessant und zumeist in den Rollen, in denen man vor ihnen verschiedene andere gesehen hat. Herr Bonn ist kein Künstler. Er ist ein wohlgebauter, eleganter Schauspieler, der Mimik und Gestikulation in seiner Gewalt hat. Und er ist ein

geiſtreicher und ſcharfſinniger Schauſpieler — zu ſcharfſinnig, zu grübelnd für einen Schauſpieler. Er iſt der Gelehrte unter den Mimen Wiens. Und während Kainz' Nervoſität in Kainz ſelber liegt und er denſelben Menſchen jeden Abend, im Wechſel der Stimmungen, anders ausgeſtaltet, iſt Bonns Nervoſität das Ergebnis kluger und feiner Berechnung. Er zerlegt den Charakter, den er wiederzugeben hat, jeweils in unendlich viele kleine Einzelzüge, die er alle ſcharf zum Ausdruck bringt. In jedem einzelnen Moment iſt er gut und richtig, ich meine logiſch richtig, pſychologiſch durchaus nicht immer: ein Ganzes wird ihm daraus nie. Er verſteht ſich trefflich auf die kritiſche Analyſe, die künſtleriſche Syntheſe bleibt ihm verſagt. Er iſt wie ein Mann, der ein feines Räderwerk auseinander genommen hat und es nicht mehr zuſammenfügen kann. So war er, als Raskolnikow, vorzüglich im Augenblick unmittelbar vor dem Mord, vorzüglich im erſten Teil ſeiner Unterredung mit Porphyrius im dritten Akt, vorzüglich in der Schlußſzene, wo er, monoton, ſich überſtürzend und wiederholend, ohne Bewußtſein deſſen, was er ſprach, ſein Geſtändnis ablegte, wie eine eingelernte Aufgabe, — der Mann über den es gekommen iſt, er weiß nicht wie, daß er ſeine Sünde ſagen muß an den Kreuzwegen, vor allen und jedem, der Ruſſe, der Cäſar ſein wollte und nur Ruſſe iſt. Aber das Ganze, aus Poſſart und Kainz und manch anderm, auch kleinerm, mühſelig und verſtändig zuſammengetragen, taugte wenig.

Friedr. M. Fels.
(Wien.)

Nietzsche und der Sozialismus.

Subjektive Betrachtungen
von **Franz Servaes.**
(Berlin.)

Individualismus und Herdentrieb.

„Ja ich weiß woher ich stamme!
Ungesättigt gleich der Flamme
Glühe und verzehr' ich mich.
Licht wird alles, was ich fasse,
Kohle alles, was ich lasse:
Flamme bin ich sicherlich."

Mit diesem, „Ecce homo" überschriebenen, Gedicht hat Nietzsche seine geistige Physiognomie unübertrefflich geschildert. Seine Hand reckt sich auf zur höchsten der Höhen und greift verwegen nach den Gestirnen. Ein moderner Faust steht vor uns, ein Dämon des Erkenntnisdranges. Rastlos dringt er vor von Stufe zu Stufe, und was er erreicht und überwunden hat, das liegt zerbrochen unter ihm. Es steckt etwas in ihm vom Trotz eines Lucifer. Ein Element der ewigen Auflehnung, des schöpferischen Zerstörungsdranges, des Weiterschreitens über Leichen. Keine Schonung, keine Rücksicht, am wenigsten gegen sich selbst. Was er gestern geglaubt hat, heute verlästert er's; wonach er heute ausgreift, morgen wird er es von sich abstoßen. Ein Stillestehen giebt es nicht in seiner Erkenntnis. Sie muß unablässig fluktuieren — das ist ihr Lebenselement. Nur in stetigem Umwandlungsprozeß fühlt er sich wohl, und er ist mißtrauisch wider alles, was fest werden will. Voll Ingrimm spottet er darüber, daß die krystallisierte Erkenntnis alle Ehre für sich in Anspruch nimmt, während die ewig wandelbare, einzig ehrliche, geächtet wird.

Ein Persönlichkeitsgefühl von aufschwellender Gewaltigkeit ist das Centrum dieses Geistes. Ein intensives Sichzusammenziehen und ebenso intensives Ausstrahlen ist seine Form. Nur was gleich ihm Persönlichkeit ist, vermag seine Beachtung zu gewinnen. Denn außer sich selbst sucht dieser Geist nur Eines: die kleine Gruppe geistiger Heroen der Menschheitsgeschichte. Er treibt keinen Kultus mit ihnen; aber sie allein läßt er gelten. Die übrigen Milliarden sinken ihm in eine gestaltlose Masse zusammen, die er verachten würde, wenn er sie nicht als zähes stumpfes Hemmnis der Fortentwickelung hassen müßte. Er hat keine Liebe zum Menschen. Der Mensch ist etwas, das überwunden werden muß. Den „Uebermenschen" gilt es zu schaffen.

Der Uebermensch ist wohl die individuellste Ausgeburt des Nietzscheschen Geistes. Um so befremdender ist es, daß man sich gerade dieses Phantoms bemächtigt hat, um es im modernen Entwickelungskampf ins Treffen zu führen. Ich glaube nicht, daß man die Gegner damit schrecken, die Jünger anfeuern kann. Denn losgelöst von der Person Nietzsches ist er weniger als nichts.

Es ist unschwer zu verfolgen, wie sich die Idee des Uebermenschen in Nietzsche gebildet hat. Wer in der „Geburt der Tragödie" nachliest, was dort über die griechischen Götter gesagt ist, der findet in ihnen bereits den Uebermenschen vorgezeichnet, wie sie ja auch in der That nichts anderes waren als heroisierte Menschen. In Nietzsche selbst war, von seinen theologischen Vorfahren her, ein starkes Gottesbedürfnis rege, und man kann sich den Schmerz der Erkenntnis ausmalen, als er sich den Gottbegriff aus der Seele reißen mußte. Da wurden ihm die griechischen Götter Wegweiser zur Entdeckung eines Ersatzes. Im „Zarathustra" heißt es: „Könntet ihr einen Gott schaffen? — So schweigt mir doch von allen Göttern! Wohl aber könnt ihr einen Uebermenschen schaffen". Es ist hier mit Händen zu greifen, wie für Nietzsche der Uebermenschbegriff an die Stelle des Gottbegriffes trat, aus individuellstem Gemütsbedürfnis heraus. Dazu kam als Erkenntnismoment eine Anregung von seiten des Darwinismus: wenn sich im Kampf ums Dasein stets die Stärkeren erhalten haben und auf dem Wege der Zuchtwahl eine wachsende Vollkommenheit der Individuen haben erzielen können, dann vermag auch der Mensch sich noch weiter zu entwickeln und über die ihm jetzt gezogenen Grenzen hinaus zu gelangen — eine Schlußfolgerung von unumstößlicher Beweiskraft. Wie sehr hierbei die Idee einer geistigen Zuchtwahl mitspielte, beweist der Ausspruch aus „Zarathustra": „Nicht ihr vielleicht selber, meine Brüder, (könnt den Uebermenschen schaffen)! Aber zu Vätern und Vorfahren könntet ihr euch umschaffen des Uebermenschen: und dies sei euer bestes Schaffen!" Der „Uebermensch" war also für Nietzsche sowohl mystische Vision, wie auch Symbol der Fortentwicklung der Menschheit. Nur in der letzteren Form hat er auch Wert für uns. Die Vision aber, wo der Uebermensch an die Stelle des toten Gottes tritt, hat für uns keinen Wert (außer dem, freilich hohen, poetischen). In diesem Sinne bedürfen wir, wie ich hoffe, des Uebermenschen nicht, und begnügen uns mit dem Glauben an den Menschen und an die im Menschen ruhende unendliche Entwicklungsfähigkeit. Wenn wir uns nur alle bemühen wollten, echte Menschen zu sein, dann brauchte uns die Erzeugung des „Uebermenschen" keine schlaflosen Nächte zu machen.

Gegenüber diesem hochgeschraubten Individualismus vertritt nun der Sozialismus diejenige Geistesform, die Nietzsche wegwerfend als „Herdentrieb" charakterisiert. Nietzsche ist ganz beherrscht von der Vorstellung der Einsamkeit, der Sozialismus von dem der Gemeinsamkeit. Ihm sind alle Menschen Brüder und Genossen, die für ihr gemeinschaftliches Wohl zu arbeiten haben; und alles individuelle Wohlbefinden löst sich auf in lauter öffentliche Wohlfahrt. Der Zeiger des Ideals weist also nach der entgegengesetzten Richtung.

Gleich Nietzsche hat auch der Sozialismus seine Mystik. Er hat von der Romantik einen Begriff vom „Volk" übernommen, der nicht wohl mit Händen zu greifen ist. Aber er umfaßt den Inbegriff alles Tüchtigen, Gesunden, Unverdorbenen und Unverderbbaren, und er ist belebt von dem Glauben an den edlen Menschen, der, in seinem dunkeln Drange, sich des rechten Weges wohl bewußt bleibt. Wo Nietzsche am meisten verachtet, da hegt der Sozialismus sein tiefstes und unerschütterlichstes Vertrauen. Was jenem widerwärtiges Gesindel ist, das sich gierig um die Brunnen drängt und sie durch Mittrinken vergiftet, das ist diesem der hilfsbedürftige Proletarier, der bescheiden harrt, daß man auch ihm die Pforten des Glückes endlich öffne. Wenn Nietzsche in aristokratischem Dünkel „nicht vermischt und verwechselt werden" will, und sein Glaubensdogma lautet: „Die Menschen sind nicht gleich", so will der Sozialismus, daß alle sich die Hand reichen und alle aus einem Glase trinken sollen als gleichgeborene Brüder, die auch zu gleichen Rechten berufen sind.

Nur aus der Gleichheitsidee wird das dem Sozialismus eigentümliche Zukunftsbild einer auf den Grundsätzen des Kollektivismus erbauten menschlichen Gesellschaft begreiflich. Alles ist das Vermögen aller. Alles wird von der Gesellschaft verwaltet, ein jeder erhält den gleichen Anteil aus dem gemeinschaftlichen Besitztum. So soll das Ideal der Gerechtigkeit verwirklicht werden. Dieses Bild hat für mich immer

etwas naiv Rührendes gehabt, gleich dem Bilde vom goldenen Zeitalter oder vom Schlaraffenlande, ein Kindermährchen, einzig imstande, die Gelüste von Kindern wachzurufen. Der Rohheit, die darunter liegt, scheint man sich kaum bewußt geworden zu sein. Oder ist denn eine völlige Gleichheit der Güterverteilung wirklich etwas so Erstrebenswerthes? Ich meinerseits habe für diesen groben Materialismus keinen Sinn. Ich dulde es gern, daß ein anderer zehnmal soviel hat, als ich, und ich sehe nicht ein, warum dieser und selbst ein weiterer Spielraum nicht gelassen werden soll, auch wenn man sich einmal dazu rüstet, der haarsträubenden Ungerechtigkeit, daß ein Mensch mehr als zehntausendmal soviel besitzt als ein anderer, ein Ende zu machen. Oder hat materielle Gleichheit noch irgend welche Bedeutung, wenn man nicht imstande ist, die physische, intellektuelle und moralische Ungleichheit zu beseitigen? Und was endlich soll uns bewegen können, dem allgemeinen und gerechten Glück unser höchstes Glück, die Persönlichkeit, zu opfern? Die Persönlichkeitsgrenzen aber würden im sozialistischen Zukunftsstaat sehr eng gezogen sein.

Die Gefahr des Individualismus ist Zersplitterung der Kräfte und daraus folgende Unproduktivität, chaotisches Durcheinander. Die Gefahr des Centralismus ist Schablonisierung und Verflachung der Individuen, bei strafffter Organisation eine Unsumme empfindungsloser Zahlen. Ein Kulturideal für die Menschheit vermag ich daher weder im einen noch im andern zu sehen. Der Sozialismus wird nicht durchführbar sein, wenn er nicht die Fähigkeit beweist, dem Individualismus Rechnung zu tragen, und der Individualismus wird sich selbst zur Unfruchtbarkeit verdammen, wenn er nicht mit dem Sozialismus Fühlung gewinnt. Dem sozialen Menschen muß volle individuelle Freiheit gewährleistet und — Bedürfnis sein; und der individuelle Mensch muß seine Eigenart aus ihrer Isoliertheit in den Dienst des großen Ganzen hinüberzuleiten wissen.

Man verzeihe das diktatorische „Muß". Es soll nur mit Nachdruck darauf hinweisen, welche wichtige Fragen immer noch zu lösen sind. Wieviel ist durch einmüthiges Zusammenarbeiten, wieviel durch einsame Betrachtung zu erreichen? Kann man vielleicht einen modus vivendi für den germanischen Freiheitstrieb und die preußische Disciplin finden, oder sind hier zwei unvereinbare Gegensätze? Man sollte letzteres nicht glauben. Denn wie hätte sonst die preußische Zucht mitten aus germanischem Volk hervorgehen können? Wenn aber die größten Charaktergegensätze innerhalb eines einzelnen Volkes, unseres eigenen Volkes, kräftig nebeneinander gedeihen, sollte es dann unmöglich sein, für die Zukunft eine Form zu finden, die sich beider Existenzformen zu Gunsten einer höheren Dritten bemächtigt? Insbesondere: wie kann man das Prinzip der Verteilung der Kraft zu segensreicher Anwendung bringen, ohne einen geist- und seelenlosen Mechanismus zu schaffen? Lege sich jeder selbst die Fragen vor und suche sie im Einzelfall peinlichst zu beantworten: Wieviel kann man durch Unterordnung erlangen? wie viel allein und einzig durch Ungehorsam? Das Zusammenwirken der Menschheit darf nicht unmöglich gemacht werden. Es ist höchste Kraftentfaltung. Aber innerhalb des Zusammenwirkens muß jeder Einzelne Persönlichkeit sein. Ein Ganzes, das sich aus Persönlichkeiten zusammensetzt, ist viel. Eine Addition von Nullen bleibt immer gleich null.

Man werfe einen Blick auf die Kunst. In ihr scheint einzig die Persönlichkeit zu entscheiden. Und doch hängt das Gedeihen der Kunst keineswegs in erster Linie von dem Vorhandensein künstlerischer Talente oder Genies ab. Denn es ist wohl nicht zu kühn, zu sagen: diese sind immer vorhanden. Die Frage ist nur, ob sie durchdringen können, ob sie Raum finden zur Entwicklung. Ob sie wissen, wohin mit der Ueberfülle ihrer Kraft und der Ueberfülle ihres Schöpfertriebes. Nun vergleiche man Frankreich und Deutschland. Ich glaube, daß Deutschland reichlich ebensoviel, wo nicht mehr künstlerische Begabungen aufzuweisen hat, als Frankreich. Trotzdem steht es seinem Nachbarlande in der künstlerischen Entwicklung in beschämender Weise nach. Warum? Weil in Deutschland alles widereinander arbeitet, weil weder Mittelpunkt noch Tradition vorhanden ist, und weil in Frankreich, bei reichster und

feinster Differenzierung im Einzelnen, durch die Jahrhunderte lange Vorherrschaft von Paris eine Sicherheit der Technik und eine Konzentration des Talentes gewonnen worden ist, die den Einzelnen über die angeborene Höhe seines Talentes scheinbar hoch emporhebt. Die französische Kunst und Litteratur hat meiner Ansicht nach das Geheimnis bereits gelöst, das für die soziale Neuordnung der Menschheit noch zu lösen bleibt: Wie verbindet man die erlesensten Einzelkräfte zu ersprießlichstem Zusammenwirken und läßt doch jeder Begabung voll die Zügel schießen, daß sie grasen mag, wo es ihr beliebt?

Sich selbst zu finden, ohne in die Einsamkeit zu flüchten — sich mit anderen zu vereinigen, ohne sich selbst zu verlieren: das ist das Problem, das jeder Schaffende zunächst bei sich zu lösen hat, und das im großen Ganzen dann noch einmal gelöst werden muß — „Genosse und Einsiedler sein", wie Bruno Wille sagt.

Eine neue Aristokratie wird sich dann von selbst herausbilden, und sie wird eine Herrenkaste sein, ohne daß sie eine Herrscherkaste ist. Nietzsche, der eine neue Aristokratie schaffen wollte, kannte doch nur die alte. Denn er konnte sich eine Aristokratie nicht denken, ohne ihren bisherigen Gegenpol, die Sklaverei. Und doch wäre eine wirkliche nnd gründliche Abschaffung der Sklaverei, und hiermit die Vernichtung des Pöbels, die höchste That des Aristokratismus. Völlige Gleichheit würde dadurch nicht geschaffen werden, gerade so wenig wie die Bäume in den Himmel wachsen würden. Aber die Menschen würden Menschen werden; und davon sind wir jetzt noch weit entfernt.

Ich ziehe die Summe. „Gleichheit" ist unter den Menschen nirgends vorhanden, und das Ideal der Gleichmachung ist daher ein thörichtes und kindisches. Außerdem verbirgt sich dahinter viel grobe Ueberschätzung der körperlichen Arbeit vor der geistigen, und des materiellen Genusses vor dem höchsten Genuß an der Ausbildung seiner Persönlichkeit. Man schafft keine neue Kultur, indem man eine alte niedertrampelt, sondern, indem man sie durch eine bessere überwindet.

Andererseits beruht die Idee einer aus der „Ungleichheit" hervorgehenden „Herrenkaste", die die unteren Millionen als eine Art aufgeklärter Oligarchie beherrschen soll, auf einer groben Verkennung der Hebungsfähigkeit der bisher geistig niedergehaltenen Menschheitsbrüder. Nur wer als „Uebermensch" die Regionen der Erde verließ, vermochte ein solches in den Wolken schwebendes Ziel, das kein Weltkundiger ernst nehmen kann, aufzustellen. Es gilt nicht Einzelne zu züchten, sondern die Gesamtheit zu heben, eben damit der Einzelne mehr Luft bekommt. Also nicht Unterdrückung, sondern Freiheit der Bewegung! Schutz gegen Hunger, Krankheit, Schmutz, Verwahrlosung, seelische Versumpfung!

Damit betreten wir das ethische Gebiet.

Egoismus und Altruismus.

Im Kampf um die Weltanschauung drängen sich die moralischen Fragen stets mit besonderer Macht in den Vordergrund. Sie haben die unmittelbarste und menschlichste Bedeutung. Die geheimsten und stärksten Triebfedern unserer Handlungen müssen hier berührt werden, unser gesamtes Verhalten gegenüber der Umwelt und den Forderungen des Tages kommt zur Sprache. Alte, für heilig und unumstößlich angesehene Gesetze geraten ins Wanken, und neue Möglichkeiten tauchen auf, bei deren erstem Anblick auch der Beherzteste ein leises Grauen verspürt, weil er sich fragt, auf welchen Grundlagen die Menschheit nun in Zukunft fortbestehen, nach welchen Normen sie sich weiterhin bewegen soll.

So, wenn wir sehen, wie Nietzsche mit gewaltigen Hammerschlägen die christliche Ethik in ihren Grundfesten bedroht. Unsere ganze Gefühlswelt gerät in Verwirrung. Wir haben vielleicht längst die christliche Erkenntnislehre, das christliche

Dogma, ausgeschwitzt, und wir haben es mit Leichtigkeit gethan, eines Tages sie abgestreift, wie die Schlange aus ihrer Winterhaut kriecht. Aber hier handelt es sich um Tiefergehendes. Die Bewußtseinsschwelle wird durchbrochen, und die feine Säge an die Wurzeln unserer Instinkte angesetzt. Was wir als angeborenen menschlichen Trieb betrachteten nicht minder wie das, was wir als unverlierbare Kulturerrungenschaft ansahen, wird vor Gericht gefordert und peinlichst verhört. Eine „Umwertung aller Werte" bereitet sich vor, und alle Dinge verändern plötzlich Farbe und Antlitz.

„Der Krieg und der Mut haben mehr große Dinge gethan als die Nächstenliebe. Nicht euer Mitleiden, sondern eure Tapferkeit rettete bisher die Verunglückten". So lautet die neue Lehre. Und nun höre man daneben die alte, Worte aus dem ersten Korintherbrief: „Und das Schwache vor der Welt hat Gott ausgesondert, um das Starke zu Schanden zu machen, und das Niedrige vor der Welt, das Verachtete, das Nichtsgeltende hat Gott ausersehen, um das Vielgeltende verächtlich erscheinen zu lassen". Dort die Moral der Starken, die „Herrenmoral", hier die Moral der Schwachen, die „Sklavenmoral". Was die eine preist, verketzert die andere; wes jene sich rühmt, das verabscheut diese. Wo liegt nun die Norm für unser Handeln?

Der Sozialismus, seiner Triebfeder nach ein moderner „Sklavenaufstand", hat naturgemäß auch die Sklavenmoral. Er setzt die Tugenden der Herrscher herab, er macht sie verächtlich, er verdammt sie. Er schilt den Egoismus als das verderbliche Laster, das all die unerhörten Mißstände geschaffen hat. Er ergiebt sich einem weiten und weichen Mitleiden mit all den Erniedrigten und Unterdrückten, er sucht die Tugenden der Armen hervor, und er rühmt sich seiner eigenen Dürftigkeit und Niedrigkeit. Er ist ganz und gar aus christlichem Geist geboren, und in den ersten christlichen Gemeinschaften mit ihrer Brüderlichkeit und Nächstenliebe findet er sein geschichtliches Vorbild. Sich ganz in den Andern versenken, ganz im Andern leben, das wird höchste Tugend, die zwar nicht jeder erreicht, die aber doch als Ideal aufgestellt wird.

Und dennoch wurzeln die Triebfedern dieser ganzen Bewegung durchaus im Egoismus, und sie sieht sich genötigt, fort und fort an den Egoismus zu appellieren, ihm mit Vorspiegelungen zu schmeicheln und ihn anzustacheln durch Erweckung von Begierden — und das bloß, um überhaupt weiter bestehen zu können. Also, was bei jenen da droben so scheußlich war, ist hier drunten plötzlich selbstverständlich und natürlich, etwas, worüber man keine Worte verliert. Nach der alten Moral wäre hiermit der Richtspruch über den Sozialismus gefällt. Nach der neuen ist sie nur um so mehr in ihrer Berechtigung erwiesen. Denn wenn der Egoismus mit Notwendigkeit allem Menschlichen anhaftet, wenn er selbst in den scheinbar selbstlosesten Tugenden, wie beispielsweise in der Großmut (Fröhliche Wissenschaft, S. 76), sein heimliches Spiel treibt, dann ist er zum mindesten nichts Verdammenswertes, dann wird er oft sogar zu einem Zeichen von Kraft und Gesundheit und zu einer positiven Tugend. Es ist demnach der fundamentalste Fehler des Sozialismus, daß er den bei allen menschlichen Handlungen aufs stärkste beteiligten Egoismus bei der Konstruktion seiner Zukunftsgesellschaft glaubte außer acht lassen zu dürfen. Es ist zum mindesten leichtfertig, einen Zukunftsmenschen anzusetzen, bei dem der im Gegenwartsmenschen mächtigste Trieb als erloschen oder doch als kalt gestellt angenommen wird. Ich meinerseits glaube nicht daran, daß es jemals auch der besten Wirtschaftsordnung gelingen wird, den Menschen aus einem eigennützigen zu einem gemeinnützigen Wesen zu machen. Denn auch die beste Wirtschaftsordnung kann den Menschen nicht dazu bringen, daß er seine Natur aufgiebt.

Es fragt sich demnach nur, wie dem Egoismus die richtigen Grenzen abzustecken sind. Denn ihn als der Tugenden allerhöchsten zu preisen, wozu Strindberg und Mackay ernstlich Miene machen, dazu bin ich doch nicht hitzköpfig genug. Ich schäme mich seiner nicht, aber ich rühme mich auch seiner nicht. Ich betrachte ihn als etwas von der Natur mir Eingepflanztes, dessen Pflege ich mir ebenso angelegen sein lasse, wie die meines Schnurrbartes, der vielleicht ziemlich spärlich ausgefallen ist, den ich aber darum nicht verwildern lasse.

Auch der Egoismus kann verwildern, und er ist verwildert. Gerade dadurch

hat er jenen „Sklavenaufstand in der Moral" hervorgerufen, als dessen thatsächliche Niedersetzung wir das Christentum mit seinem Kultus der Selbstentäußerung und Askese zu betrachten haben. Im Christentum hat der Altruismus seine schärfste und consequenteste Ausbildung erlebt, und in ihm ist er zu einer weltgebietenden Kulturmacht geworden, mit der wir noch auf lange hinaus zu rechnen haben werden. Es stellt ein neues Heldenideal auf, dem nichts Leuchtendes und Prächtiges mehr anhaftet, sondern das die Schlichtheit bis zur Armseligkeit und die Selbstlosigkeit bis zur Selbstvernichtung trieb. In der Gestalt Jesu Christi war dieses Ideal in den allgemeinsten Zügen vorgebildet, gleichsam noch befangen in der antiken Menschlichkeitsvorstellung, aber in den Asketen gewann es um so mehr Fleisch und Blut, jemehr die Asketen selbst an Fleisch und Blut verloren. Sie wollten zeigen, diese neuen Christen-Helden, wieviel der Mensch wider sich selbst und die Natur vermag, und sie scheuten auch vor der vollen Zerstörung des eigenen Ich nicht zurück, die sie als ihren höchsten Triumph ansahen, gewiß mit unnennbarem inneren Kitzel, also in der Form einer vergeistigten Wollust und eines pervers gewordenen Egoismus. Der Teufel den sie besiegt zu haben glaubten, steckte tief in ihnen, und weil sie ihn nicht sahen, glaubten sie ihn in die Flucht geschlagen. Dies ist die Form des verwilderten Altruismus, der weit schlimmer ist als der verwilderte Egoismus. Denn während dieser in der Natur, gleichsam wie in einem stinkigen Sumpfwasser, versinkt, geht jener direkt wider die Natur an und schneidet alle Bande des Lebens entzwei. Außerdem wird er zum Verräter an sich selbst, weil er niemals einem Andern nützt und nur sich selber schadet.

Das alte Heidentum war durch den Egoismus an sich selbst zu Grunde gegegangen; das junge Germanentum aber wurde durch den ihm von außen aufgepfropften Altruismus entmannt und geschwächt. — Und da soll der Eine besser sein als der Andere!

Der Krieg bleibt also nach wie vor gegen zwei Fronten zu führen. Die Hochburg des Egoismus ist der in sich erstarrte Kapitalismus, der Angriffspunkt der Sozialdemokratie. Der krankhafte Altruismus hat sich hinter das von Tolstoi wieder hochgebrachte Non-resistance-Princip verschanzt, wogegen Nietzsche seine Kampfgeschosse richtet. Im Kapitalismus ist der „Wille zur Macht" zu einer wahnsinnigen und frevelhaften Zerrform gediehen, in der Non-resistance gehen alle männlichen Tugenden, vor allem die von Nietzsche an die Spitze gestellte Tapferkeit, zum Teufel. Der Kapitalismus ist der Auswuchs der Herrenmoral, die Non-resistance der Auswuchs der Sklavenmoral. Wer zwischendurch steuern will, der muß sich zur freien Moral, d. h. zur moralischen Vorurteilslosigkeit bekennen, und vor allem Respekt erringen vor den Dingen, wie sie sind. Der „Immoralismus" wird hierdurch zum Realismus, und in der That kann niemand ein Realist, geschweige denn ein Dichter, sein, der an moralischen Vorurtheilen klebt. Denn er verfälscht sich damit jegliche reine Anschauung und überstreicht alles mit lügnerischen Farben. Unübertrefflich sagt Nietzsche: „Die Wirklichkeit zeigt uns einen entzückenden Reichtum der Typen, die Ueppigkeit eines verschwenderischen Formenspiels und -Wechsels: und irgend ein armseliger Eckensteher von Moralist sagt dazu: nein der Mensch sollte anders sein! . . ."

In der freien Moral aber werden Herren- und Sklavenmoral sich auflösen. Sie ist weder eine Moral der Unterdrücker noch der Unterdrückten, sondern eine Moral der gegenseitigen Achtung, und ihre einzige Lehre lautet: — Sittlich ist, was das Leben fördert . . . .

Schopenhauer, der Mitleidsphilosoph, zog die letzten Consequenzen des Christentums. Von Nietzsche darf man vielleicht sagen, daß er die ersten Consequenzen des Darwinismus gezogen hat. Er freut sich überall am Starken, oder doch wenigstens am Stärkeren, und für das Mitleid hat er daher die Mitfreude eingesetzt. Doch schmeckt diese Verurteilung des Mitleids auch schon ein wenig nach Moralismus, und jedenfalls sehe ich nicht ein, weshalb es verwerflich sein soll. Im Mitgefühl aber vereinigen sich Mitfreude und Mitleid, und dieses ist daher am ehesten die echte Immoralistentugend. Was aber verdammlich ist, das ist moralische Entrüstung. Sie

wirkt lächerlich und abgeschmackt, z. B. im Munde des Herrn Bebel, wenn er sich darüber entrüstet, daß der Rè galantumo zweiunddreißig uneheliche Kinder erzeugt hat. Der Mann ist zu beneiden — daß er es bezahlen konnte!

Egoismus und Individualismus gehören zusammen. Ein großer Mann ist nicht denkbar ohne große Selbstsucht; gleichwie ein kleiner Mann nicht denkbar ist, ohne kleine Selbstsucht, oder Selbstsüchtelei. Die große Selbstsucht aber besteht in nichts anderem als in der Ausbildung der Persönlichkeit oder, wie Maurice Barrès sagte, in der culture de moi. Das entgegengesetzte Laster aber ist alsdann: Aufgabe der Persönlichkeit oder Verrat an sich selbst.

Wie steht es aber mit der Askese? Ist sie nicht in der einen oder anderen Form gleichfalls dem Menschen eingeboren? Und ist sie nicht vielleicht der großen Selbstsucht verwandt? und oft gerade in ihr besonders lebendig?

Der Fall Nietzsche sagt nicht Nein.

Sicher war Nietzsche angefüllt mit asketischen Ideenresten. Schon weil er sie haßte, ist anzunehmen, daß er sich von ihnen geplagt wußte und ihre Herrschaft abzuschütteln suchte. Es läßt sich aber auch positiv nachweisen. Sie gucken überall da hervor, wo der Genius Nietzsches sich am meisten ins Heroische steigert.

Kaum je hat ein Mensch sich so sehr gefoltert, indem er sich das Entgegengesetzte von dem abzutrotzen suchte, was Natur und Gewöhnung willig hergaben. Jeder Umschlag ins Gegentheil auf dem Zickzackweg seiner Entwickelung vollzog sich unter heftigen inneren Qualen Um sich in der Erkenntnis weiter zu bringen, schnitt er sich fortwährend ins eigene Fleisch, die echte That eines Asketen. Seine Eigenart als Philosoph wurzelt zum großen Teil in der bis ins Geniale potenzierten Fähigkeit, aus der Not eine Tugend zu machen, und dasjenige am meisten zu preisen was er am wenigsten besaß. So ward der Einsame und Schmerzenreiche zum Prediger der Lebenslust, so ward der Zerstörer alter Werte zum enthusiastischen Ja-Sager, so ward der fanatische Asket zum Entdecker der weltbeherrschenden Selbstsucht.

Was ihn dabei beherrscht ist die christlichste aller Ideen, die Idee des Opfertodes. „Oh meine Brüder, wer ein Erstling ist, der wird immer geopfert. Nun aber sind wir Erstlinge. Wir bluten alle an geheimen Opfertischen, wir brennen und braten Alle zu Ehren alter Götzenbilder . . . Aber so will es unsere Art; und ich liebe Die, welche sich nicht bewahren wollen. Die Untergehenden liebe ich mit meiner ganzen Liebe: denn sie gehen hinüber." Hier sehen wir den Todesmut, mit dem er dem Wahnsinn entgegenging. Der Wahnsinn war für ihn der Tod. Und er stürzte sich in diesen Tod mit so viel edler Begeisterung und schmerzlichem Heroismus, wie nur ein christlicher Märtyrer in die Arena schritt.

Sein Lachen erhält hierdurch seine tragische Bedeutung. Er sah das Ungeheure vor sich, und, indem er ihm ins Gesicht lachte, glaubte er es vor sich selber negieren zu können. Dies war sein Drachenkampf, seine Siegfriedsthat. Er lachte, um die Welt das Lachen zu lehren. Denn wenn er, der Qualverfolgte lachte, wer sollte dann in Zukunft noch weinen dürfen? Es war ein Lachen der Erlösung, und so erschien ihm auch sein Tod als eine Erlösungsthat. Er schritt hinein in den geistigen Tod wie in das dunkle Land der Zukunft, und als ob seiner die Entschleierung aller geistigen Geheimnisse dort harrte. Die Zukunft aber war ihm, was den ersten Christen das Reich Gottes war — freilich ein Gottesreich ohne Gott, dafür aber das ersehnte Land seines Uebermenschen.

Das Weib und die soziale Befreiung.

Aus dem Asketismus Nietzsches wird vieles begreiflich. Weil ihm die Krankheit in allen Nerven raste, predigte er Gesundheit. Weil er nicht aufhören konnte, Richard Wagner zu lieben, schürte er wider ihn wilden Haß. Weil er im innersten

seines Wesens den Frauen verwandt war, pries er vor allem die männlichen Tugenden.

Nietzsche hat seinen Femininismus wohl zu verbergen gewußt. Aber er ist für den Tieferblickenden gerade so sichtbar wie sein Asketismus. Das „Männliche" in ihm ist zum großen Teil bloß Sehnsucht nach dem Männlichen. Sein eigentliches Naturell ist gerade in seinen feinsten Teilen durchaus dem „Ewig-Weiblichen" verwandt. Sein Verhältnis zur Kunst und zu allem Schönen weist viel von dem raffinierten Genußvermögen ästhetisch-begabter Frauen auf: er lauscht, beobachtet, tastet mit den Nerven und wird von allem Disharmonischen peinlich berührt. Sein Widerspruchsgeist in seiner stachelnden Sucht, alles bisher Geltende auf den Kopf zu stellen, erinnert von fern an die Art nervöser Damen. Die daraus folgende Sorglosigkeit im Aussprechen gefährlicher „Wahrheiten", das divinatorische Ahnungsvermögen und mystische Prophetentum, das Hinundherfahren seiner Phantasie, das Sprunghafte seiner Gedankenbildung, die fast unbegreifliche Schmiegsamkeit und Biegsamkeit seines Sprachvermögens — lauter Eigenschaften, die tiefer im Weiblichen als im Männlichen wurzeln. Ferner, seine Mißachtung des Geschlechtlichen, gipfelnd in dem berüchtigten Ausspruch: „Es ist besser in Räubershand fallen als in die Träume eines brünstigen Weibes", verräth sie nicht auch etwas von einem inneren Konflikt, wo die angeborenen männlichen Instinkte dem Unterliegen nahe sind? Und lauert nicht endlich in seiner Sehnsucht nach dem Uebermenschen das Bedürfnis nach einem Herrscher, dem er dienen und sich aufopfern kann, nachdem er seinen Gott verloren hat? Blickt hier nicht etwas wie ein Sklaveninstinkt durch, das jahrtausende lange Erbteil Evas in der Geschichte?

Nietzsche hätte seine Sklavenmoral auch Frauenmoral nennen können, und der Ausdruck „Herrenmoral" hätte dann eine doppelte Bedeutung bekommen. Nach wie vor sind die Frauen heute die Schwachen, und die Tugenden der Schwachen stehen daher bei ihnen in Geltung. Wenn sie sich endlich, aufgescheucht durch die Sozialdemokratie, rüsten, ihre Schwäche und ihr Sklaventum abzustreifen, so müßte man ein Barbar und nicht ein Mann sein, wenn man ihnen nicht Glück wünschen wollte — aber man müßte auch ein Narr und kein Philosoph sein, wenn man ihre weitausgreifenden Hoffnungen teilen wollte. Die natürliche Grenze für die Machtsphäre des Weibes ist in seiner physiologischen Bedingtheit gesetzt, und darüber hinaus streben zu wollen vermag nur die Geschlechtslosigkeit, und das ist die Unfruchtbarkeit, die nicht zu fürchten ist. Heute steht, in den „gebildeten" Kreisen, die Sachlage so, daß die geschlechtlich unbefriedigten oder enttäuschten Frauen für die Emanzipation sind und die anderen dagegen. Die ganze Bewegung erhält aber ein neues Antlitz durch das Eingreifen des sozialistischen Gedankens, wodurch die ziemlich harmlose Geschlechtsfrage zu einer äußerst dringlichen Brot- und Magenfrage aufwächst.

Die doppelte Forderung: 1. Das Weib soll aus der Dienerin die Gefährtin des Mannes werden; 2. das Weib muß instand gesetzt werden, seinen auskömmlichen Lebensunterhalt selbst zu verdienen — charakterisiert die moderne Emanzipationsbewegung. Eine ethische und eine wirtschaftliche Forderung, und beide eng miteinander verknüpft. Denn der Mann kann das Weib nur dann als seine Gefährtin ansehen, wenn es imstande ist, seine Stellung im Kampf ums Dasein zu behaupten. Andererseits aber kann auch das Weib, welches sich materielle Selbständigkeit errungen hat, beanspruchen, vom Manne in allen übrigen Lebensbeziehungen als Gleichberechtigte angesehen zu werden. Die Mitherrschaft der Frau dürfte zugleich imstande sein, dem heute weitverbreiteten Damenregiment ein Ende zu machen, d. h. dem unnatürlichen Zustande, wo das Weib, gerade wegen seiner gewerblichen Unfähigkeit und kraft allein seines Geschlechtes das Recht hat, die Männer zu tyrannisieren und vor sich selbst zu erniedrigen. Es steckt also in der Emanzipationsbewegung, wenn sie richtig geleitet wird, ein Kulturmoment von doppelter Bedeutung: einmal wird das Niveau des weiblichen Geschlechtes auf diejenige Stufe erhöht, die ihm seiner Menschheit nach zukommt; sodann aber wird die schmähliche Vorherrschaft der wenigen Frauen gebrochen, die über alle natür-

lichen Bedingungen hinaus ein soziales Machtszepter schwingen. Denn wenn einmal die „Gleichberechtigung" der Frau anerkannt ist, dann wird auch über ihre „Minderbefähigung" kein Zweifel sein können, und sie wird ihre Stellung einnehmen an der Seite des Mannes, gerade so hoch und niedrig als ihr gebührt.

„So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den Einen, gebärtüchtig das Andere, beide aber tanztüchtig mit Kopf und Beinen". Wenn man das Zarathustra-Wort richtig deutet, so enthält es das ganze Zukunftsprogramm: Mann und Weib, beide in den Schranken ihres Geschlechts, beide aber auch froh verbunden, durch geistige Regsamkeit und körperliche Gesundheit, behütet von den Schutzgeistern der Anmuth und der Lebenslust.

Das größte Problem indes hebt jetzt erst an: Wie hat man sich die Geschlechter in Zukunft verbunden zu denken, durch die Ehe oder in freier Liebe?

Die Frage ist für das Weib viel einschneidender als für den Mann. Denn der Mann thut heute bereits meistenteils was er will, und selten geht er in die Ehe, ohne Kenntnis des wichtigsten Vorganges zu haben, den er als Mensch zu vollziehen hat. Das Weib aber ist auch hier die weitaus Abhängigere. In der Freiheit der Liebe ist es so gut wie schutzlos, innerem und äußerem Verderben ausgesetzt. In die Ehe tritt es in der weitaus überwiegenden Zahl der Fälle als eine völlig Unkundige und hat mit dem vorlieb zu nehmen, was die Willkür des Zufalls ihm bescheert. Ob es Liebe findet oder nicht, kann es vorher nicht wissen. Denn Liebe ist weit weniger eine Sache des vorahnenden Gefühls, als eine Folge der innigen Gemeinschaft und des engsten seelischen Zusammenlebens. Bleibt dieses aus, so ist das Unglück unabwendbar, und das Weib betrogen, dazu, dank seiner Unselbständigkeit und der Weisheit unserer Gesetze, meist nicht in der Lage, seinem traurigen Zustand ein Ende zu machen. „Verkaufe dich, oder verdorre!" — so stellt sich für eine große Anzahl unserer Jungfrauen heutigen Tages das Eheproblem: ein Zustand der unhaltbar ist.

Die Liebe ist die einfachste Form des Altruismus: Auflösung des Ich in eine fremde Persönlichkeit — zugleich stärkste und nachdrücklichste Bethätigung des Ich, durch höchsten Selbstgenuß: also noch immer die Lösung des Welträtsels. Liebe ist das Geheimnisvollste und Offenbarste, das Widerspruchsvollste und Einfachste, die wichtigste Angelegenheit und das höchste, ja einzige Glück der Menschheit. Die Zukunftsform der Liebe ist daher die Kulturfrage par excellence, und es wäre wichtig, sich der Beihilfe der Weiber zur Lösung dieser Frage zu versichern. Da aber die meisten in ihrem Sklavenstumpfsinn noch verharren, so sind sie gar nicht imstande, die Wichtigkeit dieser Frage zu begreifen, und in ihrer Sklavenfeigheit klammern sie sich ängstlich ans Bestehende, als ob die Welt vergehen müßte, wenn an die Stelle der heutigen verrotteten Zustände bessere treten. So zeigt sich also noch einmal, von diesem Gesichtspunkte beleuchtet, wie bedeutsam es ist, mit der Aufklärung des weiblichen Geschlechts nicht zu säumen, falls wir uns bereit halten wollen, die neue Kulturperiode herbeizuführen.

Die Ein-Ehe ist die höchste und schönste Liebesvereinigung für Mann und Weib, die ich mir denken kann. Aber sie darf nicht zur bindenden Fessel werden, sondern muß sich in Freiheit vollziehen. Liegt auch nur der leiseste Zwang darauf, so schleichen sich unleidliche Gefühlsregungen mitten ins volle Glück hinein. Heute aber — das wage ich zu behaupten — sind für diese höchste Form des Liebesbundes nur die wenigsten Menschen begabt, weil ihnen die Unruhe unserer Verhältnisse nicht gestattet, das Gefühl der gegenseitigen Zusammengehörigkeit so zu vertiefen, daß es ungestört bleibt durch fremdes Begehren. Meist schon nach wenigen Jahren, oft auch nach wenigen Monaten, sehnt sich das Weib nach einem fremden Mann, der Mann nach einem fremden Weib, und beide wissen in der Regel für ihre Wünsche die bestimmte Persönlichkeit. Ist aber erst einmal ein solcher Wunsch erwacht, so ist das Glück der Ehe vernichtet, und es wäre Pflicht, sie aufzulösen, oder wenigstens zeitweise zu lockern, um dem Gefühl die freie Möglichkeit zu geben, in seine alte Bahn

wieder einzulenken. Ich las dieser Tage bei John Henry Mackay ein schönes Wort: „Haben Sie je etwas zum Glücke der Menschheit beigetragen?“ wurde ein Weib gefragt. „Ja, ich bin selbst glücklich gewesen“, lautete die Antwort. Die Heiligkeit des eigenen Glücks, das ist das keuscheste Gefühl in der Liebe, und es sollte die höchste Tugend in der Ehe sein. Es bedarf keiner Kirche und keines Priesters dazu. Aber ist die Heiligkeit gestört, so ist auch die Ehe gestört.

Ein freier Liebesbund auf Lebenszeit, zwar kündbar, aber dauernd zusammengehalten durch unzerreißbare Bande der Neigung, das wäre das Kulturideal, dem zuzustreben ist. Es deckt sich de facto ungefähr mit einem glücklichen Ehebund, wie er heute hier und da besteht, nur unter Fortfall des gesetzlichen Zwanges, also zu weit höherer innerer Befriedigung, weil nichts verletzender ist in der Liebe als das Eingreifen irgend eines Dritten, und sei dieser Dritte auch der abstrakte Staat. Aber wann die freie Liebe als allgemein anerkannte Gesellschaftsform durchgedrungen sein wird, dann wird vielleicht der heutige Staat, „das kalte Untier“ (Nietzsche), gar nicht mehr bestehen.

Von Abschaffung des Staates wird in sozialistischen und anarchistischen Kreisen viel gesprochen. Es ist schwer, dazu Stellung zu nehmen; denn es ist schwer, sich etwas Konkretes dabei zu denken, — und jedenfalls werden wir soweit in die Zukunft hinausgewiesen, daß wir es getrost unseren Urenkeln überlassen dürfen, sich die Köpfe darüber zu zerbrechen. Eines freilich, eine Verzichtleistung auf jegliche Organisation der Gesellschaft, womöglich noch unter Abschaffung des Privateigentums, halte ich für eine vollendete Utopie. Da der Egoismus nicht auszurotten und der Geschlechtstrieb von Natur aus ungenügsam ist, so würde dann eine zügellose gegenseitige Prellerei und ein wahnsinniger Kampf um die Weiber und — um die Männer ausbrechen. Trotzdem ist der Gedanke einer erheblichen und prinzipiellen Lockerung der staatlichen Machtsphäre an sich keineswegs töricht und aussichtslos, und auf dem Wege eines organischen Wachstums der Freiheit und Kultur sehr wohl zu erreichen — es ist dies einer der Punkte wo der Sozialismus und Nietzsche einig sind. „Staat — wo der langsame Selbstmord Aller das Leben heißt“, sagt Zarathustra, und weiterhin: „Wo der Staat aufhört, da beginnt erst der Mensch“. Herber kann es nicht gesagt werden, daß der Staat nur eine traurige Notwendigkeit ist. —

In die Zukunft also weisen beide hinaus, Nietzsche und der Sozialismus, beide erfüllt von wogenden Umsturzgedanken, dieser auf wirtschaftlichem, jener auf ethischem, d. h. rein-menschlichen Gebiet. Beide aber wollen aufbauen, indem sie niederreißen. „Immer vernichtet, wer ein Schöpfer sein muß“ — zwar ein Zerstörer, doch kein Verderber. So aber verteilen sich die Rollen dieser beiden Faktoren. Die Schöpfung eines vollkommeneren Wirtschaftszustandes ist wesentlich abhängig von der Schöpfung eines vollkommeneren Menschenmaterials, und um dieses herzustellen, bedarf es vor allem einer rastlosen Durchforschung des Menschen bis in die letzten Wirkungen und Regungen seiner tausentfältig zusammengesetzten Seele hinein. Nietzsches neue Psychologie weist uns hierzu den Weg. Die aber, die den Weg zunächst beschreiten werden, das werden die Dichter sein, und diesen wächst somit eine neue und eigenartige Aufgabe zu. Es ist eine Aufgabe, die sie während des kommenden Jahrhunderts zu den geistigen Führern der Menschheit machen wird, und vielleicht schenkt uns dies eine neue Morgenröte zu einem neuen goldenen Zeitalter. —

Alte und neue Werte auf den Berliner Theatern.

„Helga“ und „Kollege Crampton“, „Unter vier Augen“ und der „Unerbittliche“, „Ein treuer Diener seines Herrn“, „Musotte“, und „Das Lumpengesindel“, Novitäten alle, — alte und neue Werte bunt durcheinander!

Wodurch sich die alten und neuen Werte unterscheiden? Es ist schon allerlei darüber geschrieben worden. Alles habe ich nicht gelesen, was ich gelesen, habe ich nicht alles behalten, was ich behalten, hat mich nicht alles überzeugt. Ich glaube, der Himmel hat mir die Gabe des Citierens und die Kunst des Deckungsuchens versagt. Zuweilen fällt mir selber was ein, und wenn ich Gelegenheit habe, spreche ich es aus, — gewöhnlich zur Freude Weniger und zum Aerger Mehrerer. Und wenn ich definieren soll, worin für mich das wesentliche Unterscheidungsmerkmal zwischen den alten und neuen Werten besteht, so muß ich sagen: die Männer der neuen Werte haben eine andere Ehre.

David Strauß sagt in einem seiner Gedichte: „Nicht viele sind in grauen Haaren mehr wert, als einst im braunen Haar“. Für die Wahrheit dieses bedenklichen Satzes den alten Herren gegenüber überlasse ich David Strauß uneingeschränkt die Verantwortung. Doch bin ich der Ansicht, daß das, was den ganz persönlichen Wert eines Dichters macht, sein künstlerisches Gewissen ist, und wenn man sich so umsieht, will es einem scheinen, als wenn das künstlerische Gewissen die Tendenz hat, so nach und nach mit den Jahren teilweise auszugehen, wie die Haare.

Die meisten unserer jungen Dichter schreiben ihre Werke unter Furcht und Zittern wahr zu sein; die meisten unserer alten Dichter schreiben ihre Werke unter Furcht und Zittern nicht zu wahr zu sein. Man nehme jedes Werk von Gerhart Hauptmann und lege das Ohr dran und horche: man vernimmt einen fiebernden Pulsschlag heimlicher Angst: Angst, nicht fassen zu können, was vor ihm auf- und niederschaukelt als das Seiende, als die lebendige Wesenheit der Gestalten, eine fast pietistische Angst des peinlichen Künstlergewissens. Nicht alles glückt ihm; manchmal legt ihm die landläufige Vorstellung ihr Kuckucksei in das Nest, wo er ein individualisiertes Einzelwesen an seiner eignen Herzenswärme ausbrüten wollte; immer aber trifft man ihn in Kampf und Ringen, Furcht und Beben; nicht um die Gunst des hochverehrten Publikums, obgleich er Ehrgeiz hat; die Menge fällt immer dem zu, der sie bezwingt; was an Hauptmann bisher der Punkt war, in dem man seine ganze litterarische Persönlichkeit zu fassen bekommt, das ist das zähe eigensinnige Suchen und Ringen nach seiner eignen, persönlichen Dichterehre vor sich selber.

Die Dichterehre der älteren Generation ist wesentlich etwas Retrospektives. Man mußte ein reines Gewissen vor Goethe oder vor Schiller, oder vor einem älteren Franzosenvorbild haben, wie man auch von seinem Stil immer noch einen gröberen oder feineren Nachklang in sich trug. Aber die Dichtung von heute ist eine

neue Welt, die alle ihre Güter in der Zukunft und keins in der Vergangenheit hat. Und das Dichtergeschlecht von heute ist eine andere Generation: zurückgezogener, ernster; keine Flattergeister der tausend Oberflächenerlebnisse und Eroberungen, sondern Sucher in der Tiefe des Lebens und der Leidenschaften; sie können zuweilen brutal sein, aber sie sind nicht frivol.

Wenn der Deutsche frivol wird, das ist überhaupt nicht schön. Herr von Hopfen machte sich in seiner „Helga" („Lessing-Theater") das Vergnügen in mehrfacher Weise; er schrieb ein moralisches Stück mit einer frivolen Moral; er gab ihm einen skandinavischen Namen, hinter dem nichts Skandinavisches war und er schrieb aus leichtem Dichtergewissen die ganze Rührgeschichte mit dem Pinsel Mings, wobei ich nur nicht begreifen kann, warum gerade er sich mit solcher Vorliebe „vermingst".

Und dabei fängt auch schon das Publikum an hinter den Kniff zu kommen und wenn es den Pinsel Mings pathetisch-humoristisch auf den Brettern, „die die Welt bedeuten" herumwirtschaften sieht, dann gähnt es sehr, aber nicht mehr diskret.

Herr von Hopfen hat auch daß Mißgeschick, daß ihm die „Helga" schon wiederholt vorempfunden ist. Es giebt ein gar nicht mehr neues Stück von Dumas, das „Denise" heißt und worin der Fall eines jungen Mädchens aus bester Familie den Stoff bildet. Ein angesehener makelloser Mann verliebt sich auch später in sie und es kommt auch nach mancherlei angreifenden Szenen zur Ehe, allerdings mit dem peinlichen Umstand, daß der Ehemann dabei nicht der Angeführte ist, wie überhaupt Herrn Hopfens „Helga" vor Herrn Dumas' „Denise" den Vorzug hat, mit leichtem Herzen und leichter Hand geschrieben zu sein.

Auch Zola hat leider in seiner „Renée" ein gefallenes Mädchen aus bester Familie schon früher auf die Szene gebracht. Allerdings hört damit alle Aehnlichkeit auf. Keine Wiege rührt das Herz der Zuschauer und auch sonst ist das Zolasche Stück ganz ernst gemeint.

Und vor ungefähr zwei Jahren wurde hier in Berlin dasselbe Thema von der „verführten" Jungfrau szenisch abgehandelt. Das Stück war von Eduard Brandes und hieß „Ein Besuch" und hatte die Aehnlichkeit mit „Helga", daß auch diese Verführte dem Mann, mit dem sie sich später verheiratete, ihre Vergangenheit verheimlicht hatte, und da erscheint eines Tages der Verführer mit dem Recht des Hausfreundes, — ganz wie in „Helga". Aber damit hört auch hier wieder die Aehnlichkeit auf. Hans Hopfen hat das moderne Thema, das so in der Luft lag, gelockt, — früher erstach man sich, jetzt verheiratet man sich. Aber er blieb ihm gegenüber der Mann mit dem leichten Herzen, und merkwürdig! was in den Händen der drei andern zu Lebensernst, zu Psychologie, zu Moral geworden war, das wurde in seinen Händen zur Frivolität ohne Grazie.

Und doch war Hans Hopfen einmal, als er noch der witzige Dichter des „Pinsel Mings" war, unter allen seinen Dichter-Zeitgenossen der tüchtigste und feinste Psycholog, — und der Psycholog des Weibes.

Hauptmanns „Kollege Crampton" („Deutsches Theater") war sein erster „durchschlagender Erfolg", sein erstes „Repertoirstück". Das bedeutet unterwürfige Direktorenrücken, Reisen, Hervorrufe, vielleicht sogar die Bühnenfähigkeit der „Weber". „Kollege Crampton" ist ein seltsames Stück. „Engels macht das Ganze", sagte ein Teil der Kritik sauersüß. Warum keiner sagte, die Fabel des Stückes macht's! verstehe ich nicht ganz. Die Fabel ist so recht und schlecht, wie sich's für einen alten Bühnenstammgast geziemt: brave Tochter, reicher Schüler, der sich selbstverständlich in die brave Tochter verliebt und darum noch braver wird, ein herzensgütiger Vormund, andere gute Menschen! Das ist beinahe so, wie es nicht zu sein pflegt, und darum so gern gesehen wird. Aber da ist noch der alte Crampton!

Der alte Crampton ist alles in dem Stück, er schattet über alles hin, er ist des Stückes ganzer Sinn und Inhalt. Er ist mehr als das! er ist die Schöpfung eines neuen Lustspiels.

Was Hauptmann mit dem alten Crampton in das deutsche Lustspiel eingeführt

hat, das ist das Pathologische. Andere Nationen haben das Pathologische im Lustspiel schon früher gekannt. Molières „Geiziger" ist pathologisch und sein „Eingebildeter Kranker" ebenso; sie sind beide von einer fixen Idee besessen, die ihr ganzes Leben beherrscht und verdreht; Shakespeares „Falstaff", der alte Gewohnheitssäufer, ist sogar ein Vorläufer im Kolossalstil von Kollege Crampton; die senile Lüsternheit des Amtsrichters in Kleists „Zerbrochenem Krug" gehört auch in dies Kapitel.

Hauptmann aber stellte das Pathologische so in den Vordergrund, daß man nun nicht mehr darüber wegblinzeln kann, sondern sich mit ihm als solchem einlassen muß.

An Kollege Crampton ist nicht ein Zug erdüftelt und erlogen, er ist ein ganzer runder Mensch, mitten aus dem Leben gepackt und so heil und in sich geschlossen, daß man keinen Augenblick an Darstellung denkt. Allerdings war die Aufführung und Inszenierung des Stückes die beste, die seit langem in Deutschland gesehen wurde. Ich habe zum ersten Mal gesehen, daß auf Kothurn und Posse gedrillte Schauspieler so unbedingt natürlich und diskret reden, stehen, gehen und empfinden können. Ganz begreiflich! In dem Stück ist kein falscher Ton. Und man zeige mir aus der alten Aera die Stücke ohne falsche Töne? Viel leichter wäre es, die Stücke mit lauter falschen Tönen vorzuweisen. Demnächst ist Crampton ein ganz moderner Mensch, im Jahre 1892 zwischen 50 und 60 Jahre alt, in der Periode der Senilität, ein lieber Bummelgreis mit dem schwächlichen Stich der sechziger Jahre ins Geniale, eine unamtliche Natur, außerdem jetzt im sanften Anfangsstadium der Gehirnerweichung, also alles in allem eine Erscheinung, die jeder nicht bloß nach berühmten Mustern arbeitende Schauspieler oft genug nach der Natur hat studieren können.

Das Pathologische wäre also auf der Bühne. Aber das Pathologische wird auch auf der Bühne bleiben müssen, denn das Pathologische ist das eigentlich Lustspielmäßige.

Wie Hauptmann darauf kam? — Er fand es eben. Es war überall auf seinem Weg, außer ihm und in ihm, er nahm es wahr in allen menschlichen Verhältnissen und alle menschlichen Verhältnisse von ihm beeinflußt; und als ein ehrlicher Mann macht er nicht seine Augen davor zu, sondern davor auf. Gesucht hat er es wahrhaftig nicht, denn es ist nur allzu wenig Raffinement in Hauptmann; aber er konnte doch auch nicht lügen; er konnte sich nicht hinsetzen und nach traditionellem Dichterberuf Gottes Welt verbessern; das Pathologische lief ihm überall zwischen die Beine, es war in jedem Menschen, der ihm begegnete, wie Bakterien in jedem Wohnhause sind. Und Hauptmann sieht das mikroskopisch Kleine, er ist der Dichter der Detailschilderung. Und er ist ein junger Dichter, der seine Ehre vor sich selber hat.

So entdeckt er das Pathologische für das deutsche Lustspiel.

Und darum ist auch nur eine Gestalt original, nur eine Gestalt persönlich in jedem Nerv — Kollege Crampton. Er allein ist geschaut, erlebt. Für die anderen Gestalten — mit Ausnahme des Dienstmannes — fand Hauptmann in sich wohl das Bedürfnis, aber nicht die Intimität des ganz bis in jede Falte persönlich Bekannten vor. Daher schob sich das Herkömmliche sachte in die Lücke hinein und die übrigen Personen im „Kollege Crampton" wurden lebensvolle Chargen, aber keine Menschen mit voller Ursprünglichkeit aus erster Hand.

Hauptmann hat in seinen früheren Bühnenstücken ganz anders, als es je zuvor geschehen, das Drama auf Pathologie erbaut. Das halte ich für keine unbedingte Eroberung. Dramatischer Stoff sind immer Triebe und Leidenschaften, d. h. die Kämpfe verschieden wollender Naturen mit einander. Die Tiefe des Dramas beruht auf der Tiefe der Unbewußtheit aus dem der ins Aktive drängende Trieb entspringt. Das Pathologische ist dabei kein fundamentales, sondern ein Beimoment. Anders im Lustspiel, wo es — sofern es sich nicht mit der reinen Situationskomik begnügt — immer auf eine Verschrobenheit, eine fixe Idee, etwas Anormales zur Erzielung der komischen Wirkung ankommt. Denn über das minim Pathologische lachen wir.

Eine ganze Reihe menschlicher Verfallsformen wirken komisch. Nicht als Wortkomik, nicht als Charakterkomik, sondern rein an sich als das Unvernünftige. Das Unvernünftige in seinen niedrigen und kleinen Formen ist das Komische, das Unvernünftige ins Kolossale — sei es nun ins Geniale oder Pathologische — anschwellend, ist das Tragische.

Die nächste Novitäten-Aufführung brachte im „Lessing-Theater" Fuldas „Unter vier Augen" und Eschegarays „Der Unerbittliche", — zwei gute alte Werte. Der Kritiker des „Berliner Tageblatts" pries „Unter vier Augen" gerührt als das echte deutsche Proverb und ermahnte den Verfasser eindringlich, beim guten Alten zu bleiben. Ueber letzteres hat sich der kraftvoll aufstrebende Verfasser bereits mit Glück und Mut anders entschieden und was ersteres angeht, so ist das echte deutsche Proverb leider eine sehr unechte Perle. Es ist nicht mal das Messerspitzchen Psychologie drin, das zum täglichen deutschen Hausbedarf gehört. Jede deutsche Hausfrau wird sagen können, wie es an diesem Abend zwischen Mann und Frau „unter vier Augen" zugegangen ist, nachdem 1) das ganze Haus unbewohnbar geworden, 2) Koch und teures Essen umsonst angeschafft worden, 3) die gnädige Frau umsonst in ihrem schönsten Putz drei Stunden lang gewartet und gefroren hat, 4) der im Leben wie auf der Bühne gleich unmögliche alte Diener das Ganze eingebrockt, 5) endlich sich ein Tröster in Gestalt eines erfahrenen Courmachers eingefunden. Aber das deutsche Bühnenweib — das ist eben das auf den Kopf gestellte wirkliche Weib; sie hat keine Nerven, nur Tugend, sie ist in der ersten Szene nur selbstsüchtige Kokette, um in der letzten ganz bekehrte Gattin zu sein, sie hört kaum das Wort „Verführer", so schmilzt sie in ehelicher Treue. Ich bitte um mehr Psychologie im deutschen Proverbe.

In Eschegarays „Der Unerbittliche" war das Publikum obenauf. Das Publikum fühlte sich überlegen. Dies Stück war natürlich nur dazu geschrieben, damit Dichter und Kritiker sich vor ihm blamierten. Das Publikum lachte über Dichter und Kritiker. Solche Hohlköpfe. Schwindel das Ganze. Man fühlt sich recht als intelligentes Publikum! Mit wenig Witz und viel Behagen hechelt Herr Eschegaray die „idealistische" Dichtung und die „idealistische" Kritik zur größeren Ehre eines geistig überlegenen Publikums ergebenst durch, auch der Naturalismus der Revuedichtung und der Handgreiflichkeitskritik empfängt seine ebenso verdienten wie allgemein gebilligten Hiebe. Das Stück ist auch eins von den anerkannten alten Werten, gute, alte Mache: das Publikum errät immer, wenn die auf der Bühne noch gänzlich vernagelt sind. Das Rezept der Handlung ist auch alt und erprobt; Personen = Chargen, Handlung = Mißverständnisse, die je näher dem Ende, immer dümmer werden; Wirkung: der Verfasser hat die Lacher auf seiner Seite, was, da es sich um Leute seiner Art und seines Zeichens handelt, als Zukunftsperspektive für ihn nicht so ganz unbedenklich ist.

Verwundert und verstimmt wurde die Aufführung von Grillparzers: „Ein treuer Diener seines Herrn" im Schauspielhause aufgenommen. Darauf konnte sich der Berliner Liberalismus ebenso wenig einen Vers machen, wie es der Absolutismus des guten Kaisers Franz gekonnt hatte.

Ich kann es auch nicht, wenn Grillparzer etwas Politisches damit gemeint hat. Aber ich glaube es ihm nicht, daß er mehr, als etwas politische Ironie im Sinne hatte, und sollte er es auch ausdrücklich gesagt haben. Unter der Arbeit kam es ihm jedenfalls nicht heraus. Ihm kam etwas Psychologisches heraus. Aber in diesem Jahrhundert der Verfassungen und inneren politischen Konflikte soll gern alles eine äußere Anwendung und eine begriffliche Zuspitzung haben, was nur irgend ein historisches Kostüm trägt, oder wie eine politische Anspielung aussieht.

Für mich ist „Der treue Diener seines Herrn" ein treuer alter Diener. Daß er ein alter Mann ist, daß alles an ihm senil ist, sein Denken, sein Urteil, sein Empfinden, seine Mannbarkeit — das ist dabei die Hauptsache. Vermutlich hat Banchanus nie ein starkes Temperament gehabt, der Begriff der Mannesehre war

vielleicht immer bei ihm ein „objektiver", Herzog Otto spricht von seiner Person als von etwas Feuchtkaltem, Pergamentrunzligem, verheiratet ist er auch nicht früher gewesen; wer weiß, was er für einer war; vielleicht eine jener Naturen, die immer so wundervolle treue Diener sind, weil sie den Begriff Pflicht über jenem Mangel des allerpersönlichsten Ichempfindens aufhissen, das nichts als intensives Geschlechtsbewußtsein ist, weil sie jenen allerpersönlichsten Ehrenpunkt nicht haben, der in der Mannheit wurzelt.

Für diese Vermutung hat Grillparzer manchen Fingerzeig gegeben. Bancbanus imponiert nicht. Es ist etwas Ohnmächtiges an ihm, alle tanzen ihm auf der Nase, Groß und Gering macht sich auf seine Kosten lustig. Bancbanus hat, was der nie hat, der auf die eine oder andere Art keine Mannbarkeit hat, er hat kein Auftreten, er wird wirrig in schwierigen Fällen, es ist etwas Feiges an ihm, das nur unter der passiven Pflichtausübung verschwindet. Gegen Erny, sein junges Weib, benimmt er sich nicht nur wie ein Greis, sondern wie ein Nicht-Mann.

Herzog Otto, der wirklich kein Held, nur ein Schürzenheld ist, würde sich auch nie soviel herausgenommen haben, wenn er das nicht ziemlich sicher ahnte. Er weiß instinktiv, daß Bancbanus ihm nichts thun kann. Und Bancbanus thut ihm auch nichts. Er hat die Großmut des denkenden Impotenten.

Erny ist nicht kalt, sie ist nur ungeweckt. Aus Gleichgiltigkeit ersticht man sich nicht. Auch nicht aus Tugend, das thun nur papierne Menschen. Sie ersticht sich aus dem intensiven Ekel des Weibes, das seine Blüte nicht von einem Lümmel pflücken lassen will.

Eine sehr eigentümliche Gestalt ist die Königin. Grillparzer hat sich mit dem Problem der maskulinen Weiber viel zu schaffen gemacht, er hat es hier zu einer Spielart, zu einer Zweigeschlechtigkeit emporgetrieben. Die Königin, dem äußeren Signalement nach ein älterer Drache, macht sich garnichts aus dem guten König, der ihr anhängt, und sie giebt ihren Sohn, für ihren herzlosen, feigen Bruder preis. In diesem Bruder ist sie selber Mann. In ihrem Wesen ist sie mannhafter als er; sie hat den Drang conträrsexualer Weiber zu beschützen und zu verteidigen; sie ist hart, eckig, übermütig ohne Reiz. Diese Anomalien sind ebenso wenig scharf ausgestaltet wie die Anomalien des Bancbanus, sie sind nicht sichtbarer als die Form eines Körpers unter der Kleidung; aber außer den vielen Zügen, die die Natur der Königin verraten, fällt ein deutlicher Wink. Sie wünscht sich an die Stelle des Bruders um den Burgwartstöchtern so mitspielen zu können, wie er. Das ist kein Backfischgeplapper.

„Ein treuer Diener" ist ein ehrliches Werk, eins von den einsamen stolzen Werken, in denen der Dichter keinem Rede steht, als sich selbst. Es hat einen stillen Schritt, wie der, der Geheimem nachgeht. Es ist nicht von gestern und es ist nicht von morgen, es ist einer von den ewigen Wegweisern auf der langen Wanderung nach der Menschennatur. —

Mit Wärme und ästhetischen Beklemmungen wurde Maupassants „Musotte" im „Residenztheater" entgegengenommen. Kann soviel Realistik in der Wochenstube auch angehen? Im Grunde ist das ja wahr und natürlich, es heimelt einen an. Und am Ende, der Dichter ist ja fertig und außerdem so berühmt, man ehrt sich ja schließlich nur, wenn man einem Anfänger das Fell klopft. — Und „Musotte" rührte und siegte. —

„Musotte" ist ein einfaches Stück. Es ist so einfach, als wäre es ein Erlebnis des Dichters, und es ist so innerlich, daß man glauben möchte, es sei so. Es ist so gerade und ohne Flausen, wie das Leben selbst, es ist auch so unbarmherzig wie das Leben. Der Tod und das Glück dicht bei einander, und aus dem Tod der Einen das tiefe Glück der Andern. Es ist das Werk eines Menschenkenners und eines Lebenskenners, der aus erster Hand lebte und aus erster Hand dichtete und der sein eignes künstlerisches Gewissen hatte.

„Musotte" ist ein nobles Stück mit noblen Menschen. Es behandelt ewig

wiederkehrende menschliche Vorgänge ohne Cynismus und ohne Emphase und doch ist es ein Tendenzstück.

Denn es handelt von der Unschuld der jungen Mädchen beim Eingehen der Ehe.

Und daher die Zusammenstellung vom Tod der Geliebten am Hochzeitsabend der Braut.

„Musottes" Liebe und Tod im Wochenbett ist etwas von dem Echtesten, was geschrieben worden ist, in den großen Linien und in jedem kleinen Zuge. Es ist die Liebe eines kleinen Malermodells, das drei Jahre lang geliebt wurde um seines hübschen Mäulchens und seiner verträglichen Natur willen — und weil der junge Maler nicht ohne Weibchen sein konnte. Aber solche Verhältnisse, notwendig wie sie sind für feinere Naturen, die vor lo menage d'une nuit Ekel haben, sie deklassieren schließlich. Darum arbeitet Martinels Freund ihn vor ihr weg; Martinel findet in des Freundes Schwester ein ihm auch geistig und seelisch naheſtehendes Mädchen, verlobt sich mit ihr und findet Musotte anständig ab.

Musotte ergiebt sich drein, da sie sich Mutter fühlt und doch *was* von ihm behält, aber sie schwindet hin und stirbt, nachdem sie Martinel in seiner Brautnacht hat zu sich rufen lassen und ihm und seiner Frau sein Kind ans Herz gelegt hat.

Und das junge „reine" Mädchen soll das alles vor vollzogener Ehe erfahren!

Das junge reine Mädchen ist nicht dumm. Es hat schließlich selbst die ganze Geschichte zusammengehört und zusammengereimt und es kommt nicht mit dem kleinen Katechismus. Es ist *Weib* und es schauert unter der süßen Gewißheit, daß dieser Mann nicht bloß Liebe reden, sondern lieben *könne*, daß er Erotiker und Mann von Ehre ist und daß er ein Kind hat. Dies Kind, in dem der Mann ihrer Liebe zwiefach zum Mann für sie geworden, will sie bei sich haben, und sie giebt sich ihm nun hin mit ganz anderen Schauern und Seligkeiten, mit einer ganz anderen Intimität des Zusammengehörens, nachdem sie gezittert hat vor dem Gespenst dieser toten Liebe und die kühle Jungfrauenblödheit geschmolzen ist in der seelischen Vereinigung.

Die Szenen zwischen Amme, Hebamme und Arzt am Sterbe- und Totenbett waren Perlen von Lebensechtheit und die Schauspielerin der Musotte verstand, was sie spielte. Die *bekehrte* Hundetante ist wohl nicht von Maupassant.

In *Ernst von Wolzogens „Lumpengesindel"* dagegen verstand Keiner, was er spielte, und die Regie nicht, was sie einstudierte. Es war ein Elend, das gute Stück Leben so vermöbelt zu sehn. Es war auch ein Unglück, daß der Dichter dem „Bühnenfachmann" nachgegeben. Alle diese Umänderungen waren alter Theatertrödel, die besten Szenen waren dem stupiden Regiestift zum Opfer gefallen. Da war die „Schwumben" fort aus dem zweiten Akt, da war zwischen dem Wachtmeister und seiner Tochter das köstliche Gespräch gestrichen (vielleicht um der wachtmeisterlichen Privatehre willen) aus dem wir erfahren, *warum* er das Leben doch so gut kennt; da war aus dem vierten Akt die ganze Motivierung mit der gegenüber abgehaltenen Sozialdemokratenversammlung fort, aus der sie alle herübergelaufen kamen in Müllers Atelier, da fehlte der ganze fünfte Akt mit Dippel als Nationalökonom und der reizend natürlichen Liebeserklärung zwischen Rezia und Müller.

Und in dem, was geblieben war, traf auch keiner der Darsteller den Ton. Das klang alles falsch, hohl, die Schauspieler steckten einander förmlich an, der Geist des Possenblödsinns war über ihnen; sie spielten da alle der Natur und Wirklichkeit entfremdet, als sei dies ein Stück aus Kamerun und nicht vom Berliner Pflaster.

Und doch begegnet man diesem Stück Wirklichkeit überall im Berliner Leben. Ernst von Wolzogen hat die Bühnendichtung von den *Deklassierten* und den Klassenunterschieden der Deklassierten geschrieben.

Das Stück ist ein unverschleiertes Interieur aus den Verhältnissen des Berliner Geistesproletariats.

Die Leser der Freien Bühne kennen es und haben bereits selbst über seinen

litterarischen Wert geurteilt. Es hat noch anderen als litterarischen Wert. Es hat eine Aktualität, die einem förmlich auf die Finger brennt und einen Schelm hinter beiden Ohren. Wolzogen ist der geborene Satiriker, der die Menschen in einer Redewendung einfängt und ein untrügliches Ohr und Auge für alle jene Nichtse in Ausdrücken und Gesten hat, in denen sich eine Gesellschaftsklasse spiegelt und ein ganzes Milieu aufrollt. Er fängt einen Charakter an einem kleinen Zuge ein, und er ist diskret, auch wo er sich ins Fäustchen lacht. Ein Zugstück für das große Publikum war das „Lumpengesindel" ja nicht, dazu setzt es zuviel Kultur voraus, aber bei verständnisvoller Darstellung hätte es ein Leckerbissen für einen kleinen Kreis werden können. **L. Marholm.**

„Kollege Crampton".

Sechster Akt.

Szene: Das neueingerichtete Atelier des Professors.

(An dem Tisch rechts sitzt der Professor hinter einer leere Flasche Rotwein. Löffler steht vor ihm.

Crampton. Der dumme Kerl! Der dumme Kerl! Nu sagen Sie bloß Löffler, haben Sie denn in Ihrem Leben schon so'n dummen Kerl getroffen, wie den Max?

Löffler. Aber Herr Professor! Herr Ströhler ist doch kein Theaterkritiker.

Crampton. Wa . .? Da haben Sie recht, da haben Sie wieder recht, Löffler. Aber; was ich sagen wollte . . is doch'n dummer Kerl, der Max, doch'n dummer Kerl. Bildet sich ein, ich würde ihm zu Gefallen das Saufen lassen. Eine Anmaßung besitzt dieser grüne Junge. Es ist zum Lachen! Wer ist er — und wer bin ich! Und sowas will einen schulmeistern, hofmeistern, bemuttern, bevormunden! Unerhört. Nu aber fix, Löffler, keine Zeit verloren, keine Müdigkeit vorschützen . . Neue Pulle!

Löffler. Aber Herr Professor, zum Rotspohn langt's nicht mehr. Wie denken Sie denn über'n Gilka?

Crampton (springt auf und läuft im Zimmer umher). Mensch! Mensch! Sind Sie des Teufes! Wollen Sie mich vergiften? Wollen Sie mich degenerieren? Was glauben Sie denn? Was denken Sie denn? Wozu, warum, weshalb, zu welchem Zwecke meinen Sie denn, daß ich mich so prostituiere, daß ich hier den verlorenen Schwiegervater spiele? Soll ich denn garnichts davon haben? Schnaps konnt ich doch schon vorher saufen. Wenn ich nicht mal so viel davon haben kann, daß ich jetzt Rotspohn trinke, dann pfeife ich überhaupt auf's ganze Familienleben . . dann will ich mich lieber überhaupt nicht „retten" lassen . . . . Also fix, fix, Löffler, stehen Sie nicht da wie's „Kleine Journal"! Machen Sie sich auf die Beine! Der Krämer wird's Ihnen schon pumpen . . sagen Sie nur, Sie kämen von Ströhlers. Ein Krämer pumpt dem andern immer. Vorwärts!

Löffler (kopfschüttelnd ab).

Crampton (allein). Hm . fängt auch schon an alt zu werden. Wird bald mit ihm Stephani am letzten sein. „Gilka!" „Gilka!" Son'e Idee! Sokrates ist schon mit Gilka vergiftet worden. Löffler ist ein Greis, eine Mumie . . . Der Mensch

stammt aus der Kreidezeit! (Lacht.) Ha, ha! natürlich: Kreide . . alles Kreide! Das versteht er famos. Ueberhaupt . . man sollte mehr Paläontologe sein . . ich glaube, wir leben überhaupt alle noch in der Kreidezeit . . sehr wahrscheinlich.

Löffler (tritt wieder ein mit einer Flasche Rotwein).

Crampton. Na, Löffler, nu geben Sie mal her! Ich muß mich beeilen. Ich muß mich beeilen. Die Leute kommen mir aus dem Theater zurück, der Max, der dumme Kerl . . na und vor der Gertrud zeig ich mich auch nicht gern, denn schließlich: was kann sie von mir lernen.

Löffler. Sie sind im Theater?

Crampton (einschenkend). Im Theater, jawohl. Es wird da so'n, Stück so'n verrücktes Stück gegeben: „Nach Sonnenuntergang" oder wie's heißt. Na kurz und gut: Sie saufen alle drin. Wissen Sie, Löffler: so . . so generationenweise. Ja.

Löffler. Auf der Bühne?

Crampton. Ja, lieber Löffler, ja. 'S is'n Skandal, sowas auf die Bühne zu bringen. 'N Skandal!

Löffler. Aber Herr Professor, hat denn der Direktor auch die Konzession!

Crampton. Löffler, machen Sie keine Witze. Ich bin kein Lustspiel, verstehn Sie, sondern eine Komödie. Es schickt sich nicht. Saufen Sie lieber. Da! (Giebt ihm ein Glas.) Prost Löffler, wir wollen mal auf den dummen Kerl anstoßen, den Max. Er lebe hoch!

(Die Thür fliegt auf und Gertrud stürzt atemlos, aufgelöst, in Thränen herein und wirft sich vor ihrem Vater in die Knie.)

Gertrud (schluchzend). Papa, Papachen, liebes goldenes Papachen! Nun ist Alles aus!

Crampton (setzt das erhobene Weinglas aus der Hand). Aber . . Aber Kind! Was . . was ist denn los? Ach —: es war wohl im Ostend-Theater?

Max (tritt langsam, mit gemessenen Schritten hinter Gertrud durch die offen gelassene Thür ein. Er trägt einen großen Mantel um sich geschlagen, die rechte Hand im Busen. Er bleibt vor der Gruppe der beiden düster sinnend stehn).

Gertrud. Ach Papachen, mir ist schlecht!

Crampton. Ach Gott! Da, hier, mein Kindchen, trink einen Schluck Rotwein, komm!

Gertrud (nimmt das Glas und trinkt).

Max (düster). Na ja! — Also nicht genug, daß er das Laster auf sie vererbt — er hält sie auch noch selber dazu an!

Crampton. Was will der dumme Kerl?

Max. O, nicht mehr! Seit heute Abend bin ich der dumme Kerl nicht mehr. Gerhart Hauptmann hat mir die Augen geöffnet! Es thut mir ja sehr leid, aber aus unserer Verlobung kann nichts werden. Ich löse sie hiermit auf. Gott, ich habe ja keine Ahnung davon gehabt, daß Trunksucht vererblich sei. — Servus. (Er geht Loth-recht von dannen.)

Crampton. Machen Sie's gut! Gott sei Dank, daß wir'n los sind. Jetzt werd ich aber schuften wie die Kulis. Löffler, hol'n Sie 'n Gilka.

(Vorhang.)

Otto Erich Hartleben.

Kritische Rundschau über Leben und Kunst der Zeit.

Die Zurückeroberung der Verssprache, — die Wiedergewinnung der Kunst des Verses: darin liegt eine der großen Aufgaben unserer neuen jungen Dichtung, vor allem unserer Lyrik. Für die Poesie ist die Sprache weit mehr als nur Schale und Form: ein geistiges, lebendiges Wesen, ein Charakter, eine Ichverkörperung. Und eine wahrhafte Kunsterneuerung kann ohne Erneuerung des Kunstkörperlichen nicht gedacht werden. Der Verfall der Poesiesprache in diesem Jahrhundert tritt immer deutlicher hervor, deutlicher von Jahrzehnt zu Jahrzehnt. Reichlich vor sechzig Jahren schon hebt die Mißstimmung gegen alle gebundene Rede an. Aber von der Dichtung des „jungen Deutschland" denkt heute wohl niemand mehr hoch, und so war es wohl auch kein heilsames, kein erfreuliches Kunstereignis, als sie die Herrschaft der ungebundenen Rede in unsere Litteratur einführte. Die Prosa unserer Romane und Dramen, seit länger als einem halben Jahrhundert, zeigt in den weitaus meisten Fällen überhaupt nicht mehr das Gepräge einer Kunst. Es verrät sich in ihr eine dichterische Unkraft, die jedes tiefere Verständnis für das Wesen der Poesie entbehrt. Aber auch die Verssprache verblühte und welkte ab.

In der jüngeren Litteratur treten vielfach Anzeichen hervor, daß das ästhetische Empfinden sich wieder vertieft, verschärft, verfeinert; es wächst die Erkenntnis von dem eigentlichen Wesen und der Aufgabe des sprachlich-poetischen Ausdrucks. In zwei Richtungen sucht man dem Ziele nahezukommen und der Dichtung eine wirkliche und reine künstlerische Sprache zurückzugewinnen. Der Naturalismus trieb allerdings die Geringschätzungen gegen die gebundene Rede bis auf die Spitze. Aber dahinter lauerte nichts weniger als Kunstbarbarei, vielmehr ein tiefes, lebendiges Formgefühl. Neues, außer individuell neuem, brachte er natürlich nicht, keine Erweiterung über das, was die Hebbel und Ludwig anstrebten, und, nur in ganz anderer Weise, auch Männer wie Adalbert Stifter, unser deutscher J. P. Jacobsen, u. a. Die Prosa, die unser Könner-Naturalismus schreibt, ist keine Wirklichkeitssprache, wie er selber meint, aber eine Prosa, die zu einer wahrhaft dichterischen Sprache geworden, eine scharf ausgeprägte Verkörperung des Inhalts bietet, der ganzen Empfindungs-, Gedanken- und Gestaltenwelt des Dichters, und in diesem ihren Wesen durchaus eins mit der Verssprache der Shakespeare und Goethe. Scheinbar feindlich getrennt, doch im Grunde Hand in Hand, geht mit diesem Bestreben des Naturalismus das der Versfreunde. Auf der einen Seite die Erneuerung der Poesiesprache aus der ungebundenen, auf der anderen aus der gebundenen Rede heraus. Die deutsche Poesie muß überhaupt erst wieder Verse zu schreiben, in Deutschland muß man erst wieder Verse zu lesen wissen, durchweg geht unserer Kritik jedes eigentliche Verständnis für diese Form ab. Wenn sie überhaupt ein Urteil darüber abzugeben wagt, so offenbart sie nichts als die oberflächliche Bekanntschaft mit dem Schulgeschwätz unserer meisten Poetiken und das Höchste, was sie leistet, ist gewöhnlich die Erkenntnis des Unterschiedes zwischen „reinen" und „unreinen" Reimen.

Stehen wir denn nun thatsächlich inmitten einer Revolution der Verssprache? Ich glaube, wer nur zu lesen vermag, findet in der jüngeren Lyrik überall ihre deutlichen Anzeichen. Freilich, wenn einer nicht die Welt des Unterschiedes zwischen Goetheschen, Heineschen und Geibelschen Versen zu entdecken vermag, wenn einer glaubt, daß Griechen und Römer doch eigentlich die gleiche gebundene Rede schrieben, wie wir, so wird man ihm das vergebens klar zu machen suchen. Die herrschende Schule, nur arg verwildert, ist bis in die letzte Zeit hinein die des Geibelschen Akademizismus, die z. B. sogar noch in Arno Holz' „Buch der Zeit" den eigentlichen Ton angiebt. Man hat sie seit fast fünfzig Jahren aufs höchste bewundert, und besonders vielleicht um ihres Eklektizismus willen. Dem ersten Anscheine nach giebt sie eine

höhere harmonische Verschmelzung der beiden großen Versstile, des gelehrten Bildungsinternationalen Stiles, dessen schroffster Parteigänger Platen ist, und des nationalvolkstümlichen Heinestiles. In Wahrheit hat sie die Tendenzen beider in großem klarem Wasser aufgelöst; lernte sie doch im Grunde mehr von Platen als von Heine, von Platen, dem in formaler Hinsicht geradezu unproduktivsten Kopf unter unseren großen Lyrikern. Ein wie geringes Formentalent er besaß, dafür ist ein schlagendes Beispiel das vielgerühmte Gedicht von Jesdegerd. „Schon lag gesunken in den Staub der Sassaniden alter Thron", welches seine pikante witzige Anekdote in einem pathetischen Donnerton vorträgt, als gelte es eine Höllenfahrt Christi. Und gerade diese Methode wurde für die Geibel'sche Schule die bestimmende. Sie mußte die Kunst der gebundenen Rede zur Zersetzung führen, weil sie das eigentliche Wesen des Verses in dem bloßen Wohlklang sah. Es kam bei ihr zur vollen Trennung von Form und Inhalt und damit zu einer charakterlosen Glätte, wie sie zu gleicher Zeit in der Malerei durch die Kaulbachschule ans Ruder gelangte. Die Geibelsche Schule ist vor allem eine Schule des Reimklanges und des Vokalismus; aber dieser Vokalismus steht ohne Bezug da zu Stimmung und Gehalt. Das rhythmische Element wurde völlig vernachlässigt, und da vielfach auch die ganz schroffen Forderungen der unserer deutschen Sprache so widerstrebenden, fast irrsinnigen Platenschen Rhythmik noch blühend fortlebten und zahlreiche Anhänger fanden, so gerieten unsere neueren Dichter gerade in Hinsicht auf den Rhythmus vielfach in eine barbarische Geschmacklosigkeit Eine einförmige, eintönige Verssprache, ein leeres „Jamben-" und „Trochäengeplapper" wurde das Gewohnte. Wohl hätten die Einwirkungen der Heinschen Poesie dem entgegen arbeiten können. Aberdas Verständnis für das Wesen des Heinschen Versbaues hat sich nur allmählich durchgerungen und man sah lange Zeit in dieser Sprache nur eine Nachlässigkeit und Schloddrigkeit. Und nicht ohne alles Recht. Man muß eben bei Heine immer Ja und Nein mit einem Munde sagen. Seine Form steht fest auf dem Boden der deutschen Sprache und ist der berechtigtste Widerspruch gegen die Irrtendenzen der Platenschule. In ihr lebt ein starker künstlerischer Geist, das sicherste Verständnis für das Wesen des Rhythmus und Reimes. Der Weg der Goetheschen und Heineschen Poesie wird immer den Hauptweg des deutschen Verses bilden und für alle formalen Bestrebungen sind hier feste Grundsteine geboten. Doch es liegt auch eine gewisse Enge und Dürftigkeit im Heineschen Vers, eine Koketterie, vor allem im„ Buch der Lieder", welche, sich der süßen und zierlichen Sprachschönheiten allzu bewußt, die Form über den Inhalt setzt; die Heinesche Versform ist dem Dichter nur allzusehr zur Manier geworden, um nicht Ermüdung zu erwecken und Abspannung. Auch von hier aus erlitt die Kunst der gebundenen Rede macherlei Schaden und Nachteil.

In der jüngeren deutschen Lyrik geht man ersichtlich andere Wege, als Geibel und die Geibelschüler; in vielfach übertriebener Weise weicht man dem bloß Gefälligen und Wohllautenden aus, und der Ruf nach der charakteristischen Form statt nach der schönen weckt natürlich auch hier mancherlei Wüstheit, aber auch eine Freiheit, eine Mannigfaltigkeit, die überraschend wirkt. Deutlich vor allem zeigt sich der Platenismus überwunden, und die Stunde ist nicht fern, wo die letzte sapphische und alkaeische Ode, der letzte Hexameter in Deutschland geschrieben wird; aber auch das Sonett und ähnliche Formen haben den großen Kredit von früher in den Kreisen der Jüngeren durchaus verloren. Ein Joch, das dreihundert Jahre auf uns gelegen hat, schütteln wir von den Schultern: das Ansehen der Opitzschen Poetik. Die volle Erkenntnis ihrer Fehler ist freilich noch immer erst der Besitz von Wenigen, aber wird bald der Besitz aller sein. Unbewußt, instinktiv haben unsere großen Künstler, allen anderen voran Goethe, gezwungen durch den Geist unserer Sprache, sicher geleitet durch ihr lebendiges Gefühl und Gehör der Opitzerei immer wieder ins Gesicht geschlagen, und auch in unserer jüngeren Lyrik wieder ist es auffällig, wie „fehlerhaft" sie dichtet, fehlerhaft nach den Lehren unserer Schulpoetiken. Die volle Erkenntnis jedoch, daß man in der deutschen Sprache weder „Jamben-" noch „Trochäenverse" zu schreiben vermag, daß es Thorheit ist, bei uns von Daktylen, Spondäen, Anapästen zu reden, die Einsicht in das eigenartige, wundervolle und so überaus feine Wesen des deutschen Rhythmus muß die Form unserer Lyrik in jeder Hinsicht erlösen und befreien. Gerade das so arg vernachlässigte Rhythmische wird seine Pflege wiederfinden, und niemand mehr seine Verse nach den der griechischen und römischen Poesie abgelauschten Schemata bilden, sondern allein nach dem inneren Gehör, nach Geist, Stimmung uud Inhalt des Werkes. Was wir heute „freie Rhythmik" nennen, ist die eigentliche deutsche Rhythmik, alle unsere Rhythmik in Wesen eine freie, unsere fünffüßige Dramenjambik so gut, wie die Verse in unseren Strophenbildungen, und in den Goetheschen Hymnen, dem Heineschen Nordseecyklus.

* * *

Auch in den beiden Erstlingsgedichtsammlungen zweier Jüngerer, in Richard Dehmel's „Erlösungen“, (Stuttgart G. J. Göschen), sowie in Gustav Falke's „Mynheer der Tod“ (Dresden u. Leipzig. E. Pierson), zeigt sich neben dem Streben nach neuem Geist und Inhalt deutlich ein lebendiges und neues „modernes“ Formgefühl, bei Gustav Falke offenbar beeinflußt von Liliencron her. Die Dehmelsche Individualität ist die überraschendere; sie ist auffälliger, seltsamer und springt beim ersten Anblick mehr in die Augen. Bei Falke herrscht weit größere Ruhe und Einheitlichkeit, ein geklärteres Wollen, eine gewisse Reife, die da weiß, wohin sie gehört, bei Dehmel viel mehr stürmische und unruhige Jugendlichkeit, die bald hier hin, bald dort hin greift. Aber bei beiden Dichtern ruft vielleicht nur ein äußerliches Moment diesen verschiedenfachen Eindruck hervor. Vielleicht hat Dehmel seine Eigenpersönlichkeit schon schärfer und weiter entwickelt, als Gustav Falke, und dieser hat seine Entwickelung noch ganz vor sich: es mag sein, daß dieser in einer zweiten Sammlung ganz anders vor uns steht als heute, allda er im Bann einer anderen dichterischen Persönlichkeit eng verstrickt mit dem Eigenen sich noch nicht hervorwagt. Dehmel erscheint vielleicht nur deshalb jugendlicher, zum Teil etwas unfertig, da er ganz offenbar Gedichte aus den verschiedensten Perioden zusammengestellt hat und so seinen ganzen künstlerischen Bildungsgang uns vorführt. Das ist sehr wertvoll für den zukünftigen Litterarhistoriker, aber es stört und trübt den reinen ästhetischen Genuß. Notwendiger Weise läuft da Schwaches mitunter, was in der Dehmelschen Poesie ungefähr dieselbe Stelle einnimmt, welche die „Traumbilder“ und so manche andere Gedichtchen in Heines „Buch der Lieder“ behaupten. Bis sich der Dichter zum Eigenen, zum völlig Selbständigen durchrang, scheinen zuerst Goethe und auch Schiller stark auf ihn eingewirkt zu haben, dann vor allem Lenau; es kommt dann eine echte Periode des Sturmes und Dranges, ein wildes verzweifeltes Ringen mit Form und Inhalt, der Durchbruch des Eigenen, das sich selber noch nicht recht erkennt und versteht, mancherlei Schwulst, Rauch und Qualm, aber dazwischen hervorbrechend reine goldene Flammen. Und wenn man zuletzt das Buch aus der Hand legt, dann hat man eine starke wildkühne großartige Natur kennen gelernt, eine durch und durch Faustische Natur, grüblerisch, von höchstem Eigenwillen, von einem verzehrenden Drang nach aller Lust des Daseins, von überschäumender Genußsucht und heißer glühender Sucht nach aller Erkenntnis, eine Natur von trotzigstem Kraftbewußtsein. Das Dionysische Element herrscht vor und Dionysisch ist die Sehnsucht, in Nietzschescher Herrenmoral zu leben, Dionysisch aber auch der Zug nach der Askese und Tolstoischer Sklavenmoral. Das echt Künstlerische verrät sich darin, daß die Individualität des Dichters, sein ganzes Empfinden und Denken sich charakteristisch in der Form wiederspiegelt. Eine sinnliche leidenschaftliche, teilweis üppige Sprache; originelle, starke Bilder voller Phantastik und brennender Farben. Viel Mystisches. Man erkennt aber auch den Grübler, eine Pein fast, das Allerfeinste, das Gegenständlichste zu sagen; dabei gerät der Geist zuweilen ins Labyrinthische, und man ist plötzlich von allerhand seltsamen Dunkelheiten umstrickt und es ist schwer zu enträtseln, was der Poet hat sagen wollen. Deshalb auch Hinneigung zu kompliziertem Strophenbau, zu einem Rhythmus, der jeder Einzelempfindung und Einzelstimmung gerecht zu werden sucht, dann und wann mehr der Einzelheit, als der Gesamtheit des Innenlebens. Die Dehmelsche Form sucht mit Recht die gleichmäßige Betonung des Rhythmus und des Reimes; die Vereinigung beider Wirkungen; es ist ihr nicht gleichgiltig, ob sie ein u setzt oder ein i, ein st oder ein f. Und der bloße Wohllaut entscheidet da nicht, sondern nur der Bezug auf die Stimmung:

„Bang schweigt die Flur, kaum wagt die stille Nacht
zu nahen dieser Stille, — jeder Hauch
im feuchten Korne wie ertrunken, —
erdrückt vom Himmel, florumsunken
die dunklen Weiden wie erstarrter Rauch, —
wie furchterstickt das Blatt am Strauch, — —
und dumpf aufschluchzend wünsch' ich mir den Tod.“

Da sucht fast jedes Wort auf „Dunkel“ zu reimen und man schlägt kaum ein Gedicht auf, in dem nicht der Inhalt ebenso charakteristisch durch die Laute dargestellt wird.

Wenn Richard Dehmel ein Maler ist, so ist Gustav Falke ein Zeichner. Diese Lyrik ruft die Erinnerung an Holbeinsche und Callotsche Holzschnitte wach. Alles fast nur Umrisse, kecke, scharfe lebendige Striche, und doch starkes innerliches Leben. Dehmel hat eine reichere litterarische Entwickelung hinter sich, von verschiedenen Meistern gelernt, Falke scheint nur in einer Schule gesessen zu haben, in der Liliencrons; er hat da Ausgezeichnetes und viel Neues lernen können, freilich auch heute noch nicht auf seine völlige Eigenart sich besonnen und in ihr zurecht gefunden. In der Wahl der Stoffe, der Bilder, im Inhaltlichen und im Formellen wird er von seinem Vorbilde noch zu mächtig beherrscht. Augenblicklich heißt es fast: über Liliencron schreiben, wenn man über Falke schreibt, wenigstens über einen großen Teil Liliencron. Der eigentliche Kernpunkt bei Falke, in dem er sich wahlverwandtschaftlich mit Liliencron berührt, scheint mir die Freude am Idylli-

schen und Ländlichen zu sein, am Herzlich-Natürlichen, an allem Einfachen und Ungeschminkten, ein tiefer Sinn für landschaftliche Reize, der kaum etwas gemeinsam hat mit der Schwärmerei des Stadtmenschen, sondern eine fortwährende Berührung, ein inniges Zusammenleben mit der Natur erkennen läßt. Es ist viel weniger Empfindungsschwelgerei; ein objektives statt subjektives Stimmungsleben, mehr eine Darstellung des Aeußeren, statt des Inneren, eine klare scharfe Wiedergabe der realen Welt. Die reine Lust an der Erscheinung, das Zurückdrängen des Ichs, also eigentlicher Realismus ist das Wesen dieser Kunst, und dieser Charakterzug tritt bei Falke deutlicher hervor, als bei Liliencron; er ist gewissermaßen noch Liliencronscher als dieser, weil er durch größere Enge den Mittelpunkt des künstlerischen Empfindens leichter erkennen läßt. Die bedeutendere und reichere Natur des Meisters greift auch stark ins Subjektive herüber und nähert sich der besten Kunst, die beides, Ich und Welt, harmonisch zu verschmelzen weiß. Das verrät sich schon in der reicheren Farbenfülle, zu der sich immer die Dichter des Empfindens hingezogen fühlen; das beschreibende Element Liliencrons ist bei Falke deutlicher hervorgekehrt, das Streben, mehr ein Bild als ein Gedicht zu geben und die von Lessing so hübsch gezogenen Grenzen zwischen Malerei und Poesie zu verwischen. Es wächst auf diesem Boden eine vielfach andere Form heran, in charakteristischen Zügen verschieden z. B. von der der Dehmelschen Gedichte, eine viel größere Gleichgiltigkeit gegen Rhytmus und Reim, die Neigung, mehr auf den Inhalt des Wortes Gewicht zu legen, als auf Form und Laut; eine bewußte Vorliebe für kecke Prosaismen und alltägliche, teilweise nüchterne Wendungen. In unserer jüngeren Litteratur hat man das Liliencron viel nachgeahmt, zumeist zum Unglück der Nachahmer. Gustav Falkes echte Poetennatur zeigt auch hier, daß er kein blinder Jünger ist, sondern die Methode mit Geschmack zur Erhöhung des Charakteristischen anzuwenden weiß.

* * *

Seitdem wir wieder mehr eigenes Leben in unserer Dichtung haben, ist eine gewisse Blütezeit der Klassikerbiographien, der Nachlaßlitteratur und Briefwechsellitteratur unzweideutig einmal wieder herum. Die Verleger jammern, daß besonders die Biographie nicht mehr „zieht". Zum Teil liegt das am Zuviel und auch daran, daß man uns allzueifrig schon die Allernächsten, deren Litteraturwert noch lange nicht feststeht, wie etwa Scheffel, in dickleibigen Bänden aufgetischt hat. Aber es liegt auch an der Methode, die sich allmählich herausgebildet hatte, an der Auffassung, die dem Wort „Biographie" mehr und mehr zu teil wurde. Die „kritischen Ausgaben" hatten sich eingestellt, und das war an sich ein hoher Gewinn, denn die lederne Detailarbeit im Feststellen der echten Texte, der Lesarten, der Jahreszahlen, sie war absolut nötig, sie mußte einmal gemacht werden. Das Unglück war nur, daß die trefflichen Detailkärrner, deren Verdienst an sich kein Wort schmälern soll, eben im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit sich nun auch einzig berufen zu Königen glaubten, auch die Biographie und Aesthetik gepachtet hielten und mit großer Siegeszuversicht daran gingen, aus den Zettelkästen ihrer kritischen Ausgaben die echten, die allein seligmachenden Biographien und ästhetischen Würdigungen wirklich zusammenzubrauen. Da zeigte sich denn leider, daß, wer das rechte Zeug zum emsigen Lesarten-Vergleicher besaß, meist gerade der unfähigste war, im großen Stil über das Ganze zu schauen und jene „Persönlichkeit" zu entwickeln, die Vorbedingung jeder guten Biographie ist. Warum das sein mußte, liegt so klar zur Hand, aber grade hier, vor der Unfähigkeit, wurde der edle Gelehrtenfleiß zum Gelehrtendünkel: die Zettelkasten-Biographie, mit der für die Aesthetik der blinde Götzendienst und das unfruchtbare Phrasengeklingel sich vereinigten, galt als „die" Biographie, mit der „die Zeit erfüllet war". Die Reaktion konnte nicht ausbleiben, und sie hat, wie immer, sich fälschlich gegen die Biographie und ästhetische Durchdringung des Aelteren, zumal unserer Klassiker der Glanzzeit, überhaupt gewendet. Ein Buch, das in solcher Stunde eine erfreuliche Vermittlerrolle spielen darf, ist Otto Brahms „Schiller." Der erste Halbband der zweiten Hälfte ist jetzt erschienen (Berlin, bei Wilhelm Hertz), und er vervollständigt alle Vorzüge des schon lange vorliegenden ersten Teils. Man fühlt dem Verfasser sehr deutlich an, daß er durch die strengste Detailschule gegangen. Aber er hat Geschmack und Kraft genug besessen, diese biographische Studie auf ein wesentlich höheres Niveau zu rücken. Die Darstellung von Schillers Leben ist ohne Pathos, mit einer großen Schlichtheit geschrieben, fesselt aber grade in dieser Schlichtheit. Und die Anordnung des mächtigen Stoffs von den Anfängen des Bundes mit Körner bis zu dem „Heimatsjahr" (1793,94.) ist ein Meisterwerk feiner Composition. Dabei ist diese Schiller-Biographie in der äußeren Knappheit ihres Umfangs gegenwärtig wohl die handlichste, die uns bisher (von den ernst zu nehmenden!) gegeben ward. Zwei größere ästhetische Kapitel durchbrechen am rechten Ort den biographischen Faden. Das eine, über Don Karlos, verrät den geschulten

Kenner der praktischen Theaterverhältnisse und erhebt sich damit schon von selbst weit über die gewöhnliche Studierstubenarbeit. Das andere, die Zergliederung von Schillers ästhetischen Schriften, ist vielleicht etwas zu sehr Referat geworden. Die Fragen, die sich hier aufdrängen, sind ja durchweg noch so lebendig auch für uns. Man glaubt durchzufühlen, daß der Verfasser eines Buches, das den Tag überdauern sollte, nicht in den Fehler verfallen wollte, für den Tag zu schreiben. Aber es geschah doch etwas auf Kosten der Frische. Einmal steht ein Satz, der hinüber zu leiten scheint in die große Debatte der Zeit, da, wo von den „genialen Ahnungen" die Rede ist, in denen Schiller sich bisweilen „ruckweise über sich selbst erhebt" und erkennt „daß auch die Natur nicht, bloß der Mensch, am ästhetischen Teil hat, daß auch das Tier spielt"; und betont wird, wie „über seiner moralistischen Anschauung der Gedanke aufblitzt: daß in der Zeit des erfüllten sittlichen Ideals von Moralität und moralischen Taten nicht mehr die Rede sein werde." Aber im ganzen vermißt man doch in diesem Abschnitt des trefflichen Buchs die Wärme eigener Anteilnahme.

* * *

Das Drama „Eisgang" von Max Halbe, dessen Veröffentlichung in diesem Hefte der „Freien Bühne" beginnt, hat Sonntag den 7. Februar bei seiner Aufführung auf der Berliner „Freien Volksbühne" (trotz mittelmäßigster Besetzung der wichtigen Rolle des Hugo Tetzlaff) einen rauschenden Erfolg errungen.

* * *

In Paris war die erste Woche dieses Monats für Liebhaber der „außergewöhnlichen" Theater sehr ereignisvoll.

Das Théâtre libre hat den 3. mit der Aufführung von Blanchette (Eugene Brieux) und L'Envers d'une Sainte (Francois de Curel) den Reigen begonnen. Die Lebenswärme mit der im Ersten die Geschichte eines Landmädchens dargestellt wird, welches ihr Vater, ein Schenkwirt, teils aus Eitelkeit, teils aus Habsucht als „Fräulein" erziehen läßt, die daraus sich ergebenden Reibungen zwischen Eltern und Tochter, bis diese, zur Verzweiflung gebracht, im Pariser Abgrund eine Rettung sucht — die Wahrheit der Charakterzeichnungen — berechtigen zu großen Hoffnungen auf den bisher noch gänzlich unbekannten Autor. L'Envers d'une Sainte ist eine höchst komplizierte psychologische Studie, und als solche für die Bühne ungeeignet. Trotz der interessanten Stellen, die sie enthält, verhielt sich das Publikum abweisend.

Maurice Bouchor hat im Marionetten-Theater der Galérie vivienne sein drittes dramatisches Gedicht gebracht: La légende de Sainte Cécile, sowohl in Anmut wie in Frische seinen beiden Perlen Tobie und Noël nicht nachstehend.

Im Théâtre d'Art hat die erste Aufführung von Marlowes Dr. Faustus (in einer Bearbeitung von Francois de Nyon und C. Strynski, teils in Prosa, teils in Versen) stattgefunden. Trotz der mangelhaften Inscenierung, der endlosen Pausen zwischen den verschiedenen Tableaux hat das großartige Werk seine Wirkung nicht verfehlt. — Die Rolle des Mephistopheles wurde von einer Dame, Mlle. Georgette Camée, gespielt, eine Konzession, die Uebersetzer und Direktor dem zahlreich versammelten Publikum machten!

Folgten Les flaireurs von Van Lerberghe. Maeterlinck selbst bezeichnet seine Intruse als eine Tochter dieses Dramas, in dem eine Sterbende die Stimme des „Mannes mit dem Wasser" (für die letzte Toilette) die des „Leichentuchbringers" und schließlich die des „Mannes mit dem Sarg," hört. — Den Schluß der Vorstellung bildete der Vortrag des „Bateau ivre" von Arthur Rimbaud. Verlaine nennt das Gedicht das Meisterwerk des früh verstorbenen Dichters. Doch die späte Stunde, in welcher es gesprochen wurde (3 Uhr Nachts), verursachte, daß das Publikum nur eine Bewunderung fühlte, und diese galt dem Vortragenden.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

(2. Fortsetzung.)

Warum will sie nicht mit der Sprache heraus?

So intelligent wie sie nun ist und so wie sie mich kennt, müßte sie wissen, daß solch ein Geständnis ihr nicht schaden könnte.

Es müssen sehr schlimme Dinge sein, da sie sich mit ihnen nicht heraus getraut, nach allem, was ich gesagt. — Oder es ist ganz einfach nur, daß sie mich als eine fremde Person betrachtet, welche derartige Sachen nichts angehen.

— — — ? ?

*

Wir gehen herum und reden gleichgiltiges Zeug und machen lange Pausen. Vielleicht denken wir alle beide ein und dasselbe; aber die Eine wagt es nicht, und der Andere weiß nicht, ob er will . . .

Ab und zu ein erneuter Versuch, sie zu bewegen, daß sie über sich spricht. Beständig vergebens.

— — Wer war also Ihr nächster . . . Freund . . . nach Aas meine ich?"

„Student Uchermann."

„War er auch verliebt in Sie?"

„Ja, leider."

„Leider? Fühlten Sie sich durch ihn . . . beeinträchtigt, . . . war er nicht . . . nicht . . ."

„Er war der beste Mensch, den ich jemals kannte. Er war der letzte, dem ich etwas zuleide gethan hätte; aber es gab keine andere Hilfe."

— „Und der nächste —?"

„Nächste? — Freund, meinen Sie? — Er war der letzte. Der Rest, das sind nur „Bekanntschaften.'"

Lange Pause. — Rechnet sie mich auch zur letzten Sorte? — Der „beste Mensch, den sie jemals kannte“ bin ich also jedenfalls nicht.

*

Kolossal, wie leicht die Menschen zu narren sind. Nur eine rechte Miene machen, so glauben sie Einem.

Sie findet, daß ich so schrecklich überlegen sei. So sicher, so obenauf, so im Reinen über alles; „sind wirklich Sie im Zweifel über etwas?“ — „Können wirklich Sie festgefahren sein?“ — „Ist es möglich, daß Sie sich langweilen können?“ — „Wissen Sie nicht, was Sie anfangen sollen?“ u. s. f. die eine erstaunte Frage nach der andern.

Ich, der ich meine müßigen Stunden mit Selbstmordplänen ausfülle, — ich kann also für einen wahren King-Fu gehalten werden — nur weil man das bißchen Takt hat, nicht jeden Wochentag sein Herz außen auf der Weste zu tragen. — Ich, ich hätte wahrhaftig gemeint, daß meine Maske leichter zu durchschauen sei. —

— Aber es ist wohl so. Wir irren uns alle in einander. Wer zum Kuckuck mag nachsehen, was hinter der und der Maske sein kann; wir nehmen also die Maske ernst und sind noch obendrein dankbar, daß die Leute ein wenig für uns lügen. Welches höllische Hundehaus und welch ein Narrenturm würde die Welt sein, wenn wir alle unsere wahren Züge wiesen und heulten, wie's dem Herzen gelüstet! —

Was wir von den Menschen kennen, ist nur Oberfläche. Unter diesen Oberflächen lauern allerhand seltsame Tiere, ekle Tiere und entsetzliche Tiere, Wahnsinnige, Verbrecher, Selbstmörder, Wilde . . . Wer weiß, was z. B. sich hinter der Maske Georg Jonathan verbirgt? — Am Ende vielleicht ein Skeptiker, ein Menschenverächter? Vielleicht hält er jeden Abend, ehe er sich niederlegt, seine Andacht vor einer Flasche Morphin? Wer weiß?

Viele traurige und schreckliche Dinge gehen vor sich in all den verschlossenen Kammern, in denen das losgerissene, gebrechliche Individuum sich plötzlich mit sich selbst und seinem eigenen angstvollen Gewissen eingesperrt findet . . .

*

„Liebe, liebe Fanny! Ich kann nicht leben ohne Sie. Aber ich kenne mich selbst und weiß, daß es nur zu gemeinsamem Unglück führte, wenn wir es mit einer Ehe versuchten.

Das sage ich Ihnen so gerade heraus, damit Sie begreifen, daß ich Sie achte und Vertrauen in Ihre Intelligenz habe, sowie daß ich nicht die Absicht habe, Sie zu betrügen oder irgend eine Art von unehrlichem Spiel zu spielen. Ich lege alle meine Karten auf den Tisch und sage: so stehen die Sachen. Sie werden das begreifen.

Die Frage ist also die, ob Sie für mich so empfinden, daß Sie nach dieser Erklärung etwas anderes *wollen*, — und so über Liebe denken, daß Sie etwas anderes *können* — als nun das Verhältnis abbrechen. Brechen Sie es ab, so sage ich Ihnen hiemit Lebewohl — und Dank für die interessante und angenehme Unterbrechung in der Einförmigkeit meines sogenannten Lebens.

Kommen Sie zu unseren Spaziergängen wie vorher, — — so machen Sie mich glücklicher als ich es sagen kann.

Aber bemerken Sie wohl, daß Sie nichts dabei gewinnen können, aber alles zu verlieren haben. Und vergessen Sie nicht, daß eines schönen Tages, vielleicht gerade, wenn Sie finden, das Spiel gehe am schönsten, ich komme und sage: ich will nicht mehr. Gehen Sie nicht ein auf meinen Vorschlag, außer Sie haben, wie ich, der Verzweiflung Mut, welcher sagt: mein Leben für die Seligkeit auch nur eines Augenblicks.

G. G."

— — So lautete der Brief, den ich zuletzt verbrannte.

*

„Nein, wahrhaftig; die Emanzipation ist nicht gefährlich. Sie ist eine neue Koketterie, eine neue Art, sich bemerkt und interessant zu machen; hat die betreffende Dame ihren Mann, so vermute ich, daß der Eifer sich bedeutend abkühlt."

„Nicht immer!"

„In der Regel. Das Schlimme ist nur, daß sie im Frauenverein ungraziös sein lernen. Der Ballsaal ist doch eine bessere Schule für junge Mädchen. Dann ist aber wieder der Vorteil, daß sie im Frauenverein mehr Respekt vor uns Männern kriegen. —"

„Na, das —"

„O ja. Im Ballsaal, sehen Sie, da trefft ihr uns zumeist in unseren armseligsten Offenbarungen, jedenfalls in unseren dümmsten Momenten und lernt dadurch eine stille tiefe Verachtung vor uns, die nicht gesund ist. Doch im Verein, in dem sie sich einsperren und sich eins oder das andere anzueignen suchen, das wir ausgedacht oder erfunden haben, als wir auf unserem richtigen Platz, auf dem Felde der Arbeit waren, — da kriegen sie doch eine gewisse Idee, daß der Mann Anspruch auf Achtung hat. — Ob der Vortheil den Verlust aufwiegt? — Sehr zweifelhaft. Aber mittlerweile, das Ganze ist natürlich bloß ein Uebergang."

„Ja, aber sagen Sie einmal . . . Selbstverständlich soll das Weib Hausfrau und Mutter sein; das wissen wir schon; aber sagen Sie mir, was wollen Sie eigentlich, daß wir alle anfangen sollen, wir, die nicht zum Heiraten kommen?"

„Aufpassen zu rechter Zeit und euch einen Mann nehmen."

(Gelächter). „Ja, aber diejenigen, welche dennoch keinen Mann kriegen, — sollen die also wirklich ihre Zeit ganz müßig dahinsitzen, vielleicht obendrein hungern?"

„Sie brauchen darum noch nicht zu hungern, weil sie keinen Posten in einem Kontor erhalten. Was thut ein Mann, wenn er keine Anstellung bekommt? Er sucht sich etwas anderes. Herrgott noch einmal, — schließlich giebt es doch immer einen Ausweg."

„Es bleiben nach und nach so viele ledige Damen übrig, daß sie den Zugang zu Kontorposten und zu den Aemtern recht gut brauchen können."

„Ja, aber die Männer, welche auf solche Art von ihren Posten verdrängt werden? Ist es besser, daß sie hungern? — Uebrigens bleiben dann nur noch mehr Damen unvermählt; denn ein Mann außer Stellung bedeutet immer um

eine Ehe weniger, während eine Dame in Stellung nicht um eine Ehe mehr bedeutet."

„Na, die Männer sind nicht immer so feinfühlend, daß sie sich nicht von ihrer Frau versorgen ließen!"

„Nein, nein. Allein die Sache ist, daß weder dem Staat noch anderen Arbeitsgebern mit Funktionären gedient sein kann, die jeden Augenblick neun Monate Urlaub haben müssen . . . Die Lehrerinnen, z. B. —; ich glaube, ich habe gehört, daß Lehrerinnen ihren Posten nicht behalten dürfen, wenn sie heiraten?"

Pause. Dann sagte sie: „Uf ja, man merkt es wohl, daß der liebe Gott ein Mannsbild ist!" —

Achselzucken. Lange Pause.

*

Sie hat kein Heim gehabt, ist also unhäuslich. Und ich bin ein bis zur Lächerlichkeit pedantischer Mensch . . .

O, ich sehe es ja. Nur die Art, wie sie ihre Sachen abwirft, wenn sie irgendwo hineinkommt —: etwas auf diesen Stuhl und etwas auf jenen; den Sonnenschirm aufs Sopha; die Handschuhe auf den Konsoltisch. Hu, die Kinderwäsche würde in allen Winkeln herumliegen; Nähsachen, Zeitungen und Haarnadeln würden überall mit verwelkten Sträußchen, Nippes, getragenen Kravatten, Schleifen und Shlips herumkugeln; ich würde einfach den Appetit verlieren. — —

Nein, diese Berufsfrauen, diese Außerhaus- diese Junggesellen-Damen, — eins von beidem: entweder müssen sie sich definitiv auf die Geschlechtslosigkeit verlegen oder sie müssen ernstlich — wie Junggesellen leben. Das Außerhausdasein macht das Weib für die Ehe ungeeignet. Es verliert das Gleichgewicht, die Haltung, den Mittelpunkt; es bekommt etwas Versprengtes, Unruhiges, Unzusammenhängendes, Unverhältnismäßiges; verliert die weibliche Sicherheit und Ueberlegenheit, wird nervös, angestrengt, gehetzt, aufgeregt.

Ein Weib ohne Stil und ohne Grazie, was soll man anfangen mit solch einem Geschöpf? — Es wird eben in diesem Kontor sitzen, das so was Prächtiges ist, oder in einer Schulstube herum schreien und zanken. In einem Haus —? Fast alle Männer haben Schönheitssinn.

— Aber was die künftige Frau Gram betrifft, so müßte sie u. a. die Kunst der Konversation verstehen. Leicht, ungezwungen, fließend zu reden; ohne Anstrengung und ohne Prätention, ohne die Ahnung einer Möglichkeit, als könnte sie jemals eine — Ungeschicklichkeit sagen. Ich, der ich selbst ein heimloses Wesen bin, kann das nicht (außer mit guter Beihilfe); wenige Norweger können es; unser demokratisches, geplagtes Leben lehrt uns nur Vorträge halten oder diskutieren. Sie kann es auch nicht. Sie ist zu sehr Autodidaktin, hat auch vermutlich zu viel geschwiegen. Die abgeschliffene Leichtigkeit, die beherrschte, gleichförmige Natürlichkeit, die Kunst, ruhig und frei über den Strom einer Unterhaltung hinzugleiten, gute Dinge sagen zu können, ohne zu unterstreichen und die notwendigen Trivialitäten, ohne langweilig zu werden, . . . diese Kunst bedarf der Schulung. Zwischen Eheleuten, welche Jahre hindurch jeden Tag mit einander verleben sollen, muß diese Art Unterhaltung geführt werden können, wenn das Verhältnis nicht die reine Unerträglichkeit werden soll. — —

— — In meinem unglückseligen Gehirn arbeitet nun bei Tag und bei Nacht ein Sisyphus. Er wälzt unaufhaltsam ein und denselben Gedanken herum, wälzt ihn und läßt ihn los, beständig, unaufhörlich, bis mein Gehirn glüht. — —

XVIII.

Sie führt mich in eine wunderliche Gesellschaft: Schulmeister, Lehrerinnen, Seminaristen, Kunsteleven, — allesamt brave Leute, aber unfertig, „unterlegen", in der Regel mit dem Subalternen an sich, das ein Begleiter des Bewußtseins ist, nicht voll auf der Höhe zu stehen.

Ein trauriges Geschlecht, diese Zwischenrasse. Nicht unwissend genug, um glücklich zu sein, und nicht wissend genug, um resignieren zu können, heult und windet es sich in einer Art von geistiger Hysterie. Reden so daher über „große Ideen" und „große Wahrheiten", von denen sie glauben, sie enthielten die Seligkeit für alle Eingeweihten, von welchen sie selbst aber eben durch die Ungerechtigkeit des Schicksals — nämlich Geldmangel — ausgeschlossen seien, aus welchem Anlaß sie sich für berechtigt ansehen, Gott und die Menschen und die ganze Welt zu hassen.

Man sollte es für leicht halten, ihnen zu erklären, daß das Glück der Wissenden ungemein problematisch sei; daß „auf der Höhe sein" nur sagen will: wissen, wie endlos wenig man überhaupt wissen kann; daß „das Allerheiligste" eine camera obscura ist und das Letzte und Tiefste in der Wissenschaft das große Fragezeichen. Aber das nützt nichts. Das wird nicht verstanden. Man wird einfach ein Verdächtiger, wenn man so was sagt. Es ist eine schwierige Erkenntnis, diese: zu erkennen, daß man nichts wissen kann.

Ein eigentümliches Wesen ist diese Ebba Lehmann. Ihr Pessimismus ist wirklich hysterisch. An und für sich nicht unintelligent. Und doch unangenehm. Man merkt allzu deutlich seine Ursache —: die eben, daß sie nicht so viel Chance gehabt, um sich das bißchen Kind zu schaffen. —

Eine Dame muß in der Wahl ihres Verkehrs äußerst vorsichtig sein. Geht sie mit Leuten um, die über ihr stehen, so wird sie leicht verschwinden. Ist sie aber mit Menschen beisammen, die bedeutend unter ihr stehen, so wird sie gleichsam herabgezogen.

Es peinigt mich, Fanny in dieser Gesellschaft zu sehen. Zwischen jenen Leuten wird sie — so unangenehm ihnen ähnlich.

*

Kopfschmerzen.

*

Ein paar wahre Freunde, die sie da hat, so rechte Freunde.

Mich plagt mein Zweifel und ich finde keine Ruhe; lasse mich zum spionieren herab; suche ihre Bekannten zum reden zu bringen, da sie selber es

nicht will. Sie sagen alle: „Aber natürlich, Fanny ist ein braves Mädchen ... so viel ich weiß!“ —

Sie zögern dabei ein wenig. Selbst die brave Frau Markussen ... „weiß wenigstens nichts Schlechtes“. Man „redet wohl allerlei“ über sie und diesen Uchermann; auch soll etwas mit irgend einem Commis los gewesen sein; „aber es war gewiß nichts derartiges.“ — „Und so lang man über einen Menschen etwas derartiges nicht mit Bestimmtheit weiß ...“ u. s. f.

Giebt es eine lächerlichere und unmöglichere Lage als die meinige? — Sie ist nicht meine Braut, auch nicht meine Geliebte, wird auch wahrscheinlich keines von beidem werden; — nichts destoweniger gehe ich und verzehre mich in Gedanken, daß sie vielleicht ein Verhältnis gehabt haben kann ... ich! — der ich noch bis zum heutigen Tage Mathilde besuche! ... und leide aller Hölle Qualen aus diesem Anlaß.

— Ein schreckliches Unglück, sich außerhalb seines Kreises zu verlieben. Man redet in anderen Schichten eine andere Sprache; es herrschen andere Begriffe, sogar andere Gefühle; vielleicht ist es für sie ein selbstverständlich Ding, ein Recht, eine Selbsterhaltungspflicht, alles zu verschweigen, was ihr in des Freiers Augen zu schaden vermöchte: — —

— Was ist Eifersucht? Wahrscheinlich giebt es nicht einmal einen Franzosen, der sie erschöpfend definieren könnte. Ich kann mir selbst meinen Zustand nicht klar machen. Ich weiß nur, daß ich leide, — sinnlos und unbeschreiblich.

Es ist nicht Eifersucht. Das Ganze geht ja mich nichts an. Es ist schade, es ist schrecklich schade, wenn ein so liebes und braves Mädchen befleckt werden und in Schande geraten soll, in dem brutalem Kampf ums Dasein, der da unten in den „Volkstiefen“ rast, wo man ganz einfach nicht die Mittel besitzt zu solchem Luxus wie Feingefühl, Seelenreinheit, Wahrhaftigkeit, Stolz ... Abscheulich. Empörend. Georg Jonathan hat recht: die Gesellschaft muß umgestürzt werden!

Was aber daran das Tragischste ist, — daß dies selbige Mädchen möglicherweise — und wahrscheinlicherweise — ihre ganze Jugend hindurch den tapfersten Kampf gekämpft hat, um sich von allem Schmutz rein zu erhalten und daß sie auch wirklich ihre Reinheit rettete; ... und steht sie nun als voll entwickeltes Weib da, mit der Siegespalme in der Hand, würdig, mit einem Prinzen vermählt zu werden, — so giebt es nicht einen Menschen, der ihr glaubt. —

O Convenienz, heilige, narrenhafte Convenienz — es ist notwendig, daß das junge Mädchen auf allen Wegen von einer alten tugendhaften Duenna begleitet wird! Kann sie da die Duenna foppen, — tant mieux! — Jedenfalls hat der zukünftige Esel von einem Ehemann seine „Garantien“ ...

*

Es kann kaum länger bezweifelt werden. Sie ist verliebt.
Das mangelte bloß. —
Was soll man da ausfindig machen?
Hu, nicht mehr in diese Tretmühle hinein. Kopfschmerzen! Kopfschmerzen! ..

*

Der schreckliche Kopfschmerz meldet sich wieder.

Dieser furchtbare lähmende Druck über den Augen. Es ist, als hätte das Schicksal seinen Finger hingelegt und sagte: bis hierher und nicht weiter.

Mut, Wille, Gedanke, Begriff, alles sinkt schlaff nieder, und ich sitze und stiere, ganz dumpf und stumpf, nach dem einen oder dem anderen Punkt, der beständig zu einer Revolvermündung wird.

Uebrigens. Nicht wert, sich diese Mühe zu machen. Morgen oder übermorgen stürze ich dennoch hin. Wie ein Bulle, der das Ochsenbeil vor den Planeten gekriegt hat. —

*

Jugendthorheit.

Man geht herum und sucht nach einem Weibe, begeht aber unterwegs so viele Narreteien, daß, wenn man endlich die Ersehnte findet, man sie am besten wieder stehen läßt.

Verpfuschtes Leben! Verpfuschtes Leben! Trauerfarben heraus und Trauerflor; es ist das mehr als ein Leichenbegängnis.

XIX.

Fräulein Berner ist nach der Stadt gekommen; ich traf sie eines Sonntags bei Klem, der eine Art Vetter von ihr ist.

Sie wird hier wohnen. Bei Pastor Löchen, der mit ihrer Cousine oder dergleichen verheiratet ist.

Es war ganz angenehm, sie zu treffen. Sie ist doch mindestens eine Dame. Unbestreitbar eine Dame, nämlich. Ein Wesen aus einem höheren Stockwerk, wo Sonne ist und reine Luft. Wenn *sie* irgend eine Geschichte gehabt hat, darf man sicher sein, es ist eine, für die sie einstehen kann . . . oder eine, die hinreichend versteckt ist. — —

Licht, klare Luft! Ruhe! die große Sicherheit! — Entsetzlich, in die Volkstiefen hinabzusinken. — —

Fort von all dem. Hinauf wieder an den Tag; empor zu den sonnenhellen Küsten,

„wo die Wasser spielen so licht und warm“ . . . .

*

(26. März).

Ich streiche sie aus.

Es giebt nur *eine* Erklärung: sie ist die durchtriebenste Komödiantin.

Was ich heute Abend hörte, hat alle freundlichen Gefühle und alle Achtung vor ihr mit einem Ruck mir aus der Brust gerissen. Das war böse, und es schmerzt und zuckt noch da drinnen. Ich wußte nicht, daß sie mir so theuer geworden. Es ist lächerlich und verzweifelt. Aber ist gut, daß es vorüber ist.

Daß ich das nicht begriffen habe! — man kann sich es ja ausrechnen wie eine Regeldetri. Ein Mann, der die Verhältnisse in jenen Kreisen kennt, setzte mir das Rechenexempel an. Bei achtzig Kronen im Monat kommt zur Not eine anständige Dame heraus; was kommt dann bei vierzig Kronen heraus?

Ha ha! Nun verstehe ich alles, was mir früher schwierig schien. Diese Sicherheit, diese Erfahrenheit; dies „Spielen mit dem Feuer"; diese Kühnheit, mit der sie sich von einem übel beleumdeten Mann herumziehen ließ, — selbstverständlich! Sie hatte ja nichts zu verlieren. Was thut es einer solchen, wenn man sie mit einer Zudringlichkeit überrascht? Sie ist an das gewöhnt. Sie weiß, wie sie eine solche Situation zu behandeln hat; es ist dabei ja nur eines die Frage: der Preis.

Bewahre, wie sich das ganze Wesen für mich verwandelt, zu etwas zugleich Häßlichem und Traurigem wird! Sie stirbt für mich und an ihrer statt bleibt nichts als ein Kadaver.

Einen Schein von Anständigkeit hat sie bewahrt, da ja doch noch die Möglichkeit eines Dummkopfes von Ehemann für sie vorhanden war. Und sie hat natürlich lange Uebung im Tugendhaftthun. (Aechte Tugend macht einen minder strengen Eindruck als die nachgeahmte, sowie imitierte Diamanten die wirklichen an Glanz übertreffen. Mich hat sie für naiv genug gehalten und für fern genug von ihrem früheren Dasein, daß es das Wagnis wert sein konnte, nach mir ihr Garn auszuwerfen. Gott, wie hat sie in ihrem Herzen über meine Achtung gelacht!) —

— — Ich bin nicht besser, ich, der ich kaufte, als sie, die verkaufte — ? Redensarten. Es ist in aller Ewigkeit eine Kluft befestigt zwischen denjenigen, die irgendwen gebrauchen und dem, der sich gebrauchen läßt; kein Geschwätz kann das überdecken.

— Ich bin so schlaff und kalt und in meinem Innern beschmutzt. Die Hand verwelkt am Schaft; die Schrift wird paralytisch. —

Lächerlich. Abscheulich. Was Teufel geht mich all das an? Einen ordentlichen Whiskypjolter*) — —

XX.

Ich wußte nicht, daß sie mir so theuer geworden.

Ich gehe herum, wie ein lahmgeschlagener Mann, wie ein Mann, den Schmach getroffen. Als ob ich gehört hätte, daß meine Mutter wegen verheimlichter Geburt in Vossevangen arretiert sei. In dem einen Moment möchte ich heulen vor Schmerz, in dem anderen überwältigt mich die Scham.

Eine ungemütliche Gefühlsmischung. Man kann sich nicht befreien, weder durch Trauern noch durch Verachten. Ich ersticke; meine Seele liegt in mir da und schnappt nach Luft; Kampf mit Schlangen unter einer Wolldecke. Fieber im Bewußtsein, — Schweißhitze wechselnd mit Frost.

Ich getraue mich nicht, den Leuten in die Augen zu sehen. Haha, da ist er ja, er, der die Geschichte mit der schönen Demimonde-Person hatte. Haha! Er war schon im Begriff, bei dieser dame soutenue in optima forma um Herz und Hand anzuhalten, haha! Hahaha, diese alten Jungesellen! —

— Ich kann nicht umhin, mich mit diesen Skorpionen zu peitschen. Das sitzt, das brennt, das ist ein abscheulicher Genuß . . . wie dem Hautkranken, sich blutig zu kratzen.

*

---

*) Pjolter ist eine Mischung von Cognac, Branntwein ꝛc. und Selterswasser.

Ein Glückstreffer, daß Fräulein Berner kam. Ich suche sie auf wie eine Art von Rettung. Sie soll mich wieder in die Höhe ziehen, wo Luft ist, freie Luft.

Sie kann eine Unterhaltung führen; sie geht geschmackvoll gekleidet; sie gebraucht feine Parfüms . . . Da ist Sicherheit, Harmonie, Reinheit; keine Rede, bei ihr vor Angst zu zittern, es möchte ein Weinfleck auf ihrem Kleide sein . . .

Ich klammere mich an all das mit beiden Händen. Vergleiche und vergleiche und finde mit Gewalt und Macht alle Vorzüge heraus. Daß sie nicht jung ist und eigentlich nicht hübsch, vergebe ich ihr; welchen Wert hat schließlich dergleichen? Worauf ich Gewicht lege, ist Zuverlässigkeit, Vertrauenswürdigkeit, reine Akkorde; mich widert sie an, diese Schönheit ohne innere Sicherheit, die Schönheit ohne feine Parfüms. — —

*

Ich litt in solchem Grad am Haß, der Verachtung, der Raserei, daß ich beschloß, sie wiederzusehen und ihr die Wahrheit zu sagen.

Und ich traf sie. Und bekam Herzklopfen. Angst und bange und beschämt fühlte ich mich wegen dessen, was ich sagen wollte; ängstlich und voll Scham, als ob ich der Dieb sei, obwohl ich ja eigentlich der Richter war, und bei jedem Schritt, den sie mir näher kam und je mehr ihr Gesicht sich aufhellte und zu Lächeln ward, zu entzücktem, errötendem Lächeln . . . verdampfte mein ganzer Verdacht und mein Entschluß und ich suchte erstaunt und vergeblich, sie festzuhalten.

Das war ja gar nicht das „Fräulein Holmsen", das ich mir in diesen gräulichen Tagen zurecht gedichtet hatte! Diese Atmosphäre von gutem Gewissen, dies sichere Selbstgefühl, dieser wohlbekannte naive Ausdruck unbegrenzten Kameradenzutrauens . . . entwaffneten mich vollständig. Ich zwang meine Bewegung nieder und that, als wäre nichts.

Feigheit. Mannesfeigheit. Wie sie so vor mir stand mit den großen, traurigen, sich erhellenden Augen und der weißen Stirn mit all den braunen Ringeln und Weitläufigkeiten, die selbst der breitgerandete Hut nicht weglügen konnte, fühlte ich mich schwach und gerührt, wie vor einem hübschen Kind, das mit nichtsahnendem Lächeln hergehüpft kommt, obwohl es eigentlich die Rute kriegen sollte. —

— Aber sie ärgerte mich durch ihre häßliche Kleidung. Eine schreckliche Jacke machte sie hängeschulterig und flachbrüstig, und ein ungeheuerlicher, breiter, brauner Strohhut klemmte sie nieder. Und auf einmal war sie mitten drin in ihren Klagen über Langeweile, Lebensüberdruß ꝛc.; das klang mir plötzlich halbgebildet. Untergeordnet. Herrgott, das Leben ist nun einmal, wie es ist; man kann nichts Neues mehr sagen über das Elend der Welt. Wir müssen also erwachsene Menschen sein, uns mit den Verhältnissen einrichten, wie sie sind, oder auch in Stille und Stolz uns aufhängen. Was kann überdies so ein vier-, fünfundzwanzigjähriges Mädchen vom Leben erfahren haben . . . Ich geriet in üble Laune und die bösen Gedanken erhoben wieder ihr Haupt.

Was sollen sie bedeuten, diese Jammerlieder? Nun ist sie mit der Schule unzufrieden, will nicht in Religion unterweisen können . . . dies Gerede über „wahr" sein, über das Gräßliche am „lügen", „heucheln" u. s. w. . . . Ja du mein Gott, von amtswegen in ein paar Gassenjungen verschiedene Ideen hinein-

zunageln, die ja an und für sich albern genug sein mögen, welche aber jedenfalls unendlich höher stehen als die Begriffe, welche obbemeldete Kinder vonhaus mitbringen, das kann doch nicht so schrecklich sein. Steht sie selbst auf einem noch höheren Standpunkt, wohlan, umso besser für sie; darum aber wird sie doch gerade so gut diesen Hottentottenjungen zu dem relativ hohen Standpunkt emporhelfen können, den Luthers Katechismus repräsentiert? . . . Aber gejammert muß eben werden. Ist es eine halbverdeckte Bitte an mich, sie zu befreien? Sie zur gnädigen Frau mit Dienstmädchen zu machen? Ich wurde verdrießlich und stumm. Und da es nun einmal beschlossen war, daß die Bekanntschaft sollte abgebrochen werden, konnte es ebenso gut sofort geschehen; man brauchte darum nicht alles aufzutischen, was man dachte; es ließ sich eine Form finden, die minder brutal war.

Ich leitete die Sache ein, indem ich sie vor ihren Freunden warnte. Arme Kleine, das griff sie hart an, und grausam muß es für sie auch sein. Nach eines ganzen Lebens Kampf um ihre Reinheit und Ehre sich plötzlich wehrlos preisgegeben und zweifelhaft gemacht sehen durch ein paar gleichgiltige, schwatzhafte „Freunde" und „Freundinnen" . . . mir war, als thäte ich Bütteldienste. Doch von diesem Schlag Freundschaften *muß* ein Mensch ja errettet werden; sie *mußte* erfahren, in was für Hände ihre Wohlfahrt und Ehre lag. Ich endete, indem ich auf passende Weise andeutete, wie unmöglich meine eigene Stellung gegenüber einem Wesen sei, das ich so wenig kennte, und kriegte schließlich, nicht ohne Anstrengung, hervor, was eigentlich gesagt sein sollte —: „Heiraten Sie . . . irgend einen braven Mann, den Sie kennen und welcher *Sie kennt*" . . . Sie wurde unheimlich still und nahm hurtig Abschied. Ich blieb ein wenig vor ihrem Hausthor stehen; hatte ein Gefühl, wie es der Mörder haben muß nach dem entscheidenden Stich . . . und von der finsteren Treppe herab glaubte ich ein gewaltsam zurückgepreßtes Schluchzen zu hören.

Traurig und schlaff ging ich heim. Es ist so schrecklich, schrecklich garstig und roh und arg — alles miteinander. In einer wunderlich gebrochenen und weichen Stimmung sitze ich hier. Ich habe eine unendliche Lust, — eine sonderbare, idiotische, aber fast unüberwindliche Lust, ihr zu schreiben —: „Theuere, wunderschöne Fanny, ich liebe Dich über alle Maßen; kündige Deine Schule und all Deinen „Freunden" und heirate mich in acht Tagen" . . . .

XXI.

(3. — d. h. 4. — April, 2 Uhr Nachts).

Eigentlich sitzt bei einem Menschenkind der Verstand nicht besonders fest im Kopf.

Wunderlich ist die Angst, die mich überfällt, wenn ich nach einer solchen schlimmen Nacht heimkomme und da unwillkürlich zum Spiegel trete, um nachzusehen, wie ich ausschaue . . . und finde, daß ich sehr bleich bin, übrigens *allright* . . . mir dabei aber in die Augen blicke.

Sie sind hübsch, diese Augen, braun und aufrichtig, mit etwas so gewiß Wehmütigem und Resigniertem im Ausdruck; sie saugen mich zu sich. Und haben sie mich nur erst zu fassen bekommen, so saugen sie stärker und stärker, bis mich eine Art von Taumel packt; die Dinge um mich her verschwinden; ich bin so

unheimlich allein vor diesem stummen Wesen, das seine Pupillen mir ins Hirn bohrt, tiefer und tiefer, angstvoll und angstvoller; — es ist, als ob ich mein Bewußtsein verlöre, muß mich losreißen — wie man im Traum sich von einem Alp heraus reißt.

Der Spiegel ist ein unheimliches Instrument. Man stehe wie von Angesicht zu Angesicht mit seinem Doppelgänger, — hat vielleicht eine Art von unklarem Drang, sich über diesen Kerl zu werfen und ihn zu erwürgen; was Henker will er von mir? — oder von Angesicht zu Angesicht mit der eigenen Seele, welches Phänomen mich zugleich mit religiöser Angst und verzweifelt frecher Neugier füllt. Endlich einmal dies Gespenst erkennen, das hinter meinem ganzen Dasein steht, in das ich aber auf gar keine Weise meine Klauen setzen kann! — von dem ich nicht einmal die Sicherheit erlange, daß es überhaupt existirt! — Das heißt, etwas muß ja existieren, ein Agens, ein Triebrad (das wahrscheinlich vermittels ein oder des anderen Treibriemens mit der transcendentalen Weltmaschinerie in Verbindung steht); und warum kann das nicht gerade so gut Seele heißen? Vielleicht ist es die Weltseele selbst, die wie der Direktor eines Puppentheaters hinter dem Schirmbrett sitzt und die Schnüre zieht, welche mein fleischumkleidetes Skelett zum Hüpfen und Tanzen bringen und es all die Sinnlosigkeiten begehen läßt, über welche sie sich mit göttlicher Kindischheit amüsiert. —

— — Sprach heute den ganzen Abend über „das Weib". Gabe aller hand Theorien zum besten, klagte an und verteidigte es abwechselnd. Niemand begriff, was dahinter stecke. Agent Lunde, der natürlich, wie alle mißglückten Ehemänner, trinkt, teilte uns in seiner Umnebelung mit, daß er eigentlich von seiner Frau sich hatte scheiden lassen, weil sie „schmatzte, wenn sie aß"; — das will ich bei Gott glauben. Ein älterer, zuwiderer Hagestolz, den ich zum ersten Mal sah, erzählte, er sei ein so guter Freund, daß er Kameraden aus der Provinz, die ihn besuchten, seine Maitresse lieh . . . was im Lager der Junggesellen Heiterkeit, gemischt mit einer gewissen Verwunderung, hervorrief. „Thun Sie das wirklich!" sagten sie uud gähnten. Soviel Freundschaft hatten sie in Israel nicht vorhanden geglaubt.

Und sie saßen und rauchten und nippten, mit so heißen, aufgekochten Gesichtszügen, wie man sie an einem heißen Sommernachmittag im Eisenbahncoupé sehen kann. Ein junger grünschnabeliger Litterat war der Anwalt der Frauen und verteidigte mit Toddybegeisterung die ideale Ehe . . . „Die Beiden sollen mit einander bei allem gemeinsam sein, bei allem!" — „Soll sie vielleicht auch mit ihm beim Kneipen sein?" fragte Agent Lunde. — „Ja natürlich! Das wäre gerade prächtig!" sagte der junge Mann ein wenig verblüfft. — Ich unterstütze den Burschen: „wenn die Frau mit ist, so wird das Kneipen mehr civilisirt." — Der Agent rang nach Atem.

„Ja ja; fürwahr; die Junggesellen! Ah freilich; die Weiber im Wirtshaus! Um neun Uhr beginnt die Gnädige zu gähnen. Um halb zehn hat sie kleine Augen und rote Augen und sieht so blaß und leidend aus, daß der Mann vor lauter Zorn noch ein Glas bestellt. — Da winselt der Unterrock: „nein, aber willst Du denn wirklich noch trinken?" —

Er imitirte die katzenfreundliche Märtyrerstimme in so gräßlicher Manier, daß ich, dank dem weitaufsperrenden Gelächter, der ganzen Bande bis in die Kehle hinein sehen konnte.

Voll Widerwillen, die Brust von Weh und Jammer erfüllt, stand ich auf und schwankte zu Mathilde.

*

Nichts ist eine banalere Wahrheit, als daß das Leben eine Qual ist; darum finde ich es auch so geschmacklos, darüber zu reden.

Mit jenen, die klagen, habe ich kein Mitleid. Ihr Leiden kann nicht tief sein, wenn sie noch versuchen, dafür Worte zu finden.

*

Fräulein Berner könnte wirklich ein paar Jahre jünger sein; übrigens ist sie angenehm. Es ist etwas so gewiß Vornehmes in dem scheinbar unbedeutenden Gesicht, das bei näherer Bekanntschaft gewinnt, und ihre Augen, die weder groß noch krankhaft sind, haben den festen, diskreten Blick gebildeter Menschen, — nicht scheu, nicht starr — und nicht buhlend; man kann ruhig in die Fenster hineinschauen; man sieht nicht weiter als in den Salon. Die inneren Gemächer sind sicher verschlossen, mit Thüren und Portieren, wie in jedem guten Haus.

Auch der Mund schwätzt nicht. Er ist geziemend groß, ganz wohlgeformt, mit einem völlig beherrschten Ausdruck; lächelt nicht ohne genügenden Grund, was civilisiert wirkt. Gott, wie man dieses ewigen, einnehmenden Damengelächels — mit und ohne verlorene Zähne — müde wird! Ihre Stimme ist fest und sicher, ihr Vortrag gedämpft und ruhig. Alles in allem ist sie ein — „für unsere Verhältnisse" — selten durchbildetes Wesen; giebt den unbeschreiblichen und unnachahmlichen Eindruck, in geräumigen, harmonischen Verhältnissen, in Reichtum und geschmackbeherrschtem Luxus aufgewachsen zu sein.

Auch geistig macht sie diesen Eindruck. Ihre Anschauungen, richtiger: Meinungen passen an allen Enden ausgezeichnet in das Bestehende hinein, und sie scheut mit sicherem Instinkt alles, was bei einer modernen Frau disharmonisch wirken kann. Dem Mann gegenüber hat sie die rücksichtsvolle Toleranz der wohlerzogenen Dame. Für ihren Privatgebrauch ist sie in aller Stille konventionell, konservativ, korrekt. Spielt ausgezeichnet gut die Unwissende in „les affaires d'amour." — die geziemend Unwissende.

Ich ertappe mich dabei, in ihrer Gesellschaft Konversation zu machen. Das ist recht langweilig, aber angenehm. Man fühlt sich dadurch so obenauf; geistig wohlgekleidet; unangreifbar. Wenn ich herauskomme, erinnere ich mich nicht mehr, was wir sprachen, könnte jedenfalls nicht darauf verfallen, es aufzuschreiben: so soll eine gebildete Konversation sein.

Sie spielt mit sehr viel Takt den rettenden Engel mir gegenüber, zieht mich in Kreise hinein, die bessernd auf mich wirken können. Ich lasse mich überall mitziehen und langweile mich tapfer; diese kleinen Zerstreuungen sind vielleicht ein vernünftiges Mittel in meinem betrüblichen Kampf . . . alles, was in mir an Energie vorhanden ist, hat sich endlich zusammen genommen, um die Freiheit wieder zu gewinnen. Ich schwätze und disputiere, tanze sogar, und kann auf diese Art für eine Abendstunde sie vertreiben; fühle sie nur im innersten Innern wie eine brennende Leere.

Wenn ich aber wieder daheim sitze, bei meiner letzten Cigarette und dem letzten Glas — — —

— — — Ob ich nicht trotzdem, trotzdem, trotzdem! — den Sprung wagen sollte? Dies einzige Mal? Meine Bedenklichkeiten werden mir so klein, so hageſtolzhaft kleinlich. Ob ich es nicht dennoch wagen sollte? Endlich?! — Bald ist ja die Zeit der Gnaden vorbei. Wahrscheinlich verliebe ich mich nie mehr so stark. Und sie mögen sagen, was sie wollen, diese Ehemänner, und sie mag sagen, was sie will, Fräulein Berner . . . ich kann ganz gut mein Leben verkaufen für einen Monat des Glücks mit der, die ich lieb habe. —

Und ich erliege der Sehnsucht und dem Leiden und nehme meine Feder und schreibe, — nicht Studien oder „Impressionen" für meinen „Roman", sondern drei Bogen lange Briefe an sie. Bitte, schelte, jammere; bin grob auf dem ersten Bogen, ironisch auf dem zweiten, sentimental und sterbend auf dem dritten, schreibe den ersten Bogen noch einmal um; den zweiten wieder um; den dritten zweimal um; schließlich den ersten Bogen noch einmal um und noch einmal . . . gehe zu Bett mit klopfenden Schläfen, zuckenden Nerven und Thränen in der Kehle. —

Sobald der Morgenkaffee getrunken ist, verbrenne ich den Brief mit kaltem Blut. Teufel noch einmal, wir sind ja mit einander einig, daß wir an das nicht mehr denken wollen . . .

XXII.

O Schopenhauer, Schopenhauer!

Leiden ist leben, leben ist leiden. Diese beiden sind eins. Die Sehnsucht, die Sehnsucht, das ist die Glut, welche zehrt und zehrt, und sich dabei mit einem Phosphorfeuerschein wie nächtliches Meeresleuchten umgiebt; dies nächtliche Meeresleuchten nennen wir Leben. Sehnsucht, Sehnsucht, saugende, nagende Sehnsucht, zehrende, glühende, verzehrende Sehnsucht —.

Befriedigung —? eines Augenblicks schmerzgemischte Seligkeit; dann kommt die Leere. Der Ekel. Die Müdigkeit. Möchte ich sie nun hier haben? Ja!! — aber nicht wegen der Freude, die sie erwecken könnte. Nur, um diese glühende Sehnsucht zu löschen. —

Der Tod muß ein herrlicher Moment sein. Ein wundersamer, unendlicher Moment schmerzgemischten Glücks. Das selig-schmerzliche Erlöschen aller Sehnsucht, dieser selben verzehrenden Lebensglut.

Die alten Mythen reden von Satan. Schopenhauer entdeckte, was hinter dieser Mythe stak und setzte für Satan den Genius der Gattung ein.

Er ist die Ursache alles Leidens und alles Uebels. Für ihn existieren keine Individuen, sondern nur Exemplare. Er schleppt mit Harpune und Schnur männliche und weibliche Exemplare zu einander, damit sie neue Exemplare hervorbringen, die er wieder mit Harpune und Schnur zusammenhalten kann. Und ist seine Absicht erreicht, so vergißt er die alten über den neuen, und sie bleiben ihr lebelang zappelnd an seiner Schnur liegen, bis sie so giftig und böse werden, daß sie einander umbringen. — —

Wer aber sich von seiner Harpune losreißen will, bleibt sitzen wie ich, — mit der Harpune tief im Fleisch, und der langen Schnur, welche zerrt und zerrt. —

Ich muß einen Gott haben. Ein Seelencentrum No. 2 . . . Eine Bürde ist leichter zu tragen, wenn man sie verteilt.

Ich brauche einen Gott; folglich erfinde ich ihn. Und bete, bete: „Gott, gieb mir den Wahnwitz, der nötig ist, um zu glauben! — — oder um zu sterben".

*

Mit Bösem soll Böses vertrieben werden. Der Teufel treibt den Belzebub aus; Weib vertreibt Weib.

Mathilde auf der einen Seite und Fräulein Berner auf der anderen, die irdische Venus und die himmlische Freundschaft, — sollten die beiden zusammen nicht das bißchen blasses Gesicht mit dem braunen Gelock verjagen können?

— Wenn nur nicht die Augen wären, — die großen, traurigen Augen! Mais enfin, — auch die. Die auch, selbstverständlich. Eines Tags werden sie auf der Netzhaut meiner Seele stehen wie zwei verlöschende, verschwindende Sterne . . . nein!! Ich will nicht! — Halte den Mund, Esel. Du willst.

— — Ja, dies Fräulein Berner ist gar nicht übel. Sie hat, was ich vor allem brauche, das Beruhigende. Das Gedämpfte. Das Gebildete. Die Ohren steif! Nicht schreien, nicht laut lachen! — Dieser Grundsatz ist ganz personifiziert sie.

Sie hat keine gefährlichen Augen und ihr pechschwarzes, glanzloses Haar liegt glatt am Kopf und legt keine Schlingen. Sie ist, was ich brauche und was ich jetzt brauche. Und dann Mathilde mit ihrem Leichtsinn auf der anderen Seite.

— Fahre wohl, Du Sirene, die Du mit langem braunem Haar und dunklen tiefen Augen aus Deiner Tiefe tauchtest.

*

— — Und zum Entsatz Georg Jonathan. Er stachelt meine Gedanken auf und stimuliert meinen Stolz.

Und ermuntert meine Phantasie.

Ich glaube selbstverständlich nicht an seine Utopien; aber ich glaube wenigstens, so lang er spricht. Und der Glaube an den „Fortschritt der Menschheit", den man in sich aufrecht erhalten muß, um existieren zu können, saugt aus seinen kühnen Phantasien soviel Nahrung, daß er nicht ganz ausstirbt. —

— — „Meinen Berechnungen zufolge, — und ich bin nicht sanguinisch! — wird Norwegen in 100 Jahren 20 Millionen Einwohner haben. — Uebervölkerung? — Krankenstubengeschwätz! — zu jener Zeit wird das Land so bewirtschaftet werden, daß ein Quadratfuß Erde hinreichen wird, einen Menschen zu ernähren. Und wohlgemerkt: fürstlich zu ernähren. Schon jetzt hat man es dazu gebracht, Weizensaat zu ziehen, die über das Zehntausendfache ergiebt . . . aber das sind nur erst Bagatellen. Die Hauptsache ist, daß man in einem Jahrhundert oder zwei sich vom Klima wird unabhängig gemacht haben. Der ganze bebaubare Teil der Erdoberfläche wird unter Glas gebracht sein; die nötige Wärme wird überall und zu jeder Zeit durch Elektrizität herbeigeschafft werden, und man wird Datteln in Bodö und Weintrauben in Spitzbergen ziehen. Die Thäler Norwegens werden von Berg zu Berg mit Glas überbrückt sein, und darunter wird alle Herrlichkeit des Südens florieren. In

dreihundert Jahren wird das Land 100 Millionen Menschen erhalten, und nicht zu vergessen, keine Bauern und Sklaven, sondern Gentlemen. An jeder Wand des Landes werden Malereien für eine Millionen Kronen hängen und jeder Quadratkilometer wird ein Theater besitzen, in dem man Shakspeare spielt. Und es ist klar, daß unter so vielen gebildeten Menschen jedermann Freunde finden wird, solche, wie er sie braucht, und Freundinnen, die seine Hypochondrie zum Blocksberg küssen".

— — „Warum ich Altruist bin? Aus Egoismus natürlich.

„Ich hasse die Armen, die Verkommenen, die Zerlumpten; sie verletzen meinen Schönheitssinn und verderben meinen Appetit. Also weg mit ihnen. Der Anblick von Elend und Tierischkeit demütigt mich als Menschen. Why? wir wollen Vernunftwesen sein und können uns von Ungeziefer nicht freihalten? Vernunftwesen, — und leben mitten in einem Sumpf? Nein, das geht nicht, sehen Sie. Das ist zu elend. Homo sapiens, meine Klasse kann doch nicht dümmer sein als andere Tiere der Flur. Jeder Fuchs hat seine Höhle und jeder Bär seinen Himbeersumpf; wir Menschen müssen nach dieser Proportion jeder unseren Palast und jeder unsere Mittagsgans haben. — —

„Erst wenn all das in Ordnung ist, wird es für einen stolzen Mann angehen, zu leben. Bloß wenn die Konkurrenz frei ist, kann der Ueberlegene glänzen. Da werden alle Männer so stark, daß es sich lohnt, champion zu sein, und alle Weiber so schön, daß es einen Sinn hat, die Schönste zu besitzen".

„Ja, aber die Gleichheit?" frage ich.

„Die Gleichheit? — (Achselzucken.) Besteht in gleichen Waffen. — Gleich lange Nasen brauchen wir doch nicht zu haben".

„Allein dem Pöbel gleiche Waffen einzuräumen ist vielleicht ein bißchen stark —?"

„Ich fühle mich dem Pöbel überlegen, — selbst wenn die Waffen gleich sind". — — —

*

— — — Und auf der anderen Seite . . . Pastor Löchen. Ein ganzes Heer gegen ein armes Mädchenkind. —

Eine komische Konstellation: der Bandit Gabriel Gram und der bekehrte Räuber . . . Aber der Pastor ist nicht eigentlich dumm und hat mit seiner Gottseligkeit und seinem Seelsorgerwesen etwas so gewiß Beruhigendes für müde Nerven.

Ich kann wohl nicht umhin, ihn ein wenig zu necken, zitiere ihm Tolstoi ꝛc. Aber der Rabulist in mir ist so ziemlich tot. Ich habe keine Lust. Es ist ja das alte Lügengewebe; jeder Konfirmand durchschaut es; die Kritik ist zu leicht; die Witze sind zu banal. Dagegen entdecke ich, daß bemeldetes Lügengewebe schön sein kann; und wer erhöbe seine Lanze gegen eine Feerie, eine Zauberkomödie? Nur höhere Schuljungen machen die Einwendung: „aber es giebt ja keine Feen . . ." —

Was schön ist, mag meinetwegen ein Lügengewebe sein (muß ein Lügengewebe sein? Die Wahrheit ist häßlich!) es hat dennoch seine Berechtigung.

*

Mathilde verfällt mehr und mehr. Sie weiß, wieviel Wert ich auf die Illusion lege; aber sobald sie sich die Zügel schießen läßt, geht es doch unter den Strich mit ihr.

Heute Abends war es übrigens etwas anderes, das mich vertrieb. Ich bekam einen Sentimentalitätsanfall und konnte es nicht lassen, nach „Fanny" zu fragen — „weißt Du, die Kleine, die sich hie und da gezeigt hat, die Tochter Deiner Wirtin?" — „Ah, die", warf Mathilde hin; „sie treibt es nun für eigene Rechnung". — „Was? Wie? — Für eigene Rechnung?" — „Ja; es giebt ja viele Herren, die sie so jung haben mögen".

Ich verstummte. Eine Art von Entsetzen oder Flauheit überfiel mich. Mathilde begann sehr wenig einnehmend zu reden, und um ihr Einhalt zu thun, fragte ich, was die Eltern sagten, daß ihre Tochter schon so anfinge. „Na", sagte Mathilde, „freu'n werd'ns si, daß die Fanny auch was ins Haus bringt". Dann lachte sie und warf ihren Corpus mir in die Arme und streichelte mich und sagte: „'s is nöt a jeder so a guater Kerl als wie Du, mein Schatzerl!" —

Ich legte ein paar Münzen auf den Tisch und verschwand. — —

— — — Ja, ja, ja! was soll man da sagen? Es ist so; da kann man nichts dagegen thun. Außer man will „die Gesellschaft umwälzen", auf Jonathansche Art. Aber das geschieht auch nicht morgen Abend. Eigentlich ist es ja gutes Christentum: damit einige obenauf gehalten werden können, muß die Masse auf den Hund kommen. Wir brauchen nun einmal eine höhere Schichte, ein feineres Publikum; aber kein feineres Publikum kann ohne Damen bestehen, und Damen können nicht ohne eine gewisse Reinheit bestehen; so muß also eine solche Heilsarmee von Dirnen existieren, und diese Armee muß sich rekrutieren. Will man den Zweck, muß man die Mittel wollen. Es wäre allerdings gut, wenn die Kinder verschont werden könnten; ein Kind ist ja immerhin noch eine Möglichkeit. Aber — Töchter von — solchen Leuten . . . es ist wohl für sie der natürlichste Weg. Etwas früher, etwas später . . .

— Was in diesem Fall mich so empfindlich macht, ist natürlich der zufällige Umstand, daß die Kleine . . . na, halt den Namen hat. Hieße sie Mathea oder Indiana . . .

— — Armes Kind!

Ja ja; welchen Vorteil hat meine Fanny davon, daß sie den Weg der Tugend ging? Es giebt derzeit einen Menschen, um dessen Meinung sie sich kümmert, und dieser eine Mensch bedarf nur einiger zweifelnder Hindeutungen von seiten irgend eines Gleichgiltigen in einem Kaffeehaus, — so geht er hin und gebraucht einen Ausdruck wie „femme soutenue". Ich spucke mir hiermit in mein verdammtes Gesicht . . .

XXIII.

„Ja, Ihr Männer der Kirche habt Antwort auf alles und Auswege für alles. Doch wenn ich bedenke, daß die besten Köpfe der Menschheit 17 bis 18 hundert Jahre gesessen und daran gearbeitet haben, dies System auszugestalten, so ist das nicht so merkwürdig. Das System ist wirklich fein".

Pastor Löchen lächelte still. „Ja, aber ist es nicht merkwürdig", sagte er, „daß die besten Köpfe der Menschheit 17 bis 18 hundert Jahre haben sitzen und an diesem System da, wie Du es nennst, arbeiten mögen?"

„Der Buddhismus", parierte ich, „ist auch eine sehr alte Religion, mit welcher viele gute Köpfe sich durch so und so lange Zeit beschäftigt haben".

„Es ist viel Wahrheit im Buddhismus", sagte er ausweichend. „Aber merkwürdig ist es, rein historisch betrachtet, daß das buddhistische Asien schon längst stagniert, während das christliche Europa stetig vorwärts gegangen".

„Europa ist in den Zeiten vorwärts gegangen, wo die Kirche ohne Macht auf die Geister war".

„Ja ja; die Kirche verliert hie und da ihre Macht, was in der Regel ihre eigene Schuld ist. Aber bemerke nur, wie die Menschen nach solchen großen Verfallsperioden zur Kirche zurückkehren, — was darauf hindeutet, daß diese doch im stande ist, den Fortschritt aufzunehmen. Das deutet ferner darauf hin, daß die Menschen, wie sehr sie auch wachsen mögen, doch der Religion nicht entwachsen. Man will beobachtet haben, daß selbst nun, — nach dieser letzten und schwersten Verfallszeit, — in den großen Kulturländern draußen eine mehr religiöse Geistesrichtung aufwacht, und das ist natürlich. Je mehr die Entwicklung fortschreitet, desto mehr wächst das, was wir Lebensüberdruß, Weltmüdigkeit, Weltverzweiflung nennen. Und gegen diese Krankheit, die wohl die schwerste und fürchterlichste aller Krankheiten ist, — gegen diese hat man bisher nur einen Arzt gefunden, nämlich ihn, der sagte und wirklich sagen durfte: Kommet her zu mir, Ihr, die Ihr mühselig und beladen seid; ich will Euch Ruhe schenken".

— — Ruhe! Ein herrliches, lockendes Wort! Ich ließ die halb im Scherz geführte Diskussion fallen und sagte: „Tja, wer weiß! ich verstehe das eigentlich ganz gut". — — —

*

Es machte mir Spaß, Georg Jonathan mit dem von der „religiösen Reaktion" aufzuziehen. Er zuckte die Achseln.

„All right", sagte er. „Man beginnt sich für diese Sorte von Dingen zu interessieren, — Wünschelruten, Hypnotismus, Geisterbeschwörung und was weiß ich. Marcus Tullius Cicero wird hinter ein paar Laken berufen und redet englisch; Julius Caesar klopft auf einen Tisch und erzählt Paul Pedersen, daß dessen Bruder Lars Pedersen in Amerika an Cholera gestorben. Und ausgeliebte Damen und elegante Rückenmarkspatienten sitzen voll Andacht da und lauschen all dem und näseln entzückt: ‚enfin! voilà la verité, la grande renaissance!' — Die alte Bourgeoiskultur beginnt kindisch zu werden, verstehen Sie. Es ist das Ende, welches anfängt. Man hat in Paris und London so lang gebowlet, bis man fertig daliegt; dann schickt man natürlich nach dem Priester. Oel und Salbung und Räucherwerk und Morphin, — kranke Leute müssen ja dergleichen haben. Als das alte Rom zu rollen begann, liefen die Leute auch herum nach Mirakelthätern und Mysterien. Wenn die ganze Welt von diesem Unsinn gefangen ist, so daß man seine irdischen Angelegenheiten nicht mehr wahrnehmen kann, so kommen Hunnen und Germanen — Anarchisten und Muskelmenschen und fegen die ganze Verrottung weg, — Götter und Gespenster inbegriffen. All right".

„Na, so gefährlich ist's wohl nicht", meinte ich; „in den Zeiten der Romantik hatten wir eine ähnliche Geschichte und die Kultur besteht dennoch. Die ganze Sache ist wohl die, daß man dieser ewigen Pferdekräfte müde zu werden anfängt".

Georg Jonathan sah mit einem kalten, spähenden Blick auf mich, der mich lächeln machte. —

— Möchte wissen, ob wir „Freidenker" Freidenker unter uns dulden würden?

* *

„Haben Sie Strindbergs „Gläubiger" gelesen?" fragte Fräulein Berner heute; wir saßen bei einer Schale Kaffee allein draußen auf Pastor Löchens Veranda. „Es ist der Titel des Stücks, den ich so gut finde", fuhr sie fort; „er könnte gewiß als Inschrift über so vielen Liebesheiraten stehen. Sie fragen mich, woher ich meine Anschauungen über diesen Punkt habe; ich denke, ich habe sie von verschiedenen Seiten her. Sie wissen —: als unverheiratete Dame kommt man in den Familien herum und macht seine Altjungfer-Beobachtungen. (Lächeln.) Man hat seine verheirateten Freundinnen, und etwas sieht man und manches kriegt man zu hören. Ich habe eine Freundin, deren Mann in sie schrecklich verliebt ist und auf den sie eigentlich auch etwas hält; aber ich kann so gut verstehen, wie sie darunter leidet. Er ist wohl ein sehr rücksichtsvoller und gar nicht aufdringlicher Gläubiger; aber sie fühlt diese verliebten Augen dennoch immer lauernd auf sich und wird rein nervös dadurch. Ich kann mir so gut denken, wie es sein muß, diese stumme Forderung immer um sich schleichen zu haben. Es herrscht eine eigene, peinliche Ungemütlichkeit in solch einem Heim und hat man ein paar Jahre darin gelebt, bekommt man wirklich fast eine Art von Schreck vor diesen Inklinationspartien".

Ich saß und dachte an meinen guten Freund, den Musiker Brun, und seine Westenknöpfe. „Aber die Liebe ist nun einmal etwas, das sein Recht haben will, und was soll man da eigentlich thun?"

„Die Liebe nimmt sich schon ihr Recht", lächelte sie diskret. „Ich finde es nur nicht notwendig, sie in einer Ehe abzubrauchen".

„Das klingt hübsch", sagte ich; „aber da müssen wir mehr Freiheit haben . . . d. h. das Weib müßte es".

„Das Weib hat die Freiheit, deren sie bedarf, — wenn sie nur Takt genug hat, sie zu gebrauchen", — sagte Fräulein Berner. Ich glaube übrigens, sie wurde rot. Und sie fuhr hurtig fort: „Für sie wird es des Glücks genug sein, das Erlebnis ihrer Jugend in treuem Herzen zu bewahren; so hat sie etwas, wovon sie leben kann, selbst wenn sie noch so sehr verheiratet ist". Nun war sie ganz sicher rot; sie hatte ihre Stickerei vorgenommen, — um sich genügend herabbeugen zu können.

„Sie werden ordentlich romantisch", sagte ich. „Sie haben einmal geliebt . . . so in größerem Stil? — Und sind nicht verbittert darüber, daß er eine Andere nahm?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Nun bin ich froh darüber", sprach sie. „Hätte ich gethan, wie Emilie, so wäre er nun auch solch ein abgenutzter, mürrischer Ehemann und ich hätte nichts mehr übrig. Aber nun steht er vor mir, wie er damals war, und ich werde (lächelt) ihn behalten, bis ich sterbe".

„Selbst wenn Sie heiraten?"

— „Na!"

„Allein Ihr Mann?"

Lächeln. „Er würde jedenfalls . . . keinen Gläubiger bekommen".

„Jedoch er könnte ja selbst Ihr Gläubiger werden?"*)

„Ja, wissen Sie . . . dann würde ich ihn nicht nehmen".

„Ja richtig . . . die Vernunftspartie!"

„Ja; nur Vernunft. — Na, es hat ja keine Gefahr. Darf ich Ihnen noch ein wenig Kaffee geben!"

„Danke, nein".

„Aber einen Tropfen Liqueur? — Sie müssen für Ihre Geduld belohnt werden".

„Sie glauben, Sie haben mich gelangweilt? — Das ist sehr bescheiden. — Sie sollten sich lieber ein bischen in acht nehmen! Eines schönen Tags komme ich und freie um Sie!"

„Wegen meiner soliden Grundsätze?"

„Wegen Ihrer liberalen Grundsätze".

„Ja, wenn Sie gehörig in die Andere verliebt sind, so kann es geschehen, daß ich sie nehme".

Heiterkeit. —

*

Lieben und rasen, so lange man jung ist, und nachher eine standesmäßige, vernünftige Heirat . . . Die Alten haben recht.

Von meiner Jugend ist nicht mehr viel übrig. Ich feiere jetzt meine letzte Liebe.

Warum diese da nicht auch mit nehmen?

— — Ihr das anbieten? — Unbegreifliche Schwachheit!

Unbegreifliche Stärke. Wir Männer sollen ja das schwache Geschlecht sein, heißt es, und dennoch kann ich, der Schwächste unter den Schwachen, so herumgehen und wahre Kraftproben an Tugend ablegen! — Unbegreiflich!

Es ist die Zuneigung, die uns umschafft. Wenn das Weib liebt, wird es schwach; wenn der Mann liebt, wird er stark. Kommt ein Mann in die Lage, daß er ein Weib verführen könnte und er thut es nicht, so kann man darauf Gift nehmen, daß er in das Weib verliebt ist.

Aber alles hat seine Grenze und ich vermag es nicht mehr, stark zu sein. Ich kann nicht auf diese Art von ihr gehen; wir zwei müssen eine Stunde mit einander jung sein. Wieviel Leiden hätte können erspart werden, wenn ich mich zusammengenommen und mich früher entschlossen hätte! —

Ich werde ehrlich reden. Ich werde ein Gentleman sein. Sie soll alle wünschbare Gelegenheit haben, nein zu sagen. Wenn sie dennoch ja sagt, wenn es aber ihr eigener Wille ist . . . da würde es eben ein Verbrechen sein, sie um „das Erlebnis ihrer Jugend" zu betrügen. Meine Dummheit war unendlich. Wie es sich doch immer bekräftigt, daß Liebe nicht das Fach des Mannes ist. Beständig ist es das Weib, die die Sache ins Rollen bringen muß . . . diesmal, wunderlich genung, das andere Weib. —

*) „Die Gläubiger" von August Strindberg behandeln den Grundgedanken, daß die Frau nicht bloß vom Gelde des Mannes, sondern auch von seinen Gedanken, Gefühlen lebt; er ist ihr Gläubiger in allem und jedem.

Endlich der erlösende Beschluß. — Wie es auch mit ihr stehen mag —, es ist meine Pflicht, sie wählen zu lassen. Sie soll dazu Gelegenheti finden! Ich greife zu. Den Kühnen begleitet das Glück.

*

Schreiben ist zwecklos. Will man, das ein Weib seine Wahl treffe, so darf man ihr nicht Zeit geben für allzu kaltblütige Ueberlegungen. Sie wird dadurch außer stand gesetzt, sich zu entschließen. Sie — will — nein — sie — will — nicht. Sie muß einen äußeren Impuls haben, sogar um zu thun, was sie selbst will. Es ist in der Weltgeschichte noch nicht vorgekommen, daß eine Frau auf eigene Faust einen Beschluß gefaßt hätte.

*

Ich suche sie und finde sie nicht. — Ach nein; nach jenem letzten mal . . .

Flau und elend suche ich die „Freunde" auf, in deren Gesellschaft ich vergessen kann. Was war das überhaupt für eine wahnwitzige Idee —: ihr ein „Verhältniß" anzubieten —!

Ja, vielleicht, wenn ich die günstige Zeit abgewartet hätte! Nun habe ich sie erschreckt. Nun verachtet sie mich. Ich treffe sie nie wieder.

Noch einmal habe ich das Glück mir auf die Leichdorne treten gefühlt, ohne zugreifen zu können. Ich trat höflich und errötend beiseite und verbeugte mich und sagte: „entschuldigen Sie, Fräulein, daß ich Ihnen im Wege stand".

Nun sehe ich es über den Bergen wie eine weiße Wolke hinschwinden. Sein Lächeln spöttisch, bitter und schwermütig.

Zum dritten Mal strich es an mir vorbei. Und es läßt seiner nicht spotten. Dies war das letzte Mal . . . „noch diese Donnerstagnacht, und dann nimmermehr". Das Glück ist keine Metze, daß es mir nachlaufen sollte.

— Armer Kerl! Geh zu Deinen „Freunden" — und zu den Freundinnen, die man wegwirft und wieder aufhebt. Ein Wrack bist Du, hinaufgespült auf einen ministeriellen Schreibebock; an dem bleibst Du hängen, bis Du verfault bist.

Zweiter Teil.

I.

(26. Juni 85.)

Hier enden diese Aufzeichnungen. Ein vielsagendes Schweigen folgt. Ich träumte vom Glück der Kühnen; in Wirklichkeit handelte die Geschichte aber von Dummheit und Niederlage. Ich zerbiß mir vor Aerger viele Tage lang die Zunge. Etwas so Unbeholfenes, so Tölpelhaftes —: das Mädchen mit banalen Gymnasiastenphrasen zu überfallen . . . . . „volle Kameradschaft" . . „alles teilen", „zusammenhalten, so lang es geht" . . . sie hinweg zu schrecken, wie der kleine Knabe den Vogel wegschreckt, den er fangen will, anstatt ganz einfach — — na, nachträglich weiß man es ja . . .

Der Mann ist ein lächerliches Tier. Er kann den Blitz wohl zähmen und die Kometenbahnen berechnen; aber berechnen, wie man solch einen kleinen dummen Vogel von einem Mädchen fängt — — —

Ja, wenn es einer ist, aus dem man sich nichts macht! Da ist der Fang leicht genug; der Vogel drängt sich an Einen, wie ein halbtotes Huhn. Aber der wilde, freie Vogel, der seltene, kostbare . . . da kriegt der Jäger Herzklopfen und verliert den Kopf. Er sieht den Vogel in einem Baum droben sitzen und schlummern, eilt atemlos hin und schüttelt den Baum, denkt, der Vogel werde zu ihm herabfallen wie eine reife Frucht; wenn dann der aufgeschreckte Vogel mit einem Schrei im Waldesdickicht verschwindet, so steht er da, der intelligente Bursch, und beißt sich in die Zunge.

Die ganze Verliebtheit erlosch für eine Zeit in der ungeheueren kalten Beschämung, welche folgte. Man muß eine gewisse Eitelkeit haben, um lieben zu können, — den Glauben an die Möglichkeit einer Gegenliebe —; aber in jenen Tagen besaß ich nicht mehr Eitelkeit als ein nasser Hund. Ich fühlte eben, daß sie mich verachtete, mit ihrer und mit meiner Verachtung zugleich, was eine dreifache Verachtung giebt. Da bleibt kein Platz für Luxusempfindungen. Ich ging herum wie ein Ausgestoßener, ein Unmöglicher, Einer, der nicht mitgerechnet wird, ein außerhalb Stehender. Komisch ist solch ein Geselle, der herumschleicht mit dem Schwanz zwischen den Beinen, weil er eine That gethan, die er nicht lassen konnte! Aber ein Mann, der diesen Versuch gemacht und abgewiesen worden, ist aber auch ganz gewiß das erbärmlichste Geschöpf, das existiert.

Natürlich suchte ich Fräulein Berner auf. Ich bedurfte eines weiblichen Wesens, das mich respektierte, eines weiblichen Wesens, für das ich noch ein Mann, eines weiblichen Wesens, für das ich nicht gedemütigt war. Und ich schloß mich an sie mit einer gewissen Innigkeit, wie ein Verwundeter, der Pflege braucht, ein Verzagter, der um Platz bittet, — um einen Platz innerhalb der Stubenthür, um einen Platz hinter dem Ofen. Dann hob mein moralischer Mut doch wieder den Kopf; ich erhöhte mich über meine Niederlage, fühlte mich wieder auf meinem rechteu Niveau, in der Bildung droben, droben unter den Auserwählten. — Worauf die Liebe wieder auftrat . . . ärger als jemals vorher.

Mittlerweile hatte ich einen Brief abgesendet, einen verdammten Brief, in dem ich den Ueberlegenen gab . . . von diesem „idiotischen Einfall" sprach (es sollte natürlich für die Unbesonnenheit eines Momentes gelten), sagte ihr ein ausgesucht gleichgiltiges Lebewohl und teilte ihr mit, daß ich eine Andere zu heiraten vorhabe, eine „intelligente" Dame. Es war darin — außer der Lüge — eine gute Dosis niedrig gesinnter Rache vorhanden. Existiert denn etwas niedriger Gesinntes als ein in seiner männlichen Eitelkeit gedemütigtes Masculinum! —

Idiotie über Idiotie. Mit diesem Brief sprengte ich also die letzte Brücke zwischen ihr und mir, versperrte mir so gründlich wie möglich den Rückweg. Das ist der Jäger, der in seinem Aerger darüber, daß der Vogel floh, einen Schuß leeren Pulvers ihm nachschickt, obwohl er weiß, daß er ihn dadurch nur um so tiefer in den Wald jagt. —

— — Heute hörte ich von einem Freunde Mark-Oliv, daß sie sich verlobt hat, sich einem wohlhabenden Alten „verkauft". — Unbedingt vernünftig von ihr, selbstverständlich. Vernünftiger, als ich erwartet hatte. Sie sterben heutzutage nicht an Liebe, bei Gott! — Nichtsdestoweniger sitze ich hier und mit so langem Gesicht, daß ich es selber fühle. Eine seltsame, hilflose Flauheit. Und unter dieser ein erstickter, rasender Schmerz.

— Vorbei!

Ich hasse Fräulein Berner. Sie war die Hexe, die mich in Schlaf zauberte; hätte ich in jener Donnerstagnacht gewacht, — niemals würde die Prinzessin mir haben entkommen dürfen.

Pjolter, noch mehr Pjolter. Branntwein und Vernunftehe, das ist dein Fach, du Esel. Die große Entzündung, die volle Seligkeit, — für die bin ich nicht geschaffen. Ich bin ein Halbmann; ein „Zukunftsmensch"; zu viel Hirn und zu wenig Blut. Wenn meine Prinzessin kommt, nehme ich meine Lorgnette heraus und studiere sie, und wenn ich einen Fehler an ihrer Frisur entdecke, oder wenn sie Spinnwebe auf ihr Kleid gekriegt hat, als sie durch die Höhle tappte, die zu meiner Burg führt, — rümpfe ich die Nase und lasse sie wieder gehen. Und sie kam an drei Donnerstagabenden wieder, und jedes Mal ließ ich sie gehen . . . ich wollte, der Teufel holte Fräulein Berner und ihre Vernunftehe! —

— So endete mein Märchen. Skaal! Edite, bibite, collegiales; post multa saecula pocula nulla. — —

*

Keine Lust zum schreiben. Es wird doch kein Roman draus. Ein so fader Abschluß . . .

Nur hie und da mir das Herz erleichtern. Man hat ja dann und wann eine Art von Bedürfnis, sich selber auszulachen. Sich eine lange Nase zu machen. Zu heulen.

*

Böse Zeiten sind bevorstehend. Nun, da sie unwiderruflich fort ist, wird sie mir in solchem Grad alles — — —

Und das Dasein ist nur mehr die schwarze Eiswüste; der Knochenmann, der hinter dem Felsstück wartet. Die äußerste Finsternis, in welcher Thränen sind und Zähneknirschen.

Fast unheimlich werden die „Hallucinationen". Jeden Abend wenn es im Hause still geworden, kommt sie über die Stufen geschlichen. Ich höre sie deutlich. Erst auf der Treppe, dann im Entree. Sie klopft nicht an. Sie steht nur da; lauscht, wartet, erstickt ihr Schluchzen. Ich fühle sie so deutlich daß ich manches Mal die Lampe nehme und hinauslaufe, um nachzusehen. Aber wenn ich mich ins Bett gelegt habe, höre ich ihren Atem hier im Zimmer. —

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

II.

(8. Juli).

Heute hat Björnson Hochzeit gehalten. Direkt vom Mittagsmahl gingen er und seine junge Frau an Bord des Hâvre-Bootes. Die glücklichen Menschen werden in Paris wohnen.

— Es ist dennoch trist. Unsere Freundschaft war in der letzten Zeit wohl ein bischen verlumpt, ein bischen in Spiritus gesetzt; aber dennoch, es war

ein Troſt, ein Retter in der Not, ein letzter Ausweg. Immer leer und leerer wird es rings um mich. Bald ſtehe ich ganz allein.

Ich wage es nicht. —

Glücklicher alter Junge, der nun verheiratet iſt! Der einzige Freund, der in Stunden der Widerwärtigkeit nicht ſeines Weges geht, iſt die eigene Frau. Das junge, lichte Weſen, das er heute an ſich ſchmiedete, um nie mehr mit ſich ſelbſt allein zu bleiben, — erinnerte mich ein wenig an Fanny. Ich wurde ſentimental. Saß am Hochzeitstiſch und that, als äße ich, — ſchluckte und ſchluckte die Thränen, die bitteren Thränen eines alten Junggeſellen. —

— Die Trauung ſelbſt ergriff mich. Sie ſind doch nicht ſo dumm, dieſe alten Geſchichten. Der alte, gemütliche Sven Brun redete einfältig und ſchön, und die Trauungsformel ſelbſt iſt hübſch. Naiv, treuherzig, altväteriſch zuverläſſig. Die alte Sprache der Geneſis klingt wie Kindheitserinnerung, wie eine leiſe, heilige Stimme aus fernen Zeiten, von den Vätern her, den alten, weiſen Vätern her. Alles wird da ſo herzlich aufrichtig geſagt, ſo väterlich ſtreng und milde; man wird ſtill und gerührt und rein im Sinn. „Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen . . . Dornen und Diſteln ſoll ſie Dir tragen . . . bis Du zu Staub wieder wirſt; denn Staub biſt Du und Staub ſollſt Du werden. — Mit Schmerzen ſollſt Du Deine Kinder gebären und Dein Begehren ſei Dein Mann, er aber ſoll Dein Herr ſein!“ Es iſt Gott Vater, der vom hohen Chor herab ſpricht, ruhig, ſchickſalsſchwanger, unwiderruflich. Mit einer Art innerem Anſtoß dachte ich daran, daß dieſe winzige „moderne“ Dame von einer Braut vielleicht da droben ſtand und in ihrem ſtillen Sinn gegen die Väterweisheit muckſte . . . dieſe flachpramigen Gegenwartsmenſchen mit ihrem Mangel an Religioſität ſind ja nicht zu ertragen.

Dann fiel die Orgel ein, ernſthaft und weich, mit ehrerbietiger Antwort auf Gottes hohe Rede. Der Millionenſeelen Geſang, der Jahrhunderte Geſang, der Vorväter Glaube und verſöhntes, ergebenes Lebensverſtändnis wogten hervor und füllten die Wölbung mit einfachen, großen Akkorden. Ich fühlte mich erhoben und gereinigt; eine mächtige und milde Gemütsbewegung zog in meine Bruſt; alle Sorgen und plagenden Gedanken ſtanden draußen, weit draußen, und wurden fremd und klein, — wunderliche, dumme Mißgeſchöpfe und kleine Teufelchen, die unſichtbar wurden, verſchwanden. —

Ich will hie und da in die Kirche gehen, — beſonders in die katholiſche. Es iſt ungemein gleichgiltig, ob man an dieſe Legenden „glaubt“, — das können wir ja nicht mehr —; der Jahrhunderte Geſang will ich hören; in ihren Wogen will ich ſchwimmen und tauchen, mich erhoben und gereinigt fühlen. Und ich will in Demut meine Hände falten, wenn der Väter Glauben bekannt wird — und wünſchen, daß ich glauben könnte wie ſie. —

„Wer glaubt, ſoll ſelig werden“. Das will ſagen, iſt ſelig. Die glücklichen Alten!

Schließlich giebt es nur einen Freund, der in Tagen der Widerwärtigkeit nicht ſeines Weges geht.

Eine Gattin? — Eine Gegenwartsdame? — Wenn es anfängt, trübe zu werden, ſucht ſie um Scheidung an — — —

*

(Am Tag nachher.)

Heute nannte Fräulein Berner ſie zum erſten Mal.

Nämlich um mir zu erzählen, daß sie — „heißt sie nicht Holm? — ah so, Holmsen"! — mit ihrer Mutter und ihrem „etwas ältlichen Bräutigam" gestern an Bord des Hâvre-Bootes ging, — „um nach Paris zu reisen". — —

— Ich hasse Fräulein Berner.

III.

(August).

Nur ein Ding auf Erden ist unterhaltend: hier zu sitzen und an sie Briefe zu schreiben. Ich weiß, daß ich sie wieder verbrenne. Morgen oder übermorgen. Ich weiß, daß es dumm ist. Unmännlich. Idiotisch. Vielleicht ist es die Gehirnerweichung, welche anfängt. Bei meinem Onkel begann sie ungefähr um diese Zeit; vielleicht etwas später. Aber trotzdem. Trotzdem. Es ist das Einzige, das Gemütsruhe giebt. Das Einzige, was mich wirklich beschäftigen kann. Vielleicht bringe ich auch einmal etwas zustande, das ich absenden mag.

Es ist eine eigentümliche, unerträgliche Pein, sich bei dem, den man gern hat, in zweifelhaftem Licht zu wissen. Ich muß, ich *muß* mich ihr erklären. —

Und doch weiß ich, daß ich für sie nun nichts anderes bin, als etwas halbvergessenes Unbehagliches. Sie hat über mein ganzes Konto einen Strich gezogen — ei, *der* Gimpel! nun ist sie im Begriff, sich für diese Vernunftehe zurecht zu legen, in die vielleicht kein anderer, als ich sie hineingetrieben. —

Haha! Schreib' Du Deine Briefe und verbrenne sie, Hagestolz. Du hast jedenfalls nichts besseres, wofür Deine Zeit benützen.

Pjolter trinken kannst Du ja gleichzeitig. Eines Tages bringt man Dich nach Gaustad. Ich bin ein Reservoir für alle möglichen ererbten Familiensünden und Krankheiten. In mir schlagen sie als Dipsomanie aus.

Gottlob, daß ich stark war und nicht das brave Mädchen in eine Ehe mit solch einem Kadaver führte.

*

Dieses zehrende Leiden. Es fließt mit lähmendem Schmerz bis hinab in die Fingerspitzen, so daß ich Mühe habe, die Feder zu halten.

*

Soll ich heiraten, so muß es eine Frau sein, die sich nicht mehr um mich kümmert, als daß sie ohne Seufzer mich ins Spital schickt, wenn der Tag des Schicksals kommt.

Ohne Seufzer und ohne Geräusch. Eine, die mit der richtigen Ueberzeugung sagen kann: „Schwermut", „Nervosität", — oder was all die Euphemismen sind, die man anwendet, wenn gute Leute traurige Krankheiten kriegen.

Kurz, — etwas so Aeltliches und Vernünftiges wie Fräulein Berner. —

Sie nimmt sich meiner an. Sie braucht so etwas wie mich zum pflegen und retten. Sie haben es einmal so, diese Unverheirateten. Hunde, Katzen oder Junggesellen. Prosit Mahlzeit.

Ach Gott, wie die ganze Welt doch nur ein großes, schwarzes Loch ist. —

(Fortsetzung folgt.)

Zum Bilde Friedrich Nietzsches.

(Mit Beigabe ungedruckter Briefe.)

Von

Lou Andreas-Salomé.

„Nun meine liebe Freundin, bis jetzt steht alles gut und Sonnabend über acht Tage sehen wir uns wieder.

Vielleicht ist mein letzter Brief an Sie nicht in Ihre Hände gelangt? — — —

Es sollte mir leid thun; ich schilderte Ihnen darin einen sehr glücklichen Moment: mehrere gute Dinge kamen auf einmal zu mir, und das „gutste" dieser Dinge war Ihr Zusagebrief! —

— — — — — — — — — — — — — — — —

Ich habe viel an Sie gedacht und im Geiste so mancherlei des Erhebenden, Rührenden und Heiteren mit Ihnen geteilt, daß ich wie mit meiner verehrten Freundin verbunden gelebt habe. Wenn Sie wüßten wie neu und fremdartig mir altem Einsiedler das vorkommt! — Wie oft habe ich über mich lachen müssen!

Was Bayreuth betrifft, so bin ich zufrieden damit, nicht dort sein zu müssen; und doch, wenn ich ganz geisterhaft in Ihrer Nähe sein könnte, dies und jenes in Ihr Ohr raunend, so sollte mir sogar die Musik zum Parsifal erträglich sein (sonst ist sie mir nicht erträglich).

Ich möchte, daß Sie vorher noch meine kleine Schrift „Richard Wagner in Bayreuth lesen; — — — — —. Ich habe so viel in Bezug auf diesen Mann und seine Kunst erlebt — es war eine ganze lange Passion: ich finde kein anderes Wort dafür. Die hier geforderte Entsagung, das hier endlich nötig werdende Mich-Selber-Wiederfinden gehört zu dem Härtesten und Melancholischesten in meinem Schicksale. Die letzten geschriebenen Worte W.'s an mich stehen in einem schönen Widmungs-Exemplare des Parsifal: „Meinem teuren Freunde Friedrich Nietzsche. Richard Wagner, Ober-Kirchenrat." Genau zu gleicher Zeit traf, von mir gesendet, bei ihm mein Buch „Menschliches, Allzumenschliches" ein — und damit war alles klar, aber auch alles zu Ende.

Wie oft habe ich, in allen möglichen Dingen, gerade dies erlebt: „Alles klar, aber auch alles zu Ende!"

Und wie glücklich bin ich, meine geliebte Freundin Lou, jetzt in Bezug auf uns beide denken zu dürfen: „Alles im Anfang und doch alles klar!"

Vertrauen Sie mir! Vertrauen wir uns!

Mit den herzlichsten Wünschen für Ihre Reise

Ihr Freund

Nietzsche.

Im vorstehenden Briefe, im Sommer 1882 geschrieben, nimmt Nietzsche Bezug auf seine erste, große Geisteswandlung, auf sein erstes und tiefstes Erleben jener immer wiederholten, immer wieder heraufbeschworenen Seelenerschütterungen, von denen er nicht loskam und deren ganzen Inhalt er in dem Worte zusammenfaßt: „Alles klar, aber auch alles zu Ende!"

Es ist ein Wort, welches über einem jeden seiner Werke und über einem jeden seiner Erlebnisse stehen könnte und welches in bezeichnender Weise etwas von der Grundnatur seines gesamten Lebens und Denkens verrät. Es enthält gleichzeitig das tiefste Leid dieses Lebens angedeutet und auch dessen tiefstes Sehnen und Bedürfen, — es weist hin auf das „Härteste und Melancholischeste" in seinem Schicksale und auch wiederum auf die eigentliche Quelle seiner Schaffenskraft, die sich nur unter den heftigsten inneren Erschütterungen auszuströmen vermochte. Denn erkennen bedeutete für Nietzsche vor allem anderen: sich erschüttern lassen, und von einer Wahrheit sich überzeugen bedeutete ihm: von einem Erlebnis überwältigt zu werden, — „über den Haufen geworfen werden", wie er es nannte. Er nahm einen Gedanken auf, wie man ein Schicksal auf sich nimmt, das den ganzen Menschen ergreift und in Bann schlägt: er lebte den Gedanken, aber er that es mit einer so leidenschaftlichen Inbrunst, einer so maßlosen Hingebung, daß er sich an ihm erschöpfte, — und, gleich einem Schicksal, welches ausgelebt ist, fiel der Gedanke wieder von ihm ab. Erst in dieser Ernüchterung, wie sie naturgemäß jeder derartigen Erregung folgen mußte, erst in diesem qualvollen: „Alles zu Ende!" ließ er seine überwundene Erkenntnis rein intellektuell auf sich wirken, sah mit still und klar nachprüfendem Verstande: „Alles klar." Sein merkwürdiger Wandlungsdrang auf dem Gebiete der Erkenntnis war durch diesen ungeheuren Drang nach Emotionen geistigster Art bedingt, und daher blieb für ihn vollkommene Klarheit stets nur die Begleiterscheinung von Ueberdruß und Erschöpfung. Ein anderes Wort Nietzsches lautet: „Eine Sache die sich aufgeklärt hat, hört auf uns etwas anzugehen" und bezeichnet damit die gleiche Eigentümlichkeit seines geistigen Wesens; er wollte nicht, daß die Probleme seiner Forschung jemals aufhören sollten ihn etwas anzugehen, er wollte, daß sie fortfahren sollten, ihn im Tiefsten seiner Seele aufzuwühlen, und daher war er gewissermaßen der Auflösung gram, die ihm sein Problem raubte, daher warf er sich jedesmal auf sie mit der ganzen Feinheit und Ueberfeinheit seiner Skepsis und zwang sie schadenfroh — seines eigenen Leids und Schadens, den er sich damit zufügte, froh! — ihm seine Probleme wieder herauszugeben. Deshalb konnte man von vorn herein mit einem gewissen Recht von Nietzsche sagen: was innerhalb einer Denkrichtung, einer Betrachtungsweise diesen leidenschaftlichen Geist dauernd festhalten, was einen neuen Wandel und Wechsel unmöglich machen sollte, das mußte im letzten Grunde unaufklärbar für ihn bleiben, es mußte der Energie aller Lösungsversuche widerstehen, seinen Verstand an tötlichen Rätseln aufreiben, — an Rätseln gleichsam kreuzigen. Als endlich in der That auf diesem Wege die Erschütterung seines Innern stärker geworden war, als die durch sie gewaltsam gespornte Verstandeskraft, da erst gab es für ihn kein Entrinnen und kein Entweichen mehr. Doch da verlor sich auch notwendig das Ende in Dunkel, Schmerz und Geheimnis: in eine Besessenheit der Gedanken durch die Gefühlserregungen, die einem stürmischen Meere gleich, über ihnen zusammenschlugen.

Wer Nietzsches Zickzack-Pfaden bis zuletzt folgt, der tritt dicht an diesen Punkt heran, wo er sich, im Grauen vor einem neuen: „Zu Ende" und einer

unbarmherzigen Aufklärung, in die Unklarheit der Mystik stürzte. Der Ausgangspunkt für die Erklärung liegt aber schon hier, liegt in der gesamten geistigen und psychischen Veranlagung Nietzsches: in der ausschließlichen Bedingtheit seines Gedankenlebens durch sein Affektleben. —

Es ist deshalb schwer, zu einer wirklich gerechten Würdigung der Philosophie Nietzsches zu gelangen. Am wenigsten vermochte es bisher der gutgemeinte Eifer blinder Anhängerschaft, dem er wohl zum großen Teil seine plötzliche Berühmtheit verdankt. Er wurde zwar durch ihn aus seiner Stille heraus in weite Kreise gezogen, sein Name laut hineingerufen in den Streit der Meinungen und den Kampf der Parteien. Aber in dem Besten, durchaus Einzigartigen, das er zu geben hat, in der tiefbesondern Individualität seines Geistes, blieb er unberücksichtigt, ja er trat damit vielleicht in eine größere Verborgenheit zurück als früher, — mit der Klage Zarathustras auf den Lippen:

„Sie reden alle von mir, wenn sie abends ums Feuer sitzen, — sie reden von mir, aber niemand denkt an mich! Dies ist die neue Stille, die ich lernte: ihr Lärm um mich breitet einen Mantel um meine Gedanken!"

Aber ebensowenig vermag die Gründlichkeit einer theoretischen Polemik Nietzsches Gedanken gerecht zu werden, denn nicht damit sind sie in ihrem Wert vernichtet, daß sie verstandesmäßig widerlegt werden. Der Wert seiner Werke besteht in dem, woraus eine gewaltige Persönlichkeit zur Persönlichkeit redet. Die mächtigste Wirkung, die Nietzsche mit seinen vielbändigen aphoristischen Monologen immer wieder ausüben wird, besteht in diesem dämonischen Zwang, mit welchem er das Geheimste und Intimste des menschlichen Geistes zum Zwiegespräch mit sich selbst zu verführen weiß, — in dem Zwang, sich von Geisteserlebnissen erschüttern zu lassen, gleich ihm.

Wie sehr er selbst untheoretisch und unvermittelt in seinem Erkennen verfuhr, wie wenig von einer logischen Gedankenentwicklung als dem Grunde seiner Wandlungen bei ihm gesprochen werden kann, das bezeugte am deutlichsten diejenige Wandlung, deren er in seinem Briefe gedenkt; die Entfremdung von Wagner. Erst 1876 war die kleine, von ihm erwähnte Schrift: „Richard Wagner in Bayreuth" erschienen, — eine begeisterte Huldigung, dem Meister und seiner Welt- und Kunst-Anschauung dargebracht, — und schon im Winter 1876—1877 entstand das Erstlingswerk der positivistischen Periode Nietzsches, „Menschliches, Allzumenschliches", welche einen Zerstörungskrieg gegen alle Metaphysik überhaupt und speziell gegen die Wagner-Schopenhauersche, eröffnete. Ebenso kritiklos und rückhaltlos, wie er der Sache Wagners gedient hatte, ebenso kehrte er sich unmittelbar darauf mit den schärfsten Waffen wider sie. Man fühlt es dem Buche ab, wie er sich mit ihnen zugleich selbst verwundete, wie er sich mit ihnen selbst ein Leid anthat, das er niemals ganz überwunden hat. Wenn ich die kurze Schilderung davon in seinem Briefe lese, dann sehe ich ihn vor mir, wie er, während einer gemeinsamen Reise von Italien her durch die Schweiz, mit mir das Gut Triebschen bei Luzern besuchte, den Ort, an welchem er mit Wagner unvergeßliche Zeiten verlebt hatte. Lange, lange saß er dort schweigend am Seeufer, in schwere Erinnerungen versunken; dann, mit dem Stock im feuchten Sande zeichnend, sprach er leise von jenen vergangenen Zeiten. Und als er aufblickte, da weinte er.

Wo sich, wie bei Nietzsche, die Anschauungen in so schroffen Gegensätzen und ohne allmähliche Gedankenübergänge fortzuentwickeln scheinen, da wird als die eigentlich selbständige That bei einem Gesinnungswechsel die Losreißung

vom Alten, die Selbstüberwindung mit allen ihren Schmerzen, empfunden. Daher sehen wir immer zunächst, daß Nietzsche die neuen Gedanken in einer gewissen Unselbständigkeit so hinnimmt, wie er sie gerade vorfindet, — daß er sie zunächst wieder kritiklos empfängt; denn seine ganze Kraft ist inzwischen vollständig in Anspruch genommen von den allerinnerlichsten Erlebnissen und die neuen Theorien als solche bilden — um mit Nietzsches Lieblingsausdruck zu reden — nur eine vorläufige „Vordergrundsphilosophie", in deren verborgenem Hintergrunde, in den Kämpfen des Seelenlebens, sich der eigentlich entscheidende Prozeß abspielt.

Darum konnte Nietzsche mit Recht sagen: „Meine Schriften reden nur von meinen Ueberwindungen", — und er durfte es ganz besonders in Bezug auf sein „Menschliches, Allzumenschliches". Denn in keinem zweiten Buche Nietzsches sondern sich diese beiden Beziehungen, in denen er zu einer Denkrichtung stand, so klar voneinander: auf der einen Seite sieht man, wie fremd ihm sein eignes neues Denken noch ist, wie abhängig er wiedergiebt, was er sich in Bausch und Bogen aneignete, — es ist noch nichts, als ein entschlossenes „Sichhineinbegeben" in das Neue, wie mit einem Sprung ins kalte Wasser. Auf der andern Seite ergreift dieses Werk tief durch eine Fülle originalsten Gedankenlebens, insofern er sich darin mit seinem eigenen ehemaligen Selbst auseinandersetzt und sich von den alten Idealen loslöst, die mit seinem ganzen Wesen verwachsen waren.

Wie sich Nietzsches Abhängigkeit von der Metaphysik Schopenhauers rein persönlich aussprach in seiner Jüngerschaft Wagner gegenüber, wie seine Emanzipation sich ebenfalls in einer persönlichen Entfremdung vollzog, so bezeichnet auch Nietzsches darauf folgende Geistesperiode ein Freundschaftsbund mit einem nüchternen und konsequenten Positivisten, mit Paul Rée. Die Beziehung zwischen ihnen knüpfte sich noch während Nietzsches Wagnertums. Schon ein kleines Jugendwerk Rées, das 1875 unter dem Titel: „Psychologische Beobachtungen" anonym erschien und Sentenzen im Geist und Stil La Rochefoucaulds enthielt, wurde von Nietzsche über Gebühr geschätzt; von diesem Büchlein aus kam er zur Lektüre der französischen Aphoristiker, die allmählich einen so großen Einfluß auf Inhalt und Form seiner Gedanken gewannen. Von viel direkterer Bedeutung war für ihn Rées folgendes Werk: „Der Ursprung der moralischen Empfindungen" (1877, Verlag von Ernst Schmeitzner in Chemnitz), welches ihm noch während der Entstehung der einzelnen Abschnitte bekannt wurde. „Ist das gute Buch schon auf Wanderschaft?" schreibt er zur Zeit der Veröffentlichung dem Freunde, „wenn ich an dasselbe denke, so überfällt mich jedesmal eine solche Regung des Wohlwollens und Wohlbefindens, daß ich daraus die Existenz und Art des „„unegoistischen Triebes"" mir klar mache." Nachdem er, während eines mit Rée gemeinsam verbrachten Winters, in Sorrent sein „Menschliches, Allzumenschliches" vollendet hatte, schreibt er: „Alle meine Freunde sind jetzt einmütig, daß mein Buch von Ihnen geschrieben sei und herstamme: weshalb ich zu dieser neuen Vaterschaft gratuliere! Es lebe der Réealismus!"

Die beiden Freunde gelangten in diesen Jahren zu um so übereinstimmendern Ansichten, als ihre Studien vielfach gemeinsame waren. Rée vermittelte Nietzsche meistens die Bücher, deren er bedurfte, las dem Augenleidenden vor und lebte mit ihm in einem ständigen, teils brieflichen, teils persönlichen Verkehr und Gedankenaustausch.

„Mein geliebter Freund!" schreibt Nietzsche nach einer etwas länger währenden Trennung, „Für unser Zusammensein, — falls ich dieses Glück doch

noch erleben sollte, ist viel in mir präpariert. Auch ein Kistchen Bücher steht für jenen Augenblick bereit, Réealia betitelt, es sind gute Sachen darunter, über die Sie sich freuen werden. Können Sie mir ein lehrreiches Buch, womöglich englischer Abkunft, aber ins Deutsche übersetzt und mit gutem, großem Druck zusenden? — Ich lebe ganz ohne Bücher, als Sieben-Achtel-Blinder, aber ich nehme gern die verbotene Frucht aus Ihrer Hand. — Es lebe das Gewissen, weil es nun eine Historie haben wird und mein Freund an ihm zum Historiker geworden ist! Glück und Heil auf Ihren Wegen. Von Herzen Ihnen nahe

Ihr

Friedrich Nietzsche.

Dann, nach einer vorübergehenden Erkrankung Rées, am 19. November 1877, aus Basel:

„Möge ich bald von Ihnen, mein Freund, hören, daß die bösen Krankheitsgeister ganz von Ihnen gewichen sind; dann bliebe mir für Ihr neues Lebensjahr nichts zu wünschen übrig, als daß Sie bleiben, der Sie sind und daß Sie mir bleiben, der Sie im letzten Jahre waren, — — — — — — — — — ich muß Ihnen doch sagen, daß ich in meinem Leben noch nicht so viel Annehmlichkeiten von der Freundschaft gehabt habe, wie durch Sie in diesem Jahre, garnicht von dem zu reden, was ich von Ihnen gelernt habe. Wenn ich von Ihren Studien höre, so wässert mir immer der Mund nach Ihrem Umgange; wir sind geschaffen dafür, uns gut zu verständigen, ich glaube, wir finden uns immer auf dem halben Wege schon, wie gute Nachbarn, die immer zur gleichen Zeit den Einfall haben, sich zu besuchen und sich auf der Grenze ihrer Besitzungen einander entgegenkommen. Vielleicht steht es ein wenig mehr in Ihrer Gewalt, als in meiner, die große räumliche Entfernung — — — — zu überwinden; darf ich in dieser Beziehung für das neue Jahr hoffen? Ich selber bin gar zu elend und gebrechlich daran, als daß ich nicht um die beste Freude, die es giebt, bitten dürfte, selbst wenn die Bitte unbescheiden ist — ein gutes Gespräch unter uns über menschliche Dinge, ein persönliches Gespräch, nicht ein briefliches, zu dem ich immer untauglicher werde." — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — — — — — —

Je mehr Nietzsches körperliches Leiden ihn in die Einsamkeit zwang, je einsiedlerischer, fern von allen Menschen, er leben mußte, um dieses Leiden ertragen zu können, desto sehnsüchtiger verlangt er nach dem Freunde, der seine Einsamkeit zur „Zweisamkeit" machen sollte: „Zehnmal täglich wünsche ich bei Ihnen, mit Ihnen zu sein." (Brief aus Basel, Dezember 1878). „Immer knüpfe ich im Geist meine Zukunft mit der Ihrigen zusammen." (Genf, Mai 1879). „Viele Wünsche habe ich aufgeben müssen, aber noch niemals den, mit Ihnen zusammenzuleben, — mein „„Garten Epikurs."" (Naumburg, letzten Oktober 1879).

Die heftigen Schmerzen und Zufälle unter denen Nietzsche litt, weckten damals Todesgedanken in ihm, und diese geben einem jeden Wiedersehen eine besonders tief empfundene Bedeutung. „Wie viel Freude haben Sie mir gemacht, mein lieber, außerordentlich lieber Freund!" ruft er nach einem solchen aus, „Also ich habe Sie noch einmal gesehen und so gefunden, wie mein Herz mir die Erinnerung bewahrt hatte; wie ein beständiger, angenehmer Rausch war's, diese Tage hindurch. Ich gestehe Ihnen, ich hoffe nicht mehr auf ein Wiedersehn, die Erschütterung meiner Gesundheit ist zu tief, die Qual zu anhaltend, was nützt mir alle Selbstüberwindung und Geduld! Ja, in Sorrentiner Zeiten

gab es noch zu hoffen, aber das ist vorbei. So preise ich denn, Sie gehabt zu haben, mein herzlich geliebter Freund." — — — — — —

Waren die Freunde in diesen Jahren fest verbunden durch das Uebereinstimmende ihrer Ansichten, so vielleicht nicht minder durch die tiefgehende Verschiedenheit ihrer Naturen, welche eine eigentümliche innere Ergänzung zwischen ihnen ermöglichte. Während für Nietzsche die leidenschaftliche Verschmelzung seines Gedankenlebens mit seinem gesamten Innenleben charakteristisch war, bildete einen Grundzug von Rées geistigem Wesen die schroffe und bis zum Aeußersten gehende Scheidung von Denken und Empfinden. Nietzsches Genialität entsprang dem lebensvollen Feuer hinter seinen Gedanken, welches sie in einem so herrlichen Licht ausstrahlen ließ, wie sie es auf dem Wege der logischen Einsicht allein nicht hätten gewinnen können; Rées Geistesstärke beruhte auf der kalten Unbeeinflußbarkeit des Logischen durch das Psychische, auf der Schärfe und klaren Strenge seines wissenschaftlichen Denkens. Seine Gefahr lag in einer gewissen Einseitigkeit und Abgeschlossenheit dieses Denkens, in einem Mangel an jener weitgehenden, feinen und reichen Witterung, die mehr Verständnis als Verstand verlangt; Nietzsches Gefahr lag gerade in seiner allzu grenzenlosen Anempfindungsfähigkeit und allzu unbeherrschten Abhängigkeit seiner Verstandseinsichten von allen Regungen und Erregungen seines Gemüts. Selbst wo seine jeweilige Denkweise momentan in Widerspruch zu geraten schien mit geheimen Wünschen und Herzenstrieben, da schöpfte er doch seine höchste Erkenntniskraft aus dem wilden Kampf und Widerstreit solcher Wünsche und Triebe. Rées Geistesart hingegen schien selbst da jede innere Beteiligung des Gemütslebens an Erkenntnisfragen auszuschließen, wo zufällig vielleicht einmal das Erkenntnisresultat seinem individuellen Empfinden entsprechen mochte. Denn der Denker in ihm blickte überlegen und fremd auf den Menschen in ihm herab und saugte demselben damit gewissermaßen einen Teil seiner Energie aus, und mit der Energie den Egoismus. An dessen Stelle gab es in diesem Charakter nichts als eine tiefe, lautere, unbegrenzte Güte des Wesens, deren Aeußerungen in einem interessanten und ergreifenden Gegensatz standen zu der kalten Nüchternheit und Härte seines Denkens. Nietzsche aber war umgekehrt jene hochfliegende Selbstliebe zu eigen, die sich selbst solange in ihre Erkenntnisideale hinein verlegt, bis sie sich mit ihnen fast verwechselt und der Welt mit der Begeisterung des Apostels und Bekehrers gegenübertritt.

Die Verschiedenheit ihrer Naturen fand auch in dem ganzen Charakter der Schriften Beider ihren bezeichnenden Ausdruck. In Rées Büchern, — erst in dem „Ursprung der moralischen Empfindungen", dann in dem umfassendern und weit bedeutendern Werk: „Die Entstehung des Gewissens", — wird im ruhigen Ton des Wissenschaftlers rein theoretisch erörtert, was in Nietzsches Werken aus der positivistischen Periode unwillkürlich zur begeisterten Schilderung und Verkündigung einer praktischen Lebenslehre wird. Für Rée hörte mit der Frage nach dem Wert oder der praktischen Konsequenz für das Leben jegliches Interesse an einem Problem auf, — für Nietzsche begann im Grunde jegliches Interesse erst mit dieser Frage. Da er sich aber hier noch abhängig verhielt und es ihm noch weniger darauf ankam, etwas Neues zu schaffen, als sich kraft des Neuen vom Alten zu lösen, so formte er sich aus der Eigenart Rées ein bestimmtes Idealbild: die Ueberlegenheit des Denkers über den Menschen, die ihm selbst in Wahrheit völlig fremd war, die Nichtachtung aller Schätzungen, die dem Affektleben entspringen, die unbedingte und rücksichtslose Hingebung an die wissen-

schaftliche Forschung als solche erstand vor ihm als ein neuer Typus des erkennenden Menschen und wurde von ihm konstruiert, um über das bisher vergötterte Idealbild des sittlichen und künstlerischen Genies im Sinne Schopenhauers und Wagners, als der höhere Typus zu siegen. So stand wieder eine verklärte Persönlichkeit hinter seiner ganzen Philosophie und verlieh dieser ihr eigentümliches Gepräge.

Die Unterordnung des gesamten menschlichen Trieblebens unter das Intellektuelle als das allein Wertvolle, erscheint als der Grundzug in diesem Bilde, — das Menschliche als ein „Allzumenschliches" selbst in seinen edelsten und lautersten Regungen, selbst in dem, was Nietzsche soeben noch „übermenschlich" hieß. Anstatt der starken Hervorhebung der Rangunterschiede unter den Menschen, von der er ursprünglich ausging und zu der er später mit verdoppeltem Eifer zurückkehrte, stellt er hier alle auf eine Stufe und zwar auf eine recht tiefe Stufe. Er findet nicht genug Worte um den Hochmut derer zu geißeln, die sich von der Allgemeinheit ausgenommen wissen wollen und man fühlt deutlich bei diesen Geißelhieben, wie er sich mit ihnen von einem eigenen Selbst befreien will, von welchem er damals wohl nicht annahm, daß er es nur auf eine kurze Zwischenzeit werde ablegen können. „Es ist Phantasterei, von sich zu glauben, daß man eine Meile Wegs voraus sei und daß die gesamte Menschheit unsere Straße ziehe, — — — — man soll der hochmütigen Vereinsamung nicht so leicht das Wort reden." Denn sie beruht meistens auf einer eitlen Selbsttäuschung über die Motive unseres Thuns und Lassens. „Man wird selten irren, wenn man extreme Handlungen auf Eitelkeit, mittelmäßige auf Gewöhnung, kleinliche auf Furcht zurückführt." — — „Wer die Eitelkeit bei sich leugnet, besitzt sie gewöhnlich in so brutaler Form, daß er instinktiv vor sich das Auge schließt, um sich nicht verachten zu müssen." — Der eigentliche und wahrhaft wertbestimmende Unterschied zwischen den Menschen liegt einzig in der Art und dem Grade ihres intellektuellen Vermögens, und Einsicht unter die Menschen tragen, heißt sie veredeln. „Viele Handlungen werden böse genannt und sind doch nur dumm, weil der Grad der Intelligenz, welche sich für sie entschied, sehr niedrig war." Man sollte deshalb nur den weisen Menschen zugleich gut nennen. Aber nicht etwa weil er menschlich anders geartet wäre, als der Verbrecher, den man böse zu nennen gewohnt ist, trotzdem er sich in seiner menschlichen Eigenart ebenfalls nicht von uns unterscheidet. Sondern nur, weil die natürliche Beschaffenheit des Weisen durch seine Einsicht und intellektuelle Entwickelung einigermaßen vergeistigt und: „die Wildheit in seinen Anlagen besänftigt worden ist." Die volle Entschiedenheit des Denkens und Forschens, also die Freigeisterei, zur Eigenschaft des Charakters geworden, macht im Handeln mäßig, denn sie schwächt die Begehrlichkeit." — Der Weise ist es, dem jenes „edle Verbrechertum" vorbehalten ist, an den Heiligtümern der Menschheit zu rütteln, die auf Irrtümer aufgebaut sind, die Vorurteile zu zerstören, an denen die Wünsche und Hoffnungen der Menschheit zu hängen pflegen, um ihr statt dessen: „die Erkenntnis der Wahrheit als das einzige, ungeheuere Ziel vor Augen zu stellen." Und an diesen Gedanken schließt sich jener charakteristische Ausruf, der vielleicht am schärfsten zeigt, welch' eine Kluft die Anschauungen Nietzsches aus dieser Zeit von denen seiner letzten zehn Jahre trennt: „Vielleicht selbst, daß die Menschheit an dieser Leidenschaft der Erkenntnis zu Grunde geht! — — Sind die Liebe und der Tod nicht Geschwister? — — wir wollen alle lieber den Untergang der Menschheit, als den Rückgang der Erkenntnis."

So schrieb Nietzsche damals über die Pforte seines Wahrheitstempels das Wort: „fiat veritas, pereat vita!“ gegen welches er sich später mit einer solchen Empörung und Erbitterung wehrte, daß die Umkehrung desselben recht eigentlich als die Quintessenz seiner letzten Lehren aufgefaßt werden kann. Damals sah Nietzsche noch die Größe des Denkers darin, daß er nicht auf Kosten der Wahrheit den „lebenerhaltenden Instinkten“ dient und alle Größe beruht ihm letzten Endes auf einer Abschwächung und Verfeinerung des Instinktmäßigen, — nicht auf dessen Steigerung und Erhöhung wie später. Der höchste Mensch entstand ihm durch das Abstreifen des Tierischen, durch ein Nicht-Mehr-Tier, negativ gedacht; ein „Uebermensch“ als ein Wesen von positiven neuen und höhern Eigenschaften galt ihm als Phantasterei, das „Ueber-Tier“ aber war ihm der nahezu Affektlose, — der Mensch als „dialektisches und vernünftiges Wesen.“

Verfolgt man die Gedanken in dieser Reihe von Nietzsches Werken, so kann man deutlich herausempfinden, unter welchem innern Zwang er sie zu immer schroffern Konsequenzen zuspitzte: im Bedürfnis, die rein wissenschaftlichen Theorien, die er vom Positivismus her aufnahm, in einem menschlichen Ideal verkörpert zu denken, verfing er sich im Bilde einer einzelnen, ganz bestimmten Persönlichkeit, die ihm selbst durchaus entgegengesetzt war und marterte sich im Drang nach qualvollen Erschütterungen damit, die Züge des Bildes immer noch zu verschärfen. Auf diese ihm gewohnte und unentbehrliche Weise gelangte er allerdings allmählich zur vollen Entladung seiner eigenen schöpferischen Kraft: Der Zwang und Druck schien nur dazu geeignet, nur dazu bestimmt, diese unverwüstliche Gewaltnatur um so elastischer und jäher wieder emporschnellen zu lassen in eine Höhe, in der sie sich über alles strenge Denken und Erkennen weit hinaus verflog. Weil dies aber nicht auf dem Wege des begrifflichen Denkens geschah, sondern unter dem Einfluß ungeheurer Gemüthsextasen, darum scheinen hier zwei völlig von einander geschiedene Geistesperioden Nietzsches zusammenzufließen. Noch in seinen letzten Werken, nachdem seine Umwandlung sich schon ganz und gar vollzogen hatte, kann man hier und da glauben, Nietzsche stehe noch auf dem Boden der Erfahrungswissenschaft: er hat ihn in der That nicht eigentlich für einen andern Boden eingetauscht, sondern er ist über ihm ins Schweben geraten, — höher und höher — bis er endlich unsern Augen für immer entschwand.

Im Moment, wo er wohl schon im Begriff stand, den alten Boden zu verlieren, ihn aber noch unter den Füßen fühlte, schuf er die „Morgenröte“ und die „Fröhliche Wissenschaft“, zwei Werke, in denen er einer lebensvollen und ganz individuellen, zugleich aber auch noch klaren und gesunden, Ergänzung und Umschaffung seiner wissenschaftlichen Wahrheitserkenntnis vielleicht am nächsten gekommen ist. Es lag unstreitig ein Hauptwert der positivistischen Denkrichtung für Nietzsche darin, daß sie ihm wenigstens innerhalb gewisser Grenzen wirklich Spielraum für alle möglichen Stimmungs-Uebergänge und Gefühls-Schwankungen zu bieten vermochte und ihn damit eine zeitlang festhielt. Sie schlug ihn nicht in Fesseln, wie es die Metaphysik notwendig gethan hatte, sondern wies ihm nur eine Wegrichtung; sie bürdete ihm nicht ein Erkenntnissystem auf, sondern gab ihm im wesentlichen nur eine neue Erkenntnismethode an die Hand. Darum war auch seine Emanzipation von ihr keine so gewaltsame und plötzliche wie seine Wagner-Wandlung gewesen, sie war, anstatt eines Fesselsprengers ein allmähliches Sich-Verfliegen und Sich-Verlaufen, — aber wohl vollzog sie sich eben so unaufhaltsam und unwiderruflich wie die vorher-

gehende Wandlung. Denn über die rein empiristische Betrachtungsweise seiner Probleme, über die prinzipielle Beschränkung auf das Erfahrungsgebiet, mußte Nietzsche irgend wann einmal wieder hinaus; einer Philosophie der „letzten und höchsten Dinge" in irgend einer Form, konnte er, der ganzen Art seines Geistes nach, nicht dauernd entsagen. Es konnte sich im grunde nur darum handeln, auf welchem stillen Seitenweg er sich wieder dorthin zurückschleichen würde, — dorthin, wo die Götter und die Uebermenschen hausen.

Nietzsche schreibt einmal an Rée:

„Ach, liebster, guter Freund, mit dem schmerzlichsten Bedauern lese ich — — — die Nachricht Ihres Krankseins. Was soll aus uns werden, wenn wir in unseren besten Jahren so elend dahinwelken. — — — Will uns das Schicksal ein schönes Greisenalter aufsparen, weil — — — unsere Denkweise diesem am natürlichsten, wie eine gesunde Haut, anliegt? Aber müßten wir da nicht zu lange warten? Die Gefahr wäre, daß wir die Geduld verlören —".

Er verlor sie gründlich. Unter der „Greisenhaut", in welcher er zur Zeit seines eigentlichen Positivismus mit Schaudern drinsaß, unter dieser Haut des „affektlosen und einsichtigen Erkennenden", der sich abzufinden weiß, sowohl mit dem „pereat vita!" als mit dem gefürchteten: „Alles klar und alles zu Ende!" — regte sich schon jener stürmische Verjüngungsdrang, aus welchem heraus Nietzsche bald darauf eine Apotheose des Lebens, des ewigen Lebens, schrieb.

Das Schicksal brauchte ihm kein Greisenalter aufzusparen.

(Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Eisgang.

Modernes Schauspiel in vier Aufzügen

von

Max Halbe.

(Fortsetzung.)

Zweiter Aufzug.

Vorhaus bei Hugo Tetzlaff wie vorher. Sonniger Oktober-Nachmittag. Melancholisches Herbstlächeln. Bäume des Gartens halb entlaubt. Ein paar schräge Sonnenstrahlen lugen schalkhaft verstohlen ins Vorhaus. Beleuchtung einige Nuancen freundlicher als vorher. Ein leiser Schimmer, wie Nachglanz ferner Jugend, umspielt die alten Holzschnitte an den braunen Holzwänden. Manchmal hört man Peitschenknallen ausfahrender oder heimkehrender Arbeitswagen. Während der folgenden Gespräche sinkt langsame Dämmerung.
Frau Leidigkeit und Grethe Tetzlaff am Sophatisch. Beide in Trauer.

Frau Leidigkeit (mit einer Häkelarbeit beschäftigt, gesprächig). Ja, Ja! Hugochen wird das ein bischen schwer werden, bis er sich so ganz hinein arbeitet. Wenn man das so anders gewöhnt war, in Berlin . . .

Grethe (vor einem Buch, still, gedrückt). Der arme Hugo! Ich glaub', er hat sich seine Zukunft auch anders vorgestellt.

Frau Leidigkeit. Ich weiß wirklich nicht, was Du willst, Grethchen!

Grethe. Red' mir nichts, Tante! Hugo hat sich für mich geopfert.

Frau Leidigkeit. J, aber wenn auch, Kind! Hugo kann froh sein, daß er das schöne Grundstück hat. Sein eigener Herr . . . Was will er mehr? Statt sonst . . .? Wie lange hätte er sonst noch laufen können? Er wird nochmal Gott danken . . .

Grethe (seufzend). Ja! Ja!

Frau Leidigkeit. Das glaub' mir nur, Kind, das wird er auch. Ich kenn' die Welt besser als Du. Nein! Aber wer sich opfert . . Das will ich Dir sagen, Kind! Dein Onkel opfert sich.

Grethe (schweigt und sieht vor sich).

Frau Leidigkeit. Grad' in der schönsten Reise! Nein! Aber auch das! Den Tag vergess' ich in meinem ganzen Leben nicht! Grad' in Riva, in unserm Hotel am See . . Da muß das . . . Nein! . . Wie wir das Telegramm aufmachen . . . Ich denk' ja, ich krieg' den Schlag . . Ich flog ja am ganzen Körper! Peter mußte mir auf der Stelle eine Sifone bestellen. Das ist da so eine Art Selterwasser, aber doch ganz anders. Ja! und weg ging's . . . Ach! und der See war so blau . . so himmlisch blau, sag' ich Dir. Aber natürlich, Pflicht geht über Vergnügen . . . Da ist Peter nun . . (mit Geste) Pflicht! Oh! (herzlich) Na und es war ja auch sehr gut, daß wir kamen.

Grethe (hat sich auf den Stuhl am Fenster gesetzt, schaut manchmal verloren hinaus, mechanisch). Gewiß, Tantchen, gewiß! Wir danken Euch ja auch sehr.

Frau Leidigkeit (zusammenfahrend). Gott, nein! Dieses Peitschengeknall, wie das meine Nerven beleidigt! Rohe Menschen sind das doch hier! Ja, ich muß Dir doch sagen, Kindchen, Hugo ist doch noch recht unerfahren.

Grethe. Wundert Dich das, Tante? Er thut, was er kann.

Frau Leidigkeit. Ich maße mir ja natürlich kein Urteil darüber an. Aber Onkel, der doch so viele Jahre selbst sein Grundstück gehabt hat. Wenn der selbst sagt, gegen diese rohen Menschen hier ist im Guten nichts zu machen . .

Grethe. Hugo hat nun mal seine Ansichten.

Frau Leidigkeit. Ja, eben seine Ansichten! Bei aller Liebe für Hugo . . Ich will Dir sagen, Kind . . Hugo ist 'n bischen überspannt. Jawohl Kind, mit seinen Ideen! . . Und darum ist für Hugo das Beste, wenn er jetzt heiratet. Eine vernünftige Frau kann viel bei ihrem Mann. Das wird das beste Mittel sein, ihm seine kleinen Schrullen zu legen, dem lieben Jungen.

Grethe. Ich glaub' nicht, daß Hugo jetzt heiraten wird. Hältst Du die Zeit auch für sehr passend, liebe Tante?

Frau Leidigkeit (überlegen). Die Trauer warten wir natürlich ab. Soviel Takt kannst Du mir schon zutrauen, Kind. Nein, ich meine, man kann die Sache doch immer vorbereiten. Wir müssen für Hugo eine reiche Frau suchen.

Grethe. Also Hugo soll sich richtig verkaufen?

Frau Leidigkeit (überlegen, wohlwollend). Aber Grethchen, Du übertreibst doch auch gleich! Kein Mensch verlangt, daß Hugo sich verkaufen soll. Natürlich soll er eine Frau heiraten, die er liebt. Was ist das Leben ohne Liebe? Nein! gewiß . . aber . . (achselzuckend.) Für Hugo eine Frau ohne Geld . .?!

Grethe (schweigt).

Frau Leidigkeit. Du mußt nicht vergessen, liebes Kind, Ihr braucht Geld auf Euer Grundstück. Und das will ich Dir nur gleich sagen, mein liebes Kind, Onkel kann nichts mehr geben. Von Onkel erwartet nichts mehr. (Gerührt.) Der arme Peter opfert sich schon genug . .

Schweigen.

Grethe (plötzlich). Das will ich Dir auch sagen, Tante, ich werde mich nicht verkaufen.

Frau Leidigkeit (legt die Hand auf ihren Kopf). Ach, Du kleiner Trotzkopf Du! Dafür laß Du uns ältere Leute nur sorgen. Ach was schwärmt man nicht als junges Mädchen. Wenn's nachher ein bischen anders kommt . . .

Peter Leidigkeit und Hugo Tetzlaff treten durch die Mittelthür rechts ein.

Leidigkeit (eifrig auf Hugo einsprechend). Das is jo alles ganz gut. Aber georbeit' wird nich mehr holb soviel oß früher, das konn ich Dich man sogen. Zu meine Zeit . . .

Hugo (phlegmatisch, sarkastisch). War das alles ganz anders, jawohl! . . . Sehr gut!

Frau Leidigkeit (sich erhebend und auf ihren Mann zugehend). Männchen! . . . Nun was machen die Rüben?

Leidigkeit (setzt sich, nachdem er seinen derben Stock hinter den Schrank gestellt hat). J, das verdommtige Zeug will jo nuscht nich bringen. Da is jo mehr Unkraut, oß . . . oß Rüben. Unn denn . . was da is . . das braucht jo Tog' unn Tog', bis das weg is . . Da will jo niemand nich orbeiten von dem Pack. (Zu Grethe, die schweigend am Fenster steht.) No, was stehst Grethe? Konnst nich was thun?

Frau Leidigkeit (neben Männchen auf dem Sopha, wieder mit ihrer Häkelarbeit beschäftigt). Komm, Kindchen, nimm 'n bischen das Häkelzeug! Häkel 'n bischen! Du solltest wirklich ein bischen mehr Handarbeit machen, Grethchen! Onkel hat Recht.

Leidigkeit (Grethes Buch umschnüffelnd). Host wieder gelesen?

Grethe (bleibt ruhig am Fenster stehen). Ja, Onkel, ich hab gelesen!

Leidigkeit (brummig). Konnst auch was Besseres thun!

Hugo (hat seinen Hut auf den Tisch geworfen, läßt sich auf einen Stuhl am Fenster neben Grethe fallen). Wenn Du so fortfährst, Grethe, kannst Du noch ganz vernünftig werden.

Grethe. Das hoff' ich auch, Hugo.

Leidigkeit (brummig). Jo, sotz' ihr man solche Ideen innen Kopp!

Hugo. Jawohl! Wird mir zum besondern Vergnügen gereichen.

Leidigkeit. Sollen woll Alle so vorrückt werden, oß Du?

Hugo (humoristisch). Zu Befehl! Kann mir nichts besseres wünschen!

Leidigkeit. Deine eigne Schold is, wonn die Leute nuscht nich mehr orbeiten.

Hugo. Meine Schuld? Hm! . . Zu viel Ehre für mich. Sind schon von allein klüger geworden.

Frau Leidigkeit (liebevoll). Hugochen! Nimm doch etwas Rücksicht auf Deinen Onkel. Er ist doch ein älterer Mann wie Du.

Leidigkeit. Das gilt nu nuscht nich mehr, Omolie.

Hugo (müde). Wollen Frieden schließen, Onkel! Ob auf Deine Weise oder auf meine Weise . . . In den Dreck fährt die Karre doch. Höchstens auf Deine Weise noch um 50 Prozent schneller!

Leidigkeit. Onnsinn olles!

Hugo (unerschütterlich). 50—60 Prozent schneller nach mäßiger Berechnung. Auf meine Weise geb' ich den Leuten doch wenigstens eine anständige Behandlung, wenn ich Ihnen auch sonst nichts geben kann. Auf Deine Weise . . . Was sollen die Leute sagen, wenn sie um diese Zeit noch mit den Rübenfuhren nach der Fabrik müssen? Das macht böses Blut und das haben wir garnicht mehr nötig mit Rücksicht auf die sonstige Stimmung.

Leidigkeit. Onnsinn, sog' ich! Alles Onnsinn! Die Leute denken nich dron! Wonn man nich die Aufhetzer woren! Du host auch Schold! Wonn ich dem Pferd die Konthor' nich anzieh', geht's auch dorch. Die Aufhetzer sind's, sog' ich! So'ne oß der Spirck! So'ne giebts viele.

Grethe. Was ist mit Spirck?

Leidigkeit. Du konnst dich auch man schämen, mit so 'nem Menschen.

Frau Leidigkeit. Nein! aber sag' doch Männchen! Ist denn was passiert? Was Neues? Nein, sag' doch!

Leidigkeit. Vabotne Schriften hot er gelesen! Aufgehetzt hot er!

Frau Leidigkeit. Nein! Dieser Mensch! Was Du sagst?! Aber sowas!

Grethe. Der arme Mensch! Was wird nun mit ihm werden? Wie ist denn das rausgekommen?

Leidigkeit. Wo das rausgekommen is? Angezeigt worden is er. Der Schulänspekter is all dagewesen! Abgesotzt wird er!

Frau Leidigkeit. Nein so ein schlechter Mensch! Und ein Lehrer! (Schüttelt mit dem Kopf.) Wie der die kindlichen Gemüter vergiftet haben mag! Gott Lob und Dank, daß er jetzt wenigstens nicht mehr in dieses Haus kommen wird.

Hugo (sarkastisch). Weißt Du ja nicht, Tante! Vielleicht setzt Grethe ihre Musikstunde fort!

Leidigkeit. Donn fohren wir ob, Omolie.

Frau Leidigkeit. Hugo! Sei doch ein vernünftiger Mann! Nimm doch den Menschen nicht noch in Schutz. Schäm Dich doch vor diesem Haus, in dem Deine Eltern gelebt haben, wenn Du sonst keine Gebote mehr kennst.

Hugo. Gebote ist gut! Hast recht, Tante! Spirck rennt nur offene Thüren ein. Die Sache kommt schon von selbst. Laß nur erst die Strombauten anfangen.

Leidigkeit. Dommheit! Deine Strombauten

Hugo. Dummheit! hm! Werden vielleicht manchen klug machen! Lohnsteigerung! Verkürzte Arbeitszeit . . Dann werden wir nicht mehr 14 Stunden

arbeiten lassen, verehrter Onkel! Berechnen wir den Ausfall mit 2—3000 Mk. jährlich, sind wir gnädig. Reicht aber für uns schon immer aus. (Macht eine strangulierende Geste.)

Leidigkeit. Vorrückt bist! sog ich Dir! Weiter nuscht!

Hugo (sarkastisch). Verrückt? Jawohl! Liegt wahrscheinlich in der Familie! Passierte ja schon unserem Vater. Haben also die gleiche Perspektive!

Schweigen.

Frau Leidigkeit. Hugochen! Beherzige meinen treugemeinten Ratschlag. Heirate! Heirate ein wohlhabendes Mädchen, die Dir etwas Geld mitbringt! Die Du gern hast.

Leidigkeit. Omolie hot recht, Geld is immer zu brauchen!

Hugo. Bedank' mich bestens! Mühlstein gefällig? Haben schon genug an unsern.

Leidigkeit. Onnsinn! Geld brauchst! daß das Grondstück holten konnst! Denkst woll, bei ons is Lodwigen sein großes Portmonnäh? Nuscht giebts! Seh', wo Du fortkommst! Du host's! Du mußt's holten!

Hugo. Damit die Hypothek hübsch sicher bleibt? Nicht wahr? Darum mich verkuppeln lassen? Schönsten Dank!

Leidigkeit (aufgebracht). Worum host's denn genommen? Ich thot's nich nehmen, wenn ich so denken thot! Ich thot's teilen mit Deine Soziolbemokroten!

Hugo (schweigt).

Leidigkeit (aufstehend). Dommheit! Verdommtige! Donnerwetter soll reinschlogen! (Durch die Mittelthür rechts ab.)

Frau Leidigkeit (ebenfalls auf und ihm nach). Aber Peterchen! Männchen! Aerger Dich doch nicht! (Rufend.) Peterchen! (Ab.)

Schweigen.

Hugo (steht auf, reckt sich, verbissen). Aeh! Soweit sind wir also schon! (Geht auf und ab.)

Grethe (steht am Fenster, starrt in den dämmernden Garten).

Hugo (auf sie zukommend). Soweit sind wir also schon, sag' ich Dir, daß wir uns verkuppeln sollen und daß uns das nicht mehr besonders wunderbar vorkommt.

Grethe (dreht sich um, verzweifelt). Ich halt's nicht mehr aus, hier!

Hugo. Nächstens kommst Du an die Reihe, Schwesterchen!

Grethe (außer sich). Wenn das unsere Eltern wüßten! (Dreht sich zum Fenster, preßt den Kopf gegen die Scheiben.)

Hugo (wieder auf und ab). Unsere Eltern? . . Die werden sich ihren Schlaf nicht stören lassen! Das müssen wir mit uns selbst ausmachen! (Horcht.) Abendläuten! Hörst Du? Dann hat das Lied ein End'!

Schweigen.

Grethe (krampfhaft). Ach! Warum müssen wir so sein? Warum sagen wir nicht einfach: geht! geht! wir kümmern uns um keinen Menschen! wir sind frei! Wir . . Ach! (Läßt den Kopf sinken.)

Hugo (vor ihr). Warum? Warum? Hm! Warum sind wir nicht 100 Jahre jünger?

Grethe (aufschnellend). Du auch! Du bist auch immer so! Warum spiegelst Du Dir immer das Schlimmste vor? Warum muß immer das Schlimmste kommen? Warum sagst Du nicht, wir . . . Ach! . . (sinkt auf den Stuhl zurück.)

Hugo. Weil ich meine Gründe habe!

Grethe (verzweifelnd). Wenn die Strombauten für uns schlecht sind, dann laß doch nicht gebaut werden.

Hugo. Das werden wir nicht hindern können, und . . . wollen's auch nicht hindern. Keine Versuchung! Das haben wir begraben! (Deutet nach draußen.)

Grethe (stützt den Kopf aufs Fensterbrett).

Schweigen.

Grethe (aufspringend). Gut! Dann laß gebaut werden! Dann laß kommen,

was will. Dann wollen wir uns auch um nichts mehr kümmern! Wenn wir doch untergehen sollen, dann wollen wir wenigstens frei sein. Dann soll uns niemand mehr was sagen in unserm Haus! Dann . . . (Ballt krampfhaft die Fäuste.)

Hugo (geht langsam zur Hintergrundsthür, dreht sich noch einmal um). Dann wollen wir untergehen! Jawohl! (Ab.)

Grethe (sinnt vor sich hin).

Dr. Lange tritt durch die Mittelthür von rechts ein, poltert aus Versehen, bleibt etwas zögernd stehen.

Grethe (fährt zusammen, springt auf, dreht sich um). Ach! (Schwer atmend.) Mein Gott, Sie, Herr Doktor?

Dr. Lange (näher kommend, vergnügt, herzlich). Na, Sie hab' ich ordentlich erschreckt, was? Woran dachten Sie nu eigentlich, Fräulein Grethe?

Grethe (ihm entgegen). Ach es war so dumm, ich denk' immer, Papa kommt durch die Thür. (Reicht ihm die Hand, herzlich.) Guten Abend, Herr Doktor.

Dr. Lange (ihre Hand drückend). Guten Abend, Fräulein Grethe. Vor allem sag' ich Ihnen, sitzen Sie nicht so viel zwischen den alten dumpfen Wänden. Hab' ich schon mal verordnet. Wenn Sie nicht gehorchen, komm' ich überhaupt nicht mehr. Raus, in die Luft! Damit Sie auf andere Gedanken kommen. Ich sag' Ihnen, das ist ein Tagchen heute! Suchen Sie den im Oktober! (Legt ab.)

Grethe (am Fenster). Kommen Sie hierher, Herr Doktor, ins Helle. Wir wollen ein bischen in den Herbst sehen.

Dr. Lange (setzt sich auf einen Stuhl, gegenüber Grethe). Von Innen das nutzt nichts! Immer frisch raus! Sauerstoff, Fräulein Grethe! Sauerstoff! Sie sehen mir zu schmalbackig aus! Potz Donner! Sie sind doch 'n Landkind!

Grethe (versunken). Sehen Sie, wie die Blätter schon fallen über Vaters Grab! (Schaut hinaus.)

Dr. Lange (augenzwinkernd, nahe an Grethes Ohr). Das kommt an uns alle, Fräulein Grethe! Reine Formveränderung! Weiter nichts. Kein Atom geht verloren. Sehen Sie, das ist unser Jenseits! Unser wissenschaftliches!

Grethe (düster). Und das soll uns trösten?

Dr. Lange (wie vorher). Das tröstet uns vollständig, wenn wir das erfaßt haben.

Schweigen.

Grethe (leichter). Also Sie kommen nächstens überhaupt nicht mehr, Herr Doktor? Aufgehört hat's ja jetzt eigentlich schon! So läßt man seine Freunde im Stich!

Dr. Lange (herzlich). Das müssen Sie mir nicht übel nehmen, Fräulein Grethe. Die Praxis blüht augenblicklich. Menschlich ist das ja immer 'n bischen . . . (achselzuckend.) Man thut was man kann. Wir haben momentan die richtige, ausgewachsene Typhus-Epidemie, geradezu Reinkultur! Die Rüben-Arbeiten in der nassen Witterung! In Bärwalde hatte ich gestern wieder zwei Fälle unter den russischen Rübenleuten.

Schweigen.

Grethe. Und das war wirklich der einzige Grund, Herr Doktor?

Dr. Lange (erstaunt). Grund? Daß ich nicht kam? Natürlich, Fräulein Grethe! Was denn sonst?

Grethe (noch zweifelnd). Ganz gewiß, Herr Doktor?

Dr. Lange (humoristisch). Sie meinen, ich schwindle berufsmäßig?

Grethe. Ach! Ich dachte nur wegen Onkel Leidigkeit.

Dr. Lange. Weil mich der nicht besehen kann, denken Sie? Ich ihn auch nicht.

Grethe. Ich dachte, weil wir diese . . (ausbrechend) diese Menschen hier im Hause haben, lassen Sie uns im Stich!

Dr. Lange. Ich besuch' Sie, Fräulein Grethe und Ihren Bruder. Das ist

doch hier Ihr Haus, denk' ich, oder nicht? Meinen Sie, ich lass' mich raus-grauen? Ich bin garnicht graulig, Fräulein Grethe!

Grethe. Ach man bildet sich ja alles mögliche ein! Daß man auch dazu..! Na, daß Sie einen auch dazu rechnen . . und überhaupt . . Ach! lauter Unsinn!

Dr. Lange. Lauter Unsinn! Ja! Das scheint mir auch so. Das kann ich Ihnen man sagen, Fräulein Grethe.

Grethe (erleichtert). Ich bin wirklich nicht so . . Ich bin ganz vernünftig geworden.

Dr. Lange (herzlich). Bleiben Sie das auch, mein liebes Fräulein Grethe! Halten Sie den Kopf hoch. Jeder auf seinem Posten und . . (erhebt den Finger.) Sauerstoff! Sauerstoff!

Grethe. Ich hab' Ihnen das sehr übel genommen. Man will doch seine Freunde nicht so verlieren. So gemein! Nein wirklich, man hat garnicht so viel!

Dr. Lange. Na, geben Sie mir Ihre kleine Hand, Fräulein Grethe. (Reicht ihr seine Hand).

Grethe (besieht ihre Hand). Ist garnicht so klein! Ist ziemlich groß, finden Sie nicht?

Dr. Lange (ihre Hand schüttelnd). Wir beide bleiben gute Freunde, was? Woll'n das festhalten als ehrliche Kerls!

Grethe (mit vollem Blick zu ihm). Als ehrliche Kerls! (Besieht ihre Hand). Au! Herr Doktor! (schwenkt den Finger.) Ganz braun und blau!

Dr. Lange. Na entschuldigen Sie mal! Ich drück manchmal so'n bischen!

Schweigen.

Grethe (wieder trübe). Ach! Wir haben's schwer, Herr Doktor! Sie wissen garnicht, wie wir . . . Ach! (Schüttelt den Kopf.) Hugo ist immer so . . lauter Todesgedanken . . ach, hier gehen die Geister bei hellem Tag' spazieren.

Dr. Lange. Das ist eben Ihr verdammtes Unglück, daß Sie überall was sehen. Raus mit Ihnen an die Luft! Da wo's Leben ist. Sie meinen, hier giebt's keins? (Vertraulich.) Es giebt genug. Wozu haben Sie Ihre Leute? Da giebt's genug zu helfen!

Grethe (traurig). Ach! Was man sich mal eingebildet hat! So als Backfisch in der Pension, was man sich für Ideen vom Leben gemacht hat! Wie das Alles mal kommen sollte! Alles so furchtbar großartig und . . . Ich möcht' bloß wissen, was aus all meinen Freundinnen geworden ist? Ob's denen auch so gegangen ist?

Dr. Lange (nahe an ihrem Ohr). Mit Sicherheit!

Grethe (kopfschüttelnd). Schrecklich! Ja, ja, was sind wir Frauen?

Dr. Lange (tröstend). Ist mir grade so gegangen, Fräulein Grethe.

Grethe. Sie auch und ich! . .

Dr. Lange (an ihrem Ohr). Ist ganz dasselbe, Fräulein Grethe. Nach hundert Jahren ist alles vergessen, das kann ich Ihnen verraten. Jeder thut seine Pflicht und damit basta! Haben Sie keine Pflicht?

Grethe (schaut ihn an). Herr Doktor!

Dr. Lange. Na also! Ihr Bruder steht für Sie ein und Sie für Ihren Bruder! Das ist doch schon was! Das gehört sich so! Und dann bleibt auch noch verschiedenes Andere! Noch viel zu thun hier, Fräulein Grethe!

Grethe. Ach! Ich möcht' ja alles . . . Aber Hugo lacht mich ja aus . . Hugo hält einfach nichts von mir . .

Dr. Lange. Schwerenot! Kopf hoch! Vor Allem hier'n bischen Licht machen! Raus mit all' dem alten Zeug . . und draußen im Garten mindestens die Hälfte Bäume weg! (Achselzuckend). Na . . und das Erbbegräbnis müßen wir freilich lassen.

Grethe (ernst). Ja, ja, Herr Doktor. Darüber kommen wir nicht hinaus.

Hugo (kommt aus dem Hinterzimmer, geht auf Lange zu). Guten Abend, Doktor! Hab' mich also nicht getäuscht! Freut mich von Herzen.

Dr. Lange (erhebt sich und begrüßt Hugo). Guten Abend, lieber Freund!

Hugo (setzt sich ebenfalls, sieht sich um). Dunkel hier! Was meinst Du Grethe, willst Du uns nicht die Lampe bringen?

Grethe (erhebt sich lächelnd). Ich geh' schon, Hugo. Nun setzen Sie ihm mal ordentlich den Kopf zurecht, Herr Doktor. So recht ordentlich. (Nimmt ihr Buch, ab).

Dr. Lange. Na erzähl' mal, Kerlchen!

Hugo (sitzt in Nachdenken da, schweigt.)

Dr. Lange. Was hast Du nun in der letzten Zeit so im allgemeinen ausgerichtet.

Hugo (aufsehend). Ausgerichtet? Garnichts, Doktor. Ich sag' Dir, spaßhafte Geschichte! Onkel Leidigkeit hat sich partout in den Kopf gesetzt, mir das Wirtschaften beizubringen und wie man seine Leute zu behandeln hat. Probates Recept! Die Knute! Nur die Knute! Sind bloß garnicht recht gelehrig hier.

Dr. Lange (vertraulich). Könnten wir dem Mann nicht vielleicht 'ne kleine Luftveränderung verordnen? Gardasee oder so etwas? Ich denke, wir spedieren die beiden Präparate zurück dahin. Der alte Herr hat so wie so Gallenstein.

Hugo (steht auf und geht einmal auf und ab, bleibt vor Lange stehen). Darum also ist mein Vater aus der Welt gegangen, Doktor, damit dieser Mensch kommt, und auch das Letzte verdirbt! Ist das nicht eine Ironie? (Wieder auf und ab.)

Dr. Lange. Kerl! Du bist doch 'n Mann! Nu sei doch 'n Mann! Zeig's ihnen mal!

Hugo (in seinen Gedanken fortfahrend). Eine Ironie, sag' ich Dir, ausgesucht! Wenn ich mir die Sache überdenke, so muß ich sagen, wir hätten etwas machen können! Wir hätten das Grundstück halten können. Nicht für immer, aber bis auf weiteres. Durch vernünftige Behandlung hätte etwas werden können! Wir wären zum Schluß zum Teufel gegangen, aber wir hätten doch unsern Mann gestanden!

Dr. Lange (ernst). Und das hast Du jetzt aufgegeben?

Hugo (setzt sich wieder). Aufgegeben! Sehr richtig! Ich sage Dir, Doktor, wenn Du einen Eingemauerten sehen willst, studier das an mir! Vorzügliches Objekt! Und dabei sich zu sagen, Du hast Deine Ideale gehabt! Du hättest ein Techniker werden können, wie vielleicht nicht viele! Um ein Haar breit wärst Du ein Mann geworden ... ich will Dir keine Komplimente machen, Doktor, die Sache liegt so ... ein Mann, wie Du z. B., der sich um nichts zu kümmern hat und seinen Weg geht ...

Dr. Lange (vertraulich). Wenn ich an Deiner Stelle wäre, Mensch, ich müßte mir erst, was man so nennt, die Ellbogen (mit Pantomine) freimachen .. Na, und wenn der Kerl dabei rausfliegt ... meine Schuld wär's nicht. Warum steht er da?

Hugo. Du an meiner Stelle? Hm! Du an meiner Stelle wärst vielleicht grad' so dran! Bedenken wir, Doktor, der Mann ist mein Gläubiger. Seine Gläubiger muß man sich warm halten. Das ist auch so eine Konsequenz! Ich sage Dir, diese Konsequenzen! diese Konsequenzen alle, wenn man erst drinn sitzt .. die muß man zu Ende denken. Zu Ende denken will ich! Das laß ich mir nicht nehmen (steht auf.) Weißt Du, daß ich heiraten werde, Doktor? (Geht auf und ab.)

Dr. Lange. Du? Das wär' vielleicht noch nicht das Schlimmste! Das wirkt ableitend. Aerztlich nicht abzuraten. Du bist alt genug. (Augenzwinkernd.) Zeugungskräftig. Wen denkst Du denn? Ich kenn' doch niemand!

Hugo (mit Geste). Möglichst schwer! (Setzt sich wieder.)

Dr. Lange. Wer hat das gesagt?

Hugo. Onkel Leidigkeit!

Dr. Lange (grob). Im Ernst! Schmeiß den Lumpen möglichst schnell raus.

Schweigen.

Dr. Lange (steht auf, geht ein paarmal auf und ab, kommt wieder zurück, fährt heraus). Eine ganz niederträchtige Geschichte! An Dir liegt's! Du könntest ganz was anderes sein! (Schüttelt die Arme). Du könntest etwas wirken! (Setzt sich wieder).

Hugo. Ich könnte wirken, wenn ich die Konsequenzen bis zu Ende ziehe, jawohl! Das wollen wir! Darum hat Onkel Leidigkeit vollkommen Recht. Du

willst das Grundstück halten! Du willst höhere Löhne zahlen! Du willst Deine Leute zu Menschen machen! Heirate!!.. Reich heiraten!!... Ich sage Dir, Doktor, wenn man soweit ist, wie ich ...

Dr. Lange (verzweifelt herausfahrend). Schwerenot! Dann heirate! Heirate den ältesten und reichsten Drachen, den Du auftreiben kannst! Gemein bleibt's! Das kann ich Dir bloß sagen. Aber wenn Du nicht anders kannst ... Wir sind Menschen. Wenn Du ein Kerl danach bist, kannst Du's wieder einbringen. (Augenzwinkernd.) An Deinen Arbeitern und sonst .. Vielleicht noch 'n kleinen Ueberschuß ..

Hugo. Ich habe so einen Ekel davor gehabt .. und jetzt stecken wir drinn bis über die Ohren und werden uns unser Leben danach einrichten.

Dr. Lange (legt ihm die Hand auf die Schulter). Meine Absolution hast Du. Gieb mir Deine Hand, Kerlchen. Du thust mir leid! Ich thät's nicht. (Beide schütteln sich die Hände.)

Hugo. Doktor, Doktor! Verschwör' Dir nichts! Denk an unsere vernünftige Weltordnung! (Durch die Mittelthür rechts tritt)

Bauführer Krüger (ein, mit burschikoser Verbeugung). Ah! Guten Abend, meine Herren. Sie auch da, Herr Doktor? Sehr angenehm! Lang' nicht mehr gesehn!

Dr. Lange (erhebt sich). Guten Abend, wünsch' ich. (Setzt sich wieder.)

Hugo (aus seinen Gedanken aufgeschreckt). Gegrüßt, Bauführer! Fidele Skatlaune mitgebracht?

Bauführer (ablegend). Doch erlaubt? Störe doch nicht? Wohl noch etwas zu früh zum Skat? Herr Onkel wohl noch draußen in der Wirtschaft?

Hugo (mit Galgenhumor). Mein Onkel? Hm! Zu Befehl! Wird wahrscheinlich sofort antreten! Zur Notiz, Doktor! Jeden Mittwoch Abend, pünktlich um 7 Uhr wird Skat gespielt. Willst Du eintreten, Doktor, als vierter Mann? Sehr interessante Beschäftigung!

Dr. Lange. Dazu kriegst Du mich mit keinen zehn Pferden, das sag' ich Dir im Voraus.

Bauführer. Was? Nicht mal Skat? Was spielen Sie denn, Doktor? Edelste Spiel! Sonderbar!

Dr. Lange. Wenn's anfangen soll, dann sag Mann, dann geh' ich.

Bauführer (abwehrend). Ah! Bitte sehr! Was sagen Sie nun zu dem Fall heute Vormittag? Flagrant! Sie kennen doch den Besitzer Janzen in Raudnitzerfelde?

Hugo. Wird gekannt! Jawohl? Zwillinge geboren?

Bauführer. Oh! Aber bitte sehr! Höchst ernsthafte Geschichte! Also, Sie kennen ihn? Liebenswürdiger Herr im Umgang, nicht wahr? Soll ja zu seinen Leuten bischen grob gewesen sein. Angeschnauzt haben. Na, geht ja mal nicht anders! Fährt also heut Vormittag durchs Dorf, Raudnitzerfelde natürlich. Wie er am Krug vorbeikommt, hat sich .. ganzes Pack gesammelt, frühere Leute von ihm, sonstige Existenzen .. Man kennt das ja .. Natürlich im Krug gesoffen. Wollen den Mann nicht weiter fahren lassen .. Stehen im Wege .. Machen die Pferde scheu .. Drohen wahrscheinlich ... Der Mann fordert im Guten auf .. Hilft nichts. Na schließlich, was bleibt dem Mann übrig? Zieht den Revolver und schießt ... (Achselzuckend.) schießt!

Dr. Lange. Ja! und schoß gleich durch die große Arterie, hier oben am Halse.

Bauführer. Ah! Wissen also davon, Herr Doktor. Na was sagen Sie dazu?

Dr. Lange. Ja! Ich wurde geholt. Als ich kam, war natürlich alles vorbei. Tod durch Verblutung. Der arme Kerl hat keine 5 Minuten mehr gelebt.

Hugo. Familienvater?

Bauführer. Ah! Kein Bein! Unverheiratet. Sogenannter Losbändiger!

Hugo (sarkastisch.) Nicht mal Familienvater? Lappalie!

Bauführer. Heikler Fall! Gewiß! . . Offen gestanden, stelle mich voll und ganz auf den Standpunkt des Besitzers. Nur keine Rücksichten in solchem Fall. Nur keine Sentimentalität! Notwehr! Weiter nichts!

Dr. Lange (beugt sich zum Bauführer hinüber, dicht an seinem Ohr). Ich will Ihnen man sagen, Herr Bauführer, der Mann in Raudnitzerfelde, der den andern in die große Arterie geschossen hat, der imponiert mir garnicht! (Steht auf.)

Bauführer (einen Augenblick verdutzt, fährt dann auf, hält aber zurück, dreht nervös seinen Schnurrbart).

Hugo (Lange, der nach seinem Hut sucht, nachrufend). Aber Doktor! So garnicht modern! Die Knute, sag' ich Dir! Nur die Knute! Und den Revolver! Knute Revolver! Beherzigen wir das!

Dr. Lange (Hut in der Hand). Guten Abend, meine Herrschaften.

Hugo (nachrufend). Auf Wiedersehen! Doktor.

Dr. Lange. Auf Wiedersehen! (Will hinaus, trifft auf)

Grethe, die sehr erstaunt fragt). Schon weg, Herr Doktor?

Dr. Lange (humoristisch). Sehr eilig, Fräulein Grethe. Falls wieder jemand totgeschossen wird! Auf Wiedersehen! (Ab.)

Bauführer (halb für sich). Unangenehme Persönlichkeit! (Steht auf mit Verbeugung). Ah! Sonnenaufgang am Abend! Gnä'ges Fräulein, schätze mich glücklich.

Grethe (ernst). Guten Abend, Herr Bauführer! (Zu Hugo). Warum war Herr Doktor Lange so eilig?

Bauführer. Ah! Nichts weiter! Kleine persönliche Differenzen. Nichts von Bedeutung.

Hugo (zu Grethe). Onkel Leidigkeit draußen?

Grethe (die sich auf's Sopha gesetzt, müde). Ich glaub', er ist draußen auf dem Hof, es giebt schon wieder Skandal.

Hugo. Skandal? Seltenheit! Warum denn schon wieder?

Grethe. Die Rübenfuhrleute sind zurück! Alle betrunken! Onkel schimpft schrecklich! Man hört's bis ins Haus!

Bauführer. Ah! Um so bessere Laune nachher zum Skat! Verzeihen gnä'ges Fräulein das harte Wort: Ganz anderer Mensch, wenn man sich wieder mal ausgeschimpft hat!

Hugo. Entschuldigen Sie. (Schnell ab.)

Grethe. Nehmen Sie Platz, Herr Bauführer!

Bauführer. Gestattet an der Seite des gnädigen Fräuleins?

Grethe. Wo Ihnen beliebt, Herr Bauführer.

Bauführer (sich zu ihr setzend). Gnä'ges Fräulein scheinen müde, abgespannt.

Grethe (kühl). Nicht, das ich wüßte.

Bauführer. Ah! Pardon!

Grethe. Bitte sehr.

Durch die Mittelthür rechts treten Leidigkeit und Frau Leidigkeit, hinter ihnen Hugo ein.

Frau Leidigkeit. Aerger Dich nicht, Männchen! Die sind das garnicht wert, die rohen Menschen. Denk an Deine Gallensteine!

Bauführer (hat sich erhoben). Guten Abend die Herrschaften.

Frau Leidigkeit. Ah! Guten Abend, mein lieber Herr Bauführer. (Begrüßt ihn.)

Leidigkeit. 'n Obend, Bauführer! Zum Skot?

Bauführer. Pünktlichst eingefunden! Habe leider gestört? . .

Leidigkeit. Wo sind die Korten, Hugo? Host Recht, Omolie, nich orgern! So'n verdommtiges Pack! Pf! (Schnauft auf, setzt sich.)

Frau Leidigkeit. Laß den Menschen bloß nicht herein, Hugo! Onkel ärgert sich ja 'n Schlag.

Leidigkeit. Gallensteine hob ich all!

Frau Leidigkeit. Herr des Himmels! Da kommt er ja! (Man hört von rechts Lärm und schwere Schritte).

Bauführer (sich erhebend). Keine Angst, gnädige Frau! Den werden wir schon zur Raison bringen! Passen Sie mal auf!

Hugo (der so lange am Tisch gestanden hat, tritt an den Bauführer heran). Wollen das lassen, Bauführer! Werden schon selbst mit ihm fertig!

Bauführer (zurücktretend). Pardon! . . Wollte Ihnen nur Beistand leisten. (Setzt sich).

Leidigkeit (erhebt sich, rot vor Wut). Hond, der! Loß ihm man kommen! . . Nuscht kriegt er!

Frau Leidigkeit (mit Entsetzensschrei). Peterchen! (Klammert sich an ihn an).

Ruttkowski (angetrunken in der Mittelthür erscheinend). Go'n Owend, jonge Hahrke!

Leidigkeit (sich von seiner Frau losreißend). Was will Er? (Geht auf ihn zu.)

Ruttkowski (zu Hugo). Jonge Hahrke, äck wull Aenne man frohge, sänn' äck bi Aenne äm Dehnst oder bihm olle Hahre?

Hugo. Warum, Ruttkowski?

Ruttkowski. Wihl . . (Verlegen.) Sähne Sä, jonge Hahr, bi Aenne blähf äck jo . . oder bim olle Hahre . . (trotzig). Nich ähne Stunn' länger!

Leidigkeit (vor ihm). Raußer geht Er!

Ruttkowski. Ware Sä mi mihn Loschihn gähwe?

Leidigkeit. Nuscht kriegt Er!

Frau Leidigkeit (bei ihm). Männchen!

Ruttkowski. Aeck fohr' nich mihr tor Fabrick!

Leidigkeit (außer sich). Er fohrt!

Ruttkowski (trotzig). Onn äck fohr nich . . . Dohne Sä mi wat!

Leidigkeit (zu Hugo). Schmeiß' ihm raußer, Hugo!

Hugo (achselzuckend). Ruttkowski, seien Sie vernünftig! Gehen Sie nach Haus! Morgen sprechen wir weiter!

Ruttkowski (halb bittend). Mihn Loschihn, jonge Hahrke!

Bauführer (springt auf). Warten Sie, Herr Leidigkeit. Das wollen wir schneller besorgen! (Packt Ruttkowski beim Arm.) Marschir raus!

Ruttkowski (sich anstemmend). Wat sänne Sä?

Bauführer. Raus! Raus! (Sucht ihn rauszuschieben.)

Ruttkowski (ihn anpackend). Erscht Ohm! denn Ohm's Sähn! (Schiebt ihn vor sich.)

Bauführer (außer sich). Kanaille! (Greift in seine Tasche.)

Ruttkowski. Schorfkrät, wat wällst? (Faßt ebenfalls in die Tasche.)

Bauführer (der seinen Revolver gezogen, will abdrücken, Hugo springt dazwischen, entreißt ihm den Revolver).

Hugo. Hier wird nicht mit dem Revolver gespielt. Ruttkowski, stecken Sie das Messer weg. Das Messer weg, sag' ich!

Ruttkowski (tritt einen Moment eingeschüchtert zurück).

Bauführer (einen Schritt auf Hugo zu). Herr!

Hugo (ebenso). Herr? Zu Befehl! Herr in meinem Haus!

Frau Leidigkeit (die solange starr zugesehen hat, zum Sopha). Meine Nerven! Ich kann nicht mehr!

Leidigkeit (dreht sich um, geht ebenfalls zum Tisch). Schod' um unsern Skot, Omolie!

Vorhang.

(Fortsetzung folgt.)

„Heilige“ Ueberzeugung.

Von
Felix Rütteler.

Nicht nur des Gemütes Arkadien ist versunken, „da ihr noch die schöne Welt regiertet, holde Wesen aus dem Fabelland“; auch der Verstand sieht sich durch die erbarmungslose Entwickelungslehre aus den bequemen Gefilden „ewiger Wahrheiten“ vertrieben, in ein Meer gestürzt, dessen Ufer uns noch gar nicht erkennbar sind. Dort treibt er angstvoll umher, in Todesfurcht auf die erste, winzigste Klippe zusteuernd, einen neuen Wert als Halt suchend; er krallt sich fest; aber die Klippe erweist sich als treibender Bimstein eines riesigen Vulkanausbruches und sinkt mit ihm, flutet mit ihm weiter, einzig das uralte Wort des Heraklit aufs neue bestätigend: Alles fließt!

Alles fließt. Heut mehr als jemals! Ungeheure Gebiete sind allerorten neu erschlossen — keines durchforscht, keines auch nur scharf abgegrenzt. Nur soviel sehen wir, daß mit Darwin eine Bewegung anhob, so bedeutsam wie die durch das kopernikanische System eingeleitete. Diese stürzte die gäocentrische Weltanschauung. Jetzt fällt die anthropocentrische, es rüttelt an der — wenn die Wortbildung einmal hingehen darf — egocentrischen. Aber kaum bricht dem Menschen ein spekulatives Kartenhaus zusammen, das er in usum Delphini für seinen Seelenfrieden, sein ästhetisches Abrundungsbedürfnis geschaffen, so ergreift ihn von neuem die Bauwut. Daß das Material noch gar nicht gesichtet, die Werkzeuge noch gar nicht scharf und mächtig genug sind, übersieht er; wie in der altchristlichen Bauperiode pflanzt er in seine neue Basilika harmlos die Stützen aus allen möglichen, in Trümmer gegangenen Vorzeittempeln und streckt über diesen Mischmasch verblichener Herrlichkeiten ein spärliches hölzernes Notdach, nur um nicht auf der Straße zu sitzen. Denn das ist schrecklich, das ist tötlich! Da weht der rauhe Wirklichkeitswind, da lauern die gierigen Ungetüme Notwendigkeit, Wechsel und Vergehen, Grenzenlosigkeit und suchen, wen sie verschlingen. Und der Mensch hat gleich dem Einsiedlerkrebse einen sehr empfindlichen nackten Schwanz, genannt Gemüt, in den die Ungetüme am ehesten hineinkneipen. Deshalb sucht er sich für seine zarte Stelle das erste beste Muschelhaus, um sie darin zu bergen und mit scharfen Waffen von vorn zu verteidigen.

Nun ist freilich das Gemüt naturgeschichtlich geradeso als Thatsache hinzunehmen als der schalenlose Hinterleib des Einsiedlerkrebses. Ja, es ist eine Macht, die, bislang wenigstens, die Menschheit in ungleich höherem Maße bewegt und geleitet hat als die Vernunft. Vom Standpunkte persönlichen Glücksbedürfnisses — der ja eben schon ein rein trieblicher ist — kann auch gar nicht

erstrebt werden, daß die Abstraction die Herrschaft der Gefühle ablöse. Einer meiner Freunde hat denn auch wirklich bereits in individuellstem Ausbau für sich ein System „ästhetischen Klerikalismus" als Menschheitsrettung und beglückung konstruiert. Die Künstler werden eine Art Magier, und das Volk schlürft gläubig Entzückung aus ihren Werken und — zahlt Kirchenfürstengehälter dafür. Jedenfalls sehr hübsch gedacht für die Kunst, und keineswegs schlechter für die gläubigen Gemüter, als die bisherige sinnenfeindliche Suggestion des Uebernatürlichen.

Wenn nur nicht auch in dieses extreme Gebäude die Vernunft wie in alle Gemütskartenhäuser so leicht Bresche schießen und die ganze Herrlichkeit doch wieder zu Plunder machen könnte!

Und das ist's ja eben, die fatale Vernunft, die allen braven Staatswesen schon so viel zu schaffen gemacht, so viel Folterknechts-, Zensoren- und Sykophantengehälter gekostet hat, wegen ihrer fortgesetzten Umstürzlertendenzen! Sie stört uns jedes Vergnügen — wenn wir nicht endlich anfangen wollen, uns an ihr selbst zu vergnügen, wenn wir uns nicht endlich einmal nackt an die Straße setzen wollen, damit wir den Odem der Schöpfung frei und stark um uns wehen fühlen und auch unsere Kehrseite einer Entwickelung im freien geistigen Kampfe ums Dasein aussetzen. Ob das Gemüt dabei rudimentär verkümmert, oder ob es einen stärkeren Panzer erhält, käme auf den Versuch an. Ich mag es hier nicht untersuchen und will auch nicht einmal entfernt das Recht seiner Macht leugnen. Aber weil es in einer Zeit der fließenden Ideen das Allerschlimmste ist, zu frühe zum Stillstand zu kommen, da dieser nur durch einen reinen Willkürakt erzielt werden kann, weil es uns — einmal abgesehen von aller Gemütssehnsucht nach einer „befriedigenden" Weltanschauung — zunächst nur darauf ankommen muß, Anschauungen, Erfahrungen zu sammeln, so wird eine lediglich um des Experimentes willen dem Gemüt feindliche Betrachtungsweise vielleicht doch mancherlei Verwertbares zum Vorschein bringen.

Denn sehen wir einmal ohne Schonung uns liebgewordener Vorstellungen genauer zu, so wird uns offenbar, daß fast auf allen Wiesengründen, von denen unsere Vernunft Nahrung suchte, das Gemüt der Strick gewesen, der den „Mann, der spekuliert" auf enger abgegraster Fläche im Kreis herumgeführt — und rings herum ist grüne Weide. Und dieser Strick ist an dem großen Pfahl im Fleische unserer Erkenntnis, an der Ichsucht, angebunden.

Nun ist freilich das Ichgefühl die einzige wirkliche Offenbarung, die wir besitzen, das Einzige, von dem wir als einem Gegebenen ausgehen können und müssen, und unser Weltbild demnach immer nur eine mehr oder minder große Strahlenkugel um das Kraftcentrum unseres Ichs, die, endlich begrenzt, im Unendlichen schwimmt, von ihm also nur ein Teil sein kann und von anderen endlichen Strahlenkugeln nur immer mehr oder minder peripherisch durchdrungen wird. Ob menschliches Erkennen seine Fühlerstrahlen je bis ins Unendliche ausdehnen, so Welt- und Ichcentrum in eins verlegen und damit zum Absoluten gelangen kann, ist gegenwärtig zu bezweifeln, aber von unserem fließenden Entwicklungsstandpunkte aus mindestens nicht strikte zu leugnen. Das aber ist jetzt schon erkennbar: bisher hat man weniger nach dem Möglichen, der Verlängerung unserer Fühlfäden, als nach dem Unmöglichen gestrebt, das Weltcentrum in unser eignes Ichcentrum hineinzuwälzen. Man bewegte sich auf dem schädlichen Zirkel, aus der Welt für das Ich Gesetze abzuleiten, während man doch die Welt zuvor nach dem Ich zurechtgemodelt hatte. Unsere Weltbetrachtung ist

eine im letzten Sinne ästhetische, auf menschliche Lust und Unlust basierte, gewesen und deshalb meist eine egozentrisch befangene geblieben.

Nun ist freilich auch der Erkenntnistrieb eben ein Trieb, ein Bedürfnis nach Kraftbethätigung, nach — Lust. Aber für ihn ist wenigstens das bindende Gesetz gefunden, die Logik, die ihn doch nicht fesselt, sondern gerade frei macht. Es gilt nur, ihn rein zu bethätigen und der Fehlerquellen aus Lust und Unlust eingedenk zu bleiben.

Der Durchschnittsmensch meint allerdings, der „gesunde Menschenverstand", d. h. wohlgemerkt sein gesunder Menschenverstand, sei eine reine Erkenntnisquelle; er hat immer recht, das kann gar nicht anders sein! Mit der unangenehmen Thatsache, daß andere Menschen mit anderen Anschauungen ebenfalls recht haben wollen, hat er sich durch eine malerische „Vertreibung" der Begriffe von Vernunft und Unvernunft, Recht und Unrecht mittels des großen Pinsels Feigheit abgefunden, indem er alles, was ihm nicht paßt, „Ansichtssache" nennt und nun nach dem Grundsatze „Leben und Lebenlassen" fordert, daß man ihn in seinem Kartenhause unbelästigt lasse, dafür würde er auch andre nicht umpusten. Und aus dem dunklen Gefühl der Windigkeit des Kartenhauses heraus hält jeder den anderen immer halb für einen Püsterich, der seiner Baracke gefährlich werden kann. Gegen dergleichen Bösartige schützt man sich dann durch gemeinsame Umfall-Versicherungen von Ansichtskartenhäusern, genannt Heiligsprechungen und Dogmen, und verbrennt, brandmarkt, bespeit und beheult diejenigen, die in den reinen Sphären des Denkens ihre Lungen gefahrdrohend über das Kümmerlichkeitsmaß erweitert haben.

So bietet der gesunde Menschenverstand der Masse, zugleich naiv unfehlbar und feige abfallerbötig, sofort das kläglichste Satyrspiel auf die Vernunft.

Aber ein richtiger Instinkt steckt trotz allem in dieser Rechthaberei der „Ansichts"menschen. Und zugleich steckt darin das halb unfreiwillige Zugeständnis einer Apotheose der Vernunft. Denn mit fortschreitender Entwickelung der Menschheit ist der größerwerdende Verstand mehr und mehr der Regulator des Thuns der Menschen geworden. Dieses aber, zunächst rein triebliche Emanationen des Ichs, kann naturgemäß nur von soviel Verstandeskraft geleitet werden, als in jedem besonderen Ich aufgestapelt ist. Jeder hat somit ein gewisses angeborenes Recht, seinem Verstande zu folgen. Jeder giebt aber andererseits, indem er seinem Verstande folgt, implicite zu, daß der Verstand an sich wirklicher oberster Regulator unserer Handlungen ist, gesteht ihm also damit die Herrschaft über die übrigen Triebe theoretisch zu, die er ihm praktisch keineswegs überall einzuräumen bereit ist.

Das wird freilich begreiflich, wenn man erwägt, daß auch der Verstand das Produkt einer Entwickelung, und zwar einer späten Entwickelung ist. Unter dem Zwange zu leben hat der Mensch von Anbeginn an weit eher handeln müssen, ehe er alle logischen Folgen seines Handelns zog. Jedem Kinde geht es von neuem so, und unsere Erziehung durch Suggestionseinimpfungen sorgt dafür, daß es noch lange so bleibe. Zunächst handelt man aus Trieben, Instinkten, ererbtem Vorstellungsvorrat; spät erst entwickelt sich die Vernunft, wenn der ererbte Suggestionsvorrat bereits wieder Besitz geworden und eine gewisse Verkalkung des Intellektes, die Bildung von „Ansichten", eingetreten ist, die als solche und nicht nach logischem Maße respektiert werden sollen. Dadurch erhält der Verstand nicht die ihm gebührende Führerrolle, sondern die „legitim" gewordene Ansicht beginnt ihn zu modeln und zu beschneiden, um

einen Sklaven daraus zu machen, der das Gebäude der Suggestionen stützen hilft.

Die Feigheit der Menschen macht sie blind gegen diese klaffende Widersinnigkeit. Sie können nicht leben ohne geistige Stütze; aber um sich die morschen Krücken, daran sie mühsam sich emporraffen lernten, zu sichern, schlagen sie den starken Baum um, an dem sie sich emporranken können, und machen neue spottenswerte Krücken daraus!

Aller Zwiespalt zwischen Fühlen und Denken und Handeln ist von der Natur dadurch gegeben, daß die Vernunft, die a priori, als höchste denkbare Vernunft gesetzt, alles Leben regieren sollte, erst hinterdrein in unsere Welt gekommen ist und daß wir nichts thun, diesen Zwiespalt zu beseitigen.

Und dennoch kann nur hierin die Aufgabe der kommenden Generationen gesucht werden. In der Beseitigung aller Vorurteile, um das vom Genie des Sprachsinnes gefundene Wort endlich zu nennen, kann allein die Uebereinstimmung von Verstand und Gemüt gefunden werden.

Es ist nötig, dem Entstehen des Vorurteils an seine schmutzige Zeugungsstätte zu folgen, um seine in Teufelsbuhlschaft erhitzten Eltern direkt der Verachtung preiszugeben. Dazu aber wird ein Umweg erforderlich sein.

Man sollte glauben — und wer hat es nicht einmal naiv geglaubt? — daß Wille und Vorstellung zwei selbständige Sphären seien, die einander nicht unbewußt beeinflußten. Höchstens könne — darauf beruht doch schließlich alle Moraleinwirkung! — die Vorstellung bewußt den Willen beeinflussen.

Erst die Erscheinungen des Hypnotismus und der Suggestion haben auf den bestimmenden Einfluß des Willens auf die Vorstellungen allgemeiner hingewiesen. Deutlicher noch wird der Ehrliche solchen Einfluß erkennen, wenn er ihn an sich selbst bekennen muß. Durch solche Erfahrung am eigenen Leibe bin denn auch ich zu meiner Gedankenreihe gekommen. Auf drei Anschauungsgebieten habe ich mit deutlichem Bewußtsein eine Wandlung meiner Ueberzeugung erlebt. Sie kam niemals recht allmählich, obwohl ich rückblickend eine Incubationszeit aufzufinden vermag. Jedesmal aber könnte ich Zeit und Ort angeben, da es wie Pauli Bekehrung über mich kam. Zweimal nahm ich es naiv hin, als eine Art „Offenbarung". Erst beim dritten Male überfiel es mich wie ein Schreck: wie kommt es, daß so lange alle dieselben Gründe, die deine damaligen Gegner dir entgegenführten, eindruckslos blieben, die du jetzt selbst geltend machst? Und indem ich mich erbarmungslos secierte, entdeckte ich als Quelle einen reinen Willens-, ja einen Willkürakt: Du willst doch einmal der Sache näher treten, sie von der gegnerischen Seite ansehen! Mit diesem Wollen war's geschehen. Ich fühlte eine plötzliche Ausdehnung meiner Anschauungssphäre, fühlte Lust am Bauen auf dem neuen Grunde und betrug mich ganz — als Bekehrter, als Kind des Glaubens! Aber ich sah nun hinterdrein doch die Fehlerquelle und beobachtete sie weiter. Und da trat sie hervor, allüberall!

Jeder Disput unter den klügsten Köpfen: weshalb endet er damit, daß schließlich jeder bei seiner Meinung bleibt? — Es gehört Absicht, Willen dazu, des Gegners Gründe in sich aufzunehmen. Es waltet aber der Wille vor, die eigene Meinung zu verteidigen; mit allen Kunstgriffen halber Logik wird deshalb die gegnerische Erörterung nur nach den Gedanken ausgelaugt, die dem eigenen System nahrhaft sind.

Weshalb kannst du deiner Frau keine Logik der Aesthetik in ihrer Klei-

dung beibringen? Sie will keine Logik; ihre Willkür schätzt sie höher als deine Vernunftgründe! Weshalb verbieten Polizeiorgane dies Stück mit neuer tiefsuchender Erkenntnis und lassen jene Bein- und Busenschau zum Kitzel der Mümmelgreise unangetastet? — Sie wollen so! Was bedürfet ihr weiter Zeugnis? — Oder sagen wir, sie glauben so, kraft der Regulative und ihrer eigenen Begriffssphäre. Kein Grund, sich aufzuregen! Kaum einer von uns macht es besser! Es ist nur ein kleiner Gradunterschied, sonst alle Ansicht nur — Glauben! Man nennt's nur nicht so, sondern sagt „Ueberzeugung".

Und weshalb so viele Ueberzeugungen? Nicht zum wenigsten, weil Willen dazu gehört, einen Gedanken intensiv zu erfassen! Es ist kaum zuviel gesagt, daß hierin die ganze Summe aller unserer geschichtlichen Anschauungswandlungen beschlossen ist. Es werden kaum noch neue Gedanken hervorgebracht. Je nachdem dieser oder jener Gedankenkreis nach seiner Tiefe weiter erschöpft wird, formen sich die Zeitanschauungen um. Die Gedanken liegen an der Straße; aber die Mehrheit kennt keinen Forschertrieb, dem jedes Naturerzeugnis ergründenswert ist, sondern hebt nur vom Boden, was ihr nützlich scheint, findet ekelhaft, was ihr auf den ersten Anblick unangenehm scheint. Solange meine Gründe gefallen, giebt man ihnen Geltung; sobald mein Gegenüber auch nur ahnt, daß ich im Verfolg meiner Schlüsse ihm sein wohlassortiertes Lager von Anschauungen umkrempeln könnte, hört die Gemütlichkeit auf; der Strom der Logik wird wie durch einen Wasserleitungshahn kurz abgesperrt — man sieht das mit einiger Uebung an dem Spiel der Kinnbackenmuskeln! — und die liebe Persönlichkeit setzt sich stierköpfig-patzig selbst: Nun erlauben Sie aber einmal meine Ansicht!

Ja, „meine" Ansicht! Da steckt eben der Teufel die Kralle vor! Als ob ich mit den Ansichten von Müller, Itzigsohn und mir mehr aufstellen könnte, weil sie Müller, Itzigsohn oder mir gehören!

Hm, ja doch, mit der Ansicht für's bürgerliche Leben, für's untere Stockwerk, wie Vischer sagen würde, ganz gewiß! Müller handelt wie ihm scheint, ich wie mir scheint. Aber doch eben scheint! Wegen des Handelns, bevor die Vernunft das letzte Wort gesprochen. Aber darum ist unser Leben im unteren Stockwerk eben noch eine trübselige Kellerexistenz und es wird Zeit auszuziehen, den Hausschwamm zu fliehen, der zwischen thränenfeuchtes Gemüt und kalten Verstand sich so gern einfrißt, das Leben verrottend, jetzt mehr wie je.

Man sollte doch endlich erkennen, daß alle moderne Ueberreizung nur aus dem nicht eingestandenen Ohnmachtsgefühl des Gemütes stammt, das seine Vorurteilsschätze gegen neue Einsichten nicht mehr verteidigen kann, aus dieser verzweifelnden Aufbäumung des Wurmes Ich gegen die Welt, aus dieser ins Pathologische streifenden Elektrisierung aller Instinkte! Da aber Welt und Logik kein Erbarmen, keine Rücksicht kennen, so bleibt nur der Zerfall, der Schmerz untilgbarer Disharmonie, wenn das Gemüt nicht umlernen, Vermorschtes aufgeben will.

Aufgeben, das ist ja aber der Schmerz! Aufgeben, das heißt sich selbst zerstören! Das heißt seinen Charakter vernichten, seine Ueberzeugungen preisgeben!

Nein, das heißt's eben nicht! Faßt nur ins Herz hinein! Ein anderes ist's: Es heißt nur, euer Eigentum hergeben! Meine Ansicht! Das ist's! Nicht eine Ansicht, aber meine, die ich habe, halte, meinen Schatz, meinen Besitz! Meine „heilige" Ueberzeugung!

Gewiß! Wo Schloß und Riegel nicht halfen, hat die Habsucht allezeit

das Bannwort „heilig“ auf ihr Erraffstes geschrieben! Und die heiligste aller Ueberzeugungen ist die von der Heiligtum des Eigentums!

Es fällt mir gar nicht ein, vom „Rechte“ des Eigentums reden zu wollen. Das Recht ist gar nichts wert, wenn es kein Glück des Eigentums giebt. Und diese tausendjährige Gedankenpest, dieser Wahn des Besitzglückes ist es, der ausgerottet werden muß, um zum Ausgleich zu kommen.

Der Censor räuspert sich entsetzt: Ist das nicht Anarchismus? Nein wohlbestallter Schützer des christlichen Staates: das ist einer von Christi Grundgedanken! Eben auch so ein uralter Gedanke, den man nicht intensiv durchdenken will, aus Furcht, dabei von dem Seinen etwas preisgeben zu müssen! „Werft alle eure Habe von euch und folget mir nach“, das heißt handelt! — Nicht erst, weil es „gut“ ist, wie Jesus lehrt, nein, einzig schon deshalb, weil es vernünftig ist! Denn wo ist das reine Glück am Eigentum, am Gefühl des Besitzens? Man sehe doch um sich, was dieses Glück aus uns gemacht hat! Hier angstvoll hinter Macht und Willkür sich verschanzende, blasiert abgelebte, impotente Reiche, dort stinkende, verderbte, neidische Arme! Die Zuschärfung der sozialen Gegensätze ist nur dieser perversen Besitzgelüste Folge, ist durch nichts, gar nichts zu heilen als durch neue Anschauungen vom Werte des Besitzes. Denn liegt ein Glück im Besitzen, so muß konsequenterweise das Glücksgefühl proportional mit der Menge der Macht wachsen. Daß die Kurve der Empfindung einen Wendepunkt habe, jenseit dessen das Unbehagen anfängt, ist nicht einzusehen. Unser mutwillig verkrüppeltes Christentum sucht freilich diesen Wendepunkt jedem augenblicklichen Machthaber liebedienerisch festzustellen: wenn man sein gutes Auskommen hat, wenn man wohlthuend abgiebt, d. h. das Tote, was man endlich einmal als tote Last empfindet, von sich thut, um noch eines Verkümmerten blödes „Lohn's Gott!“ dafür einzuheimsen, dann „sündigt“ man durch Zusammenraffen noch nicht. Aber durch solche Jesuitenkniffe kommt nur die unüberbrückbare Kluft gegen Jesu Lehre in um so grelleres Licht. Bei dem berechtigten Glücksbedürfnis aller Menschen muß daher das Besitzstreben zu einem schnöden Kampfe um Besitz ausarten, der die Zeit, Güter zu schaffen durch Güter nehmen abkürzt. Nur im Schaffen aber ist Glück zu finden:

„Wirke! nur in seinen Werken
Kann der Mensch sich selbst bemerken“.

Dies Sichselbstbemerken, die bethätigte Kraft, das empfundene Schwingen unserer Seele, das Gefühl des Lebens, freies Sichausleben: das allein ist's, was Glück schafft. Die Kraft will wirken, das ist Naturgesetz. Im Gesetz liegt Harmonie. Empfundene Harmonie ist Glück.

Nun bedürfen wir freilich der Außendinge, um schaffen zu können. Aber nur im Moment des Schaffens, und doch nur als Mittel zum Zweck! Der Vorrat ist toter Ballast, Lebloses an das Lebendige gefügt. Es ist ein Irrtum, daß das Aufgestapelte Macht giebt, an sich Macht. Es wird erst mächtig durch unsere feige Ehrfurcht vor dem Besitz, ein geistiger Rest aus der Schamanenzeit, da man glaubte, der Medizinmann könne doch Kräfte seines Zauberstabes in Thätigkeit setzen. Fällt die Ehrfurcht vor dem toten Besitz, so fällt auch dessen Macht. Erst was in den Kreislauf des Werdens und Vergehens gezogen wird, ist als ein eigentlich Lebendiges wahrnehmbar. Und wie kann in diesem All des Werdens und Wechselns eine Freude am Dinge, die doch die Dauer dieses Dinges zur Voraussetzung haben müßte, bestehen?

Wie Kolophonium durch eine Flamme geblasen, wird das außer uns Liegende für uns nur so lange glänzend, leuchtend, als es durch die Feuersphäre unserer Persönlichkeit streicht. All das ist längst erkannt, aber eben nicht intensiv gefühlt. Man fühlte nur, daß zum Schaffen ein Objekt gehörte und verherrlichte kurzsichtig das Objekt. Man besaß nicht die Kraft, den Zweck, das Wirkungsbedürfnis des Ichs, seinen Egoismus hell heraus als naturgemäß und daher als Recht zu bekennen, und verkleidete statt dessen das Mittel in einen Totem. Menschliche Blödsichtigkeit hat dasselbe mit den Begriffen Staat und Heer gemacht. Das Mittel zum Zweck, das Handgreifliche wird verehrt, der Zweck darüber vergessen. Eben aus derselben Suggestion vom Glück am Besitz heraus, die sich durch die Jahrhunderte immer tiefer eingefressen hat.

Das Schlimmste aber, und das bisher am wenigsten Bemerkte ist, daß diese Suggestion eben auch unser Gedankenleben beeinflußt hat. Wie hätte aber auch jahrhundertlange Habgier zugleich nicht unser geistiges Leben beflecken sollen! Auch hier, wo wir uns vom Tier entfernen, ist uns die Raubtiernatur fast unverändert geblieben. Wie der Hund über seinem Knochen, so knurren wir über unserem geistigen Besitz, dem Schatz unserer Urteile, d. h. Vorurteile — denn sie sind als Vorrat aufgestapelt — und fletschen die Zähne gegen den, der uns den Knochen, den längst abgenagten, abgewerteten, entreißen will. Ja, sogar die Mimik ist geblieben. Jenes obenerwähnte Zusammenpressen der Kinnbackenmuskeln, jener funkelnde und doch eisesstarre Blick bei Bewahrung und Gewaltverteidigung eigener „heiliger" Ueberzeugungen sind Atavismen, die noch heute jeden Ketzerrichter weltlicher oder geistlicher Observanz schmücken.

Die besseren dieser geistigen Harpagone sind noch die Gläubigen, die doch in der Regel weit mehr gehaßt werden. Sie nennen's doch „Glauben", sie bekennen doch credo quia absurdum, sie erkennen doch — traumhaft verworren freilich, da sie doch darüber diskutieren möchten — daß es sich um reine Gemütswerte handelt, um „gewisse Zuversicht deß, das man nicht siehet", d. h. einsieht. Aber die meisten der sogenannten Denkenden haben den Dogmendienern das Heiligsprechen glücklich abgeguckt und hüllen sich überall dort, wo die Vernunft durch die Löcher ihrer Anschauungen blasen könnte, in ihre „heiligen Ueberzeugungen" — ein rührender Zug von Mimicry unter den Menschen.

Wenn unter „heilig" nicht das ewig Große, Wertvolle, durch sich selbst Unberührbare verstanden werden soll, was es doch eigentlich bedeutet, so wähle ich lieber das Wort, das dann die Intelligenzhöhe solcher autoritärer Heiligsprecher doch gleich mit andeutet: Tabu! Es ist kein, gar kein Unterschied zwischen dem Tabu der Südseeinsulaner und der „unantastbaren" Ueberzeugung eines modernen Denkenden, die nur unantastbar ist, weil sie — sein Eigentum ist, weil sie sich gerade nicht begründen läßt.

Gerade durch die Unantastbarkeit wird die Ueberzeugung als ein Wertstück für den Arnheim, nicht als ein Mittel zum Zweck des Lebens charakterisiert. Schon Paulus erkennt die Niedrigkeit dieser Auffassung: „Und halten es als [wie] einen Raub [fest], Gott gleich zu sein." Es ist das Streben, nicht nach Verwertung, sondern nach Erhaltung eines Besitzes, eines Besitzes obenein, der eben nur durch lächerlich künstliche und thöricht verschmitzte Mittel zu bewahren ist. Im letzten Sinne nichts als unfruchtbare Selbstbespiegelung, ja Selbstbefleckung.

Und nun blicke man um sich, wie auf geistigem Gebiete dies Streben nach Festhalten statt nach Umschaffen und Umwerten gewirkt hat! Wie überall

jeder Gedanke von vorn herein in vorwitziger Habsucht, kurzsichtiger Zielstrebigkeit auf seinen unmittelbaren Wert für den Egoismus durchsucht wird, als ob ein Handwerksbursch' einen geschenkten alten Flaus auf seine Tragbarkeit durchschnüffelte. „Was ihr nicht münzt, das, meint ihr, gälte nicht." Dieses Einschachtelungsbedürfnis, das überall das uns Umgebende dauernd machen, einbalsamieren, als kostbaren Vorrat verstauen möchte, da doch die Welt überall zeigt, daß sie keine Kasten und Klassen, sondern nur Reihen der Entwickelung hat! Wie alles Neue deshalb als feindlich angesehen, halb mit Neid, halb mit Mißtrauen wegen Erhaltung des Besitzstandes angesehen wird, wie der Stumpfsinn, durch das Mitheulen der Massen ermutigt, überall Orgien in Schlagwörtern feiert, die nichts als Ausstellungen des goldenen Kalbes sind. Wie sich die Phalangen zusammenrotten, wenn nun einer, der das Gekreuzigtwerden auf sich nehmen will, die Fackel der Wahrheit in all den aufgespeicherten wertlosen Plunder wirft! Und wie hinterdrein und obenein die Falschmünzer beflissen sind, die Worte des Gekreuzigten in ihre Ephraimiten umzuprägen!

Und all das unter der Fahne der Wahrheit, der Vernunft! Alle diese respektierbaren Ansichten, heiligen Ueberzeugungen mit ihrer Autoritätsmimicry wollen Wahrheit sein! All dieser halb unbewußt zusammengelesene Kram, ererbter, suggestionierter Vorurteilsvorrat, soll als Rüstzeug der Vernunft gelten! Auch hier wird das Mittel wieder heilig gesprochen und der Zweck darüber vergessen, die Nahrung für wesentlicher erklärt als das Leben. Als ob damit nicht zugleich das Zugeständnis gemacht würde, daß mit den Mitteln nichts Höheres erreicht werden kann, daß die Kraft der Umwertung, des „Erwerbens, um es zu besitzen", fehlte! Als ob an ein Weiterkommen zu denken wäre, solange man den alten, spröde gewordenen Thon mit alten unzureichenden Werkzeugen knetet! Als ob das, was man gegen die Vernunft oder ohne deren Kritik als „Gemütswert" aufstellt, irgend etwas Wertvolleres wäre als eine willkürliche Manifestation der Selbstsucht!

Aber wie soll man denn leben ohne Ueberzeugungen? Was soll denn werden, wenn alle unsere Ansichten ins Wanken kommen? ruft man mir empört entgegen, empört, weil ich mit dem Fuß ins Nest der Denkfaulheit stoße. Sage ich denn, daß man ohne Ueberzeugungen schlechterdings leben soll? Ich reiße nur die Maske der „Heiligkeit" von allen Ansichten und fordere mit dem erschöpfenden Weisheitswort des Nazareners: Prüfet alles und das Beste behaltet! Macht die Vernunft zur Herrscherin eures Lebens und stürzt alle blinde Autorität. — Alle? — Ja, allerdings alle! Natürlich, Autorität im landläufigen Sinne genommen, d. h. also Lehrmeinungen durch Machtspruch, die nicht bewiesen werden, sondern die zum Schutze irgendwelchen geistigen oder materiellen Eigentums zwangsweise angenommen werden sollen — ex consensu stupidorum, also Autorität mit Absichten, zu irgend welchen „Gemütszwecken". Glauben an solche Autoritäten fordern, ist geistige Notzucht. Nicht hierher gehört die Autorität, die zur Prüfung bereit ist, die Autorität der persönlichen Wahrhaftigkeit im Beobachter, Forscher, im ehrlichen Menschen.

Was jene Autorität geben kann, sind eben auch keine echten Gemütswerte. Je brennender der Trieb nach etwas Festem, Unverrückbarem in unserem Leben, desto weniger kann ihn die Autorität befriedigen, denn sie muß die Verkröpfung aller freien Zweige unserer Seele fordern, sie muß unser Erkennen auf halbem Wege mit dem Haupthahn „Du sollst!" absperren, sie muß unser Fühlen, statt

es zu beschützen, gerade gegen alle Ecken der Widersprüche schleudern. Könnten wir ein Leben ganz rein im Ich führen, ohne Dazwischenkunft der Außenwelt, könnte der Autoritätsglauben auch nur eine innere Beweiskraft haben, dem Wahrheitsdrange dauernd Genüge gewähren, so ginge ich morgen unter die Fakire, um meine Lebenskraft dort am vollsten auszuleben. Muß ich aber dazu ertöten, was ich auch nicht einmal unter der Herrschaft blinden Glaubens entbehren kann — denn auch der arbeitet, die Willkür an der Spitze, mit der Vernunft —, so unterlasse ich lieber den Aberwitz, der gerade den Ausgangspunkt in Nacht hüllt, und aus dem Willkürlichen, Unentwirrbaren meint, mit logischen Schlüssen zur Wahrheit fortschreiten zu können. Ich baue lieber von unten auf, und wird mein Bau auch nur ein Maulwurfshügel an Höhe: er steht auf festem Boden und ist kein Luftschloß, das der Wind zerwirft. Auch ich muß in Ueberzeugungen leben, gewiß, d. h. in Erkenntnis von nützlich und schädlich, vernünftig und unvernünftig. Aber sie müssen der Heiligkeit entkleidet sein. Vor allem darf ich mir den Unterschied von absoluter und relativer Wahrheit nicht verschleiern. Für das „untere Stockwerk", in dem Mensch mit Menschen zu leben hat, reicht die relative Wahrheit, zu der wir mit weit offenen Sinnen gelangen können, vollständig aus. Und ich sehe ein besseres Leben, wenn der Wert des Eigentums zurückgerückt wird zur bloßen Abschätzung der Geeignetheit notwendiger Mittel, zum Zwecke der Ichbethätigung, wenn der Zwang der bloßen Gemütsmeinungen aufhört. Ich sehe keineswegs eine Verkümmerung des Gemütes. Je freier alles Wirken, desto mehr werden wir unseres Selbst uns bewußt werden, desto mehr wird jeder einsehen, daß Schaffen — das einzige, was dauernd Befriedigung gewährt — keinen einzigen Mitmenschen schädigt, daß also nach Ueberwindung der Besitzüberschätzung aus dem Wirken gegeneinander, ein Wirken miteinander werden kann.

Für das „obere Stockwerk", für die absolute Wahrheit, bleibt uns freilich nur — Resignation. Jener näher zu kommen ist freilich das Ziel geistigen Schaffens. Aber unendlicher Ausdehnung des Geistes bedarf es, frei von vorgefaßten Ueberzeugungen um sie — wann überhaupt? — zu erreichen.

Aber gerade in dieser Resignation liegt eher als in allen Offenbarungen, die doch nur Selbstbefruchtungen der egoistischen Phantasie sind, der beste Schatz für das Gemüt. Sie drückt uns erst den rechten Maßstab für unser Ichgefühl in die Hand. Und wo uns die Vernunft durch einen echten Vernunftschluß klarlegt, daß in der Natur, deren Teil wir sind, eine höhere Vernunft verborgen sein müsse, da darf das Gemüt im Ahnen dieser höheren, der absoluten Vernunft sich zugleich groß und winzig fühlen, groß im Gefühl, selbst ein Kraftcentrum des Weltganzen — winzig im Bewußtsein, nur ein Atom im All zu sein. Es wird aufgeben, unter dem Scheine von Vernunft über die absolute Wahrheit etwas aussagen zu wollen, da es doch ein logischer Widerspruch ist, daß das Vergängliche, der Teil, das Ewige, das Ganze darstellen könnte. Sonst müßte ja eben unsere Vernunft, unsere Wahrheit eine absolute sein. Aber im Ahnen des Höheren liegt der Urquell der letzten, höchsten, von allem Dogmenschmutz befreiten Religiosität, der Stachel zu Höherem, der Schutz vor Selbstvergötterung, diejenige Religiosität, die allen wahrhaft revolutionären, d. h. Neues schaffenden Geistern nie gefehlt hat.

Nichts also nehme ich, das unserem Wege durch das Leben nötig ist. Nur die Schlacken will ich ablösen, das trübselige alte Winterkleid abschütteln, unter

dem das glatte Sommerfell schon lustig emporsproßt. Für unser Handeln fordere ich bis in die letzten Tiefen Vernunftsgründe, nicht „heilige Ueberzeugungen“ vom halben Wege; für unser Fühlen Demut nur vor dem All — vor Gott — „Name ist Schall und Rauch“ —, Stolz und Mut vor uns und anderen und „Prüfet alles“! — Auch noch das Beste, das ihr einmal behalten! — —

Auch das ist eine Ueberzeugung. Aber ich klebe ihr kein „Tabu“ vor. Ich suchte mich freizumachen, von geistigem Besitzprotzentum, Vorurteilen, so weit ich vermochte. Willkommen, wer mir weitere Fesseln löst! Aber nicht Zorn, nicht erhabenes Mitleid einmal dem, der nach anderen Fesseln seufzt. Auch er ist schließlich eine Naturerscheinung. Betrachtet sie und meßt ihre Kräfte! — Vielleicht ist's meßbar, daß sie geringer sind.

Philosophie des reinen Mittels.

Von

Bruno Wille.

5. Individuelle Mittelwertungen.

Wie bereits erwähnt, hat das Mittel außer der gewollten Wirkung, dem „Zweck" — falls er überhaupt erreicht wird — noch andere Wirkungen; und diese Nebenwirkungen sind zuweilen recht schädlich, indem sie den Zweck beeinträchtigen, vielleicht gar vernichten, oder indem sie andere, hohe, ja höhere Zwecke verletzen. Da heißt es denn all die verschiedenen Wirkungsströme des Mittels überschauen, ermessen, vergleichen, um das Facit, die Mittelwertung, zu gewinnen. Und das ist nicht leicht.

Freilich wer sich kritiklos, ein geistiger Knecht, der normalen Wertung hingiebt, findet bei der Beurteilung der Mittel wenig Schwierigkeiten, verfolgt sorglos und sicher den vorgeschriebenen Weg, — wie das Zugpferd im Banne der Landstraße. Selbstverständlich, vernünftig, sonnenklar erscheint ihm die herkömmliche Mittelwertung, verschroben, unsinnig, vermessen jede Abweichung davon.

Anders die Individualität. Ihre Besonderheiten im Fühlen, in der Lebenserfahrung u. s. w. machen ihr an den Mitteln allerlei neue Seiten offenbar, Nebenwirkungen, welche von den normalen Menschen nicht bemerkt oder nicht gewürdigt werden, und geben diesen Nebenwirkungen eine außergewöhnliche, vielleicht gewichtige Bedeutung. Und so gelangt die Individualität zuweilen dazu, ein vom Herkommen geschätztes Mittel umzuwerten, in seiner Unreinheit zu durchschauen und daher zu verwerfen oder wenigstens mit Vorsicht zu gebrauchen.

Ja einzelne Individualitäten werden durch wiederholte Erfahrungen dieser Art schließlich an den normalen Mitteln, an der ganzen zeitgenössischen Wertung und Einrichtung des Lebens, so irre, daß sie die vorgebahnten, bequemen Wege verlassen, mit kühner Selbständigkeit abseits, entgegen dem Stern ihrer Eigenart, dringen und unter Schwierigkeiten und Sorgen neue Pfade suchen. Das ist der individualistische Skeptizismus, und das ist sein Martyrium. Der Naturphilosoph Alexander Wiesner meint: „Der Menge sind die Worte Räder, die sie leicht über alle Schwierigkeiten hinwegtragen, dem Denker — Steine, an denen er bei jedem Schritte den Fuß stößt". Was hier von den Worten gesagt ist, das gilt auch von den Werten: der Menge sind sie „Räder", dem Individuum „Steine". Und wie der Skeptizismus in der Philosophie eine Befreiung von den überkommenen Dogmen, gewissermaßen ein Ausschwitzen alter Krankheitsstoffe,

also Gesundung bedeutet, so sehe ich in der skeptischen Behandlung der Mittel ein Durchbrechen morscher Schranken, eine Revolution, eine Entwickelung der Lebensauffassung, vielleicht gar den Beginn einer Neugestaltung des Lebens.

Mag auch das Martyrium des individuellen Mittelwerters gelegentlich recht schwer sein, wie vielleicht Friedrich Nietzsche's Loos, der mit dämonischer Zweifelsucht vom Normalen wich, um ruhelos und labyrinthisch von Neuwertung zu Neuwertung zu irren und schließlich erschöpft zusammenzubrechen: — wo Schöpfersorgen, da auch Schöpferfreuden! Und mag auch die individuelle Mittelwertung zuweilen geradezu lebensfeindlich erscheinen, wie Leo Tolstoi's Neuwertung der Sinnlichkeit und Ehe in der „Kreutzer-Sonate", welche jüngst eine gewisse Entrüstung erregte: — solche anscheinenden Bedrohungen des Lebens erinnern mich an Krankheitskrisen.

Wenn nun auch der Individualist — wie gerade Nietzsches Beispiel zeigt — in die Lage des kühnen Götterssohnes Phaëton geraten kann, der, den Sonnenwagen lenkend, von der normalen Bahn abwich, darauf die scheuen Renner nicht mehr zu zügeln vermochte, alle Schrecken des Firmaments kennen lernte und schließlich zur Erde geschmettert ward, — so ist es doch in der Regel nur Beschränktheit, wenn die Menge vom individuellen Mittelwerter sagt, er sei verrückt. Ich verweise auf Paul von Giczyckis Schrift „Der Kampf neuer Ideen", worin er ausführt, jede neue Idee, sei sie, welche sie wolle, werde zuerst mit dem Ausrufe begrüßt, ihr Urheber sei verrückt. Was dieser Bezichtigung zu Grunde liegt, ist der simple Trugschluß: weil das Verrückte anormal ist, müsse das Anormale verrückt sein.

Hat eine individuelle Mittelwertung den Umfang einer Sektenbewegung angenommen, so verfährt die öffentliche Meinung gegen ihre Vertreter ein wenig milder; man nennt sie nicht mehr geradezu toll, aber doch verschroben, mindestens sonderbar. In dieser Lage dürften in Deutschland die Vegetarier, Jägerianer, Temperenzler, Dissidenten, Spiritisten u. a. sich befinden. Ist die Bewegung schließlich zu einer Massenströmung geworden, nun so bequemt sich alle Welt, mit ihr zu rechnen, und sie als etwas Selbstverständliches, vielleicht gar Vernünftiges und Berechtigtes zu behandeln; Beispiele hierfür sind die Antisklaverei-Bewegung in Nordamerika zu Lincolns Zeit und der deutsche Sozialismus nach dem Fall des Ausnahmegesetzes.

Ja die genannten Strömungen beruhen, wie überhaupt alle neuen Tendenzen, Sekten- oder Massenbewegungen, auf individueller Mittelwertung und können daher nur mit Hilfe der Philosophie des reinen Mittels sowie des Individualismus verstanden und gewürdigt werden. An einigen Beispielen werden wir das sehen. Ehe wir uns indessen zu ihnen wenden, möchte ich bemerken, daß ich nicht alle Bestrebungen, an denen ich exemplifiziere, selber vertrete, obwohl ich keiner einzigen irgendwie feind bin; meine Absicht ist hier nicht, zu verteidigen oder anzugreifen, sondern die Genesis zu verstehen.

Die Anhänger des Naturheil-Verfahrens sind gewöhnlich von individuellen Lebenserfahrungen ausgegangen, welche ihnen die verschiedenen Heilmittel in einem neuen Lichte gezeigt haben: hier hat ein Arzt Gelegenheit gehabt, Fälle zu beobachten, wo chemische Heilmittel durch unerwartete Nebenwirkungen großes Unheil anrichteten; dort hat ein Kranker durch Erfahrungen am eigenen Leibe das Naturheil-Verfahren günstig werten gelernt. Wir können uns das verdeutlichen an dem, was ein Physiater, Dr. med. H. Lahmann, über chemikalische und natürliche Heilung sagt: „Keine Krankheit wird durch den

Mangel an irgend einer Drogue oder an einem chemischen Mittel . . . veranlaßt, sondern durch die Nichterfüllung der für den menschlichen Organismus geltenden Lebensbedingungen . . . also durch den Mangel an frischer Luft, richtiger Nahrung, genügender Hautpflege, zweckmäßiger Kleidung, gesunder Wohnung, normalen sozialen Lebensbedingungen u. s. w. Daher läßt sich keine Krankheit durch dem Körper fremde (Arznei-)Stoffe heilen, sondern höchstens wird durch ein chemisches Mittel die Reaktionskraft des Organismus wachgerufen, der mit dem (als Gift aufzufassenden) Fremdstoff die durch den Krankheitsprozeß gebildeten abnormen Stoffwechselprodukte, welche das Krankheitsgefühl bedingen, aus dem Körper ausscheidet, wobei aber immer die Möglichkeit obwaltet, daß der Organismus durch diese Fremdstoffe direkt geschädigt werde." — Da sehen wir die Philosophie des reinen Mittels: an dem chemischen „Heil"-Mittel wird, offenbar infolge individueller Erfahrungen — eine Nebenwirkung („Vergiftung") betont, welche die Tendenz hat, den Zweck des Heilverfahrens zu vereiteln oder doch zu beeinträchtigen; demgemäß wird die chemische Medizin umgewertet, als unreines Mittel angesehen, während sich die „naturgemäße" physikalisch-diätetische Behandlung als das reine Mittel darstellt. Und wie der Individualist Veranlassung hat, in der herkömmlichen Beurteilung, den normalen Werten, die Todfeinde seiner geliebten Wahrheit zu erblicken, so betrachtet auch der Physiater die traditionelle, herrschende Medizin als widerwärtiges Hemmnis und lehnt sich mit bitterer Polemik dagegen auf. So sagt Lahmann: „Ich kenne einen Menschen, der zu sagen pflegt: Es ist schlimm, daß die Menschen Eltern haben müssen. So komisch dieser Satz klingen mag, es liegt eine traurige Wahrheit in ihm. Von unseren Eltern bekommen wir, da sie auf dem Gebiete der Kinderpflege nicht belehrt sind, beziehungsweise nach dieser oder jener „Methode" handeln, die mehr oder minder falsch ist (denn sonst würde die Kindersterblichkeit nicht eine so große sein), einen mehr oder minder kranken Körper mit auf den Lebensweg . . . Von unseren Eltern haben wir auch unsere Spezialansichten über unser körperliches Heil, d. h. über die Mittel und Wege, gesund zu bleiben oder, wenn krank, wieder gesund zu werden. Und wenn uns nun diese Spezialansicht in die Irre geführt hat, wir krank geworden sind und wir plötzlich sehen, daß es zahllose angebliche Heilsysteme giebt, so rufen wir angstvoll aus: Welcher Weg ist der rechte, welches Heilverfahren macht uns gesund? — Wir probieren und probieren, bis — wir in den meisten Fällen ausprobiert haben; denn der rechte Weg wird selten gefunden — dafür sorgt eben unsere Erziehung."

Das Gesundheitswesen ist es ganz besonders, wo wir Beispiele von individueller Mittelwertung im Sinne unserer Philosophie finden. So beruht die wachsende Strömung zu gunsten der Feuerbestattung auf der Erwägung, daß mancherlei schädliche Nebenwirkungen, nicht nur auf sanitärem, sondern auch auf volkswirtschaftlichem, moralischem und ästhetischem Gebiet, das Begraben der Toten zu einem unreinen Mittel machen, während das Verbrennen als untadelhaft erscheint.

Eine treffliche Illustration unserer Theorie bietet der Vegetarianismus. Das Wesen dieser Bewegung besteht, kurz definirt, darin, daß die Fleischnahrung als ein unreines Mittel gewertet wird. Charakteristisch für diese Philosophie sind folgende Erklärungen bekannter Vegetarier. Hufeland, der Verfasser der „Makrobiotik", sagt in derselben, die Menschen, welche nachweislich das höchste Lebensalter erreichen, seien nicht die Fleischesser, sondern diejenigen, welche von

Vegetabilien (Gemüse, Obst, Körnern) und Milch leben. — Hyrtl, der rühmliche Anatom, bemerkte in einer seiner Vorlesungen: „Ich selbst genieße von animalischen Nutrimenten seit einer langen Reihe von Jahren nichts als Suppe, hierzu Reis und Maccaroni — und ich versichere Sie, meine Herren, daß ich jetzt viel klarer und ruhiger denke, daß ich froheren Mutes und arbeitslustiger bin als in meiner Jugend." — Lahmann hat in der „Vegetarischen Rundschau" auf die pulsbeschleunigende, nervenerregende und lebenverkürzende Wirkung des Fleischgenusses hingewiesen. Dr. med. Fränkel sagt in der „Wiener Tagespresse", die heutzutage übliche allzureichliche Fleischkost sei fast die alleinige Ursache der allergewöhnlichsten und verderblichsten Krankheiten und des frühzeitigen Todes. „Ich habe, wenn ich auch zu den sehr mäßigen Fleischessern gehöre, seit Jahren keine Gelegenheit verabsäumt, die überaus erheblichen Nachteile, welche aus dem wenn auch noch so geringen Fleischgenusse für jeden menschlichen Organismus entspringen, genau zu verfolgen, zu kontrollieren und kritisch zu würdigen. Ja, noch mehr: ich habe Monate lang, des Versuches wegen, mich lediglich und ausschließlich nur von Pflanzenspeisen genährt, und der strengen Wahrheit gemäß muß ich gestehen, mich nie so gut und wohl befunden zu haben, als eben zu jener Zeit. Meine Muskelkräfte hatten beträchtlich zugenommen und mein Aussehen war der Art, daß viele meiner Bekannten nur mit Mühe glauben konnten, daß man bei Monate langer Entbehrung aller Fleischnahrung ein so gutes und blühendes Aussehen haben könne." Prof. Dr. med. Trall verwirft die tierische Nahrung, weil alles, was damit zusammenhänge — die Züchtung, das Schlachten, das Kochen und das Essen — jeder Gefühls-Verfeinerung entgegenwirke. „Menschenmord wurzelt im Tiermord." — Alex. von Humboldt sagt: „Die Gewohnheit des Tierfleischessens vermindert unsern natürlichen Abscheu vor dem Kannibalismus." G. Frdr. Daumer: „Ein reiner Kulturzustand, eine durchgreifende Entwilderung und Verfeinerung der Menschheit ist bei einem so allgemein herrschenden, förmlich organisierten Mord- und Leichenfraß-System offenbar nicht möglich". Lamartine meint, die Zeit werde kommen, wo die Menschen den Genuß von Tierfleisch ebenso verabscheuen werden, wie jetzt den Genuß von Menschenfleisch. — Richard Wagner, der „mitten unter dem Rasen der Raub- und Blutgier" auf seiner ästhetischen Bahn noch kurz vor seinem Tode bei der Frage nach einer wirksamen sittlich-ästhetischen Regeneration der Menschheit anlangte, bemerkt, in „Religion und Kunst": „War uns der Anblick des den Göttern geopferten Stiers ein Greuel geworden, so wird nun in sauberen, von Wasser durchspülten Schlachthäusern ein tägliches Blutbad der Beachtung aller derer entzogen, die beim Mittagsmahle sich die bis zur Unkenntlichkeit hergerichten Leichenteile ermordeter Haustiere wohl schmecken lassen sollen." — Bogumil Goltz: „Es ist ein himmelschreiender Widerspruch mit unserer Verehrung der Natur, daß wir die lebendige Kreatur ums Leben bringen, um unser eigenes Leben mit deren Leben zu fristen. Es ist ein himmelschreiendes Unrecht, das wir ihnen Leid anthun, ohne daß wir es müssen!" — Shelley, der edle Dichter und Mensch, spricht in seinen Noten zur »Queen Mab« die Worte: „Bei allem, was heilig ist in unseren Hoffnungen für die Menschheit, beschwöre ich diejenigen, welche Glückseligkeit und Wahrheit lieben, dem vegetarischen System Anerkennung zu verleihen!" —

Unter den zahlreichen Beispielen individueller Mittelwertung sei hier noch eins erwähnt, welches die Unterscheidung zwischen reinen und unreinen Mitteln mit besonderer Deutlichkeit hervorschimmern läßt. Der Internationale Verein zur Bekämpfung der wissenschaftlichen Tierfolter versandte jüngst ein

Flugblatt, in welchem es von den Vertretern der Vivisektion heißt: „Man glaube den Priestern solcher Wissenschaft nicht, wenn sie auf die hohen Ziele hinweisen, welche sie verfolgen. Und gesetzt, sie hätten solche, so sollten sie sich vor der Majestät der ewigen Gerechtigkeit, der Liebe und des Erbarmens beugen. »Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele!« »Weh dem, der zu der Wahrheit geht durch Schuld! Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein« . . . Sie behaupten, es geschähe das alles zum Besten der leidenden Menschheit und im Dienste der Wissenschaft. Wir jedoch lehnen ihre Bemühungen und ihren Dienst zu unserem Besten ab, wenn er mit solchem empörenden sündhaften Thun verbunden ist, und meinen, man könne nur dann der Menschheit dienen, wenn man menschlich verfährt." Endlich heißt es von der vivisektorischen Wissenschaft, nachdem deren Fruchtbarkeit bestritten worden ist: „Wäre sie aber auch fruchtbringender, wir müßten sie doch aus höheren Gründen verdammen. Wir stellen gegen solche entartete und selbstsüchtige, materialistische Wissenschaft eine viel höhere und ältere Wissenschaft, die Wissenschaft von Gut und Böse. Der von den Vivisektoren vorgeschobene „nützliche Zweck" ihrer Tierquälereien entschuldigt die letzteren nicht. Denn einen, wenn auch oft nur eingebildeten „nützlichen Zweck" hat schließlich alles in der Welt, auch das Schlechteste. Einen Zweck, und dadurch scheinbare Berechtigung, können auch alle übrigen Tierquälereien vorschützen. Aber der vermeintlich gute Zweck kann nimmer die bösen Mittel heiligen!"

Wie bereits hervorgehoben, vertrete ich keineswegs sämtliche der hier erwähnten Bewegungen; kranken doch einzelne offenbar an schwacher Beweisführung. Wenn ich nun gesagt habe, daß ich keiner dieser Strömungen feind bin, so meine ich dies in folgendem Sinne: Solange eine Bewegung als individuelle Mittelwertung auftritt, möge sie sich frei bethätigen; sobald aber ihre Anhänger ihr eigenartiges Fühlen und Denken allen anderen Menschen aufdrängen, also normal machen wollen, mögen die anderen sich zur Wehr setzen, um ihre eigene Individualität zu wahren.

---

6. Das Schwert.

Nachdem Begriff und Bedeutung des „reinen Mittel" sowie der „individuellen Wertung" erörtert worden sind, kann ich dazu übergehen, eine Anzahl derjenigen Mittel, welche das „moderne Leben" zur Erreichung seiner Zwecke anwendet, individuell, d. h. mit Bezug auf „mein Ziel", zu werten. Da dies Ziel die Gestaltung des „freien Vernunftmenschen" ist, so werde ich im allgemeinen festzustellen haben, welche Wirkungen die Objekte meiner Kritik für Freiheit und Vernunft haben; beeinträchtigen sie in überwiegender Weise den freien Vernunftmenschen, so sind sie mir unreine Mittel. —

In welcher Beziehung zum freien Vernunftmenschen steht nun das Schwert? Die nächstliegende Antwort lautet: Das Schwert tötet und verbreitet Todesfurcht; seine direkte Wirkung ist also der Freiheit und Vernunft entgegengesetzt; in diesem Sinne sagt Buddha: „Alle fürchten den Stock, alle fürchten den Tod, — ein Beweis, das man nicht schlagen, nicht töten soll".

Doch vielleicht fördert die Waffe indirekt Freiheit und Vernunft?

„Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte;
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte",

so sangen ja die Männer der Freiheits-Kriege, indem sie das Schwert als Mittel zur Befreiung werteten. Doch ich finde Grund genug, das Lied im entgegengesetzten Sinne umzuprägen: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, Der wollte Herrn und Knechte". Ich halte nämlich die bewaffnete Macht für eine Quelle der Knechtschaft, ja für die wesentliche Quelle.

Die Recken der alten Zeiten wandten Beil, Spieß und Schwert nicht nur gegen reißende Tiere, sondern auch gegen Menschen an. Die Erschlagenen blieben vor Knechtschaft bewahrt, die Ueberlebenden aber wurden irgendwie ausgebeutet, — stellenweise nur vorübergehend beraubt, von klügeren Siegern aber unterjocht, d. h. unter der Bedingung vom Schwerte verschont, daß sie, nebst ihren Nachkommen, dem Sieger einen Teil ihrer Arbeit überließen, — als Sklaven oder als Tributpflichtige.

Nicht nur gegen fremde Horden und Völker gingen die Recken in dieser Weise vor, sondern auch gegen den eigenen Stamm. Allerdings nicht plötzlich und unvermittelt — denn das würde ihnen verhängnisvoll geworden sein — sondern allmählich, zollweise, schleichend. Der „Dienst" pflegte die Maske der aufstrebenden Tyrannei zu sein. Sie, die Starken, Kühnen, Klugen und Wohlgerüsteten, ließen sich herbei, ihrem Stamme Vorkämpfer- und Führerdienste zu leisten. Ehrfurcht und hohe Beute wurden ihnen dafür zu teil. Die Ehrfurcht setzte sie in den Stand, sich mancherlei herauszunehmen, ohne den Unwillen des Volkes zu erregen. Der Reichtum aber wurde größtenteils in guten Rüstungen, Waffen, Burgen und Vorratsspeichern angelegt, ferner in Helfershelfern, Kriegsknechten, die teils aus Furcht, teils aus Gewinnsucht sich dem persönlichen Dienste der Mächtigen widmeten; und solchergestalt gelangten die Führer in die Lage, dem Zorn ihrer Volksgenossen ein Schnippchen zu schlagen und ihnen folglich als Herrscher, als ausbeutende Herren gegenüber zu treten. Die Entwicklung des Feudalismus und der Leibeigenschaft illustriert diesen Vorgang.

Einmal auf den Geschmack des Herrschens geraten, empfanden die Tyrannen keine dauernde Stillung ihres Herrscherdurstes, sondern mit jedem Trunke eine neue Reizung. Und jeder ihrer Erfolge ebnete den Weg zu einem neuen Vorstoße gegen die Geknechteten. So wurde die unterdrückte Volksmasse der Waffen beraubt und jenes Monopol der Bewaffnung herangebildet, welches in vielen Ländern bis auf den heutigen Tag herrscht. Ein anderes, gewaltiges Werkzeug der Herrscher bildete die wirtschaftliche Abhängigkeit, oder — so kann man auch sagen — die Hungerpeitsche. Leo Tolstoi giebt in seiner Schrift „Geld" eine Schilderung der Art, wie die wirtschaftliche Abhängigkeit der Volksmasse von einer kleineren Anzahl Herren hier und dort entstanden sein mag. Das historische Dokument, auf welches er sich dabei stützt, ist die biblische Erzählung von Joseph in Aegypten (Genesis, Kap. 41, Vers 48 — Kap. 47, Vers 26). Hier wird berichtet, wie der schlaue Israelit Joseph in Voraussicht einer Hungersnot dem ägyptischen Volke durch Bedrohung mit dem Schwerte einen Teil der Ernte abnehmen und in Pharaos Speicher sammeln ließ. Als nun die „sieben mageren Jahre" gekommen waren, sahen sich die hungernden Aegypter genötigt, das ihm abgenommene Getreide von Joseph wieder zurück zu kaufen; anfangs zahlten

sie mit Geld; als aber „das Geld gebrach im Lande Aegypten und Kanaan", brachten sie ihr Vieh; als es ihnen schließlich auch daran fehlte, die Hungersnot aber fortdauerte, kamen sie zu Joseph und sprachen: „Wir wollen unserm Herrn nicht verbergen, daß nicht allein das Geld, sondern auch alles Vieh dahin ist zu unserem Herrn, und nichts mehr übrig ist, als unsere Leiber und unser Feld. Warum läßt Du uns vor Dir sterben und unser Feld? Kaufe uns und unser Land ums Brod, daß wir und unser Land leibeigen seien dem Pharao . . ." Also kaufte Joseph dem Pharao ganz Aegypten; die Aegypter verkauften ein jeglicher seinen Acker; denn die Teuerung war zu stark . . . Da sprach Joseph zum Volk: „Sieh, ich habe heute gekauft euch und euer Feld dem Pharao. Da habt ihr Korn, nun besäet das Feld. Aber von dem Getreide sollt ihr den Fünften Pharao geben; vier Teile mögen euer sein, zu besäen das Feld zu Eurer Speise" . . . Und sie sprachen: „Laß uns nur leben und Gnade vor Dir, unserm Herrn finden; wir wollen gerne Pharao leibeigen sein". Also machte Joseph ein Gesetz bis auf diesen Tag über der Aegypter Feld" . . . Indem also die bewaffnete Uebermacht den Schwachen ihre Vorräte abnahm, in Speicher einschloß und diese bewachte, zwang sie die Ausgebeuteten zu dauernden Abgaben. Statt den Einzelnen mit der Peitsche und dem dahinter lauernden Schwerte zur Arbeit anzutreiben, brauchte nunmehr der Herrscher bloß Wachen vor seine Speicher zu stellen, und das Volk wurde vortrefflich in der Knechtschaft gehalten, — nicht mehr direkt durch das Schwert, sondern durch Vermittelung des Hungers. Denn weil es das abgenommene Getreide, besonders nach schlechten Ernten, nötig hatte, sei es zur Nahrung, sei es zur Aussaat, fühlte es sich gezwungen, den Willen des Tyrannen zu erfüllen. Die wirtschaftliche Knechtung beruht also darauf, daß die bewaffneten Gewalthaber einen unentbehrlichen Teil der Nahrungs- oder Produktionsmittel des Volkes mit Beschlag belegt haben. Der Vorzug, den diese Form der Unterjochung im Vergleich zur Sklaverei für den Gewalthaber besitzt, besteht nach Tolstoi hauptsächlich darin, daß er nicht mehr nötig hat, die Arbeiter mit Gewalt zur Arbeit und Abgabe zu zwingen, sondern daß diese selbst kommen und sich ihm verkaufen, sodann darin, daß eine geringere Anzahl von Menschen sich seiner Herrschaft zu entziehen vermag, und endlich darin, daß die Unterjochten einen gewissen Schein der Freiheit haben, eine gewisse persönliche Bewegungsfreiheit, obwohl sie stärker gefesselt sind, als in der persönlichen Sklaverei. Einen Nachteil für den Herrscher erblickt Tolstoi in dem Umstande, daß dieser außer den Kriegsleuten noch eine zweite Klasse von Helfershelfern nötig habe, „ein Heer von großen und kleinen Josephen", nämlich von Beamten, welche die Ablieferung der Abgaben überwachen, die Speicher verwalten und die Vorräte verausgaben, mit denen der Herrscher also irgendwie teilen müsse; außerdem liege es in der Natur der Sache, daß nicht nur die Beamten nebst ihrer Sippe, sondern auch alle diejenigen, welche selbst Vorräte besitzen, Teilhaber der Ausbeutung werden. Das ist allerdings richtig, Aber Tolstoi übersieht, daß gerade in diesen Mitausbeutern der Herrscher ergebene Helfershelfer hat, welche ihm durch ihre netzartige Verbreitung über das Land die Herrschaft erleichtern.

Doch auch die gewaltigsten Herrschaftsmittel schlossen nicht die Möglichkeit aus, daß die Unterthanen infolge unerträglicher Ausbeutung zur Empörung gelangten. Kluge Gewalthaber sahen das und bemühten sich daher, die ausgebeutete Masse mit ihrer Lage zu versöhnen. Sie hingen also ihrer Tyrannei ein moralisches Mäntelchen um, ließen sich durch die Erzieher zu hehren Auto-

ritäten machen, die bestehende Ordnung der Dinge als die Ausgeburt höchster Weisheit bezeichnen, sie bestrickten die Masse durch Pomp und Leutseligkeit, verbanden die Interessen der einflußreichen Leute mit den ihrigen, kurz, sie verbreiteten die Meinung, das Volk habe allen Grund, für ihre Regierung, die ja nur zum allgemeinen Besten diene, dankbar zu sein. Durch dies System erzeugten sie einen Gemütszustand, welcher die sichere Garantie für dauernde Unterthänigkeit bildet, nämlich die Knechtseligkeit.

Doch ich möchte nicht ungerecht sein; das herrschende Schwert half zuweilen seine Unterthanen schützen vor fremdem Kriegsvolk, vor ungesetzlichen Räubern und Dieben, oft bereicherte es sie durch Eroberungen, hat außerdem ja regiert — und die meisten Menschen wollen regiert sein — zuweilen sogar gnädig, milde regiert, sich also auch „verdient" gemacht um seine Unterthanen, — ähnlich wie der Heerdenbesitzer der Wohlthäter seiner Kühe ist, die für ihn gemolken, verkauft oder geschlachtet werden. Ja ich bin überzeugt, könnte das Stallvieh menschlich denken, reden und Lebensweisheit predigen, so würden die Kühe den Kälbern sagen: Wir alle sind von Natur Stallwesen; der Hirt, der Kuhjunge mit dem Stecken und der kläffende Köter, die Magd mit dem Melkeimer, der Stall, die Umzäumung, das Joch, ja selbst die Schlachtbank... das alles ist von gütigen, weisen Mächten zum Wohle des Rindergeschlechtes eingesetzt und angelegt.

Doch, so wird von vielen Seiten eingewendet, in der That würde sich das Leben der Menschen minder vernünftig und freiheitlich gestaltet haben, wenn kein Schwert sie regiert hätte; und gar unsere heutige Gesellschaftsordnung vermöchte nicht zu bestehen ohne die bewaffnete Macht, ohne Heer, Polizei und Gericht. Von anderer Seite wiederum wird mir entgegengehalten, die Waffe sei doch nicht allein von Tyrannen, sondern auch von Freiheitsmännern gehandhabt worden. — Später, wenn ich nämlich speziell „Gesetz", „Regierung" sowie die Gewaltanwendung freiheitlicher Revolutionäre bespreche, werde ich auf diese Einwände eingehen.

Der Vernunft ist das Schwert, wie überhaupt jede physische Gewalt, nicht förderlich. Der uralte Widerstreit zwischen Tierischem und Menschlichem, zwischen Tatzenhieb und brüderlichem Handschlag, blutigem Gebiß und klarer Stirn, stellt sich auch in der körperlichen Vergewaltigung eines Menschen einerseits, in der Begründung, Belehrung andererseits dar. Und so waren gewöhnlich die Männer des Schwertstreiches und der Herrschaft Antipoden der Denker. Statt auf die Vernunft einzuwirken, also Gründe anzuführen, pflegten sie an den seitlich angegürteten Degen zu schlagen. „Mit Ketzern soll man nicht diskutieren, sondern ihnen den Degen in die Brust stoßen" meinte Ludwig der Heilige. Im Namen der Vernunft aber gilt die Antwort, welche Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen seinen brutalen Richtern nnd den Gewaltmenschen aller Zeiten gegeben hat: „Verbrennen heißt nicht widerlegen!" Diese Antwort, welche man je nach der Form der Gewaltanwendung variieren kann, kennzeichnet jede körperliche Vergewaltigung vernünftiger Wesen als ein unreines Mittel.

Daß die Wurzeln dieses unreinen Mittels in der tierischen Natur des Menschen liegen, meint auch J. G. Vogt in seinem Buche „Die Menschwerdung". Er verweist auf den gewaltigen Kampf, den die werdende und auch noch die gewordene Menschheit mit der Tierwelt zu führen hatte, und fragt: „Und aus diesem Riesenkampfe, den die freien Sprößlinge der organischen Welt gegen die alten Formen tierischer Artmodelle unternommen, sollte der Organintellekt

ohne eine Schlappe davongekommen sein? Der Sieg der Freiheit sollte keine Opfer gekostet haben?" Will man aber das „Allgemein-Menschliche" der Gewaltanwendung gegen vernünftige Wesen durch die Hindeutung erweisen, daß wir doch in unserm gepriesenen Zeitalter der Kultur noch Militär, Polizei und Gericht haben, so entgegne ich mit dem erwähnten Denker: „Ist wirklich unsere europäische Kultur etwas so Großartiges, daß sie nicht mehr zu überbieten wäre? und vor allem: wie alt ist sie denn überhaupt? Wie lange ist es denn her, seitdem sie sich aus der Mutterlauge der Barbarei herauskristallisirt hat? Einige Jahrzehnte ist es her. Denn das, was wir wirklich kulturell in unsern Zuständen nennen können, verdanken wir ausschließlich der neuen und allerneuesten Naturwissenschaft. Man wird doch nicht etwa eine Zeit als kulturell bezeichnen wollen, die mit Inquisition, Folter und Scheiterhaufen hantierte, und diese Zeit sitzt uns noch hart auf dem Nacken. Und was wollen wir uns selbst heute viel mit Kultur brüsten, heute, da wir auf dem europäischen Kontinente bis an die Zähne bewaffnet stehen, um jeden Augenblick gleich reißenden Bestien auf einander loszustürzen?!"

Ja die moderne Soldateska hält uns noch weit zurück vom „freien Vernunftmenschen". Und nicht allein durch ihre lebensvernichtende Tendenz, sondern auch durch den Drill, den sie bedingt. Natürlich, wenn es keine hinreichenden Vernunftgründe giebt, um den Menschen zur freiwilligen Uebernahme einer Thätigkeit zu bestimmen, so bleibt kein anderes Mittel übrig, als der Zwang. Am liebsten scheint es gewissen Heerführern zu sein, könnten sie dem Rekruten Herz und Hirn ausnehmen und stählerne Räder einsetzen. „Ihr habt nichts zu meinen, habt nichts zu denken!" Diese militärische Losung kennzeichnet das Verhältnis der Soldateska zum freien Vernunftmenschen. Und konsequent ist es, wenn moderne Militärstaatsmänner es lieber sehen, daß Soldaten überhaupt nicht lesen können, als daß sie oppositionelle Blätter lesen.

Bedeutender noch als die Verkrüppelung des freien Vernunftmenschen durch den Drill, dürfte das Uebel sein, welches der Krieg in dieser Beziehung hervorbringt. „Der Krieg macht mehr schlechte Menschen, als er hinwegrafft" sagt Antisthenes. Aber freilich, moderne Menschen halten das für Unsinn, behaupten vielmehr, der Krieg entwickele die edelsten Eigenschaften der menschlichen Natur. Welche Eigenschaften meinen sie eigentlich? — Etwa Mitleid, Barmherzigkeit? Leid ruft allerdings auch Mitleid hervor, und zwar oft nach Maßgabe seines Umfanges. Doch wäre es nicht besser, gäbe es gar keine Veranlassung zu Mitleid? Nicht Mitleid liegt im Interesse des freien Vernunftmenschen, sondern Mitfreude. Das Christentum, mit seiner Verherrlichung des Leidens und Mitleidens, gilt ihm als eine Religion der Knechtschaft. Wer das noch nicht anerkennt, möge doch bedenken, daß die christliche Lehre die Armen und Elenden nicht nur selig preist, sondern fast zu allen Zeiten als etwas, das notwendig sei, bezeichnet hat, — damit nämlich die Barmherzigkeit stets Gelegenheit habe, sich zu bethätigen. Ueber diese Auffassung lächeln wir. Nun, ihr Kriegsschwärmer, dann ist auch euer Argument lächerlich.

Indessen noch an andere Tugenden denkt ihr, an Energie, Mut, Tapferkeit, Treue. Ich gebe zu, daß diese Eigenschaften durch den Krieg zur Bethätigung gebracht werden; doch mußten sie nicht bereits vorhanden sein, um sich bethätigen zu können? Beruft ihr euch aber darauf, daß sie durch die Gelegenheit zur Bethätigung gesteigert werden und als Vorbilder ihren Samen in die Gegenwart und Folgezeit streuen, so werfe ich die Frage auf, ob diese Wirkung nicht min-

bestens neutralisiert wird durch die Brutalität, den Dünkel, die Rücksichtslosigkeit, Rachsucht, Mordlust, Vernunftbetäubung und dergleichen Schädigungen des freien Vernunftmenschen?

Um diesen Wirkungen des Krieges den Schein ihrer Schlechtigkeit zu nehmen, verweist ihr auf die Heiligkeit der Sache, in deren Dienste das Schlechte steht. Hierauf erwidre ich: die Philosophie des reinen Mittels liefert den Nachweis, daß der Grundsatz „Der Zweck — oder wie es treffender heißen müßte der heilige Zweck — heiligt das Mittel" unhaltbar ist. Das richtige Verfahren bei der Wertung des Mittels besteht darin, daß man nicht einseitig die gewollte Wirkung ins Auge faßt, sondern auch sämtliche Nebenwirkungen. Doch gesetzt, die Heiligkeit des Zweckes wöge alle Nebenwirkungen auf, so kann mir doch diese „Heiligkeit" durchaus nicht imponieren. Weiß ich doch, daß der Heiligenschein auch eine Tyrannenkrone sein kann und den Zweck haben kann, die kritische Vernunft zu blenden.

Uebrigens würdet ihr Schwärmer für den heiligen Krieg selber höchst enttäuschte Gesichter machen, wenn euch oft dessen wahre Motive offenbar würden. Denn was sich hinter moralischen Phrasen wie „Ehre, Selbsterhaltung der Nation" verbergen kann, ist ein gieriger Geldbeutel. Um die Milliarden pflegten sich die armen unwissenden Armeen zu balgen, für das Interesse gewisser Geldmänner, gewisser Industrieller und Händler, gewisser Bureaukraten und Militärs, gelegentlich auch gewisser Fürsten; und so kann das Heer manchen Staates eine Ausbeutungsmaschine genannt werden, die dorthin geschoben wurde, wo den herrschenden Klassen des Staates eine gute Ernte winkte. Dieser Grundgedanke war es, welcher Herzen nach dem Jahre 1848 veranlaßte, der modernen Gesellschaft zuzurufen: „Seht, ihr habt den Sozialismus nicht gewollt, — nun werdet ihr den Krieg haben, den dreißigjährigen, den fünfzigjährigen Krieg." Wenn man unter Sozialismus eine wirtschaftliche Interessengemeinschaft der Volksgenossen und Völker versteht, dürfte dieser Ausspruch eine umfangreiche Zustimmung finden.

Doch es könnte scheinen, als betrachte ich das stehende Heer lediglich als ein passives Werkzeug. Dieser Auffassung widerspreche ich. Das Heer hat auch Initiative; seine bloße Existenz tendiert zum Kriege. Gebt dem Knaben einen Stock in die Hand, und eine atavistische Neigung wird erwachen, wird ihn antreiben, Menschen oder Tiere zu schlagen oder wenigstens Blumen zu köpfen. So verlangt auch der soldatische Beruf nach einer Waffenprobe, einem ernstlichen Manöver. Hierzu kommt der Umstand, daß die großen und kleinen Heerführer häufig nach Unterbrechung des monotonen Friedens, nach Karriere und Ruhm dürsten; jenes Säbelgerassel, welches vor einigen Jahren in Frankreich und Rußland erscholl, entsprang teilweise dieser Ungeduld.

Unter diesen Gesichtspunkten erscheint das stehende Heer keineswegs als eine Garantie des Friedens, vielmehr als ein unreines Mittel. Im Interesse der Wahrheit scheint es mir zu liegen, den Satz „Si vis pacem, para bellum" zu übersetzen: „Rüste, — und der Krieg wird nicht lange auf sich warten lassen."

Die angedeuteten Uebel werden obendrein potenziert durch jene Fortpflanzungskraft, die allem Unkraut in bedeutendem Maße verliehen ist. Das ist auch des Krieges Fluch, daß er „fortzeugend Böses muß gebären." Denn aus den Blutstropfen, die der Völkermord versprengte, sprießt neuer Mord hervor. Den Besiegten treiben die brennenden Wunden zu Chauvinismus, „Erbfeindschaft" und „Revanche." Der Sieger aber pocht stolz auf seine Waffe, der Degen steigt in

der Achtung, gilt wohl gar als höchstes Ehrenzeichen, das Soldatenspielen, das militärische Vereinswesen wird epidemisch, schon kleine Kinder werden durch ihre Lehrer an Menschenblut gewöhnt und deklamieren bei feierlichen Akten zum Gaudium der Versammlung:

„Sie haben Tod und Verderben gespieen . . . ."

Wenn man Nationen so eifrig für den Krieg Propaganda machen sieht, so möchte man fürwahr am Durchdringen der Vernunft und Freiheit verzweifeln. Hoffnung aber giebt die Thatsache, daß die Soldateska noch nicht aus blankem Maschinenstahl besteht, sondern Herz und Hirn besitzt, beobachtet, denkt und liest, und daß sowohl aus Herrschenden wie aus Beherrschten sich das wachsende Häuflein derer zusammensetzt, welche mit dem Dichter des „starken Jahres" denken:

„Bald weigern wir uns, zu gebieten
Und zu gehorchen, — und es fällt
Nach tausend hoffnungslosen Nieten
Der Preis uns zu der freien Welt".

(Fortsetzung folgt.)

Zur Genesis des Zola'schen Kriegsromans.

Von

J. van Santen-Kolff.

„. . . La guerre infâme, la guerre maudite".
(Zola, „Nouveaux Contes à Ninon".)

„In der guten alten Zeit des Königtums harrte das erwartungsvolle Volk vor den geladenen Kanonen der Geburt des Kronprinzen; heutzutage sind es die Geistesgeburten unserer Künstler, die uns in atemlose Aufregung versetzen". So urteilt der hochangesehene Pariser Kritiker Hugues Le Roux. Diene sein Wort uns zur Entschuldigung für einen Aufsatz über ein Buch, das als solches überhaupt noch nicht erschienen ist. Ein Buch aber, das für Deutsche wie Franzosen von gleich ungewöhnlichem Interesse sein muß: „La Débâcle", der Kriegsroman Zolas, in dem der Meister der Rougon-Macquart die Ereignisse von 1870—71 in eine neue, eine unerwartete Beleuchtung rückt.

Mit débâcle — es sei pro memoria daran erinnert — bezeichnet der Franzose den Augenblick, da im Frühling die Eismassen brechen und stürzen, den plötzlichen Eisbruch oder Eisgang. In tropischem Sinne läßt sich das Wort dann auch auf etwas Ideelles, etwas Großes anwenden, das zusammensinkt: Zusammensturz, Zerrüttung, Auflösung. So wird im Vorwort z. B. Zolas „La Curée" als „pointure vraie de la débâcle d'une société" bezeichnet.

Kaum dürfte irgend eine Zolasche Schöpfung je zuvor mit solcher Spannung erwartet worden sein, wie dieser, der neunzehnte Band seiner „Comédie humaine" des zweiten Kaiserreichs, der vorletztezugleich des riesenhaften Prosa-Epos der Rougon-Macquart. Et pour cause! Ist doch auch für Frankreich nach Boulangers Tode

die brennende Frage des revanche-Krieges keineswegs ad acta gelegt, und zeigen sich doch von Zeit zu Zeit, mit dem kaiserlich enKriegsgefangenen von Sedan und Wilhelmshöhe zu reden, immer wieder „schwarze Punkte“ am politischen Horizont!

Und wenn es irgend einen aktuellen Moment für eine Kriegsstudie über 70—71 in Romanform bei uns geben konnte, so war es gerade dieser, da eben die posthume Moltke-Veröffentlichung das Interesse lebhafter als je für jene Ereignisse weckt.

Gleich zu Beginn der nachstehenden Skizze der Entstehungsgeschichte des neuen Werkes sei hier flüchtig darauf hingewiesen, daß Zola den deutsch-französischen Feldzug, wenn auch nur andeutungsweise, bereits wiederholt in den Bereich seiner „natürlichen und sozialen Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich“ gezogen hat. Vorgeahnt, prophezeit wird der Krieg in „L'Argent“, wo, im prächtig skizzierten historisch-politischen Hintergrunde, die Schrecknisse der nächsten Zukunft ihre Schatten schon vorauszuwerfen beginnen, die hellglänzenden Bilder der im Zenith ihres Luxus und ihrer welterobernden Macht strahlenden Seine-Metropole — „Paris centre du mondo“ — momentan ahnungsvoll verdunkelnd:“ Es war wie ein großes dumpfes Krachen, wie der bevorstehende Untergang einer Welt“. In jener helleuchtenden Illuminationsnacht zur Feier des Nikolsburger Friedens „après Sadowa“ trübt der Dichter sein Bild durch den Zusatz: „in Erwartung der schwarzen, eisigen Nächte, der Nächte ohne Gas, durchkreuzt von den roten Streifen der Bomben“. In „La Bête humaine“ heißt es vom Generalsekretär Camy-Lamotte, persona grata in den Tuilerien, einem der Pfeiler der Napoleonischen Dynastie, er fühle sich am Vorabend der Kriegserklärung „von Traurigkeit übermannt, als hätte er unter jenem Apotheosenglanz den bevorstehenden Zusammenbruch der Herrschaft, welcher er diente, vorgeahnt“. In drei Bänden des Cyklus bildet der Ausbruch des Krieges den ergreifenden Schlußeffekt. Während die „blonde Venus“ Nana als ekle Leiche daliegt, und dichte Volksmassen auf den Boulevards „A Berlin! A Berlin“! brüllen, entspinnen sich lebhafte Diskussionen zwischen ihren Kolleginnen. Eine „de grande marque“, die in ihrem „politischen Salon“ u. a. auch Minister a. D. empfängt, ruft in sittlicher Entrüstung: „Welcher Fehler, dieser Krieg! Welch' blutige Dummheit!“ Eine zweite meint dagegen: „Geh', geh'! Wir konnten uns ja unmöglich länger insultieren lassen, dieser Krieg bedeutet die Ehre Frankreichs. Der Kaiser hat recht gethan“. Die andere bleibt dabei: „Es ist das Ende. Sie sind verrückt in den Tuilerien. Wir hätten sie gestern nach der Kriegserklärung lieber fortjagen sollen“. Alle Uebrigen sind aber darüber einig, daß man Herrn von Bismarck schleunigst mit Kolbenschlägen im Rücken das Heimgeleite geben werde. Und mit trockener Ironie läßt der Poet zum Schluß die älteste der Damen „dans un élan religieux“ ausrufen: „Lieber Herrgott, verleih dem Kaiser den Sieg! Wahre uns das Kaiserreich!“ In „La Terre“ entspinnt sich zwischen dem künftigen „Débâcle“-Helden, dem „soldat-laboureur“ Jean Macquart, und Delhomme folgendes Zwiegespräch: „Sagen Sie, haben Sie das Neueste gehört? Es scheint, der Krieg kommt“. „Krieg, wie so?“ „Man sagt mir, mit Preußen. Es steht in den Zeitungen“. „Zum Teufel, wenn die Preußen uns belästigen . . . . . Wir können uns nicht von ihnen zum besten haben lassen . . . . So, so, mit den Preußen! Na, wir werden sie ordentlich durchbläuen, weiter nichts!“ Und das gewaltige, in seiner phantastischen Frage erschütternde Schlußbild der „Bête humaine“: — die betrunkenen, singenden Soldaten, welche vom zügellos entfesselten Schnellzug als Kanonenfutter nach den Grenzen befördert werden — wird von der Bemerkung eingeleitet: „Schicksalswille war's, das Kaiserreich sollte hinweggefegt werden. Nach stürmischen Sitzungen in der Kammer war der Krieg erklärt worden, und schon hatte ein, wie es hieß glücklich verlaufenes, kleines Vorpostengefecht stattgefunden“. Abgesehen vom „Rougon-Macquart“-Cyclus, findet man dann noch in dem Kriegsnovellenband „Les Soirées de Médan“ a. d. J. 1880 eine meisterhafte Novelle „l'Attaque du moulin“ — einen litterarischen de Neuville — die eine übrigens nach jeder Richtung hin völlig frei erfundene Episode aus den ersten Kriegswochen, dem Lothringer Feldzuge Ende Juli und Anfang August, bringt.

Doch das alles war nur Vorpostengeplänkel. Der große Roman, der jetzt kommt, bringt endlich den Hauptschlag. Wir erhalten ihn selbst: der Todeskampf und Untergang des Kaiserreichs, — mit einem schauerlichen Epilog: der Belagerung von Paris, der Kommune, dem Bürgerkrieg. Eine Art von Walter Scott, sagte Zola im Hinblick darauf vor Jahren, werde er jetzt: Walter Scott des Naturalismus!

Als der 28jährige Dichter bereits bei der ersten flüchtigen Konzipierung seines auf zehn Bände berechneten Romancyclus für eine analytische Schilderung (étude) des Krieges den Raum eines besonderen Bandes bestimmte, hätte er, da der unglückselige mexikanische Guerillakrieg hier von vornherein außer Frage blieb, und ihm somit nur zwischen zwei Napoleonischen Feldzügen, Krim 1855 und Italien 1859, die Wahl offen stand, sich zweifellos für den letztgenannten entschieden, wenn nicht, kaum zwei Jahre darauf, der „preußische" Feldzug ihm, wie er am 1. Juli 1871 schrieb, „le dénouement terrible et nécessaire" seines Dramas geliefert hätte. „Der Sturz der Bonapartistischen Dynastie", heißt es im Vorwort des ersten Bandes, „dessen ich als Künstler bedurfte, und in dem ich stets das Ende der Tragödie gesehen, ohne daß ich sein bereits so nahes Bevorstehen zu erhoffen wagte, hat mir die schreckliche und notwendige Lösung meines Werkes geliefert. Dieses wird nunmehr das Gemälde einer toten Herrschaft, eines gar sonderbaren Zeitabschnitts voller Verrücktheit und Schande". In dem während des Winters 1868—69 zur vorläufigen Orientierung über seinen kühnen Plan für seinen Verleger Albert Lacroix zu Papier gebrachten, kurzgefaßten Konzept der „Rougon-Macquart, Historie d'une famille" (sic) heißt es: „Ein Roman, der die Militärwelt zum Rahmen und Jean Macquart, Antoines Sohn, zum Helden haben wird. Der Krieg so wie er ist. Verhältnis des zweiten Kaiserreichs zum Heer. Was ich erstrebe, ist, wirkliche Schlachtfelder darzustellen, ohne Chauvinismus, und die wahren Leiden des Soldaten zu schildern. Ein militärischer Roman ist von größter Notwendigkeit in dem Cyklus". Eine spätere, kurze Uebersicht des geplanten, richtigerdamals bereits angefangenen Cyklus enthält die Notizen: „Ein Roman über den italienischen Krieg oder Sedan, mit Jean Macquart", sowie „Ein Roman über die Belagerung von Paris und die Kommune. Maxime (Saccard [Rougon]) und die Kinder wiederbringen". Aus den Tagen der Pariser Weltausstellung i. J. 1878, als der Meister „Nana" entwarf, ist uns eine mündliche Mitteilung an den ihn damals in seinem Heim, Rue de Boulogne 22, besuchenden Edmondo de Amicis von diesem übermittelt. „Ein Roman, in welchem ich das französische Militärleben so wie es ist, beschreiben werde. Das wird einen Sturm erregen, man wird mich Frankreichs Feind schelten, ich rechne darauf. Dieser Roman wird „Le Soldat" heißen und eine ausgedehnte Beschreibung der Schlacht von Sedan enthalten. Ich werde mich eigens zu diesem Zweck nach Sedan begeben, ich werde etwa 14 Tage dort bleiben, ich werde die Oertlichkeiten mit einem Führer Meter für Meter studieren, und vielleicht wird etwas dabei herauskommen". Fast zwei Jahre darauf, im April 1880, erzählte er dem bekannten Pariser chroniqueur Fernand Xau: „..... Eine militärische Studie, mit Jean Macquart. Ich hatte zu allererst die Absicht, diese Studie dem italienischen Feldzug zu widmen, ich habe mich jedoch für Sedan entschieden. Sedan schließt den Kreis, in welchem sich meine Gestalten bewegen; übrigens kenne ich Italien nicht". Wiederum etwa zwei Jahre später veröffentlichte Zolas Eckermann, Paul Alexis, Gesprächsmitteilungen seines großen Freundes. Das projektierte Sedan-Buch sollte „la débâcle" des zweiten Kaiserreichs zum Vorwurf haben. Bei seinem geplanten Studium ipsissimis locis des Schlachtfeldes hoffte Zola es zu ermöglichen, sich von irgend einem Stabsoffizier, Major oder Hauptmann, der jene Katastrophe selbst miterlebt, die Operationen des Feldzuges und der Entscheidungsschlacht erklären zu lassen. Dieser Mitteilung fügte er hinzu: „Ich werde unsere militärischen Zustände vor und im Jahre 1870 offenherzig darstellen, und wenn ich dabei auch Gefahr laufen sollte, für einen schlechten Patrioten zu gelten. Ich halte es gerade für gut patriotisch, die Wahrheit zu sagen, und der Lärm imponiert mir nicht". In diesem Zusammenhang sei darauf hingewiesen, daß während der letzten

Jahre seines Lebens Gustave Flaubert mit dem Gedanken an einen großen Roman über das zweite Kaiserreich umging. In der abschließenden Sedanepisode wollte er Napoleon darstellen, wie er in seiner Kalesche gesenkten Hauptes, von den Verwünschungen seiner Soldaten begleitet, vorbeifährt. Dieses ironische Bild werde einen prächtigen Schluß geben, meinte er. Wie Zola das aufgegriffen, — davon weiter unten. Der achtzehnte Band der Serie hatte kaum die Reise um die Welt angetreten, als der rastlose Arbeiter sich bereits daran machte, die ersten Vorbereitungen zu seiner nächstfolgenden Schöpfung zu treffen, im Sinne Flauberts: „wenn ein Werk vollendet sei, müsse man darüber nachzudenken anfangen, ein neues zu schaffen". Am 6. März vorigen Jahres meldete er mir: „ . . . . . Ich beginne die Dokumente für meinen nächsten Roman „La Débâcle" zu sammeln, und ich gedenke im April acht Tage in Sedan zu verbringen, denn ich will vor allem jene schreckliche Schlacht in einem ungeheuren Freskobilde malen — den schlimmsten Schicksalsschlag, der je ein Volk betroffen . . . . . ."

Ein halbes Jahr darauf folgte ein ausführlicheres Schreiben, aus Zolas Landsitz in Mèdan datiert.

„Verzeihen Sie mein langes Stillschweigen! Ich bin mit allerlei Abhaltungen, Unannehmlichkeiten und Arbeit geplagt und überhäuft gewesen, sodaß mein Roman sich furchtbar verzögert hat. Sie erkundigten sich nach näheren Einzelheiten über „La Débâcle". Es dürfte mir sehr schwer fallen, Ihnen etwas Neues zu bieten, da so ziemlich alle hiesigen Zeitungen meinen Ausflug nach Sedan, meine Ansichten über den Krieg, den Plan des Buches, u. s. w. u. s. w. erzählt haben. Ich ziehe vor, Ihnen in großen Zügen anzudeuten, was ich machen will. Vor allem die Wahrheit vorbringen über die entsetzliche Katastrophe, an welcher Frankreich fast zu Grunde gegangen wäre. Und ich kann Ihnen versichern, daß mir dies im ersten Augenblick keineswegs leicht vorkam, da für unseren Nationalstolz tief bedauerliche Thatsachen vorgekommen sind. Je tiefer ich jedoch in diese schandhaften Gräuel eindrang, desto heller ging es mir auf, daß es groß wäre, alles zu sagen, und daß wir heute getrost alles sagen könnten, in der rechtmäßigen Genugthuung über die gewaltige Anstrengung, welche wir haben machen müssen, um uns wieder zu erheben. Ich glaube, mein Buch wird wahr und gerecht sein, und heilsam für Frankreich gerade durch seine Aufrichtigkeit. Wie immer habe ich den ganzen Krieg hineinbringen wollen, obwohl die Schlacht bei Sedan den Mittelpunkt meines Romans bilden wird. Unter dem „ganzen Krieg" verstehe ich: das Erwarten des Feindes an der Grenze, die Märsche, die Schlachten, die Panik, die Rückzüge, die Spione, die Bauern den Franzosen und den Deutschen gegenüber, die Franctireurs, die Bürger in den Städten, die Besetzung des Landes durch den Feind, mit den Requisitionen in Lebensmitteln und Geld, kurz, die ganze Serie der wichtigen Episoden, die sich 1870 zugetragen haben. Und Sie können sich wohl denken, daß es keineswegs leicht war, das alles in meinen Plan einzufügen. Bei mir sind stets, wie man zu sagen pflegt, die Augen größer als der Mund. So oft ich einen Vorwurf in Angriff nehme, möchte ich die ganze Welt hineinbringen. Daher meine Selbstquälerei in diesem Drange nach dem Riesenhaften und dem Universellen, Erschöpfenden, der sich nie befriedigt. Ich habe das Werk in drei Abteilungen geteilt, von welchen jede acht Kapitel zählt, im ganzen somit 24 Kapitel. Ich fürchte, der Band dürfte noch stärker werden als „La Terre". Der erste Teil umfaßt die ersten Niederlagen an der Maas, den Rückzug bis Châlons, darauf den Marsch von Rheims nach Sedan! Der zweite Teil ist ausschließlich der Schlacht bei Sedan gewidmet, deren Schilderung nahe an zweihundert Druckseiten zählt. Der dritte Teil wird die Besetzung Frankreichs, die Ambulanzen, ein besonderes Drama ganz für sich inmitten einer Franctireurs-Episode, zuletzt die Belagerung von Paris bringen, und da besonders die Brände der Kommune, womit ich schließen will: in einem blutroten Himmel.

Doch ich bin, wie gesagt, arg im Rückstand. Ich habe erst am 18. Juli angefangen, ich habe nur erst vier und einhalb Kapitel geschrieben und werde bestimmt

nicht eher als frühestens Mitte April fertig sein. Vielleicht dürfte die Feuilleton-Veröffentlichung im März, im Tageblatt „Le Petit Parisien" anfangen können. Zum Schluß noch dies Eine. Allmählich hat, wie Sie ja wissen, die Serie meiner „Rougon-Macquart"-Bände sich ausgebreitet, sollte sie doch anfänglich nur zehn oder zwölf Bände zählen. Im Prinzip, wenn mein Gedächtnis mir treu ist, sollten der Acker (der Bauer) und der Krieg (der Soldat) nur eine Episode, nur einen Roman bilden, und zwar stets mit Jean Macquart als Hauptfigur und Mittelpunkt der Handlung.

Ich bin im Begriff eine kleine Reise in die Pyrenäen zu unternehmen, von der ich in den ersten Tagen des Oktober heimkehren werde, um mich wieder an die Arbeit zu machen und diese dann nicht wieder zu unterbrechen."

In der Folge bat sich Zola nachstehende Details von mir aus, die so unbedeutend sie an und für sich auch sein mögen, doch einen charakteristischen Beleg für seine fast pedantische Sorgfalt bieten. „Ich brauche Auskunft, auf der Stelle, umgehend. Könnten Sie mir sagen, wie das genaue Costum eines Hauptmanns der preußischen Garde i. J. 1870 bei einem der Regimenter, die bei Sedan gekämpft haben, aussah? Eine Beschreibung der Uniform in zehn Zeilen, bitte! Und beschreiben Sie mir auch die Uniform der gemeinen Soldaten der Garde. Im Voraus tausendmal dankend, ganz der Ihrige". Zehn Tage darauf schrieb er mir aufs neue, und zwar folgenden umfangreichen Brief, der seiner Wichtigkeit wegen ganz mitgeteilt zu werden verdient.

„Paris, 26. Januar 92.

Besten Dank, werter Herr, für die Schnelligkeit, mit welcher Sie mir die erbetene Auskunft betreffs der Uniformen eines gemeinen Soldaten und eines Hauptmanns der preußischen Garde i. J. 70 erteilt haben. Die kleinen kolorierten Bildchen und die explizierenden Notizen genügen mir vollständig. Und jetzt will ich endlich Ihre früheren Fragen beantworten. Bitte mein langes Stillschweigen gütigst zu verzeihen. Sie fragen mich, ob es mir keine Gewissensbisse verursacht hat, die Grenze von 1870 zu überschreiten, indem ich meine Erzählung bis zur Kommune ausdehne. Es war von jeher meine Absicht, bis zur Kommune fortzuschreiten, da ich sie als eine unmittelbare Folge des Krieges und des Sturzes des Kaiserreichs betrachte. Der Kommune werde ich übrigens ja nur wenig Worte widmen. Ich füge hinzu, daß der letzte Roman des Cyclus: „Le Docteur Pascal", der wissenschaftliche Abschluß des ganzen Werkes, i. J. 1872, wo nicht noch später, spielen wird. Während meines letzten Ausfluges in die Pyrenäen habe ich gar nicht an „Le Débâcle" gearbeitet. Ich kann nur dann arbeiten, wenn ich mich mindestens für einige Tage in einer fremden Gegend niederlasse und einrichte. Diesmal hatte ich die fertigen fünf ersten Kapitel in meinem Reisekoffer mitgenommen, in der Absicht sie durchzulesen. Selbst hierzu habe ich aber nicht einmal Muße gefunden. Ich habe weder das Elsaß noch Lothringen besucht. Anfangs beabsichtigte ich nach Mühlhausen und von dort nach Belfort zu reisen, um den Weg selbst zu machen, den das siebente Armeecorps auf seinem Rückzuge zurückgelegt hat. Mein Roman wird nämlich mit diesem Rückzuge eröffnet. Ich wurde jedoch durch den mit dem Gesuch nach einem Paß verbundenen Umständen, sowie durch die ekelhaft belästigende Neugierde, welche meine Reise zweifellos erregt hätte, zurückgeschreckt. Ich hatte über diese Episode übrigens ja nur einige Seiten zu schreiben, und so habe ich mich denn mit den mir von einem Freunde verschafften Notizen und Angaben begnügt. Die Hauptsache ist für mich der Marsch von Reims nach Sedan, und namentlich die Ereignisse um Sedan herum. Ich komme zu jenem Gedanken Flauberts: der Kaiser in seiner Kalesche, während französische Kriegsgefangene ihm nach der Katastrophe von Sedan begegnen und ihn mit Verwünschungen überhäufen. Ich selbst habe Flaubert nie davon sprechen hören. Es existiert eine Sage über jene Episode. Ich habe eine genaue Untersuchung angestellt. Die Begegnung hat stattfinden können, und ich werde sie in meiner Darstellung sogar verwenden, obwohl sie mir nicht unwiderleglich als Thatsache nachge-

wiesen worden ist. Sie ist aber wahrscheinlich, und Offiziere haben mir versichert, daß es sich so zugetragen hat.

Der Titel „La Débâcle“ hat keine Geschichte. Vor sehr langer Zeit hatte ich ihn bereits gewählt. Nur er sagt recht deutlich was mein Werk bezweckt. Es ist eben nicht nur der Krieg, es ist der Zusammensturz einer Dynastie, es ist das gewaltsame Verschwinden einer Epoche. Und nun möchten Sie wissen, ob ich mit meiner Arbeit zufrieden bin. Hatte ich Ihnen nicht schon früher gesagt, daß ich während des Schreibens nie zufrieden mit einem Buche bin? Ich will immer alles hineinbringen und bin stets verzweifelt über das begrenzte Feld der Verwirklichung. Das Gebären eines Buches ist für mich eine abscheuliche Tortur, da es mein gebieterisches Bedürfnis nach Universalität und Totalität doch nicht zu befriedigen vermag. Das in Rede stehende Werk quält mich noch mehr als die vorigen, ist es doch noch verwickelter und überladener. Es wird der längste meiner sämtlichen Romane sein, und tausend Seiten meiner Schrift, somit etwa sechshundert Druckseiten zählen. Ich vollende eben den zweiten Teil, das heißt das zweite Drittel. Erst im April werde ich fertig sein. Die Veröffentlichung wird den 20. Februar in der zweimal wöchentlich erscheinenden, illustrierten „Vie populaire“ beginnen und 4½ Monat währen. In Buchform wird das Werk am 20. Juni bei Charpentier herauskommen. Uebersetzungen werden gleichzeitig in Deutschland, England, Amerika, Spanien, Portugal, Italien, Böhmen, Holland, Dänemark, Norwegen, Schweden und Rußland erscheinen. Et voilà, werter Herr, wünschen Sie mir Mut und Gesundheit! Herzlichst der Ihrige“.

Denkt man bei diesem Briefe nicht an das Bekenntnis des ideellen Doppelgängers Zola's, des Pierre Sandoz, in „l'Oeuvre“? „Ich arbeite wie ich lebe, weil ich dazu geboren bin, doch fröhlich bin ich dadurch nicht, nie stelle ich mich zufrieden. Ja, ich arbeite . . . . doch wenn du alles wüßtest, wenn ich dir sagte, in welcher Verzweiflung, mit welchen Qualen! Die Unvollkommenheit meiner Arbeit verfolgt mich bis in den Schlaf! Ich lese die abends vorher geschriebenen Seiten nie wieder, aus Furcht sie so scheußlich zu finden, daß ich dadurch die Kraft und den Mut weiter zu arbeiten verlieren würde!“

Ueber die Vorstudien zur „Débâcle“ schrieb mir Zola am 4. September v. J.: „Auch diesmal bin ich meiner alten unabänderlichen Methode gefolgt: Streifzüge in den Orten, welche ich zu beschreiben haben werde, Studien sämtlicher mir bekannt gewordenen gedruckten Dokumente, welche diesmal außerordentlich zahlreich waren; schließlich lange Unterredungen mit allen Mitspielern des Dramas, mit denen in Berührung zu kommen mir möglich war.“ Bereits anfang März setzte sich Zola mit mehreren höheren Offizieren in Verbindung, welche sich ihm bereitwilligst zur Verfügung gestellt haben. Er war den ganzen Tag in Karten, Festungs- und Schlachtenpläne vertieft. Er arbeitete emsig, „rudement“, wie man auf den Boulevards sagt. In diesen Tagen erzählte er einem Korrespondenten des „Daily Graphic“: „Eine Masse Dokumente liegt schon bereit. In erster Linie hat einer meiner Freunde, der eine Geschichte des 1870er Krieges schrieb, mir alle Papiere ausgehändigt, die er über diesen Gegenstand gesammelt — eine Arbeit von vier Jahren — und außerdem existieren ja Dokumente jeder Art über ein Ereignis von so verhältnismäßig jungem Datum. Eine Menge Leute, welche die Schlacht bei Sedan miterlebt, habe ich schon gesehen, und mehr werde ich noch sehen. Es ist ein riesiges Stück Arbeit, ich lasse mich jedoch ebensowenig wie bei den Vorstudien zu meinen früheren Romanen abschrecken. Bis jetzt bin ich noch nicht weit gekommen, weil ich nicht wohl bin, aber ich arbeite regelmäßig wie gewöhnlich.“ Da das weltberühmte deutsche Generalstabswerk auch, wenn schon in gekürzter Fassung, in französischer Uebersetzung erschienen ist, hat Zola sich in dieser vielleicht wohl zuverlässigsten aller Quellen Rat holen können. Aehnlich wie Gustav Flaubert für seine Altertumsstudie in Romanform „Salammbô“ eine mehrmonatliche Reise nach Tunis und den Ruinen Karthagos unternahm, und Viktor Hugo für die berühmte Episode seiner „Misérables“ mehrere Wochen im „Hotel du Lion“ auf dem Schlachtfelde von Mont-Saint-Jean weilte,

reiste der Dichter endlich in der zweiten Hälfte des April mit seiner Gattin selbst nach Reims und Sedan. Da es galt, die vom 7. Armeekorps (General Felix Douay) vom 23. bis 30. August zurückgelegte Route aufs genaueste zu studieren, miethete er in Reims einen offenen Wagen, der ihm, und zwar von Prosne ab, quer feldeinwärts, (was stellenweise mit großen Schwierigkeiten verbunden war), dahin brachte, wohin er wollte. Genanntes Corps hatte in Prosne die Landstraße von Reims nach Sainte-Ménehould verlassen. Uebernachtet wurde in Vouziers, Taines Geburtsort, und zu Le Chêne, wo der Kaiser die Nacht des 29. in der Wohnung des Notars Lefèvre zugebracht hatte. Hier blieb Zola einen vollen Tag behufs eingehender Lokalstudien. Den nächsten Morgen ging's dann weiter, über Oches, Stonne, Roucourt, Remilly, Donzy und Bazeilles, bis Sedan. Als er eine Woche darauf dort mit seinen Notizen fertig geworden war, stattete er dem belgischen Grenzstädtchen Bouillon noch einen kurzen Besuch ab. Hier galt es, das Zimmer des ländlichen Gasthofs zu sehen, wo der kaiserliche Besiegte von Sedan, auf dem Wege nach Wilhelmshöhe, die dritte Nacht seiner Kriegsgefangenschaft zugebracht hatte, an jenem Abend, da in seiner ehemaligen Hauptstadt die Republik proklamiert wurde. Das große Zimmer ist in seinem damaligen Zustand erhalten geblieben. Zwei Betten standen darin. In dem einen schlief ein aide-de-camp des entthronten Kaisers, in dem andern lag der Kriegsgefangene selber, ohne ein Auge schließen zu können. Noch heute hängen die beiden schlicht eingerahmten Lithographien an der Wand, die sie vor 22 Jahren schmückten: das Jüngste Gericht, und Rouget de Lisle, einem Kreise begeisterter Zuhörer seine „Marseillaise" vorsingend. . . . . .

Alles recht schön und gut, nur das ist mir unerklärlich, wie es unserm Poeten einfallen konnte, die Spätsommerlandschaft seines Romans ums Ende des Winters, und zumal des endlosen Winters vom vorigen Jahr, zu studieren! Das Grundmotiv mag dasselbe bleiben. Aber der Wechsel der Jahreszeiten spricht doch ein gewichtiges Wort — man denke doch nur an die Verwandlung der Linien durch kahles Holz im Gegensatz zu vollem Laubwerk! Jenen vor dreizehn Jahren ideel bereits ins Auge gefaßten Führer durch das Sedaner Schlachtfeld fand Zola in der Person des Bürgermeisters des Dörfchens Givonne in der nächsten Umgegend von Sedan, H. Charles Philippoteaux, der den Kampf bei Sedan miterlebt hatte, und das Ehepaar nunmehr bei sich aufnahm und eine volle Woche gastlich bewirtete. Ich habe an diesen Herrn, sobald mir die Thatsache bekannt geworden war, die Bitte um Mitteilung näherer Einzelheiten gerichtet. Das Schreiben beantwortete monsieur le maire zwar, „im Hinblick auf meine (holländische) Nationalität" wie er ausdrücklich bemerkte, mein eigentliches Gesuch aber erfüllte er nicht. In seinem Schreiben heißt es u. a.: „Mit der Mitteilung von Einzelheiten über Zolas hiesigen Aufenthalt und die genaue Zeiteinteilung seiner hier verbrachten Tage ließe sich ja ein ganzer Band füllen, haben wir doch eine volle Woche dazu gebraucht, die von ihm gewünschten Erkundigungen einzuziehen. . . . . Ich habe mich dem Wunsche Hr. Zolas, den Rahmen seines in der Vorbereitung begriffenen Werkes ohne Verwirrung und ohne Belästigung ruhig und besonnen zu studieren, aufs strikteste gefügt. Deshalb habe ich ihn mit seiner Frau schlichtweg in meine Häuslichkeit aufgenommen, und wir haben fast incognito die Gegend Schritt für Schritt durchwandert. Da Hr. Zola so viel Vertrauen in mich gesetzt, steht ihm allein das Recht zu, schon im Voraus, wenn er dazu aufgelegt ist, die Eindrücke, welche er an Ort und Stelle empfangen, offenkundig zu machen". „Nun Alberich, das schlug fehl!" sagt Wagners göttlicher Wanderer.

Was den Titel anbelangt, sei noch bemerkt daß, falls Jules Claretie, der bereits vor mehreren Jahren einem Novellenbande diese Ueberschrift verliehen, und dem später Kommenden somit nach französischem Usus die Erlaubnis zum Wählen desselben Titels eigenmächtig zu erteilen oder zu verweigern hatte, dem Autor der „Rougon-Macquart" seine Einwilligung vorenthalten hätte, dieser sich für „Fin d'Empire" entschieden haben würde. Aehnlich wie voriges Jahr „L'Argent", wird auch der neue Roman Zolas von Prof. Dr. Sarrazin ins Deutsche übertragen werden, und zuerst

in der Zeitschrift „Aus fremden Zungen“ erscheinen. Den deutschen Herausgeber hat der französische Meister dadurch beruhigt, daß er ihm mitteilte, „La Débâcle“ werde weder in patriotischer, noch in moralischer Beziehung Anstößiges für Deutsche enthalten. Hoffentlich allerdings wird der Médaner Meister die Katastrophe vom 1. und 2. September 1870 jetzt in etwas anderem Lichte betrachten, als er dies im Juli 1871 vermochte, da er im Vorwort zum ersten Bande seines Cyklus über „la trahison de Sedan“ faselte. Behufs gerechter Beurteilung darf man nicht vergessen, daß diese in ihrem typischen Chauvinismus fast extremste Aeußerung kaum zwei Monate nach dem Frankfurter Friedensschluß fiel und zwar von einem heißblütigen Südfranzosen und Halbitaliener! Obwohl guter Patriot, ist Zola heute keineswegs Chauvinist, keineswegs Deutschenfresser. In politischen Fragen ist er, obwohl der Theorie nach überzeugungstreuer Republikaner, dennoch so parteilos, so objektiv wie ein Mensch nur sein kann, und nach Menschenmöglichkeit überhaupt nur von ihm verlangt werden kann. Und so dürfte im bevorstehenden Roman etwas von dem Faustischen: „Schon wieder Krieg? Der Kluge hört's nicht gern!“ als Grundton durchklingen. Zola wird seinen Landsleuten, die in all' ihrer entsetzlichen Tragik im Grunde dennoch frohe Botschaft jenes „heilsamen Leidens“, predigen, jener „männlichen Wiedergenesung“, jener „Wiedergeburt durch den Schmerz, welche aus dem Uebermaß unserer Niederlagen selbst entkeimt“, jener „Freude der großen Hoffnungsernte, welche heute dem Boden unserer Trümmerhaufen entsprießt“, damit die bittere Lektion Früchte trage, tausend-, millionenfach. In klarster Form machte der Meister seinen Standpunkt in dieser brennenden Frage dem Brüsseler Korrespondenten der „Frankfurter Zeitung“ Mitte November gesprächsweise klar. „Der Geist meines Buches wird folgender sein. Ich weise nach, daß die Niederlage, welche wir erlitten haben, eine wohlverdiente war, verursacht durch eine Reihe von Thorheiten und Ueberhebungen, deren wir uns schuldig gemacht haben. Die Zerfahrenheit der politischen Zustände, die mangelnde militärische Schulung, der trotzdem vorherrschende Glaube, daß Frankreich die erste der Nationen sei, — das alles hat bewirkt, daß wir in jenen Tagen inferior waren, und weil wir inferior waren, sind wir unterlegen. Ich werde den französischen Chauvinisten aus der Zeit vor 1870 vorführen, der damals ein ganz besonders fürchterliches Geschöpf war. Hätte ich dieses Buch unmittelbar nach dem Kriege geschrieben, in welchem Frankreich beinahe untergegangen, so wäre das ein antipatriotisches Beginnen gewesen. Jetzt aber kann ich es ruhig thun, in einem Augenblicke, wo Frankreich wieder das Haupt erhebt und groß und stark in der Reihe der Nationen dasteht. Ich werde darlegen, daß der Krieg eine Lektion war, eine schreckliche und wohlverdiente, aber zugleich auch eine äußerst heilsame. Das, was wir bei Sedan begraben haben, das ist die kriegerische Großthuerei, die „fanfaronnade militaire“. Der alte französische Troupier, der den Krieg als ein lustiges Abenteuer betrachtete und in fremde Länder ging, um sich zu schlagen, und zwischen zwei Schlachten den guten Wein des Landes zu trinken und die hübschen Frauen des Landes zu küssen, dem hat bei Sedan sein letztes Stündlein geschlagen. Seitdem haben wir begriffen, daß der Krieg eine ernste Sache, und das militärische Metier ein streng und ernsthaft zu betreibender Beruf ist“. Die größere und allgemeinere Idee, die aus dem Roman hervorgeht, wird die sein, daß der Krieg eine Notwendigkeit ist, eine traurige, eine entsetzliche, aber eine unvermeidbare Notwendigkeit. Diese Theorie ist ein Teil der Evolutionslehre, deren Anhänger ich bin. Ich halte den Krieg für unumstößlich begründet in dem Gesetz vom Kampfe ums Dasein. Die ganze humanitäre Bewegung, die Friedenskongresse und die Entwaffnungstendenzen, das sind schöne Illusionen, an deren Verwirklichung ich nicht glaube. Ich halte es nicht für möglich, daß die Konflikte der Völker durch internationale Schiedsgerichte geschlichtet werden können. Dazu, wie zur allgemeinen Waffenniederlegung wäre ein consensus omnium erforderlich. Aber wie den erzielen? Nein, es ist ein Gesetz der Geschichte, daß ein Volk untergeht im Augenblick, wo es aufhört, stark und kriegerisch zu sein. Eine Nation muß Furcht einflößen, um existieren zu

können. Vielleicht, daß dereinst die Völker dahin gelangen, sich auf friedlichem Wege zu verständigen. Aber das kann noch Jahrhunderte um Jahrhunderte dauern, und für die gegenwärtige Zeit kommt es daher nicht in Betracht.

All das soll mein Buch sagen. Es wird ein patriotisches Buch sein ..... natürlich nicht etwa ein Patriotismus im Sinne der Déroulède und Genossen! Das heißt, eine bestimmte Parteimeinung werde ich darin nicht direkt aussprechen. Ich habe es mir zur Regel gemacht, in meinen Büchern mich fern von jeder Partei zu halten, und überhaupt so unpersönlich wie möglich zu sein. Und wenn sich doch eine Figur auch in meinem neuen Romane befindet, die meine persönlichen Ideen ausspricht, so ist das eben malgré moi geschehen, und hat sich meiner eigentlichen Absicht und meinen Ansichten entgegen aus mir herausgedrängt".

Die taubstumme Katze.

Von

Ernst von Wolzogen.

Ich kann es nicht leugnen, daß mein Herz ein wenig zu lebhaft klopfte, als ich das schmucke kleine Café in der Via due Macelli zum ersten Male wieder betrat, in welchem ich bei meiner letzten Anwesenheit in Rom so manchen lieben Abend in fröhlicher Gesellschaft deutscher Künstler verbracht hatte. Ich wußte, daß mehrere von den damaligen Stammgästen inzwischen die ewige Stadt verlassen hatten; aber eine Anzahl der alten Zechgenossen waren sicher noch hier — und dies war die Stunde, in der wir fast allabendlich in der „taubstummen Katze" zusammenzukommen pflegten.

Auf diesen seltsamen Namen war einst von uns das kleine Caso getauft worden zu Ehren unseres Lieblings Cleopatra, einer ungewöhnlich großen grauen Katze, welche, obwohl sie schon in früher Jugend das Unglück gehabt hatte, taub zu werden, dennoch von ihrer angeborenen Liebenswürdigkeit nichts eingebüßt hatte. Daß wir sie überdies noch für stumm erklärten, war vielleicht zu weit gegangen. Doch hatte thatsächlich außer ihrem seelenvollen Schnurren niemand von uns jemals einen Laut aus ihrem Mäulchen vernommen.

Ich will es nur gleich gestehen: mein Herzklopfen, als ich, die Hand schon auf die Thürklinke gelegt, noch ein kleines Weilchen auf der Schwelle zögerte, galt doch nicht so sehr der gespannten Erwartung auf die Freunde, die ich hier wiederzusehen hoffte, als vielmehr dem lebhaften Verlangen, wieder einmal den seidenweichen Pelz meiner taubstummen Freundin Cleopatra streicheln und — dabei ihrer schönen Herrin in die märchenhaften, süßlächelnden Augen schauen zu dürfen. So, da hätte ich es glücklich heraus. Donna Carmella war's, die mir das Herzpochen verursachte. Zwar konnte ich mich nicht rühmen, in einem irgendwie näheren Verhältnis zu ihr gestanden zu sein als irgend ein anderer von uns neun Germanen, die wir wohl allesamt gleichermaßen für die wunderbar schöne Kaffeeschänkin schwärmten — mit einer reinen Begeisterung, wie eben nur anständige Künstler (und das waren wir alle!) sie für ein schönes Weib empfinden können. Wir pflegten in geschlossenem Trupp nach Beendigung unseres späten pranzo hier einzurücken und uns in einer Reihe dicht aneinander gerückt, wie Schwalben auf einem Telegraphendraht, auf der die ganze Wand entlang laufenden recht schmalen Polsterbank niederzulassen, wenn irgendmöglich dem Schänktisch gerade gegenüber, dahinter die entzückende Padrona thronte. In einglie-

drigem Reihenmarsch zogen wir an ihr vorüber, jeder mit seinem lieblichsten Lächeln und seinen einschmeichelndsten Tönen sein „buona sera, padrona!“ oder gar in besonders erhöhter Stimmung ein keckes „como sta, bellissima Signora?“ mit artiger Kopfneigung hervorstammelnd. Und unser würdiger Freund, der Bildhauer Gabriel Wenglein, der, obwohl er ein echter Oberbaier war, sich eines mächtigen schwarzen Knebelbartes erfreute, um den ihn jeder italienische Wachtmeister beneiden konnte, dieser Gabriel Wenglein, der in der Stummheit mit der berühmten Cleopatra wetteiferte, genoß das Vorrecht, dem üblichen Gruße noch ein sanft gegrunztes „e permesso?“ hinzufügen zu dürfen, womit er seine mächtigen Tatzen flach über den Tisch hinweg streckte, um regelmäßig die halb schlummernde und wohlig spinnende Cleopatra ausgehändigt zu erhalten. Und dann, wie gesagt, pflegten wir uns mit Kehrt — schwenkt — marsch gegenüber aufzupflanzen und nach einigen geistvollen Aphorismen über Cleopatras körperliche wie seelische Reize mit hintüber an die Wand gelehnten Häuptern in die still bewundernde Betrachtung unseres entzückenden Gegenübers zu versinken, während Gabriel Wenglein die taubstumme Katze auf seinem Schoße halten und ihr den seidenen Pelz krauen durfte. Welch ein berauschender Gedanke, dies begnadete Tier, das ihre schlanken Finger hypnotisiert, das ihr Schoß gewärmt hatte, nun selber so hegen und hätscheln zu dürfen, ehe es noch durch profane Hände gegangen oder seinen geschmeidigen Leib etwa gar in gemeiner Kellerluft abgekühlt hatte! Wir beneideten ihn um sein Glück, ja gewiß! Aber wir waren Männer und bargen unsere Mißgunst tief im Busen, weil die Gerechtigkeit uns zu dem Zugeständnis nötigte, daß von uns allen er solches Vorzuges am würdigsten sei als der älteste und ernsthafteste ihrer stillen Anbeter. Wir anderen acht neckten uns wohl einmal nach lockerer Männer Art, sobald wir dem Dunstkreise der schönen Zauberin entronnen woren; aber Meister Gabriel, der schweigsame, finster blickende, blieb von jeglichem Spott verschont; denn wir wußten, wie tief ihm der Pfeil im Fleische saß.

Warum keiner von uns ein Weiteres wagte? War sie denn gar so ehrfurchtgebietend unnahbar? Besaß denn keiner von uns den Mut zur Sünde? Oh ... aber sie hatte einen Gatten, und dieser Gatte war eine Bestie, einfach eine Bestie, eine kleine, lauernde, schwarz struppige, verbissene Bestie! Ein Kerl, dessen Augen spitze Dolche blitzen ließen, so oft er Carmella lächeln sah, und dem man nachsagte, daß er sie mindestens einmal die Woche durchbläue, um ihr die rechte Liebe zur Tugend einzuimpfen. Arme Carmella! Jedes kühnere Wort, jeder heißere Blick von uns hätte deiner weißen Haut nur noch etliche blaue Flecke mehr eingetragen! Und wir waren, wie gesagt, nicht nur Männer, sondern sogar anständige Künstler! — — —

Ich trat ein. O schade, schade! Kein bekanntes Gesicht, weder hinter dem Schänktisch noch auch auf den berühmten schmalen Polsterbänken. Ein paar triste Philister löffelten hinter den Marmortischen ihren Kaffee und hörten mit gelangweilten Gesichtern und halbem Ohre der fließenden Rede eines sehr großen und schlanken Herrn zu, welcher mit seinem halben Liter Marino allein an der linken Wand des kleinen Lokals saß, offenbar absichtlich von den übrigen Gästen gemieden.

Ich nahm in der Nähe des eifrigen Redners Platz und vertiefte mich in die Betrachtung seines höchst anziehenden Charakterkopfes. Ein herrlicher Langschädel, kurz gelocktes graues Haar, eine hohe ausgearbeitete Stirn, die Augen schon etwas tief in die Höhlen versunken, aber leuchtend in fast fanatischer Glut, der ausdrucksvolle Mund und das scharfknochige Kinn nicht verdeckt durch den kurzen, gesträubten Schnurrbart und die Fliege an der Unterlippe. Der Mann hatte ein prachtvolles Organ und sprach ein bezauberndes Italienisch. Er redete den elegantesten Leitartikel von der Welt. Die gewähltesten Wendungen und Vergleiche flossen ihm glatt von den Lippen wie etwas ganz Selbstverständliches. Da er wundervoll artikulierte, verstand ich jedes Wort.

„Was ist Rom? Eine Weltstadt? Pah! Ein Sitz der Intelligenz? Der Intelligenz des Auslandes — ja, vielleicht! Haben wir einen Großhandel? Haben wir eine Industrie, die einem gebildeten Europäer fin de siècle irgend welche Achtung

abnötigen könnte? O ja, wir fabrizieren billige Andenken zum Mitbringen für die Fremden, falsche Perlen, Eidechsen und Katakombenlämpchen von Blei, mit einem ausgegrabenen Anstrich — auch sollen unsere Flickschuster ganz besonders talentvolle Leute sein — wir photographieren jeden alten Stein, den die Invasionen der Barbaren so freundlich waren, noch auf dem andern liegen zu lassen — zu fünfzig Centesimi das Stück, im Großen billiger — wir sind wie eine alte Schachtel, die ihre Eitelkeit mit der Erinnerung an verblichene Reize füttert. Ja wahrhaftig eine alte Schachtel, oder noch besser gesagt eine Kiste, eine großmächtige alte Plunderkiste mit einigen recht sehenswerten alten Erbstücken dazwischen — ei gewiß, ich will es ja gar nicht leugnen! Immer 'ran, meine Herrschaften, hier ist zu sehen die kapitolinische Venus, an die zweitausend Jahre alt, aber immer noch schön und splinternackt vom Scheitel bis zu den Zehen, sie läßt sich ganz leicht herumdrehen, falls Sie sie auch von hinten zu besichtigen wünschen! Hier sind zu sehen die Loggien und die Stanzen des berühmten Raphael — Sehenswürdigkeit ersten Ranges, einzig in seiner Art! Immer 'ran meine Herrschaften!"

Und die Herren Philister hörten das alles ruhig mit an, blinzelten einander mit kaum merklichem Lächeln zu, nickten aber doch gedankenvoll mit dem Kopfe und murmelten so etwas wie ein halbes Zugeständnis, sobald sein flammender Blick einen von ihnen traf.

Es war dem Graukopf nicht entgangen, daß ich seiner bitteren Beredsamkeit aufmerksamer lauschte, als diese gedankenlose Gesellschaft da, und als er nun fortfuhr, hielt er den Blick fest auf mich gerichtet: „Was sehen Sie Besonderes, wenn Sie mit dem Scharfblick eines wißbegierigen Reisenden in unseren Straßen spazieren? Was fällt Ihnen am meisten auf, meine ich. Vielleicht die paar Ciuciaren, die auf der spanischen Treppe posieren? Doch wohl nur nebenbei! Hauptsächlich die Pfaffen, nicht wahr? Junge Pfaffen in Schaaren auf die Weide getrieben, alte Pfaffen, vornehme Pfaffen in prächtigen Kutschen, Pfaffen in Scharlach, Pfaffen in Violett, in Blau, in Weiß, in Grau, in Schwarz, in allen Farben des Regenbogens! O, es ist ein Schauspiel, nicht wahr? Es schmeckt so nach der großen Oper — im Finale stürmen sie alle zusammen vorn nach dem Souffleurkasten — unisono, fortissimo: anathema und gloria! Aeh! Hol' mich der Teufel! Das ist das befreite Rom, das ist die ewige Stadt!"

Er schänkte sich das letzte Glas aus seiner Karaffe ein und that einen Schluck. Die Philister benutzten die gute Gelegenheit, um Achseln und Augenbrauen hochziehend einander zuzulächeln.

Da schritt langgestreckten Leibes, würdevoll eine große graue Katze quer durch das Zimmer.

„Cleopatra!" rief ich unwillkürlich ziemlich laut, indem ich mich mit langem Halse über den Marmortisch beugte, um ihr nachzuschauen.

„He, was?!" Fast grob warf er mir die beiden Sil n entgegen, der hagere Bußprediger, indem er sein Glas niedersetzte.

„Entschuldigen Sie, die Katze da, ist das nicht Cleopatra?"

„Weiß ich nicht!" Er zog die Schultern hoch und strafte mich mit einem Blicke der Verachtung, weil ich mich mehr für eine Katze als für seine Pfaffenfeindschaft zu interessiren schien.

„O, ich meinte nur", versetzte ich möglichst gleichgiltig — „weil hier früher eine Katze Namens Cleopatra existierte. Sie gehörte der Signora Carmella".

„Kenn' ich nicht," brummte der Herr mit einer wegwerfenden Kopfbewegung, und dann winkte er dem Kellner, zahlte und verließ, ohne jemanden zu grüßen, das Lokal.

Die Gäste lachten hinter ihm her, wie man hinter einem Narren herlacht, dem man kurz zuvor die verrücktesten Behauptungen mit schonender Bereitwilligkeit zuge-

geben hat. Aber ich war zu aufgeregt, um auf ihre Unterhaltung zu achten — ja wahrhaftig, geradezu aufgeregt!

Eben drückte sich das fragwürdige Tier mit hoch gekrümmtem Rücken um den Fuß des zunächst stehenden Tisches herum. „Komm', Puß, komm' hier" rief ich leise, sogar deutsch unter den Tisch, und schnippte dazu mit den Fingern.

Da spitzte die Katze die Ohren, wandte ihren Kopf mir zu, sah mich mit ihren hellgrün leuchtenden Augen prüfend an, krümmte den buschigen Schweif und — miaute gar.

O Gott, sie war weder taub noch stumm! Es war nicht Cleopatra! Der Kellner konnte mir das nur bestätigen. Aber was aus der wirklichen Cleopatra geworden war, das wußte er nicht und den süßen Namen ihrer himmlisch schönen Herrin, den hatte er nie gehört. Auch meine deutschen Landsleute, die ich ihm erkennbar genug beschrieb, erinnerte er sich nicht hier jemals gesehen zu haben. Ich wandte mich an die Dame am Büffet, eine fette Person mit gelbem Gesicht und unordentlichen Haaren, und die — die wußte etwas von der schönen Carmella. Aber sie wollte es nicht deutlich heraussagen.

„Abbandonata — perduta! Verlassen — verloren!" Das glaubte ich zu verstehen, und dabei zog die Person ihre dicken Brauen in die Höhe und lächelte halb mitleidig, halb boshaft. Der Gatte sei nach Afrika ausgewandert, sagte sie, und auf alle übrigen Fragen antwortete sie nur immer: „Das weiß ich nicht!"

Ich zahlte und ging, verstimmt und niedergedrückt.

Es war zu spät, um etwa noch einen meiner alten Bekannten in der Wohnung aufzusuchen, aber auch zu früh, um schon nach Hause zu gehen. Ich schlenderte also durch das Gewirre enger Gassen dem Korso zu, um noch in einem der großen Cafés ein Eis zu essen und mich an dem lustig frivolen Treiben zu ergötzen, das sich in lauen Nächten dort zu entwickeln pflegt. Als ich nach etwa zwanzig Minuten den Korso noch nicht erreicht hatte, merkte ich, daß ich mich verlaufen haben müsse. Ich hatte den Andeutungen der Büffetdame nachgesonnen, und mir Carmellas Gesicht und Gestalt so recht deutlich aus meiner Erinnerung heraufzubeschwören versucht, und dabei hatte ich sowohl die Richtung verloren als auch bemerkt, daß ich gar keine so deutliche Vorstellung mehr von unserer schönen Freundin besitze.

Die Gasse war dunkel und menschenleer, niemand, der mich zurechtweisen konnte. Doch — da bog um die Ecke eine vermummte Frauengestalt und kam langsamen, schwerfälligen Ganges auf mich zu. Sollte ich sie fragen? Ach was, Weiber wissen ja nie eine klare Auskunft zu geben! Ich zögerte nur einen Augenblick. Dann ging ich an ihr vorüber. Die Gaslaterne an der andern Seite der Gasse warf ihren matten Schein über die Gestalt. Sie trug ein schwarzes Spitzentuch auf dem Kopfe und wirres dunkles Gelock fiel ihr fast bis über die Augen. Und aus diesen Augen traf mich ein Blick — fragend, verlangend und leidensvoll zugleich. Ah, das hätte ich nicht erwartet! Der Gang, die Haltung — danach sah sie doch nicht aus?

Ich war wohl schon zwanzig Schritte weiter gegangen, als mir plötzlich einfiel, daß ich da im Vorüberschreiten in der Umrahmung des schwarzen Spitzenschleiers ein ungewöhnlich schönes Gesicht zu sehen vermeint hatte. Hm, ich wollte doch lieber diese da um den Weg fragen — es war ja niemand sonst in der Nähe.

Rasch hatte ich die paar Schritte zurückgethan. Ich fand sie halb sitzend auf das Eisengitter vor einem Ladenfenster gelehnt. Sie stöhnte leise vor sich hin. Mit der Linken stützte sie sich auf die Eisenstange, die schlaff herabhängende Rechte hielt ein kleines Packet.

„Entschuldigen Sie, können Sie mir sagen, wie ich . . . . . O, Sie haben Schmerzen!"

„Es ist nichts, es geht schon vorüber," versetzte sie mit weicher, leiser Stimme. „Nur ein bißchen schwindlich . . . . . ." Und sie versuchte zu lächeln.

Ich hatte mich nicht getäuscht. Jetzt da ihr Lächeln den Schmerzenszug verwischte, sah ich wirklich in ein wunderschönes Gesicht.

„Wohnen Sie weit von hier? Kommen Sie, ich will Sie führen.“

„O danke, danke Ihnen, Herrchen, Sie sind so freundlich! Kommen Sie — so, kommen Sie schnell, es ist ganz nahe! Ach, das thut gut, wenn man sich stützen kann! Sehen Sie, jetzt bin ich wieder ganz flink auf den Beinen!“

Sie war auf einmal ganz munter und lebendig geworden, hing sich schwer in meinen Arm, schritt aber wirklich ganz flott aus dabei. Dann blieb sie plötzlich stehen, drückte meinen Arm fest an sich, lehnte den Kopf an meine Schulter und flüsterte, die großen Augen zu mir aufschlagend: „Liebes Herrchen!“

Und dann zog sie mich wieder fort und plauderte so eifrig auf mich ein, als ob sie eigens auf mich gewartet hätte, um mir endlich alle ihre betrübsamen Neuigkeiten mitzuteilen.

„Natürlich, eine Dienerin kann ich mir jetzt nicht mehr halten, nicht wahr? Der gute Marchese zahlt ja noch die Miete; aber essen will man doch auch, nicht wahr? Habe ich nicht recht? Signor Pincussohn kommt auch nicht mehr. Der ist aus Berlin, wissen Sie, ein recht nobler Herr, aber der Marchese darf es nicht wissen. Auf die Straße gehen mag ich nicht am Tage. Ich muß mich ja schämen, wie ich aussehe. Da schleiche ich mich abends aus dem Hause. Sehen Sie, das bischen Schinken habe ich mir geholt, das ist mein ganzes Abendbrot. Es ist nur gut, daß ich jetzt nicht viel Appetit habe. Nicht wahr, habe ich nicht recht? Und meine hübschen Möbel möchte ich doch nicht versetzen. Man muß etwas auf sich halten. Ich habe auch noch so schöne Wäsche, noch von meiner Aussteuer her. Hemden und Hosen, alles mit Spitzen, so hübsch, und ich gehe auch gut damit um. Aber das kann man doch alles nicht essen, nicht wahr? Was fange ich jetzt an um Gottes Barmherzigkeit! — So, da sind wir übrigens.“

Sie ließ meinen Arm los und holte den Hausschlüssel aus der Tasche. Es war eine alte, wacklige Thür, und das Schloß machte ihr ein Weilchen zu schaffen.

„Können Sie mir nicht sagen, wie ich von hier nach dem Korso komme?“ fragte ich unterdessen.

„Jesus Maria! Sie wollen mich doch nicht etwa verlassen?!“ rief sie und ihre prachtvollen Augen weitete das wahrhaftige Entsetzen.

„Sie laden mich ein heraufzukommen?“

„O aber — seien Sie doch ein gutes Herrchen! Ich bin ja so verlassen, so verloren! Haben Sie Erbarmen mit mir!“

Abbandonata — perduta! Da waren sie wieder, die beiden Worte, die jene dicke Büffetdame im Café gebraucht und die mit so peinlicher Frage seither in meinen Ohren nachgeklungen hatten. Abbandonata — perduta! Armes Geschöpf! Und wie sie mich ansah, wie es zuckte um den süßen kleinen Mund, wie ängstlich sie sich festklammerte an meinen Arm.

„Poverina, Aermste!“ flüsterte ich. Rascher klopfte mein Herz — und ich ließ mich von ihr über die Schwelle ziehen.

Mit einem Knall schlug sie die Thür zu. Und dann in tiefster Finsternis warf sie die Arme um meinen Nacken, hob sich auf den Fußspitzen empor, küßte mich weich und innig, und noch einmal und immer wieder und jauchzte zwischen den Küssen glückselig hell wie ein Kind: „Danke, danke, danke tausendmal, gutes Herrchen!“ Dann erst, nach einem letzten langen Kusse ließ sie mich los, kramte ihre Wachskerzchen hervor, schloß die Thür von innen ab und leuchtete mir dann die schmale Stiege hinauf. Im ersten Stockwerk wieder eine wacklige alte Thür, ein klappriges Schloß — und dann waren wir bei ihr.

Wir durchschritten einen Alkoven, der nur wenige Möbel enthielt, und betraten dann ihr Zimmer. Mit diensteifriger Hast zündete sie die Lampe an und nötigte mich, auf einem Polstersessel Platz zu nehmen.

„Warten Sie nur einen kleinen Augenblick,“ rief sie listig lächelnd. „So ganz abgebrannt sind wir doch noch nicht! Sie werden gleich sehen“. Damit huschte sie hinaus.

Neugierig sah ich umher. Es war ein hübsches, geräumiges Gemach. Inmitten

der Längswand stand, weit ins Zimmer hineinragend, ein sehr schönes Bett — Schmiedeeisen, mit blanken Messingkugeln an den vier Ecken und einer Querstange darüber, von welcher zu beiden Seiten schneeweiße Tüllgardinen mit blauem Satin darunter herabfielen, und über das Polster gebreitet, von den spitzenumsäumten Kopfkissen halb zurückgeschlagen, eine Steppdecke von bronzefarbenem Atlas. Auch die übrigen Möbel waren sehr hübsch und geschmackvoll. Ein kokett mit Cretonne aufgeputzter Toilettentisch, eine zopfige Kommode mit zierlichen Beschlägen, und in der Ecke Sopha, Tisch, Polsterstühle. Und das alles war so nett gehalten, so frisch und sauber, wie man es in Italien nicht häufig findet.

Da war sie wieder. Sie hatte sich einen weiten Frisirmantel angezogen und das prachtvolle dunkelbraune Haar aufgelöst, daß es sich in üppigen Wellen und losen Ringeln über Nacken und Schultern ergoß. Sie brachte eine große Karaffe rötlichgelben Weines herbei, stellte ihn vor mich auf den Tisch und zwei sehr gemeine Wassergläser daneben.

„Den werden Sie nicht verschmähen, er ist sehr gut. Castelli Romani, eigenes Gewächs," sagte sie wichtigthuerisch, indem sie die Gläser vollschänkte. „Ja, was glauben Sie wohl von mir?" fuhr sie munter fort, nachdem ich den Wein gekostet und gebührend belobt hatte. „Ich bin da zu Hause und mein Vater hat ein schönes Weingut. Jetzt freilich will er nichts mehr von mir wissen, seit ich unglücklich bin. Alle verlassen sie ein armes Weib, wenn es ins Unglück kommt. Habe ich nicht recht? Den Wein hat mir mein Bruder gebracht; aber Vater darf es nicht wissen. Ach, wer doch vergessen könnte! — Stoßen Sie an! Ich möchte so gern glücklich sein!"

Wir stießen an und tranken. Und dann setzte ich mich zu ihr auf das kleine Sopha und streifte ihr den weiten Aermel auf und heftete meine Lippen auf die Beuge ihres klassisch schönen Armes. Sie ließ es ein Weilchen geschehen — und dann bog sie den Arm zusammen, strich mir mit den Finger durch das Haar und sagte fast wehmütig lächelnd: „Sie sind ein guter Herr, ein feiner Herr, nicht wahr . . . . . aber erlauben Sie, daß ich jetzt meinen Schinken esse?"

Sie stand auf, holte ihr Packetchen, Brot und Messer herbei und begann ohne Teller gleich aus dem Papier zu schmausen, während sie mich eifrig zum Trinken ermunterte. Sie hockte auf der Lehne des Sophas. Ich sah zu ihr empor und ließ die dunklen Ringelsträhnen ihres Haares spielend durch meine Finger gleiten. Wie schön sie war! Und wie viel schöner mußte sie noch sein, wenn dieser Leidenszug um die Nase und um die Mundwinkel einmal verschwunden, diesem Leibe seine ursprüngliche Form zurückgegeben wäre . . . . . .

Sie war meinem Blicke gefolgt. Denn plötzlich warf sie das Messer hin, sprang auf und raffte den Frisirmantel fester um sich. Mit einem bittern Lächeln blickte sie an sich hinab und rief: „Sehen Sie es jetzt? Das ist schrecklich, nicht wahr? Und wissen Sie, was das Schlimmste dabei ist? — Ich bin verheiratet! Mein Mann ist ein Tier, ein böses, wildes Tier! Er muß mich behext haben, daß ich ihm aus lauter dummer, blinder Liebe gefolgt bin, Vater und Mutter zum Trotz, die es ganz anders mit mir beschlossen hatten. Vier Jahre haben wir miteinander gelebt und keine Kinder gehabt. Geschlagen und gestoßen hat er mich, wie einen Esel, und mich geplagt mit Eifersucht. Weil ich schön war, kamen die Gäste zu uns und nickten mir freundlich zu, und er, das böse Tier, er steckte das Geld, das ich ihm einbrachte, in seine Tasche und schlug mich dann dafür, daß ich den Herren Augen machte. Und dann, am Anfang des fünften Jahres, wie mir so schlecht wurde und die Gevatterin sagte, daß ich wohl so weit sein müßte, da wütete er wie ein wildes Tier, das er ist, und stieß mich aus dem Hause, weil er meinte, es könnte nicht von ihm sein, — und ich habe es doch bei Gott und allen Heiligen beschworen! Dann verkaufte er das Geschäft und ging nach Afrika. Da hat er einen Bruder wohnen, einen reichen Kaufmann, und mir ließ er nichts zurück als das da!" Und sie schlug sich wütend mit den flachen Händen, während ihr zugleich die Thränen aus den Augen stürzten.

Ich ſuchte ſie zu beruhigen, ſo gut mein mangelhaftes Italieniſch mir das verſtattete. Sie ſetzte ſich aufs Sopha, lehnte den Kopf auf meine Schulter und ließ ihren Thränen freien Lauf.

Da auf einmal rief ſie — ich glaubte nicht recht zu verſtehen — rief ſie und lachte dazu bitter auf: „Und das Alles um eine Katze! Es iſt wirklich lächerlich Um eine taube Katze noch dazu!“

„Carmella — Signora Carmella! Seid Ihr es wirklich ſelber?“

„Santa Madonna! Ja, Carmella heiß' ich!“ rief ſie, neugierig aufhorchend. „Woher wiſſen Sie das?“

„Nun, ich bin doch oft genug Euer Gaſt geweſen, in der „Taubſtummen Katze“, Via due Macelli. Könnt Ihr Euch denn nicht mehr beſinnen auf die neun deutſchen Künſtler, nein? Aber Don Gabriello, der wie ein Carabinier-Wachtmeiſter ausſah und dem Ihr Eure Katze anzuvertrauen pflegtet — zum Henker, auf den müßt Ihr Euch doch noch beſinnen!“

Sie ſtrich ſich mit beiden Händen das Haar von den Schläfen zurück und ſeufzte tief auf: „Ach du himmliſche Barmherzigkeit, ja! Dafür iſt geſorgt, daß ich den nicht wieder vergeſſe!“

„Was iſt mit ihm und was iſt's mit der Katze? Erzählt doch, ſchönſte Carmella! Ihr ſagtet doch, die Katze wäre an Eurem Unglück ſchuld!“

„Don Gabriello und Cleopatra, alle beide ſind ſie daran ſchuld! Ei freilich, hört nur zu. So ein Vieh iſt kein Chriſtenmenſch, ſagt der Eſeltreiber, wenn er ſeinen Stock auf ſeinem Grauen zerſchlägt; aber das iſt gewißlich wahr, daß unſer Herr einem Chriſtenmenſchen oft ärgere Prüfungen ſchickt als ſolch einem unvernünftigen Tier. Ich kann Ihnen ſagen, Herrchen, ich hab' was ausgehalten in meinen jungen Jahren, und ich hab' nicht einmal eine Eſelshaut auf dem Leibe!“ Sie fuhr ſich überkreuz mit den Händen in die weiten Aermel hinein und ſtrich ſich mit einem ſchmerzlichen Lächeln über die nackten Arme. „Weh hat's gethan, das mögen Sie mir glauben; aber es war wohl die Strafe dafür, daß ich meinen Eltern den Gehorſam aufkündigte und mich an den ſchlechten Kerl hing. Denken Sie bloß, was es heißen will, vier Jahre lang Tag und Nacht in der Furcht vor ſolchem Menſchen zu leben! Aber die Katze geht ſo lange nach dem Speck, bis ſie mal die Pfote dabei läßt, und es iſt ja auch ſchon vorgekommen, daß der Haſe den Hund ohrfeigte. Hab' ich nicht recht? Vier Jahre hatt' ich alles geduldig ertragen; aber dann kam doch ein Tag, da konnte ich's nicht mehr. Und wie er ſo ungerecht auf mich losſchimpfte, da ſprang ich ihm mit meinen zehn Fingern ins Geſicht. O, ich habe ihn gut zerkratzt, das können Sie mir glauben! Und an ſeinem Bart habe ich ihn geriſſen, daß er heulte vor Schmerz, das böſe Tier! Da hat er mich nicht mehr angerührt, aber Katze hat er mich geſchimpft, ſo oft er mich anſah, und vor mir ausgeſpuckt, und die Cleopatra, die arme Taubſtumme, hat er jetzt erſt recht zu haſſen angefangen, weil ſie mir lieb war und an mir hing aus Dankbarkeit; denn ich hatte mich ihrer erbarmt und ſie gepflegt, als ſie die böſen Buben bei uns zu Hauſe unter's Waſſer geſtupft hatten, daß ſie erſticken ſollte — davon war ſie auch taub geworden. Er ſtieß die Katze mit dem Fuße, wo er ſie ſah und riß ſie an den Ohren vom Polſter herunter, wenn ſie ſchlief. Und darum ſchenkte ich ſie ſchließlich dem Herrn Gabriello, damit es ihr gut gehen ſollte um meinetwillen. Denn Herr Gabriello hegte Achtung für mich armes Weib und Mitleid — damals, ach! Und ſehen Sie, das machte meinen Mann wie toll und voll, daß ich gerade dem die Katze geſchenkt hatte. Nun wäre es ja klar am Tage, ſagte er, wie ich mit dem Herrn ſtände, und für das Kind, das ich im Schoße trug, da ſollte ich nur den rechtmäßigen Vater ſorgen laſſen. Na, damit hat er mich alſo auf die Straße geſetzt und hat ſich auf und davon gemacht. Aber darauf ſchwören möcht' ich, daß er es ſelber nicht geglaubt hat, was er mir vorwarf. Es war bloß der Aerger, daß mir wegen der Entführung die Eltern die Mitgift nicht herauszahlen wollten, und weil ihm das Reichwerden nicht ſchnell genug ging mit dem Café und er frei ſein wollte, ſein Glück in Afrika zu verſuchen. Eine Beſtie

war er, eine wilde Bestie! Gott verschließe ihm die Himmelsthür, wenn ihn da unten das Fieber holt!"

„Amen!" sagte ich. „Amen, arme Carmella! Aber sagt einmal: hat denn nachher mein braver Landsmann Don Gabriello nichts für Euch thun wollen? Er war ja so verliebt in Euch, daß es einen Hund jammern konnte."

„Ja, das wohl", erwiderte Carmella nachdenklich, indem sie mit den Fingern ein Stück Schinken zum Munde führte. „Aber was hilft die Liebe? Er hatte wohl selbst nichts übrig. Die heilige Jungfrau hat es ja doch gut mit mir gemeint. Ich habe ihr ein wächsernes Herz gelobt, wenn sie mein Gebet erhören würde — und da hat sie mir ja auch den Marchese geschickt!"

„Und den Signor Pincussohn wohl auch?" setzte ich hinzu und drohte ihr scherzend mit dem Finger.

Aber sie blieb ganz ernsthaft und erwiderte ohne Verlegenheit: „Was wollen Sie? Der Marchese ist ein verheirateter Mann, der konnte natürlich nicht immer abkommen. Er mußte auch oft in Staatsgeschäften verreisen, wissen Sie. Man kann doch nicht immer allein sein, wenn man so gute Gesellschaft gewöhnt ist. Sehen Sie, hier das Bett und alle die reizenden Möbel, die sind von dem guten Marchese — und die Miete bezahlt er ja auch regelmäßig, Gott lohn' es ihm! Aber die Möbel kann ich doch nicht essen, nicht wahr? Hab' ich nicht Recht? Warum soll ich mich den guten Herrn versagen, wenn sie etwas für mich thun wollen? Jetzt ist freilich alles aus, und ich habe nichts mehr zu geben! — Warten Sie, ich will Ihnen etwas Schönes zeigen."

Sie erhob sich, wischte sich mit dem Aermel die Fettspuren von dem kleinen schwellenden Munde und wusch sich sorgfältig die Hände. Und dann holte sie aus der obersten Lade der Kommode einen in Seidenpapier gewickelten Gegenstand hervor, den sie mit einer gewissen Feierlichkeit herbeitrug und vorsichtig wie eine Kostbarkeit auswickelte. Es war ein eingerahmtes Heiligenbild, auf Canevas geklebt und mit hübscher Stickerei in Gold und Seide umgeben.

„Nun, was sagen Sie? Ist das nicht prächtig? Sehen Sie, das habe ich in meiner Einsamkeit mit eigenen Händen gestickt, und das ist Santa Agnese. Wie schön sie ist, nicht wahr? Ich habe mich ganz in sie verliebt bei der Arbeit und ihr ein Dutzend Altarkerzen gelobt, wenn sie mich nach meiner Niederkunft in ihre himmlische Obhut nehmen und wieder so schlank und so schön machen will, wie ich gewesen bin. Der Marchese hat mir schon versprechen müssen, daß er die Kerzen bezahlen will. — Sehen Sie, das verkaufe ich an die Händler am Sankt Petersplatz. Aber das sind Gauner — Gott verdamme sie! — sie geben mir einen Hungerlohn. Sie sind ein feines Herrchen, nicht wahr, Sie kaufen mir das ab?"

„Was soll es denn kosten?"

„Eh — was wird es kosten! Hundert Lire — eine Kleinigkeit für Sie!"

„Ho, ho! Unterthänigster Diener, Signora Carmella! Sie überschätzen mich ganz gewaltig!"

Sie zog die Schultern hoch und rümpfte ein wenig die Nase. „Nun dann sagen wir: zwanzig. Wir sind ja alte Freunde, nicht wahr?"

„Na siehst Du, mein Liebchen, der Preis ist ja auch noch recht anständig! Aber was soll ich denn damit? Ich bin ein schnöder Ketzer und zum Schlankwerden habe ich die heilige Agnese auch nicht nötig. Weißt Du was, behalte Dein Meisterwerk und gieb mir für die zwanzig Francs einen schönen Abschiedskuß!"

„Die gottlosen Deutschen! Gott verzeih' Euch! Aber ich will morgen zur Beichte gehen — da kann ich es ja wohl wagen."

Und sie schlang die Arme um mich und schmiegte ihre weichen Lippen zart und lange auf die meinen. — — — — — — — — — —

Am andern Morgen war natürlich mein erster Gang zu Meister Gabriel Wenglein. Der war schon fleißig bei der Arbeit, qualmte wie ein Lokomotivschlot und hatte die mächtige Tatze, die er mir mit freudigem Gruß entgegenstreckte, über und über mit

Thon beſchmiert. Auf ſeinem alten Sopha, behaglich in die Ecke gedrückt, lag Cleopatra und ſpann.

Und dann erzählte ich ihm mein nächtliches Abenteuer. Er hörte mit finſter gerunzelter Stirne zu.

„Nun ſagen Sie mir bloß, verehrter Meiſter," rief ich lebhaft, als ich mit meinem Bericht zu Ende war, „warum haben Sie das ſüße Weibchen nicht gleich ſelber mit Beſchlag belegt, ſobald es frei war?"

„Frei?" grunzte er. „Alſo hab' i d' Sach' eben net aufg'faßt. Ja, wenn ſ' ſich hätt' können ſcheiden laſſen — aber dös giebt's halt net bei uns Katholiſchen!"

„Aber, Beſter, ſo genau hätten Sie's doch nicht zu nehmen brauchen!"

„Wohl, wohl! Aber der Deixel kenn' ſich aus mit die Frauenzimmer! I hob' g' meint . . . . . mit rechter Behutſamkeit hob' i 's anpackt, daß ſ' mer ſitzen ſollt' — natürli blos zu einer Büſten. No, und wie ich ſ' ſo hob da ſitzen ſegn, ſo fromm, holdſelig und einfältig wie eine Madonna, da hob' i denkt, dös war' a Sünd', wann i an die a frivoles Anſuchen ſtellen thät'!"

„O, o, o! Meiſter Gabriel!"

„Wohl, wohl, ein bairiſcher Ochs war i! Aber wie ſ' mir dernoh erzöllt hat daß die heilige Jungfrau endlich ihr Gebet erhört und ihr den zahlungsfähigen Marcheſe g'ſchickt hätt', do hat mi der heilige Zorn packt."

„Sie haben ihr doch nichts zu Leide gethan?"

„O naa! Blos — 'nausg'ſchmiſſen hab' i ſ'!"

„Unglaublich! Und die Büſte, — kann man die einmal ſehen?"

„Die hob' i a z'ſamma g'ſchmiſſen!"

„Hm, hm! Schade!"

Dann war es ein Weilchen ſo nachdenklich ſtill zwiſchen uns, daß wir die taubſtumme Katze dort in der Sophaecke ganz deutlich ſchnurren hörten.

Die Weltanschauung des neuen Kurses.

Von **Ernst Haeckel.**
(Jena.)

Mit steigendem Staunen verfolgt die gebildete Welt seit zwei Monaten die merkwürdigen Vorgänge, welche sich im neuen Deutschen Reiche abspielen. Zwar hatte man sich schon seit zwei Jahren, seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck, an politische Ueberraschungen aller Art gewöhnt; aber die vielgerühmten Wunder des „neuen Kurses" blieben aus, trotz mancher großartigen Reform-Programme, trotz vieler Reden und Versprechungen. Dagegen zeigten sich bald höchst abnorme Schwankungen der Magnetnadel; statt nach Norden zu zeigen, deklinierte der Kompaß in bedenklichster Weise nach Süden. Wie viel wir durch diese „Umkehrung des Kurses" verloren haben, bewies schon die Freude unserer englischen Vettern über unsere koloniale Resignation und Bescheidenheit, die Befriedigung der Franzosen über die Entlassung des gehaßten Alt-Reichskanzlers und die zunehmende innere Erschütterung des Reiches, die unheimliche Liebenswürdigkeit des Vatikans und der Triumph der Sozial-Demokraten über die Zerrüttung der gemäßigten Mittelparteien. Mußten schon diese Thatsachen die wohl begründeten Besorgnisse vieler deutschen Patrioten wachrufen, so galt das Alles doch wenig gegenüber den erstaunlichen Ereignissen der letzten beiden Monate.

Wir meinen hier nicht die Reden Kaiser Wilhelms des Zweiten, die in weitesten Kreisen — und am meisten in den wahrhaft konservativen — eine so hochgradige Erregung hervorgerufen haben. Obgleich dieselben die öffentliche Meinung herausfordern, muß ihr doch eine Antwort darauf versagt bleiben. Ist es doch nicht einmal mehr möglich, die Urteile selbst der gemäßigtsten Blätter des Auslandes darüber wiederzugeben, ohne daß eine Anklage auf Majestätsbeleidigung die unmittelbare Folge ist. Wir können diese Verhältnisse — im Interesse eines starken Königthums selbst — nur tief beklagen, aber wir können sie nicht ändern. Wir stehen hier zum Glück nicht vor der bacteriologischen Aufgabe, die vielerlei Ursachen zu untersuchen, welche zu der rapiden Entwickelung und Ausbreitung des berühmten „Beunruhigungs-Bacillus" geführt haben. Als Graf Caprivi vor einigen Monaten seine glänzenden Reden gegen denselben hielt, ahnte er offenbar nicht, daß sein eigenes Ministerium die „Reinkultur" desselben in größtem Maßstabe betreibe. Es würde ungerecht sein, die Erfolge des zweiten deutschen Reichskanzlers nach denen des ersten zu bemessen. Denn ganz abgesehen von allen besonderen Talenten und Kräften, welche Fürst Bismarck in seiner gewaltigen Persönlichkeit vereinigte, hatte derselbe durch seine seltene Welt- und Menschenkenntnis, durch die historische Erfahrung von fünfzig ereignisreichen Dienstjahren, und vor Allem durch sein eigenes Verdienst um die Gründung des unabhängigen „Kaiserreiches deutscher Nation" ein unvergleichliches Kapital von politischer Macht und Einsicht gesammelt. Daß jeder Nachfolger des „eisernen Kanzlers" — wie er auch heiße — im besten Falle nur die kleinere Hälfte des Kapitals erben konnte, war von vornherein klar, daß aber dieses Erbteil so dürftig sein würde, wie es jetzt sich herausstellt, war nicht vorauszusehen. Man rühmt vom Grafen Caprivi, daß er „einer unserer tüchtigsten Generäle, ein Ritter ohne Furcht und Tadel, ein schlagfertiger Redner und ein vollkommener Ehrenmann" sei. Wir bezweifeln diese Vorzüge nicht im Mindesten. Sie geben

aber nicht die geringste Garantie dafür, daß der zweite Reichskanzler ein bedeutender Staatsmann sei, und daß er im stande sei, die schwierigen, von seinem Vorgänger überkommenen Aufgaben durchzuführen. Wie wenig dies leider der Fall ist, lehren die folgenschweren Ereignisse der letzten Monate.

Es ist jetzt jedem Unbefangenen klar geworden, daß der vielgepriesene „neue Kurs" nicht die Fortsetzung des alten, sondern die entgegengesetzte Richtung bedeutet. „Nach Canossa!" lautet jetzt die Berliner Parole. Das neue Königreich Italien ist mit Recht stolz darauf, die Ketten des Vatikans abgeschüttelt und die weltliche Herrschaft des Papstes aufgehoben zu haben; die Unabhängigkeit von Letzterem gilt ihm als eine Grundbedingung seiner nationalen Einheit. Das neue deutsche Kaiserreich umgekehrt sucht freiwillig sich mit jenen Ketten zu belasten, und schon ertönt in der deutschen ultramontanen Presse der Aufruf zu einem neuen „Kreuzzuge", zur Wiederherstellung des mittelalterlichen „Kirchenstaates".

Den ersten Schritt dazu hat die preußische Regierung bereits gethan, mit Anbahnung der neuen „Gegen-Reformation", die seit einem Monat das ganze Deutschland in lebhaftester Erregung erhält. Denn nichts Geringeres als der erste Schritt zu einer wirklichen „Gegen-Reformation" ist der Entwurf des neuen Volksschulgesetzes, welchen das Ministerium Caprivi im Januar 1892 im Preußischen Abgeordnetenhause eingebracht hat. Wie jetzt allgemein anerkannt ist, liegt dessen Schwerpunkt darin, daß die Volksschule — die gemeinsame Basis der National-Bildung — der wissenschaftlichen Pädagogik entzogen und mit gebundenen Händen der papistischen Hierarchie überliefert wird. Man darf nicht einwenden, daß Preußen ein „paritätischer Staat" sei, und daß die beiden großen christlichen Confessionen in demselben gleiche Rechte besäßen, und diese auch in der Herrschaft über die Schule gleichmäßig ausüben würden. Denn der Protestantismus — gleichviel welcher besonderen Tonart und Färbung — entbehrt gänzlich (und muß seinem Wesen nach entbehren) jener ungeheuren hierarchischen Organisation, welche die römisch-katholische Kirche seit länger als einem Jahrtausend befestigt, und welche ihr eine so beispiellose Machtstellung in der Kulturwelt bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Darum wird immer der römische Katholicismus, oder kurz der „Papismus", im Kampfe um die Herrschaft jede andere gleichberechtigte Kirche überwinden, und als „alleinseligmachende Kirche" auch die absolute Alleinherrschaft im Staate beanspruchen. Man braucht nur das Triumphgeschrei der ultramontanen Presse mit der schweren Besorgnis aller unabhängig denkenden Blätter zu vergleichen, um zu wissen, welche Bewandtnis es mit dem neuen preußischen Volksschul-Gesetze hat.

Man pflegt jetzt in erster Linie den neuen preußischen Kultus-Minister, Grafen Zedlitz-Trützschler für die schweren Gefahren verantwortlich zu machen, mit welchen das von ihm eingebrachte Volksschul-Gesetz die gesammte Geistesbildung Deutschlands bedroht. Indessen geschieht dies wohl nicht mit vollem Recht, denn dieser „ausgezeichnete Verwaltungsbeamte" hat bisher fast in allen von ihm ergriffenen Maßregeln eine so ungenügende Kenntnis des von ihm verwalteten Unterrichtsgebietes, einen solchen Mangel an historischer Vorbildung und eine solche Oberflächlichkeit in der Behandlung der schwierigsten Aufgaben kundgegeben, daß er nur in beschränktem Sinne dafür die Verantwortung trägt. Bekanntlich kennt Graf Zedlitz-Trützschler weder die höheren Klassen des Gymnasiums noch die Verhältnisse der deutschen Universitäten aus eigener Anschauung. Er verließ das Gymnasium als Quartaner und hat niemals studirt. Er war erst

Offizier, dann Gutsbesitzer, zuletzt Ober-Präsident. Weder von der gegenwärtigen Ausdehnung und verwickelten Zusammensetzung des höheren Unterrichtswesens, noch von seiner historischen Entwickelung besitzt er eine gründliche Kenntnis. Vielleicht unternimmt er gerade deshalb leichten Mutes die gefährliche Aufgabe, dessen bewährte Grundfesten zu untergraben und die Bildung des modernen Rechtsstaates auf der Basis des konfessionellen Glaubens-Kampfes neu aufzurichten.

Was würde man in Preußen sagen, wenn zum Kriegsminister ein Verwaltungsbeamter ernannt würde, der nie als Soldat gedient hat, der weder von der modernen Kriegskunst, ihren Waffen und ihrer Taktik, noch von deren historischer Entwickelung eine klare Vorstellung besitzt? Das Unterrichtswesen eines großen Kultur-Staates ist aber heute mindestens ebenso verwickelt — ja nach unserer Ueberzeugung noch viel komplizierter zusammengesetzt, — als das Kriegswesen; die Lösung des ersteren erfordert keinen geringeren Grad von allgemeiner und technischer Vorbildung als die des letzteren — und wer nicht „von der Pike auf gedient hat", wird niemals eine richtige Vorstellung von seinem Organismus erlangen. Wie viel zu seiner glücklichen und erfolgreichen Leitung gehört, das zeigen die feingebildeten und weitsichtigen Kultus-Minister, auf welche Preußen stolz sein darf: ein Wilhelm von Humboldt, ein Altenstein, ein Falk, ein Goßler! Welcher Abstand bis zu einem Zedlitz-Trützschler! Preußen hat recht verschiedene Unterrichts-Minister gehabt, gute und schlechte, liberale und reaktionäre, aufgeklärte und klerikale, niemals aber einen Kultus-Minister, der so ungenügend unterrichtet, so wenig historisch vorgebildet und seiner großen Aufgabe so wenig gewachsen war, wie Graf Zedlitz-Trützschler! Die Bildungsproben, welche derselbe nun schon bei vielen Gelegenheiten abgelegt hat, und die theilweise noch wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen sind, liefern von seinem Dilettantismus erschreckende Zeugnisse.

Die denkwürdigen Reden, welche am Freitag, den 29. Januar 1892 im Preußischen Abgeordneten-Hause vom Grafen Zedlitz-Trützschler gehalten wurden, lassen übrigens darüber keinen Zweifel. Sie erhalten doppelte Bedeutung dadurch, daß auch der Reichskanzler, Graf Caprivi, für denselben mit seinem ganzen Gewichte eintrat, und mit dankenswerter Offenheit sein „Kultus-Programm" entwickelte, nämlich den Kampf gegen die wissenschaftliche Weltanschauung der Gegenwart. Beide Grafen sind geschickte Redner und verstehen vortrefflich die rhetorischen Kunstgriffe, durch welche der Kern bedenklicher Fragen versteckt und unwichtige Nebendinge an die Stelle der schwerwiegenden Hauptsachen gesetzt werden. Um so erstaunlicher erscheinen uns die philosophischen Fundamente ihrer mittelalterlichen Weltanschauung, welche sie am Ministertische offen darlegten. „Christentum oder Atheismus!" das ist die überraschende Alternative, um welche es sich bei der eigentümlichen Weltanschauung des Herrn Reichskanzlers handelt! Was er unter „Christentum" versteht, das haben die nachfolgenden Erläuterungen zur Genüge klar gelegt. Das neue Preußische Christentum, welches die bedrohte Kultur retten und insbesondere vor den Gefahren der Sozial-Demokratie schützen soll, ist nicht jene geläuterte Sittenlehre, die sich im Laufe von 19 Jahrhunderten allmählig aus den einfältigen Grundsätzen des ursprünglichen Urchristentums heraus entwickelt hat; — es ist vielmehr der nackte Wunderglaube, der strenge Konfessionalismus, der blinde Glaube an die Legenden des christlichen Sagenkreises und an die übernatürlichen Ereignisse der „heiligen Geschichte", deren historische Realität von der unbefangenen wissenschaftlichen Kritik

längst widerlegt ist. Nun ist aber dieser blinde, allein seligmachende Kirchenglaube bekanntlich in jeder „Konfession" verschieden, und, abgesehen von den drei großen christlichen Bekentnissen, dem evangelischen, griechisch- und römisch-katholischen, hat sich der Glaube in beständigem Kampfe mit der Vernunft nach unzähligen Richtungen hin abweichend entwickelt. Jede dieser unzähligen christlichen Sekten und Gemeinden hält sich natürlich für die allein wahre, denn sonst würde sie ja diesen „festen Glauben" nicht besitzen! Der alte unversöhnliche Kampf zwischen allen diesen „Glaubensrichtungen" wird heute neu entfesselt, wenn die Confession als das Wesen der Religion hingestellt wird. Damit wird die Kulturgeschichte um 500 Jahre zurückgeschraubt; der vernünftige Rechtsstaat des neunzehnten Jahrhunderts soll sich in den despotischen Kirchenstaat des vierzehnten zurückverwandeln.

Die erstaunlichen Fortschritte unserer Natur-Erkenntnis haben das Geistesleben der Kultur-Völker am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in völlig neue Bahnen gelenkt. Soll an deren Stelle der fanatische Glaubenshaß von sich gegenseitig zerfleischenden Konfessionen treten bis in die Volksschule hinab? Sollen die bewährten „Simultan-Schulen" sich in „Simulanten-Schulen" verwandeln? Soll zu der ungeheuren Gährung der Gegenwart, zu dem gewaltigen Kampfe der großen sozialen Probleme und der neuen Kultur-Aufgaben auch noch als vergiftendes Ferment der Glaubens-Krieg des Mittelalters kommen? Fast scheint es, als sollten die Kreuzzüge und der dreißigjährige Krieg jetzt in „neu-preußischer" Auflage erscheinen!

Inmitten dieser ungeheuren Wirren erscheint von merkwürdiger Naivetät die weit verbreitete Anschauung, daß gerade der christliche Glaube die beste Waffe gegen die gefürchtete Sozial-Demokratie sei. Das reine, ursprüngliche und unverfälschte Urchristentum ist in bedenklichem Grade von sozialistischen Grundsätzen durchdrungen, und seine Gemeinden, in Güter-Gemeinschaft lebend, hatten den wahren „Kommunismus" schon so weit ausgebildet, die Kirchenväter hatten die kommunistischen Ideen so klar entwickelt, daß es uns Wunder nimmt, warum nicht gerade die heutige Sozial-Demokratie wieder auf jene urchristlichen Einrichtungen sich bezieht.

Die wahren und wirklich brauchbaren Waffen im Kampfe gegen die Irrlehren der Sozial-Demokratie liefert nicht der christliche Glaube, sondern die vernünftige Wissenschaft, und vor Allem ihr jüngstes und hoffnungsvollstes Kind, die moderne Entwickelungslehre. Wenn heute noch bisweilen Herr Bebel und andere Sozialisten-Führer ihre utopischen Theorien auf die Entwickelungslehre und speziell auf den Darwinismus gründen wollen, so beweisen sie damit nur, daß sie dessen Grundgedanken nicht kennen oder nicht verstehen. Denn der Darwinismus — die Selektions-Theorie — erscheint im Lichte unbefangener Kritik als ein aristokratisches Prinzip; es beruht auf der „Auslese der Besten!" Die Arbeitsteilung, auf welcher vorzugsweise die fortschreitende Entwickelung der organischen Welt beruht, bewirkt mit Notwendigkeit eine stetig zunehmende „Divergenz des Charakters," eine immer wachsende Ungleichheit der Individuen, ihrer Thätigkeit, ihrer Bildung, ihrer Lage. Je höher die menschliche Kultur aufsteigt, desto größer müssen die Unterschiede und die Abstufungen der verschiedenen Arbeiter-Klassen werden, die zu ihrer verwickelten Maschinerie zusammenwirken. — Der Kommunismus und die von der Sozial-Demokratie erstrebte Gleichheit der Existenz-Bedingungen und Leistungen würde dagegen gleichbedeutend sein mit dem Rückfall in die Barbarei, in den tierischen Urzustand der rohen Naturvölker.

Die überraschenden Anschauungen, welche der Reichskanzler mit Bezug auf diese wichtigen Beziehungen in der berühmten Rede vom 29. Januar entwickelte, stehen in schroffem Widerspruche zu den Ergebnissen der modernen Wissenschaft. Ihren schärfsten Ausdruck fanden sie in der erstaunlichen Alternative: „christliche oder atheistische Weltanschauung!" In rührender Einfalt bekennt sich dabei der protestantische Reichskanzler zu der „christlichen" Weltanschauung der papistischen Zentrums-Führer, mit denen er sich „in voller Uebereinstimmung befindet!" Er ist der Ueberzeugung, daß „eine Religion nicht gelehrt werden kann ohne Konfession!" Ja, noch mehr: „Wir können keine anderen Konfessionen haben, als sie nun einmal vorhanden sind!"

Was soll die Philosophie — die Fürstin unter den Wissenschaften — zu diesem Glaubens-Bekenntnis sagen? Alles, was die ernste Gedanken-Arbeit der größten Geister seit drei Jahrtausenden hervorgebracht, ist demnach umsonst geschehen. Die einzige Philosophie, die fürderhin noch auf Universitäten studiert und gelehrt werden darf, ist diejenige der christlichen Kirchenväter! Dabei wird freilich der Herr Kultusminister noch die schwierige Bestimmung zu treffen haben, welche unter zahllosen verkehrten, vernunftwidrigen und in schroffsten Widersprüchen zu einander stehenden Glaubenslehren der heiligen Kirchenväter fortan die einzige Richtschnur der Philosophie bleiben soll.

Alle allgemeinen Ergebnisse der modernen Naturwissenschaft fahren demnach zur Hölle! Und zur Hölle fahren auch alle die unseligen Menschenkinder, die bisher von der Himmelsgöttin Vernunft und nicht von dem blinden Köhlerglauben unwissender Priester Aufklärung über die großen Fragen des Daseins erstrebten. Wir würden über diesen Verlust unserer zeitlichen und ewigen Seligkeit untröstlich sein, wenn wir nicht zum Glück dabei die beste Gesellschaft fänden: Goethe und Lessing, Kant und Spinoza, Shakespeare und Newton, Humboldt und Darwin, Friedrich II. von Hohenzollern und Friedrich II. von Hohenstaufen, sie alle schmoren dort ewig in der Hölle als unverbesserliche „Atheisten" — ganz abgesehen von allen den „unchristlichen" Philosophen und Naturforschern anderer Kultur-Nationen, zu denen wir bisher als Sternen erster Größe mit Andacht empor sahen! Aber noch mehr: Auch Moses und die Propheten, auch Buddha und Mohamed, auch Confucius und Zoroaster, — und wie sonst alle die gottgläubigen Religionsstifter nichtchristlicher Konfession heißen, — auch sie alle sind nichtswürdige „Atheisten"; auch von ihnen gilt das geflügelte weltgeschichtliche Wort des Grafen Caprivi: „Entweder Christen oder Atheisten!"

Daß es auch eine wahre Religion ohne Konfession geben kann, das hält der deutsche Reichskanzler für unmöglich! Und daß eine gute Moral ohne mystischen Wunderglauben existieren kann, das bestreitet er ausdrücklich! Wir unsererseits denken, daß Weltgeschichte und Menschenkenntnis das Gegenteil lehren. Heute und jederzeit finden wir die reinste Religion und die vollkommenste Sittlichkeit bei denjenigen Menschen, welche die Tugend ohne Beziehung zur „Konfession" üben; welche gut sind aus reiner Freude am Guten, welche ihre irdische und himmlische Glückseligkeit in einer tüchtigen und ersprießlichen Lebens-Arbeit suchen, in gleichem Maße bemüht um das Wohl des Ganzen, wie um ihr eigenes, in gesundem Gleichgewicht zwischen Altruismus und Egoismus!

Hingegen lehrt uns die Kulturgeschichte auf jeder Seite, daß der fanatische Wunderglaube mit der größten Unsittlichkeit Hand in Hand gehen kann, und daß der Kultus der Konfession in demselben Maße den Menschengeist

herabzieht, als er mit der Logik der Vernunft in Widerspruch tritt. Die gräuelvolle Sittengeschichte des Mittelalters zeigt insbesondere, wie die sinnliche Verschmelzung der christlichen „Gottesliebe" und der sexuellen „Fleischesliebe" zur Quelle unzähliger Verbrechen wurde, und das geschah, während die christliche Kirche ihre höchste Blüte und den Gipfel ihrer Macht erreicht hatte! Überall und jederzeit ist der Glaubenshaß und der konfessionelle Fanatismus die Quelle der scheußlichsten Menschen-Verfolgungen und der blutigsten Kriege gewesen; die Torturen und Scheiterhaufen der Inquisition lehren, wohin diese Weltanschauung führt.

Und dieser furchtbaren Hierarchie soll die deutsche Volksschule, soll in deren Gefolge auch der höheren Unterricht, sollen unsere Universitäten — der höchste Stolz der deutschen gebildeten Klassen! — mit gebundenen Händen überliefert werden? Nein, nun und nimmermehr! Mag auch jetzt in Preußen geschehen, was da will! Mag die einflußreiche Partei der preußischen Konservativen in unbegreiflicher Verblendung dem ultramontanen Centrum Heeresfolge leisten, — mag unter ihrer und der reichsfeindlichen Parteien Mitwirkung das verderbliche Volksschul-Gesetz zu Stande kommen, — nie und nimmermehr glauben wir, daß diese Gegen-Reformation das übrige Deutschland nach sich ziehen wird! Preußen ist nicht Deutschland! Und noch haben wir im deutschen Reiche zahlreiche unabhängige Fürsten, die sich ihrer Aufgabe, ihrer Ahnen, ihrer Geschichte erinnern, und ihre kulturhistorische Pflicht begreifen werden! Noch regieren in den kleinen Staaten Thüringens, — im wahren Herzen Deutschlands! — die würdigen Nachkommen jener erlauchten Fürsten, die als Beschützer und Förderer der Reformation, wie später der glänzendsten Litteratur-Periode unserer Nation, sich unsterbliche Namen in deren Geschichte erworben haben!

Angesichts der großen politischen Fehler und der erstaunlichen Verkehrtheiten, welche in den letzten zwei Jahren in Berlin geschehen, sind viele geneigt, die Verdienste des zweiten deutschen Reichskanzlers zu sehr zu unterschätzen. Wir glauben, dies ist zu weit gegangen. Drei große Verdienste hat er sich nach unserer Meinung schon jetzt erworben. Erstens hat er das deutsche Volk wieder an die selbstthätige Sorge für das eigene Wohl erinnert; es lernt begreifen, daß es seine hohe Weltstellung, seine politische Freiheit, seine kostbare nationale Einheit nur dann bewahren kann, wenn es unablässig selbst für deren Festigung bemüht ist. Zweitens ist aufs Neue klar geworden, welche hohe Bedeutung für die Erhaltung unserer höchsten idealen Güter der deutsche Foederalismus besitzt, die selbständige Entwickelung der Einzelstaaten, deren Individualität nicht vom Centralismus absorbirt werden darf. Drittens endlich ist dem gebildeten Teile der deutschen Nation die schwere Gefahr wieder zum vollen Bewußtsein gekommen, von der seine Geistesfreiheit und Gesittung fortwährend durch die ultramontane Hierarchie bedroht ist; durch die dunkle Macht jener extremen und antinationalen Partei, die sich das „Centrum" nennt. Die verhängnisvolle Rolle, welche die römische Hierarchie in der deutschen Geschichte seit mehr als einem Jahrtausend gespielt hat, tritt wieder jedem Unbefangenen klar vor Augen. Als vor einem Jahre der gefürchtete Führer des Centrums, der Welfen-Minister Windthorst starb, wurde dieser gefährlichste Feind des neugegründeten deutschen Reiches von der „deutschfreisinnigen" Partei als dessen verdientester Förderer verherrlicht. Wer damals die Beileids-Artikel des Herrn Eugen Richter las (und noch kürzlich eine ähnliche Verherrlichung Windthorsts durch Herrn Bamberger), der mußte zu der Ueberzeugung gelangen, daß der eigentliche Gründer

des deutschen Reiches und der größte Staatsmann des Jahrhunderts nicht der gewaltige Recke Fürst Bismarck sei, sondern dessen gefährlichster Gegner, die „Perle von Meppen"! In Wahrheit bestand der höchste Ehrgeiz der „kleinen Excellenz" in dieser hohen Gegnerschaft; es kitzelte ihn über alle Maßen, dem größten und verdienstvollsten Staatsmanne unserer Nation bei jeder Gelegenheit einen Pilgerstecken zwischen die Füße zu werfen. Auch gelang es ja leider dem geschickten und ränkevollen Advokaten wirklich, mit Hülfe von allerlei Kniffen und frommen Redensarten den Fürsten Bismarck in manchen wichtigen Fragen zu überwinden, und es scheint, daß er zu seinem Sturze nicht wenig beitrug. Aber ein „gläubiger Katholik" war der selige Windthorst so wenig als ich selbst; und wenn er seine Rechtgläubigkeit beteuerte, so war auch das alles „Eitel Wind"!

Da die „deutschfreisinnige" Partei auch sonst vielfach das Centrum unterstützte, verdient sie mit Recht den schweren Vorwurf, die verderbliche Machtstellung verstärkt zu haben, welche die ultramontane Hierarchie gegenwärtig ausbeutet. Wie viel klarer sah und urteilte in diesen wichtigen Fragen der ehrwürdige Kaiser Wilhelm I., dessen weise, besonnene und zielbewußte Regierung wir jetzt so schmerzlich vermissen! Bei Beginn des Cultur-Kampfes, am 18. Februar 1874, schrieb er die denkwürdigen Worte: „Es liegt mir ob, der Führer meines Volkes in einem Kampfe zu sein, der schon durch Jahrhunderte von deutschen Kaisern früherer Zeiten aufrecht erhalten wurde, und zwar gegen eine Macht, deren Herrschaft in keinem Lande mit der Freiheit und der Wohlfahrt der Völker vereinbar gefunden ist — einer Macht, die wenn sie zu unserer Zeit siegreich wäre, nicht in Deutschland allein die Segnungen der Reformation, die Gewissensfreiheit und das Ansehen der Gesetze gefährden würde."

So sprach der welterfahrene, milde und von echter Frömmigkeit beseelte Kaiser, dem es beschieden war, das Sphinx-Räthsel der deutschen Einigung zu lösen und den tausendjährigen Traum der deutschen Nation zur herrlichsten Erfüllung zu bringen! Soll diese schwer errungene Unabhängigkeit jetzt dem Papismus geopfert werden? Soll sie untergehen auf Grund der falschen Rechnung, eine zuverlässige Regierungspartei aus den unversöhnlichen Todfeinden des Deutschen Reichs, aus Papisten, Polen, Welfen und Kreuzjunkern zusammensetzen zu wollen? Soll die deutsche Bildung und Wissenschaft, deren leitende Ehrenstellung in der Welt auf der freien Forschung und freien Lehre beruht, dem Joche einer Priesterherrschaft sich beugen, deren Richtschnur nicht die vernünftige Erkenntnis, sondern der blinde Aberglaube und der geistige Despotismus ist?

Der größte unter den Hohenzollern-Fürsten, der Philosoph von Sans-Souci, hat sein unsterbliches Toleranz-Edikt in den Worten gegeben: „In meinen Staaten kann Jeder nach seiner Façon selig werden!" Und dieser leitende Grundsatz verleiht dem protestantischen Kaisertrone des neuen Deutschen Reiches seine unüberwindliche moralische Kraft im Kampfe mit den dunklen Mächten der Geistesknechtschaft. Soll an die Stelle dieses unschätzbaren Grundsatzes jetzt im „neuesten Kurse" unter Kaiser Wilhelm II. der diametrale Gegensatz treten, das Intoleranz-Edikt: „In meinen Staaten kann Jeder nur auf eine Art selig werden?" Und soll diese eine, die allein seligmachende Façon, von zwei preußischen Grafen diktirt werden, die beide ausgezeichnete Officiere und ritterliche Edelleute sein mögen, die aber von der unabhängigen Natur der

deutschen Wissenschaft, von der Geisteskraft deutscher Gewissensfreiheit keine Ahnung haben? Es ist ein schlimmes Zeugnis für den Grafen Caprivi, wenn er in seiner unsterblichen Rede vom 29. Januar sagt: „Die gegenwärtige Regierung hat keine Ahnung davon, mit welchen Parteien sie dieses Gesetz durchführen würde!“ Diese Naivetät wird nur noch vom Grafen Zedlitz-Trützschler übertroffen, der gleich darauf erklärt: „Die Abhängigkeit des Staates vom Klerikalismus ist ein leeres Schlagwort, bei dem man sich Alles und Nichts denken kann!“

Vermuthlich ist nach dieser Ansicht auch der berühmte „Kulturkampf“ ein „leeres Schlagwort“, den der unvergeßliche Kaiser Wilhelm I. vor 18 Jahren übernahm, und an den sich die Hoffnungen der ganzen gebildeten Welt knüpften. Denn das Ziel dieses Kulturkampfes war die „Unabhängigkeit des Staates vom Klerikalismus“ und die Sicherung der Gesetzgebung gegen die maßlosen Ansprüche und Uebergriffe der römischen Hierarchie. Man hat diesen leider fehlgeschlagenen Kulturkampf oft als einen großen politischen Fehler bezeichnet (auch von liberaler Seite). Der große Fehler lag aber nicht daran, daß der Culturkampf begonnen, sondern daran, daß er nicht mit rücksichtsloser Energie durchgeführt wurde. Vor einer so furchtbaren historischen Macht, wie es der Papismus ist — selbst heute noch, nach Verlust der weltlichen Macht! — mußte sogar der „eiserne Kanzler“ zurückweichen und den schweren „Gang nach Canossa“ antreten. Sei es, daß Fürst Bismarck jene furchtbare Macht unterschätzte, sei es, daß er nicht mit den gleichen Waffen gegenübertreten konnte, der Papst blieb Sieger. Und er wird immer Sieger bleiben, so lange nicht alle Waffen der Vernunft und der Naturerkenntniß gegen ihn angewendet werden. Der Kulturkampf besteht so lange fort, als die Hierarchie des Vaticans existiert, und als sie in den ungebildeten Massen die Soldaten für ihr gewaltiges Kriegsheer findet.

Mit tiefem Schmerze müssen wir Deutschen uns sagen, daß Deutschland vor allen anderen Kulturländern die „Peterspfennige“ und die „Petersſoldaten“ liefert. In Rom selbst werden heute, wie zu Martin Luther's Zeiten, der Papst verlacht, die Cardinäle gehaßt, der Clerus verachtet. In dem Vaterlande der Reformation dagegen giebt noch heute den Ausschlag im Reichstage die schwarze Schaar des „Centrums“, die Partei der Gegenreformation. Fürwahr, es ist die höchste Zeit, daß die deutsche Bildung und Wissenschaft ihr kräftig entgegentritt und den gewaltigen Angriff auf die Schule energisch zurückweist. Es scheint uns aber auch die höchste Zeit, daß durch die Gesetzgebung des Deutschen Reichstags der Altkatholicismus unterstützt und auf Beseitigung jener Auswüchse der katholischen Hierarchie hingewirkt wird, die überhaupt mit jedem vernünftigen Rechtsstaate unvereinbar sind.

Vielleicht der mächtigste und verderblichste von diesen ist das obligatorische Coelibat, die Quelle von unzähligen sexuellen Ausschweifungen, Verirrungen und Verbrechen, und zugleich die feste Stütze jener Sonderstellung, welche der katholische Clerus außerhalb der Gesellschaft und im verderblichen Gegensatze zu deren bester Grundlage, dem Familienleben, einnimmt.

Abschaffung des obligatorischen Coelibats, Schutz der Schulen gegen die Uebergriffe des Clerus, Gleichberechtigung aller Religions-Gesellschaften — auch der Freidenker und Dissidenten! — Das sind die drei wichtigsten Forderungen, welche die gebildete Gesellschaft am Ende des neunzehnten Jahrhunderts an den modernen Rechtsstaat stellen muß.

Hoffen wir, daß auch der Preußische Staat sich dieser Erkenntniß nicht verschließen und noch in letzter Stunde sich seiner protestantischen Aufgabe bewußt werden wird. Sollte aber das nicht der Fall sein und die Annahme des unheilvollen Volksschul-Gesetzes das Signal zu einer gewaltigen klerikalen Reaktion auf allen Gebieten des Unterrichts-Wesens geben, so bleibt uns immer noch der Trost, daß das übrige Deutschland in einmüthigem Widerstande gegen jene „partikularistische" Reaktion sich erheben wird. Wir haben es oben als ein großes Verdienst des Reichskanzlers anerkannt, daß er dem überwuchernden Centralismus unbewußt entgegenwirkt und den berechtigten Partikularismus (in bestem Sinne!) zu neuer Thätigkeit erweckt. Jetzt ist den vielgeschmähten „Deutschen Kleinstaaten" wieder eine glänzende Gelegenheit gegeben, ihre historisch schon so oft erprobte Bedeutung für das ideale Geistesleben unserer Nation neu zu bethätigen. Wir erwarten von der großen Mehrheit der deutschen Fürsten mit voller Zuversicht, daß sie der gefährlichen Reaktion Preußen's nicht nachfolgen werden und daß sie in ihren Staaten der verfolgten Gewissensfreiheit eine sichere Zufluchtsstätte wahren werden!

Die hohe Blüte Deutscher Kultur und Wissenschaft beruht seit vielen Jahrhunderten auf der großen Zahl von Bildungsherden, welche die kleineren deutschen Fürstenhöfe unterhalten. Die Universitäten Heidelberg und Freiburg in Baden, Tübingen in Württemberg, München, Würzburg und Erlangen in Baiern, Leipzig in Sachsen, Jena in Thüringen u. s. w. sind ebenso viele selbständige Werkstätten deutschen Geisteslebens, welche sich ihre individuelle Natur und Unabhängigkeit gewahrt haben. Was diese außer-preußischen Universitäten — zum Theil unter den schwierigsten Verhältnissen und mit den geringsten Mitteln — für das Geistesleben unserer Nation geleistet haben, ist gewiß nicht geringer, als das, was von den zahlreichen — meistens viel besser dotirten, freilich auch jüngeren — preußischen Universitäten geleistet worden ist. Mag daher auch in den letzteren die klerikale Reaktion siegen und die „konfessionelle Wissenschaft" ihre längstersehnte „Umkehr" einschlagen — um so heller wird in den ersteren das heilige Feuer emporlodern, welches die erkennende Vernunft auf dem Altar des höchsten menschlichen Geisteslebens unterhält, das heilige Feuer der freien Forschung und freien Lehre! (Ein zweiter Aufsatz folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Volksschullehrers.

Studien zur Pädagogik der Großstadt.

Von **Karl Grazza.**

Seit ich Berliner Volksschullehrer bin, drängte sich mir immer und immer wieder der Gedanke auf, daß meiner erzieherischen Thätigkeit irgend ein wichtiges Ingredienz, irgend ein lebendiges und belebendes, natürliches und notwendiges Element fehle, dessen Mangel eine gewisse Unfertigkeit und Starrheit meiner Erziehungsarbeit zur Folge haben müsse, wenn ich in der herkömmlichen Weise die Pflichten meines Amtes auch noch so gewissenhaft erfüllte. Ich beneidete bis-

weilen den Lehrer auf dem Dorfe, der sein Leben inmitten derselben sich stetig gleichbleibenden Bevölkerung zubringt, dessen Schüler immer wieder, Jahrgang um Jahrgang, derselben ethnographischen und sozialen Mitte entstammen, der mit den Eltern seiner Kinder auf dem Fuße des Vertrauens verkehren und aus dem natürlichen, volksthümlichen Boden heraus ein Geschlecht nach dem andern ziehen und veredeln kann. Wohl mag sie manchem langweilig erscheinen, diese eintönige, immer wieder von vorn beginnende Arbeit des Dorfschulmeisters; aber sie besitzt eben das, was mir in Berlin fehlte: das Unmittelbare, Persönliche, natürlich Menschliche, das mir nun einmal als ein heilsames, befruchtendes und darum notwendiges Moment des Erziehungswerkes erschien. Auch in den Schulen der Kleinstadt kommt dieses Moment noch zur Geltung, obschon die besonderen Verhältnisse dort gewisse Einschränkungen desselben bedingen. Wie aber liegen die Dinge in der Großstadt, in Berlin? Nach dem äußeren Schein — unzweifelhaft besser. Das Berliner Schulzimmer ist ein großer, heller, im Winter wohlgeheizter und, wenn man recht viel frische Luft hineinläßt, auch wohlgelüfteter Raum, den mancher Dorfschulmeister mit neidischer Bewunderung betrachten würde. In diesem kastenartigen Raume befindet sich eine Anzahl von Bänken, die der Größe der Kinder annähernd entsprechen und nicht mehr von ihnen aufnehmen, als mit Rücksicht auf Raum und Licht naturgemäß hineingehören. Die Anforderungen der modernen Hygiene sind gewissenhaft befolgt, und es unterliegt keinem Zweifel, daß manches arme Kind hier einen behaglicheren Aufenthalt findet, als daheim in der engen, kalten und dumpfen Elternwohnung. Volles Lob verdienen die Behörden, welche diese geräumigen Schulgebäude mit ihren gesund angelegten Zimmern für die Kinder des Volkes errichten. Wenn ich nun zu Beginn des Schuljahres in ein solches Zimmer eintrete, sehe ich vor mir eine Schar von Kindern — in den untern Klassen etwa 60 bis 70, auf den oberen Stufen entsprechend weniger — die mich mit Neugier als den „neuen Lehrer" mustern, den sie ein halbes Jahr oder ein Jahr, in seltenen Fällen länger „behalten" werden. Man sieht, es ist ein „lockeres Band", das zwischen mir und diesen Kindern geknüpft wird — ganz entsprechend den immer wechselnden, ewig fluktuierenden Verhältnissen der Großstadt. Was für mannigfache Elemente kommen da nicht bisweilen zusammen, in einer solchen Berliner Klasse! Kinder aus dem Süden der Stadt wandern nach dem Norden, wo der Vater Arbeit gefunden, schlesisch und altpreußisch Blut sitzt neben Pommersch und Sächsisch, neue Zuzügler aus der Provinz reihen sich mit echten, uransässigen Berlinern, und die mannigfach schillernden sozialen Typen der unteren Hunderttausend, vom kleinen Fabrikanten und Hauseigentümer bis zum Arbeitsmann und zur Almosenempfängerin, spiegeln sich hier in dieser kleinen Welt wieder. Alle Hände voll haben die Rektoren beim Beginn eines solchen Schuljahres zu thun, um das von allen Seiten zuströmende „Material" unterzubringen und auf die ihnen zur Verfügung stehenden „Kästen" zu verteilen. Nach acht bis vierzehn Tagen haben sich die Wogen geglättet, alles ist ordnungsmäßig rubriziert und in Listen eingetragen, und das „Semester" ist im Gange. Inzwischen aber hat der Lehrer sich längst in die Arbeit gestürzt. Er darf sich nicht aufhalten mit der Analyse jenes interessanten Materials, das ihm auf ein, auf zwei, auf drei Semester zur Bearbeitung übergeben worden, er muß auf alle psychologischen und psychopathischen Untersuchungen, auf alle ethnographischen und sozialen Betrachtungen, zu denen dieses Material ihn förmlich herausfordert, bescheidentlich verzichten — denn das Pensum, das er durchzuarbeiten hat, ist gar reichlich

bemessen, und das Pensenbuch muß stets für den Rektor oder Inspektor zur Kontrolle bereit liegen. Mit all den methodischen Mitteln, die das Seminar, die praktische Erfahrung und die pädagogische Litteratur an die Hand geben, geht der Lehrer daran, seinen Schülern den „Stoff" soweit einzuprägen, daß der Vorgesetzte zufrieden sei, daß die Prüfung und Versetzung günstig ausfalle, und daß womöglich auch die Kinder noch etwas fürs Leben von der Sache behalten; notwendig ist das Letztere gerade nicht. Die Individualität der Kinder zu studieren, auf die Eigenart des Einzelnen „liebevoll" einzugehen, die Beziehungen zwischen Schule und Haus zu pflegen und wie all die rasch niedergeschriebenen „idealen Forderungen" der pädagogischen Lehrbücher lauten — dazu bleibt ja dem Lehrer über der harten Tretmühlenarbeit der Stoffbewältigung gar keine Zeit. Ja, so gelegentlich während des Unterrichts, vielleicht in der Turnstunde, oder bei einem Schulspaziergang, oder bei einer zufälligen Berührung mit den Eltern kann man am Ende auf solche pädagogischen Luxusforderungen Rücksicht nehmen. Je nachdem der Volksschullehrer seinen Beruf, der von Haus aus eine Kunst ist, als mechanisch arbeitender Handwerker, oder als schaffensfroher Kunsthandwerker, oder als bewußt gestaltender, denkender Künstler betreibt, wird er jene idealen Forderungen in geringerem oder höherem Grade beachten, aber aus dem „Gelegentlichen" wird er dabei kaum jemals herauskommen. Wo ist zum Beispiel in Berlin an eine systematische Pflege der Beziehungen zwischen Schule und Haus zu denken? Es ist wahr, der alte Jütting nennt jeden Lehrer einen „Miethling", der die Mühe scheut, die Eltern seiner Kinder aufzusuchen und kennen zu lernen und in Uebereinstimmung und Gemeinsamkeit mit denselben an der Erziehung der Kinder zu arbeiten. Nun, der alte Jütting ist ja in Dingen der Erziehung eine respektable Autorität, aber er war eben ein Kleinstädter, er kannte die Berliner Verhältnisse nicht, er wußte nicht, daß sich in Berlin derlei Dinge „nicht durchführen lassen" u. s. w. u. s. w. Giebt es in Berlin überhaupt ein „Haus" in diesem Sinne? Kann ich denn mit dem Mann aus dem Volke, diesem Bewohner der feuchten Keller und der dumpfen Hinterhäuser, über Fragen der Erziehung und des Unterrichts sprechen — Fragen, die mit ihren psychologischen Feinheiten und subtilen Details die besten Köpfe aller Zeiten beschäftigt haben und doch von ihnen nicht erschöpft worden sind? Was kann ich mit ihm gemein haben, mit diesem Volk von Berlin, dieser millionenköpfigen, buntscheckigen Masse? Was geht es mich an, daß dieser Mann da in dem berußten Kittel, mit dem schmutzigen, anilingefärbten Gesichte, mit der Kaffeekanne in der Hand, der um ein Uhr Mittags, wenn ich mein Tagewerk beendet, zum zweiten Male nach der mit Giftdämpfen geschwängerten Fabrik eilt — daß dieser Mann der Vater meines besten oder meines schlechtesten Schülers ist? Thue ich nicht schon genug an den Kindern dieses Mannes, wenn ich sie einen Körper abzeichnen, einen Choral dreistimmig vortragen lehre? Kann ich denn, mit einem Wort, in diesem unseligen Berlin überhaupt eine solche Beziehung zwischen der Schule und der häuslichen Umgebung des Kindes herstellen, die für die Erziehungsarbeit von irgend einem Wert wäre?

Ja, ich kann es — und ich kann es nicht nur: ich muß es.

Diese Antwort erfolgte eines Tages ganz wie von selbst aus meinem Innern heraus auf alle jene Fragen.

Ich muß Beziehungen, lebendige Beziehungen gewinnen zu diesem Volksboden, dessen jungen Nachwuchs ich zu ziehen, zu bilden, in die Zukunft zu geleiten habe.

Ich muß diese jungen Menschen nicht nur als Nummern in meinen Listen, sondern als wirkliche, lebendige Menschen aufzufassen suchen, die ich nur verstehen kann, wenn ich sie im Zusammenhang mit dem Milieu betrachte, aus welchem sie hervorgewachsen sind, unter dessen beständigen Einflüssen sie sich entwickeln, und dessen Einflüssen sie auch über die Schule hinaus ausgesetzt sein werden.

Ich muß in diese feuchten Keller hinabsteigen und diese dumpfen Hinterhäuser aufsuchen, um nicht ungerecht zu werden gegen diese jugendlichen Wesen und ihnen als Schuld anzurechnen, was nicht ihre Schuld ist, um nicht in ihrem empfänglichen Gemüte vorzeitig das Gefühl zu wecken, daß diese Welt eine böse Welt sei, und daß es am besten sei, sich mit Trotz gegen sie zu wappnen, ihr mit Bösem zu vergelten, oder überhaupt nicht erst auf das Böse zu warten, sondern von vornherein das Böse zu thun.

Ich muß jenem Mann die anilingefärbte Hand schütteln und ihn in seiner engen, mit Schlafburschen und Schlafmädchen überfüllten Wohnung aufsuchen um mich über seine Ansichten von Erziehung und Schule zu unterrichten und mir womöglich aus ihm einen Genossen und Helfer für mein Erziehungswerk zurechtzumachen.

Ich muß mit meiner Persönlichkeit hineinspringen in den Spalt, der die breiten Schichten der großstädtischen Bevölkerung und die großstädtische Volksschule scheidet, damit nicht das Mißtrauen des Volkes sich auf diese Wohlfahrt schaffende Anstalt übertrage und an den Kindern selbst den wohlthätigen Einfluß dieser Anstalt vernichte . . .

Nun, und da hätte ich ja jenes natürlich menschliche, persönliche, unmittelbare Moment, das ich bei meiner großstädtischen Erziehungsarbeit so sehr vermißt hatte. Ich brauche nur hinzugehen nach jenen Kellern und Hinterhäusern, nicht gelegentlich, hier und da einmal, wenn sich's trifft, sondern regelmäßig, systematisch, ausnahmslos. Ich brauche nur alljährlich diese sechzig bis siebzig Väter und diese sechzig bis siebzig Mütter kennen zu lernen, mit ihnen in einen gewissen, durch den Zweck bedingten Verkehr zu treten, sie bisweilen zu besuchen und ihnen, wenn sie mir im Gewühle der Straße begegnen, freundschaftlich die Hand zu schütteln, um ein großes Netz von Beziehungen um meine Schülerschar zu weben und sie, trotz aller großstädtischen Schwierigkeiten und Hindernisse, auch außerhalb der Schulräume unter meinem unsichtbaren Einflusse zu halten. Ich hätte mir da einen moralischen Rückhalt geschaffen, der meiner Erziehungsarbeit wesentlich zu Statten kommen, der sie in ungeahnter Weise fördern und befruchten müßte. Von zwei Kräften nach derselben Richtung gedrängt, müßten Geist und Herz des heranwachsenden Geschlechtes sich weit bestimmter und entschiedener in dem vom Erzieher gewollten Sinne entwickeln, und die Arbeit der Schule würde sich nicht nur ersprießlicher, sondern auch einfacher und leichter gestalten, die moralische Stellung des Lehrers aber ganz beträchtlich gewinnen.

Je mehr ich über die Sache nachdachte, desto einleuchtender, desto selbstverständlicher erschien sie mir. Ich mußte mir sagen, daß es ganz bei mir liegt, meine Erziehungsarbeit, die mir so mechanisch starr und äußerlich vorkam, in eine lebendige, innerlich wirksame zu verwandeln. Was hätte mich davon abhalten sollen, das Kind des Volkes im Zusammenhang mit dem Volke selbst zu begreifen — was, als der natürliche Hang zur Bequemlichkeit und die Angst vor dem Verlassen des gewohnten Geleises? Faßt doch der Botaniker und der gebildete Kunstgärtner jede Pflanze im Zusammenhang mit ihrem Standort

auf — um wie viel mehr muß ein Menschenkind, und wenn es das Kind des letzten Bettlers ist, nach den natürlichen Bedingungen seines Werdens betrachtet und behandelt werden! Und wenn diese Bedingungen mich noch so sehr abstoßen mögen, wenn die „Verhältnisse" noch so widerwärtig und verabscheuenswert erscheinen — es giebt keinen Ausweg für mich: ich muß sie kennen lernen, muß für meine Arbeit benutzen, was an ihnen brauchbar ist, muß hinein in diese große Menschenmasse mit dem düsteren Blick und den schwieligen Fäusten, oder ich bin — wie sagt doch der alte Jütting? — „ein Miethling" . . .

Und so habe ich denn endlich den lange hinausgeschobenen ersten Schritt unternommen. Schon vor einiger Zeit hatte ich mir einen Fragebogen mit allerhand Rubriken zurecht gemacht, bei dessen Aufstellung ich alle möglichen Gesichtspunkte in Betracht gezogen hatte: die Abstammung des Kindes, seine physische und psychische Vorgeschichte, den sittlichen Zustand der Familie, die Ernährungsverhältnisse, die Beschaffenheit der Wohnung, den Umgang des Kindes, den religiösen Standpunkt der Eltern, die politischen Ansichten des Vaters u. s. w. u. s. w. Ich dachte mir die Sache ziemlich einfach, als eine Art Privatstatistik, die ich aufnehmen würde, wobei sich dann die „lebendigen, persönlichen" Beziehungen von selbst ergeben würden. Diesen Fragebogen mit seinen zahlreichen Rubriken steckte ich zu mir und machte mich auf den Weg — offen gesagt, nicht ohne eine gewisse Scheu, ob mein statistisches Experiment nicht bei denjenigen, mit denen ich es vornehmen wollte, Mißtrauen erregen würde. Es kommen ja diesen Leuten so viel Steuerlisten, Veranlagungen u. s. w. ins Haus, daß man sich wirklich nicht wundern kann, wenn sie ein solches Blatt Papier mit seinen Kreuz- und Querlinien als einen bösen Schamanenspuk betrachten.

Aufs Gerathewohl hatte ich ein paar Namen aus meiner Liste herausgegriffen. Die Schule, an welcher ich gegenwärtig arbeite, liegt in einem reinen Arbeiterviertel, nur kleine Geschäftsleute, Handwerker und Unterbeamte kommen neben dem Gros der qualifizierten und nicht qualifizierten Fabrikarbeiter in Betracht. Ich unterrichte in einer untersten Klasse; die Kinder — etliche sechzig an der Zahl, zur Hälfte Knaben und zur Hälfte Mädchen — besuchen seit drei Vierteljahren die Schule. Mein erster Besuch galt einem achtjährigen, begabten Jungen Namens Paul R., der mir von Anfang an durch sein eigentümlich stilles, verstecktes Wesen aufgefallen war. Sein Auge hatte etwas Scheues, Lauerndes, aber doch auch wieder kindlich Gutmütiges; seine Stimme hatte einen auffallend tiefen, heiseren Klang. Sein Anzug war ärmlich und unsauber, und ich glaube, daß er nur selten einmal sein Stück Frühstücksbrot bei sich hatte. In der Schule „that er seine Pflicht" ohne besonderen Eifer, aber doch in genügender Weise. Im Laufe des Sommers war er etliche Male „schampeln"*) gegangen, aber nachdem er durch seine Schwestern wieder eingebracht worden war und von der zuständigen Instanz seinen Denkzettel erhalten hatte, war sein Schulbesuch ein regelmäßiger geworden. Häufig hatte ich ihn auf der Straße getroffen, im Spiel oder auch im Streit mit anderen Burschen seines Alters. Kürzlich war mir ein Gespräch zwischen Paul R. und einem etwa gleichaltrigen Knaben durch einen dritten Schüler hinterbracht worden, aus welchem ich ersah, daß das Leben für diese beiden siebenjährigen Knaben keine Geheimnisse mehr barg, und zwar war Paul R. bei weitem der „Reifere" von den beiden. Ich erinnerte mich nun, daß er als Sohn einer Witwe angemeldet war, jedoch nicht

*) Berliner Lokalausdruck für „hinter die Schule gehen".

den Namen seiner Mutter trug. Ich erinnerte mich auch jener beiden halberwachsenen Schwestern, die sich mehrmals kurz vor Monatsbeginn bei mir mit dem „Pflegeschein" *) eingefunden hatten, in welchem ich eine Bemerkung über Betragen und Schulbesuch des Kindes einzutragen hatte. An diesen Mädchen war mir besonders das herausfordernde, sichere Wesen und der kecke Blick aufgefallen; die ältere, etwa fünfzehnjährige, hatte ich eines Abends in vertraulichem Nebeneinander mit einem vielleicht achtzehnjährigen Burschen angetroffen, der etwas vom Typus des Zuhälters hatte, ohne daß ich ihn übrigens ohne Weiteres dieser Menschenklasse zuzählen möchte, da der jüngere Arbeiterdandy der Berliner Vorstadt, auch wenn er sonst ein ganz braver Junge ist, gern die kecke Mode des „Luden" nachahmt.

Ich war, als ich vor dem Hause stand, in welchem die Mutter des Knaben wohnte, auf ein ziemlich trübes Berliner Sittenbild gefaßt. Aber meine Vorstellung sollte von der Wirklichkeit übertroffen werden.

Vor der Thür, in strömendem Regen, traf ich die ältere Schwester — nett frisiert und sauber, aber ärmlich, fast sommerlich gekleidet.

„Bitte, kommen Sie — wir wohnen hinten im Keller," sagte sie, nachdem ich ihr den Zweck meines Besuches erklärt hatte.

Wir schritten über den Hof und stiegen eine schmutzige Treppe hinab, bogen dann links ein und traten durch eine halb geöffnete Thür in einen engen, düstren Raum, dessen Anblick bei vollem Tageslicht für jedes an Not und Elend nicht gewöhnte Auge grauenerregend sein mußte. Das Dunkel, welches hier am hellen Mittag herrschte, deckte gleichsam den Mantel der Liebe über diesen traurigen Aufenthalt menschlicher Wesen.

Eine ärmlich gekleidete, abgehärmte Frau trat mir entgegen. An ihrer Seite befand sich ein etwa zweijähriges, dick aufgedunsenes Kind mit großen kahlen Stellen auf dem Schädel. Paul R. war nicht da, die ältere Schwester ging hinaus, um ihn zu suchen.

Die Mutter sah verlegen im „Zimmer" umher, um mir einen Stuhl anzubieten. Aber die beiden Möbelstücke, die auf den Namen „Stuhl" allenfalls Anspruch machen konnten, hatten bereits eine Bestimmung gefunden: das eine war mit allerhand Lumpen bepackt, und auf dem andern saß mit halb entblößtem Oberkörper die zweite, dreizehnjährige Tochter; sie hatte sich „unter" dem einzigen kleinen Fenster plaziert, durch welches ein spärliches Maß von Tageslicht in dieses unterirdische Verließ eindrang, und war mit dem Ausbessern irgend eines Kleidungsstückes beschäftigt.

„Herrjott, Mutter, gieb mir doch wenigstens die Taille," sagte sie in nonchalantem Tone, ohne sich weiter in ihrer Beschäftigung stören zu lassen.

Ich hatte einen Moment Zeit, meinen Blick durch die Wohnung schweifen zu lassen. Auf der linken Seite standen zwei Bettstellen mit sehr dünn gefüllten, schmutzigen Betten; rechts erblickte ich einen kleinen eisernen Ofen, auf welchem ein zugedeckter irdener Topf — vermutlich das Mittagsmahl der ganzen Familie enthaltend — über einem kleinen Feuer brodelte. Außerdem war ein kleiner, gebrechlicher Tisch und ein alter Kasten vorhanden; hier und da standen, lagen und hingen noch verschiedene Gegenstände umher, die man als das elendeste Gerümpel bezeichnen mußte, die aber in der Wohnung dieser Armen

*) Ein roter Kontrollschein, in welchem die städtischen Unterstützungen verzeichnet werden (gewöhnlich 6 Mark monatlich für jedes Witwenkind unter 14 Jahren, nach Abzug eines Kindes).

immer noch die Stelle wertvollen Hausrats vertraten. Die blaßblau getünchten, von braunen und grauen Feuchtigkeitsflecken durchzogenen Wände bildeten eine passende Umrahmung zu diesem Gemälde der Armut.

In ungezwungener Weise entwickelte sich ein Gespräch zwischen mir und der Mutter. Ihre Züge nahmen während des Sprechens einen lebhaften, freundlichen Ausdruck an — sie plauderte mit mir ganz frei und unbefangen, als ob sie lange mit mir bekannt wäre. Ich hatte den Eindruck, als ob man mich hier längst erwartet hätte und meinen Besuch als ganz selbstverständlich betrachtete.

„Ist das Ihr Kind?" fragte ich, auf das Kleine weisend.

„Ja, unser Jüngster. Ich kann's Ihnen ja sagen, daß wir noch nicht verheiratet sind — deshalb trägt auch Paul meinen Mädchennamen R., und ich heiße nach meinem ersten Manne M., und so heißen auch meine beiden Mädels da — und die beiden ältesten sind schon verheiratet. Mein erster Mann ist vor elf Jahren gestorben, wir waren beide aus Westpreußen, er war Töpfer, und er bekam eine Brustkrankheit . . . na, und dann hab' ich Paulens Vater kennen gelernt, von dem sind die beiden Jungens . . ."

„Wie alt ist der Vater der beiden Jungen?"

„43 Jahre."

„Und wie alt sind Sie?"

„45 Jahre. Er will mich ja heiraten, aber er muß erst klagen . . . im Posen'schen, in seiner Heimat . . . Da muß er erst ins Reine kommen . . ."

Ich merkte, daß sie verlegen wurde — wie oft mochte sie diese Geschichte vom „Klagen" schon zum besten gegeben haben, ohne daß man sie ihr glaubte!

Ich gab dem Gespräche eine andere Wendung und erkundigte mich nach ihrer Beschäftigung.

„Ich trage Zeitung aus," versetzte sie mit einem Anflug von Stolz — die Zeitungsträgerinnen zählen sich nämlich zur Elite der arbeitenden Frauen.

„Und wie viel bringt Ihnen das monatlich?"

„Ich trage morgens und abends, das bringt mir 24 Mark den Monat. Pauls Vater giebt mir 3 Mark die Woche auf die beiden Jungens, er ist nämlich in 'ner Anilinfabrik und hat selber nur 13½ Mark die Woche, und da kann er eben nicht mehr geben, und weil er doch bei fremden Leuten wohnt . . ."

„Er wohnt nicht bei Ihnen?"

„Nein doch . . . mit den Kindern . . . wir haben's mit den zwei Jungens schwer genug . . ."

„Sie bekommen Pflegegeld von der Stadt?"

„Auf die beiden Jungens."

„Kann Ihre größere Tochter nichts verdienen?"

„Ach, das ist's ja eben — mit der hab' ich so viel auszustehen. . ."

Eben trat die ältere Tochter ins Zimmer — sie hatte Paul nirgends gefunden. Offenbar trieb er sich, trotz des strömenden Regens, irgendwo in den Straßen umher — der Instinkt jagte ihn aus dieser dumpfen Höhle hinaus in Luft und Licht. Plötzlich fiel mein Blick auf das ältere Mädchen: mit krampfhaft verzerrten Zügen und rollenden Augen stand es da und schien jeden Augenblick hinstürzen zu wollen.

„Was ist das?" fragte ich erschrocken, indem ich die Schwankende zu stützen suchte.

„Lassen Sie man, Herr Lehrer," sagte die Mutter gelassen, „das kriegt sie so den Tag Stücker fünfzehn Mal, aber 's vergeht immer gleich wieder. Kopfkrampf ist's — sie hat's seit ihrem dritten Jahre, da bekam sie einen blasigen Ausschlag, und seit damals ist's ihr geblieben. Ich hab' nu die Qual mit ihr, zu nichts ist sie zu gebrauchen. Ja, wenn die wenigstens was zuverdienen könnte . . ."

Ein zweiter Anfall folgte unmittelbar dem ersten, aber die Kranke erholte sich rasch und lachte wieder ganz munter.

Die Mutter trat ruhig an den Ofen und machte sich an dem Topfe zu schaffen; das erinnerte mich daran, daß diese armen Leute auch ihr Mittagsmahl halten, und ich empfahl mich.

Ich versprach, ein nächstes Mal wiederzukommen, um auch den Vater Pauls kennen zu lernen.

Mit einem Schlage war mir bei diesem kurzen Besuche mancherlei klar geworden. Über dem Eindruck, den ich empfangen, hatte ich sogar meinen Fragebogen vergessen. Ich hatte eine elende Proletarierfamilie vor mir, des natürlichen Ernährers beraubt, auf das geringste Maß von Existenzmitteln beschränkt, das kaum für eine Person hinreichend erscheint und sich hier auf fünf Köpfe verteilte. Ich erinnerte mich, daß mir Paul R. eines Tages, als ich über das Gebot der Elternliebe sprach, ganz naiv und unaufgefordert erzählt hatte, seine Schwester schimpfe die Mutter immer eine H . . . Wie oft mochte das arme Weib dieses häßliche Wort aus dem Munde der eigenen Tochter gehört haben, wenn sie dieser Tochter ihr Nichtsthun und ihre Trägheit vorwarf, eine Trägheit, die in unheilbarem, von Geburt an bestehendem Siechtum ihren Grund hatte! Welch unheimlicher Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen! Und weshalb ertrug diese Mutter immer wieder die schimpfliche Schmähung? Weshalb bestimmte sie den Vater ihrer beiden jüngsten Kinder nicht, sein Verhältnis zu ihr zu legalisieren, ihre Ehre in den Augen der eigenen Kinder wiederherzustellen? Weshalb? Weil sie dann jener Unterstützung verlustig gegangen wäre, welche die Stadt ihr für ihre Kinder gewährte, weil sie dann viel sicherer zu verhungern fürchtete, als es vielleicht jetzt der Fall sein wird. Und so giebt sie denn ihre Ehre dran, um ihren Kindern einen Löffel Suppe *mehr* zu verschaffen . . . .

Ich begriff nun vieles, vieles, wovon ich vorher nur eine unklare Ahnung gehabt hatte: ich begriff die vorzeitige „Reife" dieses kaum achtjährigen Knaben, begriff seinen Hang für die Straße, die ihm Luft und Licht und muntere Spielkameraden gab, begriff das Scheue, Lauernde in seinem Blicke. Was wird aus diesem Kinde werden? fragte ich mich unwillkürlich — und was kann die Schule dazu thun, damit aus ihm *nicht* das werde, was nach den vorhandenen Bedingungen aus ihm werden muß? Was ist hier persönliche Schuld, und was soziales Verhängnis? Ich blickte im Geiste in die düstren Abgründe dieses Verhängnisses und wagte nicht, auf jene Fragen eine Antwort zu geben. Es ward mir bange vor meiner erzieherischen Selbstherrlichkeit, bange vor den elementaren Mächten, gegen deren finstres Walten meine armselige Schulmeisterstimme anpredigen sollte. Das aber empfand ich — für mich wenigstens — als eine absolute, innerlichste Notwendigkeit: die Dinge so kennenzulernen, wie sie wirklich sind, und über sie die Wahrheit zu sagen, so gut ichs könnte. Vielleicht, daß aus dieser Erkenntnis sich auch Mittel und Wege ergeben werden, die mein Schulmeisterwerk aus einem Windmühlenkampfe in eine wirklich fruchtbare, glückschaffende Arbeit verwandeln. . . .

(Schluß folgt.)

Das heilige Lachen.

(Märchenschwank von Ernst v. Wildenbruch.)

„So herrsche denn allein im öden Lande!“ möchte man dem vereinsamten Wildenbruch zurufen, dessen neuestes Märchendrama zwar viel neugierige Zuschauer, aber keinen einzigen wirklich ergriffenen Hörer findet. Wildenbruch, ein einsamer Mensch! Das ist eine böse Ironie. Er, dem sonst nur wohl war, wenn die Menge um ihn in brausende Hurrarufe ausbrechen durfte, der nachgeborene Herold brandenburgischer Größe und brandenburgischen Kriegsruhms, sitzt nun verlassen da und zetert vermutlich ingrimmig über die Thoren, die vor seiner Heilslehre die Ohren verstopfen. Er wollte in des Elfenkönigs Zauberhorn stoßen und uns klang seine Musik wie das Kreischen einer Kindertrompete.

Naives Selbstvertrauen hat Wildenbruch von jeher besessen. Er war immer ein Draufgänger. Zu jenem Künstlergeschlecht gehört er nicht, das unter Wehen gebiert. Ihn plagen, während er schafft, nicht die furchtbar beklemmenden Zweifel. Sein kritisches Gewissen hat eine geringfügige Lebenskraft und so kam es, daß endlich über ihn die Hybris kam und ihn verdarb. In den Briefen Karl Stauffers aus Bern, die in dieser Zeitschrift veröffentlicht wurden, war die Rede von den üblen Malern, die eine Spezialität und nichts als ihre Spezialität pflegen. Herrn v. Wildenbruch war gleichfalls solche Spezialität zugefallen. Weil sie ihm manchmal gelang, so glaubte er Alles zu können und es schmeichelte ihm, ein Gedicht zu ersinnen, das einem Kinde verständlich, dem Manne Weisheit predigen soll. So entstand das heilige Lachen. Herr v. Wildenbruch nahm sich überdies ein Großes vor, er wollte aller Welt zum Trotz gegen den Strom schwimmen und kommandierte seiner Muse: „Augen rechts!“ Das würde Mut beweisen und Mitgefühl erregen, wenn Herr v. Wildenbruch sein Spiel aus dem Geist der Freiheit und nicht auch aus dem der Subordination heraus begonnen hätte.

Von jeher klangen die poetischen Töne mächtiger, die dem heiligen Geist der Empörung geweiht waren, als die Gesänge, die der Menschheit stillvergnügliche Selbstbeschränkung empfahlen. Ueber Feierklänge, heiterer Erhabenheit voll, voll naiven Entzückens, wie sie in Mozarts Zauberflöte überquellen, hätte Wildenbruch gebieten müssen, wenn er schon den Kampf gegen die Linke aufnahm und, ein neuer Georg, den Lindwurm Empörung erschlagen wollte. Aber wie das heilige Lachen nun einmal vorliegt, ist es spröde Tendenzmacherei, eine gereimte Kinderfibel und es ist traurig, sie erwachsenen Leuten in die Hände zu drücken.

„Zum Schluß behielt die litterarische Opposition die Oberhand“, so las ich neulich in einer illustrierten Zeitung, in der über die merkwürdige Première von Wildenbruchs Komödie im Schauspielhause berichtet wurde. Littterarische Opposition? Was das wohl heißen mag? Die litterarisch feinfühligen Leute, die am Tage der ersten Aufführung von Wildenbruchs Märchenschwank im Theater saßen, die wußten nach den ersten der sechs Bilder gleich, was sie von den steifleinenen Allegorien, die den

Tod des Pessimismus darstellen sollten, zu halten haben. Nirgends traf sie ein Hauch beseelter Poesie und was Herr v. Wildenbruch seinen Ole Pessimoff verbrechen läßt, im Grunde verbrach er es selber: Er jagte die Phantasie zum Tempel hinaus und eine unsäglich nüchterne Didaktik blieb übrig. Wenn zum Schluß das breite Publikum sich gegen das Lehrgedicht kehrte, so heißt das nicht: die litterarische Opposition behielt die Oberhand, es war vielmehr ein tendenziöses Verdikt gegen eine aufdringliche Tendenz gesprochen; weniger mit litterarischer Erkenntnis hat das Urteil zu schaffen, als es gegen den Leichtsinn gerichtet ist, mit dem Wildenbruch seine Jongleurkunststückchen ausführt. Um ein literarisches Nichts, wie das heilige Lachen, hätte es sich nicht verlohnt, so viel Aufhebens zu machen, so viele Proteste dagegen einzulegen. Man hat aber empfindlich wahrgenommen, wie die Seligmacherei Wildenbruchs, aus einer Zeitströmung geboren, die den Mangel an demütiger Hingebung, die Auflehnung des Individuums gegen geistige Uniformierung als strafwürdiges Verbrechen empfindet, eine energische Zurückweisung verdient und daran wollte man es nicht fehlen lassen. Wer unzufrieden ist, das ist ein Undankbarer; was will er bessern, wo jedes zum Besten bestellt ist? Lieber soll er seine Lobpsalmen singen und mit jedem neuen Tag seinem Schöpfer danken, daß es ihm wohl ergehe auf Erden; in holder Passivität, im stummen Anschauen der Wunderwerke um ihn, in Selbstvergessenheit und mystischer Verzückung verbringe er seine Tage. Wer dies nicht vermag, wer zu tadeln sich erdreistet, wem nach Shakespeares Ausspruch aller philosophische Gleichmut zum Teufel geht, wenn ihn das Zahnweh plagt, wer nicht begeisterungstrunken auf seine Knie sinken kann, wann und wo man es ihm befiehlt, der trolle sich bei Zeiten von dannen oder er wird wie der aufrührerische Herr Pessimoff einfach in die große Flasche gesperrt, aus der kein Entrinnen möglich ist. Das ist der dickflüssige, schleimig-träge Inhalt des Wildenbruchschen Lehrgedichts und ihm, nicht der litterarischen Armseligkeit, die das heilige Lachen darstellt, galt der laute Widerspruch, den das Werk überall da fand, wo gestählte moderne Intelligenz sich gegen das einschläfernde Glockengebimmel wiederkehrender Romantik wehrt. Prüfe nicht mit frevler Neugier, was die Mächte der Erde über dich beschließen mögen, denn deine Einsicht ist beschränkt und wird beschränkt bleiben, das etwa folgt aus Wildenbruchs traurigem Märchenschwank und das macht den kläglichen Geist der Subordination aus, der in Wildenbruchs Gedicht lebt.

Dagegen ist der seichte Spaß, der im heiligen Lachen litterarische Satire vorstellt, nur von nebensächlicher Bedeutung und man möchte Mitleid mit Herrn v. Wildenbruch haben, wenn man sieht, wie seltsam er Leben und litterarische Erscheinung mit einander verknüpft. Der große unfehlbare Prinzipal der Weltapotheke kennt nur ein Sinnen: der Menschen Glück. Das Völkchen von Terra könnte auch in Wonne schwimmen und der Provisor Optimus ist ein braver Mann, wenn nur der mephistophelische Kujon, Herr Pessimus, der Ungewaschene, nicht wäre! Herr Pessimus braut ein Zaubertränklein, in das er die Thränen eines zu Tode gekitzelten Krokodils, das Hirn eines naturalistischen Dichters und Denkers und die Feder eines Rezensenten, — wahrscheinlich gehört er gleichfalls der naturalistischen Schule an, — gemischt hat. Mit diesem Trunk vergiftet Pessimus die Bürger von Terra. Die Bürger von Terra sind vermutlich Deutsche, denn Herr Pessimus findet es für nötig, sich Ole Pessimoff zu nennen, weil Ibsen-Tolstoi's Skandinavien-Rußland heute gern so sehr imponiert. Die häßliche Lüge giebt sich an Pessimoffs Seite als Frau Wahrheit aus, der Neid wird zum kritischen Bewußtsein, die Häßlichkeit zur „Unentwegtheit." Und die lieben Menschenkinder, denen doch wahrhaftig nichts fehlt, die so froh leben könnten, wie die Leutchen im goldenen Zeitalter, werden durch Pessimoff und das bücher- und zeitungsschreibende Litteratengesindel, das ihm fröhnt, rebellisch gemacht. Ist das nicht eine gemeine Niedertracht? Aber Herr v. Wildenbruch ist Allerbarmer nach seiner Weise. Habt ihr die Frau Bürgermeisterin Schönheit aus Terra vertrieben, Herr v. Wildenbruch holt sie wieder zurück, und wenn er Tag und Nacht darüber, wie ein einsamer Wanderer, suchen sollte. Leiden und Daseinsqual giebt

es nicht, das suchen Pessimoffs Hetzer den guten Menschen bloß einzureden und die schweren, bangen Dünste, die dank Pessimoffs Wirken aufsteigen, zerstört das heilige Lachen, der kleine, unbändige Lachegott, der befreiende Humor. Ole Pessimoff aber wird eingekapselt und kann sich so wenig rühren, wie Caliban im Baumspalt. So, nun ist die Herrschaft des Pessimismus endgiltig gebrochen und der Hörer kann aus dem Theater gehen mit der tröstlichen Versicherung, daß alle Pein nunmehr ein Ende habe. Das sind Wildenbruchs erlösende Gedanken.

Selten hat Selbstverblendung einen Dichter so in die Irre geführt, wie diesmal Herrn v. Wildenbruch, und fast entwaffnet die staunenswerte Unkenntnis des Wertes kritischer Philosophie den Zorn über das Gebahren des Dichters. In einem Wiener Blatte gab ein Kritiker seiner Verwunderung darüber Ausdruck, wie ein deutscher Dichter ein Werk wie das heilige Lachen komponieren durfte, da doch viele Jahrzehnte zuvor Immanuel Kant der Nation sein Buch „Kritik der reinen Vernunft" geschenkt hatte. Der Mann wird sich noch mehr verwundern lernen. Warum soll der Dichter mit Kant Gemeinschaft pflegen? warum soll er nicht ein Präzeptor sein dürfen, mit der blauen Brille über den Augen und dem Bakel in der Faust? Warum soll die Welt, die dem Dichter lauscht, zu philosophischer Kritik erzogen sein; ist es nicht gesünder, sie in robuster, rotbäckiger Unwissenheit, fromm und jeder Skepsis mißhold zu erhalten?

Man hat im Schauspielhause das Wildenbruchsche Märchen mit allem Blendwerk versehen, dessen die moderne Maschinentechnik und der Ausstattungsprunk fähig ist; daß trotzdem und trotz der Lagenweile, die das Gedicht ausatmet, der Widerspruch modern empfindender Menschen sich so heftig gegen den faulen Zauber Wildenbruchs auflehnte, das war das einzig Erfreuliche an der Aufführung des heiligen Lachens, einer Probe, wie weit man die Geduld des deutschen Zuhörers treiben darf. Herr von Wildenbruch hat sich eines Zuviels vermessen und verödet steht darum sein poetisches Gebäude.

Leopold Schönhoff.

Stimmung
auf und außer dem Theater.

Von

L. Marholm.

Eines Tages, als ich noch in Kopenhagen lebte, kam eine strebsame Journalistenknospe zu mir. Der junge Mann war so herübergespritzt, ohne sich was dabei zu denken, weil es gerade Frühling war. Während er aber, spürsinnig, wie er war, in der Stadt der sonnigen Nebel herumstreifte, fühlte er, daß er etwas suchte. Er wußte aber nicht, was er suchte. Er wußte nur, daß es da war, überall um ihn herum, daß es ihm über die Haut und die Seele kribbelte, soviel er eben davon hatte, daß die meisten Menschen, die an ihm vorübergingen, es so sicher besaßen wie einen Geldbeutel, daß es eigentlich eine Schande und besonders für einen strebsamen Journalisten geradezu ein Unglück war, es nicht zu haben. Er fuhr herum wie eine Rakete, sein Jammer stand in seinen stummen begehrlichen Blicken geschrieben, —

da er aber nicht sagen konnte, was er suchte, wer konnte ihm helfen? Er verschwand wieder; aber dann und wann hatte ich das Vergnügen ein Feuilleton von ihm zu erhalten, worin er ganz wunderliche Tanzbeine machte; sehr niedliche Feuilletons übrigens, mit soviel Pikanterie, wie es das sittliche Bewußtsein eines deutschen Boulevardblattes zuläßt; aber es war immer noch so etwas — Unboulevardmäßiges, so etwas Nichtzusagendes, so ein gegenstandloses Schnüffeln und Wittern an ihnen; — er suchte noch immer, und er wußte noch immer nicht, was er suchte.

Da er es haben konnte, reiste er in der Welt umher. Seine Feuilletons wurden immer anmutiger. Es wurde immer deutlicher, wo er hinauswollte. Er bildete sich zum Causeur aus. Das war eigentlich ein undeutscher Ehrgeiz. Die Deutschen sind keine Causeure. Sie sind nicht einmal Plauderer. Wenn sie beim Bier, oder Wein sitzen, sind sie unvergleichliche Erzähler, geborene Humoristen und Charakterzeichner, vorurteilslos in allem, außer im Erotischen, das eine wenig wahrnehmbare Rolle spielt, Menschen und Situationen wachsen mit der gemütlichsten Natürlichkeit aus ihrer Art sich mitzuteilen hervor, — wenn sie aber allein mit sich selber die Feder in die Hand nehmen, dann sind sie offizielle Menschen, die im Angesicht des Hochgebirges ihrer Bildung sich nicht erlauben dürfen natürlich zu sein. Sie sind Kritiker und Beobachter und Karrikaturenzeichner, aber ganz für sich im Stillen. Sie reden Skizzen und Novelletten und Federzeichnungen und Stimmungsbilder, — aber wenn geschrieben wird, dann ist es — Geschriebenes.

Wir wissen ja so gut, wie es gekommen. Es ist der geistige Drill, diese wundervolle Erziehung in der kühlen Moderluft der „Vorbilder", die uns unsere geistige Naivetät ausgesogen, die uns unsere ganz unreflektierte Schaffensfreude mit lauter schwammigen Parasiten durchspickt hat. Ich habe ja selbst eine sorgfältige deutsche Erziehung genossen und ich vergelte es den Schulräumen, in denen ich gesessen, und der Stadt, in der ich aufgewachsen, mit meinem aufrichtigsten Abscheu.

Und dabei war es doch bloß eine Mädchenerziehung!

Aber mein Journalist in der Knospe strebte aus dem Drill heraus. Er wollte nicht im Verborgenen blühen. Er wurde erst ein Plauderer und dann beinahe ein Causeur, und dann verging eine längere Zeit, und dann kam einmal wieder ein Feuilleton . . . und da war es; nein, es war noch nicht da; aber es deutete sich an, es lag gleichsam wie ein Schimmer auf einer halben Spalte hin und wieder; man merkte, daß er wußte, was er suchte, was er so lang und unverdrossen gesucht hatte . . . er hatte das Geheimnis gesucht, worin Stimmung besteht; er hatte verstanden, was Stimmung ist; er wollte Stimmung schaffen können!

Und nachdem ihm das aufgegangen war, griff er nicht in seine eigne Brust; er studierte redlich Stimmung an modernen Mustern.

Aufgegangen aber war ihm das in seiner unbewußten Seele unter dem Volk der Stimmung, unter der kleinen Nation, die die angeborene Meisterschaft der Stimmung unter allen europäischen Völkern hat — den Dänen.

Das blüht und verblüht da auch so im Verborgenen, wie das jüngste Deutschtum, das sich niemals hinschreibt. Hauptmann ist von Natur kein Stimmungsdichter; er ist bis jetzt der Dichter der exakten Nähe-Realität und der nervösen Vibration. Hermann Bahr ist ebenso wenig ein Dichter der Stimmung, obgleich er sich die größte Mühe danach giebt, — dazu ist er zu unruhig, zu sehr Roccoco; Schlaf hätte sie, die Stille, die die Eindrücke unverzerrt auffängt und wiedergiebt, aber er ist ein schüchterne Natur, die zu ängstlich Distance hält. Und schließlich glaube ich, das Geheimnis der Stimmung, als Ursprüngliches, als Produktionsbasis, ist ethnographisch festgelegt; es ist gebunden ans Flachland mit Nebeln vom Meer, ans Plattland mit Nebeln, die aus der fruchtbaren Erde steigen und aus großen Gewässern. Es ist eine eigene Sache damit. Wie alt ist überhaupt das Bedürfnis nach Stimmung? Sagen wir zehn Jahre. Und das ist schon zu hoch gegriffen. Auf das Theater ist die Vorstellung der Stimmung noch gar nicht gedrungen. Was man da Stimmung zu nennen pflegte, war nichts, als der potenzierte Gesamteindruck durch sorgfältiges

und abgetöntes Zusammenspiel. Die Leistungen der „Freien Bühne" waren in diesem Punkt vielleicht das Höchste, was überhaupt theatralisch geschaffen worden ist, sie streiften schon hinein in den neueren und tieferen Sinn des Wortes. Aber in ihr Repertoir gehörten keine Stücke, die sich wesentlich auf Stimmung aufbauten.

Die ganze ältere Theaterkunst war dem geradezu entgegengesetzt. Sie beruhte auf Klarheit und Schwung. Also auf den Idealen der achtundvierziger Bourgeoisie. Die Zeitungen meldeten kürzlich, daß Reicher und Sonnenthal in Wien eine Diskussion darüber hatten, ob der Held . . . ja sagen wir, ob der Held gleich „gewillt war, ein Bösewicht zu werden", oder ob er erst nach und nach, im Grunde sich selbst zur Verwunderung, zum Bösewicht wurde. Sonnenthal stand natürlich auf der Seite der traditionellen mechanischen Auffassung des Menschen als eine theatralische Maske. Reicher vertrat als einer von den zwei bis drei modernen Schauspielern, — von denen ich noch nicht ganz sicher bin, ob der zweite und dritte auch da ist — den organischen Prozeß. Stimmung in der Dichtung haben wir ja in der nordeuropäischen Litteratur schon gehabt; im höchsten Grade bei den Dänen, besonders Jakobsen; die Norweger haben die reine Stimmung fast nie, auch Strindberg kippt immer über ins Pathetische oder Sentimentale.

Der alte Storm dagegen konnte sie haben; Tovote hat sie dann und wann; und neuerdings hat sie sich bei Max Halbe verraten.

Die neuesten Franzosen suchen sie; z. B. Maurice Barrès in „Le jardin de Bérénice", wo Berenices Wesen und das Wesen der Landschaft in einander übergehen und eins werden in einem beseelten Clair obscur; der neue Stern Mäterlink sucht sie auf die Spitze zu treiben; denn die Stimmung der Landschaft und die Stimmung der Menschen, die Düsterkeit der ersteren und das Angstvibrieren der letzteren sind bei ihm eine und dieselbe Schwingung. Aber was ist denn nun Stimmung?

Nach dem früheren Sprachgebrauch, denke ich, versteht man darunter das, was Einen fesselt, gefangen nimmt, hineinzieht, also die Aufmerksamkeit auf einen Punkt konzentriert, seelisch und geistig. In dem neueren Sprachgebrauch ist alles Verstandesmäßige ausgeschlossen.

Stimmung ist: die Dinge aufgefaßt in ihrer Unlösbarkeit vom Milieu, — aber, vor allem, wie sie sich darstellen in l'air ambiante, in ihrem atmosphärischen Milieu, d. h. die Dinge — also auch die Menschen — nicht in ihrer engeren Realität, auf die man mit dem Finger tipfen und mit der Nase stoßen und die man mit dem Verstande festhalten kann, — sondern die Dinge ganz in ihrer Auffassung durch die beseelten Sinne, die Augen, das Gehör, den Geruch, die Nerven. So verstanden ist Stimmung der intime Zusammenhang der Dinge, abgespiegelt in der spiegelreinen Seele des Betrachters. Das ist der Uebergang der Kunst aus dem Groben ins Feine, aus der umrißstarken Zeichnung in die wellenhaft gleitende Farbe. Es ist also wieder nichts anderes, als eine intimere Annährung an die Natur, denn bekanntlich steht nichts in der Erscheinung fest, alles wandelt, gleitet, wechselt; mit jedem Moment, jedem Lichtübergang ist es etwas Anderes. Und diese Wirkung ist überall klimatisch anders bedingt; und wo die Nuancen am stufenreichsten, die Atmosphäre an Uebergängen am abgetöntesten ist, da wird die Dichtung am seelischsten vibrieren, an äußeren Contouren um so ärmer, an unbewußter Devination und seelischer Tiefempfindung um so reicher sein. Ich sah einmal ein kleines Interieur von einem dänischen Maler, ich glaube, er hieß Holsöe, das nichts als verdichtete Stimmung war. Es war das allertrivialste Sujet: eine gewöhnliche bürgerliche Wohnstube in der ersten Abenddämmerung. Durch das breite Fenster kam ein feiner heller Nebel wie ein weicher Schleier. Keine Farbe war mehr stark, keine Linie war mehr distinkt. Ueber den blanken Mahagonimöbeln lag es weich und weißlich, das grüne Plüschsofa verdämmerte hinter dem großen runden Tisch, ein gelbliches Leuchten spielte auf den grünen Blattpflanzen und das junge Mädchen mit dem glatten Kopf, das am Fenster in einer Zeitschrift las, war so deutlich undeutlich, so nah und fern, wie ich immer meinem Nächsten und mein Nächster immer mir, eine Realität zum Greifen — und ein Traum meiner Einbildung.

So zu schreiben, mit diesem Duft der Distanz und dieser Intimität der Nähe, in einer Sprache, die zugleich Nacktheit und Schleier ist, wiedergeben zu können das Schwebende der Dinge in Raum und Luft, das ist es, was die neue Dichtung auf ihrer Wanderung zur Natürlichkeit sucht. Um das zu können aber müßte Einer es wagen bis ins Unberechenbare und Unbewußte er *selbst* zu sein; und sich ganz souverain sich selber zu überlassen, das hat noch kein Sohn der deutschen Erde in diesem militaristischen Vierteljahrhundert gewagt. Das thaten die Söhne der geschlagenen Völker, die Dänen in nie gehörten seelisch-sinnlichen Musikstücken verinnerlichter Dichtung, die Franzosen in seltsamen Raffinements auf der Suche nach der Menschennatur. Denn der Mensch ist noch gar nicht etwas Bekanntes; er ist litterarisch noch gar nicht viel mehr als die kolorierten Bilder in den Kinderbüchern. Und nun kommt noch dazu, daß unsere Sprache ein tüchtiger Knüttel und auch eine recht empfindungsvolle Blechmusik sein kann, aber um jene zarten Nubilder, in denen alles um uns schaukelt und alles Wesenhafte Versteck spielt, zu greifen, dazu hat sie zu solide Fäuste.

Alles dies fiel mir so nach und nach ein bei *Max Halbes: Eisgang*. Als ich ihn bei der Aufführung auf der freien Volksbühne sah, kam er mir ziemlich grobgefügt vor. Dekadenz, Pessimismus, Sozialismus, zwei plötzliche Todesfälle an zwei Aktschlüssen, überflüssiger Blutsturz, — es war so etwas Verdächtiges dran von streberhaftem Talent — denn Talent war da unstreitig. Aber zugleich waren andere, nie versagende Wirkungsmittel, z. B. die Liebe, ganz außer acht gelassen; es waren soviele junge Menschen da, und es wurde doch so wenig geliebt wie in Ibsens „Volksfeind". Das war wieder so ein naiver Wahrheitssinn; es wird im Leben nicht den hundertsten Teil soviel geliebt, wie in der Dichtung. Später sprach ich mit dem Autor. Man kann wirklich von dem Autor eines Stücks recht viel Nützliches hören. Ich merkte bald, daß hier eine bedeutende Verballhornisierung stattgefunden hatte. Es war alles so fürchterlich *deutlich* auf der Bühne geworden, so bestimmt und platt und eben deswegen so melodramatisch. Aber es steckte was anderes dahinter, das so gewissenhaft versteckt worden, daß es kaum zu merken war.

Und als ich dann das Stück las, da wußte ich auch, worauf es hätte gespielt werden müssen. Das hatte die Regie nicht gewußt, denn es war etwas Neues. „Eisgang" spielt in der Weichselniederung, Max Halbes Heimat. Der fruchtbare Boden gehört altangesessenen deutschen Ackerbauern, die keine Bauern mehr sind. Sie sind die Gutsherrschaft, die nicht mehr arbeitet, die Bodenbebauer sind schlecht bezahlte, mehr oder weniger verkommene Tagelöhner von polnischer oder gemischter Abstammung. Es ist etwas Schwebendes, Fremdes, Feindliches zwischen der herrschenden und der unterdrückten Rasse und Klasse, was der junge Hugo Tetzlaff, ein reflektierender moderner Nervenmensch empfindet, und was wie eine generationenalte Unluftatmosphäre über dem alten Hof liegt. Alle Gegensätze empfinden sich peinlicher, der Einzelne wird vereinzelter unter solchen Verhältnissen, die Vitalitätskraft, wo sie einmal angegriffen ist, verbraucht sich rascher. Hier ist sie angegriffen. Die Melancholie des nebelreichen Plattlands liegt über dieser Familie; es sind Menschen, die beschaulich in sich versinken möchten, wie ihre Väter thun konnten, und die die ökonomische und soziale Gefahr aufrüttelt, ohne daß sie sich zu helfen wissen. Die *Lebensangst* geht um unter diesen Menschen. Sie haben sich hinlänglich verfeinert um zu sehen, wie *grauenhaft* das Leben ist, sie sind nicht mehr stupid genug um brutal zu sein. Das ist der Kampf zwischen dem Alten und Neuen, zwischen dem stupiden tüchtigen Landmann, Onkel Leidigkeit, und dem passiven „untüchtigen" Hugo. Onkel Leidigkeit kann noch gedankenlos zertrampeln nach alter löblicher Sitte, Hugo fehlt zum Zertrampeln die nötige Gedankenlosigkeit. Es ist soviel Nebel vor den Fenstern; und es liegt wie der gelbe, zähe Nebel des nahen Meeres und des fetten Bodens über dem Stück. In diesem Nebel tauchen die Menschen auf und verschwinden in ihm. So ist die Handlung. Es sind lauter episodische Gestalten und episodische Vorgänge. Wie im Leben. Eine momentane Helle — und Menschen und Dinge sind uns

ganz nahe und deutlich, und dann tritt was dazwischen, etwas Seelisches, oder Räumliches, und der Andere ist uns wieder fremd und wir sind wieder einsam. Es ist etwas Balladenhaftes über dem „Eisgang". Die Vorgänge geschehen in einem Halbdunkel. Sie geschehen, damit gut. Wer kann einen Vorgang motivieren? Früher handelte es sich darum, die Handlungen zu motivieren, jetzt handelt es sich darum, die Individualitäten zu motivieren. Eine Handlung kann ein Zufall sein, aber eine Individualität ist nichts Zufälliges. Darum ist Max Halbe sehr nachlässig mit der Motivierung der entscheidenden Vorgänge, aber recht fein in der Zeichnung der aus dem Nebel kommenden, in den Nebel gehenden Individualitäten.

In der Vorstellung und Inszenierung fehlte Alles, um das hervorzurufen, was Max Halbe wollte: Stimmung. Dagegen wurden einige Nebenrollen, besonders die des Ruttkowski, mit Verständnis gegeben. —

Es giebt ein Genre in der Litteratur, das reine Stimmung ist: ein Straßenbild, eine Situation, ein Bruchstückchen Dialog, eine Beleuchtung bei einem Spaziergang, ein Winkel einer Stadt, ein Nichts, erfaßt in seinem Reflex auf die Seele u. s. w. Der französische Journalismus ist groß in diesem Genre, größere Künstler sind vielleicht noch die Dänen darin. Der Franzose ist präziser, der Däne ist mehr Maler. In diesen kleinen Sachen, von zwei Spalten kann ebensoviel litterarische Kraft stecken wie in einem Drama von fünf Akten und in einem Roman von drei Bänden. Zuweilen noch mehr, denn es gehört eine leichte Künstlerhand und eine feingestimmte sensible Seele dazu. Max Halbe hatte ein paar solcher Sachen, darunter eine Stimmung vom Weichbild Berlins W. in der „Mod. Rundschau", Schlaf hat vieles dergleichen geschrieben, Egestorff auch einiges. Sie haben alle einen Mangel. Beobachtung und Stimmung ist exakt und fein, es ist auch atmosphärischer Duft darüber, aber die Individualität des Lebenden nnd Empfindenden will nicht recht heraus. Das Stimmungsbild hört überall auf, wo der Mensch anfängt; aber das Stimmungsbild fängt ja erst mit dem Menschen an. Diese gute Subjektivität, dieses Durchschimmern des Ichs durch die Schilderung, wie das Blut durch die Haut schimmert, macht den Reiz und die Wärme solcher kleinen Momentbilder. Eine Großstadt wie Berlin müßte dergleichen unzählige liefern, ein litterarischer Umherstreifer müßte Wundervolles in seiner Mappe sammeln, und diese kleinen Skizzen müßten sich zu einem Bild Berlins von unvergleichlicher Intimität, Fülle und unerwarteten Eigenheiten zusammenschließen. Aber sie werden nicht geschrieben. Die Zeitungen haben keine Rubrik dazu, die jungen Schriftsteller haben keinen Mut dazu. Wer schilderte uns die Arbeiterumzüge? die unruhige Februarwoche? Keiner. Die Berichte hatten den litterarischen Wert von Polizeiprotokollen. Und doch war es etwas ganz eigenes, die Stimmung in diesen Menschenmassen. Sie glitten ruhig vor dem Schloßplatz hin und zurück, abgewiesene hungrige Arbeitslose und satte Neugierige. Es war keine besondere Spannung bemerklich, nichts Explosives. Es war etwas Abwartendes über ihnen allen, eine gegenstandlose Aufgelegtheit. Es war etwas Vorläufiges. Wer diese Stimmung hätte schildern können! Auch das ist Litteratur, und von der dauerndsten.

Und die Theater spielen unverdrossen ihren dann und wann etwas neu verputzten Kram. Ich will über zwei Stücke wie „Schlimme Saat" und „Gestern und heute" kein Wort verlieren. Sie gehören nicht zur Litteratur. Und die Aufführung von „ma cousine" im Residenztheater zeigte nur, daß man einen mit hundert Anspielnungen gespickten französischen Schwank nicht verpflanzen soll. Das Publikum ist ja immer so dankbar für ein bischen Grazie, Esprit und sexuelle Aufgeknöpftheit. Es ist nicht bloß der Franzose, der sich darüber aus innerstem Herzen amüsiert, der Deutsche thut's ebenso gern. Er kann es nicht selbst machen, aber er nimmt es so dankbar in Empfang. Die Aufführung aber — verstand nicht Cancan mit Grazie zu tanzen. Es waren eher Winke mit Zaunpfählen. Und Zaunpfähle wird auch das liebste willigste Publikum schließlich satt.

Eine warme Gemütlichkeit war in dem kleinen Lustspiel „Glück“. Der Autor ist kein Bühnentechniker; der zweite Akt war recht unbehilflich. Aber es ist eine so echte Bourgeoisiestimmung und etwas von Bourgeoisiepoesie in der Empfindung, aus der die Komposition hervorgegangen. Die häuslichen Szenen und die Charaktere waren so echt. So gerade redet, fühlt und erträgt man sich in Bürgerkreisen, giebt einander nach und stumpft einander ab und bildet sich ein, daß man glücklich ist. Es war soviel deutsche Natur und deutscher Humor in dem Stück. Und der böse zweite Akt mit seiner Auerbachschen Dorfpoesie, der war, wie sich das nachachtundvierziger Bürgertum Poesie dachte.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Lombroso hat im „Zeitgeist“ unlängst eine wissenschaftliche Rechtfertigung seines spiritistischen Damaskus-Tages versucht. Er hält fest an dem, was er in zwei Sitzungen gesehen: eine frei schwebende Glocke, ein den Tisch erkletternder Stuhl, ein unter dem Professor jäh wegezogener Stuhl, Zwicken und Kneifen durch unsichtbare Hände, losgerissene Alkovenvorhänge, — in Summa das Wesentlichste, was in den bestkontrollierten Sitzungen s. Z. bei Zöllner auch vorgekommen ist. Statt einer eigenen, ganz die Details erschöpfenden Darlegung dieser „Thatsachen“ giebt er aber im sachlichen Teil seiner Apologie lediglich das von anderer Hand geschriebene uud von ihm nur beglaubigte, ziemlich dürftige Protokoll. Das macht von Anfang an keinen sehr günstigen Eindruck. Entschieden bedeutender ist dafür der theoretische Teil der Abhandlung. Hier, in der genialen Konstruktion einer „Möglichkeit“, wie das Gesehene sich wissenschaftlich erklären ließe, tritt Lombrosos alte Stärke hervor, jene intuitive Stärke, die ihn zur ersten Autorität machen müßte, wenn nur auch die kritische Fähigkeit damit Schritt hielte. Lombroso verwirft völlig die „Geisterhypothese“ mit ihrem Einwirken Verstorbener: allerdings auf Grund des in diesem Zusammenhang ziemlich schwachen Arguments, daß Tote nicht nachträglich erscheinen könnten, da sie doch „nach einigen Jahren nichts als einen Haufen unorganischer Stoffe“ bildeten. Die Phänomene gehen vielmehr vom Medium aus, doch nicht in betrügerischer Weise, sondern kraft gewisser höchst merkwürdiger und seltener Prozesse in dessen Gehirn: Eusepia, das betreffende Medium für Lombrosos Fall, ist neuropathisch, seit ihrer Kindheit infolge einer fingertiefen Verletzung am linken Scheitelbein hysterisch und epileptisch gemacht und während ihrer Anfälle zu ungewöhnlicher Hirnthätigkeit befähigt. Während in normalem Zustande eine Bewegungsübertragung vom Gehirn etwa zu einer entfernt stehenden Schelle nur vermittels der erregten Muskeln des Armes und der Hand geschehen kann, findet hier von der „Hirnrinden-Bewegung, woraus der Gedanke besteht“, aus eine direkte Kraftübertragung durch den „Aether, den Vermittler des Lichtes, der Elekritizität u. s. w.“ nach der Schelle hin statt, die nun ebenso folgerichtig klingelt, wie wenn die Hand sie berührt hätte. Die Art der Wirkung ist dieselbe wie bei dem Magneten, der Eisen bewegt, nur werden die Aeußerungen unendlich viel komplizierter, da die Bewegung „von einem Motor ausgeht, der gleichzeitig ein intellektuelles Centrum ist — nämlich der Hirnrinde.“

Es scheint, daß Lombroso bei seinen Deduktionen den gewöhnlichen groben Spiritistenfehler vermieden hat, der im Gehirn Kraft aus Nichts entstehen läßt und mit dem Schlagwort „psychische Kraft“ beliebig hantiert, als gelte das Gesetz von der Erhaltung der Kraft hier einfach nicht — womit das Wort „Kraft“ als solches für diese Dinge zum völligen Nonsens wird. Lombroso scheint sich zu denken, daß im pathologischen Falle des hysterischen Mediums die Spannkräfte der Gehirnrinde selbst in einer vom Nervensystem und Muskelapparat unabhängigen Weise erregt und motorisch gemacht werden. So bleibt wenigstens eine Quelle der Kräfte. Die Uebertragung allerdings hüllt sich nach wie vor in Dunkel, denn das Beispiel des Magneten wälzt nur auf eine andere Unbekannte ab. Und die Ziffer, bis zu der man sich die Spannkräfte der Gehirnrinde gesteigert denkt, bleibt ebenso unsicher. Das Medium Lombrosos beging Kraftleistungen, (wie das Abreißen der Alkovenvorhänge), zu denen jedenfalls ein tüchtig Teil Muskelkraft nötig gewesen wäre. Sollen wir uns auf dem engen Raum der Gehirnrinde solche Macht ohne weiteres angesammelt denken? Man hat das Gefühl, als wenn aus Lombrosos Anregungen wenigstens eine gewisse Debatte sich entwickeln könnte, — einerlei, ob nun die „mediumistischen“ Erscheinungen

hier ohne weiteres als Fakta hingenommen oder speziell wieder angezweifelt werden. Die echte Wahrheitsforschung muß sich, was das Letztere anbetrifft, das Recht vorurteilsloser Prüfung bis zur äußersten Konsequenz wahren. Als Swammerdam den ersten Blick ins neu entdeckte Mikroskop gethan, griff er sich an die Stirn und fragte sich, ob er nicht am Ende selbst wahnsinnig geworden nnd Trugbilder sehe. Auch der alterprobte Psychiater kann Momente haben, da ihn Pathologisches überwältigt. Es ist Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Wissenschaft, die jenseits von Gut und Böse, von Ehrend oder Beleidigend steht, als solche selbst die heilige Pflicht hat, in ihre Diagnose auch jene Hypothese einzuführen. Wer den Fortschritt liebt, wird wünschen, daß es die erste sei, die als unhaltbar im einzelnen Fall endgiltig ausscheide. Aber die Basis der Wissenschaft ruht zwar gemütlich in einer großen, allgemeinen Liebe, — der Liebe zur Wahrheit, — — niemals aber in einem subjektiven Wunsche, der den unenträtselten Fall selbstgefällig nach einer bestimmten Richtung treiben möchte.

* * *

Der erste Versuch einer ganz klaren Formulierung auch des Problems der Spiritisten und Okkultisten wird in einem demnächst erscheinenden großen naturwissenschaftlichen Werke von Carl Hauptmann, dem Bruder des Dichters, gegeben werden, das den Titel „Die Metaphysik in der Physiologie" führt. Es hat sich zur hohen Aufgabe gesetzt den ganzen Augiasstall grade der Wissenschaft kritisch zu reinigen, die im Rufe strengster Exaktheit steht, ja das Odium derselben seit langem auf sich nimmt, und die doch im Innersten noch ein Wirrsal unausgegohrener Begriffe und konfusester metaphysischer Voraussetzungen der allergröbsten Art umschließt. Produkt einer langen, schwer ringenden Arbeit, wird dieses umfangreiche Werk zweifellos grade jetzt das höchste Interesse wecken, — zumal eine krystallklare Form es allein schon fast zum Unikum unserer Litteratur auf diesem Gebiete macht.

* * *

Der Kampf um die Unterwerfung der Schule unter die Autorität der Kirche tobt zur Stunde wieder einmal. Es liegt etwas Nützliches in dem großen Lärm: er mag die thörichten Jungfrauen wecken, die neben ihrem erloschenen Geisteslämpchen vor der Thür eingeschlafen sind. Bengalisch hell liegt uns jählings wieder, was zusammengehört nach notwendiger Schutzgemeinschaft, und auf der andern Seite, was Opposition sein muß, wofern nur ein Funke seines wahren Selbst noch glimmt und noch ein letzter Nachhall von Achtung für die edelsten Errungenschaften blutender deutscher Geistesmärtyrer in ihm lebt. Jedenfalls aber darf wohl ohne ernsten Widerspruch von irgend welcher Seite, die mit geistigen Waffen kämpft, das ausgesprochen werden: jene thatsächlich vorhandene, im Wollen edle und sicherlich berücksichtigenswerte „religiöse" Bewegung, die durch unsere Zeit geht, die anklingt in dem sozialen Erbarmen eines Göhre, dem rednerischen Feuer eines Egidy, den bangen Mahnrufen gar eines Tolstoi, — sie ist der Gegenpol dieser Bestrebungen, die der „Religion" grade zu dem wieder verhelfen möchten, was selbst ihre eigensten, tiefsten Vertreter seit Jahrhunderten für das fundamental Falsche, für den Krebs am Organismus erklärt haben, — zur Autoritätskraft der „Kirche" .....

* * *

Nützlicher als das Verweilen bei solchen wunderlichen Kometen der im Zickzack wandelnden Kultur dürfte es sein, wenigstens Kenntnis zu nehmen von dem resoluten Versuch eines wirklich freien, dogmenlosen Unterrichts, wie ihn Dr. Bruno Wille in seinem z. Z. erscheinenden „Lehrbuch für den Jugendunterricht freier Gemeinden" macht. Wir enthalten uns an dieser Stelle eines Urteils über die allgemeine Art der sogenannten „freireligiösen Gemeinden", die in unseren Großstädten seit langer Zeit im stillen für ihre Ideen Propaganda machen und aus deren spezieller Berliner Vertretung jenes Buch der Anregung nach erwachsen ist. Das Wichtige für uns beruht darin, daß die Anregung in diesem Falle einen Erfolg gehabt und daß sich wirklich ein sachkundiger Pädagoge gefunden hat, der dem mehr oder minder vagen Anstoß eine positive Seite abgewonnen, über die man in Diskussion treten kann. Wörtlich wiedergegeben sei ein kurzes Kapitel aus dem eben vollendeten dritten Teile jenes Hilfsbuchs, der wesentlich einem für Kinder verständlichen Abriß der Kultur- und Religionsgeschichte, sowie einer ebenso leicht faßlichen, autoritätsfreien Sittenlehre auf moderner Forschungsgrundlage gewidmet ist.

„Fortpflanzung.

Die lebenden Wesen haben (im Zustande der Gesundheit und Reife) die Fähigkeit (entweder allein oder im Verein mit einem andern gleichartigen Wesen), neue Wesen (Nachkommen) zu erzeugen. Die Ausübung dieser Fähigkeit nennt man Zeugung oder Fortpflanzung.

Das Wort „Fortpflanzen" leitet sich her von dem Worte „Pflanze". In der That beruht die Fortpflanzung der Tiere und so-

mit auch der Menschen auf ziemlich denselben Vorgängen, wie die der Pflanzen.

Um uns die Fortpflanzung klar zu machen, laßt uns überlegen, woher beispielsweise der Apfelbaum stammt, der im Frühling so lieblich blüht und im Herbste so köstliche Früchte spendet. Dieser Baum war vor einer Reihe von Jahren ein kleines Reis, ein schwaches Pflänzchen, und dies Pflänzchen ist dem Apfelkern, der in die ernährende Erde geriet, entsprossen. Der Apfelkern aber stammt, als Teil eines Apfels, von einem andern Apfelbaum. Wie aber hat dieser Baum den Apfel erzeugt?

Ihr wißt, der Apfel entsteht aus der Blüte. Die Blüte enthält verschiedene Teile (Kelch, Blumenblätter, Staubgefäße, Griffel), welche sämtlich (mehr oder minder) zur Zeugung der Frucht beitragen. Die eigentliche Zeugung wird nun dadurch ausgeführt, daß der Blütenstaub von den Staubgefäßen in den Griffel gerät. Hier bildet sich alsdann der erste Ansatz zur Frucht. Und diese Frucht wird größer, weil sie, als Teil des Baumes, durch dessen Ernährungsorgane (Wurzeln und Blätter) eine Zufuhr von Stoffen erhält.

Da also zur Zeugung zwei verschiedene Teile (ein Paar), die sich mit einander verbinden, notwendig sind, und da auch zur Zeugung des Menschen ein Paar von verschiedenem (männlichem und weiblichem) Geschlecht gehört, so kann man an der Apfelblüte männliche und weibliche Geschlechtsteile unterscheiden.

Es giebt aber auch Pflanzen, deren Blüten nicht beide Geschlechtsteile, sondern nur einen derselben besitzen. Die Dattelpalme beispielsweise hat teils Blüten, welche völlig männlich, teils solche, welche völlig weiblich sind. Wenn nun der Blütenstaub der männlichen Dattelblüte in die weibliche Dattelblüte hineingelangt (was durch Wind, Insekten oder Menschenhand herbeigeführt werden kann), so entsteht in und aus der weiblichen Blüte die Dattelfrucht.

In ähnlicher Weise entsteht durch die liebevolle Verbindung von Mann und Weib ein neuer Mensch, das Kind, im Körper des Weibes (der Mutter). So lange das Kind noch ein Teil der Mutter ist, lebt es ohne Bewußtsein gleich einer Pflanze und wird dadurch ernährt und zum Wachsen gebracht, daß der Mutter Blut durch seine Adern fließt. Nachdem sich das Kind etwa 9 Monate in diesem Zustande befunden hat, ist es so entwickelt, daß es sich von der Mutter trennen kann. Indem dies geschieht, empfindet die Mutter Schmerzen und gerät sogar oft in Todesgefahr. Ist das Kind geboren, so wird es anfangs durch die Milch der eigenen Mutter oder eines Tieres ernährt, bis es andere Speisen verträgt.

Die Fortpflanzung des Menschen verdient mit Ernst, Ehrfurcht und Wahrheitsliebe betrachtet zu werden. Es ist sehr bedauerlich, daß man anderwärts Eure Altersgenossen über diesen wichtigen Vorgang nicht aufklärt. Der Fortpflanzung brauchen wir uns fürwahr nicht zu schämen, denn sie ist etwas ganz Natürliches, entspringt aus dem edlen Gefühl der Liebe, beglückt Eltern und Geschwister und erhält die Menschheit. Wenn man Euch hierüber nicht aufklären würde, kämt Ihr leicht in Gefahr, Euch allerlei dumme und rohe Vorstellungen zu machen und das, was heilig sein sollte, ins Gemeine zu ziehen.

Drum solltet Ihr Kinder freidenkender Eltern recht dankbar für diese Aufklärung sein. Es geziemt sich nicht für Euch, rohe Scherze zu machen über einen Vorgang, dem Ihr Euer Leben verdankt, der aus der Liebe Eurer Eltern entsprang, und Eurer guten Mutter so viel Schmerzen bereitet hat. Wer diese Aufklärung ins Gemeine zieht, der ist noch ein unreifes, albernes, unerzogenes Kind und nicht wert, daß er die Wahrheit vernimmt. Stolz könnt Ihr darauf sein, daß Ihr die Wahrheit kennt, und Ihr solltet andere Kinder, die Euch gemeine Darstellungen geben, mit Verachtung abweisen und über die Heiligkeit der Fortpflanzung belehren".

* * *

Mögen diese und ähnliche Versuche that- und redekräftiger Individualitäten unserer Zeit direct zum Stein werden, der weite Ringe in den Ozean schlägt oder nicht: jedenfalls liefern sie eine stolze Gewähr, daß die Schablonisierung, die auch das neunzehnte Jahrhundert immer noch wieder versucht hat, zusehens machtloser wird: „Das Licht vom Himmel läßt sich nicht versprengen, noch läßt der Sonnenaufgang sich verhängen" — und so weiter cf. Schluß der „Albigenser" von Lenau.

Was speziell auf dem pädagogischen Gebiet verzweifelt not thut, ist, daß wir endlich „Thaten sehn", — seien es auch vorerst Thaten auf dem Papier: wirkliche neue Lehrbücher im neuen, befreiten Geist. Der gemeine Glaube ist, daß diese von selbst wachsen, sobald nur erst die volle Lehrfreiheit und Lehrmöglichkeit garantiert sei. Es wachsen aber noch keine Bäume, weil der Gartenplatz abgesteckt ist. Und bisweilen kommt grade das Letztere erst dann, wenn das Erste geschehen ist, — erst weil es geschehen ist. Unsere Schule, wenn etwas werden soll, was den kirchlichen Bestrebungen ein wirkliches Aequivalent setzen, sie im Positiven lahm legen soll, muß einen völlig verwandelten Naturgeschichts- und Geschichtsunterricht er-

halten. Der eine muß aus dem vertrockneten Heu-Klassifizieren und Auswendiglernen wertloser Systematik zu einem Anschauungsunterricht werden, der sehen lehrt, beobachten lehrt und damit eine unerschöpfliche Quelle einerseits höchsten Genusses fürs ganze Leben, andererseits höchster praktischer Vorbildung für jeglichen Beruf wird. Der andere, der Geschichtsunterricht, aber muß endgiltig brechen mit seinen Blut- und Mordbaten, seiner ungeheueren Kriegslüge, als sei die Weltgeschichte auf Schlachtfeldern und in Feldherrnzelten gemacht worden. Er muß Kulturgeschichts-Unterricht werden und seine Auswahl in den Myriaden der Geschehnisse richten nach dem Kulturheraufgang, nicht nach Dynastien und Kriegserklärungen. Der Berg, der grade vor dieser zweiten Forderung zu überklettern ist, ist freilich ein ungeheurer. Denn zum Teil ist es die Fachwissenschaft selbst, die zum Hemmnis wird. Wenn eine Säule unserer historischen Weltgeschichte, wie Leopold von Ranke, nach einer vieljährigen Stellung direkt neben Alexander von Humboldt und eine ganze Reihe von Jahren nach dem Auftreten Darwins bei der Vorbereitung zu einer „Weltgeschichte“ noch seinen Schülern gegenüber die natürliche Entwickelung des Menschen aus dem Tier als bemitleidenswertes Märchen bezeichnen darf (vergl. Mitteilungen in den letzten Heften der Fleischerschen Deutschen Revue), so ist billig zu ermessen, wo die Reorganisation erst einmal angebahnt sein muß, ehe entsprechende neue Schulbücher zu erwarten sind. So lange die Differenzen so abnorm groß sind, wird man leider sogar den angeblich freien Geschichtsdarstellungen für die Jugend und ihr soziales Pendent, die Arbeiterkreise, ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen: man fragt sich unwillkürlich, aus welcher Wissenschaft sie erwachsen sind und ob sie bei so tiefer Stagnation einflußreichster Fachkreise nicht genötigt seien, sich auf das geistvolle aber schwach wurzelnde Apercü zu beschränken, in dem nunmehr vielleicht das beste Wollen steckt, aber die Grundlage noch vollständig fehlt und das Wort „Freiheit“ schließlich mit „Dilettantismus“ (zur Freude aller Gegner) identifiziert ist. Mancherlei Proben aus letzter Zeit haben nicht eben dazu gedient, diese (vorläufige!) Skepsis zu bannen. Die Berliner „Arbeiter-Bildungsschule“, ein in der Idee äußerst glückliches Unternehmen, hat beispielsweise sofort die mißliche Erfahrung machen müssen, daß Geschichtslehrer, die Kulturgeschichte in neuer und freier Form vortragen könnten, nicht von Mittwoch auf Donnerstag aus der Erde zu stampfen sind und daß man mit dem Einrichten eines Schulzimmers und dem Zusammentrommeln einer Anzahl wißbegieriger Zuhörer noch nicht implicite den fähigen Lehrer schafft. Die Erbsünde, die gleichsam aus vieljährigem Stillstand auch für den frisch begeisterten Fortschritt erwächst, macht eben Uebergangszeiten stets zu besonders sauren Wochen. Aber erstickt hat sie den Fortschritt deshalb doch noch nie!

Es sei im Anschluß hieran wenigstens kurz hingewiesen auf ein groß angelegtes Werk „Hausschatz des Wissens für das deutsche Volk“ (Berlin, Paulis Nachfolger) von dessen erstem Bande „Weltgeschichte“ bearbeitet von M. Reymond, die ersten Lieferungen vorliegen. Der zweite Band soll die „Kulturgeschichte“ bringen, es folgen Litteraturgeschichte, Länderkunde u. s. f. Nach der Einleitung zu schließen, versucht die Darstellung sich schlicht auf den Standpunkt einer natürlichen Entwickelung zu stellen, ohne Schöpfer und metaphysische Eingriffe, und eine peinliche Objektivität in der Behandlung heikeler, das Aktuelle berührender wirtschaftlich-historischer Fragen walten zu lassen. Der Stil ist anschaulich, die zahlreichen Abbildungen scheinen weit das gewöhnliche Maß in solchen populären Compendien zu überschreiten und sich zu einer wahren Musterleistung zu gestalten. Die auch hier noch beliebte willkürliche Trennung in „Weltgeschichte“ und „Kulturgeschichte“ ist weniger zu loben, und ein Urteil über die Durchführung der Methode wird erst aus dem Weiteren sich sicher feststellen lassen. Zu einer Stunde aber, da sehr unerwartet der Kampfruf wieder erschallt: Hie freidenkend, hie kirchlich, — hie Moses, hie Darwin! muß die naturwissenschaftliche Unbefangenheit vor dem Ausgangspunkt jedenfalls schon allein einen wohlwollenden Hinweis einem solchen Buche gegenüber rechtfertigen.

Sicherlich wird auch kein wahrer Lichtfreund sich dem Zauber der energischen Frau entziehen können, die unter dem Titel „Die Waffen nieder“ eine Monatsschrift „Zur Förderung der Friedens-Idee“ gegründet hat: Bertha v. Suttner. Mag man ihren Kampf immerhin einen Kreuzzug nach Utopia nennen. Utopia wird einst so nahe sein, daß die Spatzen auf dem Dach davon pfeifen, und die Stunde ist vielleicht gar nicht so fern, da Kolumbus nur in die Kajüte zu steigen und sein schlafendes Schiffsvolk aufzurütteln braucht, um sie „sehen und glauben zu machen“. Jedenfalls sei ein junges Unternehmen dieser Art der wärmsten Sympathie gewiß von seiten einer Zeitschrift, die den „Entwickelungskampf der Zeit“ abspiegeln will: Entwickelung ist hier, wenn irgendwo!

* * *

Zola's Stimme zur „Kriegsfrage“ wird,

wie an anderer Stelle dieses Heftes dargelegt wird, nun auch nicht mehr lange auf sich warten lassen, am 20. Februar hat der Journalabdruck von „La Débâcle“ begonnen. Wie ein verspätetes Nachwort zu „L'Argent“ liest sich inzwischen, was der Dichter in Form eines Briefs an den Uebersetzer Halperine Kaminsky zu der französischen Ausgabe von Leo Tolstois sozialer Studie „Geld“ (deutsch im Verlage von S. Fischer, Berlin, und auszugsweise in der „Freien Bühne“ erschienen) beigesteuert hat. Im Anschluß an eine kurze Würdigung des „Meisters der Analyse und tiefsinnigen Psychologen“ aus „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“, bemerkt Zola folgendes: „Tolstoi's System ist nicht sehr verwickelt. Das Geld ist ihm an sich lasterhaft, man soll sich seiner nicht nur sofort entäußern, sondern es schlechthin beseitigen. Und wenn es erst überhaupt kein Geld und auch keine Städte mehr geben wird, dann wird jedermann auf dem Lande leben, arbeiten und von seiner Arbeit existieren. In jenem goldenen Zeitalter wird die Menschheit eingehen ins Reich der Gerechtigkeit und des Glücks. Lieber Gott ja . . . Tolstoi hat entschieden recht. Das Abscheuliche ist bloß, daß man wohl oder übel sich darein finden muß, daß die Geschichte im Banne unbesiegbarer Naturgesetze steht. Wenn ein Fluß gen Westen fließt, so geschieht's, weil die Bodenbeschaffenheit einmal so will; und kein Ding der Welt, es sei denn eine Neugestaltung der Erde, könnte ihn gen Osten strömen machen. Genau so ist das Geld Produkt der sozialen Bodenbeschaffenheit. Es war — und es ist noch jetzt: eine Bedingung unseres Daseins. Ich nehme an, daß es einmal beseitigt wird, ich male mir im äußersten Notfall eine Gesellschaft aus, in der es keine Rolle mehr spielt. Aber welcher Cyklopenarbeit bedürfte es, die Menschheit diesen Lauf der Jahrhunderte zurückmachen, in diese neue Richtung einlenken zu lassen!

Tolstoi, wie jeder edle Denker, der nach Gerechtigkeit dürstet, deutet das Uebel wohl an und weist uns das universelle Glück. Aber umsonst hab' ich sein Buch nach einer festen Formulierung praktischer Maßregeln, nach der sozialen Verfassung der Zukunft durchsucht . . . . . Er ist in allem nur der Völkerbekehrer, der seine Straße wandelt und im Fieber seines Glaubens das neue Gesetz bekennt, — ohne Rücksichtnahme auf die positiven Thatsachen. Gewiß hat bisweilen einer dieser Auserwählten die Welt aus den Angeln gerissen aller scheinbaren Vernunft zum Trotz. Und ich schäme mich fast, selbst nun grade hier den Anwalt des „Vernunftmenschen“ zu spielen. Dennoch habe ich die Folgerung nicht bei mir behalten können, die meine arme Vernunft mir eingegeben hat. Ich gebe zu, daß das Geld verschwinden und die Arbeit eine Notwendigkeit, ja die einzige Daseinsberechtigung eines jeden werden wird. Aber nicht ein Mensch, ja nicht einmal eine Million Menschen werden das machen. Zu ihrer Stunde wird die soziale Evolution sich vollziehen; wenn die geschichtlichen Mächte es gestatten werden. Noch einmal: der Lauf eines Flusses ist als solcher nicht zu ändern, der ganze Boden muß aufgerissen werden für ein neues Bett. Die bestehende sozialistische Bewegung führt ja schließlich zu jener Beseitigung des Geldes und seiner Existenzbedingungen. Es giebt Anzeichen, daß man der von Tolstoi erträumten Ideal-Erde entgegen geht. Aber wird man morgen oder in zehn Jahrhunderten dahin gelangen? Das Leben hat ja freilich die Ewigkeit vor sich, und der vorwärts schreitenden Menschheit ist ein Jahrhundert nur ein Tag!“

* * *

Was eigentlich aus Zola werden soll, wenn die Rougon-Maquart nun ein für allemal abgethan sind, darüber streiten sich seine Verehrer und Neider. Die Einen lassen den Dichter des „Assomoir“ ins Kloster gehen und mit Beten und Fabrikation von Karthäuser- oder Benediktiner-Likör beschaulich seinen Lebensabend beschließen. Die Andern erwarten ihn in der großen Oper als den Meister gigantischer Feenmärchen, die mit goldenen Flügelchen und Trikotbeinen den ganzen Pessimismus zu Grabe lächeln sollen. Ein Wunder wäre das Letztere weniger als das Erste. Auch August Strindberg arbeitet gegenwärtig an einem Märchendrama. Eine frühere Dichtung desselben Genres von ihm: „Glückspeters Reise“ eine Satire auf seine Zeit im Gewand eines Märchens, ist seit Jahren Repertoirstück auf allen schwedischen Theatern. Und wer weiß, was in Hauptmann, dessen Lustspiel so unverhofft vom Himmel gefallen, gelegentlich noch die gute Laune wecken wird. Es wäre durchaus nichts so übles: Märchendramen aus realistisch geschulter Hand. Freilich: wenn Wildenbruch welche schreibt, wird er bekanntlich deswegen nicht zum Realisten.

* * *

Arne Garborg, der Eremit von Kolbotten, ist, in aller Stille und ohne Berlin zu berühren, mit Weib und Kind nach Rom gereist.

* * *

Die Flut von Büchernovitäten, welche in Paris stets auf die nach den Festtagen eintretende und einige Wochen währende Ebbe folgt, hat dieses Jahr früher denn gewöhnlich

durch das Erscheinen von Paul Desjardins Le devoir présent ihren ersten Eklat errungen. Der Verleger selbst schien die Wirkung der unansehnlichen Broschüre nicht geahnt zu haben. Am Abend der Herausgabe waren die ersten zweihundert Exemplare vergriffen und die Neugierigen gezwungen einen neuen Abdruck zu erwarten. Für viele Freunde des geistreichen Chroniqueurs der Débats war es eine interessante Ueberraschung, Paul Desjardins als Moralprediger und Verächter der eitlen Litteratur, in deren Dienst er bisher gestanden, wieder zu finden. Andere, und dies war die Mehrzahl, erwarteten in dem Manifest ihre dunklen Gedanken und Tendenzen klar ausgesprochen zu finden und so neue Ausdrucksformen zu bekommen. In wie weit die Broschüre diese Erwartung gerechtfertigt hat, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls ist das Wort „Le devoir présent" ein Schlagwort geworden. Einer der eifrigsten Verehrer des Moralisten Tolstoi, welchen er nach Roch zu den positiven Geistern (denjenigen die aufbauen wollen) zählt, versichert Desjardins mit ihm, daß die Menschheit ein Ziel hat. Was dieses Ziel sei, bekennt er nicht genau zu wissen — nichts destoweniger behauptet er, daß dieses unklare Etwas durch „guten Willen" oder besser „durch die Stärkung des Willens zum Guten" erreichbar ist. Der Keim der Krankheit des Jahrhunderts: der allgemeinen Unzufriedenheit, der moralischen Verzweiflung, die niemals so heftig aufgetreten sind, als gerade in der Jetztzeit, liegt ihm offenkar in der Thatsache daß die ganze heutige Gesellschaft nur von Sensationen lebt. Der einzelne Mensch, ausschließlich mit sich selbst beschäftigt, hat nur einen Wunsch: sein Ich für alle Reize empfänglich zu machen, seine Sinne zu verfeinern, seine Sensationen möglichst zu vervielfältigen. Die Bewunderung für alles Außergewöhnliche, die Sucht nach Neuem, die Anerziehung verschiedenster Genußfähigkeiten, das stete Horchen auf die unbedeutendsten Stimmungswechsel, das herumschnuppern an allen Gefühlen oder Ideen machen, daß die Persönlichkeit des Menschen sich verflüchtigt, und er sich schließlich zwar ein höchst interessantes, doch passives Objekt (eine Aeolsharfe) fühlt, an der alles vorübergleitet, ohne daß es selbst für die verschiedenen Reflexerscheinungen, welche äußere Zufälle in ihm erwecken verantwortlich wäre — das Pflichtgefühl ist erstorben. Und was die höheren Klassen in raffinierten Genüssen finden, sucht die mindere Klasse in gemeiner Sinnesbetäubung: der Unterschied ist nur ein physiologischer, welcher einzig und allein von der schwereren oder leichteren Erregbarkeit des individuellen Nervensystems abhängt. Da ihm der Grund der Krankheit konstatiert ist, sucht der Autor ein Heilmittel. Das Unfehlbarste scheint ihm das ernste Streben nach einem hohen Ziel: Der allgemeinen Verbesserung. Nachdem wir aus eigner Erfahrung wissen, daß erstens unser Leiden hauptsächlich eine Folge des Egotismus ist, trachten wir, anstatt in uns, um uns zu sehen — und daß zweitens das Leiden ein seelisches ist, trachten wir unsere Seele auf andere Seelen wirken zu machen. Setzen wir also an die Stelle des gedankenlosen, oft erniedrigenden Almosengebens die intellektuelle Hilfe, welche Geber und Empfänger gleich veredelt, indem sie in Beiden das Gefühl der Verantwortlichkeit stärkt. Das Aufgabenprogramm zerfällt in zehn Gebote, wovon einige ziemlich veraltet scheinen, und das letzte allein ganz neu ist: Die Gründung von Freiheitsschulen, in welchen der Jugend, anstatt der mutlosen Wissenschaften, aktive Moral beigebracht werden soll. Im großen Ganzen ähnelt die „gegenwärtige Pflicht" sehr auffallend der „gestrigen" und ebenso der heutige Evangelist dem ehemaligen Feuilletonisten. Unter einer Fülle von schönen Phrasen läßt er uns die Existenz eines vielleicht persönlichen Gedankens ahnen, aber er ist zu sehr Litterat geblieben, um ihn schlicht und einfach zu sagen. Das einzig wirklich Neue, das unser Manifest lehrt, ist daß die Gesellschaft der „Compagnons de la Vie nouvelle", der angehenden Seelenärzte, existiert und Melchoir von Voguë ihr Hauptführer ist. Diese letzte Thatsache bestärkt uns in der Idee, daß dieser Mitleidsaufruf sehr wohl ein russischer Importartikel, eine Art Gedankenlesen aus Tolstois Wecken sein könnte. Wie dem auch sei, Desjardins ist der richtige Mann um Propaganda für die gute Sache zu machen. Er schmeichelt der Regierung, hält allwöchentlich einmal in einem der ersten Mädchen-Lyceen einen sozialistisch angehauchten Vortrag, wodurch er die Damenwelt für sich gewinnt, und diniert allabendlich in einem der verschiedenen Cafés der Boulieue mit den Arbeitern — der Zukunft. Während einer dieser Vorträge, in welchem man immer und immer wieder durch das Geräusch der Seidentoiletten das Wort „devoir" hörte, konnte man unwillkürlich an Renans Ausspruch denken: „Le mérite est d'affirmor lo devoir contre l'apparento evidence." J. de N.

* * *

John Henry Mackay weilt seit kurzem in Berlin, mit Vorstudien zu einer umfangreichen Biographie Max Stirners beschäftigt. Max Stirner ist heute im weiten Kreis vergessen, aber er ist nicht tot. Wenn der Fall sich ereignet, daß Gedanken eines Verschollenen neu erzeugt werden von unabhängigen Köpfen und nun machtvoller Klang werden im Getriebe einer scheinbar

ganz verwandelten Zeit, dann geziemt es sicherlich dem Einzelnen, dem noch irgendwo die Spur jenes Ersten durch einen glücklichen Zufall offenbar geworden ist, mit Energie dem verblassenden Schattenbilde zu seinem Recht zu verhelfen. Aehnlich ging es so einst mit Schopenhauer, der allerdings noch als wirkliche Person aus dem Nebel tauchte, als die Zeit „erfüllet war", die ihn verstand. Wir richten an dieser Stelle nicht über den Wert Stirnerscher Lebensanschauung — wir achten nur die einfache Pflicht gegenüber dem Prioritätsrecht im Gebiete der Idee. So erfüllen wir auch gern Mackays Wunsch betreffs Aufnahme der folgenden Mahnung, — obwohl in einer wandlungsreichen Großstadt wie Berlin die Stunde für ein altes Haus und ein altes Grab trotz Gedenktafel und Stein rasch zu schlagen pflegt und wenigstens Begräbnisplätze mit ihrem verkehrten Totenkultus und ihrer sanitärischen Gefahr in der Nähe menschliche Wohnungen unsern dreifachen Segen zum baldmöglichsten Verschwinden haben! Mackays Aufruf lautet wie folgt:

„Seit einigen Jahren bin ich bemüht, das Andenken Max Stirners, (mit seinem bürgerlichen Namen Dr. Caspar Schmidt, 1806—1856), des Verfassers von „Der Einzige und sein Eigentum" (1845), der Vergessenheit zu entreißen und der Zukunft das spärliche biographische Material über sein Leben und Wirken zu sichern. Es ist mir gelungen, Max Stirners Grab, wie auch das Haus, in welchem er seine letzten Tage verlebte, aufzufinden und es soll nun, damit nicht auch diese äußeren Spuren seines großen Lebens von der Zeit gänzlich verwischt werden, das erstere mit einem Grabstein, das letztere mit einer Gedenktafel bezeichnet werden. Wer gewillt ist, diesen Gedanken verwirklichen zu helfen, ist gebeten, sich an den Unterzeichneten zu wenden. Ueber alle eingelaufenen Beiträge, sowie über deren Verwendung wird im Inseratenteil der „Vossischen Zeitung" vom 1. April d. J. Bericht erstattet werden. John Henry Mackay, Berlin N., Kalkscheunenstraße 2, III."

* * *

Die Oper Hexen, nach Fitgers „Hexe" von Alfred Ipsen bearbeitet, Musik von dem jungen dänischen Komponisten Enna, hat am Kopenhagener Königl. Theater einen außerordentlichen und einstimmigen Erfolg gehabt. Der Text wird bereits ins Deutsche übersetzt.

* * *

Die neue Zeit. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Richard Voß (München). Der Gegensatz zwischen Gestern und Heute, zwischen den Alten und den Jungen in seiner Verschärfung als Familienkonflikt, dem Turgenjew in seinem Roman „Väter und Söhne" eine bis heute nicht wieder erreichte künstlerische Gestaltung gegeben hat, hat auch den Dichter der „Alexandra" gedrängt, seine fieberhaft schaffende Kraft an ihm zu erproben. Dieser Kraftprobe verdankt die Bühne ein Stück voll starker dramatischer Accente, ein Drama, reich an wirkungsvollen Szenen; ob ihr aber auch die Litteratur ein Werk von dokumentärer Bedeutung, von zeitgeschichtlicher Geltung zu verdanken hat, — die Frage wage ich nicht zu bejahen. Voß hat den Konflikt auf eine „kleine deutsche Insel", in das Haus des Pastors Firle verlegt; auf eine Insel, welche bisher vom Hauch der „neuen Zeit", die „da draußen" — wie es bei Ibsen immer heißt — lebt und stürmt, unberührt geblieben ist; in ein Haus, welches als eine feste Burg des Glaubens zu betrachten ist. Und in diese feste Burg zieht nun in Gestalt des eigenen, zärtlich geliebten Sohnes des glaubensstarken, glaubenstreuen Pastors der Geist der neuen Zeit ein. Johannes, der da draußen in der Welt anders denken und fühlen gelernt hat, als daheim im frommen Vaterhause, Johannes, dem schon der Ruf eines „Rationalisten" vorausgeeilt ist, Johannes kehrt heim und steht Vater und Mutter als ein Fremder gegenüber. Der Vater will dem geliebten Sohne die höchste Ehrung erweisen, indem er ihm gestattet, an seiner Stelle die Sonntagspredigt zu halten; dem Sohne graut vor dieser Ehrung; muß er doch, wenn er sich selbst treu bleiben will, das Bekenntnis seines erschütterten Glaubens ablegen, das Bekenntnis, daß er ein Kind der neuen Zeit geworden. Gezwungen thut er es. Da bricht der furchtbare Konflikt zwischen dem Alten und dem Jungen, zwischen Vater und Sohn los. Die Gemeinde stellt sich auf die Seite des Jungen, da sie von dem Regiment der neuen Zeit, deren Geist sie natürlich nicht erfaßt, eine Besserung ihrer materiellen Lage erwartet. Dies verschärft noch den Konflikt zwischen den unbeugsam glaubenstreuen Pastor und dem jungen „Rationalisten." Der Alte will den abtrünnigen Sohn einem geistlichen Gericht unterstellen. Der Bruch scheint unheilbar. Da greift die Mutter, die, eine Märtyrerin zugleich der alten und der neuen Zeit, zwischen Vater und Sohn steht, zum Aeußersten. Sie nimmt Gift, hoffend, daß an ihrer Leiche Vater und Sohn sich wieder finden werden. Und — so geschieht es auch. Der Alte freilich bleibt unerschütterlich, aber der Sohn beugt sich. Der Sohn — der Vertreter der „neuen Zeit!" Wollte sich dennoch der Dichter auf den Boden der alten Zeit stellen? Wer möchte dies von Richard Voß glauben, der

so oft schon aufgetreten ist als Ankläger wider Altersschwächen nnd senile Gebrechen der sich eben jetzt überwindenden Zeit! Nein, viel eher ist anzunehmen, daß Voß sich schließlich selbst durch die Persönlichkeit des glaubensstarken Alten, nicht durch die Sache, welche er vertritt, hinreißen ließ und ihr den viel schwächer angelegten Jungen opferte. Aber wenn der Dichter gerecht und wahr sein wollte, durfte er die „neue Zeit" nicht so schwächlich personifizieren; im Einzelkampf siegt eben immer die besser vertretene Sache, im großen Entscheidungskampfe wird immer die Sache siegen, welche an und für sich mehr Lebenskraft in sich hat, und das ist denn doch die Sache der Jugend. Auf eine Detailkritik will ich mich an dieser Stelle nicht einlassen. Nur das Eine sei noch gesagt: Voß zeigt sich auch in diesem Stücke als der geborene Bühnen-Dramatiker, der stets das Mittel findet, starke Wirkungen zu erzielen, aber nicht immer als der echte Künstler, dem die Wahrheit höher als die Wirkung steht. Was die Darstellung des Stückes im hiesigen Residenztheater betrifft, so darf ich unsere schlicht-große Marie Dahn-Hausmann (als Pastorin) und ihr zur Seite beinahe ebenbürtig Wilhelm Schneider (als Pastor) rühmlichst nennen. Die Jugend (Johannes) war, wie im Original, so auch in der Darstellung, minder vortrefflich, wenn auch anerkennenswert, durch Herrn Sturz vertreten.

Eine interessante Nachschrift sei dem Vorausgehenden noch beigefügt. Teils fremde, teils eigene Kritik mag den grübelnden Dichter bewogen haben, sein Drama, namentlich den Abschluß desselben, einer Neubearbeitung zu unterziehen, nach der sich auch die hiesige Darstellung richtete, so daß das Stück nunmehr mit einem „neuen Schluß" über die Bühne unseres Residenztheaters geht. Solche Umgestaltungen haben immer etwas Mißliches, eigentlich Unkünstlerisches, weil eben dabei die grübelnde Kritik das impulsiv Geschaffene verdrängt. Auch hier bedeutet die Veränderung keine Verbesserung. Voß hat sein „Trauerspiel" in ein „Schauspiel" verwandelt, indem er nun die Versöhnung zwischen Vater und Sohn, den Ausgleich zwischen der alten und der neuen Zeit, nicht durch das Todesopfer der Frau Pastorin, sondern durch deren Ueberredungskraft und durch eine größere Nachgiebigkeit der sich Widerstreitenden herbeiführt; also durch den Bruch der ehernen Unbeugsamkeit des Alten, auf welche der Konflikt sich gründete, und durch eine noch tiefer gehende Verweichlichung des Jungen, der schon in der ersten Fassung die „neue Zeit" schwächlich genug repräsentierte. Voß hat sich einen Ausgleich zwischen der alten und der neuen Zeit konstruiert, der vielleicht seinem Herzen Ehre macht, aber der Wahrheit einen geringen Dienst leistet. Wenn der Dichter solche Konflikte heraufbeschwört, darf er auch die (einzig mögliche) tragische Lösung nicht scheuen, die ja noch kein Todesopfer erheischt, sondern sich auch innerlich vollziehen kann.

Julius Schaumberger.

* * *

Das Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts in Sachen der Freien Volksbühne ist nunmehr ausgefertigt worden. Wir teilen es hier, soweit es Gesichtspunkte von allgemein litterarischem Interesse enthält, auszugsweise mit. Von der Tendenz der Freien Volksbühne heißt es: „In weit höherem Grade, als theoretische, sachlich nüchterne Erörterungen der schwebenden Fragen über die politische und soziale Stellung des vierten Standes dies jemals vermöchten, müssen unzweifelhaft die Verlesung, Besprechung oder gar die theatralische Aufführung von Dichterwerken, welche die ungerechte Behandlung, Ausbeutung oder Unterdrückung der Arbeiter seitens der Angehörigen des Bürger- oder Beamtenstandes poetisch schildern, und welche somit unmittelbarer Phantasie und Leidenschaften erregen, als dazu geeignet erscheinen, um die sozialdemokratischen Anschauungen in den Kreisen der Arbeiterbevölkerung zu verbreiten und zu befestigen, somit der Partei Anhänger zu gewinnen oder zu sichern. Wenn daher hervorragende Mitglieder der Partei den Verein „Freie Volksbühne" gründeten und denselben noch leiten, und wenn ferner in diesem Verein selbst ausschließlich oder doch nahezu ausschließlich nur solche Dichterwerke aufgeführt, verlesen oder erörtert sind, die zur Verbreitung der Parteiansichten besonders geeignet waren, so mag zwar den als Gründern aufgetretenen Parteigenossen anfänglich als nächstes Ziel immerhin nur das vorgeschwebt haben, was die Berufungsgegenschrift behauptet, nämlich die neuerliche, als Realismus oder Naturalismus bezeichnete Kunstrichtung auch in der Poesie und auf der Bühne zu fördern und derselben in dem Kulturleben des Volkes auch unter der Arbeiterbevölkerung allgemeinere Anerkennung zu verschaffen. Für die spätere Zeit ist es kaum möglich anzunehmen, daß die leitenden Organe des Vereins die weiteren politischen und somit zweifellos auf öffentliche Angelegenheiten einwirkenden Folgen ihres Strebens, welche aus der Art der Bethätigung desselben notwendig hervorgehen mußten, nicht sollten vorhergesehen und nicht wenigstens als einen entfernteren Zweck auch sollten gewollt haben. Dies würde nur durch besondere, in der Wirksamkeit des Vereins hervortretende Um-

stände dargethan werden können, welche es gewiß machen, daß die Leiter des Vereins das Bewußtsein und den Willen, es werde, beziehungsweise solle das so leicht Vorherzusehende, ja kaum Verkennbare dennoch nicht eintreten, nicht gehabt haben." — Weiter heißt es im Erkenntnis: „Diesen — bei der gegenwärtigen Lage des öffentlichen Lebens jedenfalls nicht ohne Weiteres abzuweisenden — Zusammenhang des Vereins mit der sozialdemokratischen Partei . . . hat das erste Urteil gänzlich ignoriert." Außergewöhnlich interessant ist das Urteil, welches das Gericht über das Repertoire der Freien Volksbühne abgiebt. So heißt es von Ibsens „Ein Volksfeind": „Daß hierin dem redlichen Streben eines Einzelnen die angeblich zur Zeit im Bürgertume und im Beamtenstande herrschende Erbärmlichkeit beziehungsweise Eigennutz entgegengestellt wird, kann nach der Inhaltsangabe nicht zweifelhaft sein." Von Sudermanns „Ehre" wird gesagt: „Zu diesem Stücke, in welchem der Sohn des Fabrikherrn die Tochter des im Betriebe verstümmelten Arbeiters seinen Gelüsten opfert, ist eine Erläuterung anscheinend als entbehrlich erachtet worden." Ueber Sudermann war s. Z. ein erklärender Vortrag nicht gehalten worden, aus dem einfachen Grunde, weil es an einem Vortragenden mangelte. Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang" wird folgendermaßen kritisiert: „Nach der Inhaltsangabe stehen hier zwei Gruppen der Gesellschaft gegenüber, auf der einen Seite Genußsucht, Ueberhebung, moralische Verderbtheit, auf der anderen geknechtete Armut. Arme Tagelöhner müssen aus Hunger Brot und Milch stehlen; die durch Industrie reich gewordenen Bauern mißhandeln in der Trunkenheit zurückkehrende Bergarbeiter mit der Peitsche. Ein Ingenieur verleitet die trunkenen Bauern betrügerisch zu einem Kontrakte. Dagegen hebt sich der edle und moralische Lot ab. Wenn Kläger (Dr. Wille) in der mündlichen Verhandlung erster Instanz bestritten hat, sich über die Bedeutung des Titels so, wie in der Klagebeantwortung angegeben, geäußert zu haben, so können die diesbezüglichen Worte gegenüber dem Inhalte des Stückes dahingestellt bleiben." Nach Revue der Aufführungen gelangt das Gericht zu dem Schlusse: „Hätte man aus den vorhandenen Dichterwerken eine Anzahl der für die Zwecke sozialdemokratischer Parteiagitation besonders passenden auszusuchen, so wäre die vorstehende Auswahl als eine geschickte zu bezeichnen; denn sie alle sind gewiß geeignet, die „Hohlheit und Unhaltbarkeit" der geschilderten Verhältnisse in der Gesellschaft und unter den beamteten Staatsorganen vor Augen zu stellen, Phantasie und Leidenschaften der zuhörenden Arbeiter zu erregen, ihre Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen möglichst zu steigern, und in ihnen den Willen, deren Aenderung herbeizuführen und zu dem Zwecke der Partei sich anzuschließen, thunlichst zu erwecken und zu befestigen." — Für Leser, welche das kritisierte Repertoire nicht kennen, sei bemerkt, daß die Freie Volksbühne außer den genannten Stücken noch aufführte: Ibsens „Stützen der Gesellschaft", Schillers „Kabale und Liebe", Schillers „Räuber", Pissemskis „Der Leibeigene", Jahnke-Schirmers „Kein Hüsung" (nach Reuter), Ibsens „Bund der Jugend", Hebbels „Maria Magdalena", Gogols „Revisor" und Halbes „Eisgang." — Durch Folgerungen, wie die angeführten, gelangt das Oberverwaltungsgericht zu dem Schluß, daß die Freie Volksbühne zwar noch nicht in ihren Versammlungen „politische Gegenstände thatsächlich erörtert oder doch zu erörtern bezweckt" habe, also noch nicht den Beschränkungen des § 8 des Vereinsgesetzes unterstellt werde, immerhin aber „durch Anregung der Gefühle, Vorurteile und Leidenschaften weiter Bevölkerungsschichten eine Einwirkung auf die bestehende Ordnung in Staat und Gesellschaft im Sinne der sozialdemokratischen Partei, somit eine Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" bezwecke.

* * *

Die vom Deutschen Theater in Berlin geplante öffentliche Aufführung von Hauptmanns „Webern" ist von der Censur nicht genehmigt worden.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

(3. Fortsetzung.)

IV.

(Oktober).

Kopfschmerzen. Dieser beklemmende, schmerzende Druck über den Augenbrauen. Der Anfang vom Ende.

Mit einem Uebel vertreibt man das andere. Keine Spur mehr von verliebt. Eine Krankenpflegerin, — das ist das richtige Wort.

Abscheulich; wenn man siech wird, verliert man die Energie. Nun liegt mir so wenig am Leben, daß ich mit großer Leichtigkeit das Nötige vornehmen könnte. Aber ich bin zu schlaff. Absolut matsch. Es gehört eine solche Masse Energie dazu, um sich z. B. aufzuhängen, daß schon der Gedanke —; hu! —

Oder Dr. Kvaale bitten . . . hu! Die Komödie spielen! Ueberdies — der Gedanke an einen Mitwisser — —

Antipyrin . . .

*

Ich habe meinerzeit zu viel mit Medizinern verkehrt. Ich glaube zu wenig an diesen Humbug.

Das Einzige ist, wenn der Doktor eine solche Persönlichkeit hat, daß er hypnotisieren kann. Den Patienten dazu bringen, daß er diese nichtssagenden Pillen ꝛc. mit der nötigen Religiosität verschluckt. Wenn man aber die Mediziner und ihre Künste kennt — —

— Ich werde mich an meine alte Kur halten. Spazieren und spazieren gehen. Meine glückliche Gewohnheit, diese kalte Abreibung jeden Morgen, macht mich ja ziemlich widerstandskräftig; und wenn ich dann viel Luft trinke — und keinen Cognac . . . nur einen Absinth hie und da, um nicht gleich auf einmal verrückt zu werden — —

Das Aergste sind all' diese Gedanken, welche nagen und plagen und die Nerven aufreizen, bis ich ganz blöde und ängstlich werde, und fürchte, Erscheinungen zu sehen und Stimmen zu hören . . . jeder Vogel, der von einem Busch am Wegesrand aufflattert, erschreckt mich so, daß ich Starrkrampf kriege. —

Man sollte einen gemütlichen Menschen um sich haben — — o Fanny, Fanny! — Alle anderen quälen mich. Besonders die verliebte alte Jungfer, welche Fräulein Berner mit sich schleppt, wenn sie eine Tour geht . . . . sie geht bei Gott nicht allein mit einem übelbeleumundeten Mann herum, diese Mademoiselle; sie versteht sich besser auf die Welt als die arme Fanny —

Woran erkennt man einen Mann von wahrer Bildung?

„Daran", — sagt Fräulein Berner, — „daß er sich auch älteren unverheirateten Damen gegenüber wie ein Mann von Bildung aufführt."

— Es war eine Spitze in diesem gedämpften Lächeln. Ich habe mich wohl ein oder das andere Mal ihrer verliebten Freundin von einer alten Jungfer gegenüber vergessen. Herrgott, ich habe ja alle mögliche Achtung vor der Dame; aber —

*

„Warum man sich so schwer entschließt, zu sterben?" sagte Dr. Kvaale auf dem Heimweg von Jonathan. „Ja, ... der Lebensdrang in uns will wahrscheinlich nicht sterben, ehe er ausoperiert hat, alle Möglichkeiten erprobt. Es würde eine kleine Sache sein, nehme ich an, im Moment, wo man bei sich selber wüßte —: „nun habe ich alles versucht; nun ist nichts mehr übrig; die Welt hat mir nichts mehr zu bieten.""

„Oder wenn man wüßte, daß man weiter leben solle —?" deutete ich an. „Dann wäre es vermutlich ebenso leicht, dies Körperkleid abzuwerfen wie es ist, Hemd oder Rock zu wechseln."

„Das ist nicht sicher", meinte der Doktor. „Hätten wir auch eine noch so unsterbliche Seele, so wäre sie doch von diesem elenden Leib gebunden . . . Sehen Sie, es giebt so viele Unterseelen; Körperseelen. Die Nervenseele, die Blutseele, die Seelen des Unterleibes und all der anderen Höhlen . . . in dem Augenblick, wo die Oberseele herausbrächte, sie wolle diesen Leib wegschleudern, so würden jene Körperseelen sich auf sie werfen und sie übermannen, — wie die Matrosen thun, wenn der Kapitän Delirium tremens bekommt und die Schute an Land legen will; — sie binden ihn einfach und schließen ihn ein. — Na ja; wir werden übrigens sehen. Leben wir, so leben wir. Qui vivra, verra."

Er seufzte, glaube ich.

„Es ist grauslich, daß man nicht Herr sein soll über sein Leben", fuhr ich fort. „Schließlich tötet wohl niemand sich, ehe er verrückt ist, und da kann man nicht eigentlich sagen, daß er ‚selbst' es gethan hat."

„Es giebt Menschen, die sich mit klarem Kopf umbringen", meinte Kvaale. —

— Wir gingen ins Grand Café hinein und redeten weiter. Natürlich zum Schluß über die Ehe. Ich verteidigte, er griff an. So ein Ehemann ist akkurat wie jener Drache Fafner in Wagners . . . Siegfried, glaube ich —:

„Ich liege
und besitze;
laß mich schla — — — fen" . . . .

V.

Bei Pastor Löchen zum Thee. Nach dem Thee ein sehr diskreter Toddy.

Er bestrebt sich aufrichtig, in meiner Gegenwart den Priester abzulegen. Jedoch entweder ist es meine Schuld oder seine: wir sitzen zum Schluß bis über die Ohren in religiösen Unsinniaden.

Er will nicht einräumen, daß er die „modernen Leugner" haßt. „Ich habe eher", sagt er, „einen gewissen Respekt vor diesen starken Geistern, welche es vermögen, die Leere des gottverlassenen Daseins zu erkennen — und vermögen, diese fürchterliche Erkenntnis auszuhalten."

„Ja; Kraft ist dazu notwendig."

„Aber" — er nahm gleich zu Reservationen Zuflucht — „ich muß hinzufügen, wenn ich die Bücher dieser Leute lese, so bekomme ich fast immer ein gewisses Gefühl von Trockenheit, von Oberflächlichkeit, — ich meine: die Empfindung, daß sie nicht recht bis auf den Grund in das Weltleiden hineingesehen, — es wenigstens nicht bis auf den Grund gefühlt haben."

„Na", bemerkte ich, „selbst wenn man es erkennt und fühlt, — man hat doch einen gewissen Stolz, eine gewisse Moralität; es geht darum doch nicht an, sich in etwas so anerkannt Idiotisches zu ergeben — Pardon, ich wollte sagen: in etwas als idiotisch Erkanntes, — nur weil man findet, es sei hart, der Wahrheit in die Augen zu sehen!" —

„Ja, ja", murmelte er, „insofern meinen Respekt. Aber", fuhr er fort, „wenn Du nicht verstehst, daß moderne Menschen, — wie diese Mitglieder der englischen Aristokratie z. B., — sich zum Katholizismus bekehren können, so muß ich daran festhalten, daß gerade die Erkenntnis von der Zwecklosigkeit des Weltleidens einer von den stärksten Zuchtmeistern ist, die zu Christus führen. Ist einmal die Unmöglichkeit einer Welterklärung auf wissenschaftlichem Weg . . . recht bis auf den Grund erkannt, so kommt zuletzt der Augenblick, wo die Wahl steht zwischen Wahnsinn und Christus, und manche gequälte Seele wird da ihren „Stolz" über Bord werfen und Rettung suchen, wo sie zu finden ist."

„Schwächere Seelen . . . o ja."

„Mag sein. Eine solche Seele wird vielleicht schwächer als gewöhnlich sein. Aber es kann wohl auch eine starke Seele sein, welche das Weltleiden tiefer erkannt hat, als es gewöhnlich . . ."

„Zu dieser letzten Klasse rechnet man sich natürlich am liebsten."

„Ich für mein Teil muß gestehen, daß ich mich wohl leider zu den schwächeren Seelen zu rechnen gezwungen bin. Ich bin, wie Du Dich wohl erinnerst, ein bischen ästhetisch angelegt, — vielleicht hauptsächlich ästhetisch angelegt, und die ästhetischen Geister gehören nicht zu den starken. Für mich wurde dieser mein Schönheitsdrang der Zuchtmeister. Da die Welt sich mir eines Tages in eine einzige große und schreiende Disharmonie auflöste, so blieb für mich nur Eines zu thun übrig —: nämlich, mich dorthin zu wenden, wo mindestens Harmonie zu finden, und das war bei Christus."

„Ja, ja." —

— — Aber diese englischen Aristokraten interessieren mich. Ich hätte selbst oftmals Lust, hinter alten Kirchenmauern und Altären Zuflucht zu suchen; aber es können! — All seine moderne Skepsis und sein Wissen überwinden und wirklich Ruhe finden in etwas so Ausgelebtem! . . . ich verstehe das nicht.

Aber vielleicht ist es nicht ausgelebt? — Salomo schrieb: „Nichts Neues unter der Sonne"; er hätte vielleicht beifügen müssen: und nichts Altes. „Neu" ist möglicherweise, wessen wir im Moment benötigen; „Alt" ist das, was wir gerade gebraucht haben . . . Daß gedankenmüde Menschen sich auf die Mystik werfen, ist nicht merkwürdiger, als daß eine Wiese nach langwierigem Sonnenwetter regendurstig wird. —

*

Fräulein Berner ist musikalisch. Ein glücklicher Umstand, für den Fall, daß sie heiratet; die Musik ist solch ein guter Familien-Blitzableiter.

„Ich bin auch hie und da ein wenig tönedurstig", sagte ich. „In meiner Jugend schrieb ich sogar Noten. Es giebt keine Krankheit, die ich nicht durchgemacht; die musikalischen Masern hatte ich in ziemlich hohem Grad. Aber schließlich wurde es mir zu einförmig. Etwas so Armes! Nur diese elenden zwei Tonarten. Dur und Moll, Moll und Dur . . . zwei scharfe Gegensätze ohne Versöhnung. . . Können Sie sich etwas ähnlich Unkünstlerisches denken? — Ich bohrte und bohrte, um tiefer hineinzukommen; wollte die „dritte Tonart" finden, die, welche nach der Sage alles tanzen und klingen macht . . . Aber es gab eben nur diese, . . . Walzer für jene, die tanzen wollen, und Psalmen für Laienvolk, und da wurde ich dessen überdrüssig, — wie alles Anderen".

„Allerdings sehr jugendlich", bemerkte Fräulein Berner.

— — Ja ja; das war es freilich.

Aber diese tiefen Grundtöne, welche das ganze Dasein in Vibration und Klang auflösen, — ich kann noch immer von ihnen phantasieren. Hätte ich sie, welche Seligkeit, sie zu spielen und diese schwere graue Welt singend verdunsten zu sehen, — erst in sonnengoldenen Wolken, dann in blauendem feinem Rauch, zuletzt in großer, kalter Sternenklarheit.

VI.

Die Religion „alt"? „Vernunftwidrig"? —

Das sind wohl auch bloße Redensarten.

Giebt's etwas Aelteres und Vernunftwidrigeres als z. B. die Liebe? — Und doch ist sie Wirklichkeit in solchem Grad, daß ich erwachsener, moderner Mann herumgehe und mich verzehre . . . aus Sehnsucht nach einem Mädchen, daß ich im Grunde garnicht haben will — — —

Die modernen Untersuchungen von hypnotischen, magnetischen und anderen nervösen Phänomenen sind schließlich vielleicht das einzige, wobei noch etwas Hoffnung ist. Wenn man nicht auf diesem Wege hinein zur „Seele" dringt, — zu diesem merkwürdigen Unbekannten, das den Leichnam zappeln macht, — so giebt es überhaupt keinen Weg.

Es ist mehr zwischen Himmel und Erden, als die Mediziner begreifen können. So lang es nicht erklärt ist, wie die Luftschwingungen in unserem Gehirn zu Tönen werden, so lang besteht der ungeheuere Dualismus „Materie" und „Geist" und unsere Nervenstränge sind nichts anderes als Telegraphenkabel, welche zwischen diesen zwei Welten die Korrespondenz besorgen. Heraus zu bringen, wie diese Telegraphenapparate fungieren, muß also der erste Schritt sein.

Ich leihe mir hypnotische — und sogar spiritistische — Werke von Dr. Kvaale aus, der mich nur „freundlichst ersucht, nicht umzuschnappen." Na, so gefährlich ist es nicht, da steht doch allzuviel handgreiflicher Unsinn drin. Aber sehr Merkwürdiges und Rätselhaftes giebt es wohl, das wir alle erleben, ohne daß es uns auffällt, und ich kann mir nicht vorstellen, warum eine Fernwirkung, — eine reelle, nicht bloß eine eingebildete — zwischen ihr und mir „unmöglich" wäre? —

*

Wie die Männer so lustig über Weiber und Liebe drauf los reden, — wenn sie nicht verliebt sind!

Georg Jonathan, der einstmals so anständig und naiv war .... heiratete seine Geliebte, und zwar aus dem Grund, weil er fürchtete, das Mädel könne zu Grunde gehen! — (Herrgott, wenn ein Mädel zu Grunde geht, so ist sie es nicht besser wert, und ist sie es besser wert, so geht sie einfach nicht zu Grunde und überdies, „zu Grunde gehen"? Ja, soll sie denn das nicht? Ist es nicht das, was sie alle sollen? Ist es denn um soviel besser, an Langweile und Bravheit zu Grunde gehen und sich schließlich als eine fette gelbe Gans von einer Philistermadame herumzuwälzen, — als ein paar champagnertolle Jahre mit vollem Dampf zu leben und dann gründlich und ohne Geschwätz im Spital oder in der Gosse seinen Tod zu sterben?)

Aber damals war er eben verliebt. Und wer verliebt ist, will das Mädchen für sich selbst haben. Mein Haß gegen den Alten, der mit Fanny abgezogen, ist in aller Stille so giftig, daß es mir scheint, es müßte ein Genuß sein, ihm den Stiefelabsatz auf den Nacken zu setzen und ihn zu zertreten wie einen Wurm. Und da bin ich es eben, der in diesen Dingen keinen Spaß liebt.

— — „Es wurde also auch diesmal nichts draus?" sagte Jonathan mit etwas mehrdeutigem Lächeln.

„Aus was?" Mir wurde heiß.

„Sie verstehen, was ich meine, sehe ich", nickte er. „Gratuliere übrigens".

„So? Kennen Sie die Dame?"

„Nein, aber Sie kenne ich. Sie taugen nicht für die Monogamie".

„Ah!"

„Sie haben nicht Humor genug. Man muß ein Humorist sein, verstehen Sie, um mit heiler Haut durch eine Ehe zu kommen.

„Sie sind insofern auf irriger Spur, als ich niemals daran gedacht hatte, mich mit dieser Dame zu verheiraten", sagte ich keck; — alle Lüge ist Halbwahrheit. „Sie war übrigens ein geschcidtes Mädchen, mit dem herumzustreifen mir viel Vergnügen machte; es war im Verhältnis nichts von dem, was Sie wahrscheinlich ... voraussetzen".

„Es war ein platonisches Verhältnis, ja; das weiß ich".

„Wissen; na, — wissen können Sie es wohl nicht" ...

„Sie waren die ganze Zeit zu elegisch, guter Freund. Man sieht es einem Liebhaber gleich an, ob er sie besitzt oder nicht".

„Na, Liebhaber ... der Ausdruck ist auch falsch. Es war zuviel an ihr, das ... ich brachte es nicht weiter als bis zu einem gewissen Interesse".

Plötzlich beschämt über meine Feigheit fügte ich hinzu: „Das will sagen, sie biß sich allerdings schließlich in meine Phantasie ein. ... Diese eigentüm-

liche Phantasieliebe, Sie wissen . . . Fernliebe . . . mit obligater Melancholie natürlich, wenn das Objekt abwesend ist".

„Ich merkte es ja", in einem Ton von Verständnis, den ich nicht erwartet hatte und der mich darum weich machte. „Trachten Sie doch es los zu werden", fügte er bei.

„Na, leichter gesagt als gethan".

„Leichter gethan als gesagt, — sobald sie erst verheiratet ist, meine ich".

„Unsinn". Energisch abweisendes Achselzucken.

„Ist sie denn so schrecklich tugendhaft?"

„Tugendhaft? — Das ist's nicht. Natürlich kann jedes Weib verführt werden; der Unterschied ist nur der, daß . . . also halt nur ein Preisunterschied . . . Aber diese hier, sehen Sie, sie gehört zu jenen, die es feierlich nehmen, und solchen weicht man möglichst lang aus. Ich bin zu nervös für dergleichen".

„Sie wird es nach der Hochzeit minder feierlich nehmen, begreifen Sie. Die Ehe ist eine schlaue Einrichtung. Sie beraubt die Mägdlein ihrer Aengstlichkeit und enttäuscht sie, worauf sie mit Leichtigkeit Don Juans Beute werden. Umsomehr als die Ehe eine gewisse Sicherheit mit Rücksicht auf das Kind giebt. Passen Sie also auf, sich zu rechter Zeit zu melden. Sie wird sofort nachgeben, und das mit einer Raserei, die Sie erschrecken wird, — Sie brave alte Jungfer, Sie!"

Ich haßte ihn, wie er so da saß. „Was ist das für ein französischer Roman, den Sie da gelesen haben?" fragte ich überlegen.

Er zuckte die Achseln, — noch überlegener.

„Ein Wirklichkeitsroman", sagte er. „Sie kennen ihn auch. Sehr verliebt müssen Sie sein, wenn diese Art Thatsachen bei Ihnen Aergernis wecken. Wir können die freie Ehe nicht gebrauchen; gut, so müssen wir uns mit der gebrochenen behelfen". —

— Eigentlich mag ich ihn nicht recht, diesen Menschen. In meinem künftigen Roman soll er als typischer Vertreter jener kalten langweiligen matter of fact- und Prosazeit auftreten, die wir Gegenwart nennen. Im Ganzen als Repräsentant des flachbootigen Optimismus und Positivismus ohne Phantasie und ohne Religion. Da gefällt mir Dr. Kvaale besser; ich ahne Tiefen in ihm: er ist mit all seinem Doktormaterialismus ein Mann mit Gemüt; er hat gelitten und er leidet; er sieht tief hinein in die ewige Nacht und hat die große Resignation gelernt.

Da ist sie . . . so etwas muß Einen verrückt machen können.

Sie beginnt nun, mich bei Tag zu verfolgen. Ich komme kaum auf die Straße, — gleich ist sie da; zehn, zwanzig Schritte hinter mir, und starrt mit saugenden, traurigen Augen mir nach. Ich wende mich unwillkürlich um — natürlich keine Spur von ihr. Aber sie ist trotzdem da.

Wieviel Wirkliches einer solchen Empfindung zu Grunde liegen mag ——? Ich habe ganz gewiß mediale Anlagen; ähnliche Dinge habe ich schon vorher erlebt, natürlich, ohne sie zu beobachten. Wir haben bisher nur das eine große grobe Wort „Nervosität" für all das besessen, — ebenso wie die Aerzte in alten Tagen alle plötzlichen Erkrankungen unter dem Namen „Schlagfluß" zusammenfaßten; es ist hoch an der Zeit, daß dieses Feld untersucht wird.

— Am schlimmsten ist es bei Nacht. Wenn ich mich niedergelegt und das Licht ausgelöscht habe, fühle ich sie ganz deutlich, hier drinnen, irgendwo im

Zimmer; ich höre ihren Atemzug; — heute wurde es so deutlich, daß ich die Besinnung verlor, Licht anzündete und nach ihr zu suchen anfing . . . komplett verrückt. Aber sobald ich mich wieder gelegt hatte und wieder ausgelöscht, begann es von neuem und ich hörte ihren Atemzug so deutlich wie das Hämmern meines eigenen Herzens.

Die Schlaflosigkeit, die mitfolgt, ist gefährlich. Ich scheue mich, mit Chloral anzufangen . . .

Pst, da ist sie.

*

(Später in der Nacht.)

Ich habe Gespensterfurcht. Das geht nicht mit rechten Dingen zu. Sie ist tot, ist in ihrer Verzweiflung über Bord gesprungen, um den eklen Liebkosungen des Alten zu entkommen; es ist ihr Geist, der hier ist . . .

— — Liebe, geliebte Fanny, wenn Du hier bist, so sage mir es; wünschest Du etwas? Hast Du mir etwas mitzuteilen? Kannst Du nicht mit mir reden, so gieb mir irgend ein Zeichen . . .

VII.

Ich redete heute ein bischen ernsthaft mit Dr. Kvaale. Er gab mir Bromkali und Chinin und verlangte seine Geisterbücher zurück. —

Kann schon sein, ich bin gerade jetzt zu nervös. Es ist eine anstrengende Lektüre. Weltverzweiflung und Bromkali, das ist genug für eine Person. Mehr Auflösungskräfte braucht man nicht herbeizurufen.

Der beständige nervöse Druck auf dem Gehirn macht mich ängstlich. Mein hirnweicher Onkel spukt früh und spät vor mir. Nicht daheim sitzen und lesen; angestrengt spazieren gehen, alle unruhigen Gedanken wegjagen — und alle Gespenster. —

*

Mein bester Umgang ist nun einfach der Pastor. Sein breites, mildernstes Seelsorgerwesen beruhigt mich. Ich habe eine Art von abergläubischem Gefühl, daß ich in seiner Nähe nicht so leichthin von mystischen Mächten überfallen werde.

Er erbot sich, mit mir Abendpromenaden zu machen und ich sagte mit wirklicher Freude „ja, danke". „Ich werde den Geistlichen zu Hause lassen", fügte er lächelnd bei.

So gehen denn Priester und Leugner freundschaftlich mit einander und reden Schnickschnack. Seine ruhige, versöhnte Betrachtung der Menschen und Dinge behagt mir. Es ist freilich naiv, das mit dem Gott, der droben sitzt und auf uns acht giebt; aber ich mag eben derzeit das Naive. Immer, wenn ich ein bischen herunter bin, kommt diese Schwärmerei. „Die Kranken haben den Arzt nötig", sagte der Pastor.

Fräulein Berner ist gewöhnlich mit und ich befinde mich wie in einem sicheren, braven Familienkreis. Wir reden von Musik und Litteratur. Der Pastor hat einen litterarischen Geschmack, welcher mir gegenwärtig nicht mißhagt;

er behauptet, daß die „profane" norwegiſche Litteratur nur einen leſenswürdigen Verfaſſer hat, nämlich P. Chr. Asbjörnſon*). „D. h., ganz privatim ſchwärme ich eigentlich für Welhaven**) und Moe***), fügte er bei; „aber bei ihnen iſt es vielleicht der religiöſe Zug, der mich ſo beſonders anſpricht."

Ich bekomme ihn nicht auf das Gebiet des Hypnotismus und Spiritismus und dergleichen mehr; er biegt immer aus in alte Geſpenſter- und Pfarrhausgeſchichten, die wohl auch ganz intereſſant ſind und überdies den ganzen Schimmer von Poeſie beſitzen, deren alle die modernen „Ismen" in ſo hohem Grad entbehren. Ich ſage mir ſelbſt: auch im Aberglauben haben die Alten den Vortritt. —

— Es fehlt all die Zeit über nur eines, d. h. es iſt eine Lücke im Kreis. . . Die vierte Perſon in der Geſellſchaft iſt wohl zugegen, aber allzu geiſtig. . .

*

„Wir wollen die Verſtandesperioden nicht ſchmähen", ſagte Löchen heute in ſeiner verſöhnlichen Art; „ſie ſind notwendig; ſie haben ihren beſtimmten und unentbehrlichen Platz in der Entwickelung. Sie klären und reinigen und üben eine Kritik, die auf allen Gebieten, und nicht am wenigſten auf dem religiöſen, von Bedeutung iſt. Aber Du kannſt damit recht haben, daß ſie nicht gerade ſehr intereſſant ſind; ſie zeichnen ſich durch eine gewiſſe Dürre aus; dann kommt auch der Rückſchlag, die Reaktion oder der Wiederdurchbruch des Gefühls, des Gemütes in den großen Renaiſſancezeiten, — wenn ich dieſen Ausdruck in ſolcher Verbindung gebrauchen darf. Die Zeiten alſo, wo die Menſchen mehr aus dem Ganzen leben, nicht bloß mit dem Gedanken, ſondern mit ihrem vollen Weſen. Daß auch die Religion in ſolchen Zeiten wieder mehr zu Ehren kommt, iſt ja natürlich genug, ſintemalen der Menſch ein Weſen iſt, das auch vom Unendlichen Bewußtſein hat. Man ſollte meinen, wenn man die ſcharfſinnige, gelehrte, oft witzige Kritik lieſt, die in Verſtandesperioden daran geübt wird, das Chriſtentum ſei nun gefällt und könne nie wieder aufleben; es iſt aber zuguterletzt eben nicht die Intelligenz, welche unſere Hauptfähigkeit iſt, und was die reine Intelligenz verwirft, kann doch gleichwohl ein Lebensbedürfnis des Menſchen — als Ganzes betrachtet — bilden".

„Ja . . . wenn nur das etwas bewieſe!"

„Es iſt im letzten Grunde das einzige Wahrheits-Kriterium, das wir beſitzen", antwortete er. „Mit welchem Recht ſollten wir denn auch verſuchen, dies Gefühlselement zu unterdrücken? — Wir können es nicht einmal; naturam furca pellas ex . . . Es exiſtierte mehr als ein großer Skeptiker, der ſchließlich erkennen mußte, er habe la partie religieuse et sentimentale vergeſſen".

„Er war damals ein gebrochener Mann, Auguſt Comte, wie bekannt".

„Das will vielleicht nur ſagen, daß er tiefere Lebenserfahrung gewonnen hatte. Ein kranker Mann weiß viel, was der geſunde nicht ahnt".

---

*) Verfaſſer von den norwegiſchen „Volks-Märchen und Huldre-Sagen".

**) Joh. Seb. Cammermeyer Welhaven, der Zeitgenoſſe und litterariſche Antipode von Wergeland, formvollendet, maßvoll, wehmütig, religiös.

***) Jörgen Moe 1813—1882, Biſchof von Kriſtianſſund, Sammler von Volkspoeſie, Volksmärchen; ſchrieb auch ſehr ſchöne Gedichte und Schilderungen aus dem Volksleben.

„Und was der gesunde also auch nicht verstehen kann".
„Früher oder später werden wir alle krank."
Achselzucken. Längere Pause.

*

Ach ja; krank kann man sogar schon von einer armen unbedeutenden Liebesgeschichte werden.

Man vermißt so lang und so schmerzlich dieses Weib, das unser Wesen ausfüllen sollte, daß man schließlich meint, man müsse sterben. Dann wird man genügsam und sucht Auswege. Kann man nicht das Beste kriegen, nimmt man das Nächstbeste. Mangels der Frau begnügt man sich mit Gott, im Mangel des Glücks nimmt man mit der Seligkeit vorlieb. Es ist der alte Mythos. Man kann Juno nicht umarmen und kniet also vor einer Wolke. . .

*

— Ob ich es wirklich einmal dazu brächte, Fräulein Berner so eine Vernunftehe vorzuschlagen?

Das wäre absolut das beste, was ich thun könnte. Sie versteht es ausgezeichnet, solch einen müden Menschen zu behandeln, spricht mir die Unruhe weg, wenn ich nervös bin und bringt es zuwege, allein zu „konversieren", — so daß ich sitzen und schweigen und es ruhig nehmen kann und zugleich die Illusion habe, daß ich mitthue, ja, sogar eine Art von sicherem Gefühl, daß ich interessiere.

Genial, ganz einfach.

— — Ich werde sehen, wie es geht, sobald ich diese Periode der Müdigkeit überwunden . . . und die Andere ein bischen mehr in Abstand bekommen habe, — noch ein bischen mehr in Abstand. . .

*

„Es kommt nur auf den Willen an", sagt der Pastor; „will man glauben, so kann man".

Ja ja; das ist wahr. Es handelt sich ja nur um eine Autosuggestion. Nur mit der rechten Energie sich die Idee suggerieren, daß man dem Teufel verfallen ist und daß man nur auf die und die bestimmte Art kann erlöst werden — —

Aber dazu gehört eben eine Energie, viel größer als die, über welche Unterzeichneter eben verfügt.

VIII.

Armer, lieber Brun, — er ist seit neulich herumgegangen und hat förmlich geschielt nach mir; er errät, was ich über seine Seele denke, und da schwankte er zwischen zwei Dingen: mit mir zu brechen oder mich zu seinem Vertrauten zu machen.

Diese armen Ehemänner! Allesamt beginnen sie, indem sie die Ueberlegenen spielen; sie „brauchen nicht mehr" die alten Freunde, entfernen sich also oder brechen überquer. Aber wer weiß? — in ein paar Jahren kommen sie vielleicht wieder; — sie müssen schließlich doch jemanden haben, „mit dem sie reden können!" —

Brun kam. Es drängte ihn wohl allzu sehr, sein Herz zu erleichtern. Und warum da nicht gerade so gut mir gegenüber? — Ich wußte ja schon vorher viel zu viel.

Und ich hatte Mitleid mit dem braven Musiker, dessen Leben Disharmonie geworden und nahm seine Einladung, „zu einem rechten Junggesellenabend" bei Ingebret an.

Kaum waren wir über die notwendigen Einleitungen und die unvermeidliche Verlegenheit hinweg, so fing es an.

Sie war das prächtigste Geschöpf von der Welt ꝛc. Sie hatten es im ganzen wirklich gut mit einander u. s. f. Natürlich kam manches Mal dies und das dazwischen; das passiert in der besten Ehe u. dgl. m. — „Ja richtig, Du, — wie lebt denn Bjölsvik"? —

— „Laß uns hoffen, gut", fuhr er fort. „Aber es ist nun einmal so mit uns Künstlern; wir werden nicht recht fertig mit diesem ewigen Alltagsärger, und da entsteht draus gern die Geschichte vom Tropfen, der schließlich den Stein aushöhlt".

Das Eis war gebrochen. Er atmete leichter.

„Ja ja". sagte ich. „Ueberhaupt wird die Ehe wohl um so schwieriger, je mehr nervöse Leute es giebt".

„So ist's. So ist's. Brillant gesagt". — Gott, wie rührend dankbar solch ein Ehemann sein kann für jedes Wort des Verstehens, das keine heimliche Spitze enthält. —

Wir waren mit der Kaffee-Chartreuse fertig und saßen, gemütlich installiert, beim zweiten Glas Toddy. Er sollte heute Nacht im Hotel schlafen, konnte heimkommen, wann er wollte, und war glücklich.

Wir plauderten drauf los. Die beginnende alkoholische Paralyse öffnete die Herzen und löste die Zungen; er wagte schon — im Scherz natürlich — mir zu gratulieren, daß ich allen „Gefahren" entgangen, — „Du hast Dich nun wieder ein wenig exponiert, wie ich höre? — Ah, das nicht? Also nur so ein — So, nicht einmal das? — Na in jedem Fall — . . ."

Beim dritten Toddy erzählte er mir die tragikomische Geschichte, wie seine Liebe „den ersten Stoß" erhielt.

„Ich war so ganz naiv verliebt, schaust Du; sie war einfach das Ideal und alles Mögliche; und dann war sie ja wunderschön. Nicht wahr? O, Du erinnerst Dich gewiß; ich ging umher nnd drückte allen Menschen die Hand und erzählte ihnen, daß ich sie gern habe; na ja; ich hatte damals wirklich alle Menschen gern. Man wird so, wenn man so recht zufrieden ist, weißt Du. — Na, und sie war auch ganz in der Höhe, fühlte sich vergnügt und frei, gnädige Frau, Künstlersgattin und all das; großartig; war munter und ausgelassen, trank mit Freunden und Freundinnen, kostete zuletzt auch vom Punsch, und alles ging herrlich. Endlich befanden wir uns in der Brautkammer und ich beging alle möglichen Dummheiten, kniete nieder und deklamierte und was weiß ich; plötzlich wurde sie bleich und setzte sich. Ich erschrak und fragte, ob ihr etwas sei; sie bat mich, hinauszugehen. „Soll ich . . . den

Arzt holen"?" fragte ich in meiner Angst; „Lieber, geh hi aus, schnell! schnell"! bat sie. Ich wußte nicht, was ich thun sollte; hinaus mußte ich, wagte aber nicht weit zu gehen . . . plötzlich höre ich wunderliche, stöhnende Laute . . . die Haare sträuben sich auf meinem Kopf, in wilder Verzweiflung stürze ich hinein . . . Da steht sie in vollem Brautstaat in einer Ecke hinter dem Bett und . . . die Arme hatte die paar Tropfen Punsch nicht vertragen . . . gab in Gegenwart des glücklichen Bräutigams — das ganze Hochzeitsdiner wieder heraus!"

„Ja Du, Du lachst. Aber ich —; natürlich machte ich gute Miene, sagte, das bedeute nicht das Mindeste; der Punsch sei wirklich zu stark gewesen; viele Damen hätten ebenso viel getrunken wie sie; aber . . . Ich wurde innen so gewiß flau. Ein Ideal, das sich bricht, schaust Du . . . sie war mit einmal gleichsam eine andere als vorher".

„Kann mich ganz gut hinein versetzen".

„Ich vergaß es, selbstverständlich; aber . . . trotzdem; wenn die Geige einmal einen Sprung hat. — Es ist freilich dumm, sich um solch eine kleine Zufälligkeit zu kümmern. Nun finde ich es ja nur mehr lächerlich, komisch. Allein sie hat wohl gemerkt, daß etwas Kühles über mich kam und da hat sie sich wohl getäuscht gefühlt . . . ach ja! Es ist eine schwierige Sache. Es ist, wie wenn man schreiben soll; eine Bagatelle kann einen aus der Stimmung bringen, und dann geht alles in die Brüche".

Er trank noch einen Schluck, genoß das dreifache Glück von Toddy, Freiheit und mitmännlichem Verständnis und fuhr dann fort — offenherziger, als er vielleicht beabsichtigt hatte —:

„Ja, ja. Commune naufragium. Wir sind wohl nicht die Einzigen. Und dann nützt man einander ganz ab; man wird so nervös und so . . . Am schlimmsten ist, daß sie niemals etwas begreift, gar keine Ahnung hat, wie ich mich fühle, sich auch gar nicht darum schert, einmal sich hinein zu versetzen . . . Da wird man so müde! Ich frage mich oft, ob denn überhaupt von der ganzen Geschichte noch etwas übrig ist. Ich spüre keine Freudenstiche in der Brust, wenn ich an sie denke, und keine Sehnsucht, nur ein müdes, leeres . . . Gefühl, einer Art von Verpflichtung" . . .

„Gläubiger", schob ich ein.

Er starrte mich an, ein wenig stumpf, verstand mich wahrscheinlich nicht, sondern antwortete: „So ist's. Brillant gesagt". Hierauf leerte er das Glas und fuhr fort:

„Sie kann mich nicht länger in guten Humor bringen, meine ich. Also bin ich nicht oft in gutem Humor. Dann bringe ich sie auch aus ihrem Humor. Sehe ich aber sie in schlechtem Humor, so werde ich ärgerlich. Dann wird sie nervös und da weint sie. Dann werde ich aufgeregt. Und dann wird sie wütend. Bloß lächerlich; ganz ohne Bedeutung; aber —! Ich kann rasend werden, wenn sie auch nur vergißt, mir einen Knopf an die Weste zu nähen" . . . er wurde rasend, schon beim Gedanken davon —: „zum Satan hinein, nun haben die Weiber seit Jahrtausenden nichts anderes zu thun gehabt, als Knöpfe anzunähen, und da taugen sie nicht einmal dazu!" — Es ging vor mir auf, daß er heute wieder eine Szene gehabt haben mußte; wahrscheinlich eine von den schlimmeren. —

— „Aber sie ist ja so durch und durch brav", fuhr er in sentimentalerem Tone fort, „und es könnte nicht die Rede davon sein, ohne sie zu leben; diese

Gewitterschauer muß man halt mitnehmen; sie ist trotzdem mein bester Freund; glaube nur nicht, ich möchte unverheiratet sein!" —

— Er bereute seine Aufrichtigkeit, konnte ich merken. Ich beruhigte ihn nach Möglichkeit, dachte aber bei mir selbst: „Es war dennoch gut, daß ich vernünftig blieb".

— — Ja, Gott weiß! —

*

Man will uns glauben machen, es gäbe nicht mehr zwischen Himmel und Erde als ein paar Granitblöcke. Wenn ich aber nun mit meinen eigenen zwei, bisher nicht gestraften oder angeklagten Ohren sie ausdrücklich bei Nacht an meinem Fenster klopfen höre, — obwohl ich im dritten Stockwerk wohne — —

Oder wenn ich aus einem Traum aufwache und in meinen beiden Armen ganz deutlich noch den Druck ihres Körpers fühle, der gerade in dem Augenblick noch hier geruht, — den Druck, die Wärme, alles, mit der gleichen vollständigen, so untrüglichen Deutlichkeit, wie man nur überhaupt den Druck eines weichen, warmen Frauenleibs empfinden kann. . .

Da muß ich mich selber fragen, was ich denn eigentlich glauben soll.

Mir scheint, ich könnte mich köpfen lassen, daß sie heute Nacht hier war, — persönlich, körperlich. Als ich erwachte, blieb ich noch eine Weile liegen, mit geschlossenen Augen, wonnevoll glücklich, sie fest haltend, fest . . . Ich war wach! — Erst nach und nach merkte ich, wie meine Arme leer wurden, wie der Druck aufhörte, wie sie langsam und leise verschwand . . . Ich griff nach ihr; fort war sie. Aber das Laken war noch warm an meiner Seite, eine eigene, daunenweiche, angenehme Wärme . . . gerade dort, wo sie eben gelegen hatte. —

Giebt es da irgend eine andere wahrscheinliche Erklärung als die, daß sie geträumt hat, sich in meine Arme geträumt, und daß so lebhaft, mit einer solchen magnetischen Intensität, daß ihr Leib, — ihr geistiger, „astraler" Leib, ihr Seelenleib, Traumesleib — wirklich eine Stunde in meinen Armen geruht? —

Es ist, um darüber dumm zu werden.

IX.

Es war heute Gagetag, und da nehme ich gern mit Markus Olivarius einen kleinen Lunch ein.

„Na", grunzte er plötzlich und strich sich den Haarschopf hinauf, „warst Du bei der Hochzeit?"

„Bei was für einer Hochzeit?"

„Warst Du nicht dabei? — Merkwürdig".

Ich begriff plötzlich, was er meine und es gingen mir ein paar scharfe elektrische Ströme durch die Herzregion; dann wurde ich mit einmal kalt.

„Hm, hm, das macht Eindruck", nickte Mark-Oliv; „willst Du es vielleicht noch länger leugnen?"

„Was sollte ich leugnen? — Ach so, den Unsinn! — Herrgott, man liebt ja doch nicht mehr als höchstens ein halbes Jahr auf einmal . . . War denn etwas Besonderes an der Hochzeit?"

„Nichts weiteres, als daß es eine ganz geheime Hochzeit war, ah!! ha! ha! ha!“ — es explodierte; der Aufwärter ließ vor Schreck das Tellerbrett zu Boden fallen.

„Uf, lache doch nicht so, Menſch! — — ‚Geheim‘, ſagſt Du? Was für ein Ausdruck iſt das?“

„Keine Hochzeitseinladungen oder Trauungsanzeigen an irgend wen, jedenfalls nicht an ihre Bekannten. Meine Frau z. B., die ihr doch wirklich eine ſehr treue Freundin geweſen („na na“! dachte ich mir), — ſie hatte keine Idee davon, ſie auch nicht. Und Du warſt alſo auch einer von den Vergeſſenen. Ja, ja; das iſt der Welt Lohn. Freut mich, daß Du es ſo ruhig nimmſt“.

„Ich finde es gut, wenn ſo jemand angebracht wird. Es war gerade ſchon Zeit. Und ſie verſtand ihre Sachen, dieſe da; ſo ein wohlhabender Alter . . . Witwenpenſion und alles Mögliche! Wirklich gut getroffen!“

„Ja; ihr geht es nun gut. Villa am Nordſtrand; ſechs Zimmer, Küche und Badekammer, Diener, Pferde und Wagen und einen Hof von Kurmachern — ah!! ha! ha! — und der Mann unter dem Pantoffel“.

„So!“

„Wenn er in ſeinem Zimmer ſitzt und den Drang zu nieſen fühlt, muß er erſt einen Diener hinein zu ſeiner Frau ſchicken und fragen, ob ihro Gnaden es geſtatten — ah!! ha! ha! ha!“ — Wieder ſechs Teller auf dem Boden. Sämtliche Gäſte im Lokal lachen laut.

Ich führe das Geſpräch auf andere Dinge über, erinnere mich plötzlich, daß ich vor halb eins einen Brief auf der Poſt haben muß, und wir gehen. Mark-Oliv iſt eigentlich glücklich, daß ich es ſo ruhig nehme. „Ich fürchtete wirklich, Du ſeieſt ein wenig angegriffen!“ — ſagte er bewundernd.

„Da hätte ich ſie natürlich geheiratet“, ſage ich. „Adieu alſo!“

*

— — Nicht ein Wort, nicht einen Laut. Nicht eine Andeutung, die mich inſtand ſetzen könnte, zu . . . nur einfach heiraten; ſich nicht umſehen nach dem Anderen, dem ſie ſchön that;

„Beißt der Fiſch nicht an,
laß ihn gah'n!“

Aecht weiblich.

Haha, und ich, der einen Moment glaubte, ſie ſei verliebt; mir ſogar Skrupeln machte, wie ſchrecklich es ſein würde, ſo ein wehrloſes junges Weib unglücklich zu machen . . . ha, ha; Hornvieh, Kroneſel! —

Und er geht den ganzen Winter herum und — pfui! Gottlob! Höchſte Zeit, daß ich kuriert ward. —

*

Sie hat vor meiner Thür geſtanden und hat geſchluchzt; war mit ihren Gedanken ſo energiſch hier, daß ich ſie gehört, ſie phyſiſch empfunden habe — ha, ha; hahaha. O Junggeſelle! — Gegen dieſe ewige Weiberromantik giebt es nur ein Mittel . . . heiraten. Die Herren Ehemänner kennen das Weib, und ſie ſind bei Gott nicht ſentimental. —

Alſo, der Zuſammenhang iſt einfach folgender: der Mutterinſtinkt in ihr ſträubte ſich ein wenig gegen den alten Herrn; ſo wirft ſie denn zum letzten

Mal ihr Garn nach einem jüngeren aus. Es war doch immerhin eines Versuches wert! Allerdings war ich nur Kopist; aber ein Kopist kann avancieren, wenn . . . ei, eine junge, hübsche Frau kann ja auch mithelfen . . . auf verschiedene Art! wer weiß! — -- und dann war ich halt doch um zwanzig Jahre jünger.

Aber schließlich merkte sie, daß ich ihr zu schlau wurde. Also, que faire? Man läßt den Kerl einfach laufen. Der alte Herr ist auch gut. Nur rasch heran! Die nötige Jugend läßt sich verschaffen — so ganz nebenbei. Das arme, brave, wehrlose Mädchen!

Und sie heiratet ihren Alten, bringt ihn im Lauf von acht Tagen unter die Peitsche, so daß er sich nicht zu rühren getraut — und winkt dann die jungen Kurmacher herbei.

Ob ich nun belehrt bin? — endlich?

*

Ich bin glücklich; so frei, so kalt, so stramm gemacht. Eine Butte Wasser über den Kopf, das gerade hatte ich notwendig.

— — Und geschieht es noch ein vereinzeltes Mal um Mitternachtszeit, daß es im Entree draußen raschelt und schluchzt . . . ich brauche sie mir nur in den Armen des Alten zu denken, befleckt von den Küssen seines zahnlosen Mundes. — Viel Dank, gnädige Frau! Ich werde nicht die Ehre haben, die Seligkeit mit den jungen Kurmachern zu teilen.

*

War es denkbar, daß sie irgendwelche Art von „freundschaftlicher Verbindung" aufrecht erhalten würde, nach dem, was zwischen uns passiert? Wäre es korrekt gewesen?

Nein. Weder denkbar noch korrekt. Aber gerade deshalb hätte sie es gethan, — wenn ihre Liebe etwas anderes gewesen wäre als Komödienspiel.

— — Sie *spielte* die Verliebte. Je mehr ich nachdenke, desto sicherer weiß ich es. Selbst das Faktum, daß sie des fremden Mannes Kameradin wurde, — ohne jemals auf irgend eine Art auch nur die Möglichkeit anderer Absichten zu verraten oder auszudeuten, — war ja nur auf die eine Weise zu verstehen. Und dann all die tausend Kleinigkeiten, diese flüchtigen Blitze, die man nicht festhalten kann, geschweige in Worte umsetzen —: Nuancen in Stimme und Blick; weiche, warme, saugende, man konnte sagen nackte Händedrücke, die nur das verliebte Weib geben kann; unwillkürliche Ausbrüche und Worte; dieser magnetische Drang nach körperlicher Nähe . . . gar nicht zu reden von all den Blumen, die sie in Wald und Au für mich pflückte, diese vielsagenden Blaublümchen und Vergißmeinnicht . . . Und dann dies letzte Mal —: die weich hinsinkende, selig hinschmelzende Art, in welcher sie mir halb rücklings in die Arme fiel, mit geschlossenen Augen, durch den ganzen warmen Leib erschauernd . . . und sich von mir küssen ließ —! Die Komödie war jedenfalls mit echten Elementen gemischt. Doch im richtigen Moment fiel ihr eben ihre gesicherte Stellung als Frau Ryen ein und sie riß sich los. Den Tag darauf hat sie sich von jeder Spur von Sentimentalität befreit, über das Ganze gelacht, mich weggestoßen, ihren Alten umhalst und gesagt: „Ja, ja, wir werden uns halt doch zusammen thun, mein Bär, Du!" —

Und seither hat sie kalt und klar und korrekt gehandelt. Kein plötzlicher Ausbruch von zurückgedrängtem Gefühl hat sie auch nur zu so wenig wie einem Billet, einem Gruß, irgend einer Art von weiblicher Unbedachtsamkeit hingerissen . . . denn es war kein Gefühl da. — — Vielleicht hat sie gethan wie ich: Briefe geschrieben und sie verbrannt? Das thut ein verliebter Mann; eine verliebte Frau schreibt, siegelt, wirft den Brief in den Postkasten — und bedenkt sich nachträglich. Aber nicht eine einzige solche „Unbedachtsamkeit"; keine Spur! — Und das Entscheidende —: nicht einmal mir Anlaß bieten, das Geschehene wieder gut zu machen, mich zu erklären, ein Verständnis herbeizuführen; ein verliebtes Weib giebt nicht so leicht die Hoffnung auf! — O nein. Sie sah, daß dies „zu nichts führte"; zu nichts „Reellem" — in übersehbarer Zeit; sie fand, sie habe sich dafür genug angestrengt; mochte nicht länger; gab die ganze Geschichte auf und ließ fünf gerade sein.

Komödie, Komödie! Kalte, klare, korrekte Berechnung alles! So und so viel Zeit und so und so viel Liebe verwende ich auf diesen Menschen; geht es, so ist es recht; geht es nicht, — so falle ich auf meinen Alten zurück.

— Echt weiblich! Adieu, Madame! Gewiß war ich naiv; lächerlich, unverzeihlich naiv. Aber glücklicherweise nicht so dumm, wie Du glaubst.

*

Wenn ich bei Nacht nur schlafen könnte! Das Brom hilft nichts mehr . . .

Ich werde so stumpf. Gehe den ganzen Tag in Schlaftrunkenheit herum. Fräulein Berner predigt mir von irgend welchem Badeort. Das ist zu teuer. Und zu langweilig. Ich habe einmal Gretsen probiert; aber „da drunten ist es fürchterlich . . . und der Mensch versuche die Götter nicht" . . .

Werde mit Kvaale reden.

*

— Jetzt könnten wir vielleicht „uns finden, wir zwei", sie und ich; nun sind wir beide weniger sentimental. Ich, mindestens. —

Möchte wissen, welche Art von Ziererei es veranlaßt, daß man sich sträubt, das Weib, welches man liebt, zu seiner . . . „Maitresse" zu machen?

*

Das ist doch meine schlimmste Affaire.

Zweimal habe ich früher den Meridian passiert - - (abgesehen natürlich von den vielen malen, wo ich ihm mehr oder weniger in die Nähe kam). Beidemal löste die Krankheit sich nach drei resp. einem Jahr in eine stille Sentimentalität auf, die dann vielleicht noch nicht ganz geheilt, aber jedenfalls nicht mehr gefährlich war.

Diesmal nimmt die Krankheit eine schlimmere Wendung. Vielleicht habe ich nun geringere Widerstandskraft. Vielleicht sind späte Leidenschaften überhaupt naturwidrig. Dieses traurige, herbstliche Gefühl, daß dies vielleicht das letzte Mal ist, daß der große Pan sich niemals mehr in mir rühren wird, — es wirkt wohl auch mit. Es ist so unbarmherzig verzweifelt.

— — Na, ganz einfach: diese Geschichte ist die ärgste, weil sie die dümmste war.

*

Dr. Kvaale will mich in die Berge schicken, — selbstverständlich.

„Sie leben ein bischen stark", gellt er, „und sitzen zuviel im Zimmer und phantasieren; das taugt nichts. Hinaus und sich auffrischen, Väterchen! Bergluft, das ist etwas für Sie, — frisch wie Champagner gegen diese tote, träge Luft hier unten im Flachland. Nicht zu reden von dem Kehrichtkistengeruch, den man hier in Kristiania „Luft" nennt"!

Ja, ja; ich werde etwas Moos auftreiben müssen und auf die Wanderschaft gehen. Allerdings bin ich faul geworden und allerdings hänge ich ziemlich fest am hiesigen Pflaster . . . und an meiner Ecke im Grand u. s. f.; — eine bleichgedunsen, halbkahle, ältliche Karl-Johanns-Straßen-Figur bin ich geworden; . . . aber es kann nicht schaden, für eine Weile heraus zu kommen und neue Eindrücke zu empfangen, unter dem Einfluß nur neuer Suggestionen zu leben.

Die romantischen Erinnerungen der Fußtouren und Almenbesuche meiner Jugend locken und locken; Hornklänge und Kuhglocken, Huldren und Sennerinnen! Wenn ich zurückkehre, habe ich vergessen — alles.

XI.

(An Bord des Dampfschiffs, 2. Juli.)

Herrlich, an Bord zu gehen. Von überall weg; der ganzen Welt adieu sagen. Zu fühlen, wie der Seewind die müde Stirn einhüllt . . . und dann über die Schären hinaus, und Kristiania von sich geben.

Ich wünschte, ich könnte bis ans Ende der Welt segeln. Dies bischen Küstenfahrt ist ja nur eine Parodie.

Jedoch in Hiterdal giebt es reine Luft. Und ich habe nun einmal die Idee, daß ich das leise, gebrochene, naive, treuherzige Klingelingkling der alten Glocken der Kirche wieder hören will.

*

Den Langesundsfjord passiert.

Ich stand und erbrach mich und dachte an die Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit? — Diese Wellen, welche über die Tiefe der Wasser hinjagen, . . . sie finden gewiß, daß ihr Dasein sehr sinnlos ist. Wenn aber die Einzelwelle daraus schließen wollte, daß sie auf einer transcendentalen Meeresfläche weiterrollen werde, wenn sie eines Tages an den Klippen des Strandes zerbrochen und zerschmettert da liegt . . .

*

(Hiterdal*). Im Hotel).

Wer reist, gleicht dem Menschen, der sich auf einen Stein setzt. Er hat einen „doppelten Genuß" —: erstens, den des Setzens, zweitens, den des Wiederaufstehens.

---

*) Hiterdal befindet sich südlich von Kongsberg am Hiterdalstrand, einem See. Bekannt die schöne alte Holzkirche von Hiterdal mit mächtigem altnordischem Schnitzwerk. Die Trolde (sprich Trolle) sind mächtige Berggeister in der Art unseres Rübezahl. Die Huldre eine Art von überirdischer Sennerin, eine norwegische Bergnymphe, schön von Angesicht, doch mit einem Kuhschwanz. Sie besitzt einen eigenen Hof, eigene Herden und verlockt manchen Hirtenknaben.

Eine Reise hat zwei schöne Momente —: der erste ist der, mit seinem Koffer an Bord zu steigen, und der zweite, müde vom Schlingern und dem Maschinenölgeruch, — wieder ans Land zu steigen.

Woran erkennt man den Unglücklichen? — Daran, daß er immer so froh ist, wenn er seinen Reisekorb packt.

*

— — Norwegen ist, wie das alte Hellas, — nicht ein Land, sondern ein Weltteil. Jeder Distrikt ist ein Reich. Bald herrscht die See vor, bald das Fjell, bald der Wald, bald die grüne, bebaute Flur; bald vereinigen mehrere oder wenige dieser Grundmotive sich zu sicheren oder knapperen Harmonien.

Die Natur hier und die Natur westlich vom Fjeld, — verschieden wie A Dur und Moll. Man kann in wenigen Tagen eine ganze Skala von Landschaftstouren durchreisen. Von der schwärzesten Düsterkeit und der ödesten Oede zur weichsten Anmut und dem lichtesten Lichten.

Auf gleiche Art ist die Bevölkerung variiert.

Die alte Einteilung in kleine Reiche war die natürliche. Was in aller Welt geht Numedalen denn Thelemarken an? — Es liegt ihm fern wie ein Märchen. Oder was hat Thelemarken mit Sätersdalen zu thun, oder mit Hardanger? — Königreiche, Königreiche; Entfernungen, in denen Prinzen und Prinzessinnen herumirren können, „weit und weiter als weit", Trolde treffen können und Troldfrauen, Huldrehöfe, Schlösser, und endlich irgendwo hinkommen, wo alles das bare Wunder ist.

Eigentlich war sie ein Verbrechen, die That, welche 872 im Hafrsfjord*) ihren Anfang nahm. Erst all den einzelnen Reichen — Kopf ab!; dann all den großen Geschlechtern — Kopf ab!; schließlich als letzte Folge: Kopf ab vom letzten großen Geschlecht und damit auch von Norwegen. Nun liegt dies einst so aristokratische und sagenreiche Land da und treibt als elendes, demokratisches Flachpram daher, angefüllt mit Schillingspolitik, Stavangergottesfurcht,**) Blaustrumpftugend und Skydsschaffnerbildung.***)

*

Es sollte ein König sitzen auf jedem Naes.****)

Nicht so ein „konstitutioneller Monarch", welcher das Muster eines Familienvaters ist, wie seine Königin das Muster einer Familienmutter; Seekönige, Seeräuber sollten es sein, Krieger, Adelsmänner, grands seigneurs, welche Glanz und Macht zu schätzen wissen; es verstünden, die Lust und das Grauen der Welt zu genießen, Wein und Blut und nackte Leiber.

Bei ihnen sollte man Helden treffen und die Skalden sollten sich da wohl fühlen, und schöne, stolze unzüchtige Weiber sollten zu Thaten und Liebe, zu Gesang und Verbrechen entflammen. —

---

*) Durch den Sieg bei Hafrsfjord unterwarf Harald Haarfagra sich als erster ganz Norwegen.

**) Stavanger, Wohnort von Lars Oftedal, der bis zu diesem Jahr, das ihn als Heuchler entlarvte, eine Leuchte des Pietismus, der Wortführer der religiösen Fanatiker war.

***) Skydsschaffner, die Personen, die verpflichtet sind, auf den Poststraßen den Reisenden Wagen und Pferde zu liefern.

****) Naes, Nase, schmale Landzunge.

— Träume, Träume. Es ist verboten, Seeräuberei zu treiben. Es ist auch verboten, Krieg zu führen — ohne Erlaubnis des Storthings. Also keine Helden. Und was die Skalden und die Weiber angeht, so sitzen sie nun einträchtig beisammen und weben Frießtuch und halten Sonntagsschule.

Und anstatt eines Königs sitzt ein Laienprediger auf jedem Naes.

*

Täglich spaziere ich zur alten Kirche.

Da sitze ich und träume und werde wieder romantisch. Solch eine kleine alte komische Kirche, wo Kinderglauben und Barbarenphantasie und starke einfache Gefühle aus jeder Form hervorstrotzen und wo Sagen, Gespenstergeschichten, Leichenbegängnis-, Hochzeits- und alte Geschlechts- und Familienromantik unter jedem Balken nistet, das ist doch endlich etwas. Sogar ein alter gegerbter Rationalist wie ich wird förmlich gerührt. „Komm her zu mir und ich will Dir Ruhe schenken", sagte die alte, teerhölzerne Bauernkirche zu mir, und ich komme und finde Ruhe.

Wäre da nur ein so recht alter und recht bärtiger Wilder von einem Priester, einer aus Christian V.*) Zeit oder von da herum, ein vorheriger Seeräuber und Raufbruder . . . oder auch ein kleiner, runder, gemütlicher, vertrunkener aus der Zetlitzperiode**) —

Hinein in die Kirche gehe ich übrigens nicht. Man hat sie ja restauriert. Die Armenkasse war auf den Beinen; alles, was drin alt gewesen und seltsam und komisch und unlaienhaft, ist weggefegt. Die Kirche ist entchristlicht. Ich habe eine Photographie von ihrem jetzigen Innern gesehen; es ist gebürstet wie ein Bürgersfrack, nüchtern, leer wie eine von diesen Stapelplatzkirchen drinnen in Kristiania.

Und dann befindet sich ein Album drin. Ein Buch, in das der Touristenpöbel aus aller Welt sein idiotisches Paulsen oder Persen hineinzeichnet, — als ob das hierher gehörte. Das ist abscheulich. Nicht genug, daß man in den Gasthöfen von diesen profanen Grauhosen geplagt wird: sogar die Kirche riecht nach Touristen. Nach Touristen und nach Jetztzeit. — Bei Gott, wenn solch ein Paulsen oder Persen danach trachtete, die Kirche von Hiterdal inwendig zu sehen, so müßte er an einem Predigtsonntag heraufkommen und hineingehen und demütiglich ganz unten bei der Thür sitzen und Buße thun, daß er sich herein gewagt in das alte Gottesheiligtum.

*

Die Alten haben recht. Es giebt nichts in der Wirklichkeit, worauf man bauen kann; Macht, Ehre, Reichtum, Glanz, alles ist Makulatur, und die Liebe, das Weib — pfui Teufel! —

Also sich ein Traumreich bauen, in welchem Ewigkeit und Frieden herrscht. Sich eine Kirche bauen.

Jesus, Maria, — bitt' für uns!

*

*) Christian V. (1670—99) führte vier Jahre lang einen überaus tapferen Krieg gegen Schweden; es handelte sich dabei um den Besitz von Schonen; in diesem Krieg zeichnete sich u. A. der Seehelb Niels Juel aus.

**) Jens Zedlitz. 1761—1821, Priester und Dichter; er besingt den Wein und die Lebensfreude wie kein zweiter Norweger.

(Gegen Abend — droben im Walde. Sonntag.)

— — Stille. Nicht ein Laut. Nur hie und da, weit in der Ferne, ersterbender Kuhglockenklang, von einem Lufthauch heraufgetragen.

Lichte, friedliche, heilige Stille; Sonntagsstille.

Ein Eichhorn hüpft unbekümmert einen Baumstamm hinan, setzt sich auf den untersten Zweig und schmatzt.

Die Sonne sinkt. Rotes, warmes Licht auf dem tiefen Saftgrün der Berghänge; bleiches Sonnengold, welches weit hinauf die gelben Föhrenglieder umspült. Lange blaue Schatten legen sich über das Wasser und den Thalgrund.

Mir wird so wohlthuend still zumute; nur hie und da höre ich mein Herze schlagen. Und dann dieser ferne Ton, der manchmal hierher getragen wird — ein Nachhall, ein Widerhall, — vielleicht von einem Lur*) oder von einem Lockruf**). Wer weiß, was für eine rotwangige Senndirne es sein mag, die da droben herumgeht und ihre Kühe lockt. Vielleicht die Huldre, — obwohl sie nun, im Sommer wohl weiter drinnen in den Bergen wohnt.

Die Sonne sinkt mehr und mehr; bläsſer und bläsſer flutet ihr Gold über die Welt. Die Schatten werden länger, tiefer, die Stille so still, daß man den Athem anhält.

„Du kennst im Hochwald den dunklen Hain,
Wo die Elfen horsten und hausen;
Durchwanderst Du ihn, so schweige fein!
Selbst der Nix da drin läßt die Harfe sein
Nur leise, ganz leise erbrausen".

— — — — — — — — — — — — — — — —

*

Wie wohlthuend, eine Weile von der Marterbank losgekommen zu sein.

Täglich und beständig dieselben Eindrücke, — das ist's, was verrückt macht. Das ist der Tropfen, der einem so stetig, stetig auf den Scheitel fällt, in unbarmherzig regelmäßigen Zwischenräumen. Die Seele war mir wund geschunden. Immer die gleichen Straßen, Plätze, Menschen, Aussichten . . . sie verletzten meine Netzhaut, wurden in meinem Hirn zu immerwährend wiederholten Nadelstichen.

Diese reine, freie, ruhige Natur labt mein Gemüt wie ein kalter Umschlag. Alles ist mir angenehm; sogar die phantastisch gekleideten Bauern gefallen mir; sie kontrastieren so wohlthätig gegen den Kristiania-Stockfisch. Und ihre Sprache — unendlich feiner und reiner und aristokratischer klingt sie mir als dieser brutale Ostlandsdialekt; — ich bin noch Westländer genug, um die heisere Rauheit des „Viken"schen***) Sprachtons zu hören. — Die trockenen, meckernden Bureaukratenstimmen, welche in den Salons von Kristiania die gebildete Konversation führen, können auf die Dauer aber auch die Geduld eines Ohres ermüden, das musikalische Ansprüche macht.

Ob es nun die „Bergluft" ist oder all die neuen Eindrücke oder die notgedrungene Einschränkung im Gebrauch von Alkoholika, — genug, ich bin

*) Der Lur ist ein langes, hölzernes Rohr von Trompetenform, das die norwegischen Hirten blasen.

**) Der Jodelton, mit dem die Sennerin das Vieh zusammenruft.

***) Viken, die Gegend rings um den Kristiania-Fjord.

ruhiger. Es plagen mich nicht so immerfort die gleichen Gedanken. Und ich habe Widerstandskraft. —

Ich kann wirklich oft herumgehen und an andere Dinge denken. Ohne besondere Anstrengung. Und wenn sie kommt, so verjage ich sie wieder mit ihrem Kehrbesen von einem „Ehemann".

Na, naturam furca . . . Bei Nacht ist es am schlimmsten. Ich träume, daß sie aus Verzweiflung geheiratet; daß sie flott lebe, um ihrer Ehe zu vergessen; daß sie eines Tags plötzlich sieht, es geht nicht; davonläuft; zurückflüchtet zu dem Einzigen, den sie lieb hat; mir nachreist; mit der Eisenbahn bis Kongsberg, mit Skyds nach Hiterdal; das Hotel erfragt, das Zimmer . . . anklopft, hereinstürzt; Thränen, Umarmung —: „hier bin ich; nimm mich hin!" — —

— Aber ich kann schlafen, wenn ich ein Quantum Bier getrunken.

Zwei schwere, schwere Landplagen giebt es hier; die Touristen und die Zeitungen.

Die Zeitungen sind insoferne die bösere, als man nicht anders kann, als mit ihnen sich einlassen. Und dann findet man eben jedesmal dieselbe Fadaise.

Politik und Politik. Nun hat dieser Anhänger der Rechten sich da blamiert, und hat jener Anhänger der Linken dort Fiasko gemacht. Und wenn es sehr hoch kommt, ein Feuilleton über die Frauensache.

Nie kann man hier zu Lande mit irgend etwas fertig werden! Erwischt man einmal ein kleines Stümpfchen „Idee", so kaut man daran, bis es faul riecht. —

Rare Tiere, übrigens, diese Emanzipierten. Sie hassen den Mann und all sein Wesen, arbeiten aber gleichzeitig mit aller Macht daran, diesem selben widerwärtigen Manne nachzuahmen. „Das Weib handelt immer unlogisch".

Nur in einer Hinsicht fordern sie, daß der Mann ihnen gleiche, nämlich in der Tugend. Es ärgert sie, daß sie sollen herumgehen müssen und anständig sein, während er, der Laban, sich es so leicht macht, daß man davon Junge kriegen könnte; er soll sich bekehren und werden wie eine von uns! sagen die Blaustrümpfe.

Ich dachte mir folgende Mystifikation aus, die ich bei Gelegenheit drucken lasse —:

Der heilige Augustin sagt, das Weib dürfe niemals mehr als wie einen Mann haben; dagegen ist es ein natürlich Ding, daß der Mann mit mehreren Frauen umgehe. Der Kirchenvater erklärt das auf folgende Weise.

Der Mann ist des Weibes Gott; aber mehr als einen Gott haben ist nicht gestattet. Anders auf der anderen Seite. Für den Mann ist die Frau höchstens sein Engel; aber daß ein Gott mehrere Engel hat, ja, sogar viele Tausende solcher, das streitet keineswegs gegen die heiligen Schriften; vgl. Off. Joh. . . .

— Aber richtig, — die Blaustrümpfe haben nicht einmal mehr vor den Kirchenvätern Respekt.

*

Hier oben wird man so arm im Geiste, das man selbst Zeit findet, sich mit der Frauensache zu beschäftigen. Bliebe ich noch ein paar Monate hier, so käme ich so weit, mich auch für Politik zu interessieren.

Was ist „Weiblichkeit"? — Der betreffende Zeitungsblaustrumpf ließ sich verlauten, daß sie das Ding nicht kenne. Das glaube ich gern.

„Wenn die geehrten Herren uns einmal den Begriff ‚Weiblichkeit' definieren wollten!" seufzt sie. Und sie fügt stricknadelspitz hinzu: „oder am Ende können sie es nicht?"

— Nein; das ist es gerade. Wir können nicht.

Nämlich: die Weiblichkeit ist das am Weibe, was macht, daß der Mann sich in sie verliebt. Und was ist das? Warum verliebte ich mich in ein weibliches Wesen, das mir nur halb und halb gefiel und vor dem ich kaum viel Achtung hatte? — Schweigen.

Weiblichkeit ist: der Inbegriff all der Eigenschaften und Eigenheiten, der Vorzüge und Fehler, welche das Weib für den Mann begehrenswert machen. Was *sind* das für Eigenschaften? — Schweigen.

Gleicherweise ist Männlichkeit das beim Manne, was das Weib dazu bringt, sich in ihn zu verlieben. Es können das Eigenschaften oder Eigenheiten sein, Vorzüge oder Fehler; es ist das alles zusammen „männlich", — wenn es dem Weib zusagt.

Das heißt, „Weiblichkeit" ist wie „Männlichkeit" das — Undefinierbare. Das Mysteriöse. Gefühlsbegriffe; Begriffe, die der Gattungsinstinkt geschaffen hat. Der Mutterinstinkt des Weibes sagt: „der und der soll der Vater meines Kindes sein", und sie nennt das Wesen dieses Mannes männlich. Der Vaterinstinkt sagt: „dieses Weib soll die Mutter meines Sohnes sein"; fragt man den gleichen Mann, warum? — so antwortet er: „weil dieses Weib mir so weiblich ist". Punktum!

— Grausam charakteristisch, daß der Blaustrumpf diese Begriffe „definiert" haben will.

(Fortsetzung folgt.)

Neues
zur Erinnerung an Gustav Theodor Fechner.*)

Von
Wilhelm Bölsche.

„Neues zur Erinnerung" ist fast kühn gesagt.

Seit Fechners Todestag, dem 18. November 1887, ist im Verhältnis zur Bedeutung des Mannes erstaunlich wenig über ihn geschrieben worden.

Er war kein lärmender Prophet gewesen, der auf dem Markt redete. Die Zeit, da er als sinniger Naturphilosoph eine Stimme bis in blumenfreundliche Frauenkreise hinein gewonnen, konnte wohl längst als endgiltig abgeschlossen gelten. Seine große, exakte Fachforschung auf dem Gebiete der Psychophysik war ihrem Wesen nach wie wenige ungeeignet, populär zu werden. Seine grundlegende „Vorschule der Aesthetik" hatte es in fünfzehn Jahren nicht zu einer zweiten Auflage gebracht. Auf die Studentenschaft Leipzigs übte der greise, gebrechliche Professor, der eigentlich nur ehrenhalber seit Jahrzehnten noch so „mit dazu gehörte", längst keinen nennenswerten Einfluß aus. Und selbst wer den edlen Menschen einmal schätzen gelernt, das eine oder andere Hauptwerk gelesen, dem hielt es schwer, ein Gesamtbild sich zu gewinnen, das Lust zum Schreiben gegeben hätte. Wechselnde, einander anscheinend widersprechende Bilder aus der Laufbahn des Siebenundachtzigjährigen schoben sich ihm übereinander; giebt es doch von den Stock-Spiritisten bis hinüber zu den Moleschottischen Stock-Materialisten kein Lager, das nicht gelegentlich mit Fechners Kalbe gepflügt, und schwankten doch die Urteile innerhalb dieser siebzigjährigen litterarischen Laufbahn von dem „gefährlichen Halbwisser" (Vorwurf von Seiten Schleidens, des Entdeckers der Pflanzenzelle, der indessen später von Schleiden selbst zurückgenommen wurde) bis zu dem mathematischen Antichrist, der uns verführen wollte, selbst die schöne, nackte Seele in ein Corsett von Zahlen zu pressen, ja die Aesthetik von „unten" her rein naturwissenschaftlich aufzubauen — zum Entsetzen aller ästhetischen Rentiers unserer Hochschulen, die von „oben" ihre Papiere verzinst erhielten.

Und doch that es uns not, daß ein Wissender diesen Bann durchbrach, diese Dissonanzen löste.

---

*) Gustav Theodor Fechner (Dr. Mises). Ein deutsches Gelehrtenleben von Prof. Dr. jur. J. F. Kuntze, Geh. Hofrat. Mit drei Bildnissen. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1892.

Denn der alte Mann, der von uns geschieden, ist in Wirklichkeit kein verlöschendes Flämmchen vom Hochaltar einer versinkenden Zeit gewesen, wie so mancher heute, der noch zu uns spricht, aber nicht mehr mit uns denkt. Er hat mit uns gedacht, für uns gedacht bis zum letzten Atemzuge. Zieht sich sein langes Leben auch in seltsamen Arabesken, von denen gleich die Rede sein soll, über mehr als Dreiviertel eines Jahrhunderts weg, so ist doch meines Erachtens gerade das letzte Viertel eben dieses Jahrhunderts, das wir durchlebt und durchleben, recht eigentlich erst die Zeit, da das Ganze — als Ganzes — handelnd und zeitgemäß wird.

Schon an gewissen äußerlichen Punkten ist das leicht verständlich zu machen. In der Kunst war Fechner ausgesprochenster Realist; er verlangte Lebenswahrheit als erstes und höchstes. Einseitiger Kultus irgend einer Norm war ihm ein Gräuel, — so der der Antike. In den Gymnasien wünschte er Mathematik und eine moderne Sprache als Hauptbildungsmittel und Ersatz für die antike Sprache und Kultur. Und Hand in Hand damit ging eine gewisse Abneigung überhaupt gegen die Uebertreibung des Sinnes für das Geschichtliche, die Sentimentalität vor Ruinen, den Ahnenkult. Die „Weltgeschichte" verschwand ihm vor der „Natur". Als er im Alter noch Rom besuchte, machte es ihm geringen Eindruck, während er aus kleinen Naturbeobachtungen bei Gelegenheit einer viel kleineren Sommerreise unerschöpflichen Gewinn zog. In engste Verhältnisse des Leipziger Kaffeephilisters mehr als ein Menschenalter scheinbar gebannt, war er doch dem Bücherhocken durchaus abhold; auf eine Bibliothek legte er keinen Wert; seine Freude war (ähnlich wie bei Darwin, nur daß die Verhältnisse materiell engere und resigniertere sein mußten), mit kleinen, aber beharrlichen Experimenten irgend einen eigenen neuen Weg ins Herz alter Fragen sich zu suchen. In all diesen Zügen lebt unvergleichlich mehr der Mensch aus der zweiten, als der aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, viel mehr der moderne Geist, als der „deutsche Gelehrte alten Schlages", den Kuntzes Biographie oft sehr unglücklich aus ihm machen will. Man kann eben modern sein auch zwischen dem schlichten Studierschemel und dem Kaffeehaus im Leipziger Rosenthal: die Art macht's, nicht der Rock. Fechner trug zeitlebens seine alten Röcke, wie Schopenhauer; aber der Mensch darin stand mit beiden Beinen in der Gegenwart.

Und vollends das, wenn man nun neben jenen zufällig auch dem Entferntesten „aktuell" erscheinenden Meinungen seine tiefen, großen Züge zu fassen sucht. Auf der einen Seite die unbegrenzte Wahrheitsliebe. Sie ist die eigentliche helle Sonne über diesem ganzen schicksalsgeprüften Forscherleben, das wiederholt der wirklichen Sonne in langen, bangen Krankheitszeiten bis auf das letzte Lichtstäubchen entsagen mußte. Die Wahrheitsforschung ist bei Fechner gleichzeitig aber immer ein Autoritätskampf. Tolerant bis zum Aeußersten, ein weiches Gemüt, das keine persönlichen Gegner kannte, faßte er doch auf der anderen Seite diese Wahrheit nie als ein Ruhekissen, als etwas Dekretiertes, Ueberliefertes, sondern erst als etwas, was wir erringen sollen, und sei es auch im schärfsten sachlichen Kampf.

Man muß das letztere besonders im Auge behalten, wenn man in den Zickzackwegen seiner Bahn einen logischen Faden finden will. Die Legende erzählt, Fechner habe fromme, gläubige Besucher durch stundenlange, ernsthafte Debatten zum naturwissenschaftlichen Realismus bekehrt und unmittelbar danach einen eingefleischten Materialisten bis zum Bankerott seiner ganzen Weltanschauung zu Gunsten der Möglichkeit übernatürlicher Dinge getrieben. Mit übersetzter

Hyperbel heißt das, daß Fechner stets nur das als „Wahrheit" dulden wollte, was auch der schärfsten Dialektik stand hielt und lieber jemand die Methode des Fragens beibrachte auf Kosten seiner bisherigen Resultate, als daß er ihn auch ferner blind diese Resultate als Autorität hinnehmen ließ. Wurden ähnliche dialektische Schlachten gegen ihn selbst geführt, so empfand er das ausnahmslos als Glück. So sagt er von einem äußerst scharfen Kritiker seiner Psychophysik, niemand habe seines Erachtens der Psychophysik bisher größere Dienste gethan, als Müller, „vor dessen darauf eigens zugespitztem Scharfsinn kaum ein möglicher Einwand im Versteck geblieben sein dürfte". Wie liebenswürdig solche Schlachten übrigens verliefen, beweist der gelegentliche Umstand, daß Fechners intimster Freund der Aesthetiker Weiße war, ein Mann, der geradezu in jedem Punkte das Gegenteil Fechnerscher Weltauffassung vertrat, bis in solche Kleinigkeiten hinein, wie etwa die Vergötterung von Cornelius, den Fechner nicht ausstehen konnte. Von einer solchen Neigung heraus begreift sich aber, wie Fechner skrupellos seine methodologischen Waffen auch gelegentlich an Dingen erproben durfte, deren Voraussetzungen zugestandener Maßen noch oder vielleicht sogar für immer in der Luft standen — wußte er doch, daß die Methode auch in solchen Fällen sachlich nichts schaden und selbst noch weniger Schaden leiden könne. So entstanden ihm Märchen, spaßhafte mathematische Constructionsaufgaben aller Art, die zu den drolligsten, sinnvollsten Resultaten führten und eine Aussicht gaben, wohin scharfe Methode bei hypothetischen neuen Erfahrungsgrundlagen wirklich noch leiten könnte. Bei einer gewissen Reihe Fechnerscher Arbeiten aus der Mitte seines Lebens muß hier allerdings wahrscheinlich auch noch einer seltsamen, subjektiven, vielleicht fast pathologischen Ursache Rechnung getragen werden. Davon später. Im Wesentlichen aber bleibt als Grundzug auch aller dieser „Extravaganzen" gerade die Ruhe und Sicherheit des Bewußtseins für die echte Forschung. Als vorurteilsloser Physiker hat Fechner die Od-Experimente Reichenbachs zersetzt, und die eigentlichen Auswüchse des Spiritismus stießen bei ihm auf geharnischte Skepsis, so lebhaft sein Interesse an der Möglichkeit von Wissensbereicherung selbst nach dieser Richtung hin war. Bekannt ist, wie er Zeuge einiger Zöllner'scher Experimente mit Slade war; neuerdings läuft ein Tagebuch von seiner Hand durch spiritistische Zeitschriften und Kompendien, das jene seltsamen Vorgänge eingehend erörtert; obwohl der Stil für Fechners Autorschaft spricht, ist doch vielleicht nicht unwichtig, hier zu verzeichnen, daß der Biograph Kuntze, der Fechners Nachlaß ausgiebig benützt, dieses Tagebuch im Original nicht gefunden hat; es liege ihm „in einer Abschrift" vor, deren Authenticität von ihm nicht verbürgt werden könne!

Ist es nicht das Herz gerade unserer Zeit, das in Beidem jener einen Seite klopft: dem heilig glühenden Wahrheitsdrang — und der trotzigen Autoritätsverachtung, die lieber das vollkommene Nichtwissen der Wahrheit will, als eine schöne, aber bloß überlieferte und geglaubte Wahrheit? Andererseits aber ist das höhere Schachspiel mit Ideen, das der geistvolle Forscher in gewissen Perioden und Mußestunden seiner harten Denkerbahn betrieb, nicht erst recht etwas Typisches unseres Jahrhunderts? Die Harmlosigkeit allerdings ist in fremden Händen dem Spiel abhanden gekommen. Ich denke dabei an einen großen Teil unserer gerade im Moment wieder lebhafter sich regenden philosophischen, ethischen, ästhetischen Systeme, die unsere Kulturwelt blenden. Fast alle tragen sie im innersten Kern das Gepräge eines solchen Fechnerschen Schachzuges. Riesenhafte Aperçus, bauen sie sich auf unbewiesenen Voraus-

setzungen empor und erhalten sich, allein durch die innere Konsequenz der Methode, eine Weile als sonnenhafte Seifenblasen. Was ihren Wert verdirbt, ist dabei die Verdrängung der Spielfreude durch die Spielleidenschaft. Wo die Fechnerschen Märchen den prickelnden Reiz empfingen: vor der Möglichkeit wenigstens eines leisen Anklingens an den wahren Sachverhalt (etwa bei dem sinnigen Ausbau einer immer noch halbwegs greifbaren Unsterblichkeitslehre) — da wird dort grob operiert mit einem absichtlichen Verschwimmenlassen der Grenzen von Wirklichkeit und Fiktion, von wissenschaftlicher Hypothese und freier Dichtung, — sehr zum Schaden des Laien. Im echten ästhetischen und philosophischen Fin-de-siècletum freilich tritt zu diesen Zügen noch ein starkes pathologisches Element. Seltsam genug aber (und erst die jetzt vorliegende Biographie hat es uns verraten) ist auch Fechners Thätigkeit gerade nach dieser Richtung hin von pathologischem Einfluß einmal wenigstens unbedingt auch nicht frei gewesen. Wie er sich davon wieder losgerungen, ist um so gewaltiger. Das dunkle Gespenst, das jeder nervös überreizten Zeit inne wohnt, das unter uns greifbarer als je umgeht, das uns den geistvollsten all unserer neueren Philosophen, Nietzsche, erst jüngst wohl für immer geraubt hat, — es ist der stillen Gelehrtenstube des Leipziger Professors vor langen Jahren schon einmal genaht. Wie ein Vorkämpfer, so war er auch schon ein Märtyrer für uns. Mitten aus seiner Wissenschaft heraus wuchs ihm die graue Gestalt, — aus dem Klarsten das Verwirrende. Aber er hat sie überwunden. Und das ist von Neuem das Vorbildliche, das Befreiende an ihm. Auch unsere Zeit hat eine Krisis durchzumachen, in der ihr edelstes Gut, die rückhaltlose Wahrheitsforschung, nur zu oft zum Dämon wird, der ihr Mark bedroht. Aber der stille, eiserne Willenskampf, mit dem der vereinsamte, blinde Gelehrte einst vor langen Jahren schon dasselbe Ungetüm bezwang, um dann noch lange Jahrzehnte wieder völlig Herr seiner selbst zu sein, muß zweifellos auch uns gelingen.

Fechner ist für jene schwerste, aber zugleich merkwürdigste Periode seines Lebens sein eigener Biograph geworden, der in musterhaften Aufzeichnungen den Sturm beschrieben hat, der über ihn wegging. Es giebt wenig Dokumente von so einzigartigem psychologischem Wert aus unserer biographischen Litteratur.

Bis gegen sein vierzigstes Lebensjahr hin war Fechners Bahn eine außergewöhnlich glatte. Aus bescheidenem sächsischen Pastorenkreis erwachsen, verlebte er doch eine sehr glückliche Jugend, wie er denn im Sinne des Gemüts zeitlebens einer von den „Unentweihten“ geblieben ist. Sein Geist entwickelte sich früh. Schon mit fünfzehn Jahren war er fertiger Primaner. Im Materiellen mußte er sich hart durcharbeiten, goldene Berge sind auch später nie sein Eigen gewesen. Aber er kam durch. Im zweiundzwanzigsten Lebensjahr habilitierte er sich schon in Leipzig. Er erhielt noch ein Stipendium zu einer Studienzeit in Paris; dann (1831) bekam er die außerordentliche Professur; wenig später folgte die ordentliche, — in seinem dreiunddreißigsten Jahr. Er heiratete seine erste Liebe, und da die Familie sich nicht vergrößerte, reichte der karge Professorengehalt zu einer gewissen Behaglichkeit des Lebens. An innern Kämpfen hatte es inzwischen nicht gefehlt, aber sie verliefen glatt. Vom Theologenstandpunkt des Vaterhauses fort hatte der junge Student sich zum völligen Atheismus durchgerungen. Dann erfaßte ihn nach Lektüre Okens eine Weile der Strudel der bekannten deutschen „Naturphilosophie.“ Allmählig aber wurde er auch von dort wieder, namentlich durch seine Uebersetzung von Biots physikalischem Lehrbuch, in eine exaktere Bahn gelenkt, „indem mir“, wie er selbst sagt, „da-

durch zum Bewußtsein kam, daß nur auf solchem Wege zu klaren, sicheren und fruchtbaren Resultaten in der Naturwissenschaft zu gelangen sei. Doch ist der Einfluß jener Periode in der Ansicht einer einheitlichen Gipfelung und geistigen Durchdringung der Natur mir verblieben und hat in späteren Schriften Ausdruck gefunden, ohne daß ich dann die Schelling-Okensche Auffassungsweise noch für maßgebend gehalten hätte." Sehr bitter war dem angehenden Physiker das Bewußtsein, es „mit aller Mühe in der Mathematik wegen mangelnden Talentes dazu nicht weit bringen zu können." Die Klagen darüber ziehen sich durch sein ganzes Leben, genau wie Darwin stets von sich klagte, er sei kein geschulter Physiologe und Anatom. In Wahrheit waren Fechners positive mathematische Kenntnisse sehr bedeutend. Er hatte aber ein instinktives Gefühl für ein Spezifikum des echten mathematischen Talents, das ihm fehlte. Wie Humboldt seinem Gauß, so ordnete auch er sich bedingungslos nur seinen mathematischen Freunden als Höheren unter. Man wird aber daraus nicht den voreiligen Schluß von einer wirklichen Hegemonie des mathematischen Spezialsinnes innerhalb der Naturforschung schlechthin ableiten dürfen. Die unwiderleglich bahnbrechende Rolle, die kombinatorische, aber nicht spezifisch mathematische Geister, wie Humboldt und Fechner in der Naturwissenschaft gespielt, dürfte eher gerade das Gegenteil beweisen. Und ein naturwissenschaftlicher Schulunterricht beispielsweise, der bloß Mathematik lehren wollte als Grundlage des Ganzen, müßte wohl ebenso falsch die Talente wiegen und genau so viel Unheil anrichten, wie unser gegenwärtiger extrem philologischer! Das nebenbei.

Es war ums Jahr 1840. Fechner war junger Ehemann und neugebackener Professor der Physik — das erstere nur unter der Voraussetzung, daß letzteres ihm die nötigen Subsistenzmittel liefere. Da begannen die ersten Spuren eines seltsamen Leidens fühlbar zu werden. Uebereifriges Nachdenken auf philosophischem Gebiet, zwangsweise Frohnarbeit bei Bewältigung einer nur halb erwünschten litterarischen Arbeit (Bearbeitung eines achtbändigen Lexikons) hatten gemeinsam zu einer zunächst rein nervösen Ueberreizung geführt. „Ich vermochte meinem Gedankenlauf nicht mehr willkürlich Einhalt zu thun, immer und unter jeder Umgebung kehrte er zu denselben Gegenständen zurück." „Anfälle gänzlicher Abspannung, die mich zu jedem Nachdenken unfähig machten, mit völligem Lebensüberdruß traten ein." Zum Unglück führte sein Studiengang den Professor auf Experimente über subjektive Farbenerscheinungen, denen er sich eifrig hingab. Die nervöse Störung warf sich in Folge dessen mit aller Macht zunächst auf die Augen. Sie versagten nicht durch einfaches Erblinden etwa den Dienst, — es stellte sich vielmehr eine krankhafte Lichtscheu ein, die die Quelle immer wachsender Qualen wurde. „Mein Zustand war bei weitem schlimmer, als der eines wirklich Blinden, der sich frei und ungehindert in freier Luft und durch alle Räume bewegen kann; wogegen ich, um dies zu können die Binde vor den Augen haben mußte. Ihr Druck aber ward wegen ihres jetzt so sehr vermehrten Gebrauches allmählich den Augen lästig, ja unerträglich, daher ich mir allerhand Masken, teils von Zeug, teils von Blech, mit geschlossenen Wölbungen vor den Augen, machen ließ, um diese ohne Druck und Lichtzutritt hinter der Maske öffnen zu können; aber die Wärme und Absperrung der Luft vor den Augen machte auch den längeren Gebrauch dieser Vorrichtungen peinlich. Der Aufenthalt in meiner ganz finsteren Stube, worin ich freilich die Augen frei öffnen konnte, war mir aber auch grauenvoll. Ich hatte den Wunsch, die Augen ganz zu töten, da ich

doch an keine Widerherstellung derselben mehr dachte, und fragte an, ob dies nicht vielleicht durch starkes Sonnenlicht geschehen könne, was mir freilich aufs Entschiedenste widerraten ward. Von meiner Frau war ich fast ganz geschieden, da sie sich teils nicht in demselben dunkeln Raume aufhalten konnte, als ich, teils alles anhaltende Gespräch mit mir vermeiden mußte. So saßen wir bei Tische, wo ich mit der Maske Platz nahm, oft fast stumm zusammen ... Ich hatte täglich mit Verzweiflung zu kämpfen, und der fürchterliche Gedanke, dieses Leiden werde sich noch in eine ferne Zukunft hinausziehen, ja vielleicht durch Schmerzen und Lähmungen, wovon ich schon Anwandlungen zu spüren glaubte, noch vermehrt werden, kehrte selbst in meinen Träumen unter allerhand Bildern wieder, wie z. B. dem eines Folterknechts, der die Marterinstrumente für mich zubereitete. Doch gelobte ich mir immer, auszuhalten bis auf das Aeußerste." Das Uebel beschränkte sich aber nicht auf die Augen. Die Verdauung hörte fast vollständig auf bis zum dräuenden Hungertode. Der Schlaf schwand nahezu ganz. Und mit immer erneutem Ansturm regten sich im Gehirn die Vorboten des Wahnsinns. „Ich beschäftigte mich innerlich mit fast weiter nichts, als mit aller Kraft meines Willens dem Gange meiner Gedanken Zaum und Zügel anzulegen. Ein Hauptsymptom meiner Kopfschwäche bestand nämlich darin, daß der Lauf meiner Gedanken sich meinem Willen entzog. Wenn ein Gegenstand mich nur einigermaßen tangierte, so fingen meine Gedanken an, sich fort und fort um denselben zu drehen, kehrten immer wieder dazu zurück, bohrten, wühlten sich gewissermaßen in mein Gehirn ein und verschlimmerten den Zustand desselben immer mehr, so daß ich das deutliche Gefühl hatte, mein Geist sei rettungslos verloren, wenn ich mich nicht mit aller meiner Kraft entgegenstemmte. Es waren oft die unbedeutendsten Dinge, die mich auf solche Weise packten, und es kostete mir oft stunden-, ja tagelange Arbeit, dieselben aus den Gedanken zu bringen. Diese Arbeit, die ich fast ein Jahr lang den größeren Teil des Tages fortsetzte, war nun allerdings eine Art Unterhaltung, aber eine der peinvollsten, die sich denken läßt; indeß ist sie nicht ohne Erfolg geblieben, und ich glaube, der Beharrlichkeit, mit der ich sie getrieben, die Widerherstellung meines geistigen Vermögens zu verdanken, oder wenigstens halte ich sie für eine Vorbedingung, ohne welche die Widerherstellung nicht hätte zu Stande kommen können. Es schied sich mein Inneres gewissermaßen in zwei Teile, in mein Ich und in die Gedanken. Beide kämpften miteinander; die Gedanken suchten mein Ich zu überwältigen und einen selbstmächtigen, dessen Freiheit und Gesundheit zerstörenden Gang zu nehmen, und mein Ich strengte die ganze Kraft seines Willens an, hinwiederum der Gedanken Herr zu werden, und, so wie ein Gedanke sich festsetzen und fortspinnen wollte, ihn zu verbannen und einen andern, entfernt liegenden dafür herbeizuziehen. Meine geistige Beschäftigung bestand also, statt im Denken, in einem beständigen Bannen und Zügeln der Gedanken." — Das Sprechen hörte auf, bis auf wenige Worte, die schon Schmerz bereiteten. Die Umgebung begann sich mit dem Gedanken dauernder Umnachtung vertraut zu machen. Die Professur wurde provisorisch vergeben. Mediziner begriffen bei der andauernden Ernährungsunfähigkeit die physische Fortexistenz überhaupt nicht. Da, unerwartet, ruckweise kam doch noch die fast noch wunderbarere Erlösung. Theelöffel stark gewürzten, mit Rheinwein und Citronensaft befeuchteten Schinkens leiteten in letzter Stunde noch eine Wiederherstellung der Magenthätigkeit ein, und mit stark gepfeffertem Fleisch in wachsenden Dosen kam allmählich wirklich ein Ge-

nesungsprozeß wenigstens von dieser Ecke aus in Fluß. Aber das Kopfübel dauerte fort. Das dritte Leidensjahr schien hinzugehen. Da gab eine heftige Alteration plötzlich die Fähigkeit anhaltenderen Sprechens wieder. Mit dem mutvollen Versuch, zu sprechen, besserte sich jäh die Gedankenthätigkeit. „Ich fand, daß, wenn ich furchtsam sprach, der Kopf litt, sprach ich aber sozusagen darauf los, ohne es zu übertreiben, so litt er nicht. Ich fand in Folge dessen, daß es sich mit Besinnen und Nachdenken ebenso verhielt.“ Methodische Experimente mit den Augen ergaben ähnliche günstigere Resultate. Kurzes, blitzschnelles Augenöffnen und Anstarren heller Gegenstände wurde als nicht schädlich festgestellt. „Am 5. Oktober, nach einer übel zugebrachten Nacht, morgens noch im Bette, fing ich in einer Art verzweifelter Stimmung, welche alles wagen läßt, an, dergleichen Versuche hintereinander anzustellen, indem ich in die Kammer ein mäßiges Dämmerlicht einließ und die vor mir befindlichen Gegenstände auf obenerwähnte Weise betrachtete, so lange es ging, dann die Augen eine Zeit lang schloß, darauf den Versuch wiederholte und so sehr als möglich durch Anspannung meines Auges zu verlängern suchte. Nach mehrmaliger Wiederholung gelang es mir auf einmal, das Auge dauernd offen zu behalten, ohne daß sich ein Reizgefühl einstellte. Ich konnte das Auge ruhig umhergehen lassen.“ Mit förmlicher Gewalt brach sich jetzt die Besserung Bahn. Der ganze Körper schien sich zu verjüngen. Aber noch eine letzte, vielleicht allerbedrohlichste Krisis war zu überwinden. „Die so rasche, günstige Umwandlung, die in meinem physischen und psychischen Lebensprozeß eingetreten war, die Art, wie sie erfolgt war, versetzten mich im Laufe des Oktobers und teilweise Novembers in einen eigentümlichen überspannten Seelenzustand, den ich vergeblich zu schildern vermöchte, zumal mit dem Vergehen desselben auch die klare Erinnerung großenteils verschwunden ist. Gewiß ist, daß ich damals glaubte, von Gott selbst zu außerordentlichen Dingen bestimmt und durch mein Leiden selbst dazu vorbereitet worden zu sein, daß ich mich im Besitze außerordentlicher physischer und psychischer Kräfte theils schon wähnte, teils auf dem Wege dazu zu sein glaubte, daß mir die ganze Welt in einem anderen Lichte erschien, als früher und als jetzt; die Rätsel der Welt sich zu offenbaren schienen; mein früheres Dasein geradezu erloschen und die jetzige Krisis eine neue Geburt zu sein schien. Offenbar war mein Zustand dem einer Seelenstörung nahe; doch hat sich allmählich alles ins Gleichmaß gesetzt.“ Das ist 1847, also fast vier Jahre später geschrieben. Ich glaube aber, daß man die Nachwehen wenigstens dieser letzten abnormen Phänomene viel weiter datieren muß. Das der Krankheit folgende Jahrzehnt ist die Epoche der kühnsten dichterisch-philosophischen Spekulation Fechners, die Epoche der „Nanna“ und des „Zend Avesta“. Wo der launige Schachspieler darin zum Propheten wird, dürfte ein Nachklingen der gefährlichen Krisis nicht ohne weiteres abzuleugnen sein. Wir kennen ja alle aus letzter Zeit nur zu genau den Absturz Nietzsches, — den Absturz vom Denker zum Propheten — und über den Propheten weg in den Wahnsinn. Nach dem jetzt vorliegenden biographischem Material ist die Analogie gewisser Fechnerscher Züge aus dieser Zeit mit solchen bei Nietzsche mehr als evident. Nur daß bei Fechner das umgekehrte Verhältnis gerade in diesen seinen problematischen Schriften waltet: es sind die letzten, abfallenden Häute eines Gesundenden.

Denn die Gesundheit kam, kam mit einer Kraftfülle endlich doch auch des Höchsten, des Forscherintellekts, wie sie selten, sehr selten nur sich in einem Geiste, der das halbe Lebensjahrhundert überschritten, offenbart hat. Stählern

schien dieser gebrechliche Körper geworden zu sein nach der zermalmenden Krisis: siebenundachtzig Jahre im Ganzen (vierundvierzig noch *nach* Ueberwindung der Katastrophe) hat er ausgedauert, ungeschwächt, bis er in sanftestem Ende einem Schlaganfall erlegen ist. Der Geist aber, wenn diese Trennung einmal erlaubt sein soll, feierte in der Folge erst seine ganz großen Triumphe.

Jetzt endlich erst erstanden, da die Physik-Professur endgültig Schiffbruch gelitten, die bahnbrechenden „Elemente der Psychophysik", die, mag immer das Zünglein an der Wage der Zukunft im Einzelnen schwanken, doch immer eine Station in der Wanderschaft zum großen Ziel allen kommenden Zeiten bedeuten werden, zumal auch die zugehörigen polemischen Fortsetzungen im gleichen Sinne wie die Verteidigungsreden Darwins zum *vorbildlichen* Stamm jener echten Wissenschaft zu rechnen sind, die keine Personen (auch nicht die eigene), sondern nur ein Einziges, nämlich die Wahrheit kennt. Und jetzt erst erwuchs, langsam keimend aus bescheidenstem Anfang, die „Vorschule der Aesthetik", das Buch, zu dem wir im Wirrsal phrasenreicher Facharroganz wie eitler Dilettantenignoranz meines Erachtens vorläufig immer und immer wieder zurückkehren müssen als der Fundamentalarbeit „realistischer" Aesthetik, der bisheran keine zweite an die Seite getreten ist.

Es ist mehr als erklärlich, daß ein Mann, der so spät noch einmal so furchtbar um seinen Geist, seine Kraft hatte ringen müssen, fortan gewissermaßen haushälterisch mit seiner Existenz umging. So hat sich Fechner als Mensch in den eigentlich großen Jahren seines Lebens mehr und mehr auf einen engen Kreis beschränkt, ohne deshalb irgendwie der Kaffeehaus-Philister zu werden, als den ihn die Legende wohl verschrie. Die Fülle seines Humors, den er im engen Familienkreis, zumal als berufenster Tischredner bei festlichen Gelegenheiten, unerschöpflich hervorsprudelte, schien mit seiner Krankheit eher gewachsen zu sein. Unzählige reizende Züge sprechen für seine nie wankende Menschenfreundlichkeit. „Einmal," berichtet Kuntze, „ging er auf der dunkeln Straße hinter einer armen Frau her, welche einen Tragkorb auf dem gebeugten Rücken hatte; da kam ihm der Einfall, sie mit einem Thaler zu überraschen, den er ihr heimlich in den Tragkorb legte und den sie zu Hause als Bescheerung finden mußte." Das Pendant zu dieser Geschichte ist die andere, wie Fechner auf einer Sommerreise am Inselsberg abends unter das zurückgelassene Arbeitszeug feiernder Arbeitsleute Geldstücke verteilt, damit sie nachher glauben sollten, die Wichtelmännchen hätten's gethan. Man wird dem Biographen (dem Neffen Fechners) Dank wissen für Mitteilung solcher kleinen Fälle, und man muß darüber entschuldigen, daß das umfangreiche Buch vom orthodox biblischen Standpunkt aus verfaßt ist und die geistige Bedeutung seines Helden kaum ahnend berührt; die *wissenschaftliche* Biographie Fechners wartet auch jetzt noch der berufenen fachmännischen Kraft. Aber auch diese pietätvolle Schilderung des Menschen (zumal da, wo sie aus den im Hausarchiv vorläufig verborgenen eigenen Aufzeichnungen des Meisters schöpft) hat allein schon ihren Zauber.

Zu den Bildern Darwins und Friedrich Albert Langes, die uns die letzten Jahre in umfassender Weise endlich dargeboten, gesellt sich gleichsam freundschaftlich das eines Dritten, der in ganzem Lichte neben ihnen zu stehen verdient.

Zwingt man den Blick einseitig auf den bestimmten Punkt, so ist es ein Dulderantlitz dort wie hier. Albert Lange in Todesqual, eben da seine Blütejahre kamen, Darwin ein Menschenalter in ewig bangem Kampfe mit einem bösen körperlichen Erbe seiner ruhmvollen Weltfahrt, — und dazu nun der klare

Kopf, der drei Jahre inmitten ſeiner Bahn um Geiſteslicht und Augenlicht zum Ermatten ringen muß ..... wahrlich, ein Hauch umwittert uns vom wahren Märtyrium der Welt, zu dem es keiner menſchlichen Henker bedarf.

Aber es bedarf zum Glück auch keiner ſeichten Schönredner und Apologeten.

Denn eine einzige Wendung des Spiegels nur, — und in den Köpfen der Drei dort erſcheint eine Welt, ſtrahlender, als Millionen ſie heute noch kennen, — das Bild jener Krone, die an einer andern Stelle dieſes Heftes in ſinnvollem Märchen gefeiert iſt .....

Eisgang.

Modernes Schauspiel in vier Aufzügen

von

Max Halbe.

(Schluß.)

Dritter Aufzug.

Schirrkammer am Stallgebäude bei Hugo Tetzlaff. Schmaler, länglicher Raum mit abgeschrägtem Dach. Einfache Holzwände, an welchem zahlreiche Wirtschafts- und Stellmacher-Gerätschaften, Hobeln, Sägen, Feilen, Aexte, Sensen u. s. w. u. s. w. hängen und stehen. Schleifstein mit kleinem Wassertrog. Boden mit Hobelspähnen bedeckt. An der hintern Schmalwand ein alter Werktisch, ebenfalls mit Gerätschaften, Nägeln, Hämmern, Zangen, Brettern u. s. w. überhäuft. In der Mitte ein fichtener Sarg, aus rohen Brettern zusammengeschlagen. Spärliches Tageslicht fällt durch einige Dachluken. Eingangsthür rechts geschlossen. Winterstimmung. Januartag Nachmittags. Stellmacher Jaworski damit beschäftigt, die Sargwände glatt zu hobeln. Im Vordergrund nahe der Eingangsthür verzehren Schwahn, Ruttkowski, Siech, Behrmann, Radzimowski, Nielepowitsch sitzend oder stehend ihr Vesperbrod.

Ruttkowski (grinsend). Wo dat Maschähnke mit ähnem Mol . . . Ruck, dor stand dat onn wull nich wihder . . Vaflucht! . .

Behrmann. Dat äs got! Sätte wi ä bähtke! Deiht weih op dä olle Knohke, dat Maschähne!

Nielepowitsch. Dat duhrt nu, bät dat reparährt äs! Ward sich dä Oll' ahrgere!

Schwahn. Ward nich lang duhre! Bäld' di man nuscht än!

Nielepowitsch. Wat dä jonge Hahr woll dem Maschnäste hälpe deiht! Wat dä woll von't Reparähre vasteiht!

Siech. Dä? Dä äs dropp lehrt! Dä vasteiht mihr dorvon, ass du onn äck.

Nielepowitsch. J, äck mugd', dat ganze Bähst mugd äm änne Loft flähge! Ae bähtke von hinge ahnpäsre, dat dat Dahmp krähgt!

Schwahn. Wat wehtst Du? Drog Du Dihne Kiepe mät Sprih onn red Du nich mang olle Lihd'!

Schweigen.

Radzimowski (nach dem Sarg hin). Das is große Sarg!

Schwahn. Wär' ock 'n Kehrl bi sihne Tihd. Dä olle Jochen!

Nielepowitsch. Twahlf Toll hahd dä, mähn äck.

Schwahn. Wehtst noch Behrmann, wo dä sihnen Drehschäpelsack drohg? Hupp onn oppe Puckel onn stond ass'm Bohm! . . Wehtst noch, bi jenne twintig Johr'? Dunn wär hä fäßtig Johr!

Behrmann (nachsinnend). Ockorot so olt, ass äck nu!

Nielepowitsch (zu Behrmann). Dunn drohg hä dat noch! Drohgt Ji dat mol!

Schwahn. Holl't Muhl, Glommskopp! Bäst all hingere Ohre drähg?

Radzimowski. Weiß ich nich, wie einer heben kann so schwere Sack!

Nielepowitsch. Ji, Polsche, Ji! Wat weht' Ji!

Radzimowski. Wissen wir, daß du bist dumme Niemjetz!

Siech (zu Nielepowitsch). Gäff ämm, Jahn . .! Gäff ämm . .!

Nielepowitsch (sich aufstellend). Wällst Schaagd? Komm' an!

Radzimowski (kauend, grinsend). Kannst Du kommen zu mich! Werd ich Dich wischen die Ohren! Wirst Du trocken werden hinter Deine Ohren.

Siech. Kriegt Juch! Nämm äm, Jahn!

Nielepowitsch (geht wieder an seinen Kaffeetopf). J, wo war äck! . . Frehte war äck! Loht dem Pohlsche Hond! (Kaut.)

Ruttkowski (zieht eine Flasche vor). Nämmst' ähnem, Schwahnke? (Schüttelt.) Aes jo all wädder leer, dat Boddelke . . . dat vasluchtge Dahmpe. Wat dat dä Gorgel ruch mohkt!

Schwahn. Loht man, Kohrlke! . . . Du wehtst jo, dat häww' wi ons ahsschwore!

Ruttkowski. Dat dähd äck nich' onn wenn glick . . (zu Nielepowitsch.) Jahnke, hol mi dat Boddelke voll! . . Stech' änne Fopp'!

Nielepowitsch. Onn wenn dä Oll' kömmt?

Ruttkowski. Loht ämm! Dem war wi oppe Tog bränge! Nämm dä Boddel! Lohp!

Nielepowitsch. Nä, äck goh nich! Aeck loht mi nich wädder schämpe!

Ruttkowski. Forzer! . . Denn goh äck! dem war äk wihse! (Ab durch die Thür rechts. Durch die geöffnete Thür schimmert Schneelicht. Dann schließt sich die Thür.)

Schwahn (zu Jaworski). Mohke Sä äm dat man ä bähtke mahcklig, Mehster! Dä häwwt vadähnt!

Behrmann (nachdenklich an seinem Kaffeetopf). Dor kohm wi ock hän!

Schwahn. Wat häwwt sich dä Mahn plohgt onn plohgt!

Nielepowitsch (zu Jaworski). Howelspähn' nohg häwwe Sä jo, Mehster, dat äm dat warm äs!

Jaworski (am Sarg hobelnd, brummig). Kömmer' Du Di om dihnt!

Schwahn. Plohgt häwwt sich dat onn nu liggt dat änne Dorfskoth' onn häwwt nich mol, dat dat 'n ordentlichet Sarch betohle kahn!

Jaworski (aufstehend). Aes geschäckt nohg! Mohke Sä dat geschäckter. (Hobelt weiter.)

Nielepowitsch. Onns olle Hahr sihnt sach anners ut!

Jaworski. Wär ock von Eichenholz, Dommkopp!

Behrmann (nachdenklich). Bohwe sän wi alle glick, säggt dä Prä'ger.

Schwahn. Onn datt mott opp disse Welt grod so ware, säggt dä Lehrer!

Siech. J! wa weht! Wo kahn hä dat wehte?

Schwahn. Dat steiht änne Bähker, wo dä Lehrer mi gahf, Siech! Aeck häww dat sülfst lest!

Nielepowitsch. Aeck ock! Onn dor stond noch mihr . . Kunnst lese, Siech . . .

Siech. Di war wi nich frohge Jahn! Dähn Du man erscht Dihne dreh Johr onn valähr Du Dihn Arm äm Krähg'! denn red' mät!

Radzimowski. Bücher wir nich sollen lesen, hochwürdige Herr Pfarrer sagt. Kommen wir inner Höll'.

Schwahn. J, wat häwwt mi dä Pahrer to sägge! Aeck sänn evangelsch! Onn wenn . . Aes dat richtig, dat sohn Mann, wo sich häwwt plohgt onn rackert, ass dä olle Jochen . . . dat mott mät sihne olle Knohke änne Dorfskoth Luhf' sahnge onn nu ward dat änne Kuhl änschahrt, ass 'm dodige Hond! Aes dat richtig, Siech?

Behrmann (nachdenklich). Dor war wi ock hänkohme, Schwahnke, sägg' äck man!

Schwahn. Aeck nich, Behrmann! Denn läverst noh Amerika!

Siech. Wehtst Schwahn, jistre tweh Dog' häwwt mi drähmt, sä hahde Di

ophängt än Amerika. Onn min Box . . . dä ſtond dorbi onn häwwt Di ankickt mät ſohne truhrige Ohge onn bällt!

Schwahn. Denn war äck noch lang lähwe, heht dat! . . Nä, hahd' äck dat woßt, wo dat mät dä olle Leidigkeit wär . . Dä äs jo duhſendmol ſchlämmer aſſ dä ſelige Hahr . . denn hahd äck nich blehwt bim jonge Hahre! denn ſähte wi all jennſihd Wohter!

Nielepowitſch. So'n Schändluder, dä Oll'. Wo dat wädder geiht mät Maſchähne! Aeck häww all Muhl onn Näſ' voll Sprih!

Schwahn. Red' Du! Onn wi olle Lihd', wi?!

Radzimowski. Is ſich ſchwere Arbeit beim Lokomobil.

Behrmann. Jo, jo! dat druckt dä olle Jochenke nich mehr!

Schwahn. Dat geiht nu von't Morgent fräh bät Owend ſpoht! Kähn Ophäre! Ruſcht nich! Sommer onn Wänter! Mät dä Rähwe onn mät dat Dahmp-dreſche onn ditt onn jent! Dat äs jo gor nich mihr mänſchlich!

Schweigen.

Behrmann (nachdenklich zum Sarg hin). Wo dat howelt onn howelt!

Nielepowitſch. Geiht bäther aſſ Dahmpdreſche! Aes nich ſo, Mehſter?

Jaworski (hobelt ſchweigend weiter).

Siech (zieht ein Päckchen Priemtabak vor). Dat häwwt mi ons jonge Hahr gähwt! Dä ſorgt doch noch fär ſo'nem olle Aenvaläde! Ons jonge Hahr äs got! dor loht äck nuſcht nich . . (verteilt an jeden ein Priemchen, das ſchweigend genommen wird.) Dä olle Leidigkeit . . Mehnt Ji, dä häwwt mi ähn Mol to Tobak gähwt! Na! (Nimmt ebenfalls ein Priemchen.)

Behrmann (nachdenklich kauend). Aes got!

Schwahn (ebenfalls prüfend). Got! Jo! Ae bähtke jong . . (Prüft wieder.)

Radzimowski. Hat mich gewollt ſchlagen der Leidigkeiter. Hätt' ich geſagt: Du, Leidigkeiter, Du! Du! Pſchakreff!

Nielepowitſch (auf Radzimowski deutend). Dä? Dä ſchätt ſich jo änne Bächſe!

Schwahn. Dat ward nu bold wädder losgohne, wenn dat reparährt äs anne Maſchähn . . Feiſt dat nich all? (Horcht ebenſo wie die anderen.)

Behrmann. Dat wär dä Wänd, Schwahn!

Siech. Dat geiht nu mät Duhe! Gäwwt Wohter dit Johr!

Schwahn. Bi all dem Schnee! Na äck ſägg' man! Wießelwohter ward dat gäwe! (Horcht.) Wo dä Wänd omme Stall huhlt!

Schweigen.

Nielepowitſch. Nu geiht bold los mät Buhe anne Wießel! (Die Eingangsthür rechts öffnet ſich, Spirck und Ruttkowski treten ein.)

Spirck (ſich vorſichtig umſehend). Go'n Dag mätſamm! (Gedämpft.) Hä äs bi dä Maſchähn, dat dat reparährt ward, nich? (Deutet nach draußen.)

Ruttkowski (behaglich). Häwwe ähnem nohme . . Hä häwwt traktährt, dä Hahr Lehrer . . Hoa . . (Räuſpert ſich und wiſcht ſich mit dem Aermel über den Mund.)

Schwahn (vorſichtig). Sänne Sä oppe Luhr', Hahr Lehrerke! Jahn, paß mol op buhte, dat dä Leidigkeit nich kömmt!

Nielepowitſch (zögernd). Aeck mugd ock häre!

Schwahn. Warſt gohne! (Mit Handbewegung.)

Nielepowitſch (ſich duckend). Jo, jo! (Ab durch die Thür.)

Spirck (vorſichtig, gedämpft). Wo ſänn Juhne Kameraden?

Schwahn. Oppem Spicher, Hahr Lehrer. Dä lohde Säck ahſ.

Spirck. Na, wo äs dat mät dat Lokomobäle? Rackerih, nich? (Alle haben ſich um ihn gedrängt und horchen, während Jaworski unbekümmert weiterhobelt, manchmal auf dem Werktiſch laut herumkramt.)

Schwahn (achſelzuckend). J, Hahr Lehrer!

Ruttkowski. Suhpe mott man, dat man utholle deiht! (Zieht grinſend ſeine Flaſche vor, trinkt.)

Spirck (zieht Zeitungen aus der Taſche). Aeck häww Juch wädder Schräfte mät-

brocht! Dor steiht wädder vähl bänge . . Nehmt Ji dat Schwahn, onn vadählt Ji dat, dat äck dat lossänn! (Giebt die Blätter Schwahn, der sie wichtig betrachtet und einsteckt.)

Behrmann (gedämpft). Steiht dor ock, dat wi nich mihr lokomobähle motte?

Spirck. Dat steiht dor alles, dat Ji to schlecht behandelt ware, onn dat Ji man blot 'n Hongerlohn bekohme deiht, onn dat dat Alles anners ware mott.

Schwahn. Aes nich so, Behrmann?

Behrmann (langsam zunickend). So äs dat, Schwahnke?

Siech (ungläubig). On dat steiht dor Alles, nä?

Ruttkowski (verschmitzt). Vaflucht! (Nimmt einen Schluck.)

Spirck. Weht' Ji all, daß dat Wießelies opbrohke äs, bohwe än Pole? Aehn tweh, dreh Dog' . . . denn geiht los mät Jesgang!

Schwahn. Sittst, wo äck säggt häww, Behrmann?!

Behrmann (überlegend). So fräh äm Johr kahn äck gor nich denke!

Siech. Hopsa, Box! War wi dä Käh' äm Miarz ruter driewe oppe Wehd!

Radzimowski. Fangt sich an Bau beim Weichsel, gnädge Herr Lehrer! Werd ich gehen! Besser wird sein wie Lokomobil!

Spirck. Bäld Juch dat man nich än, dat dat wat ware deiht bi dä Wießel.

Schwahn. Oho! (Alle drängen sich näher heran.)

Spirck. Dat heht, fä sähle kehnem Arbehtsmann ut disse Gegend annähme dährwe bim Strombuh! Doröpp wälle dä Besätzer änkohme bi dä Regährung! Onn dat ward ock ware! Ji sähle dat nich behter häwwe! Ji sähle bi dä Besätzer äm Dehnst blihwe onn Bulle onn trocknet Brod srähte!

Schwahn. Dat wäll wi erscht sehne! Loht Sä mi holle! Dat wäll wi sehne!

Ruttkowski. Nanu nich mol! (Schwenkt seine Flasche.) Mihn Boddelke mott äck häwwe.

Behrmann. Wat allet passähre deiht! Nä! (Schüttelt den Kopf.)

Radzimowski. Bleib' ich nich! Lauf ich sie fort.

Spirck. Ji motte tohp holle! Ji motte Aehner tom Annere stohne! Ji motte änne wihse, dat fä Juch bruke, onn Ji nich fä! Wat wär dä preußische Stoht, wann dä Arbehtsmann nich wär! Dat häwwt ock dä Kaiser fülfft säggt.

Schwahn. Sittst, Siech, wo äck säggt häww'?

Siech (noch zweifelnd). Aes dat wohr, Hahr Lehrer?

Spirck. Gewäß äs dat wohr! Dat steiht än alle Blähder! Ji kähn' dat lese.

Siech. Denn ward dat sänne. (Militärisch stramm.) Gefreiter Siech meldet sich tor Stelle, Majestät.

Spirck. Sihne Majestät fülfft äs gornich so, wenn dä von allem woßt. Dat sänn man dä Minäster onn dä Regährung, wo op dä Besätzer ähre Sihd stohne. Dä häwwe mi ahffätt, wihl dat äck ämmer fär Juch änstohne sänn! Doröm wälle fä mi rujenähre! Nu war äck an onse Kaiser fülfft oppelähre! Dä ward mi wädder änfätte!

Ruttkowski (Flasche schwenkend). Hoch ons Hahr Kaiser! Soll leben fifat hoch! (Trinkt.)

Siech (stramm stehend, Mütze schwenkend). Soll leben Seine Majestät!

Schwahn. Onn ons Hahr Lehrer daneben!

Ruttkowski (begeistert). Ons Hahr Lehrer daneben!

Nielepowitsch (hineinstürzend). Dä Lokomobähl häwwt all pähpe! Dä Oll onn dä jonge Hahr kohme.

Spirck (eilfertig). Denn war äck man rasch . . . Wo sänn fä? . .

Nielepowitsch. Anne Schihn! . . . Man rasch!

Spirck. Denn kohm' äck noch ruter! Vadählt Ji dä Schräfte, Schwahn! (Will ab.)

Ruttkowski (ihn aufhaltend, kordial). Hahr Lehrer, fär Aenne . . . stoh äck . . . Sä häwwe mi tracktärt! (Umfaßt ihn).

Schwahn (sich dazwischen legend). Loht äm, Kohrlke . . Hahr Lehrerke, glick rechts äwere Tuhn! (Deutet hinaus.)

Spirck. Loht Ji mi doch, Ruttkowski! Aeck tracktähr Juch 'n annert Mal. (Hat sich losgemacht.) Adjes! (Schnell ab.)

Schwahn (ihm nachrufend). Aewere Tuhn, Hahr Lehrerke!

Ruttkowski (Flasche schwenkend). Hahr Lehrer! (drohend.) Dat ward nu . . . Krähg' äck Di, Hond von Buhfährer, Du!

Schwahn. Nu wäll wi man!

Behrmann (seufzend). Jo, jo. Dat ward Tihd!

Nielepowitsch. Wädder, bät allet duster äs!

Schwahn (im Hinausgehen sich umdrehend). Grähnschnabel, wacht ahf onn denn red! (Ab mit den Andern außer Jaworski.)

Jaworski (arbeitet noch einen Augenblick weiter, hält dann inne, betrachtet prüfend sein Werk, hobelt noch einige Stellen nach, untersucht wieder, giebt seiner Befriedigung durch ein Brummen Ausdruck. Durch die offen gebliebene Thür, in der ein Stückchen des schneebedeckten Wirtschaftshofes sichtbar ist, treten ein. Leidigkeit sehr eilig, hinter ihm langsam Hugo. Leidigkeit sieht sich überall um, guckt in die Ecken, dann sehr brummig zu Jaworski, der in die Betrachtung des abgehobelten Fichtensarges versunken scheint, hier und da noch etwas nachhobelt).

Leidigkeit. Mich wor grod so, oss wenn Spirck da wor. Jaworski, wor Spirck nich da?

Jaworski (sieht sich um, verdrießlich). Hä . . ä?

Leidigkeit (grob). Ich frog Ihnen, ob Spirck da wor? Vorstehen Sie Deutsch?

Jaworski (wieder hobelnd). Nä!

Leidigkeit (aufgebracht). Wirtschaft sone! Hallonke! Wonn ich dem find, achtkontig raußer! (Eilig ab.)

Hugo (tritt an den Sarg, betrachtet ihn sinnend, während Jaworski auf dem Werktisch aufräumt.

Schweigen.

Hugo (plötzlich aus seinem Sinnen auffahrend). War Spirck wirklich da, Jaworski?

Jaworski (beschäftigt). Weht nich, jonge Hahr!

Hugo. Wissen nicht? Auch gut!

Jaworski (einsilbig). Kömmert mi nich, wat änne Schärrkammer kömmt! Dor sätte so vähl onn spocke romm! Gäwwt annere Arbeht, ass oppasse!

Schweigen.

Hugo. Sind Sie fertig mit dem Sarg?

Jaworski. Aes fahrdig, jonge Hahr.

Hugo. Nun wird er hoffentlich gut schlafen! (Nimmt den Deckel ab, schaut hinein).

Jaworski. Fär dä Wörmer got nohg! Mohkt kähner bähter! . . . Häwwe Sä mi noch wat optogähwe, jonge Hahr?

Hugo. Nichts, Jaworski!

Jaworski. Denn war äck wädder dä grote Spihsschrank färnähme, wo Sä mi optähkent häwwe.

Hugo. Sehr gut, Jaworski! Gehen Sie nur.

Jaworski (setzt sein Käppchen auf, geht langsam ab, nachdem er nochmal prüfend den Sarg überschaut hat).

Hugo (setzt mechanisch den Deckel wieder auf, lehnt sich an den Schleifstein, in tiefen Gedanken).

Leidigkeit (tritt wieder ein, geärgert). Wor nuscht nich zu finden! Ging der olte Fochs?

Hugo (einsilbig). Ging. Ja!

Leidigkeit. Hängen loß ich mir, wonn Spirck nich da wor!

Hugo. Würde vermutlich Nichts im Wege stehen!

Leidigkeit. Nimm Du man seine Portei. Wirst schon sehen . . . Schobbiack, so'ner! (Setzt sich auf den Schemel.)

Hugo. Und wenn ich nicht seine Partei nehme? Hilfts was? Sein wir doch logisch, Onkel!

Leidigkeit. Wonn ich dem nochmal treff auf'm Hof . . Lobondig nich runter!

Hugo. Lebendig nicht? So . . Hm! Und dann?

Leidigkeit. Wir muſſen beim Amtsvorſteher einkommen, daß Spirck raußer muß oſſ Aufhetzer onn Aufwiegler! Sotz die Eingob auf!

Hugo. Und dann?

Leidigkeit. Donn is er weg!

Hugo. Und dann ſind wir grad ſoweit!

Leidigkeit. Abwarten! Aufhetzer dulden wir nich im Dorf.

Hugo. Sind wir grad' ſo weit, ſag' ich, aus dem ſehr einfachen Grunde, weil die Aufhetzer nicht die Unzufriedenheit machen, ſondern die Unzufriedenheit macht die Aufhetzer.

Leidigkeit. Vosteh' ich nich! Sind wir olte Leute zu domm dazu!

Hugo. Kannſt Du die Leute zwingen, nicht nach höheren Löhnen zu gehen?

Leidigkeit. Orbeiten ſollen ſä!

Hugo. In dem Augenblick, wo irgendwo in der Nachbarſchaft höhere Löhne gezahlt werden, muß Alles dahin laufen!

Leidigkeit. Muß nich, ſog' ich! Muſſen wir ihn' vapurren!

Hugo. So? Hm! Sehr gut! Warten wir nur erſt den Arbeiterbedarf bei den Strombauten ab!

Leidigkeit. Dorom ſog ich, wir muſſen das vapurren! Die Regierung muß fremde Orbeiter nehmen! Wir brauchen unſere Orbeiter ſelber! Wir muſſen einkommen!

Hugo (muß unwillkürlich lachen). Auch noch einkommen um ſolchen Unſinn! Bedanke mich, komiſche Figur zu ſpielen!

Leidigkeit (unwirſch). Holten mußt das Grundſtück, und wonn's gleich Stein' regnet!

Hugo (plötzlich an den Sarg tretend, etwas pathetiſch). Der Mann, der hier drinn ſchlafen wird, hat 50 Jahre gearbeitet und morgen werden ſie ihn auf Gemeindekoſten raustragen! Aus dem Sarg ſchreit der Jammer der Zeit! Vergeſſen wir das nicht!

Leidigkeit. Moch man, daß Dich nicht auch ſo geht! Laß lieber Ondre in der Dorfskoth ſitzen! Dommheit

Hugo (ſarkaſtiſch). Frage erlaubt? Warum Andere? Hat Einer mehr Recht in der Dorfskathe zu verkommen, als der Andere?

Leidigkeit. Frogerei! Domme! Worom fohrt Dein Kotſcher Dir, onn warum fohrſt Du nich Deinem Kotſcher? Is immer ſo geweſen onn wird immer ſo bleiben! Wovor geben wir denn dem Orbeiter das Brot? Daß er faullenzt und nuſcht thut? . Daß er orbeiten thut! Nu weißt!

Hugo (müde). Nu wiſſen wir! Nu geben wir auf einmal alle unſere Dummheiten auf und werden vernünftig. Und wenn an höchſter Stelle gewünſcht und befohlen wird, heiraten wir ſogar vom Platz weg! Vollſtändig zu Befehl!

Leidigkeit. Wor auch Zeit, daß Du zu Vernunft kommſt! An Seligmann hob' ich oll geſchrieben wegen Heirot! Ich wort' blos auf Antwort! Der Poſtbot' konn jeden Augenblick kommen!

Hugo. Seligmann? Sehr gut! Vermittelt alſo auch Heiraten? Ich dachte bloß Hypotheken und Grundſtücke!

Leidigkeit. Vamittelt Olles! So'm Geſchäftsmonn ſoll man ſuchen!

(Durch die Eingangsthür rechts tritt Grethe Tetzlaff ein, noch in Trauer, ſieht ſich um, gedrückt und ernſt).

Leidigkeit (eifrig). Iſt der Poſtbot' gekommen, Greth'?

Grethe. Ja! Er kam eben. Ich wollt's Dir ſagen kommen, Onkel! Er hat Sachen für Dich gebracht!

Leidigkeit (aufſpringend). Da is der Brief von Seligmann! Wollen mol gleich ſehen! . . . Hugo, poß Du mol 'n bischen aufe Lokomobil auf! Daß ſie nich faullenzen! Geh mol hin! (Eilig ab.)

Grethe (ſteht traurig da, betrachtet Hugo, der verſunken wieder den Sarg anſchaut,

geht an ihn heran, legt den Arm um ihn, weich). Verlier nicht allen Mut, Hugo! Du bist jetzt immer so . . Ich weiß garnicht . .

Hugo (aufsehend, erschöpft). Wer auch soweit wäre, sag' ich Dir . . . (Deutet auf den Sarg.)

Grethe (mit tiefem Seufzer). Ach ja! Manchmal denk' ich das auch schon! Wenn man so nichts mehr hat, was man wünschen kann . . . (Setzt sich auf den Schemel, hängt den Kopf).

Hugo (wiederholend, nachdrücklich). Wenn man nichts mehr hat, was man wünschen kann . . . sehr richtig! so nennt man das verpfuschtes Leben! (vor sich hin, krampfhaft.) Verpfuschtes . . . Leben!

Grethe. Kann ich Dir nicht etwas helfen, Hugo? Irgend was abnehmen? Irgend was?

Hugo (fortfahrend in seinen Gedanken). Und was das heißen will . . .! (Läßt den Kopf auf die Brust fallen.)

Grethe (verzweifelt). Hugo! laß mich nicht so furchtbar überflüssig sein! Das ist ja grenzenlos! (Schluchzt in sich hinein.)

Hugo (erhebt sich, geht auf und ab). Wir hätten einen Lebensinhalt haben können . . . Wir hätten etwas leisten . . . (klopft krampfhaft auf den Sarg, daß er dumpf wiederhallt.) So leer wie das stehen wir da! . .

Grethe (außer sich). Ich will Dir nicht anhängen wie 'n Mühlstein, so hast Du selbst gesagt! Lieber . . . . (Birgt den Kopf in den Händen.)

Hugo (forschend vor ihr). Lieber? . . .

Grethe (springt auf, stellt sich vor ihm hin). Hugo! Hast Du keine Hoffnung mehr? Ein Mann wie Du?

Hugo (unerschüttert). Gewesen! (Geht auf und ab.)

Grethe. Und daran bin ich schuld?! (Wirft sich über den Sarg.)

Hugo (wieder stehen bleibend). Schuld? Du bist an nichts schuld. Nehmen wir die Dinge wie sie sind. Nur keine Sündenböcke! Zu Grunde gehen werden wir darum doch!

Grethe (hat sich aufgerichtet, steht am Sarg). Hugo! Kannst Du an keinen Gott im Himmel mehr glauben?

Hugo. Gott im Himmel! Der war tot, als ich 15 Jahr alt war!

Grethe (krampfhaft). Ich auch nicht mehr! Wer weiß, wo das alles geblieben ist! Ich glaube an nichts mehr! Nicht mal an ein Wiedersehen mit unsern Eltern! Das habt Ihr mir alles genommen! Ich bin jetzt grad soweit wie Du! Jetzt muß ich auch Deine Schwester sein! (Umklammert ihn).

Hugo. Jetzt sollst Du meine Schwester sein! Jawohl! Gieb mir Deine Hand! Jetzt bist Du soweit, wie ein Weib überhaupt kommen kann. (Schüttelt ihre Hand.)

Grethe (zärtlich). Du weißt garnicht Hugo, wie ich mir immer gewünscht habe . . . Ich bin doch mal Deine Schwester! . . . Du warst immer so . . . Weißt Du? Du warst immer recht häßlich! Grob warst Du! Ganz gehörig! Jetzt mußt Du mir auch alles sagen! Jetzt will ich auch wirklich Deine Schwester sein! Hörst Du? Aber auch wirklich! Ich kann jetzt alles vertragen!

Hugo. Du kannst jetzt alles vertragen! Schön! Dann will ich Dir sagen, wir sind Ausbeuter, wir! . . . Wir leben vom Schweiße anderer! Was wir sind, sind wir auf Kosten anderer! Andere bezahlen unsere Bildung mit Vertierung und werden dafür auf Gemeindekosten begraben. Wir sind Ausbeuter, Schwesterchen, und . . . wissen wir das sogar! Wir ziehen nicht die einfachste Konsequenz! Thun wir nicht! Wir bleiben lieber und leben von der gemeinsten Unterdrückung, solange es geht! Und nachher? Dann wird geheiratet!

Grethe (fest). Ich heirate nicht! Wenn wir nicht mehr leben können . . . . (verzweifelt.) Mir ist alles egal! (Setzt sich auf den Schemel, stützt die Hände in den Kopf).

Hugo (ruhiger). Wenn wir nicht mehr leben können, dann wollen wir unserem Vater folgen, meinst Du? . . . Gut! Sehr gut! Klar und konsequent! Unan-

fechtbarer Schluß! Es steckt etwas in Dir! Wir sprechen Dir unsere Zufriedenheit aus!

Grethe (steht auf und geht zu Hugo, der an der Wand lehnt). Hugo! Wenn Du ... Sag mir das ... Ich will nicht allein auf der Welt bleiben. (Während des Folgenden beginnt es in der Kammer immer mehr zu dämmern).

Hugo (geht sinnend auf und ab, pfeift vor sich hin).

Grethe (lehnt an der Wand, die Thränen rollen ihr aus den Augen).

Hugo (einen Augenblick vor ihr stehen bleibend). Warum weinst Du?

Grethe (unterdrückt). Ich muß an Mutter denken. Hat die das gedacht?

Hugo (wieder auf und ab). Und ich an unsern Vater!

Grethe (ausbrechend). Hast Du nichts Hugo, was Dich hält? Nichts auf der Welt?

Hugo (horchend). Hörst Du wie die Maschine summt? Einerlei! Immer der gleiche Ton! Da placken sie sich für uns.

Grethe (die einen Augenblick auch unwillkürlich gehorcht, fällt Hugo erschüttert um den Hals). Sei mein lieber Bruder!

Hugo (sich bezwingend). Seien wir vernünftig, Gretchen!

Grethe (schluchzend). Mein Einziger! (Kurzes Schweigen, während die Dampfmaschine draußen ununterbrochen fortsummt.)

Leidigkeit (tritt schnell hinein, während Hugo und Grethe auseindertreten. Sehr vergnügt). Nanu? Was is Euch?

Hugo. Kleine Familienszene! Weiter nichts!

Leidigkeit. Seid woll gonz ... Wir hoben ihr, Hugo!

Hugo (ruhig). Wen? Was?

Leidigkeit. Ne Frau hoben wir! Wem sonst? 50000 Tholer! 25000 kriegt sä bor. Das Andere, wonn der Olte tot is! ... Nehmen wir notürlich!

Hugo. Wer? Du? Gratuliere bestens!

Leidigkeit. Was das is! Wir thun, was wir können! Nu is an Dich! Jung is sä auch!

Hugo (sarkastisch). Dreißig?

Leidigkeit. Onsinn! 18 Johr! Greif' zu! Was willst mehr?

Hugo. Muß noch jünger sein!

Leidigkeit. Kriegst sä nich jünger! Sei froh, daß die host! Schreibst nocher an Seligmann! Wir mussen die Soch' bold abmochen!

Hugo. Kurz und gut! Wir verzichten darauf! Schad' um die Portokosten!

Leidigkeit (starr). Was sogst? ... Sog das nochmol! ...

Hugo (sehr ruhig). Wir verzichten darauf, sag' ich und sind bereit, das schriftlich zu geben.

Leidigkeit (wütend). Das sogst mir ins Gesicht?! Dommkopp!

Hugo. Hier wird einfach nicht geheiratet! Damit ist die Sache erledigt! Sonst noch Befehle?

Leidigkeit (starr vor Wut, fährt Grethe an). Was grienst, domme Trin'? Was host zu steh'n?

Grethe (verächtlich). Du thust mir leid, Onkel! (Ab durch die Thür.)

Leidigkeit (horcht). Nanu, die Moschin geht jo nich mehr! Is all wieder was ontzwei? Bist nich dageweſen? ... Verdommtge Wirtschaft! (Will raus, dreht sich noch einmal um, stellt sich vor Hugo auf). Ein für olle Mol! Wonn ihr nich nehmen thust ... Ich zieh' meine Hond von Dir ab. Donn seh, was Du mochst!

Hugo. Nichts dagegen einzuwenden!

Leidigkeit (außer sich). Donk is das? Schost! (Draußen Lärm, viele Stimmen durcheinander.)

Leidigkeit (wieder horchend). Wahrhaftig! Die Moschin' ontzwei! Bonde! Wieder geoost und geoost, daß sie ontzwei geht! Daß sie nuscht nich zu thun brauchen ... Und mit Dich! Mit Dich reden wir noch! (Will ab, draußen Stimmen:) Wo äs dä jonge Hahr! Wi motte äm dat sägge.

Schwahn (noch draußen). Wäll' wi ock! (Tritt ein, prallt auf Leidigkeit, der hinaus will. Hinter Schwahn drängen Ruttkowski, Siech, Behrmann, Radzimowski, Nielepowitsch und mehrere andere Arbeiter in die Schirrkammer, sodaß noch einige draußen bleiben und die Kammer vollständig gefüllt ist. Hugo steht an der Wand, Leidigkeit am Sarg.)

Schwahn. Aes dä jonge Hahr dor?

Hugo (vortretend). Hier bin ich. Was wird gewünscht?

Schwahn. Jonge Hahr, wi häwwe ophärt mät Lokomobähle.

Hugo (sehr ruhig). Gut, dann gehen Sie nach Haus.

Leidigkeit (aufgebracht). Aufhört? Is die Maschin' ontzwei?

Schwahn. Dä Maschän' äs ganz. Wi häwwe ophärt, wihl... Wi wälle nich bät änne Nacht maschähne, wehte Sä dat!

Leidigkeit (starr). Is jo noch gonz hell. Is jo Schneelicht.

Nielepowitsch. Kick dem! Schneelicht! Wi ware äm mät Schneelicht!

Schwahn (zu Nielepowitsch). Holl't Muhl!

Ruttkowski (Flasche schwenkend). Nu wäll wi suhpe gohne! (Singt:) Holla hi.

Schwahn (zu Ruttkowski). Loht mi, Kohrlke! Dat mott alles sihne Ordnung häwwe.

Behrmann (ebenfalls zu Ruttkowski). Loht äm! Allet mät Fründschaftlichkeit

Schwahn. Hahr Leidigkeit, sähne Sä nich, dat dä Sonn' all lang runger äs! Wi orbähde nich bi Schneelicht! Dat doh wi nich mihr!

Stimmen: Nä! Dat nich mihr! So domm!

Schwahn. Wi häwwe ons nohg rackert änne Aust onn bi dä Soht onn dat gante Johr. Wi wälle onse Knohke ock rohe! Wi häwwe bi'm selige Hahre ocki nich länger orbähde motte! On dat mott so blihwe!

Leidigkeit. Das sind jo nette Soziolbemokroten!

Stimmen: Hu! Hu! Gäff äm, Schwahn!

Schwahn (aufgeregt). Aes ganz glick, wat wi sänne! Wi wälle onser Recht, Wihder nuscht!

Leidigkeit. Nette Soziolbemokroten sind mich das! Siehst Hugo, wo das von die Aufhetzer kömmt! Ich wor mich zu schod, daß mich so'n abgesotzter Lehrer aufhetzen thot. So' ner oß der Spirck, wo verbotene Schriften gelesen hot!

Ruttkowski (einen Schritt vor). Ons Hahr Lehrerke, dat äs ä Kährlke.

Leidigkeit. Donn wollen wir man gleich theilen! Daß sie ihren Willen hoben! Sonst schlogen sie ons noch dot.

Stimmen: Dähle wäll hä? Hu! Hu!

Schwahn. Onn nu sahl dä jonge Hahr ons sägge, wo hä dot holle wäll! Wi wälle dat man mänschlich häwwe! Wi sänn ock Mänsche!

Leidigkeit (rathlos). Sog's ihn', Hugo!

Stimme: Dä schlohpt woll?!

Leidigkeit. Sogen sollst's ihn'! Vastonden?!

Hugo (humoristisch). Sagen soll ich? Zu Befehl? Soll geschehen! Ihr wollt's menschlich haben, Schwahn? Höchst verständig. Kann nur gebilligt werden. Ganz meine Ansicht! Menschen werden! Haltet Euch d'ran, daß Ihr nachkommt. Höchste Zeit! Ihr seid nicht dazu da, bloß zu pflügen und zu lokomobilen, Schnaps zu saufen und weiter nichts zu denken. Ihr sollt Menschen werden wie alle anderen Menschen und sollt auch wissen, daß Ihr Menschen seid, verstanden! Menschen! Höchst schwierige Sache! Könnt mir glauben! Nur möglichst bald damit anfangen! Das sage ich als Mensch zu Euch!

Leidigkeit (dicht vor ihm). Weißt', wo Du hingehörst? Nach Schwetz! In's Varücktenhaus!

Hugo. Das sag ich als Mensch zu Euch! Weiter hab' ich Euch nichts mehr zu sagen! (Im Begriff zu gehen.)

Ruttkowski (hat grinsend dagestanden, plötzlich). Vaflucht noch mol! (Schwenkt die Flasche.)

Leidigkeit. Nu sog' ich auch nuscht nicht weiter! (Drängt sich durch die verdutzt starrende Menge hindurch. Ab. Ein Windstoß fährt um den Stall. Die Thür knarrt in den Angeln. Die Dämmerung ist tief herabgesunken. Von draußen her dringt ein Gemurmel in die Kammer, anschwellend.)

Hugo (mitten unter den Leuten, wird aufmerksam). Was giebt's?

Schwahn. Jonge Hahrke, ehwend äs dä Wießel opbrohke! Lenich wär dor! Dat gäwwt Jesgang!

Hugo. Eisgang giebt's! Jawohl!

Vorhang.

Vierter Aufzug.

Wachtbude auf dem Weichseldamm. Herrenzimmer. Niedrige, quadratförmige Stube. An der Hinter- und rechten Seitenwand breite sehr niedrige Fenster mit gucklochartigen Scheiben, durch Läden von außen geschlossen. Thüren an der linken Seitenwand zum Nebenzimmer mit Telephon und rechts vorn zum Leute-Gastzimmer und hinaus auf den Damm. Von der Thür auf der linken Seite bis zum gegenüberliegenden Fenster auf der rechten Seite läuft längs den hintern Wänden eine Polsterbank. Davor in den beiden hinteren Ecken rechts und links je ein runder Gasttisch. An den Tischen auch einige Stühle. Auf jedem Tisch Petroleumlampe, geleerte Grogkgläser, Bierseidel. Eine Harmonika hängt an der Wand. Aeltliche Bilder, König Wilhelm, Königin Augusta im Krönungsornat und die Stufenleiter der Stände mit dem Bauer als Unterlage. Vorn links alter gebräunter Kachelofen. Ein Tag später als die vorhergehenden Ereignisse. Abends 7 Uhr. Lehrer Poggenfuhl und Dr. Lange am Gasttisch, links hinten. Am Tische rechts Lieschen mit einem Strickzeug. Aus dem Leutezimmer Stimmengewirr und Lärm. Von draußen hört man manchmal das Schollern der Eisblöcke hinter dem Damm, 20 Schritte von den Fenstern. Der Thauwind pfeift um's Haus.

Poggenfuhl (lehrhaft, abgemessen, bedächtig). Und so wird diese Wachtbude nach menschlicher Berechnung und Voraussicht nur noch wenige Jahre ihren Dienst versehen. Denn wenn wir den neuen Kanal und die Stromregulierung haben werden, so ergiebt sich von selbst, daß die Eisgänge auf der Weichsel ihre Gefahr für die Anwohner verlieren müssen. Es wird dann also auch der Wachtdienst beim Eisgang und mit ihm die bisherige Bestimmung der Wachtbuden aufhören. Dies dürfte einleuchten und wir werden sagen dürfen, unseren Enkeln wird es wie eine Sage klingen, daß noch ihre Großväter von diesen alten Gebäuden aus die Eisgangsgefahr des mächtigen Stromes überwacht und in diesem Zimmer hier für ihr Hab und Gut gebangt haben.

Dr. Lange (humoristisch). Und dabei sehr viel Grogk konsumierten, Herr Poggenfuhl. Unvernünftig viel! Wenn's nicht Werderaner wären!

Poggenfuhl (unbeirrt). Wir aber dürfen unserer einsichtigen Regierung danken, daß sie uns nun bald diese schwere Sorge vom Haupt nehmen wird. Lieschen! Möchtest Du mir noch ein Gläschen von diesem Getränk bereiten und thu nicht zu viel Arac hinein und vergiß nicht, drei Stückchen Zucker, mein Kind!

Lieschen (ist aufgestanden und herangetreten). Ich weiß, Herr Poggenfuhl, recht süß! (Nimmt kichernd sein Glas.)

Poggenfuhl (giebt ihr den dabeiliegenden Löffel). Das Löffelchen können wir wohl dazu nehmen.

Lieschen (kichernd ab, mit dem Glas durch die Thür rechts vorn. Wenn die Thür sich öffnet, hört man deutlich den Spektakel vieler rauhen Stimmen, dann schließt sich die Thür wieder).

Dr. Lange (horchend). Ist das ein Sturm. Tausend! Hören Sie mal, Herr Poggenfuhl! Der Strom rast ja ordentlich! Wer zwischen die Eisklötze kommt . . . .

Poggenfuhl. Den dürften wir wohl, ohne vorgreifen zu wollen, als verloren betrachten.

Dr. Lange. Wenn uns der Sturm man nicht gleich die ganze Bude über dem Kopf wegnimmt!

Poggenfuhl. Das wollen wir doch nicht hoffen, Herr Doktor. Bedenken wir, daß dieses alte Gebäude schon viel schwerere Stürme zu überstehen gehabt hat.

Dr. Lange (nähert sich ihm mit dem Kopf, zwinkert humoristisch mit den Augen). Und Sie meinen, so'n altes Gebäude . . das . . Na, Prosit, Herr Poggenfuhl! (Trinkt einen Schluck aus seinem Grogglas.)

Poggenfuhl (verbeugt sich). Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Sobald Lieschen mein Gläschen . . .

Lieschen (tritt mit dem gefüllten Grogglas von rechts vorn ein. Man hört wieder Spektakel, wie regelmäßig nachher, wenn die Thür sich öffnet).

Poggenfuhl. Setz hierher, mein Kind! Ich erwartete Dich bereits.

Lieschen (kichert hinter der vorgehaltenen Schürze, setzt das Glas hin, muß dabei lospruſten, stürzt eilig an ihren Tisch, nimmt das Strickzeug wieder vor).

Dr. Lange (humoristisch). Lieschen! Lieschen!

Poggenfuhl (feierlich). Lachst Du über uns, mein Kind? (Trinkt ein Schlückchrn.)

Lieschen (verhalten). Ach nichts, Herr Poggenfuhl! (Kichert wieder.)

Dr. Lange. Wann ist Herr Tetzlaff doch weggegangen, Lieschen?

Lieschen. Es war gleich sechs, Herr Doktor. Er war den ganzen Nachmittag da.

Dr. Lange. Und wollte wiederkommen?

Lieschen. Herr Tetzlaff wollt' gleich nach Abendbrot wiederkommen. Er muß ja auch wegen der Eiswach'.

Poggenfuhl. Nun mittlerweile ruht die Wache ja in guten Händen. Unser lieber Herr Bauführer war ja so freundlich, Herrn Tetzlaff abzulösen. Unter seinem Schutz dürfen wir uns sicher fühlen.

Dr. Lange. Ob der Strom noch steigt, Lieschen?

Lieschen. Er soll immer noch steigen, Herr Doktor.

Dr. Lange. Hast Du keine Angst, Lieschen?

Lieschen (kichernd). J, nanu! Uns kann nichts passieren!

Dr. Lange. Ei, wenn wir weggerissen werden? Wie dann?

Lieschen (ungläubig). Ach! (kichert, beruhigt sich, strickt eifrig, während draußen der Sturm heult, dann) Der Deichhauptmann soll heut' vorbeigeritten sein.

Dr. Lange. Welcher Deichhauptmann?

Lieschen. Der Deichhauptmann auf 'm Schimmel! Die Leut' sagen . . .

Poggenfuhl. Die Sage vom Deichhauptmann dürfte Ihnen nicht bekannt sein, Herr Doktor?

Dr. Lange (schüttelt den Kopf). Sage vom Deichhauptmann? Nicht daß ich wüßte!

Poggenfuhl. Wir dürfen diese Sage als das ausschließliche Besitztum unserer Weichselniederungen ansehen. Es darf uns daher nicht Wunder nehmen, daß Sie die Sage nicht kennen, Herr Doktor. Fassen wir uns kurz, so können wir den Inhalt etwa so formulieren. . Vor Jahrhunderten bei einem Eisgang soll der damalige Deichhauptmann in einer Wachtbude gesessen, Karten gespielt und darüber die Eiswache vergessen haben. Dreimal soll einer von seinen Knechten in die Stube gekommen sein und ihn an seine Pflicht erinnert haben, mit den Worten: Herr Deichhauptmann, dat Wohter dat stiggt, und als er beim dritten Mal hineinkam, da soll der Deichhauptmann ihm zugerufen haben: Loht 's Di man nich änne

Büchse stiege! soll der Deichhauptwann gesagt haben. Ist aber doch aufgestanden und auf den Damm getreten. Da ist das Wasser schon über den Damm gelaufen. Da soll sich der Deichhauptmann auf seinen weißen Schimmel gesetzt haben, um noch zu retten, was zu retten war. Der Strom aber hat ihn mitsamt seinem Schimmel verschlungen. Beide jedoch sollen bis heute noch leben und wenn irgendwo beim Eisgang ein Durchbruch bevorsteht, so soll der Deichhauptmann auf seinem weißen Schimmel in der Gegend vorbeireiten und den Durchbruch anzeigen. Nach der Auffassung des Volkes hätten wir hierin gleichsam die Sühne für seine Schuld zu erblicken.

Dr. Lange. Und der Deichhauptmann ist heute vorbeigekommen? (Die Thür rechts öffnet sich, draußen Spektakel.)

Lieschen (fährt mit einem leisen Schrei zusammen).

Frau Jagellski (tritt herein, streitet sich noch in der Thür mit jemand draußen). Erst bezahlen! Nachher giebt's mehr! Sie haben all für 'ne Mark fünf und zwanzig verzehrt. Fritz! Daß Du dem Langen Roten nuscht giebst! Erst bezahlen! (Schlägt die Thür zu, kommt näher.)

Dr. Lange. Viel zu thun, Frau Jagellski?

Frau Jagellski. Das is 'ne Gesellschaft draußen! Lauter Totschläger. Mit den' muß man kurzen Prozeß machen. Saufen wollen se. Aber bezahlen? Komm an!

Dr. Lange. Was sind denn das alles für Leute? Da sind doch auch die Arbeiter von Herrn Tetzlaff dabei.

Frau Jagellski. J! Alles durcheinander, Herr Doktor. Die Leute von der Eiswach', mit den' geht's. Die wo von hier sind. Die kennt man doch. Aber die schlimmsten, das sind die neuen Stromarbeiter, wo nu all' angekommen sind. Wenn der Eisgang vorbei is, zum Strombau. Das sind! Gott bewahr! (Mit Handbewegung.)

Dr. Lange. Also soll angefangen werden nach dem Eisgang?

Frau Jagellski. J, natürlich! Is ja all alles abgesteckt. Is ja alles fertig zum Anfangen. Das is unser Herr Bauführer!

Lieschen. Haben die Leut' nicht erzählt, der Deichhauptmann ist vorbeigeritten auf 'n Schimmel, Mama?

Frau Jagellski (hat sich zu Poggenfuhl an den Tisch gesetzt). J, das is ja alles Aberglauben! Ich werd' doch an sowas nicht glauben. Glauben Sie an das, Herr Poggenfuhl?

Poggenfuhl. Bedenken wir, das wir es mit einer Sage zu thun haben, Frau Jagellski. Wie dürften wir wohl, Herr Doktor, den Unterschied zwischen Geschichte und Sage . . . .

Frau Jagellski (geheimnisvoll). Denken Sie man bloß, Herr Doktor! Der alte Herr Tetzlaff soll vorbeigeritten sein auf 'm Schimmel. Was die Leut' alles reden! (Die Thür öffnet sich, draußen gewaltiger Spektakel.)

Bauführer (tritt ein, in langen Stiefeln, beschmutzt, erhitzt, aufgeregt). Abend, meine Herren! Bande das!

Dr. Lange (einsilbig). 'n Abend.

Poggenfuhl (feierlich). Guten Abend, mein lieber Herr Bauführer!

Bauführer (Lieschen begrüßend). 'n Abend, kleines Mädchen! Na? . . . . Tolle Bande draußen! (Wirft seinen Knotenstock auf Lieschens Tisch.)

Lieschen (kichert hinter ihrem Strumpf).

Poggenfuhl. Wollen Sie sich nicht zu uns setzen, Herr Bauführer, und ein wenig von Ihren Strapazen rasten?

Bauführer (kommt an den andern Tisch). Müssen wissen, Herr Poggenfuhl, habe keine rechte Ruhe. Die Sache mit dem Strom geht mir im Kopf rum. Steigt immer noch der Strom! Un...unterbrochen. Haben bald 9 Meter! Nahezu Dammkrone! Offen gestanden! Hätte mir die Sache nicht so schlimm vorgestellt.

Frau Jagellski. J, wir haben 's schon manchmal schlimmer gehabt, Herr Bauführer. Lieschen, kannst mir mal 'n bißchen helfen! (Steht auf und geht zu den Leuten draußen.)

Lieschen (folgt ihr).

Bauführer. Und eine Nacht dabei! Rabenschwarz! Schauderhaft! Wollen doch mal hören, was uns das Telephon von oben und unten meldet! (Ab ins Nebenzimmer links.)

Poggenfuhl (zu Dr. Lange). Und Sie warten doch noch auf ihren Freund, nicht wahr, Herr Doktor?

Dr. Lange. Es dauert mir etwas lange. Hätt' ich das gewußt, wär' ich später gekommen. Na, in dieser Sturmnacht wird wohl niemand besonders Lust haben, mich holen zu lassen.

Bauführer (tritt wieder aus dem Nebenzimmer, ziemlich eilig, greift nach Hut und Stock, geht hinaus.)

Poggenfuhl (der sein Glas geleert, erhebt sich). Es wird Zeit zum Abendessen sein. Meine Laterne habe ich wohl auf den Fensterkopf gestellt. (Geht nach dem Fenster an der Hinterwand und zündet seine Laterne an.)

Hugo (tritt von rechts ein, im langen Mantel, beschmutzt, brennende Laterne in der Hand). 'n Abend Doktor! Wo ist der Bauführer, Doktor?

Poggenfuhl (mit der Laterne vortretend). Unser lieber Herr Bauführer versieht seines schweren Amtes draußen, Herr Tetzlaff! Belieben Sie noch mitzugehen?

Hugo. Ah! Unser verehrter Herr Poggenfuhl. Gegrüßt. Hörst Du, Doktor, wie der Strom raart? Weltuntergang!

Poggenfuhl (zu Hugo). Ich will nämlich mein Heim jetzt aufsuchen. Herr Doktor, ich sage Ihnen guten Abend. (Reicht ihm die Hand.)

Dr. Lange. Vergnügten Abend, Herr Poggenfuhl! (Zu Hugo.) Gehst Du noch mal raus, Kerlchen?

Hugo. Raus, ja! Noch etwas nachsehen. Einen Augenblick, Doktor. (Ab mit Poggenfuhl.)

Dr. Lange (sinnt vor sich hin, draußen heult der Sturm).

Hugo (tritt nach einer Pause wieder ein, stellt die Laterne hin). So! Ausgelöscht das Licht! (Legt ab, setzt sich zu Dr. Lange.) Da wären wir, Doktor!

Dr. Lange (wieder aufschreckend). Wir auch! Ziemlich lange sogar schon! Du siehst, ich hab' Wort gehalten!

Hugo (in gedämpftem Ton, wie das ganze folgende Gespräch). Wort gehalten, das freut mich von Dir, Doktor! Daß wir mal wieder zusammen sitzen, wie in alter Zeit!

Dr. Lange. Das wird wohl noch öfter passieren, hoff' ich. Uebrigens seit gestern Abend noch nicht so lange! Also das Neueste! Den Kerl bist Du los, hör' ich!

Hugo. Den Kerl sind wir los! Vollständig und für immer! Heute Morgen abgefahren mit seiner Frau!

Dr. Lange (ihm auf die Schulter schlagend). Mann, unbedingt das Beste was Du thun konntest unter den Umständen! Reinen Tisch gemacht! Die Leute wissen jetzt, was sie an Dir haben! Offen gestanden! Ich hätte Dir das nicht zugetraut!

Hugo. Ich mir auch nicht!

Dr. Lange (vergnügt). Doch mal ein Kerl! Na, darüber sprachen wir ja schon. Ich sage Dir, ich habe mir heut' den ganzen Tag über den Bauch voll gelacht. Und Deine Schwarzseherei... Das wird sich schon alles machen. Jetzt hab' ich Hoffnung.

Hugo (weist nach draußen). Hörst Du den Spektakel draußen, Doktor? Das sind die Arbeiter für den Strombau und meine Leute mitten drunter. Vorzeichen, Doktor! Jetzt wird es Ernst.

Dr. Lange. J, was! Schlag Dir das aus dem Kopf. Deine Leute kennen Dich jetzt, wissen, daß Du thun wirst was Du kannst! Jetzt einige Dich mit Ihnen.

Gieb Ihnen so viel Du kannst. Wenn's besser kommt, giebst Du mehr und so allmählich, allmählich führst Du Deine Ideen in Deinem Kreise durch! Denkst Du, dafür haben die Leute kein Einsehen?

Hugo. Bis dahin aber, Doktor? Bis dahin zahle ich immer noch Hungerlöhne. Dabei bleibts doch, oder nicht? Was mal kommen kann, das hilft mir nichts! Und den Leuten auch nicht. Wären dumm, wenn sie darauf warten wollten. Ich will jedenfalls nicht drauf warten.

Dr. Lange. Was willst Du eigentlich?

Hugo (steht auf, geht einmal auf und ab, kommt wieder an den Tisch, etwas pathetisch). Hast Du die Menschen nebenan gesehen, Doktor? Die Menschen mit den niedrigen Stirnen und mit dem Schnapsdunst? Siehst Du, da haben wir die Knechtung von Jahrhunderten. Noch mit helfen dabei?

Dr. Lange (ernst). Du sollst mithelfen, Kerlchen, daß es besser wird. Was Jahrhunderte auf dem Gewissen haben, kannst Du nicht an einem Tage gut machen. Ich bleibe dabei. Die Sache muß allmählich gemacht werden. Langsame, aber durchgreifende Heilung! Sind immer die günstigsten, kann ich Dir versichern, vom medizinischen Standpunkte.

Hugo (setzt sich, plötzlich mit Nachdruck). Ich bin's müde, Doktor.

Dr. Lange. Kerl, Du hast nicht müde zu sein. Du hast auf Deinem Posten zu stehen. Jetzt frag' ich mal, wo sind Deine Ideen?

Hugo. Meine Ideen? Hm! Meine Ideen werden weiter leben.

Dr. Lange. Und Du selbst mit. Ja, das versteht sich. Oder ... Sag' mal, was soll das eigentlich heißen? (Fixiert ihn.)

Hugo. Weißt Du noch, Doktor, was Pussel zu sagen pflegte, wenn er seinen großen Moralischen hatte? Ich habe keinen Mumm. Zu nichts mehr. Absolut nichts mehr!

Dr. Lange (erhebt sich, geht kopfschüttelnd auf und ab, halb für sich). Wo sitzt das nun? (Bleibt plötzlich vor Hugo stehen.) Sag' mal, Mann, kommt das von Deinem Vater?

Hugo. Von meinem Vater! Getroffen, Doktor! Vorzügliche Diagnose. Fall von Rassendegeneration! Kannst Du mich darauf behandeln, Doktor.

Dr. Lange (zuckt schweigend die Achseln, geht auf und ab).

Schweigen.

Dr. Lange (vor Hugo). Gieb Dich in meine Behandlung. Wir wollen's darauf versuchen. Man muß versuchen. So lange der Patient noch einen Atemzug im Leibe hat, kann man hoffen.

Hugo. Und so weit sind wir ungefähr, willst Du sagen?

Dr. Lange. Einbildung! Krankhafte Ueberreizung. Sollte mit dem Teufel zugehen, wenn sich das nicht kurieren ließe. (Wieder vor Hugo.) Sag' mal, wenn Du an die Zukunft denkst, Kerlchen, fährt Dir das nicht in die Knochen? So...! (Schüttelt seine Arme.)

Hugo (lächelnd). Ich beneide Dich um Deinen Glauben, Doktor.

Dr. Lange (setzt sich hin, Faust auf dem Tisch). Ich glaube an die unendliche Weiterdifferenzierung unserer Gattung! Das ist meine Religion! Hätt' ich das nicht, dann ginge ich in die Weichsel draußen!

Hugo (steht auf). Und darum ... (Bezwingt sich, ruhig.) Wir zweifeln schon manchmal daran und darum kommen wir uns manchmal selbst schon zweifelhaft vor. (Deutet auf seine Stirn.)

Dr. Lange (drückt ihn auf den Stuhl nieder). Jetzt haben wir genug mit dem Thema, Mensch! Ich nehm' Dich in meine Behandlung, damit basta! Wir fangen gleich an. Vorläufig noch sehr irrationell. Du bestellst Dir 'n Glas Bier, damit Du auf andere Gedanken kommst.

Hugo. Grogk, Doktor, Grogk! oder Punsch! Das gehört zum Eisgang.

Dr. Lange. Kann ich nicht billigen. Uebrigens, da wir gerade vom Eis-

gang sprechen, wie stand's damit vorher? (Horcht.) Das schollert ja ganz gefährlich!

Hugo. Ich sage Dir, Doktor, der Strom geht furchtbar hoch! (Ruft.) Frau Jagellski!

Frau Jagellski (öffnet die Thür). Haben die Herren gerufen? (Nach außen.) Schlafen sich man lieber aus, Engelbrecht, Sie haben schon genug geladen!

Hugo (laut). Frau Jagellski, Glas Grogk, aber werderanisch! Wollen unserer Heimat Ehre machen.

Frau Jagellski (schon halb wieder draußen). Schöön, Herr Tetzlaff! (Ab.)

Hugo (nach dem Fenster deutend). Ich stehe Dir für nichts draußen. Ich kenne meine Weichsel. Bekommen wir eine Stopfung, dann haben wir die Katastrophe.

Lieschen (kommt herein, bringt Grogk, hinter ihr)

Frau Jagellski (eifrig). Nu soll man so 'm Menschen noch was geben. Duhn, daß er kaum stehen kann! In Straf' kann man noch kommen!

Hugo. Wer ist duhn? Wer ist so vernünftig, Frau Jagellski.

Frau Jagellski (ärgerlich). J, der Engelbrecht, mit dem is ja all ganz alle.

Hugo (erstaunt). Engelbrecht auch da? Schau, schau, also jetzt . . .

Frau Jagellski. Jetzt is er Stromarbeiter geworden! Wie 'n Mensch so runterkommen kann! Nein! (Die Thür rechts öffnet sich, Spektakel, zahlreiche neugierige Köpfe.)

Engelbrecht (schwankt hinein, heiser). Frau Jagells..ki, 'n Schnaps!

Frau Jagellski (auf ihn zu). Was wollen Sie hier? Raus!

Engelbrecht (lallend). Werd..doch wohl noch... hier... r..r..einkommen können? Da hab' ich auch gesessen!

Frau Jagellski. Nu machen Sie man, daß sie rauskommen!

Engelbrecht (schon in der Thür zu Hugo). Kann Ihn.. auch passier...

Frau Jagellski (mit Engelbrecht ab).

Hugo (galgenhumoristisch). Kann uns auch passieren. Jawohl! Mal Besitzer gewesen! Kollege, der Mann!

Dr. Lange (ernst). Ich weiß, ich kenn ihn.

Hugo (trinkt Lieschen zu, die sich auf die Polsterbank nahe dem Tisch gesetzt hat). Prosit Lieschen! Bist mein kleiner Schatz, was? Giebst mir einen schönen Kuß!

Lieschen (kichert, hält die Schürze vor). Ach Sie reden auch immer, Herr Tetzlaff. (Rennt an den Nebentisch.)

Hugo (trinkt, leert das Glas mit einem Zuge, setzt es hin). So! Aus!

Dr. Lange (legt die Hand auf seinen Arm). Jetzt aber genug, Kerl!

Hugo. Jetzt genug! Jawohl! Weißt Du, Doktor, hier hab' ich manchen Eisgang mitgemacht. In meiner Jugend, mit meinem Vater.

Dr. Lange (horcht nach draußen). Kerl, das kommt mir immer schlimmer vor! Hör' doch mal!

Hugo (horchend). Das gurgelt! Die Sünden der Vergangenheit, Doktor! (Horcht wieder, springt auf.) Da draußen passiert was! (Draußen entsteht plötzlich Geschrei und Lärm. Thürenschlagen.

Bauführer (stürzt hinein, außer sich). Stopfung unterhalb! Strom steht! Steigt rapid! (Stürzt ins Nebenzimmer. Man hört das Lärmen der Arbeiter im Gastzimmer.)

Hugo (fest). Kasten schlagen! Alle Mann ran! (Greift nach seinem Hut, dreht sich nochmals um.) Doktor, unsere Väter! Das kommt über uns!

Bauführer (aus dem Nebenzimmer zurück). Stopfung bei Sedlinken. Halbe Meile unterhalb. Mit allen Mann und Pferden gearbeitet! Damm nicht zu halten, wenn die Stopfung nicht bald gehoben wird.

Hugo. Und Ihr Stromprojekt oberhalb, Bauführer? Wenn der Strom unterhalb durchreißt?

Bauführer (aufgeregt). Malen Sie den Teufel nicht an die Wand, Herr! (Eilig ab.)

Hugo. Malt sich schon selbst. Prophezeihung! In einer halben Stunde hat der Strom ein neues Bett.

Dr. Lange. Nun wollen wir mal sehen, was Kerls, wie wir können! (Alle ab, außer Lieschen, welche ruhig weiter strickt. Draußen heult der Sturm, dazwischen Kommandorufe und Eisschollern. Einige Augenblicke Stille.)

Frau Jagellski (stürzt wie wahnsinnig hinein, schreit) Laternen! Laternen!

Lieschen (springt auf). Unglück, Mama?

Frau Jagellski (kann kaum sprechen). Ertrunken! (Macht krampfhafte Bewegungen, rennt im Zimmer umher.)

Lieschen (entsetzt). Wer? Wer? Sag' doch! Herr Tetzlaff? (Fängt plötzlich an zu weinen.)

Frau Jagellski. Keine Laternen? (Stürzt ins Nebenzimmer.)

Dr. Lange, Bauführer und Leute hinein, schreien nach Laternen.

Frau Jagellski (bringt Laternen, noch immer außer sich. Einige Leute mit Laternen ab.)

Frau Jagellski (etwas ruhiger). Nichts?

Bauführer. Nichts zu wollen! Versunken vor meinen Augen! Muß in der Dunkelheit ausgeglitten sein.

Dr. Lange (hat sich einen Augenblick auf einen Stuhl gesetzt, steht wieder auf). Und der Strom fällt?

Bauführer (erleichtert). Fällt! Ja! Stopfung muß gehoben sein. Bei allem Unglück wenigstens ein Glück! Was wär' das geworden? Nicht auszudenken! Das ganze Stromprojekt! Wollen doch mal hören, wie's unten geht! (Ab, ins Nebenzimmer.)

Dr. Lange (murmelt vor sich hin). Leb' wohl, Kerl! Gehst ins Meer mit dem Eis.

Frau Jagellski. Das arme Fräulein! Wenn die das hört!

Dr. Lange. Fräulein Tetzlaff werd' ich's melden gehen. (Nimmt seinen Hut. Ab.)

Bauführer (aus dem Nebenzimmer, sinkt gebrochen auf einen Stuhl, sprachlos). Durchgerissen! Unterhalb! Bei Sedlinken! Strom und alles Eis durch! Können quittieren! Unser Projekt! Unser Projekt!

(Die Stube hat sich mit Leuten gefüllt,

Ruttkowski (darunter, beobachtet den Bauführer, plötzlich in betrunkener Wut, drohend). Schorfkrät, komm' an!

Vorhang.

Satanismus.

Von

Hermann Bahr.

Der Geiſt der Menſchen iſt wie ein Kranker, den das Fieber wirft: er wendet raſtlos die Kiſſen. Jedes neue Geſchlecht dreht die Anſchauungen wieder um, auf welchen die Väter Troſt und Frieden wähnten. Es iſt unabläſſig das gleiche Spiel. Der Geiſt hat ſich den Träumen vertraut und es war nichts. Er iſt aus den Träumen weg in die Wahrheit gezogen, in die wirkliche Wahrheit des täglichen Lebens, und es war auch nichts. Jetzt irrt die ewige Sehnſucht wieder zurück nach den Träumen und es wird wieder nichts ſein.

So ſpringt der Geiſt. Bald iſt er hier, bald iſt er dort. Er liebt die Widerſprüche. Aber die engen und ſchwachen Gehirne der Einzelnen leiden davon: ſie bewahren die Spuren aller Entwickelungen und es wird ein ratloſer Zwiſt. Das wirkt aus den Einzelnen am Ende auf den allgemeinen Geiſt zurück und er muß noch närriſcher ſpringen.

Die realiſtiſchen Gehirne bewahrten die ererbten Spuren der Romantik. Wieviel ſie alle Sinne auch ſuchend im Wirklichen tummeln mochten, es blieb in den letzten Gründen ein leiſes Leid: es blieb in Wünſchen und Begierden die Erinnerung der Träume. Nur ſollte jetzt, weil die neue Loſung auf die Welt der Sinne wies — darum ſollte jetzt, was die Träume verſprochen hatten, die Wirklichkeit gewähren.

Daher der höhniſche und wilde Peſſimismus aller Naturaliſten, weil ſie die Romantik in ſich nicht überwinden können. Sie tragen jeder, von den Vätern her, eine fertige Welt in der Seele, das Vermächtnis alter Träume: daran prüfen ſie die andere Schöpfung draußen, welche ſie von den Sinnen erfahren. Daher der heulende Grimm des gutmütigen Flaubert, daß es „außer der Kunſt überhaupt nichts als überall nur Schande und Schmach giebt.“ Daher der entrüſtete, troſtloſe und ſchadenfrohe Eckel des Huysmans, ſeine erbitterte Verachtung der Natur, ſeine brünſtige Gier nach dem Künſtlichen. Décidement, rien n'arrive comme on le prévoit, ſagt einer ſeiner Helden einmal; das iſt der Grund des ganzen Jammers und der ganzen Wut. Dieſe beiden Triebe — der Trieb des neuen Geiſtes auf die äußere Welt, der alle Träume verſchmäht, und der ererbte Trieb auf die Wünſche der Träume, auf makelloſe Schönheit, auf freudige Wahrheit, auf friedliches Glück, — wenn ſich dieſe beiden Triebe in irgend einem Gehirne treffen, dann wird jedesmal jene folie sensationniste daraus, welche das ſchaurigſte Zeichen dieſer Tage iſt. Es wird dieſe vermeſſene, niemals befriedigte, immer nur deſto höhniſcher enttäuſchte, darum täglich trotzigere und gewaltſamere Jagd nach erlöſenden Ge-

nüssen, durch alle Reize, durch alle Würzen, durch alle Laster. Es wird eine atemlose, wahnsinnige und verbrecherische Begierde nach Neuem, Unerhörtem und Unmöglichem.

Aber inzwischen hat sich der Geist wieder gewendet und lechzt wieder nach den Träumen, nach den Rätseln. Immer heller und köstlicher klingt wieder in allen Seelen l'accent extraterrestre.*) Wie Verlaine seufzt:

C'est vers le Moyen Age énorme et delicat
qu'il faudrait que mon cœur en panne navignât,
Loin de nos jours d'esprit charnel et de chair triste.

Wenn jetzt diese beiden Triebe — die verhetzte Wut um neue, künstliche Genüsse und die mystische Neigung nach erdenfernen, reinen, heiligen Paradiesen — in irgend einem Gehirne sich begegnen, an einander geraten und sich verbinden, was kann daraus werden? Daraus ist der neue Satanismus geworden.

* * *

Satanismus hat es immer gegeben. Das ganze Mittelalter ist überall voll von seinen Beispielen. Viele Heilige wissen von ihm, oft mußte die Kirche ihn richten. Er ist die Lust am Bösen um des Bösen willen, ohne anderen Vorteil und Genuß als die Beleidigung und den Schmerz Gottes. Sein Geist ist Haß und Aufruhr gegen Gott. Schmähung und Schändung Gottes ist seine Begierde. Er setzt notwendig den Glauben voraus. Er fordert das kirchliche Gefühl, um es verhöhnen und mißhandeln zu können; in der Empörung gerade gegen das Gesetz, an dem er nicht zweifelt, schwelgt seine Wonne. Er glaubt an die Lehren der Kirche, aber er beugt seinen Hochmut nicht. Er glaubt an den verheißenen Himmel, aber er verschmäht seine geschenkten Freuden und wählt trotzig die Hölle. Er glaubt an die ewigen Strafen, aber sein einsamer Stolz fürchtet sie nicht. Er versagt nicht den Glauben, er versagt den Gehorsam und die Liebe. Er entscheidet sich für den Satan und erklärt Feindschaft und Krieg wider Gott. Er weiß, daß er darin verderben wird. Er weiß, daß er dem göttlichen Zorne verfallen ist. Er weiß, daß es für ihn kein Erbarmen, keine Gnade giebt. Aber er liebt die unbeugsame Freiheit und die herrenlose Kraft. Es ist der vermessene Frevel der Gottähnlichkeit, die keine Demut hat. Aus Hochmut und trotziger Größe, aus der blutigen Wollust der Reue, aus den seeligen Foltern der Furcht ist sein wilder Sinn seltsam vermischt.

Wunderliche Praktiken erzählen die Klostergeschichten und viele Prozesse: es wird von Priestern gemeldet, welche Schweine und Mäuse mit geweihten Hostien füttern, welche den Kelch und das Brot des Herrn besudeln, welche sich ein Kreuz in die Sohle ätzen, um mit jedem Schritte den Gottessohn in den Staub zu treten; es wird von Nonnen gemeldet, welche den Teufel in ihre Arme rufen, unter höhnischen Lästerungen und Verwünschungen der Jungfrau, und mit Incuben lieben; es wird von schwarzen Messen gemeldet, welche kirchenschänderische Mönche vor nackten Dirnen lesen.

Das ist der alte Satanismus, der Satanismus der Gläubigen. Er muß immer erscheinen, wenn irgendwo die christliche Lehre in ein kraftstrotziges und

*) Baudelaire.

stolzes Gemüt gerät, das ohne Liebe und Gehorsam ist. Spuren sind auch heute noch unter den Priestern, in den Klöstern.

Aber daneben giebt es heute einen anderen Satanismus, einen Satanismus der Ungläubigen und der Laien. Der ist gesucht, ausgeklügelt und gemacht. Er kommt nicht aus dem Stolze, sondern aus der Lüsternheit. Er ist nicht die jähe Aufwallung unbändiger Kräfte, sondern eine kalte Berechnung künstlicher Genüsse. Es ist ein lebemännischer Satanismus.

Er ist von jenen neugierigen und nüchternen Grüblern der Wollust erfunden, welche nachdenklich alle Grade der Ausschweifung messen, jeden einzelnen Reiz der Krämpfe und Verzückungen aufmerksam notieren und mißtrauisch die Erfüllungen des Genusses mit den Erwartungen der Begierde vergleichen, geduldige und strenge Chemiker der Freuden. Sie versuchen alle Laster und prüfen sie kritisch an ihren Versprechungen und jedesmal stellt es sich wieder heraus, daß es wieder nur Wahn und Betrug ist. Mit den natürlichen sind sie bald fertig. Dann beginnen sie die Probe der künstlichen, die auch nicht mehr taugen. Aber sie lassen nicht ab, weil in allen Enttäuschungen dennoch die Sehnsucht nimmer mehr verstummen will, der unausrottbare Hunger des Menschen nach Glück — sie lassen nicht ab, immer aufs Neue erbittert nnd unstet immer neue, fremde, unerhörte Genüsse zusammen zu mischen, ob nicht dennoch vielleicht irgendwie durch eine unnachgiebige Zerforschung der Begierde und eine weise Berechnung der dienstbaren Mittel irgend ein Erlöser zu bereiten wäre.

Man nehme eine solche Verfassung des Geistes: einen unermüdlichen, mit allen Wissenschaften gerüsteten Verstand, der von Natur und durch Bildung ungläubig, mißtrauisch, kritisch angelegt ist; dazu die Erbschaft der Romantik, die Erinnerung an die seligen Wünsche der Träume als eine fieberische und unverwindliche Gier nach Genuß; aber den herrischen Trieb der Zeit auf den Stoff, der alles von der Wirklichkeit fordert. Man setze diese Verfassung an das Ende aller Laster, wo alle natürlichen und künstlichen Genüsse erschöpft, der Verstand von allem Rate verlassen, der Leib entkräftet, die Nerven in Wahn verirrt und die Begierden ins Phantastische entlaufen sind. Da klingt dem Verschmachtenden aus verloschenen Zeiten eine fahle gespenstische Botschaft herüber, von ardentesjoies maintenant perdues et des douleurs impossibles à notre temps*).

Es reizt vielleicht zuerst bloß die Neugierde seines Verstandes, die schaurigen Rätsel verknitterter Urkunden und ranziger Pergamente zu vernehmen. Aber bald mischt sich die unersättliche Sehnsucht der müden Nerven ein, die neue, unempfundene Reize wittern, ungekannte Sensationen, mit denen die Begierde sich noch einmal betrügen kann.

Es beginnt das Experiment mit dem alten Satanismus, seine Prüfung auf den Genuß hin. Sie nehmen die Bücher und lernen sein Verfahren, wie es überliefert ist, die ganze Technik der schwarzen Messen. Das alles wird umständlich und sorgsam nachgeahmt, während sie ängstlich auf die Nerven lauschen, welche Erfolge der Satanismus hier verrichtet. Aber sie erkennen bald, warum er auf sie nicht wirken kann. Sie erkennen bald, daß sein üppiger und schwüler Reiz nicht in den Handlungen, sondern in seinem Geiste ist. Sie erkennen bald sein letztes Geheimnis, daß die Lust am Bösen nur in dem

*) Huysmans.

Bewußtsein des Bösen ist: jedes Laster hat ein Versprechen von Glück, das von keinem gehalten wird, und sein ganzer Reiz, wenn es der Verstand am Ende prüfend besinnt, wird immer nur aus dem Gefühle, daß es das Laster ist. Es wühlen, unvertreiblich und unwiderstehlich, in allen Menschen giftige und wilde Dränge, gerade das Schändliche und Verderbliche zu thun, bloß weil es schändlich und verderblich ist, ohne irgend einen anderen Reiz als den des Ungehorsams wider das Gesetz. Nicht was irgend eine Sünde gewähren kann, sondern immer nur das Gefühl, daß es Sünde ist, ist ihre Würze. Die Huldigung an diesen tiefsten Trieb der Menschheit, an die Wollust im Bösen, ist der Satanismus.

Die äußeren Handlungen, von welchen die Bücher erzählten, konnten ihnen also nichts helfen. Es fehlte ihnen das Gefühl, Gott zu beleidigen und das Heilige zu besudeln. Es fehlte ihnen der Glaube. Sie brauchten einen künstlichen Glauben, damit sie ihn beleidigen und verhöhnen könnten. Sie brauchten einen neuen Himmel, gegen den sie sich mit Lästerungen empören könnten. Sie brauchten ein lautes und heftiges Gefühl der Sünde.

Künstliche Verbote eines künstlichen Glaubens, um künstliche Sünden, eine künstliche Reue und eine künstliche Höllenangst zu bereiten — das ist die Quintessenz des neuen Satanismus.

Sein Geist ist der Kunst nicht fremd. Der tiefste Psychologe der Deutschen, E. T. A. Hoffmann, der unheimliche Hexenmeister aller Menschenrätsel, hat seine Spur. Baudelaire, Barbey d'Aurevilly, Felicien Rops schwelgen in seinen zermarterten Freuden. Der große Logiker des Unlogischen, Edgar Poë, hat einen umständlichen Steckbrief seines letzten Triebes verfaßt*). Es sind gerade jene verwirrenden und ansteckenden Künstler, welche seit zwanzig Jahren über die Bildung der jungen Gehirne herrschen.

Aber der Roman des neuen Satanismus, welcher an einem typischen Beispiele die Geburt satanischer Begierden aus der Verfassung der Zeit, die Wirkungen, welche sie auf Sinnen und Nerven verrichten, und ihren Verlauf zeigen würde, ist noch nicht geschrieben.

* * *

Es hieß, Huysmans wolle diesen Vorwurf gestalten.

Ich habe von ihm den Roman des neuen Satanismus erwartet. Erstens, weil er der unvergleichliche Meister moderner Typen ist, die aus vielen Widersprüchen verwickelt und ins Absonderliche entartet sind, an die Grenze der Vernunft, wo schon die irren Seufzer des Wahnes streifen: er brauchte bloß seinen des Esseintes, das deutlichste und reichste Beispiel der Decadence, am Ende der langen Wanderschaft durch künstliche Sensationen dem Gerüchte verschollener Frevel und einer mystischen Anwandlung begegnen zu lassen und das Modell war fertig, an welchem alle Ein- und Ausfädelungen des neuen Satanismus gezeigt werden konnten. Zweitens weil ich aus seiner Studie über Rops*) her weiß, daß er das Thema lange kennt und mit Neigung pflegt. Drittens, weil kein anderer Vorwurf jemals sich seinem mystischen Naturalismus

*) „Le démon de la perversité." Vgl. Th. Gautier in seiner Biographie Baudelaires.

*) „Certains", S. 77 ff. Chez Tresse & Stock.

ergiebiger eignete, welcher jede kleinste Erbärmlichkeit der täglichen Not peinlich und unnachgiebig verzeichnen, aber über ihre graue Schmach immer den bunten Bogen der Hoffnungen und Träume wölben will.

Ich habe mich getäuscht. Sein Buch*) ist nicht der Roman des neuen Satanismus. Es versucht nicht, ein vorbereitetes Gehirn und die Bedingungen zu zeigen, durch welche es unvermeidlich an den Satanismus geraten muß. Es ist die Geschichte eines jungen Gelehrten, dessen Neugier zufällig dem Satanismus begegnet, und ein eifriges Verzeichnis der Dokumente, welche er sammelt. Und darum ist es, an seinen eigenen Grundsätzen gemessen und aus seinen eigenen Absichten gerichtet, mißlungen und verfehlt.

Durtal, ein junger Gelehrter, arbeitet an einer Geschichte des Gilles des Rais. Das war am Hofe Karl VII. ein reicher und ritterlicher Held, der heute noch in der Sage vom Blaubart spukt. Ein finsteres und fremdes Rätsel, das unsere Neigung zu kranken und entarteten Geheimnissen wohl reizen kann: erst ein unbesonnerer, toller und verschwenderischer Höfling; plötzlich, wie die Jungfrau gegen die Engländer wirbt, ein kühner, redlicher Soldat; und auf einmal, wie der siegende Friede geschlossen und er auf seine Güter heimgekehrt ist, der Alchimie verfallen, im Kreise böser Zauberer, die Gold machen sollen, im frevlen Bündnisse mit dem Teufel. Da beginnen wüste Gelage, rasende Ausschweifungen, mörderische Genüsse; die kleinen Kinder im Lande, Knaben und Mädchen, werden zusammen geschleppt und sterben in schändlichen Qualen; überall ist Furcht und Entsetzen, täglich wachsen die Greuel. Bis der Bischof von Nantes den entmenschten Henker fängt, vor seinem Gerichte verdammt und in den Tod schickt.

Diese Geschichte bringt den jungen Gelehrten auf den Satanismus. Er forscht in den Büchern und fragt bei den Freunden herum, bei einem Arzte, bei dem Glöckner von Saint-Sulpice, bei einem wunderlichen Astrologen. Sie erzählen ihm schauriges von den Gebräuchen der Sataniſten, die heute noch in Kraft sind. Er will es gar nicht glauben. Aber sie nennen ihm Namen, geben ihm Beweise: von einer Gesellschaft, die 1843 in Agen, von einer andern, die 1855 in Paris bestand, von der Nonne Cantianille, welche 1865 die Stadt Auxere verheerte, von der Gemeinde der Re-Theurgistes Optimales welche Longfellow zum Oberprieſter und in Frankreich, Italien, Deutschland, Rußland, Oesterreich bis in die Türkei hinab Mitglieder hatte.

Seine Neugierde ist gereizt. Die Frau eines katholischen Gelehrten, mit der er ein flüchtiges und gemeines Verhältnis beginnt, bekennt sich als Sataniſtin. Sie unterrichtet ihn und nimmt ihn zu einer schwarzen Messe, deren verruchte Wut genau geschildert wird. Angewidert und entrüstet bricht er mit dem lasterhaften Weibe, aber er trägt wenigstens eine nützliche Sachkenntnis davon, die seinem Buche helfen wird.

Der Roman ist durchaus Zolaistisch. Dokumente, nichts als überall Dokumente, daß ein Reporter neidisch werden könnte. Jeder von den sammeleifrigen Schülern Zolas mit dem dauerhaften Sitzfleisch hätte ihn schreiben können, wenn nicht die erotische Episode mit Frau Chantelouve wäre.

Diese erotische Episode ist ein echter Huysmans. Nur seine nervöse Empfindsamkeit mit seiner unduldsamen Begierde der makellosen Schönheit konnte ihren schmerzlichen

*) „La-Bàs." Chez Tresse & Stock.

Hohn gestalten. Der ganze Eckel der Moderne vor der unbezwinglichen Gemeinheit der Liebe, welche neben den seraphischen Versprechungen der einsamen Wünsche nur desto schimpflicher grinst, aller ohnmächtige Haß des reinen Mannes gegen den verlockenden Betrug der Frau ist darin. Das tiefe Grauen vor dem Fleische, welches keine Kunst des Lasters tröstet — davon ist dieses zehnte Kapitel ein mitteilsames Meisterstück, an steiler Wildnis und an müder Schönheit unvergleichlich.

Der Karthäusermönch.

Von

Detlev von Liliencron.

Auf der Bergesspitze,
Unweit meines Klosters,
Wo die braune Felswand senkrecht abstürzt,
Sitz ich in meiner weißen Kutte und Kapuze,
Und stütze mein Haupt in die Hand;
Sitz ich im curulischen Sessel,
Den die Natur,
In einer Laune,
Hier sich schuf.
Mein Blick schweift
Ueber die unendliche Ebene.

Mit mir in gleicher Höhe,
Mitten über der weiten Fläche,
Ueber der sonnendurchglitzerten,
Schwebt ein Geier,
Schwingenstill.
Scharf äugt er nach unten,
— — — hinabzustoßen.

Der Geier Schicksal
Schwebt so über uns Menschen.
Und ahnungslos
Schreiten wir die mühevollen Straßen.

Einst lebt' ich unten.
Auf eines Messers Schneide,
Das gespannt war wie das hohe Drahtseil,

Ging ich,
Barfuß.
Und ich ging ſicher wie der Nachtwandler.
Rechts wollte mich die Unehre
Mit ihren Haken herunterreißen.
Links ſtieß nach mir
Die benachtmützte Philiſtermoral.
Und ich ging,
Gradaus ſchauend,
Auf eines Meſſers Schneide,
Das geſpannt war wie das hohe Drahtſeil.
Und ich ging ſicher wie der Nachtwandler.

Ich trug viel Leid.
Und ich ſchüttelte mich
Wie die Ente,
Wenn ſie flügelſchlagend
Nach dem Tauchen im Teiche ſteht.
Und es glitt ab.
Ich trug viel Leid.
Immer wieder kam ich hoch,
Wie die Korkboje,
Die ein Schiff überfahren hat.
Die Menſchen halfen mir nicht.
Der Himmel half mir nicht,
Zu euch, ihr Götter, hab' ich gebetet:
Helft mir.
Aber ich ſah nie ein Zeichen von euch,
Ich ſah nie eure Arme,
Nie eure hilfeſtreckenden Hände.
Und ich ward trotzig:
So geh' meinen Weg ich allein.
Bleibt auf euern fetten Wolkenhöh'n.
Die Fauſt ſchlug ich auf den Tiſch:
Ich helfe mir ſelbſt hindurch!
Ich lernte, daß Geld haben
Alles heißt.
Dann nur: Der Preis?
Ich lernte, daß kein Geld haben gleich iſt
Einer armen alten, mutloſen, mürriſchen,
Verhungerten, ausgetrockneten, erblindeten
Ach-ach-herrje—Spinne
In Grabgewölben.
Kein Flennen und Weinen.
Des Mitleids holde Geſtalt
Schob ich rauh bei Seite:
An das Portal
Eines goldprächtigen Saales,
Wo geputzte Menſchen ein- und ausgehn,

Lehnt sie in ärmlicher Gewandung,
Und bietet Rosen zum Kauf;
Und ihre unschuldigen Kinderaugen flehen:
Seid gut.
Mein Herz verhärtete sich mehr und mehr,
Herber und herber ward meine Seele.
Einmal glättet die Ruhe mir
Das Totenhemd.
Auf meinem Leichenstein soll stehen:
Hier schläft den ewigen Schlaf
Ein tapferer Soldat,
Unbesiegt gefallen
In der mörderischen Feldschlacht.

Wo bin ich?
Lernt' ich nicht die Kunst des Vergessenkönnens,
Die schwere, seltene, die herrliche Kunst
Des Vergessenkönnens?
Meine Ordensbrüder kommen,
Mich abzuholen.
Paarweise, in ausgedehnter Reihe.
Langsam nähern sie sich.
Ich erhebe mich
Und geh' ihnen entgegen.
Streng und stumm ist unser Gruß,
Gemessen unser Verneigen.
Ich schließe mich ihnen an.
Und um uns und in uns
Ist das Schweigen,
Das Gott nahe bringende Schweigen,
Das große, das erlösende Schweigen.

Ein Traum?

Von

Olive Schreiner.

Frei aus dem Engliſchen von G. Kramme.

Mir träumte, der liebe Gott führe meine Seele in die Hölle.

Es war ein ſchöner Ort. Die Vögel ſangen. Der Raſen grünte am Rande eines tiefblauen Sees, den Bäume umſtanden. Zwiſchen den Stämmen luſtwandelten anmutige, ſchlanke Frauen; ihre Kleider von leuchtenden Farben ſchleppten über das Gras. Zu ihren Häupten in den Bäumen hing Frucht an Frucht wie große Birnen aus lauterem Golde. Und nach einem Weilchen ſah ich eine ſchöne Frau näher herzukommen; ſie ſchaute ſich überall um, zog dann einen Zweig zu ſich nieder, und mir war, als küßte ſie die Frucht. Dann ging ſie weiter und lautlos ſchwebten ihre Kleider über das Gras. Als ſie verſchwunden war, kam eine andre Frau, ebenſo ſchön, in einem wundervollen Gewande, und auch ſie ſchaute ſich überall um. Als ſie niemanden erblickte, zog ſie die gelbe Frucht zu ſich herab, betrachtete ſie, um eine Stelle zu ſuchen, wo ſie ihre ſchwellenden Lippen ſanft aufdrücken könnte; dann küßte ſie die Frucht und ging weiter. Und ich ſah andre und aber andre Frauen kommen, heimlich die Früchte küſſen und über das Gras hinweggleiten.

„Was thun ſie? —“ fragte ich den lieben Gott.

„Sie vergiften die Früchte.“

„Wie? — Sie *vergiften* . . . ?“

„Sie machen mit ihren Zähnchen eine kleine Wunde in die Schale, da flößen ſie ein, was unter ihrer Zunge iſt, und ſchließen die Frucht wieder mit ihren Lippen, ſo daß man nichts ſieht.“

„Warum thun ſie das?“

„Damit kein andrer davon eſſen ſoll.“

„Aber wenn ſie alle vergiften, kann niemand mehr eſſen! Was gewinnen ſie dabei?“

„*Nichts*,“ ſagte Gott.

„Fürchten ſie ſich nicht, ſie möchten dort anbeißen, wo ſchon ein andrer gebiſſen hat?“

„Sie fürchten ſich allerdings; in der Hölle fürchten ſich alle.“ — —

Gott rief mich weiter. Wir ſchritten am Ufer fort, und das Waſſer ward weniger blau. Dann weiterhin unter den Bäumen ſah ich Männer arbeiten. Und ich ſagte zu Gott: „Die Hölle muß ein fruchtbarer Ort ſein; wie üppig iſt das Gras!“

„Nichts wächſt in dem Garten, den jene bauen,“ ſagte Gott. Wir ſahen den Männern zu. Sie machten Gruben. Aber ſie thaten nichts hinein; und wenn ſie die Gruben mit Stöcken und Erde verdeckt hatten, gingen ſie fort und verbargen ſich hinter Buſchwerk. Ich ſah auch, daß ſie beim Gehen ſorgfältig acht gaben, wohin ſie traten.

Ich ſagte zu Gott: „Was thun dieſe? —“

„Sie machen Fallgruben."

„Warum thun sie das? —"

„Weil jeder denkt, wenn sein Bruder fällt, wird er sich erheben."

„Wohin wird er sich erheben?"

„Er wird sich nicht erheben," sagte Gott.

Hinter den Büschen hervor glommen gierige Blicke. Ich sagte zu Gott:

„Sind diese Menschen bei Sinnen?"

„Sie sind nicht bei Sinnen; in der Hölle ist kein Mensch bei Sinnen."

Gott rief mich weiter. Und wir gelangten auf einen weiten Plan, auf dem ein großes Haus stand. Marmorne Pfeiler stützten das Dach und weiße Marmorstufen führten zum Portal empor. Der Wind des Himmels umwehte es. An der Rückseite hing ein dichter Vorhang. Schöne Männer und Frauen feierten an langen Tafeln ein Gelage. Andre tanzten, die Kleider der Frauen flatterten, kräftige Männer lachten. Aus großen Krügen, die im Hintergrunde standen, gossen sie Wein, der funkelte verlockend beim Einschenken. Ich sagte zu Gott: „Ich möchte wohl hingehen und mit ihnen trinken."

„Warte!" —

Und ich sah andre Männer in das Lusthaus kommen; sie kamen von hinten her und lüfteten die Ecke des Vorhangs und schlüpften schnell hindurch, den Vorhang hinter sich fallen lassend; und sie trugen große Krüge, die sie kaum heben konnten. Männer und Frauen umringten sie, und die Neuangekommenen öffneten ihre Krüge und gaben von dem Weine zu trinken. Ich sah, daß die Frauen oft gieriger tranken, wie die Männer. Und wenn sie ausgetrunken hatten, setzten sie ihre Krüge zu den übrigen an die Mauer und begaben sich wieder an ihre Plätze. Ich sah, daß manche der Krüge sehr alt waren, beschimmelt und bestaubt; aber andere schienen noch neu zu sein; Tropfen neuen Mostes zitterten an ihren Rändern. Doch inmitten des Gesanges hörte ich einen gellenden Todesschrei.

„Was ist das?" fragte ich entsetzt.

Gott führte mich dorthin, wo ich beide Seiten des Vorhanges überschauen konnte. Hinter dem Hause stand die Kelter, in der der Wein gepreßt wurde. Die Trauben aber stießen unter dem Kelterbaume jenes furchtbare Wehgeschrei aus.

„Hören sie es denn nicht auf der andern Seite?"

„Der Vorhang ist dick und jene sind beim Prassen und Schwelgen."

„Aber die Zuletztkommenden hörten nnd sahen es doch?"

„Sie lassen den Vorhang fallen und — vergessen."

„Wie kamen sie zu den Krügen mit Wein?"

„Sie kamen beim Stampfen in der Kelter zuoberst, kletterten über den Rand und füllten ihre Krüge von unten; dann sind sie in das Haus gegangen."

„Und wenn sie beim Klettern gefallen wären — —"

„So wären sie Wein geworden," sagte Gott. Mir schauderte. — Drinnen aber erhob sich einer der Schwelgenden und sagte: „Meine Brüder, laßt uns beten." Alle erhoben sich. Die Mäuner neigten ihr Haupt und die Mütter falteten den kleinen Kindern die Hände und hoben ihre Augen zur Decke empor. Und der zuerst aufgestanden war, streckte seine Arme aus. Sein Bart war lang und weiß; seine Aermel, wie der Bart waren in Wein getaucht; aus den weiten Aermeln troff er zu Boden. Und er rief: „Meine Brüder und Schwestern, Laßt uns beten! —"

„Laßt uns beten! —" riefen alle.

„Wir preisen Dich, o Herr!" —

„Gelobt seist Du, o Herr!" — „Denn dieses schöne Haus danken wir Dir, o Herr!" — „Danken wir Dir, o Herr!" — wiederholten die Männer und Frauen. „Dein ist dies Haus, lieber Herr!" — „Dein ist dies Haus!" — „Für uns hast Du es gemacht." — „O

fülle unſre Krüge mit Wein, lieber Herr!" — „Fülle unſre Krüge . . ." — „Gieb Frieden und Fruchtbarkeit in unſrer Zeit, lieber Herr!" —

Ich ſagte zu Gott: „Wen rufen dieſe denn an?" —

„Wer das wüßte! —" ſagte Gott.

Und ich ſah, ſie alle ſchauten zur Decke; draußen im Sonnenſchein aber war der Herr.

„Unſre Kindeskinder ſollen Dich erheben und Dich preiſen." „Darum, o Herr, ſpende mehr Wein für uns! —"

Und durch das Aechzen der Trauben hörte ich es durcheinander rufen:

„Mehr Wein! — Mehr Wein! — Mehr Wein! — Wein! — Wein! —

Dann ſetzten ſich Männer und Frauen wieder nieder, und das Feſtmahl nahm ſeinen Fortgang. Nach einer Weile ſah ich, daß der Vorhang ſich hinter dem Hauſe bewegte, und es ſchien mir, als ob ſich die Formen von Männern und Frauen vom Vorhange abhoben. Die Schwelgenden ſahen ihn ſich bewegen und flüſterten mit einander. Einige ſtanden auf und ſammelten in die abgegriffenſten Becher die Reſte aus anderen Weinkrügen. Mütter flüſterten ihren Kindern zu: „Trinkt nicht alles! — Laßt noch einen Tropfen darin, wenn Ihr trinkt! —" Und als ſie die Tropfen alle geſammelt hatten, goſſen ſie die Krüge auf den Boden unter dem Vorhang aus, ohne ihn zu lüften, und der Wein ſickerte durch den Vorhang.

Nach einer Weile hörte der Vorhang auf, ſich zu bewegen. „Warum iſt es ruhig?" fragte ich Gott.

„Sie ſind hingegangen, um zu trinken —"

„Sie trinken es" — rief ich. — „Ihr eigenes Blut?! —"

„Es kommt ja von diesſeits des Vorhanges — und ſie ſind ſehr durſtig," ſagte Gott. Und jene praßten weiter.

Nach einer Weile ſah ich eine ſchmale, weiße Hand durch den Vorhang ſchlüpfen, die ſich gegen die Weinkrüge bewegte.

„Warum iſt dieſe Hand ſo blutlos?" —

„Es iſt Wein aus ihr gepreßt," ſagte Gott.

Die Männer ſahen ſie und ſtarrten betreten vor ſich hin. Die Weiber ſchrien und rannten zu den Weinkrügen, warfen ſich mit den Armen darüber und riefen: „Unſer, unſer Eigen, unſer Beſtes, Köſtlichſtes! —" Und ſie ſchlangen ihr langes Haar um die Krüge Und ich fragte Gott: „Warum ſind ſie ſo erſchreckt über die eine kleine Hand? —"

„Weil ſie ſo bleich iſt," ſagte Gott.

Nun liefen die Männer in Scharen auf den Vorhang zu und redeten heftig aufeinander ein. Zuletzt hörte ich Schläge auf den Boden fallen. Und als ſie zurückkehrten, hing der Vorhang ruhig und ſtill. Aber ein kleiner Flecken war auf dem Fußboden.

„Warum waſchen ſie ihn nicht ab? —" fragte ich.

„Sie können es nicht," ſagte Gott.

Verſtört fragte ich: „Wenn einer von dieſen aufſtünde und ſeinen Krug fortwürfe und ſpräche: Brüder und Schweſtern! Haltet ein! Was trinken wir? — und zerſchnitte mit dem Schwerte den Vorhang und riſſe die beiden Teile auseinander: Brüder, Schweſtern, ſeht! Es iſt kein Wein, den wir trinken! und er zerſtörte dieſe ſchreckliche Kelter . . ."

„Sei ſtill," ſagte Gott. „Sieh her."

Ich ſah auf. Vor dem Luſthaus im Graſe ſah ich eine Reihe von Hügeln; Blumen bedeckten ſie und vergoldeter Marmor ſtand zu ihren Häupten. Ich fragte Gott, was das wäre.

„Das ſind die Gräber derer, die vom Feſte aufſtanden und ſolches riefen."

„Und wie kamen ſie hierher? —"

„Die Männer aus dem Luſthaus hoben ſie auf und ſchlugen ſie zu Boden."

„Wer begrub ſie? —"

„Die Männer, die sie töteten."

„Und wie kommt es, daß sie ihre Leiber töteten und dann Marmordenkmäler darüber setzten? —"

„Sie bedeckten sie, weil sie zum Himmel schrien."

Und zwischen dem Gras und Unkraut sah ich einen unbeerdigten Leichnam liegen; ich sagte: „Und dieser —?" „Dieser ist gestern erst hergebracht," sagte Gott. „In einer kleinen Weile, wenn das Fleisch erst von den Knochen gefallen ist, werden sie ihn ebenso begraben und Blumen über ihm pflanzen." — — — — — — — — — — — — — —

Und weiter ging das Gelage.

Höher und höher wuchs der Rausch. Sie küßten einander die blutroten Lippen; Frauen tauchten die Kleider ihrer Kinder in Wein und tränkten sie, bis die kleinen Munde rot waren vom Wein; sie verschütteten die Krüge und bespritzten ihre Gewänder; sie steckten ihre Hände in den Wein oder bliesen große rote Blasen. Lauter und lauter schwoll der Gesang, wilder und wilder wurde der Tanz.

Aber hier und da saßen Männer, den Ellenbogen auf den Tisch gestützt und die Augen mit der Hand beschattend. Sie blickten in den Weinkrug neben sich und tranken nicht; und wenn man sie ermuntern wollte, starrten sie nur vor sich hin. Und hie und da saßen Frauen; die anderen tanzten und sangen, sie aber saßen stumm, des Haupt zur Seite geneigt, als ob sie lauschten. Und der Rausch wuchs noch höher. Männer tranken, bis sie umsanken; Frauen lehnten sich an ihrer Liebsten Schultern; und kleine Kinder, voll Weines, schliefen auf ihrer Mütter Kleidersaum. Hier und da wankte noch einer nach den Weinkrügen, aber der Schlaf überkam ihn, während er trank, und der Wein floß aus . . . . . Langsam rann der dünne rote Strom über den weißen, marmornen Boden; er erreichte die steinerne Treppe; langsam, langsam sickerte er von Stufe zu Stufe — von Stufe zu Stufe. Dann sank er in die Erde. Ein dünner, weißer Rauch stieg von ihm auf. — — —

Ich war still. Ich konnte nicht atmen. — Aber Gott rief mich, weiter zu kommen. Und wir kamen an sieben Hügel, auf denen die Ruinen eines mächtigen Lusthauses lagen, größer und weiter, wie das, was wir gesehen hatten.

Ich sagte zu Gott: „Was thaten die Leute, die es bauten?"

„Es waren Weinprasser."

Und ich sah mich um; es schien mir. als ob hinter den Ruinen noch eine große, kreisförmige Höhle war, wo ein Fuß der Kelter gestanden hatte.

„Wie kam es, daß dieses Haus fiel? —"

„Weil die Erde unter ihm siedete," sagte Gott.

Und er rief mich, weiter zu kommen. Und zuletzt kamen wir an einen Hügel, wo blaue Wasser spielten und weißer Marmor an der Erde lag.

„Was war hier einstmals? —"

„Ein Lusthaus."

Ich sah mich um; zu meinen Füßen lagen große Säulen und herrliche, marmorne Gebälktrümmer.

„Ja," sagte Gott, „es war ein schönes Haus. Keines war je so prächtig und wird je wieder so prächtig sein. Die Säulen und Portiken schimmerten, und die Weinkrüge waren wie Blumen. Diesseits des Vorhanges war alles mit schönen Mustern bestickt, und die Stickerei war eitel Gold."

„Und wie kam es, daß dieses Haus verfiel? —"

„An der Seite der Kelter war es dunkel."

Und Gott rief mich abermals weiter. An einem unfruchtbaren Bergesabhang hieß er mich stillestehen. Und ich blickte mich um.

„Einst stand auch hier ein Lusthaus," sagte Gott.

„Ich sehe keine Spur mehr davon."

„Kein Stein wurde auf dem andern gelassen," sagte Gott. — An der Hügelseite lag ein einsames Grab.

„Wer ruht dort? —"

„Ein Weinstock, in der Kelter zerquetscht."

Und zu Häupten des Grabes stand ein Kreuz und ihm zu Füßen lag eine Dornenkrone. — — —

Wir schritten von dannen; und als wir auf die Spitze eines Berges kamen, öffnete sich vor mir eine weite Wüste. Große Steine lagen umher, und der Sand der Wüste hatte sie halb verdeckt.

„Es ist etwas darauf geschrieben, aber ich kann es nicht lesen."

Gott blies den Sand beiseite, und ich las: „Gewogen und zu l . . . ." Der Rest war unleserlich.

Ich fragte nicht mehr. Ich war wie zerschmettert. Ich beschattete meine Augen mit der Hand und sah in das blaßrote Abendlicht.

Weiter, immer weiter, wie ich über die Wüste sah, gewahrte ich den Sand zu Haufen getürmt, als ob er etwas verberge.

Ich aber rief zu Gott: „Laß mich, o Herr! Ich bin todesmatt! —

„Du hast erst einen Teil der Hölle gesehen."

„Ich kann nicht mehr sehen," sagte ich, „ich habe genug von der Hölle. Ich kann nicht schreiten, weil ich denke, man hat Fallgruben für mich gestellt; und wenn ich meine Hand erhebe, um eine Frucht zu brechen, ziehe ich sie zurück, aus Furcht, sie wäre vergiftet. Wenn ich in die Ebene ausschaue, sind die Hügel Grabstätten, und wenn ich unter den Steinen wandle, höre ich sie schreien. Wenn ich Menschen tanzen sehe, geben Seufzer und Wimmern den Takt dazu an, und der Wein ihrer Gastmähler ist lebendiges Blut. O, ich kann die Hölle nicht ertragen!" —

„Wohin willst Du gehen? —" fragte Gott.

„Auf die Erde, von der ich komme; dort war es besser."

Und Gott lächelte, als ich das sagte; und ich wunderte mich, warum er lächelte.

„Komm," sagte der Herr, „ich will Dir den Himmel zeigen."

— —

Ich fuhr halb aus dem Schlummer auf. Es war still und dunkel; der Lärm der Wagen vor meinem Fenster erstorben. In der Dunkelheit schien es mir, als ob eine große Hand auf meinem Herzen läge und es drückte. Ich versuchte, zu atmen, warf mich von einer Seite auf die andere — und dann fiel ich wieder in Schlummer und träumte fort.

Gott führte mich ans Ende dieser Welt. Ich schaute nieder. Der Abgrund schien unergründlich. Zwei Brücken führten über ihn nach aufwärts. Ich fragte: „Giebt es keinen anderen Weg, auf dem die Menschen den Abgrund überschreiten? —"

„Noch einen," sagte Gott. „Er geht weit von hier ab und führt auf Umwegen aufwärts."

Ich fragte nach den Namen der Brücken.

„Was thun die Namen," sagte Gott, „nenne sie das Gute, des Wahre, das Schöne, wie Du willst. Du wirst sie jetzt doch nicht verstehen."

Ich fragte Gott, warum ich die dritte Brücke nicht sehen könne.

„Sie wird nur von denen gesehen, die sie ersteigen."

„Führen sie alle in einen Himmel? —"

„Der Himmel ist eins," sagte Gott. „Nur sind manche Teile höher wie die andern. Die, welche die höheren erreichen, können hinuntergehen in die niederen. Aber die im niederen haben nicht die Kraft, den höheren zu erklimmen. Aber alles Licht ist eins."

Und ich ſah über die Brücke, die mir am nächſten lag, zahlloſe Fußtapfen gehen. Ich fragte Gott, warum ſo viele gerade über dieſe gingen.

„Sie iſt weniger ſteil und führt in den unterſten Himmel," ſagte Gott. Und ich gewahrte, daß manche der Fußtapfen zurückgingen. Ich fragte danach.

„Kein Menſch, der einmal den Himmel betreten hat, verläßt ihn wieder. Aber manche kehren um, wenn ſie halben Weges gegangen ſind, weil ſie fürchten, es wäre kein Land dahinter".

Und Gott führte mich weiter. Als wir an eines der großen Thore kamen, — denn der Himmel hat mehrere Thore und alle ſind offen — ſtiegen die Pfoſten zu beiden Seiten ſo hoch, daß ich ihr Ende nicht ſehen konnte. Und es ſchien mir ſo weit, daß die ganze Hölle hineingehen könnte.

„Was iſt größer, Himmel oder Hölle?" — fragte ich Gott.

„Die Hölle iſt ebenſo weit," ſagte Gott, „aber der Himmel iſt tiefer. Die ganze Hölle könnte vom Himmel umſchloſſen ſein, aber die Hölle könnte den Himmel nicht umſchließen."

Wir traten ein. Es war ein ſehr großes Land mit einem matten, klaren Licht, das von den Felſen und Steinen ausging. Aber allmählich wurde es heller, als ob die Sonne aufginge. An den Felſen blühten Blumen, und Bäume grünten am Wege; Ströme floſſen überall und ich hörte es wie Vögel ſingen.

„Das ſind die Menſchen, die einander rufen," ſagte Gott. Und als wir näher kamen, ſah ich ſie luſtwandeln; und ſie leuchteten.

Ich fragte Gott, warum ſie nicht bekleidet wären.

„Weil ihr Körper das Licht giebt," ſagte Gott.

„Und was thun ſie?" —

„Sie ſonnen die Pflanzen, damit ſie blühen."

Einige gingen allein, andere zu zweien; wo ein Mann und ein Weib zuſammenkamen, gab es das hellſte Licht.

„Es giebt viele Arten Blumen im Garten," ſagte Gott.

„Sie brauchen vielerlei Licht, damit ſie erwachſen."

Als wir in dem Licht weiter gingen, hörte ich einen wundervollen Geſang. Beim Näherkommen ſah ich einen Jüngling mit geſchloſſenen Augen, der ſang, und ſeine Mitmenſchen ſtanden um ihn herum, und das Licht aus den geſchloſſenen Augen war heller wie irgend ein anderes. Ich fragte Einen, wer es ſei. „Still, unſer Singvogel," ſagte er.

„Und warum leuchten ſeine Augen ſo?"

„Sie können nicht ſehen; darum haben wir ſie geküßt, bis ſie ſo leuchteten."

Als ich ein wenig weiter ging, ſah ich eine Menge Leute kommen, die trugen einen auf ihren Armen, der weder Hände noch Füße hatte. Und ein Licht ging von den verſtümmelten Gliedern aus, ſo hell, daß ich nicht hinſehen konnte.

„Wer iſt das?" — fragte ich.

„Unſer Bruder, der einſt fiel und Hände und Füße verlor. Aber wir haben die verſtümmelten Glieder berührt, ſo oft, daß ſie nun heller leuchten, wie irgend etwas im Himmel. Wir tragen ihn umher, damit er auf alles ſcheinen möge, was ſeines Lichtes bedarf. Niemand darf ihn lange behalten; er gehört uns allen."

Ich ſagte zu Gott: „Das iſt ein wunderliches Land. Ich habe gedacht, Blindheit und Verſtümmelung wären große Uebel; hier dienen ſie den Menſchen zur Freude."

„Dachteſt Du denn," ſagte Gott, „die Liebe habe Hände und Augen von nöten?" —

Als ich den glänzenden Weg mit Palmen zu beiden Seiten entlang ſchritt, ſagte ich zu Gott:

„Früher, als ich ein kleines Kind war, hab' ich von dieſem Land geträumt; ich will nicht wieder fortgehen, ich will hier bleiben und leuchten."

Und ich zog meine Kleider ab, damit ich leuchten möchte, wie die anderen im Lande. Aber mein Körper gab kein Licht. „Was ist das?“ — fragte ich erschreckt.

„Ist denn nicht schwarzes Blut in Deinem Herzen? Oder ist es gegen niemanden voll Bitterkeit?“ —

„Ja,“ sagte ich und dachte, jetzt sei es Zeit, Gott zu erzählen, wie schlecht mich die Menschen behandelt haben; wie sie mich mißverstanden, als ich gut und großmütig sein wollte und sie ..... Und ich begann Gott zu erzählen. Aber als ich niederblickte, sah ich die Blumen unter meinem Atem verwelkt. Ich schwieg still .....

Gott rief mich, höher zu kommen. Ich nahm meinen Mantel und folgte ihm nach. Und die Felsen zu beiden Seiten wurden höher und steiler; endlich kamen wir an einen Platz, wo sich ein großer Berg erhob, dessen Haupt sich in den Wolken verlor. An seinen Seiten sah ich Menschen beschäftigt, sie bearbeiteten die Erde mit großen Hacken. Einige in Gemeinschaft, aber die meisten allein. Ich sah die Schweißtropfen von ihren Stirnen fallen, die Muskeln an ihren Armen schwellen. Und ich sagte: „Ich hätte nicht gedacht, die Menschen im Himmel so arbeiten zu sehen.“ Ich dachte an den Garten, wo die Menschen sangen und sich liebten, und ich wunderte mich, daß diese vorzogen, an öder Bergseite zu arbeiten. Aber ich sah an den Stirnen der Menschen, wenn sie arbeiteten, ein Licht und die Schweißtropfen, die ihnen entfielen, waren Licht. Ich fragte Gott, was sie suchten. Der aber berührte meine Augen und ich sahe, daß das, was sie fanden, kleine Steinchen waren, zu hell für mich, als daß ich sie hätte sehen können. Und wenn Einer einen Stein gefunden hatte, gab er ihn seinem Nächsten und der einem andern und so fort. Niemand behielt den Stein, den er gefunden hatte. Und hatte einer einen großen Stein gefunden, so liefen alle zusammen und stießen ein Freudengeschrei aus, daß es durch den Himmel tönte; dann arbeiteten sie weiter. Und ich fragte Gott, was sie mit den Steinen machten, die sie fänden. — Da berührte er meine Augen abermals, daß ich schärfer sähe und ich erblickte zu meinen Füßen eine mächtige Krone. Das Licht strömte von ihr aus. Gott sagte: „Hier werden alle Steine eingesetzt.“ Und die Krone war nach einem wundervollen Muster gearbeitet; ein Muster durchlief das Ganze; aber die Teile waren verschieden.

„Wie kommt es“, sagte ich, „daß jeder weiß, wohin er seinen Stein zu setzen hat, damit das Muster herauskommt?“

„Weil in dem Licht, das von seiner Stirne strömt, jeder die ganze Krone matt ausgeführt sieht.“

„Aber wie kommt es, daß jeder Stein so eingesetzt wird, daß keine Fuge zwischen ihnen bleibt? —“

„Die Steine sind lebendig,“ sagte Gott, „sie wachsen.“

„Und was gewinnt jeder Mann bei seiner Arbeit? —“

„Er sieht sein Vorbild ausgeführt.“

„Aber die Steine, welche zuletzt eingesetzt sind, verdecken doch die früheren und die letzten werden wieder von neuem verdeckt. —“

„Sie werden verdeckt,“ sagte Gott, „aber nicht verborgen. Das Licht ist das Licht von allen.“

Und ich fragte: „Wann wird diese Krone beendet sein?“

„Schaue auf! —“

Und ich sah empor. Ich sah den Berg über mir ragen, aber seine Gipfel konnte ich nicht sehen; er war in den Wolken verloren. Gott sagte nichts weiter. Und ich schaute auf die Krone. Da ergriff mich ein Sehnen. Wie das Sehnen einer Mutter nach dem Kinde, das der Tod ihr genommen, wie der Hunger sterbender Augen nach dem Dasein, das entschlüpft, wie der Durst einer Seele nach Liebe, wenn ihr erster Frühling erwacht: so, noch ungestümer, war der Drang in mir. .... Ich rief zu Gott: „Hier will auch ich

arbeiten! Hier will auch ich Steine in das wunderbare Muſter fügen; es ſoll wachſen unter meiner Hand. Und ſoll ich jahrelang arbeiten, ohne einen einzigen Stein zu finden: ich will wenigſtens mit dieſen Menſchen ſein, die hier arbeiten. Ich werde ihre Freuderufe hören, wenn ein Stein gefunden iſt; ich werde einſtimmen in ihren Triumph; ich werde mit ihnen jauchzen und die Krone wachſen ſehn."

Ich lief heran, warf meinen Mantel zu Boden und neigte mich, eins der mächtigen Werkzeuge zu ergreifen, die dort lagen. Aber ich konnte es nicht heben. „Woher hätteſt Du die Stärke, es zu heben? —" fragte Gott lächelnd. „Nimm Deinen Mantel auf."

Stumm nahm ich meinen Mantel auf und folgte Gott, wohin er mich rief. Aber ich ſah zurück und ſah die Krone leuchten, meine Krone, die ich geliebt. . . . .

Höher und höher klommen wir, und die Luft wurde dünner. Nicht Baum noch Geſträuch wuchſen am kahlen Abhang, und die Stille wurde durch keinen Laut unterbrochen. Mein Atem flog mühſam und ſchnell. Das Blut erſtarrte in meinen Fingern. Endlich kamen wir an eine einſame Bergſpitze. Kein Leben regte ſich hier. Aber weit auf einem verödeten Gipfel ſah ich eine Geſtalt ſich erheben. Ob Mann oder Weib, ich konnte es nicht ſagen. Denn wohl ſchien es das Antlitz einer Frau, aber die Glieder waren die mächtigen Glieder des Mannes. Ich fragte: „Iſt es Mann oder Weib? —"

„Im niedrigſten Himmel," ſagte Gott, „herrſcht das Geſchlecht; im höheren wird es nicht beachtet; aber im höchſten giebt es keins mehr."

Und ich ſah das Weſen über ſein Werk gebeugt und kräftig arbeiten. Aber was es arbeitete, konnte ich nicht ſehen.

„Wie kam es hierher? —" fragte ich.

„Auf einer blutigen Stiege," ſagte Gott. „Stufe für Stufe klomm es empor von der unterſten Hölle, und Tag für Tag, wenn die Hölle weiter wurde und der Himmel nicht näher, hing es allein zwiſchen zwei Welten. Stunde für Stunde in dieſem bitteren Kampfe wuchſen ſeine Glieder ſtärker und ſtärker, bis ihm endlich Stück für Stück die Kleider entfielen, die es bedeckten. Tropfen fielen aus ſeinen Augen, wenn es ſie bis aufs Aeußerſte anſtrengte; jede Stufe, die es erklomm, war mit Blut benetzt. Endlich kam es hierher."

Ich dachte an den Garten, wo Menſchen ſangen, einer den andern umſchlungen haltend, und an den Bergesabhang, wo ſie einträchtig bei einander arbeiteten. Und ich erſchauerte.

„Iſt es nicht ſchrecklich, ſo allein hier zu ſein? —"

„Dieſer iſt niemals allein," ſagte Gott.

„Was hat er von ſeiner Arbeit? —"

Da berührte Gott meine Augen und ich ſahe zu meinen Füßen ausgeſtreckt die Gefilde von Himmel und Hölle und alles, was darinnen war.

„Von dieſer einſamen Höhe, auf der er ſteht," ſagte Gott, „ſind alle Dinge offenbar. Ihm iſt es klar, das Leuchten im Garten; er ſieht die Blumen emporſprießen und die Waſſer glitzern; kein Jubelſchrei erſchallt an der Bergſeite, den er nicht hörte. Er ſieht die Krone wachſen und das Licht ihr entſtrömen; die ganze Hölle liegt ihm offen; er ſieht die Pfade aufwärts ſteigen. Für ihn iſt die Hölle der Ackergrund, aus dem der Himmel ſprießt. Er ſieht die Saat herankeimen".

Und ich ſah die Geſtalt über ihr Werk gebeugt. Und das Licht ihres Geſichtes fiel auf mich.

„Was macht ſie?" fragte ich.

„Muſik."

Gott berührte meine Ohren uud ich hörte. Und nach einer langen Weile flüſterte ich: „das iſt der Himmel! —"

Ich wagte nicht zu ſagen, daß ich zu dem Weſen gehen und Muſik machen wollte.

Ich wußte, ich konnte nicht einmal seine Knie erreichen, noch das Instrument berühren, das es spielte. Aber ich dachte, ich wollte dastehen auf meinem kleinen Gipfel und eine Begleitung zu der großen Musik singen. Ich versuchte — aber meine Stimme versagte. Ich wurde still.

Und jetzt befahl mir Gott, ich solle den Himmel verlassen. Aber ich rief:

„O laß mich hier bleiben! — Wenn ich nicht groß genug bin, auf dem Berge zu singen, noch stark genug, an seiner Seite zu arbeiten, noch glänzend genug, um in dem Garten zu leuchten und zu lieben, — o, so laß mich wenigstens am großen Thore stehen. Demütig will ich dort knien, und wenn die Erretteten eingehen, will ich das Licht auf ihren Angesichtern schauen; ich werde das Singen im Garten hören, das Jauchzen an der Bergseite.—"

„Es kann nicht sein," sagte Gott und wies mich fort. Doch ich rief: „Wenn ich im Himmel nicht bleiben kann, so laß mich nieder zur Hölle! Ich will die Hände der Männer und Weiber ergreifen und langsam, eine in des anderen Hand, wollen wir unsern Weg aufwärts suchen!" —

Noch immer verwies mich Gott.

Ich warf mich auf den Boden: „Die Erde ist so klein, so niedrig! Es ist nicht recht, einer Seele den Himmel zu zeigen und sie dann wieder in die Dunkelheit zu stoßen."

Da legte Gott seine Hand auf mich und sagte:

„Geh zurück zur Erde. Das, was Du suchst, ist dort! . ." —

Fin de siècle. Mystik und Naturalismus.

Von

Leopold Lambertus

(Hamburg).

Als vor einem Jahrzehnt der Naturalismus seine breite Woge mit Erfolg an das träumende Deutschland warf, ging das Meer bei unseren westlichen Nachbarn in Paris bereits in stärkster Bewegung.

Es ist schwer nachzuspüren, von welcher Seite zuerst der Anstoß gegeben wurde, ob die Malerei der Litteratur, oder diese jener vorangegangen ist im Abkehren festgesetzten Rostes von schwächlichem Romantizismus und süßlichem Idealismus; obwohl immerhin die Litteratur die frappantesten Belege aus dem Ansturm damaliger Radikalen aufzuweisen haben wird.

Die Heiligen von Fontainbleau, die sich zunächst mit glücklichem Erfolg aus dem Lärm der Großstadt in die Einsamkeit der Wälder und nebligen Fernen geflüchtet hatten, hinterließen in kunstvollen Kabinetstücken ihre Anschauungsweise von Duft und Farbe ihrer Umgebung, ohne jedoch einen leidenschaftlichen Durchbruch zu wagen und dazu Kraft zu besitzen. Man beobachte das duftige Schillernde, Süßliche, das Ruhige, Schwüle allenfalls, — nicht die Bewegung, nicht das Ungestüme. Weder das Rauhe, Starre des Winters, noch das dem Klima entsprechende: das Brütende, Sengende des Sommers, das Jubelnde, Ausgelassene des Frühlings, oder das Resignierte, Schwermütige des Herbstes. Man gab Interieurs, Kabinetstücke in feingestimmten schlüpfrigen Tönen, jeder eine Schablone von Noblesse, nie elementare Ausschweifung.

Millet der Kräftigere rang sich durch und hallte wieder in den nachfolgenden Realisten — sie stehen auf seinen Schultern. Seine etwas schwermütige, rein menschliche Art ohne äußere und innere Phrase, ist ein dunkler warmer Untergrund, auf dem die Jünger stimmten. Das was er wollte, ist unserem Begriffsvermögen erreichbar, keine Note fällt darüber, es sind uns ernste Bachsche Präludien und er spielte ein wenig ins autodidaktisch Religiöse. Seine Leidenschaft hat Begrenzung, wie beim körperlich Arbeitenden: das Parfüm des Ungebundenen fehlt ihm gänzlich; er neigt zum Philisterium und ist dem Menschlichen so näher als dem Göttlichen gerückt.

Corots rührende Heiterkeit und schwärmerische Ausgelassenheit aber haben Berührungspunkte mit dem modernen Maler. Er ist gestimmt wie ein Verliebter, der die Welt anschaut und der diese Stimmung malend wiedergeben will. Seine Malereien sind Geständnisse einer reinen zitternden Mädchenseele.

Es ist wohl die Liebe selbst, welche auf gläsernem Piano so selten klingende Akkorde schlägt. Wie frischgefallener Schnee, auf dem die Sonne spielt. Er ist so apart wie ein Hellseher. Mit ungetrübtem Blick giebt er eine längst entschwundene, sorglose Heiterkeit wieder, — Heiterkeit ohne Wehmut, welche wir nicht mehr kennen und wonach sich der Moderne vergeblich sehnt — welche er nur ahnen kann; deshalb haben wir ihn so lieb und wünschen die Wiederkehr solcher Anschauung. Er ist schwacher Vorspuk einer kommenden Periode, — die Leuchtkraft seines Aethers am Mittag, seine zauberhaften Mondnächte in ahnungsvollem Schimmer, wo im geheimnisvollen Dunkel Paläste ragen mit erleuchteten Fenstern. Die Bäche murmeln, die Winde säuseln und Nachtigallensang durchhallt die Nacht wie Chopinsche Musik. Farbe und Anschauung hangen ineinander, wie feiner Staubregen und Herbstluft, wie leichte Frühlingswolken im rosigen Abendhimmel. Eine Stimmung, wie wenn wir noch wachend im Bett liegen, der Mondschein über die Dielen gleitet und vor den offenen Fenstern leise der Wind in den versilberten Bäumen spielt. — Er war nervöser und den anderen voran, deshalb war er skizzenhafter, zügelloser. Er ist in der Schule die zu straff gespannte Saite, welche zu uns, wenn auch vibrierend, herübertönt: die Musik der anderen sank wieder mit ihnen ins Grab. —

Zwischen den Fontainbleauern und einer Kunst mit anderen moderneren Faktoren, zwischen dem, was im Werden und dem was vorübergegangen ist, — steht eine Schar gesunder Künstler mit nüchternen beobachtenden Augen und klarem Kopf — die Bassaroffs in der Malerei — welche uns vor dem Verschmachten bei den Nazarenern und Düsseldorfern erretteten; die so sehr mißachteten und befehdeten Naturalisten, Impressionisten und Plainairisten, ohne die, und ich betone das, von einer Zukunft in der Malerei überhaupt nicht die Rede sein könnte.

Naturalismus — es sei gleich gesagt — ist das A und O aller Kunst, ohne ihn gerät sie in schwächliche, krankhafte Verirrungen. Die Naturalisten waren die ersten, welche wieder Wissenschaftlichkeit in die Kunst brachten, welche das Modell, das Darzustellende, mit aller Intensität betonten. Der Erfolg war eine ungeheure Wahrscheinlichkeit in der Darstellung und ein großes Fiasko in der Anerkennung.

Wie die Wahrheit im Allgemeinen sich keiner allzubreiten Beliebtheit erfreut, so war auch der Naturalismus, der ein gut Stück davon brachte, kein Mann mit glatten Formen, und seine Einführung hielt schwer; aber in den Kreisen, die er sich eroberte, dominierte er bald. Seine ersten Verehrer waren eine kleine Gemeinde junger Künstler, nicht Verehrer, weil er neu, hell und nüchtern, sondern weil er die so lange entbehrte Aufrichtigkeit enthielt, welche ein Stück Selbstverleugnung kostete, die durch Lasieren, Schleifen, Kratzen und Zufall nicht zu erzwingen war — die Handgeschicklichkeit, die Manier half nicht weit, es mußte studiert sein. Und das, was unter dem Regime unserer guten Malerväter leider vollständig verloren gegangen ist: die rationelle Maltechnik, nach ihr machte sich gleichzeitig das Bedürfnis geltend und trieb jetzt die Verehrer, auf die Alten im Prinzip der Technik wieder zurückzugreifen. Das Handwerk darin kam wieder mehr zur Aufnahme — man versucht und reibt, man liest und gräbt nach dem Geheimnis und wird, wenn vielleicht auch auf anderem Wege, so doch nach Rom gelangen. —

Bei einer Umwälzung in der Kunst kommt es zunächst immer auf das „Wie“ an, — weniger auf das „Was“; wenn im Augenblick das erstere mehr

gilt, mehr gelten soll als letzteres, so ist der Grund nur darin zu suchen, daß eine Umwälzung zunächst nur durch neue Mittel zum Ausdruck kommen kann. Man denke vergleichsweise an die neuen Bestrebungen in der Plastik in Frankreich, an Chopus und Rotys Arbeiten.

Soll die Erziehung in der Kunst bedeutende Werte schaffen — und das ist möglich, Frankreich hat es uns bewiesen, wenn auch auf anderem Wege, — so muß eine Norm, ein System als Grundlage der Erziehung gewählt werden, und in der Wahl dieses Systems beruhen die erzielten Erfolge. — Daß der Naturalismus aber nie der leitende Faktor an unseren Akademien gewesen ist, beweisen die traurigen Resultate — es beweist ferner die ganze Zusammensetzung und Zusammenhangslosigkeit des Lehrkörpers, welche eine äußerst willkürliche und laxe ist; denn der Ruf einer Hochschule hängt jetzt von der Tüchtigkeit oft eines einzigen zufällig daran wirkenden Lehrers ab. Das Prinzip der Anstalt aber, wonach unterrichtet werden soll, zieht die Schüler nicht an, wie es doch sein sollte. Die Tendenz der Hochschulen unterläßt ihren Einfluß nicht auf die ganze geistige und künstlerische Entwicklung eines Landes: wenn sie voran schreiten im Entwicklungskampfe, so fördern sie, wenn sie aber an Verzopfung kranken, so wirken sie stagnierend, und man kann ersteres von deutschen Hochschulen gewiß nicht behaupten: so betrübend es auch klingt, leider nur das letztere. — Will man einem Menschen die ganze künstlerische Weihe angedeihen lassen, so schickt man ihn in die weite Welt, es geschieht oft, ohne überzeugt davon zu sein, daß die deutsche Weisheit zu Ende ist; es hat sich aber im Laufe der Zeit so eingebürgert, und Deutschland nickt gutmütig schläfrig indolent dazu, als wolle es sagen: „es ist richtig, wenn Sie etwas sehen und lernen wollen, müssen Sie fort gehen."

In Deutschland, wo von allen Seiten so lebhaft gegen den Naturalismus protestiert wird — auch in der Litteratur — als wäre er in der Kunst ganz entbehrlich, wo er, kaum von Frankreich angelangt, schon wieder hinaus komplimentiert wird, hier gerade wäre ihm längere Lebensdauer sehr zu wünschen. Und in der That könnte es unseren Staats- und Gesellschaftsmalern, unseren Vereinsmeiern und Akademikern erfrischend sein wie ein kühles Bad im Hochsommer, wenn sie noch in ihren alten Tagen ein wenig vom Naturalismus erfaßt und aufgerüttelt würden aus ihrer Schlafmützigkeit und Bequemlichkeit, aus ihrer Atelierhockerei und ihrem Gesellschaftsrittertum.

Naturalismus in der Malerei ist etwas, das sich kaum annähernd definieren und in Worte kleiden läßt; denn er ist nicht ohne Poesie. Ein Künstler, der naturalistisch arbeitet, hat Gefühl, er muß dem leisesten Druck des Fingers der Natur nachgeben können, und jeder empfindet diesen Druck doch anders, für ihn haben alle Dinge der Natur einen gewissen charme, die traurigen und die heiteren. Die Natur ist ihm ein lebendes Wesen, dessen Hauch er empfindet und dessen Fell sich ihm seidig oder rauh anfühlt. So malt, schreibt und musiziert der Naturalist und es ist ihm von Bedeutung, ein bestimmtes Moment einer Zeit fest halten und wiedergeben zu können. — Und kann ein Künstler mehr, kann er Besseres thun, als wenn er seine Zeit erfaßt und schildert, ohne ihr auch nur ein Atom zu rauben, wenn er sie wiedergiebt mit all ihren feinen Erhöhungen und Tiefen, ein ehrliches Portrait? — Nur diese Wiedergabe hat Wert für die kommende Generation, hier läßt sich anknüpfen, unser Erkünsteltes wird ihr fern liegen, so fern, wie uns etwa die geschmacklose Pastorenkunst des Nazareneranführers Overbeck mit seiner schwunglosen Nachäffung des

in mittelalterlich kirchlicher Anschauung stehenden, herzinnigen Fra Giovanni da Fiesole.

Was man heute verroht findet, weil es ein Spiegel unseres Lebens ist, was man für niedrig und gemein, für geistlos hält: die nackten Darstellungen unserer Sitten und Anschauungen, unseres Wohllebens und Elends, selbst noch ohne Hinzuthun eines geistreichen Faktoren, wie z. B. bei Uhde, auch die, welche wie mit Scheuklappen den Gegenstand wiedergeben, sie haben für die Kunst einen größern Wert, als alle Staats- und Allegorienmaler zusammengenommen.

Die Hochflut aber ist für Deutschland vorüber. Schneller als man erwarten konnte bei deutscher Gründlichkeit, hat man sich vom Naturalismus freigemacht, ich fürchte, nicht zum Vorteil, so sehr dies auch von gewisser Seite angenommen wird; denn die alte Krankheit steckt uns noch in den Gliedern.

Jetzt, wo er geht und scheidend seinen langen Schatten wirft, ist ein Chaos entstanden, das jeder Beschreibung spottet — jeder glaubt, er habe das Ei des Columbus gefunden. Neue Malerei, neue Litteratur, neue Götter, neuer Himmel ist uns versprochen, und der große Coup geschieht so um 1900, dann erwartet jeder bestimmt seinen Messias; viele gebahren sich sogar, als hätten sie das Neue monopolisiert. — Man muß wehmütig lächeln über diese sonderbaren Schwärmer; als ob das, was sie das Neue nennen — was uns wenigstens als neu vorgeführt wird — nicht schon lange da wäre? . . . Wir sehen es nur erst jetzt, es kommt erst jetzt zum Ausdruck, da wir uns im Uebergangsstadium, im Wendepunkt befinden! Und wohin es geht, wissen wir nicht, — ich glaube, zurück zum Naturalismus. Mit jener Krankheit sind wir seit langen Jahren behaftet, ohne es zu wissen, es ist die Essenz von Jahrhunderten, diese fin de siècle-Mystik. Keinen wüßte ich, außer einigen Naturalisten, frei davon, es sei denn Böcklin, den wir seinen Melodien nach aus der Renaissance übernommen haben könnten, er steht gleichsam auf fremdem Boden.

Das Fieber der fin de siècle-Mystik, eine gewisse übermüdete, nervöse Gereiztheit, unruhige, hysterische Sprunghaftigkeit, deren Produktionen schattenhafte Skizzen sind, bewegt sich von den Höhen der Intelligenz bis zu den Tiefen wie eine Riesenschlange über den Erdball; — und es verändert nicht den Gesichtspunkt, ob der eine mehr oder etwas weniger von dieser Romantik hat.

Brahms, Wagner oder Klinger, Nietzsche, was sind sie anders, als in der Hauptsache fin de siècle-Mystiker, durchsetzt mit einem guten Teil Naturalismus? — Fast ohne Ausnahme sind es Produzenten, von denen wir keinen Nachwuchs erhoffen können, weil sie durchgehends zu persönlich sind: ihr Rhythmus ist hochinteressant, bezeichnend für die Wehen der Zeit, aber nicht übertragbar und keine Basis für einen Kunstbau, für eine Schule; so etwas wirkt höchstens bizarr, wie die Praraphaeliten in England.

Oberländer, der Humorist der Fliegenden Blätter, ist er heiter? Oder greifen wir zu den Illustrationen des genialen Pariser Wilette! Es könnte das Herz einem brechen über so wehmütigen Humor.

Galgenhumor eines Verkommenen, das Lachen eines Wahnsinnigen ohne wirklichen Ernst — keine ungetrübte Heiterkeit. Produktionen alle, die ein Lächeln auf den Lippen, eine Poesie haben, welche eher vielleicht auf eine tiefe, innere Verderbtheit schließen läßt. Eine Vorliebe zur Einsamkeit, zum Alleinsein weht hindurch, und ich sehe wohl den Schatten der großen, selbständigen Künstlernaturen herausblicken, aber nicht eine gesunde Gestalt; — ich sehe nicht das Neue — man müßte denn diese nervöse Gereiztheit selbst das Neue nennen. —

Wir sind in Stillstand geraten, weil wir den Naturalismus fortschicken, vielleicht auch, weil wir zu abgespannt sind, und ich sage: wir sind krank, aber ich kann noch nicht finden, daß wir in Dekadenz leben; ich finde auch nicht, daß wir im Fortschreiten sind: das wäre der Fall, wenn der Naturalismus festere Wurzeln geschlagen hätte. Grundlegend für eine blühende, gesunde Kunst, könnte nach meiner Meinung nur der Naturalismus sein; denn mit in erster Linie pflegt er die Darstellungsmittel, und er liebt es nicht, neuen Wein in alten Schläuchen zu kredenzen. Spleenige, sprunghafte Geistesthätigkeit, die Sucht zu individualisieren, ist die Eigentümlichkeit unseres Lebens und man geht nicht fehl, auf zukünftige, größere Anerkennung des Einzelnen zu schließen, auf Verherrlichung des Individuums an sich.

Es ist ein schwerer Stand für den reinen Künstler in dem unentschiedenen, schlaffen Zustand; im Hin- und Hertreiben des Geschmackes, wo so leicht wie in keiner Epoche, durch irgend einen drolligen Einfall an die Oberfläche zu kommen ist, um bald wieder in die Tiefe geschleudert zu werden. Der Charlatanismus ist stärker nie ausgebreitet gewesen, das Nichtausleben und nicht zum klaren Durchbruch kommen feiner Künstlernaturen ist das Charakteristikum unserer Zeit. Die unproduktiven Menschen sind jetzt oft die Bedeutenderen; zum Schaffen fehlt ihnen die philosophische Ruhe, sie sind sensibler und können dem Strom der Zeit nicht Stand halten; sie gehen frühzeitiger zu Grunde, weil ihre Seelen zarter und ihre Konstitutionen eher nervösen Störungen ausgesetzt sind. In schwermütiger Hinfälligkeit schleppen sie sich äußerlich abgestumpft und gefühllos, scheinbar blasiert, einsam durchs Dasein.

Sehr bezeichnend für diese Art von Menschen möchte ich eine Szene aus Lermontoffs „Held unserer Zeit“ erwähnen: Petschorin, der Held, trifft auf der Reise durch den Kaukasus zufällig mit einem früheren, alten Freund zusammen. Während dieser gerührt und entzückt ist über das Wiedersehen, berührt es jenen ganz gleichgiltig. Petschorin steigt zur Weiterreise in seinen Tarantas und fährt, während ihn der Alte mit Thränen in den Augen bittet, noch einen Tag zu bleiben, davon, ihm im Fahren nachlässig mit der Hand Lebewohl zuwinkend, welches der Dichter so deuten möchte: „Sie sind betrübt, ich wüßte nicht warum.“

Man beachte auch, wo die großen Ideen zu suchen sind — sie kommen nicht aus den führenden Kreisen; denn die Bedeutenden halten nicht das Szepter, sie sind im steten Vorübergehen und werfen die weittragenden Gedanken in die Flut des Tages; erst die laute Brandung bringt sie ans Land.

Lebenssatte Elegie, — krankes, ungesundes Sichgehenlassen mag im Allgemeinen hier vorherrschen — aber wo findet sich in unserer nivellierenden, nervösen Zeit anders als in unfertigen, jugendlichen Köpfen noch himmelstürmende Gesundheit und Kraft?! — Wir sind blasiert und ermüdet, wir sind wohl überhaupt fertig, wenigstens für diese Generation — auch in der Kunst haben wir abgeschlossen, so sehr wir uns dagegen nun sträuben mögen, in Thränen lachend über eine neue Aussicht, die wieder entdeckt: sind es nun senile oder kindliche Gedanken, es sind schwache Anhaltspunkte — es ist doch aus mit uns! Das Gefühl einer nahenden Katastrophe läßt sich nicht mehr wegphilosophieren, sie muß erst gekommen, sie muß auch vorüber sein, und das kostet Zeit, viel, viel Zeit.

In den Stunden der Erholung erst wird ganz schüchtern und vorsichtig die Kunst einen neuen Schößling durch das welke Laub zum neuen Leben treiben: an dem Naturalismus heutiger Vertreter. — Und im Naturalismus von heute

ſteckt ein Funke dieſes neuen Lebens: es findet ſich ein Stück Geſundheit und Kraft darin — aber man pflegt ſie nicht; deshalb wird auch ſie verkümmern.

Der Naturalismus wird der letzte verzweifelte Appell in der Kunſt unſerer Tage geweſen ſein! — Zeugen von dem Geiſt, dem Gefühlsleben derſelben, werden unſere Großen ſein, neben Böcklin die fin de siècle-Romantiker; mit ihnen wird man nachempfinden können, wie die Menſchen fühlten, was ſie waren und was ſie erſehnten am Ende unſeres haltloſen Jahrhunderts.

Und das Neue, was uns verheißen, was in rauſchenden Farbenakkorden und traumhaftem, ſeligem Schwelgen in Sprache und Tönen das gewaltige Weben der Natur wiedergeben und von dem geheimnisvollen, ewig gleichen Wechſel des Sterbens und Geborenwerdens reden, welches da einſetzen ſoll, wo dem gewöhnlichen Sterblichen die Erklärung, der Zuſammenhang ausgeht und ſein Blick hilflos an den Geſtirnen und Wolken hängt, ihnen nachblickt, andere Welten zu gewinnen, — es wird zum Durchbruch, wie einſt bei den Fontainbleauern, nicht mehr gelangen, es wird ſich verwiſchen — verſchwinden, bis ein kräftigeres Frührot einer neuen Glanzzeit emporſteigt.

Philosophie des reinen Mittels.

Von

Bruno Wille.

7. Die Rute.

Ein Pendant des Schwertes, ein Seitenstück derselben Sippe vom unreinen Mittel, ist die Rute. Schwert und Rute — aus dieser Ehe geht kein freier Vernunftmensch hervor, wohl aber eine Brut von Antipoden der Freiheit und Vernunft.

Dennoch steht die Rute, wie das Schwert, in hohem Ansehen; und zwar nicht nur bei den professionellen Gewaltmenschen, sondern auch bei den meisten „Erziehern". „Wer sein Kind lieb hat, der züchtige es," dieser Grundsatz der „heiligen Schrift" leuchtet den Vertretern der bürgerlichen Ehrbarkeit und „alten, guten Sitte" gewöhnlich derart ein, daß sie die Rute als eine Art Familienheiligtum betrachten, würdevoll hinter dem Spiegel hervorschauen lassen als Symbol „guter Zucht", und nicht versäumen, ihrem zarten Sprößling als Weihnachtsangebinde ein buntbebändertes Birkenreis zu bescheeren.

Die körperliche Züchtigung Erwachsener freilich wird von der modernen öffentlichen Meinung mehr und mehr verworfen, und in den Strafanstalten wie Kasernen der „Kulturnationen" ist der Knüttel seines offiziellen Rechtes entkleidet worden, — ein Fortschritt, welcher nicht verfehlt hat, eine veredelnde Wirkung auf das gesamte Volksleben auszuüben. Sonderbarer Weise aber hat man die Gründe, welche gegen die Züchtigung Erwachsener sprechen, nicht zugleich auf die Kinder bezogen, obwohl sie wohl meistens auch für diese gelten und dann sogar noch gewichtiger sind in Anbetracht der zarten, außerordentlich bildsamen und für Böses wie Gutes empfänglichen Natur des Kindes. Zum Teil dürfte sich dieser Widerspruch aus dem Umstande erklären, daß die Gesetzgeber Männer sind; wenn der Geschlechtsunterschied zur Vernachlässigung der Frauenintereſſen führen konnte, so vermag der Altersunterschied die Interessen des Kindes zu beeinträchtigen, — womit allerdings nicht gesagt sein soll, daß solche Vernachlässigung mit Bewußtsein erfolgt.

Der Kardinalfehler der Prügelpädagogen besteht darin, daß sie das Gesetz der Entwickelung organischer Wesen ungenügend ins Auge fassen. Wollte jemand den Fortschritt des Frühlings dadurch beschleunigen, daß er an den grünen Blättchen zupft und die Blütenknospen aufbricht, so würden wir ihn wahrscheinlich für einen Idioten halten. Dieselbe Thorheit aber begeht der Prügelpädagoge, so oft er durch Gewalt ein Ergebnis zu gewinnen sucht, welches nur die Entwickelung, das natürliche Wachstum des Zöglings zu zeitigen vermag; so oft er

z. B. Wahrheitsliebe einzubläuen, geistiges Interesse und Erkenntnisse durch Brutalität einzuflößen sucht. Unreine Mittel sind das, welche keinen Ernteſegen, sondern nur Scheinerfolge, taube Aehren, und dazu allerlei böses Unkraut erzielen! Treffend sagt Rosegger, der große Dichter und Pädagoge, in seinen Aufsätzen über Kindererziehung: „Ihr mögt die Weltkugel über und über drehen und das Menschengeschlecht, das vergangene wie das heutige, mit einem Siebe durchsuchen, ihr werdet keinen finden, der durch Schläge ein braver Mensch geworden ist. Dem Weibe — heißt's im Sprichwort — schlägt man mit einem Streich einen Teufel heraus und neun hinein. Wer nur einmal untersuchen wollte, wie viele man deren dem Kinde hineinschlägt."

Der Erzieher, welcher z. B. Verlogenheit mit der Rute bestraft, will hierdurch erwirken, daß der Zögling, sobald er wieder einmal in Versuchung gerät, zu lügen, an den ihm zugefügten Körperschmerz denkt und sich somit von der Lüge abschrecken läßt. Die Abschreckung wird auch wohl erzielt, bedeutet aber keine Förderung, sondern eine Beeinträchtigung des freien Vernunftmenschen. Denn sie bringt dem Kinde das Bewußtsein bei: Die Lüge ist gefährlich, weil sie bestraft wird, ist unrecht, weil sie verboten ist. Ueber die innere Natur der Lüge, über ihre soziale Gefährlichkeit fühlt sich so das Kind nicht im geringsten aufgeklärt, ja seine Aufmerksamkeit wird von diesen Problemen, von den gegen die Lüge sprechenden, vernünftigen Erwägungen abgelenkt auf jene von außen willkürlich hinzugefügte Wirkung, als welche die Strafe ihm erscheinen muß. Demnach ist die Prügelstrafe hier ein Appell an die Gedankenlosigkeit, eine Bestärkung der Unvernunft, eine Propaganda des brutalen Autoritätswesens,

Und zugleich ein Appell an die Feigheit, eine Bestärkung der Knechtseligkeit! Denn während ein freiheitlicher Sinn aus Liebe zur Wahrheit wahrhaftig ist, wird der Prügelknabe durch Furcht vor Strafe von der Lüge abgeschreckt. Diese Furcht aber prägt dem bildsamen Kindergemüt gar leicht den Sklavenstempel auf und streut die Saat vieler Untugenden, welche der Sklavennatur eigen sind.

So macht gerade die körperliche Züchtigung den Zögling zum Lügner, und mit bitterer Ironie offenbart sich die Natur des unreinen Mittels in dem Umstande, daß dieselben Schläge, welche die Lüge austreiben sollen, diese Untugend gewöhnlich noch bestärken, — gleichwie die Enthauptungen, die Herakles an jenem Ungeheuer vollzog, an Stelle des abgeschlagenen Kopfes zwei neue hervorwachsen ließen. Indem nämlich das Kind nicht das Vergehen selbst, sondern nur dessen Entdeckung scheuen lernt, wird es darauf ausgehen, die Entdeckung mit allen Mitteln zu verhindern, folglich sein Vergehen durch Lüge zu verstecken. So habe ich in meiner pädagogischen Praxis die Erfahrung gemacht, daß hauptsächlich aus den Prügelknaben sich jene Charaktere rekrutieren, welche philosophieren: „Thue dreist das Verbotene, nur laß dich nicht fangen", und die folglich in der Lüge geradezu eine Existenzbedingung für ihr Wesen erblicken.

Eine andere Sklaveneigenschaft, die sich Hand in Hand mit der Verlogenheit zu entwickeln pflegt, ist die Unverbesserlichkeit, die Verhärtung der mit der Rute bestraften Fehler. Es ist ja ganz natürlich, daß ein Zögling, der nur deswegen das Schlechte meiden gelernt hat, weil im Falle der Entdeckung Züchtigung erfolgt, unbedenklich das Schlechte thun wird, sobald er keine Strafe zu befürchten hat, sobald er z. B. sich vor Entdeckung sicher wähnt oder erwachsen ist. So ist denn die Züchtigung eins jener Elemente, in denen der Sünder „hartgesotten" wird.

Sklaviſch iſt auch die Abneigung, welche in dem Zögling erwacht vor geiſtigen oder ſittlichen Thätigkeiten, zu deren Triebfedern man Körperſchmerzen gemacht hat. Wie häufig werden aus jenen Stätten, Perſönlichkeiten und Verrichtungen, welche die Beſtimmung haben, den unentwickelten Menſchen mit Wachstum an Geiſt und Gemüt zu ſegnen, Gegenſtände des knechtiſchen Widerwillens, des verſteckten Haſſes. Und wer einmal dahin gebracht worden iſt, ſein Herz zu proſtituieren, ſich ohne Auflehnung zu einer antipathiſchen Verrichtung zu bequemen aus Furcht vor Strafe, der hat kein rechtes Talent mehr zu einem freiheitlichen Charakter.

Ein weiteres Argument gegen die Prügelſtrafe liegt in der Thatſache, daß Körperſchmerz und Gemütsſchmerz ſich gegenſeitig beeinträchtigen. So iſt z. B. Zahnſchmerz ein bewährtes Linderungsmittel für unglückliche Liebe, und wenn Verzweiflung ein Bedürfnis weckt, die Haare auszuraufen, ſo iſt das inſofern ganz rationell, als der Körperſchmerz das Herzeleid übertäubt und hierdurch den Verzweifelten vielleicht vor Selbſtmord bewahrt. Schädlich aber wirkt der phyſiſche Schmerz, wenn er heilſame Schmerzen der Pſyche erſtickt; und das iſt der Fall bei körperlichen Züchtigungen. Ein Zögling, der noch nicht durch Prügel verdorben iſt, hat meiſtens ein feinfühliges Gemüt — und nimmt ſich einen Fehler, der ihm als ſolcher klar wird, leicht zu Herzen. Die derben, maſſiven Körperſchmerzen aber verſchütten dieſe zarten Seelenregungen, ſo daß ſie verkümmern, gleichwie muſikaliſches Gehör durch das beſtändige Poltern einer benachbarten Fabrik beeinträchtigt wird.

Wie das Schwert, ſo macht auch die Rute Propaganda für die Brutalität. „Das Empörendſte und Betrübendſte unter den Menſchen“ — ſo meint ein denkender Pädagoge — „das erſchreckendſte Wahrzeichen des Tieriſchen, des Wilden und Rohen iſt die phyſiſche Gewalt. Es iſt etwas Ungeheuerliches, wenn ein Menſch gegen den Anderen den Arm erhebt! Und der Erwachſene, der Lehrer, ausgerüſtet mit allen Vorteilen der Erfahrung, der Intelligenz, ſoll kein anderes Mittel haben, über das ſchwache zielloſe Kind Herr zu werden, als die phyſiſche Gewalt?“ Und vollends ſie, die dem Kinde mit gutem Beiſpiel voranzugehen, ſeiner erwachenden Vernünftigkeit die erſte Nahrung zu reichen, die Keime ſeiner Individualität behutſam zu pflegen, vor allen Andern berufen ſind, deren Benehmen das nachahmungsſüchtige Kind aufmerkſam belauſcht und an deren Vorbildern es ſeinen Geiſt, ſein Gemüt, ſeinen Charakter hauptſächlich heranbildet — Vater und Mutter meine ich, — ſie ſollten das Bild, das ſie dem jugendlichen Geiſte einprägen, verunreinigen durch den Makel einer brutalen Handlung? Jedenfalls empfindet meinen Erfahrungen zufolge das geſchlagene Kind dieſe Züchtigung ſtets als Brutalität. Es hat das Bewußtſein, mißverſtanden, verkehrt behandelt, im Bereiche ſeiner Neigungen und Gedanken durch heterogene, garſtige Mächte vergewaltigt zu ſein. Hat doch ſchon die zarte Jugend ein lebhaftes Bedürfnis nach Verſtändnis, nach Vernünftigkeit, wie ihr beſtändiges Fragen „Was iſt das?“ und „Warum?“ anzeigt. Sie ſchlagen, anſtatt ihren Geiſt mit Kenntniſſen und Gründen, ihr Gemüt mit edeln Gefühlen zu erfüllen, heißt einem Hungrigen Steine ſtatt des Brotes reichen, einen Fiſch ſeinem Elemente entreißen. Ich halte es für unausbleiblich, daß der erſte empfindliche Körperſchmerz, welchen der Erzieher dem Kinde zur Strafe beibringt, das zarte Gemüt tief erſchüttert und verſtört, in den grauenvollen Abgrund menſchlicher Brutalität nicht nur ſchauen läßt, ſondern auch inſofern gewiſſermaßen hinabſtürzt, als die Züchtigung einen Jähzorn und eine Raufluſt in ihm

erweckt, welche sich zwar wieder legen, jedoch nur, um bei neuen Mißhandlungen, wie sie ja nach erfolgtem Anfang sich bald einzustellen pflegen, immer wilder und hitziger, wenn auch vielleicht verstohlen, sich zu erheben. Kann der Zögling die so erweckte Wut nicht an seinen Peinigern auslassen, so verfällt er bald darauf, Unschuldige zu peinigen; das niedergedrückte Selbstbewußtsein sucht sich dadurch wieder zu heben. Thatsächlich benehmen sich mißhandelte Kinder gewöhnlich sehr brutal gegen schwächere Wesen, und militärische Vorgesetzte, welche in früheren Zeiten roh behandelt wurden, pflegen die ärgsten Rekrutenschinder zu sein. Den verrohenden Einfluß der empfangenen Mißhandlung habe ich, abgesehen von anderen Fällen, deutlich beobachtet an folgendem Knaben-„Spiele". Eine Schar fing einen Knaben ein und prügelte ihn; hierdurch erhielt der Geprügelte das Recht, sich am Einfangen und Durchprügeln neuer Opfer zu beteiligen. Ich bemerkte nun, wie jeder Geprügelte, weit entfernt, sich von der rohen Gesellschaft loszusagen, von seinem erworbenen Rechte mit einer Brutalität Gebrauch machte, zu der er sicherlich nicht fähig gewesen wäre, wenn ihn nicht die empfangenen Schläge gereizt hätten, neue Schläge auszuteilen.

Doch nicht allein den Zögling, sondern auch den Erzieher verroht die Prügelstrafe. Fast stets, wenn ich einen Erwachsenen ein Kind prügeln sah, bemerkte ich, daß er jähzornig und folglich in seiner Vernunft getrübt war, und häufig beobachtete ich, wie die ausgeteilten Schläge die Wut des Austeilenden noch steigerten, — ganz ähnlich, wie vergossenes Blut den Urheber zuweilen mit rasender Mordlust erfüllt.

Das sind keineswegs alle übeln Wirkungen der Rute. So finde ich in einer Abhandlung über die Prügelstrafe die Bemerkung: „Ein weich und zart geartetes Kind macht die körperliche Züchtigung in der Schule, auch wenn dieselbe nicht an ihm, sondern an seinesgleichen ausgeübt wird, stutzig, ängstlich, unbeholfen, heuchlerisch, kopfhängerisch und blöde. Ein derber angelegtes Kind, das der Roheit zuneigt, macht sie trotzig, tückisch, feindselig, gefühllos und roh. Für ein Kind mit oberflächlichem und leichtem Naturell ist nichts geeigneter, diesen Leichtsinn auszubilden und eine vollständige sittliche Stumpfheit und Gleichgiltigkeit zu erzeugen, als eine immerwährend herbe Behandlung. Unsere Kinder sind froh, die Schulzeit hinter sich zu haben, denn man betrügt sie systematisch um ihre Jugend. Mögen sie später auch edel und gemütvoll werden, eine Saite wird in ihrem Herzen nicht klingen, und der vollen Harmonie werden sie nicht mehr inne." Schließlich möchte ich auf einen Gesichtspunkt des Wiener Pädagogen Franz Jäger aufmerksam machen. Der Zögling empfängt nicht nur die Erziehung, welche man ihm angedeihen läßt, sondern eignet sich auch die Erziehungsmethode seines Meisters für die Zukunft an. Diese Aneignung ist gleichsam ein sekundäres Ergebnis jeder Erziehungsthätigkeit. Die Behandlungsweise, welche der Mensch als Kind von seiner Umgebung erfährt, überträgt er später als Erwachsener auf seine Mitmenschen wieder. War diese Behandlungsweise milde, geduldig, versöhnlich, verständig, belehrend und ohne Gewaltthätigkeit, so wird auch der erzielte Einfluß, welchen derselbe künftig zu nehmen hat, diese Merkmale in sich schließen. Ebenso ergiebt sich naturgemäß das gegenteilige Erziehungsresultat aus einer entgegengesetzten Erziehungsweise.

„Aber soll denn die Rute radikal verworfen werden? Ist nicht vielleicht auch hier die goldene Mittelstraße eine maßvolle Anwendung der Prügelstrafe . . .?" — Was heißt maßvoll? Entweder erzeugt die Rute einen empfindlichen oder einen unerheblichen Schmerz. Im ersteren Falle treffen alle gegen

die Prügelstrafe sprechenden Argumente zu. Im letzteren Falle aber ist die Rute mindestens überflüssig; denn was bei einem bloßen Anfluge von körperlicher Züchtigung allenfalls im Sinne des Erziehers wirken könnte, ist der *seelische* Schmerz; dieser aber kann *ohne* die Rute ebenso gut, ja besser, nämlich reiner, hervorgebracht werden. Uebrigens ist die „Mäßigkeit" häufig die Mutter der Unmäßigkeit. Wie der Trinker, der Raucher, der Morphinist von geringen Dosen des holden Betäubungsmittels gewöhnlich zu immer stärkeren übergeht, so sieht sich der Prügelpädagoge oft genötigt, leichten Züchtigungen derbere, schließlich wohl gar maßlose folgen zu lassen.

Viele Volksschullehrer suchen die Prügelstrafe dadurch zu rechtfertigen, daß sie auf die Verdorbenheit ihrer Zöglinge hinweisen; bei solchen Kindern armer, ungebildeter und roher Eltern, in deren Häuslichkeit der Prügel so recht heimisch sei, richte der Lehrer durch feine, geistige Erziehungsmittel nichts aus und könne seine „Autorität" eben nur durch den Stock wahren. — Es ist dies ein Argument, mit dem man ebensowohl die Prügelstrafe Erwachsener verteidigen kann, das mir denn in der That gerade mit dieser Tendenz entgegengehalten wurde von orientalischen Herrschaften und deutschen Gutsverwaltern, und welches natürlich auch damals nicht hinter dem Berge hielt, als Scharnhorst das Stock-Regime aus dem preußischen Heere entfernen wollte. Und doch ist die Welt da, wo dieses Regime fallen gelassen wurde, nicht rückwärts, sondern vorwärts gegangen! Welch eine „Logik" liegt ferner in der citierten Befürwortung der Prügelstrafe! Man giebt zu, daß die Menschen durch den gewohnten Stock verdorben seien, und will, um sie zur „Raison" zu bringen, den Stock weiter handhaben! Heißt das nicht den Teufel durch Beelzebub vertreiben? Endlich kann ich die Meinung, bei Prügelkindern sei durch feine, geistige Erziehungsmittel nichts auszurichten, aus eigener Erfahrung als verkehrt bezeichnen. Als Sprecher und Lehrer der (atheistischen) Freireligiösen Gemeinde zu Berlin unterrichte ich etwa 400 Knaben und Mädchen, die größtenteils die Volksschule besuchen und vielfach dort oder auch zu Hause die übeln Einflüsse der Rute in sich aufgenommen haben. Meine Zöglinge wissen, daß ich Züchtigungen durchaus verschmähe, haben auch meine Gründe einigermaßen begriffen, und sind mir deswegen herzlich zugethan. Und niemals sind im Unterrichte andere Störungen erfolgt, als harmlose Ausbrüche der Schwatzhaftigkeit und des kindlichen Uebermutes. Allerdings würde manch gestrenger Schulinspektor unzufrieden sein mit der Haltung meiner Schule und die Donnerkeile seiner Autorität schwingen, wenn er hier und dort ein munteres Wispern oder ein ungezwungenes Benehmen wahrnimmt. Ich aber ziehe diesen Zustand jener knechtischen Atmosphäre, wie sie bei büttelhaften Schulmeistern waltet, weit vor und bin mir überdies bewußt, daß Unaufmerksamkeit, Trägheit und dergleichen „Unarten" wesentlich auf den schematischen, nicht für die Individualitäten berechneten Unterrichtsstoff, sowie auf den Lehrer selbst zurückzuführen sind, dem es nicht gelingt, das Interesse der Schüler zu wecken und zu fesseln.

Des weiteren wird mir eingewendet, daß sich meine Bedenken gegen die Prügelstrafe schließlich auf *jegliche* Strafe und auch auf die Prämien ausdehnen lassen. Ich stimme dem völlig bei. In der That sehe ich in allen Strafen und Belohnungen unreine Erziehungsmittel; denn sämtlich haben sie die Tendenz, an Stelle des Leides und der Freude, welche aus der geistigen und sittlichen Angelegenheit selber entspringen, fremde, von außen willkürlich angeknüpfte, derbere und konkurrierende Gefühle zu setzen und sklavische Furcht wie sklavische Lohnsucht hervorzubringen.

„Aber wie soll denn ein Gewissen entstehen in Zöglingen, die nicht bestraft, nicht belohnt werden?“ Allerdings, ein Gewissen wird nicht entstehen; das böse, warnende oder reuige, sowie das gute, auffordernde oder befriedigte Gewissen ist ja nichts anderes, als die Nachwirkung von Strafen und Belohnungen. Aber ich schätze auch das Gewissen wenig, sehe in ihm eine niedrige Stufe der Sittlichkeit. Der freie Vernunftmensch ist gewissenlos. Wer sich entsetzt ob dieser Ketzerei, möge sich einstweilen selber die Frage beantworten, ob nicht schon die autoritäre, warumlose und herrische Form des Gewissens — „Du sollst!“ — der Vernunft und Freiheit zuwider ist.

Schließlich wendet mir wohl mancher Schulmann ein, daß meine freiheitliche Pädagogik zwar da am Platze sein möge, wo es sich um angenehme Leistungen, um einen Lehrstoff handle, welcher der Neigung und dem Verständnis des Zöglings angemessen ist, daß aber meine „reinen Mittel“ unzulänglich seien, angesichts jener Fülle uninteressanten Gedächtniskrams, welchen die Schulprogramme doch vorschreiben. — Ja freilich! Und hier zeigt sich abermals die Wahrheit: „Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“ Die Erziehung zur Vernunft und Freiheit ist allerdings mit unseren Schulen und ihren Programmen nicht gut vereinbar. Und darum mögen — die Schulprogramme fallen, darum thut überhaupt eine Revolution des gesamten Unterrichtswesens not. Daß die Schulmänner Beamte, Untergebene einer Centralleitung sind, ist nachgerade unheilvoll geworden. Denn dieser entwickelte Centralismus macht dem Lehrer sowohl eine freie Bethätigung der eigenen Individualität als auch ein Eingehen auf die Eigenarten der Zöglinge, zwangloses, dem gegebenen Falle angemessenes Auswählen und Gestalten des Lehrstoffes fast zur Unmöglichkeit. Die Schulprogramme sind nicht Anregungen, sondern großenteils verwüstende Schablonen. Und die Examina prüfen nicht, ob die Schüler *reif*, sondern ob sie *gleich* gemacht sind, ob sie in die vorgeschriebenen Formen und Normen soldatisch hineinpassen. Endlich bedeuten Programme und Examina — welcher Lehrer, welcher Schüler hätte das nicht empfunden? — Folterwerkzeuge, welche Angst und sklavische Gesinnungen verbreiten.

„Aber der Schulzwang, die allgemeine Schulpflicht, sind die etwa auch unvereinbar mit Freiheit und Vernunft?“ — Allerdings, und wo dieser Zwang empfunden wird, — er wird glücklicherweise nicht allenthalben und nicht stets empfunden — da erzielt der Lehrer in der That wenig gute Früchte, wohl aber viel Unkraut. Ich leugne nicht, daß bei den realen Verhältnissen unseres sozialen Lebens der *Schulzwang* allein imstande ist, ein gewisses Maß von Bildung zum Allgemeingut des Volkes zu machen. In der That würden die ländlichen und städtischen Arbeiter, überhaupt die notleidenden Volksgenossen — und sie bilden ja die große Mehrheit — wohl lieber ihre Kinder zum „Verdienen“ als zum Lesen und Schreiben anhalten. Aber woran liegt das? Eben am wirtschaftlichen Notstand! So zieht ein Uebel das andere nach sich; „das eben ist der Fluch . . .“ u. s. w.

Die Verkettung und Fortpflanzung des Bösen hat überhaupt, wie für alle Lebensgebiete, so auch für die Jugenderziehung eine hohe Bedeutung. Jedes Gebrechen der Gesellschaft, im sanitären, wirtschaftlichen, politischen, religiösen und moralischen Leben, hat im Erziehungswesen ein entsprechendes Gebrechen zur Folge. Beispielsweise wird ein Volk, welches von der „Obrigkeit“ „regiert“, d. h. nicht durch Vernunftgründe, sondern durch Zwangsmittel bestimmt wird, solche Regierung auch auf die Jugend ausdehnen; wird es von der Knute be-

herrscht, so wird es auch den Kindern die Knute geben; wird von ihm unbedingte Unterwürfigkeit, Unterordnung des Individuums gefordert, so wird sein pädagogisches Ideal in peinlich „artigen", bei Leibe nicht eigensinnigen, vor allem „gehorsamen" Unterthanen bestehen; lernt es im Kriege Menschen brutalisieren, so wird auch die junge Generation brutal; hat es Respekt vor einem „strengen, eifrigen Gott", vor Himmel und Fegefeuer, so wird auch die Jugend sich hauptsächlich durch Strafen und Prämien bestimmen lassen; basiert es seine Sittlichkeit auf göttliche oder menschliche Autorität, nicht aber auf freie Neigung und vernünftige Ueberzeugung, so spielt auch in der sittlichen Entwickelung der Jugend das herrische, vernunftlose „Du sollst" die größte Rolle ... Fürwahr, die Sünden der Väter werden heimgesucht an den Kindern bis ins dritte und vierte Glied — durch die Logik der Thatsachen, der Weltgeschichte, — die ja das „Weltgericht" ist.

---

8. Absolute Gewaltlosigkeit.

Der Haupttitel dieser Aufsätze und besonders meine Kritik des Schwertes und der Rute möchte hier und dort die Meinung hervorrufen, ich sei ein Propagandist der absoluten Gewaltlosigkeit. So vermutete die »Société Nouvelle«, ich sei ein Anarchist von ähnlichen Ideen, wie Leo Tolstoi; und die sensationslüsterne Phantasie eines gewissen Pariser Reporters, der possierlicher Weise als ein Historiker des Sozialismus gilt, macht mich gar zum Gründer einer anarchistischen Kolonie im Sinne Tolstois.

Indessen liegt es mir fern, absolute Grundsätze aufzustellen; ja ich halte derartige Moral-Dogmen sogar für unvereinbar mit Freiheit und Vernunft. Meine kritischen Gedanken sind nichts anderes, als Betrachtungen, die ich unter dem individuellen Gesichtspunkt „meines Zieles" an einem begrenzten Material gemacht habe. Ich weiß, daß andere Individuen anders werten und andere Lebenserfahrungen aufweisen. Ich weiß, daß meine Neigungen vom allgegenwärtigen Flusse der Dinge bespült werden, daß jeder Tag mir neue Erfahrungen, neue Kombinationen von Verhältnissen, also auch neue Probleme bietet, daß es folglich eine Vermessenheit, eine Hyperbel ist, die dürftigen, bis Dato aufgenommenen Erfahrungen zu verallgemeinern zu absoluten Giltigkeiten.

Dennoch besteht ein Zusammenhang zwischen der Lehre Tolstois und dieser Philosophie. Tolstois absolute Gewaltlosigkeit ist nämlich eine Theorie, deren gestaltende Kraft nichts anderes ist, als die Philosophie des reinen Mittels, die sich ja, wie wir bereits an einigen Beispielen gesehen haben, auf verschiedenen Lebensgebieten in einer Weise bethätigt, daß man sie wohl als eine „Bewegung", als eine Zeitströmung bezeichnen darf.

Wendet man ein, Tolstois Ethik sei insofern unmodern, als sie die alte Jesuslehre bloß wiederhole, so entgegne ich: Die Triebfedern dieser Wiederholung liegen aber in Tolstois Persönlichkeit, und diese wurzelt in einem modernen Milieu; nicht die Autorität Jesu, sondern die eigene Erfahrung, das eigene Gemüts- und Gedankenleben ist es, was Tolstoi zur Ethik des „Widerstrebe nicht dem Uebel" bringt.

Das moderne Leben, insbesondere das Treiben in den Regionen des Reichtums, der Aristokratie, der Bildung, erweckt in Tolstoi, nachdem er es bis an die Schwelle seines Greisenalters mitgemacht hat, plötzlich einen grausigen Ueber-

druß, jenes salomonische Bewußtsein „Alles eitel!“ Er fühlt, daß er seinem fürdern Leben, um es ertragen zu können, einen andern, einen vernünftigen Sinn geben muß. In einem Streben für die eigene Persönlichkeit scheint ihm dies „wahre Leben“ nicht liegen zu können, da ja der Tod den Gegenstand solcher Bemühung zerstört. „Um vernünftig zu leben, muß man so leben, daß der Tod das Leben nicht zerstören kann.“ „Das wahre Leben ist nur dasjenige, welches das vergangene Leben fortsetzt und zum Heile des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens beiträgt.“ „Für sich allein leben ist unvernünftig. Und deshalb, seit es Menschen giebt, suchen sie den Zweck ihres Lebens außer sich selbst; sie leben für ihre Kinder, für die Familie, für das Volk, für die Menschheit, — für alles, was nicht mit dem persönlichen Leben stirbt.“ Da nun Tolstoi das Heil der Menschheit in allgemeiner Liebe, Friedfertigkeit, absoluter Gewaltlosigkeit, kurz im Christentum (im echten Sinne des Wortes) sieht, ist ihm das wahrhaft vernünftige, das „ewige“ Leben nichts anderes als die Beherzigung, Bethätigung der großen ethischen Wahrheit Jesu Christi. „Ob ich mehr Verdruß haben, ob ich früher sterben werde, wenn ich Christi Lehre befolge, das schreckt mich nicht, das kann nur für denjenigen schrecklich sein, der nicht sieht, wie sinnlos und verderblich sein persönliches, einzelnes Leben ist, und der sich einbildet, daß er ‚nicht sterben‘ wird. Ich aber weiß, daß mein Leben um eines persönlichen, einzelnen Glückes willen die größte Thorheit ist, und daß ich nach diesem zwecklosen Leben ganz gewiß nur einen zwecklosen Tod haben werde. Und deshalb habe ich nichts zu fürchten. Ich werde ebenso sterben, wie alle, ebenso wie diejenigen, die Christi Lehre nicht erfüllen; aber mein Leben und mein Tod werden einen Sinn haben, für mich sowohl wie für alle. Mein Leben und mein Tod werden zur Errettung und zum Leben anderer beitragen . . . Erfüllten alle Menschen die Lehre Christi, so würde Gottes Reich auf Erden sein; erfülle ich sie allein, so thue ich das Beste für alle und für mich.“ Tolstois Ziel ist also eine gewisse Harmonie der Menschheit; unter diesem Gesichtspunkte wendet er nun die Philosophie des reinen Mittels an, zur Reinigung seines persönlichen Lebens; und das Ergebnis ist: Thu' alles von dir, was dieses Ziel verletzt!

Doch ich möchte zunächst zu diesem Ziele Tolstois Stellung nehmen. Wie über den Geschmack, so läßt sich über das Gefühl nicht streiten; Neigungen und Abneigungen beruhen eben nicht, wie die Gedanken, auf Gründen, die man hinweg disputieren kann. Ein Streit über individuelles Fühlen hat nur insofern Sinn, als er die Folgen, die sich aus diesem Fühlen ergeben, oder die Mittel, die zu ihm führen, betrifft. Wenn also Tolstoi lediglich in der Thätigkeit eines Heilandes der Menschheit sich noch wohl fühlt, so kann ich das verstehen und betrachte dieses Ziel als eine Thatsache, die erhaben über allen Streit ist, — es sei denn, daß über die hieraus sich ergebenden Folgen oder über die hierzu führenden Wege diskutiert werden soll. Wenn aber Tolstoi sein neues Wirken das „wahre“, das einzig wertvolle und vernünftige Leben nennt, so verfällt er eben in den Fehler der Normalisierung, den ich zu vermeiden suche. Solchen Aufdringlichkeiten gegenüber wehrt man sich seiner Haut, seiner Individualität, und ist geneigt, Tolstois „wahres, „ewiges“, „vernünftiges“ Leben mit den Stirnerschen Spottworten „Spuk“ und „Sparren“ zu titulieren.

Und nun werfen wir einen Blick auf die Folgen, die sich aus dem Ziele ergeben. Da ist es denn zweifellos, daß dessen rein altruistischer Charakter leicht die persönliche Wohlfahrt, wie man sie gewöhnlich versteht, also Leben, Gesundheit und allerlei Genüsse, schmälern kann. Tolstoi ist indessen auf solche Folgen

gefaßt, er schreckt nicht vor Armut, schwerer Körperarbeit, Umgang mit den Elenden, Verfolgung, Krankheit und Tod zurück; denn die Seligkeit des Bewußtseins, das wahre Leben zu haben, geht ihm über alles. In dieser Weise aber gelangt er zu einer Geringschätzung des individuellen Daseins. Wie wir an Beispielen, die ich sogleich citiere, sehen werden, liegt ihm gar nichts daran, ob er sein Leben alsbald oder spät verliert, ob seine Kinder, oder sonstige Menschen, von einem frühen Tode hingerafft werden. Hierin aber liegt eine Inkonsequenz. Denn was ihn veranlaßt, die Arbeit für der Menschheit Harmonie so überschwänglich hoch zu schätzen, ist gerade das Glück, welches hieraus der Menschheit erwächst. Das allgemeine Glück aber setzt sich zusammen aus dem Glück der Einzelwesen. Wie kann dann Tolstoi das Glück der Einzelwesen so wegwerfend behandeln? Nach Analogie des Sprichwortes „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist den Thaler nicht wert" möchte ich sagen: Wem es auf das Leben eines Kindes so wenig ankommt, der ist kein Heiland der Menschheit, der dient nicht den lebendigen Menschen, vielmehr einem öden Abstraktum der „Menschheit", oder aber der „Sittlichkeit" und bringt diesem Götzen lebendige Menschen zum Opfer. Aus diesem Fehler, oder — so kann ich auch sagen — aus dem Umstande, daß er die Sittlichkeit, die doch nur als Mittel zur Beglückung der Menschen Wert hat, zum „Selbstzweck" macht, — hieraus entspringen manche Wunderlichkeiten seiner Ethik.

Doch worin besteht seine Ethik? — An einigen Beispielen möchte ich sie kennzeichnen.

„Sie fragen — so schreibt Tolstoi einem Sozialisten: ‚Wie soll man den Menschen die Augen öffnen, wie soll man die Lehre der Evangelien zur Anwendung bringen? Habe ich nicht die Pflicht, für einen Menschen einzutreten, wenn er mich um Hilfe bittet, selbst dann, wenn ich zu seiner Befreiung Gewalt anwenden muß, wenn er vor meinen Augen gequält oder getötet wird?' Einen Menschen mit Gewalt beschützen oder befreien soll man nicht, denn man darf es nicht und zwar deshalb nicht, weil es unvernünftig ist, mit Gewalt, also mit Hilfe des Bösen — Gutes stiften zu wollen . . . Wenn vor meinen Augen die Mutter ihr Kind zu Tode prügelt, was habe ich da zu thun? Lassen Sie nur nicht außer acht, daß es sich darum handelt, was ich thun soll, d. h., was gut und vernünftig ist, und nicht darum, was dabei mein erstes Gefühl sein wird. Das erste Gefühl, welches jeden beim Anblick persönlicher Beleidigung übermannt, — ist das Gefühl der Rachlust. Es fragt sich aber: ist das vernünftig? Und auch im gegebenen Falle läuft die Frage darauf hinaus: ist es vernünftig, gegen die Mutter Gewalt anzuwenden, die ihr Kind totprügelt? Wenn die Mutter ihr Kind prügelt, was thut mir dabei weh und was halte ich dabei für böse? Der Umstand, daß das Kind Schmerz empfindet, oder daß die Mutter, anstatt die Wohlthaten der Liebe, die Qual des Zornes ihr Kind fühlen läßt? Ich bin der Ansicht, daß das Böse in dem einen sowohl, wie in dem anderen liege. Ein Mensch kann nichts Böses thun. Das Böse ist die Verfeindung der Menschen. Wenn ich also handeln will, so darf ich nur in der einen Absicht handeln, die Feindschaft zu vernichten und an ihrer Stelle Versöhnung zwischen der Mutter und dem Kinde zu stiften. Was soll ich also thun? Die Mutter etwa zwingen, innezuhalten? Ich vernichte dadurch nicht ihre Feindschaft (Sünde) gegen das Kind und verursache nur eine neue Sünde, die Verfeindung mit mir. Was bleibt also übrig? Eins: selbst an die Stelle des Kindes treten, — das wäre nicht unvernünftig". — Was Tolstoi zu dieser

Ethik geleitet hat, ist, wie hier deutlich hervorschimmert, die Philosophie des reinen Mittels. Die Gewalt erscheint ihm als ein unreines Mittel, da sie nur das Symptom des Bösen, nicht das Böse selbst bekämpft, ja das Uebel noch vergrößert. Derselbe Grundgedanke, der uns bei Betrachtung der Physiatrie (Naturheilmethode) entgegentrat! Indessen, wenn auch der leitende Grundgedanke richtig ist, so kann doch das Ergebnis der Erwägungen falsch sein. Richtig ist zwar auch die Erwägung, daß sich durch Anwendung von Gewalt die Gesinnung der Mutter nicht bessere. Aber kann ich nicht das eine thun, ohne das andere zu lassen, kann ich nicht das Kind retten und hinterher die Gesinnung der Mutter bessern? Es ist zwar ferner richtig, daß die Gewaltanwendung zur Verfeindung der Mutter mit mir führen kann. Doch erstens ist es fraglich, ob diese Verfeindung nicht doch dem Tode des Kindes vorzuziehen ist. Zweitens ist es auch möglich, daß die Mutter sich nicht dauernd mit mir verfeindet, späterhin mir höchst dankbar dafür ist, daß ich den Mord verhütet habe. Was endlich die Meinung betrifft „Selbst an Stelle des Kindes treten, — das wäre nicht unvernünftig", so gebe ich allerdings die Möglichkeit zu, daß solche Opferfreudigkeit gepaart mit absoluter Friedfertigkeit die Rabenmutter derart erschüttert, daß sie ihre Gesinnung zum Guten wendet. Doch das ist nur eine Möglichkeit. Es ist auch möglich, daß ein solches Verhalten die Mutter ungebessert läßt. Wenig Eindruck würde es wahrscheinlich in folgendem Falle machen, den Tolstoi anführt: „Wenn Zulukaffern kommen, um meine Kinder zu braten, so ist das einzige, was ich thun kann, dem Zulukaffer verständlich zu machen, daß sein Thun unsinnig ist, aber gegen den Zulukaffer zu kämpfen, wäre unsinnig. Denn entweder bezwingt er mich und tödtet noch mehr meiner Kinder, oder ich bezwinge ihn, meine Kinder aber können morgen krank werden und unter noch schlimmeren Qualen sterben. Einen anderen Ausgang giebt es hier nicht, denn wenn ich mich füge, thue ich gewiß etwas besseres, wenn ich mich aber widersetze, so muß ich zweifeln, ob das besser ist". Uebrigens dachte ich besonders an diesen Fall, als ich sagte, Tolstoi opfere lebendige Menschen einem Götzen, dem Abstraktum „Menschheit" dem „Selbstzweck" Sittlichkeit.

Zur Rechtfertigung seiner absoluten Gewaltlosigkeit führt Tolstoi wiederholt an, man könne doch nicht Feuer mit Feuer löschen, nicht Wasser mit Wasser trocknen, Böses mit Bösem vernichten. Doch er läßt zunächst außer Auge, daß das Böse, mit dem man das Böse bekämpft, ein geringeres Uebel sein kann, und daß dann zweifellos etwas Gutes herausspringt. Sodann betrachtet er jegliche Gewaltanwendung als etwas Böses, setzt also schon voraus, was er eigentlich beweisen sollte. Nun aber giebt es sehr verschiedene Arten der Gewaltanwendung, z. B. Unterjochung, Bestrafung, aggressive Verteidigung, bloße Beschirmung; und auf den ersten Blick sieht man, daß durchaus nicht alles, was etwa von der Unterjochung gilt, auch von der Beschirmung ausgesagt werden kann. Wir haben es hier mit heterogenen Handlungen zu thun, die nur in einer Eigenschaft übereinstimmen, insofern sie nämlich physische Kraft auf Menschenkörper anwenden. Die seelischen Wirkungen aber, welche diese physische Kraft hervorruft, sind ziemlich mannigfaltig und können nicht ohne spezielle Prüfungen schematisch als „böse" bezeichnet werden.

In gewisser Hinsicht erscheint mir Tolstois Lehre von der Gewaltlosigkeit in der That wertvoll. Es ist richtig, daß man mit physischen Mitteln nicht das psychische Uebel trifft. Es ist richtig, daß Gewalt häufig Gegengewalt und Streit ohne Ende erzeugt. Es ist richtig, daß feindselige Menschen zuweilen

durch Friedfertigkeit entwaffnet und gebessert werden. Tolstoi richtet also das Augenmerk auf eine Art, Menschen zu behandeln, welche bisher zu wenig Würdigung und Anwendung gefunden hat, und die zweifellos einen Fortschritt von der Brutalität und Menschenverfeindung zur Vernunft, Eintracht und Freiheit bildet.

In anderer Hinsicht indessen entfernt sich Tolstois Lehre von Vernünftigkeit und Freiheitlichkeit, insofern sie nämlich den Charakter des Dogmas hat. Die absolute Gewaltanwendung ist durchaus nicht begründet worden und läßt sich nicht begründen. Wie sollte es denn möglich sein, daß Tolstoi oder ein anderer Mensch sämtliche Fälle von Gewaltanwendung übersieht? Seine Erfahrungen sind doch allzu beschränkt, als daß er aus ihnen einen allgemeingültigen moralischen Satz abstrahieren dürfte! Selbst wenn die ganze denkende Welt seit langer Zeit einen trefflichen Austausch ihrer Lebenserfahrungen hätte bewerkstelligen können, würde die Propaganda für absolute Gewaltlosigkeit nur einer voreilig verallgemeinerten Induktion entspringen, angesichts der zahllosen Modifikationen der Gewaltanwendung.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Tagebuch eines Volksschullehrers.

Studien zur Pädagogik der Großstadt.

Von **Karl Grazza.** (Schluß.)

Sechs Wochen später.

Ich habe sie besucht, in einem Zuge weg, alle Siebenundsechzig.

Ein Aufwand von kaum dreißig Stunden — und welche Fülle von Aufklärung, über die mannigfaltigsten Dinge, habe ich in dieser kurzen Zeit gewonnen!

Gleich im Anfang war ich zu der Überzeugung gekommen, daß es bei diesem „ersten Vorstoß" am besten sei, alles künstlich Planmäßige, alles schulmäßig Offizielle aus dem Spiel zu lassen, um möglichst jedem Mißtrauen zu begegnen und jeden falschen Ton zu vermeiden. Ich ging „als Nachbar zum Nachbarn", mit dem mich ein gemeinsames Interesse verband: die Förderung des Kindes. Und ich wurde von diesen Leuten so gut verstanden, daß das unbehagliche Gefühl des Ungewohnten, welches ich anfangs empfunden hatte, sich sehr bald verlor und eine so offene, freundliche Beziehung zwischen mir und ihnen sich anbahnte, wie ich sie mir nur wünschen konnte. In zwei oder drei Fällen wurde ich mit einem gewissen Befremden empfangen, ich hörte verwunderte Fragen: „Ist etwas passirt? Hat er was verbrochen?" Aber dieses Befremden über das Ungewöhnliche meines Besuches „aus dem Stegreif" wich bald einer wohlthuenden Natürlichkeit und harmlosen Herzlichkeit. Je schlichter und ärmlicher die Verhältnisse, in denen diese Leute lebten, desto unverfälschter trat jene Herzlichkeit und Natürlichkeit zu Tage. Man suchte nichts zu verbergen oder zu verschleiern, gab mir bereitwillig Auskunft über alle Dinge, welche mich interessirten, und freute sich über die Teilnahme, welche aus meinen Fragen sprach. Nur bei den „Emporgekommenen", den selbständigen Geschäftsleuten, Handwerksmeistern, Restaurateuren, sowie bei den „Heruntergekommenen", die einst bessere Tage gesehen hatten, kam bisweilen eine gewisse Gezwungenheit zum Vorschein: die „Standesfrage" machte sich geltend, man gefiel sich in prätentiösen Formen und sah in mir nicht in erster Linie den Lehrer des Kindes, sondern den Menschen der und der gesellschaftlichen Rangstufe, von dem man nicht recht wußte, ob man ihn unter sich, neben sich oder über sich zu placieren hatte. Ich mußte hier erst gewisse Äußerlichkeiten der Repräsentation, die man für notwendig hielt, über mich ergehen lassen und mit besonderem Nachdruck auf den eigentlichen Zweck meines Besuches hinlenken, so daß ich den Eindruck gewann, als ob ich hier einem geringeren Verständnis für meine Absichten begegnete, als bei den schlichten Leuten der großen Masse.

Nur eine kleinere Anzahl von Typen kann ich an dieser Stelle aus dem von mir zusammengetragenen Material herausgreifen. Ich beginne mit einem Besuche, der sich unmittelbar an den oben geschilderten Besuch bei Paul R. anschloß, und der mir ein hell abstechendes Contrastbild zu jener düstren Skizze darbot. In einer der sauberen, hübsch ausgestatteten Mietskasernen aus neuerer Zeit, deren Deckenmalereien und Butzenscheiben die Miether teuer genug bezahlen müssen, stieg ich die vier steilen Treppen des Hofgebäudes empor, zur Wohnung

des Straßenkehrers T. Ein Schwarm von blonden, pausbäckigen Kindern eilte mir auf den oberen Treppenabsätzen voraus, sie hatten mich als „Marthas Lehrer" erkannt und liefen, mich anzumelden. Der Vater, dessen Dienststunden in die Nachtzeit fielen, war eben aufgestanden und sah dem Mittagessen entgegen Es war ein Hüne aus den posnischen Hauländern, blondbärtig, rotwangig wie die Kinder, auf den ersten Blick als ein nüchterner, zuverlässiger Mann erkennbar. Die Mutter, eine kleine, magere Sächsin, hatte ihr neuntes Kind auf dem Arme, und alle neun lebten und waren gesund, und alle hatte sie selbst gesäugt bis auf das Jüngste, bei dem ihre Brust versiegt war, wie sie selbst mit sichtbarem Bedauern erzählte. Die aus zwei großen Zimmern und einer Küche bestehende Wohnung war in sauberstem Zustande und hübsch eingerichtet; auf dem Tische stand der reich geschmückte Tannenbaum, an dem die lachenden Augen dieser glücklichen Kinderschar hingen. Ich machte eine Bemerkung darüber, daß es für einen Berliner Straßenkehrer nicht leicht sein müsse, so viele Esser satt zu machen.

„Schwer genug ist's", war die Antwort, „aber man hat sein bestimmtes Verdienst, 3,50 Mark täglich, ob's Sonntag ist oder Wochentag Daß man immer sichre Arbeit hat, das macht's. Man kann sich einrichten. Die Größeren bleiben zusammen des Abends auf, bis ich zum Dienst geh', sie sortieren Etiketts, das bringt auch ein paar Pfennige täglich. Die Hauptsache ist aber, man verträgt sich und lebt glücklich mit einander."

‚Man lebt glücklich' — hier war also das große Rätsel des Daseins gelöst, diese beiden einfachen Menschen hatten den Schlüssel zu demselben gefunden. Und dabei war es obendrein eine Mischehe, er Katholik und sie Protestantin, und sie lebten glücklich. Und ich war überzeugt, daß auch diesen Kindern etwas von jener schwierigen Kunst des Glücklichwerdens eingeboren war, und daß ich über den sittlichen Einfluß, dem meine kleine Schülerin Martha T. in dieser häuslichen Mitte ausgesetzt war, wohl beruhigt sein konnte.

Wenige Häuser weiter wohnte im vierten Stockwerke des Seitenflügels der Tischler D. Sein Sohn Anton, ein ziemlich kräftig entwickelter, willig arbeitender, jedoch etwas schwer begreifender Junge, hatte in den letzten Wochen mehrfach die Schule versäumt, und ich wollte mich persönlich von dem Grunde dieser Unregelmäßigkeit überzeugen. Ich fand ein ergreifendes Bild menschlichen Elends vor: Vater und Mutter lagen krank darnieder, und der siebenjährige, in der Schule so unbeholfene Knabe war ihr einziger Pfleger. Er besorgte die notwendigen Gänge, holte das Geld von der Krankenkasse, kochte, hielt die Wohnung in Ordnung u. s. w. Es sah freilich unordentlich genug aus in dieser aus zwei Stuben und einer Küche bestehenden Wohnung. Ein schlimmer Gast hatte hier vor wenigen Monaten gewütet: die Diphtheritis. Innerhalb acht Tagen war ein zwölfjähriger und ein vierundzwanzigjähriger Sohn, der bereits sein gutes Auskommen hatte und den Eltern eine treue Stütze war, an der tückischen Krankheit gestorben, und der Jüngste war mit genauer Not dem Tode entronnen. Er war das letzte überlebende von zehn Kindern. Der Schmerz um die Verlorenen hatte die Mutter, eine starke, knochige Ostpreußin, aufs Krankenbett geworfen.

„Die sieben Ersten hab' ich verschmerzt," meinte sie, „aber die beiden Letzten kann ich nicht mehr verschmerzen. Ich gräme mich zu Tode." Ihre Miene bewies, daß sie es ernst meinte mit dem Zutodegrämen. Ihr Mann machte mit seinem düstern, ernsten Gesichte denselben vergrämten Eindruck. „Mein Haar ist grau geworden bei all dem Jammer," sagte er. Seit acht Wochen hatte er keine Arbeit, und seit vierzehn Tagen litt er an einem Fußübel, das

ihn verhinderte, sich überhaupt Arbeit zu suchen. Er suchte Trost in den Unterhaltungsbüchern, eine größere Anzahl derselben, meist bessere Waare, lag auf einem Tischchen neben seinem Bett, das schon sehr, sehr lange nicht frisch überzogen zu sein schien. Ein dumpfer Fatalismus lag über diesen Menschen, sie schienen bereits jene Stufe des Kummers erreicht zu haben, auf welcher ihnen der Schmerz zum Bedürfnis geworden. Die Wohnung, die für ihre augenblicklichen Verhältnisse zu groß war, hatten sie aufzukündigen vergessen. Nicht einmal an dem einen überlebenden Kinde vermochten sie sich zu freuen, es hätte ihnen in ihrer Stimmung nicht viel ausgemacht, wenn ihnen auch dieses letzte noch weggestorben wäre. Und so wächst nun der arme Junge heran zwischen diesen beiden früh gealterten Menschen, deren Herz bei den Toten ist, bis vielleicht die Zeit sie aus dem dumpfen Hinbrüten weckt und daran erinnert, daß in erster Linie dieser eine Lebende auf sie Anspruch hat, und daß sie auch diesen töten, wenn sie ihm ihre Liebe und Sorgfalt entziehen.

Die Arbeitsnot des verflossenen Winters trat mir bei meinen Besuchen in mehreren grellen Beispielen vor Augen. Die herkömmliche Schulpädagogik, welche sich vornehmlich auf den Geist des Kindes zuspitzt und den Körper, dieses ewig zappelnde, unruhige, die Ordnung störende Etwas bei ihrer Unterrichtsarbeit am liebsten ganz eliminieren möchte, diese abstrakte Pädagogik, die in fast allen volkspädagogischen Lehrbüchern herrschend ist, wird den Zusammenhang vielleicht nicht gelten lassen wollen, welchen ich hier nach dem, was ich mit offenen Augen und Ohren beobachtet, anzunehmen mich gezwungen sehe. Sie wird, wenn sie bei dem Kinde ein Nachlassen der Aufmerksamkeit bemerkt, es zu besserem Aufpassen ermahnen, nach fruchtloser Ermahnung strafen und zuletzt durch eine schlechte Note im Zeugnis der Angelegenheit den offiziellen Abschluß geben. Ein Herbartianer — bekanntlich die gediegenste Spezies unter unseren deutschen Schulpädagogen — wird psychologisch feiner verfahren, er wird einen Teil der Schuld an der Unaufmerksamkeit des Kindes vielleicht bei sich selbst suchen und seinen Unterricht so einzurichten bestrebt sein, daß er das „vielseitige Interesse" im Kinde errege; erst wenn auch dieses Verfahren nicht fruchtet, wird er die Schuld bei dem Kinde suchen und die oben genannten Mittel der reinen „Geistespädagogik" anwenden. Ich muß gestehen, daß ich eigentlich weniger subtil verfahren, oder zum wenigsten neben den oben gekennzeichneten Gesichtspunkten noch einen anderen, naiveren und gröberen zugelassen habe, welcher von der an mir selbst gemachten Beobachtung abgeleitet ist, daß ich immer dann für geistige Arbeit am besten disponiert bin, wenn meine körperlichen Bedürfnisse nach Schlaf, Sauerstoff, Nahrung ꝛc. in normaler Weise erfüllt sind. Wenn ich nun ein Erschlaffen an einem sonst regen Kinde bemerkte — was in diesem Winter ziemlich häufig vorkam — so fragte ich zunächst, ob das Kind gefrühstückt und ob der Vater Arbeit habe. Und in der überwiegenden Mehrzahl von Fällen stellte es sich heraus, daß er keine Arbeit hatte. Keine Arbeit — was das in Berlin bedeutet, kann wirklich nur derjenige ermessen, der es an den von der Arbeitsnot Betroffenen selbst beobachtet hat. Da steht drohend die große, harte Frage der Wohnungsmiete: sie ist es vor allem, die mit ihrer barschen Forderung nach barem Gelde auf der arbeitenden Bevölkerung in kritischen Zeiten am schwersten lastet. Dann kommt die Kleidungsfrage, die bei dem Volke der Großstadt, zumal bei dem weiblichen Teil, nun einmal eine so wichtige Rolle spielt und unter anderem ja auch von der streng auf das anständige Aeußere haltenden Volksschule so sehr betont wird. Dann kommen Beleuchtung, Heizung, die Steuern, das Vergnügen

— — und dann erst kommt, was nach naturgemäßen Grundsätzen, zumal hinsichtlich der Kinder, das Allererste sein sollte: die Ernährung. Diese jugendlichen Körper haben das Defizit in dem Budget der Haushaltung am härtesten zu tragen. Kartoffeln, Brot, das billigste Schmalz, der dünnste Kaffeeaufguß — das sind die Nahrungsmittel, mit denen ein großer Teil dieser Kinder — gesättigt? — nein, nur über den hellen Tag hinweggetäuscht wird. Ich fragte einmal einen solchen kleinen Burschen, was er am Tage vorher zu Mittag gegessen hätte. „Kartoffeln", lautete die Antwort. „Ihr eßt wohl alle Tage Kartoffeln?" fragte ich weiter. „O nein," versetzte er mit einem gewissen Stolze, „am Sonntag hatten wir Quetschkartoffeln." Ein andermal beobachtete ich zwei meiner Schüler vor einer der städtischen Armenküchen, in der sie die Mittagssuppe für die Ihrigen holten. Sie hatten keine Marken, es war ihnen jedoch gelungen, unter die mit Marken Versehenen zu geraten, während sie sonst noch eine Stunde lang hätten warten müssen. Triumphierend wiesen sie einander hinter der Haustür die erlangte Beute, verglichen den Inhalt ihrer Töpfe und schlürften dann gierig von dem heißen Brei, gleichsam den Preis ihrer List vorwegnehmend. Die eine Szene ließ mich einen tieferen Blick in die Seelen dieser Kinder thun, als das Studium all der weitschweifigen psychologischen Abschnitte in einem Dutzend pädagogischer Lehrbücher. Ich mußte mir sagen, daß meine Unterrichts- und Erziehungsarbeit, sofern ich neben dem geistigen Leben des Kindes nicht auch das körperliche Leben in Betracht zog, einem aufs Geratewohl hingestellten Gebäude glich, dessen Fundament sich vielleicht nachträglich als gänzlich unbrauchbar erwies und zum Zusammenbruch des Gebäudes führte.

Der Knabe Wilhelm B., ein Bursche von auffallend kräftiger Konstitution, war mir von seinem Eintritt in die Klasse an durch einen unangenehmen dumpfen Geruch aufgefallen, der ihm beständig anhaftete. Ich errict sogleich, daß dieses Kind aus einem Berliner Hinterhauskeller kam, in den niemals ein Sonnenstrahl drang, und daß dieser Keller ganz besonders feucht sein mußte. Trotz der kräftigen Konstitution und des gesunden Aussehens war doch etwas Erschlaffendes, Mattwerdendes in der kindlichen Gestalt des kaum Sechsjährigen. „Ein Bauernjunge, der nach Berlin verpflanzt ist", diagnostizirte ich, und ich hatte mich nicht getäuscht. - Aus Ostpreußen waren sie vor zwei Jahren hinübergekommen, zuerst der Vater allein, und dann, als dieser Arbeit gefunden hatte, die Mutter mit den fünf Kindern. Und sie hatten auch die Nachbarsleute beredet, und auch diese waren mitgekommen nach der großen Stadt, in welcher der Wochenlohn mit Goldstücken bezahlt wurde. Und so lebten sie nun neben einander in zwei nassen, lichtlosen Kellerlöchern, hielten gute Kameradschaft miteinander und hatten in dem elenden proletarischen Dasein, das bald für sie beginnen sollte, in dem Gefühl der landsmännischen Zusammengehörigkeit und den gemeinsamen Erinnerungen an die Heimat vielleicht den einzigen reinen Lichtstrahl der Freude. Mit „berechtigtem Stolz" auf das stetige Wachstum Berlins mögen damals die Statistiker der Hauptstadt diese 12 zugezogenen „Seelen" in ihre Rubriken eingetragen haben. Aber das Blatt sollte sich sehr bald wenden: die Männer, denen für den harten Daseinskampf in Berlin nichts zu Gebote stand, als die ungeschulte Kraft ihrer Arme, verloren ihre Arbeit, und Not und Elend begann im Kreise dieser unbeholfenen Menschen, und Schulden und Krankheit, und das ganze übrige Gefolge des Elends. Nach monatelangem Feiern war dann wieder Arbeit gefunden, inzwischen aber hatten Kummer und Entbehrungen die Wangen der blühenden Bäuerinnen und Bauernkinder gebleicht, und ein häßlicher, schorfiger

Ausschlag — die Folge der ausschließlichen Kartoffelnahrung — entstellte die Gesichter der kleinen Gesellschaft. Und dennoch, welcher Frohsinn herrschte in diesen auf das Dürftigste möblirten, doch dabei sauberen Kellerstuben! Mit welcher herzlichen Freude und Offenheit nahmen sie meinen Besuch auf! Mein Schüler Wilhelm, den ich längere Zeit für einen verstockten Duckmäuser gehalten hatte, sprang wie ein echter Bauernjunge jauchzend im Zimmer umher und konnte sich an mir nicht sattsehen. Ich that ihm im Stillen Abbitte wegen der ungerechten Meinung, die ich über ihn gehabt hatte, und sah nun, daß er in Wirklichkeit kein Duckmäuser, sondern nur ein unbeholfener kleiner Tolpatsch vom Lande war, der übrigens im Unterricht das Seinige sehr wohl leistete. Noch hatte das Berliner Leben diese naiven Naturmenschen nicht gebrochen, aber sie waren ja noch jung, die Väter und Mütter kaum dreißig, und das „Schicksal" arbeitet in Berlin so prompt und rasch — — ich will sie in zehn Jahren wieder besuchen. . . . .

Aus Ostpreußen stammte auch der Vater von Johann S., einem rasch wachsenden Kinde von zarter Konstitution, das sich auffallend still verhielt, aber gute Fortschritte machte. Die zittrige, unsichere Schrift bewies mir deutlich, daß ich es hier mit einem sehr behutsam anzufassenden Kinde zu thun hatte. Auch hier wohnte die Familie in einem nach Norden gelegenen Keller. Die Mutter, eine kleine, verwachsene Person, stammte aus Schlesien. Ich war zufällig zugegen, als der Vater von irgend einem Kohlenplatz mit einem Wochenlohn von 7 Mark zurückkehrte. „7 Mark — ich hatte wenigstens auf 8 gerechnet", sagte sie mit einem wehmütigen Blicke auf die vier Kinder. Er zuckte schweigend die Achseln und ging in eine Ecke. Sie mußten sich nun wieder einmal „einrichten" — mit 7 Mark auf die Woche, wovon 4 Mark auf die Wochenmiete abgingen.

Das peinlichste Bild der Arbeitslosigkeit trat mir in der Familie des Knaben Karl T. entgegen. Der Vater, ein Sattler, der in früherer Zeit einen guten Verdienst gehabt hatte, war seit nahezu acht Monaten beschäftigungslos. Er hatte es in den verschiedensten Branchen versucht, ohne auch nur für einen Tag Arbeit zu erhalten. Ein gewisser Stolz blickte aus dem hageren, düstren Gesichte — es war der Mann, der nicht bitten konnte und nichts geschenkt haben wollte. Und nun mußte er es dulden — er, der Stolze, Hochfahrende, vor dem Frau und Kinder stets gezittert, daß eben diese Frau und diese Kinder ihn ernährten! Die Frau, ein kleines, schwächliches Wesen, das erst fünfunddreißig Jahre zählte und bereits acht Kinder geboren hatte, besorgte die Hausreinigung und die Aufwartung beim Hauswirt und bestritt damit, bei täglich zehnstündiger Arbeit, die Wohnungsmiete und das Frühstück. Der Rest der Lebensbedürfnisse mußte mit den geringen Summen befriedigt werden, welche die beiden ältesten, Knaben, ein Sechszehn- und ein Vierzehnjähriger, aus der Fabrik heimbrachten. Der „Ernährer", der hier der Ernährte war, kämpfte mit dem Aufgebot aller ihm innewohnenden Barschheit um das väterliche Übergewicht, kein mildes Wort kam über seine Lippen, mit finsterer Miene schlich er umher, wie ein unheimliches Hausgespenst — und ich hatte doch das deutliche Gefühl, daß dieses Übergewicht längst geschwunden war, daß Frau und Kinder einen stillschweigenden Bund geschlossen hatten gegen den zum Müßiggang verurteilten Tyrannen, der sich, wie ich aus einer Bemerkung der Frau entnahm, außer nach der Arbeit vielleicht auch ein wenig nach der ihm vorenthaltenen Branntweinflasche sehnte. In diesen auf den Kopf gestellten Verhältnissen wuchs ein siebenjähriges Kind auf (nur drei von den acht lebten), und ich glaube, daß niemand hier an seinen

Fortschritten einen besonderen Anteil nahm, daß dieser Siebenjährige bereits ebenso seine eigenen Wege ging, wie die halbwüchsigen älteren Brüder, die ich mehrmals mit Cigarette und flottem Spazierstock in Mädchengesellschaft auf der Straße angetroffen hatte. Der natürliche Zusammenhalt war in dieser Familie vielleicht für immer zerstört; die Gegensätze, welche zwischen ihren Gliedern bestanden, mußten sich auch in dem empfänglichen Gemüte des Kindes abspiegeln und es gegen die edleren menschlichen Regungen verhärten.

Ich schließe für heut die Reihe meiner Bilder, um sie bei einer anderen Gelegenheit fortzusetzen und im Einzelnen zu erweitern. Wenn man mich nun fragt, welchen Gewinn ich aus diesen flüchtigen Besuchen für meine Erziehungsarbeit und vor allem für das Heil meiner Schüler gezogen habe, so muß ich offen gestehen, daß ich über diese Angelegenheit noch nicht in genauer und bestimmter Form Rechenschaft zu legen vermag. So viel weiß ich wohl, daß ich nicht im Stande bin, Vätern Arbeit zu verschaffen, oder gar dem vom Gram verzehrten Elternpaare seine Toten wiederzugeben. Ich bin auch durchaus noch nicht sicher, ob ich in einem dieser Väter oder in einer dieser Mütter wirkliche „Genossen und Helfer für mein Erziehungswerk" gewonnen habe. Jedenfalls aber weiß ich das Eine: daß ich persönlich das allerlebhafteste Gefühl habe, als ob ich es in meinen siebenundsechszig Volksschülern nicht mehr mit ebensoviel mechanisch funktionierenden Schulmarionetten, sondern mit lebendigen Menschen zu thun habe, und daß dieses Gefühl mich mit einem warmen Wohlbehagen erfüllt, wie ich es bisher bei meinem Erziehungswerke noch nicht empfunden habe.

Die Schulschablone ist es, die ich vor allem in der Berührung mit dem Volke, dessen Kinder ich zu unterrichten und zu erziehen habe, als Feindin einer wahrhaft wirksamen Erziehung erkannt zu haben meine. Dieser gewaltige, mit mechanischer Präzision und Promptheit arbeitende Apparat, der gerade in den Schulen der Großstadt eine solche Vollendung erlangt hat, daß er lebhaft an das Ensemble von Treibriemen und Schwungrädern in einem modernen Dampfbetrieb erinnert, vermag wohl gewisse äußere Resultate hervorzubringen, welche bei oberflächlicher Betrachtung imponiren; bei näherem Zusehen jedoch ergiebt es sich, daß die Produkte seiner Erziehungsarbeit gar häufig eine bedenkliche Ähnlichkeit mit jenen wohlfeilen Industrie-Erzeugnissen aufweisen, welche als „Massenartikel" mit Recht in Verruf sind und mit echten Kunstprodukten nur wenig gemein haben. Nicht in diesem Sinne wollte Altmeister Pestalozzi, dessen Herz so warm für das Volk schlug, sein epochemachendes Wort vom „Mechanisieren des Unterrichts" aufgefaßt haben. Fast auf jeder Seite seiner Schriften finden sich Äußerungen, welche beweisen, daß ihm die lebenswarme Persönlichkeit des Lehrers, der mit seinem ganzen Herzen bei den Kindern und bei dem Volke ist, dem diese Kinder entsprossen — daß diese Persönlichkeit ihm die allererste Voraussetzung ist, und daß das Mechanisieren des Unterrichts niemals im Sinne eines äußerlichen Schablonisierens aufgefaßt werden darf. Zu kostbar ist das Material, um welches es sich in den Dingen der Erziehung handelt — das Material der Schüler wie das Material der Lehrer — als daß es in die Strömung des modernen „Großbetriebs" mit seiner gleichmacherischen Herzlosigkeit hineingezogen werden dürfte. Und wenn ich mit meinen Hausbesuchen mich selbst wenigstens in einem Punkte vor der Schablone gerettet habe, so soll auch dieses kleine Resultat mich mit Genugthuung erfüllen.

Mascagni und sein Freund Fritz.

Es hat Leute gegeben, welche der Cavalleria rusticana nachsagten, sie sei die Verkündigerin einer neuen musikalischen Aera. Mascagni sei Pfadfinder, Wegeebener, Erschließer herrlicher, fruchtbarer, bisher ungeahnter Gebiete. Was uns noch gefehlt habe, sei uns jetzt durch Mascagni's erlösende That beschеert: die moderne realistische Oper. Und in der That, die fehlte uns noch gerade. Eine Erfindung, der Niemand das Zeitgemäße absprechen durfte. Was man sich unter „moderner, realistischer Oper" denkt, hat man freilich nicht verraten. Man wirft mit Spielmarken um sich und setzt voraus, daß auch die Welt sie für baare Münze nimmt, man ruft ein hochtrabendes Wort in die Winde und baut darauf, daß die Menschen, leichtgläubig und gutwillig wie sie sind, sich nicht abmühen werden, das Unverstandene zu verstehen.

Doch man hat ja die Cavalleria als Paradigma dieser neuen Kunstgattung aufgestellt. Nun, modern und realistisch an ihr ist nur der dem bäuerlichen Leben der Gegenwart entnommene Stoff, unmodern und unrealistisch die Art seiner Behandlung. Man vergleiche das Verga'sche Drama mit dem Mascagni'schen Text. Das, was wir unter modernem, realistischem Drama verstehen, läßt sich überhaupt nicht in Musik setzen: die Musik und Verga sind zwei incommensurable Größen, zwei Elemente, die eine chemische Verbindung nicht eingehen können. Versucht man es trotzdem, ein modern-realistisches Drama für die Komposition fruchtbar zu machen, so ist man gezwungen, eine ganz andere Form zu wählen, die natürliche, schmucklose Alltagssprache in eine rhythmisierte umzumünzen, zum Wohllaut der gebundenen Rede, zur Musik des Reimes zu greifen. Wo bleibt da aber der Realismus? Ein modernes Ballgespräch, irgend eine Kannegießerei am Biertisch, eine ernsthafte Reichstagsrede mit erregten Zwischenrufen als Chor, in Verse gebracht und komponiert, würde entweder lächerlich wirken oder eine unerträgliche, schreiende Disharmonie bedeuten.

Sieht man nun ab von der Parallele zwischen Drama und Oper und vergleicht die Mascagni'sche Cavalleria mit dem, was die musikalische Dramen-Literatur gezeitigt, so kann man auch dabei die Struktur einer ganz unmodernen Oper und im Hinblick auf Richard Wagner einen beträchtlichen Rückschritt konstatieren. Es liegt überhaupt etwas Ungesundes in der sich seit einigen Jahren geltend machenden Fruktificierungswut verschiedener Komponisten modernen Stoffen gegenüber. Eine realistische Oper in dem Sinn ist schlechterdings nicht möglich, allenfalls kann man noch von einer realistischen Musik sprechen, einer Musik, die dem Texte bis ins Kleinste nachgeht, nachfühlt, Ruhe und Leidenschaft, Schmerz und Freude, inneren und äußeren Stimmungsgehalt u. s. w. illustriert. Aber selbst diesen realistischen Bethätigungsversuch muß man der Cavalleria-Musik absprechen. Jedenfalls ist Mascagni nicht auf Verga's Intentionen eingegangen. Letzterer hat seinem Drama nämlich eine kleine Notiz vorangeschickt: „Der Verfasser bittet die Herren Darsteller, jedweden tragischen Anstrich zu vermeiden. Der Sicilianer bewahrt stets, selbst in den Ausbrüchen der Leidenschaft, seine äußerliche Ruhe." Und der Komponist? Er schreibt statt einer gährenden, schleichenden, brütenden, verbissenen, stets nach oben stoßenden, doch niemals zur Explosion gelangenden, eine lärmende, wüstwilde delirienhafte Leidenschaftsmusik! Giebt das Alles nicht ein Monstrum, muß man da nicht mit dem alten Voltaire den Kopf schütteln, der schon 1759 die folgenden, so wunderbar modernen Worte drucken ließ? „Le bruit (cf. la musique) peut amuser une demiheure; mais s'il dure plus longtemps, il fatigue tout le monde quoiqne personne n'ose l'avouer. La musique aujourd'hui n'est plus que l'art d'exécuter des choses difficiles, et ce qui n'est que difficile ne plaît point à la longne. J'aimerais peut être mieux l'opéra, si on n'avait pas trouvé le secret d'en faire un monstre, qui me révolte." Soll die Oper kein Monstrum sein, so muß sie sich Stoffgebiete aussuchen, die nicht nur der modernen, sondern überhaupt jeder Realität fernliegen. Sie muß zu Sagen oder Märchen ihre Zuflucht nehmen, weltentrückte, zauberhafte, phantasieentsprossene Vorgänge in ihr Be-

reich ziehen. Historische Stoffe wären auch noch zu ertragen, sie müßten aber schon stark entlegen sein, möglichst sogar exotisch. Der alte Fritz oder Napoleon als Opernhelden dürften recht komische Figuren machen. Ich setze natürlich moderne Stellungnahme zur Oper voraus. Früher war ja alles möglich, aber heute goutiert Opern im alten Stil, zu denen auch die Cavalleria und Freund Fritz zu zählen sind, nur das breite Publikum, und auch das wird eines Tages den Geschmack daran verlieren. Die Zahl derjenigen, welche die Oper überhaupt für ein Unding halten, ist heute größer denn je. Das liegt nicht an mangelnden Auffassungsorganen, sondern an den Mängeln der Oper selbst, die jeden Menschen mit gesundem Empfinden, dem gesunden Empfinden, das durch geistige Arbeit und Selbstzucht erkämpft werden muß, abstoßen. Und das wird sich ändern, wenn aus Wagner heraus eine wahre moderne Oper sich entwickelt hat, in der sich Technik und Stoff total decken, was bei jedem Kunstwerk notwendig ist. Böcklin mit seiner Art, mit seinen Farben und ein moderner Stoff aus dem Leben lassen sich nicht zusammenreimen. Böcklin ließe sich komponieren, Liebermann nicht.

Alles das läßt sich mit geringen Modifikationen auch über „Freund Fritz" sagen. Diese neue Oper des produktiven Italieners sollte man füglich „verlorene Liebesmüh" betiteln. Verlorene Mühe des Komponisten, denn der Text ist so gar steril und hausbacken und entbehrt so fast jeglicher Stimmung. Wenn letztere stark vorhanden wäre, könnte man sich über das gänzliche Fehlen einer interessierenden Handlung hinwegsetzen. In der That, Freund Fritz ist ein recht undankbarer Vorwurf für einen Opern-Komponisten. Deshalb muß man es Mascagni eher verargen, daß er überhaupt den Text gewählt hat, als daß er eine Musik dazu geschrieben hat, die zu krasse Gefühlsaccente aufweist. Aber man muß wohl bedenken, daß die Oper durch den Versuch Mascagnis, die kleinen Gemütsirritierungen der guten Menschen, die ihm die Textverfasser — Erckmann, Chatrian und Suardon — zur Disposition stellen, zu potenzieren, überhaupt erst genießbar geworden ist. Wäre die Musik dem Text entsprechend ausgefallen, so würde sie von einer bedeutenden Langweiligkeit sein. So haben wir Stillosigkeit, aber eine die Aufmerksamkeit auf sich lenkende und Schlaf schenkende. Der Stoff ist für ein Lustspiel wohl verwertbar; durch psychologische Kleinmalerei könnten einem die Personen näher gerückt werden, man würde schließlich Interesse nehmen an den Leiden uud Freuden der im Freund Fritz geschilderten kleinbürgerlichen Verhältnisse. Für die Oper müssen alle Einzelzüge fortbleiben und somit das, was in diesem Fall einzig Interesse erwecken könnte; die Schilderung muß eine breitere sein. Mascagni und der Textdichter haben den Mangel an großen starken Gefühlen, an intensivem Stimmungsgehalt empfunden. Der Komponist versucht das Manko durch die Musik zu decken, Beide lassen alles Mögliche hinter der Szene vorgehen, um etwas Leben in den trägen Gang der Handlung zu bringen. Im ersten Akt feiert Fritz Kobus seinen Geburtstag, man kommt ihm zu gratulieren. Bei der Gelegenheit erfährt man, daß er von der Ehe nichts hält. Doch sobald die schöne Susel mit einem Strauß und einem Geburtstagslied erscheint, weiß man, daß der gute Fritz am Schluß der Oper der bezähmte Widerspänstige sein wird. Die Bezähmung geht sehr leicht von statten, es giebt keine nennenswerten Konflikte, keine Mißverständnisse von gefährlicher Tragweite, man sieht zum Schluß nicht ein, warum sich Beide nicht schon im ersten Akt um den Hals gefallen sind. Dann wäre man allerdings um das sogenannte Kirschenduett im zweiten Akt gekommen, ein reizendes Idyll, entschieden die wertvollste Szene des Werkes. In ihr liegt wirklich eine gewisse Stimmung, wie in der Meierei von Mesanges. Im Hintergrunde ein Garten, durch eine niedrige Mauer vom Hof getrennt. Ueber die Mauer hinweg, über den Hof breitet ein Kirschbaum voll reifer Kirschen:

„Seht Ihr im Schimmer
Sie purpurn erglühen?"

seine Zweige. Gartenbeete und Blumentöpfe — Allerlei ländliches Ackergeräth liegt und steht umher. Es ist früher, lichter Morgen. Susel ist schon wach, geht umher, pflückt Blumen und singt ein Lied, dessen Komposition nebenbei gesagt recht reizlos ist. Dabei überrascht sie Fritz, worauf sich dann ein Gesang entspinnt oder vielmehr ein

Zwiegesang, der große Schönheiten aufweist. Was sie sich zu sagen haben, ist nicht von Bedeutung, weder für die Handlung, noch im Allgemeinen. Es ist das naive Herüber und Hinüber von Fragen und Antworten, die sich aus der Situation ergeben. Die Blumen, die Kirschen, die tiefe Stille des wundervollen Morgens, die Nachtigall

„Ja, du verstehst der Vöglein Weise",

— Alles getragen, gehoben von der leise erblühenden Liebe in Beider Herzen.

Aber auch dieser Szene haftet etwas Pedantisches an, nicht soviel wie der Oper im Ganzen, aber immerhin bemerkbar genug. Der Fritz besonders hat etwas Allgemeines, Schulmeisterliches in seinem Wesen, es fehlt ihm doch an der rechten Gefühlswärme. Was hätte man aus diesem Motiv nicht alles machen können, wie reizvoll ist allein das Bild der Susel, welche auf eine an die Mauer gelehnte Leiter gestiegen ist, Kirschen pflückt und sie dem Fritz zuwirft. Aber der Fritz erfaßt die Größe der Situation auf seine Art, geht in den Vordergrund und deklamiert:

„Tiefe Stille! Mein Ohr will nach Innen lauschen,
Mag draußen fern die Welt vorüberrauschen!
Sei gesegnet, heilger Unschuld süßer Frieden!
Reichbeglückt ein Jeder, welchem du beschieden."

Ihm ist nicht zu helfen, er verdirbt die schönsten Stellen. —

Zu Beginn des zweiten Aktes passiert etwas Merkwürdiges. Man hört plötzlich hinter der Szene einen großen Chor unken:

„Sobald entflohen erst das schöne Glück,
Kehrt nimmer es zurück."

Man vermutet im ersten Augenblick, daß ein recht gut geschulter Gesangverein auf dem Nebenhof ein frühes Ständchen bringt. Aber um diesen entschuldbaren Irrtum dem erstaunten Hörer zu benehmen, giebt Susel sofort folgende Erklärung ab:

„Endlich ins Feld sind sie hingegangen,
Zeit war es: steht das Gras doch schon in Halmen,
Nicht durften länger mit der Mahd sie warten
— nämlich."

Da haben wir wieder einmal einen eklatanten Beweis im Kleinen, daß es Mascagni an der für einen Opern-Komponisten unentbehrlichen Feinfühligkeit durchaus mangelt, daß er mit brutaler Kraft, die er als Musiker zweifelsohne besitzt, drauf losschlägt, mitunter das Rechte, doch meistens das Falsche trifft. Statt ein einfaches, volkstümliches Schnitterlied, womöglich unisono, zu erfinden, bietet er einen kunstvollen Chorsatz.

Ein ähnlicher Fall spielt im ersten Akt. Während die Geburtstagsgäste sich und das Publikum langweilen, erschallt aus der Ferne, von der Straße her Blechmusik. Es sind die Waisen, welche anmarschiert kommen, um ihrem Gönner ebenfalls zu gratulieren. Hier hätte Mascagni beweisen können, daß er Humor besitzt. Das hätte einen köstlichen Marsch abgeben können, echte Dorfmusikanten-Musik mit den bekannten charakteristischen, beleidigenden Bässen und sonstigen Scherzen, das hätte dem ganzen ersten Akt auf die Beine helfen können. Aber Mascagni schreitet wie immer gravitätisch einher, bläht sich, nimmt die Backen voll und tischt einen heroischen Marsch im größten Stil auf, der sich nicht zu genieren brauchte, beim Einzug irgend einer Majestät gespielt zu werden. Es scheint, Mascagni hat niemals Waisenknaben blasen hören. Das ist der Komponist der „modernen, realistischen Oper".

Im „Freund Fritz" gehen noch einige Personen um, die ich der Vollständigkeit halber erwähnen muß. Ein Rabbiner, Namens David, und ein Zigeuner, Namens Joseph. Ersterer ein praktischer verwendbarer Greis, Seelenarzt, Heiratsvermittler und edler Menschenfreund. Er wettet mit Fritz, daß er ihn unter die Haube bringen werde, gewinnt die Wette und mit ihr einen Weinberg, welchen er der Susel „zur Aussteuer" mitgiebt. Er hat im zweiten Akt eine hochlederne Unterhaltung über ein Bibelthema mit Susel behufs Stellung einer Herzensdiagnose. Joseph, eine sogenannte Hosenrolle, spielt hinter der Szene ein effektvolles Violinsolo, auf der Szene singt er im ersten Akt eins der banalsten Gelegenheitsgedichte, im dritten peinigt er den liebeskranken Fritz

mit einem Liede, dessen erste Strophe ich mitteilen möchte, damit man die auf dasselbe folgenden Worte des Fritz:

„Bist du auch Joseph, gegen mich verschworen,
Um meine Folterqualen zu erhöhen?
Geh deines Weges fort! Fort mit dir!"

in ihrem ganzen Umfange zu würdigen im Stande ist. Sie lautet:

„Warum mein blasses Kind, bist du erschienen?
Heut Nacht im Traume mir
Darf ich nicht lieber dir im Wachen dienen?
O rufe mich zu dir!" . . .

Aber nein, die zweite Strophe ist auch schön:

„Willst du mit deinen Augen mich durchbohren,
Wohlan! Was kann ich thun?
Wende sie ab von mir, ich bin verloren,
Und laß bei dir mich ruhn."

Und von einem solchen Text soll ein Komponist sich inspirieren lassen. Oder ist er miserabel übersetzt?

Noch drei Personen giebts im Stück: Hanczo und Friedrich, Freunde von Fritz, Margarethe, Wirtschafterin bei Fritz. Die beiden ersteren sind die Störenfriede in der Oper. Im ersten Akt stören sie durch ihre Gratulationsvisite eine geschäftliche Konferenz zwischen Fritz und David, im zweiten gemeinsam mit David die Kirschbaumszene, im dritten ebenfalls mit David ein schmungvolles Liebesduett des glücklichen Paares, das sich endlich hat. In letzterem Fall bringen sie durch ihr Erscheinen die Oper um einen effektvollen Schluß. Schade drum. Katharina schließlich trägt die Suppe auf, meldet Susel an und mahnt sie zum Aufbruch und zum Schluß des dritten Aktes erklärt sie sich mit einem kräftigen: „Recht so, Rabbiner"! — mit Davids Hochzeitsgabe einverstanden.

Mascagnis Musikerphysiognomie erscheint mir in „Freund Fritz" ungleich bedeutender als in der Cavalleria. Er strebt unbedingt danach, neue Werte zu schaffen. Vielleicht fallen ihm auch manche ihm eigentümliche Klangmischungen, melodische Wendungen, Harmonienfolgen ꝛc. ungesucht zu. Desto besser. Ich glaube sogar, daß man ohne Weiteres annehmen kann, daß er ohne vieles Suchen findet, daß er nicht bewußt, nach bestimmten Prinzipien schafft, wie das bei Wagner so hochgradig der Fall war. Er hat eine Vorliebe für gewisse Akkorde, er bringt sie häufig an, und hernach scheint es, als ob bestimmte Vorstellungen ihn ganz bestimmte Harmonien finden lassen. So giebt es in der Cavalleria einen hinter der Szene gesungenen Chorsatz — gleich am Anfang. Der Text lautet ungefähr:

„Duftig erglänzen Orangen
In Grün gehüllt."

Da gebraucht er einen Akkord, den wir in dem Kirschenduett bei den Worten:

„Seht ihr im Schimmer
Sie purpurn erglühn?"

— nämlich die Kirschen — wiederfinden. Das sind dieselben Klangmischungen, erzeugt zum Ausdruck eines ähnlichen Bildes, einer ähnlichen Stimmung. Der Akkord, den ich meine, ist der Durdreiklang mit der zugefügten Sexte, Cameaus „Sixte ajoutée". Früher dissonierte sie, jetzt wird sie als Consonanz gebraucht. Mir persönlich ist der Akkord ein äußerst sympathischer, ich kenne aber Musiker, welche sich die Ohren zuhalten möchten.

Doch es ist hier nicht der Ort, auf musikalisch-technische Detailfragen einzugehen.

Mascagni wird gerade wegen seiner gewaltsamen Harmonik von Musikern lebhaft angegriffen; was ihren klassisch gebildeten Ohren Pein verursacht, berührt das große Publikum aber garnicht. Dem gefällt nur oder mißfällt etwas. Die Cavalleria gefällt, weil viel in ihr passiert, weils was zu sehen giebt und man einzelne Melodien mit nach Hause nehmen kann. „Freund Fritz" ist garnicht aufregend, hat keine frappanten

Melodien, deshalb wendet man sich gelangweilt von ihm ab. Der Schwerpunkt des Erfolges liegt bei beiden Opern ganz wo anders, als in dem Werte der Musik oder der Literaturfähigkeit des Textes. Das literarisch gebildete Publikum wird sich für beide Texte nicht interessieren können, der Musikverständige muß „Freund Fritz" entschieden den Vorzug geben.

Und das ist eine erfreuliche Thatsache, daß Mascagni sich mit der Cavalleria nicht verausgabt hat, was manche fürchteten, daß „Freund Fritz" eine nicht unwesentliche Steigerung seiner musikalischen Potenz bedeutet. Mascagni schafft leicht und schnell, auf einen Fehlschlag mehr oder weniger kommt es ihm dabei nicht an; schmerzlicher ist es für den Komponisten, wenn das Resultat langjähriger Arbeit ohne Erfolg bleibt, weil sich zu spät die gänzliche Nichtigkeit des Textes herausstellt. So ging es Philipp Küfer mit seinem „Merlin". Es ist die einzige Oper, die er geschrieben, vielleicht bleibt es die einzige. So erging es vielen anderen tüchtigen Musikern.

Spätere Erfolge Mascagnis werden von der Wahl der Textbücher abhängig sein, in zweiter Linie von der Ausbildung eines feineren Anpassungsvermögens an den Text, der Fähigkeit, sich in gegebene Stimmungsbilder hineinzuleben, eine Dichtung nachzuempfinden, in Tönen nachzudichten und nicht verständnißlos irgend eine Musik zu machen, ob sie paßt oder nicht. Er ist jung und wird hoffentlich nicht einseitig an sich arbeiten.

Max Marschalk.

Symptomatische Stücke.

Von L. Marholm.

Manchmal treffen eine Anzahl Stücke zusammen, in denen sich die Zeitphysiognomie nach vorwärts und rückwärts spiegelt.

Dann kommt es zu wahren Zweikämpfen. Jedes Stück zieht auf als Duellant für eine Richtung und ein stummes, mörderisches Gefecht beginnt, ein Gefecht ohne Blut und ohne Gnade, ein Geistergefecht zwischen ahnungslosen, satten, behäbigen Zuschauern.

Der vergangene Theatermonat war solch ein Zucken in der litterarischen Zeitphysiognomie. Die Toten stritten mit den Neugeborenen, die Alten mit den Jungen, die Faust mit dem Floret.

Erst kamen herangezogen mit großem Geraffel lauter leere Harnische, Schwerter ohne Hände, Schilde ohne Mann dahinter. Sie waren alle mit Namen etiquettiert, wie die historischen Rüstungen in den Museen. Das eine Prachtstück hieß Heinrich I., das andere Otto, zwei deutsche Kaiser, ein Schuppenhemd war gezeichnet Herzog Thankmar, eine Menge Staatsgewänder anderer historischer Personen wurden dazwischen ausgelüftet, es war eine ungewöhnlich staubige Atmosphäre. Das alles zusammen trug die Ueberschrift: „Die Königsbrüder". Der Arrangeur war ein schmaler, blasser, nervöser junger Herr vom Ende dieses Jahrhunderts.

Die Handlung, die alle diese vielen herumfahrenden und flatternden Gewänder und Waffen ausführten, war gestimmt auf die Weltanschauung, die Platen vor längerer Zeit in den pompösen Versen ausgedrückt hat:

Des deutschen Reichs Berater
Umwandeln Gottes Thron . . .

Sie war getragen von dem edlen Pathos Wildenbruchscher Kaisertreue und sie hielt sich streng in den Grenzen des Wildenbruchschen geistigen Horizonts, Wildenbruchscher Psychologie und Wildenbruchscher historischer Kenntnisse.

Herr v. Hanstein hätte also die berechtigste Anwartschaft, der letzte Epigone des historischen Dramas zu werden, wenn dieser Ehrenplatz nicht schon von Herrn von Wildenbruch besetzt und von ihm vollständig ausgefüllt wäre. Jetzt werden keine Epigonenstellungen mehr creiert; die Thür fällt zu hinter dem 19. Jahrhundert. Außerdem haben wir ja nun auch alle guten Gaben: wir haben schon seit zwanzig Jahren einen deutschen Kaiser und ein einiges deutsches Reich, nach dem sich unsere dichtenden Großväter sehnten; und die Dichtung ist immer nur ein Pionier für, nicht ein Marodeur hinter den Thatsachen. Und schließlich sind wir nun auch soweit, daß wir wissen: „was wir nicht wissen können", nämlich wie das Seelenleben unserer Vorfahren vor tausend Jahren beschaffen war; Herr von Hanstein gab denn auch eine detaillierte und zuverlässige Schilderung davon, wie es jedenfalls nicht beschaffen war: die Verwandtschaft des ersten Otto enthüllte sich sehr überraschend als rückgratsschwache, nervenheilanstaltsbedürftige Dekadenten von heute — und das ist doch ein großer historischer Anachronismus.

Während man als Zuschauer dieses frei dramatisierten Abschnitts aus dem „großen Weber" das Gefühl hatte, seine eigene Großmutter zu sein, saß man bei der Aufführung des „Pfarrers von Kirchfeld" auf der „Freien Volksbühne", der Realität der Gegenwart allzu sicher, zwischen den intelligenten Arbeitern von heute. Es war ein ebenso anregendes wie angeregtes Publikum. Kaum daß der gute Pfarrer die neue Magd mit langem Handschlag dingt, so giebt das verständnisvolle Publikum dem Vorgang Resonanz in einem hundertstimmigen Auflachen. Es ließ nicht blos keine Andeutung in dem braven Stück auf die Erde fallen, es hörte auch eine ganze Menge Andeutungen hinein. Die inneren erotischen Kämpfe des redlichen Pfarrers begleitete es mit ironisch-erwartungsvoller Sympathie und erst, als aus der heiklen Situation nichts weiter herauskam als das Geschenk eines goldenen Kreuzchens, erlahmte sein wohlwollendes Interesse. Vor einem so lebhaft mitspielenden Publikum fühlten sich die Darsteller auch sichtlich wie von einer höheren Welle getragen, sie gaben sich nach Möglichkeit natürlich, und ein paar Leistungen, besonders die des Pfarrers und des Wurzelsepps, waren echt im Ton und voller Stimmung. — Es ist in jeder möglichen Hinsicht ein großer Unterschied zwischen dem Publikum des Berliner Theaters und der „Freien Volksbühne"; es ist nicht nur der Unterschied zwischen denen, die mit Vergnügen 6 Mark bezahlen, um bei einem rythmischen Stimmengeräusch retrospectiv, möglichst retrospectiv werden zu können, und zwischen denen, die für 50 Pf. viel Realität, nie zuviel Realität kaufen können; es ist auch der Unterschied da: die Einen möchten vergessen, und die Andern möchten gemahnt werden. Dies Publikum wie jenes hat seine Erlebnisse: die Erlebnisse, an die man sich erinnert, und die Erlebnisse, an die man sich nicht erinnern kann. Das Maß der Gedächtnisstärke reguliert sich nach dem guten Ton; aber während der gute Ton des Berliner Theaters vorschreibt, daß ein Raubmord, Ehebruch oder ein anderes Vergehen gegen das Strafgesetzbuch erst zwischen 300—1000 Jahr alt geworden sein muß, ehe es ästhetisch erfreuend wirkt, ist das Publikum der freien Volksbühne desto mehr volksfestlich gestimmt, je frischer die Aktualität ist. Im „Pfarrer von Kirchfeld" wollte es, aus eigenster innerster Erfahrung, das Cölibat auslachen oder den Pfarrer auslachen — je nach dem. Es blieb beim letzteren, nicht ohne einen Beiklang von Enttäuschung. „Comtesse Julie" wäre ein ganz anderer Bissen für die „Freie Volksbühne" gewesen. Da hätte der Zukunftsmann Jean mit einem Resonnanzboden ohne Gleichen gespielt. Der gute Ton des Belle-Alliance-Theater-Vormittagspublikums hätte es geboten, diesem Mann ohne Ahnen, der selbst Ahne werden konnte, mit einem fiktiven achthundertfältigen Händeschütteln seine tiefe Sympathie auszudrücken. Der gute Ton! Er spricht überall hinein im Leben; er reguliert die geselligen Sympathien

und Antipathien aller Klassen; er giebt in der Regel den Ausschlag für unseren geselligen Verkehr — der gute Ton, der schlechte Ton . . . je nachdem, wobei Einem wohl ist! Daß er aber einmal auf die Bühne kommen sollte, daß sich jetzt eine solche Brechung in der Gesellschaft vollzieht, daß er als Problem auf die Bühne gebracht wird und werden kann, — das ist auch eins von den Zeitsymptomen, ein Zeichen von den tiefen formellen Spaltungen, die einen sozialen Empfindungsumschwung begleiten. Der vorige Monat würfelte zufällig zwei dramatische Novitäten zusammen, die — sehr von einander verschieden — beide den guten Ton, den Takt, als Problem behandelten. Das eine Stück gipfelte in einer begeisterten Apotheose des schlechten Tons, als des besten Tons; es war eine tiefempfundene Verherrlichung der Taktlosigkeit; das andere Stück bewies mild und elegant: der Takt ist alles! Der gute seelische Ton ist mehr als die Thatsache selbst, mehr als alle Thatsachen; der gute Ton, oder der schlechte Ton, das sind die eigentlichen Realitäten, die wir anzuerkennen gezwungen sind und durch die unser Leben bestimmt wird. Das eine dieser Stücke war Alberti's: „Vorurteil", das andere war Heyse's: „Wahrheit". Ich will durch diese Nebeneinanderstellung nicht zu einem Vergleich zwischen Conrad Alberti und Paul Heyse anregen, das wäre barbarisch; ich will gleich hinzufügen, daß beide nur den Berührungspunkt zweier Endpole haben; aber ihre beiden Stücke hat dieselbe sich brechende Zeitwelle emporgeschleudert und sie sind beide symptomatisch.

„Das Vorurteil" besteht darin, daß ein Mädchen „rein" in die Ehe treten soll; dem zufolge tritt die Heldin des Stücks natürlich nicht rein in die Ehe, wenn auch der Regierungsassessor, der sie heiratet, darauf großen Wert legt. Das reine Mädchen mit dem einen Fehltritt ist in der Litteratur der letzten Jahre international geworden; die besten Dialektiker unter den modernen Dichtern — es ist nicht unerläßlich notwendig, hierbei an Herrn Alberti zu denken — haben den Fehltritt so umsichtig in der guten Gesellschaft eingebürgert, daß man sich suggeriert fühlt, hinter jedem jungen Mädchen der höheren Stände, das keine Gans ist, eine Vergangenheit schimmern zu sehen. Ich glaube, das ist etwas papieren. Es kommt nicht so oft vor, wie in der Litteratur. Weder der Fehltritt, noch die Art Fehltritt. In den meisten Fällen können wir sagen: es sind nicht die Fehltritte der jungen Damen, sondern ihrer Herren Dichter. Die modernen Dichter, die in der Begründung dieser Fehltritte vorbildlich geworden sind, Eduard Brandes, Zola, Strindberg, gingen mit ihrem Naturalismus von einer Tendenz aus, die wie andere Tendenzen eine Konstruktion war, ob nun auf physiologischer oder spiritualistischer Basis konstruiert wird, das ist ja einerlei. Sie simplifizierten sich die weibliche Geschlechtsnatur (im Norden besonders Eduard Brandes) dahin zurecht, sie der männlichen möglichst anzuähneln; und nachdem einmal von einem sehr klaren Kopf in einem allzu klaren Stück, wie „Der Besuch", dafür die Formel gefunden war, wurde sie auch von andern benutzt. Zola, als der geniale Plebejer, hat in seiner Psychologie überhaupt nie etwas anderes als die groben Linien, die hervorspringenden überangestrengten Muskeln und Adern zeichnen können. Diese Herren schildern in allen Frauen nur eine Gattung: das zugängliche Mädchen aus dem Volk. Das Mädchen mit guter Erziehung fällt nicht allzu oft, — es fällt nur allzu selten. Es ist da in der Regel schlechte Rasse und schlechtes Blut, das früh und leicht fällt. In dem lebenstüchtigen Kulturweibe ist ein innerer Zwang, sich intakt zu halten. Hier liegt das Problem und die Tragik — sich nicht hinzugeben, wenn man liebt und geliebt wird, die Unterdrückung des Triebes, wenn Leib und Seele reden, — diese Sünde zu schildern wäre eine Aufgabe für unsere jungen Psychologen — wie Paul Heyse für die ältere Generation den Triumph der freien Liebe geschildert hat; aber mit männlich gerührtem Verständnis auszumalen, wie ein junges Mädchen mit einem fremden Herrn am ersten Abend ihrer Bekanntschaft so lange ißt und trinkt, bis auch das Uebrige nachkommt, oder wie ein junges Mädchen so dankbar für einen Blumenstrauß ist, daß sie nachgiebt, oder daß sie nachgiebt, weil sie ausgewachsen ist, oder weil ihre Mutter krank geworden ist, — ja, das bezeugt nur, daß diese Gattung Naturalismus ein generalisierender Oberflächennaturalismus ist. — Sie ist also gefallen;

sie schweigt still und läßt sich heiraten; sie lernt die Liebe kennen und schweigt; jenes ist allgemeingültig und darum richtig; in diesem fängt das Besondere an — und auch das Täppische. Sie wird nicht schweigen, wenn sie liebt und geliebt wird. Warum soll sie schweigen, wenn sie liebt und geliebt wird? Daran sind die mangelhaften Erfahrungen der Herren Dichter schuld. Im Weib, das liebt und sich geliebt weiß, schlägt als erste unflektierte Wirkung davon ein intensives Machtgefühl empor, und da es tausend intime Gelegenheiten und Verlockungen dazu hat, so spricht es, es spricht einmal, weil es nichts zu fürchten hat und die Selbstliebkosung des Machtgefühls genießen will. Es spricht zweitens, weil es sicher ist. Denn das weiß jedes Weib, wie weit seine Macht geht, sonst müßte es kein Weib sein. Freilich, wenn es wieder nur hereingetölpelt ist, wenn es wieder nicht liebt, wenn es wieder nur brünstig ist mit stumpfer Seele, dann darf es nicht viel riskieren. Sie sagt also nichts. Eines Tages taucht der Verführer wieder auf und wird gleich frech. Es geschieht nun nach langen Torturen schließlich etwas, wodurch der Ehemann aufgeklärt wird. Herrn Albertis Ehemann ist ungewöhnlich dickköpfig. Er brauchte nichts zu merken. Er hat sich schon geschlagen, sie könnten nun wirklich ruhig mit einander weiterleben. Da taucht aus einem recht lotterigen Milieu ein — Wahrheitsprophet auf. Er folgt der Frau auf Schritt und Tritt wie ein Detektiv, er macht sie mürbe, er hypnotisiert sie schließlich so gut oder so schlecht, wie der Diener Jean die „Comtesse Julie". Er ist Arzt. Er verordnet ihr als Arzt, die Wahrheit zu sagen. Das sei das einzige Sanitäre in der Ehe. Gut. Aber sie soll die Wahrheit (heiliger Dostojewski!) vor Zeugen sagen, sonst hat sie keinen Wert. Und als der Mann mit seinen Sekundanten vom Duell kommt, da sagt sie es ihm mimisch vor den Sekundanten. Die drei ersten Akte waren die alte Zeit: der vierte Akt ist die neue Zeit. Der Herr Regierungsassessor kann ohne seine taktvolle Frau nicht leben. Er nimmt sie wieder zu sich, „ein Vorurteil" ist aus der Welt geschafft. Ueber ein Stück solcher Beschaffenheit, in dem, sobald Leute von Welt auftreten, es außerdem sehr abenteuerlich zugeht, hätte man keinen Grund, sich weiter zu verbreiten, wenn es nicht so symptomatisch wäre. Herr Alberti ist kein Dichter, von dem, woraus sein Stück besteht, kommt nur wenig auf seine Rechnung, außer den Verstößen gegen den guten Ton, womit es geschmückt ist. Im Uebrigen nahm er, was er vorfand. Es sind Anklänge an französische Boulevardblatt-Novellen, an Ibsen und Tolstoi, an große und kleine Vorbilder darin. Der Kitt aber, der alles zusammenhält, ist ein merkwürdiger Plebejismus der Gesinnung. Der Wahrheitskult, den Herr Alberti in diesem Stück predigt, besteht darin, sich vor den Leuten zu prostituieren. Wenn wir unsere neueste Litteratur betrachten, so können wir nicht leugnen, daß sie etwas Plebejisches an sich hat. Wir finden es durchgängig in der Wahl der Stoffe, wir finden es auch im Ton des Vortrags. Wollte man mich aufs Gewissen fragen, so wüßte ich unter ihren großen und kleinen Sternen nur Einen, dessen persönlicher Stolz ganz intakt geblieben ist — Ibsen. Die andern können Genies sein, aber sie sind nicht in hervorragendem Grade Leute von gutem Ton. Ihr Taktgefühl, dies erste und zarteste Häutchen um die Individualität, ist etwas dickfellig. Nun, wer sich immer taktvoll betragen hat, hebe den ersten Stein wider sie. Ich thu's nicht. Aber dieser Stein ist gehoben worden und das läßt sich nicht leugnen, er ist von der würdigsten Hand gehoben worden.

Paul Heyse's Schauspiel „Wahrheit" ging ein sehr böser Ruf voran. Kleine Gernegroße versteckten sich hinter Ibsens Rücken und schrien von da hervor, daß der Meister damit gemeint sei. Das Ganze wurde als ein perfider Angriff auf die neuen Ideale dargestellt, als ein Neidingthat gegen die neue Richtung. Man fand eine unkleidsame Verbitterung darin, und was man gegen Heyses Bühnenschriftstellerei im Allgemeinen und gegen seinen gegenwärtigen Standpunkt im Besonderen auf dem Herzen hatte, wurde ihm unmild unter die Nase gerieben. Nun ja, Heyse fragt mit Pilatus: Wahrheit? was ist Wahrheit? Auch Ibsen hat bekanntlich seinen tiefen Zweifel an der Lebensdauer einer Wahrheit ausgesprochen, und Stirner, der neue Gott, spottet: Man streue Euch nur ein Körnchen Wahrheit in die Falle, so pickt Ihr

sicherlich danach und man hat den Narren gefangen. Wer in der Wahrheit ein Ideal sieht, muß dem Heldenmut der Lüge entsagen. — Ich ging ins Theater und fand ärgerliche Kritiker und — einen echten Heyse. Eine polemische Dichtung, nun ja; in der die Polemik von einer alten feinen Dame geführt wird! Eine milde Unzufriedenheit, nicht tief, aber auch nicht flach. Ein dreiaktiges Bühnenstück über — die Delikatesse! Ich muß bekennen, daß ich an Heyse aufgewachsen bin und keine Lust habe, ihn zu verleugnen. Seine Psychologie des germanischen Kulturweibes ist bis jetzt das Tiefste, Freieste und Nuancierteste, was wir haben, er, und nur er hat das Weib Respekt vor seiner Weibheit und der Freiheit der Liebe gelehrt. Heyse war, was keiner unter den Jungen ist, der geborene Erotiker, der geborene Versteher des sexuellen Problems. Vielleicht, daß Hermann Bahr es einmal werden könnte, wer weiß! Heyse hat das Geschrei nach Wahrheit etliche Jahre um sich herum gehört, ohne sich viel darum zu kümmern. Aber eines Tages fiel ihm der Ton auf und er fragte: Was wollen diese Menschen; Wahrheit, oder Tölpelei? Und er setzte sich hin und schrieb ein Stück darüber. Gott, er hat ja das Problem nicht naturalistisch studiert, er hat es nur mit den Nerven eines Dichters aufgefangen. Ob es ein besseres oder schlechteres Bühnenstück ist, das ist, da wir ja im Zeichen der Polemik stehen, nebensächlich. Das auszumachen, besorgen auch andere Leute. Gegen Ibsen kann es auch schon deswegen nicht gerichtet sein, weil Niemand die Wahrheit schlimmer geohrfeigt hat als er. Der Angriff kommt nur von verschiedenen Seiten: Ibsen rückt gegen sie an als Gewissenszwang, Heyse als schlechter Ton. Bei Ibsen wird das ein Konflikt für Männer, Heyse, der Erotiker, sieht ihn im Empfinden eines modernen Weibes und in diesem Weibe entdeckt er — die Halbemancipierte. Die Zeichnung der geistig angeregten Emmy gehört zu dem Wahrsten und Diskretesten, was Heyse geschaffen hat. Das Erste, was das unentwickelte Weib unter Studien einbüßt, ist der Instinkt der Weibheit. Sein Trieb geht in die Irre, er kombiniert statt zu devinieren; Emmy glaubt sich von ihrem Schwager geliebt, weil er ein gescheidter Mann ist, der eine dämliche Frau hat, und sie fühlt für ihn eine Art Cerebralliebe. Ueber Dr. Normann wollen wir uns nicht aufregen. Ist der Loth in „Vor Sonnenaufgang" ein moderner Mensch, so ist der Dr. Normann auch ein moderner Mensch, sie sind beide vom selben Holz. Es sind die neuesten sozialwissenschaftlichen Nudelprodukte, wo sollen sie Takt hernehmen, da sie noch kein Menschentum haben? Die Fabel im Stück ist ja sehr alte Mache, die Polemik kann nicht veralten. Glück, Wahrheit? sagt die Großmutter. Kinderworte! Wer hat das Glück, wer hat die Wahrheit? Aber die gute feine Form, die Sensibilität der affektiven Nerven können wir haben, den Takt der Seele, die gute Aristokratie des Herzens, das von keinen fremden Laternen in sich hineinleuchten läßt. Das alles erhält etwas Altfränkisches und Freundliches, weil es von einer sehr alten Frau gesagt wird; aber es ist auch ein gut Teil Heyseschen Stolzes darin; es ist wie ein indirekter Wink —: für Euch, meine lieben Neusten, ist Großmutterweisheit immer noch genug, mein ganzes Geschütz führe ich gar nicht ins Treffen. Das Einzige, was im Stück etwas wunderlich wirkt, ist das viele Predigen über „die Liebe", in der Auffassung der Großmutter hätte sich das Wort gut in modernes Deutsch mit „Feinfühligkeit" übersetzen lassen.

Ist die „Wahrheit" wie ein altes zierliches Menuett, so ist „Comtesse Julie" wie ein moderner wütender Galopp. Das erste, wodurch dieses merkwürdige Stück wirkt, ist: man kommt nicht zu Atem darin. Der Dichter könnte einem die ungereimtesten Dinge aufbinden, in dem Tempo, wie er sie vorträgt, glaubt man ihm alles. Sicher ist „Comtesse Julie" für jeden Nichtschweden übermotiviert, aber nimmt man auch ihre ganze Vor- und Ahnengeschichte weg, so bleibt doch das in der Conception naturalistischste aller Trauerspiele übrig. Wollte man allen Bedingungen dieser Dichtung nachgehen: ihren rassepsychologischen, sozialen, klimatischen, ethnographischen, sexuellen, den Zeittypen, die sie darstellt, den Gegenwartsproblemen, aus denen sie entspringt, dem Temperament und den Erlebnissen des Dichters, der sie erzeugt, man müßte ein Buch darüber schreiben, weit dicker als das, worüber es geschrieben wird. „Comtesse Julie" ist wie ein kondensierter Extrakt der zehnjährigen Produktion, der Lieblings-

theorien und der intimsten Neigungen des Dichters; — vor allem aber: sie ist so schwedisch, so ganz und gar schwedisch, so superlativ schwedisch, wie kaum etwas anderes, was der Kernschwede, August Strindberg, geschrieben. Was will das in einem naturalistischen Trauerspiel sagen, daß ein adeliges Fräulein sich von dem Diener ihres Vaters lieben läßt und sich gleich danach den Hals abschneidet? Das will sagen, daß nach langertragener Zucht die schmachtende Natur einmal durchgeht und daß das Halsabschneiden eine Uebereilung war. Es will weiter sagen, daß der weibliche Trieb stärker ist, als das weibliche Denkvermögen, was außer Björnson und den Frauenrechtlern nie Jemand bezweifelt hat. In der Strindbergschen Fassung aber sagt das noch sehr viel anderes. Es sagt zunächst, daß „Comtesse Julie" ein Emanzipationsweib aus einer degenerierten Familie ist, es sagt, daß sie in ihrem innersten Wesen von Kind auf verdreht worden ist durch eine gemeine, boshafte Mutter, es sagt, daß sie in allen Anschauungsprüngen und Phrasenevangelien dieses Egalitäts- und Kapitalismus-Jahrhunderts auferzogen und durch und durch Flickwerk geworden ist, es sagt, daß sie die Einheitlichkeit des Weibempfindens verloren hat und zwischen Brunst und Mannhaß wechselt, es sagt, daß sie voll von der Weltunkenntnis und Hilflosigkeit einer Treibhauspflanze und voll von der Ueberhebung einer vornehmen Dame ist, — es sagt noch tausenderlei, aber vor allem sagt es, daß sie Schwedin ist. Wenn man die Schwedinnen sprechen hört, so ist das für fremde Ohren ein kommandierendes Gepludder. Für fremde Empfindungen sind sie nicht sympathisch. Es ist etwas hochmütiges Vonobenherab an ihnen, zugleich etwas Derbes und beständig Beleidigtes, etwas Handfestes, Ellbogenstarkes in ihren langen schlanken Gestalten, etwas starr Eigenwilliges in ihren kleinen hartlinigen Gesichtern.

Das moderne schwedische Weib ist nicht sentimental. Ich habe nie eine weiche Linie, einen warmen innerlichen Acent bei einer schwedischen Schriftstellerin gelesen; ihr Geist ist ohne Schmiegsamkeit und Finesse, ihre Bedürfnisse sind einfach und distinct. So ist „Comtesse Julie". Sie ist aber noch etwas ganz Wesentliches — sie ist frivol. Sie ist ein Typus der schwedischen Frivolität, die ungenirt provoziert. Und sie brennt in einem kalten Triebfeuer, wie es in trocken, selbstzufriedenen Naturen von Zeit zu Zeit aufschlagen kann. So sah ich „Comtesse Julie" von Frau Strindberg spielen. Frau Strindberg, die kurze Zeit Schauspielerin war, ist selbst von altadeliger Herkunft und von langer hagerer adeliger Statur. Sie gab sich nicht die geringste Mühe, Jean zu verführen. Jede Bewegung von ihr war gebieterisch, jedes Wort wie ein Druck auf eine Glocke, sie kommandierte sich den Lakaien; — nachher machte sie ihn herunter, wenn sie nicht wie ein ratloses Huhn herumrannte; es war viel Notwehr in Jeans Grobheiten.

Das war ganz anders bei der Aufführung der „Freien Bühne". „Comtesse Julie" war expatriiert worden, sie war auf deutschen Boden verpflanzt und durch eine deutsche Schauspielerin transformiert worden. Frl. Bertens schuf eine Julia, die ganz und gar aus einem Guß, ganz Individualität war, aber keine Strindbergsche Julia. Dies Mädchen war nie Amazone gewesen und es hatte sie keinen Moment gelüstet, Männerknechterin zu werden. Sie war ein liebes, sanftes, still schmachtendes Geschöpf, ganz Weiblichkeit, liebenswürdig, hingebend und ratlos. Es war eine ausgezeichnete Leistung und zugleich ein Beweis für die Acclimatisationsfähigkeit des Genies.

Der Diener Jean, wie schwedisch er auch ist, ist zugleich ein internationaler Strebertypus. Außerdem ist er — aus einem heimlichen Sympathiewinkel in Strindbergs Herzen — eine Verherrlichung des Plebejers. Dies Stück Leben wurde ganz unvergleichlich gespielt von Herrn Rittner, der gerade Anfänger genug ist, um weder Tradition noch Unart, dagegen einen ganz seltenen Fond von Natur zu haben.

Eingeführt wurde die Vorstellung durch einen kritisch-orientierenden Vortrag von Paul Schlenther, begleitet wurde sie von der gespannten Aufmerksamkeit und beschlossen vom warmen Applaus des Publikums.

Wiener Brief.

Man thut dem Herrn von Bukowics entschieden Unrecht. Und am allermeisten, die am allerwenigsten Grund dazu hätten. Denn gerade diese Herren Kritiker nach der modernen Note sind es, die immer wieder das freie Recht der Kunst betonen: ein Kunstwerk müsse ganz aus sich heraus beurteilt werden; was der Künstler gewollt habe, sei die Frage, nicht was dem Rezensenten gut dünke. Unser Volkstheater aber ist sozusagen selbst ein Kunstwerk, das moderne Kritiker verlangt: wer mit alten Vorurteilen von der Aufgabe und Würde einer ersten Bühne hineingeht, wird sich bald grausam enttäuscht fühlen. Ich sehe wirklich nicht, was die jungen Herren eigentlich wollen. Mag sein, das ihnen Anzengruber aufzuführen eine heilige Pflicht erscheint und der einzige Henrik Ibsen all die Philippi, Davis, Gerhard ꝛc. pp. mehr als aufwiegt; aber das ist doch nur eine Privatmeinung, die mit ihnen zu teilen sie von Herrn von Bukowics billigerweise nicht verlangen können. Wenn „Großstadtluft" immer noch volle Häuser macht und die „Wildente" vor leeren Bänken gespielt wird, ist einem vernünftigen Direktor doch die Richtung gegeben. Aber die Sache ist die: diese Kritiker wissen nicht, was sie wollen, und Herr von Bukowics weiß ganz genau, was er will. Dem Zielbewußten lohnt stets der kolossale Erfolg, und in allabendlich gefüllten Kassen streicht der schmunzelnde Direktor den Lohn seiner vorausichtigen Tugend ein. Man komme mir nicht mit Programmen und Versprechungen. Seid wann hätte Papier den alten Ruf der Geduld eingebüßt, und wozu wären Versprechungen nötig, wenn man sie auch zu halten beabsichtigte! Giebt es denn noch naive Gemüter, die von dem neu zu gründenden Raimondtheater wirklich die wahre und echte Volksbühne erwarten? Gründer und Dichter zu fangen, das ist der Zweck der Programme: über alles weitere entscheidet Zufall und Möglichkeit.

Dann ist es einfach unwahr, daß das Volkstheater seinen Versprechungen nicht nachgekommen sei. Im dritten Jahre besteht es erst, und schon hat es dem hungernden Volk zwei oder gar drei Klassikeraufführungen geboten. Und erst neuerdings hat es Christian Dietrich Grabbes Jugendwerk auf die Szene gebracht: eine litterarische That, meine Herren, eine höchst litterarische That! Ein Mitglied des Theaters hat den „Herzog Theodor von Gothland" bearbeitet, das Haupt der Wiener Kritik hat diese Bearbeitung zur Annahme empfohlen: Der Erfolg erschien verbürgt. Und doch wurde das Stück begraben unter schallender Heiterkeit des ganzen Hauses, nach der dritten Aufführung mußte es vom Repertoir abgesetzt werden. So sind die Wiener: keine Achtung vor den Klassikern, mögen sie nun Grabbe oder Konrad Löwe heißen, keine Achtung ach! vor den litterarischen Bestrebungen der Herren von Bukowics und Leopold Müller. Es lebe die „Großstadtluft"!

Recht ist ihm übrigens geschehen, diesem Grabbe, daß sein Stück so jämmerlich Fiasko gemacht. Er hat nichts Besseres verdient. Arno Holz hat dem „Buch der Zeit" einige Sätze von ihm vorgesetzt; danach erscheint jedes Mitgefühl mit dem frechen Tadler ausgeschlossen. „Judenjungen, deren Bildung im Schweinefleischessen besteht, spreizen sich auf den kritischen Richterstühlen und erheben nicht nur Armseligkeitskrämer zu den Sternen, sondern injuriieren sogar ehrenwerte Männer mit ihren Lobsprüchen. Schauspieler, die so langweilig sind, daß natürlich alles vor Freuden

klatscht, wenn sie endlich einmal abgehen, heißen denkende Künstler . . . Die Muse der Tragödie ist zur Gassenhure geworden" u. s. w. Im ganzen großen Wien kenne ich nur sehr wenig künstlerisch und litterarisch thätige Menschen, die nicht das Recht hätten, den einen oder andern dieser Sätze, ganz direkt persönlich, als Beleidigung aufzufassen. Und wer uns beißt, den beißen wir wieder.

Ich will nicht untersuchen, ob und wie Grabbe für die lebendige Bühne sich gewinnen ließe. Soviel ist auch dem Unerfahrensten klar, daß jedem andern seiner Werke größere Aussicht vorhanden gewesen wäre, als bei diesem unreifen, schwulstigen, absurden „Gothland". „Don Juan und Faust", in Detmold aufgeführt, „Napoleon", im Theater an der Wien und in Hamburg über die Szene gegangen, irgend ein Hohenstaufendrama, von denen zwei in Schwerin, Mannheim und Stuttgart dargestellt worden sind: ein jedes hätte sich besser geeignet. Aber man scheint es diesmal darauf abgesehen zu haben, einen neuen Beweis für den alten Erfahrungssatz zu liefern, daß man sich nie begnügt, einfach toll zu sein, man muß immer gleich zum allertollsten ausschreiten. Der Beweis ist vollkommen geglückt.

Zwei Motive sind es, die mir aus der Verworrenheit des „Herzog Gothland" hauptsächlich entgegenspringen, und die, glaube ich, mußte eine Neubearbeitung vor allem kräftig herausmodellieren. Allerdings erforderte dies ganz besondere Eigenschaften, die über die Thätigkeit des landesüblichen Bearbeiters weit hinausgehen: wer Grabbe „umdichten" will, muß ein „Dichter" sein, — mindestens so begabt und dabei weit klarer und bühnensicherer als Grabbe selbst. Das erste Motiv liegt im dritten Akt, nachdem Gothland die Unschuld des Bruders erfahren:

„Hab ich keine innre Größe mehr,
So muß ich sie mit äußerer ersetzen;
Weil ich mich selbst verachte, müssen mich
Die Völker achten: wenn die Königskronen
Finnlands und Schwedens um mein Haupt sich schlingen,
So duld' ich's schon, daß um mein Herz sich Nattern ringen" —

in diesem Entschluß, aus einem unbewußt sündigenden ein bewußter Verbrecher zu werden, „ich bin gewillt, ein Bösewicht zu werden". Alle diese Monologe des dritten Akts wären daher wohl zu beachten gewesen. Das zweite Motiv aber bieten Berdoas Worte im fünften Akt:

„Was ließ Dich, als ich Dich zum Brudermord
Verführte, meinen Worten glauben? Wußtest Du
Denn nicht, daß ich Dein Todfeind war?
Der blödste Tölpel hätte da Verdacht
Geschöpft, allein der Herzog Gothland
Schöpfte keinen, weil
Er keinen schöpfen wollte.
. . . . . .
Die Rache für den toten Bruder
War Dir ein schmeichelnder, verlockender
Gedanke! . . . . . .
Zwar war Friedrich,
An welchem Du die Rache nehmen mußtest,
Dein Bruder auch; doch das hielt Dich nicht,
Denn er war ja der weniger geliebte!"

Zu diesen Anschuldigungen, eben weil sie jedem Hörer von selbst sich aufdrängen, mußte der Bearbeiter Stellung nehmen: sie widerlegen oder aber sich zu eigen machen und weiter ausführen.

Herr Löwe ist über beide Motive leicht hinweggeglitten, er ist überhaupt über jede Motivierung hinweggeglitten: und Grabbe war damit doch gewiß schon sparsam genug. Rohe äußere Geschehnisse, unverständlich und unverständig, gehen in fünf Akten an uns vorüber: Reden ohne Sinn, Thaten ohne Grund, gehäufte Greuel, die nicht die geringste Erschütterung hervorbringen. Daß der Herzog, nachdem er Berdoas Schandthaten erfahren, sich an ihm nicht sogleich rächt, ist bei

Grabbe wohl motiviert: er muß Rücksicht nehmen auf die Anhänglichkeit der Finnen an ihren einstigen Führer. Aber von nun an lebt er nur dem einen Gedanken an Rache und Strafe; jeden Augenblick fragt er den Vertrauten: Kann ich den Mohren umbringen ohne eigene Gefahr? Ist die Zeit gekommen? Nachdem er ihn dann erwürgt, ist sein Tagewerk gethan: er wünscht sich nur noch den Tod. Bei Löwe findet sich nichts von all dem. Sofort nach Hamas — einer vom Bearbeiter selbst „beizugedichteten" Person — Erzählung könnte er Berdoa schlachten, kein Hahn würde danach krähen; er thut es nicht, — warum? Weil der Neger noch zwei Akte leben muß. Während dieser beiden Akte scheint er jedes Bewußtsein von dessen Unthaten verloren zu haben; ruhig läßt er ihn den eigenen Sohn verführen. An diesen Unmöglichkeiten liegt Herrn Löwe nichts; ihm liegt, dem dramatisierenden Schauspieler, wie er im Buch steht, nur daran, für sich selbst eine recht kräftige Rolle, recht packende Aktschlüsse zurechtzuschneidern.

Ueber die Aufführung auch nur ein Wort zu verlieren, hieße der Freien Bühne freventlich den Raum wegnehmen, den sie für besseres verwenden kann. Wie Neger gespielt werden müssen, weiß man ja, weil der Mohr von Venedig auf jeder kleinsten Schmiere seinen Einzug gehalten; und wie Grabbes Fürsten und Helden gespielt werden müssen, ist auch durch die Darstellung des Volkstheaters nicht klar geworden. Belehrend war höchstens deren entseelende Wirkung auf die Mitwirkenden selbst. Stiche in die Waden und noch weit unglaublichere, ganz unnennbare Körperteile streckten die Recken dahin wie Fliegen: so wirken ein unsinniges Stück, reges Pflichtgefühl und die Hitze des Gefechts. Von der Inszenesetzung überhaupt wäre nur zu wiederholen, was ich neulich schon gesagt habe. Präzis arbeitet im Volkstheater von jeher nur die Claque.

* * *

Im Hofburgtheater kamen Gerhart Hauptmann und Richard Voß zu Wort. Beide aber sind bereits wieder aus dem Reportoire verschwunden.

„Kollege Crampton" hat sich in Berlin gehalten, wo die Freie Bühne ein freieres Publikum erzogen hat, und auch, nicht zumindest, dank der mustergiltigen Darstellung des Helden durch Engels! Hier hat Herr Schöne sein Bestes gegeben, aber der geniale Kneiphumor ging ihm ab, das Falstaff'sche, das die Einzelheiten zu einem Ganzen verbunden und uns den Mann menschlich näher gebracht hätte. An der ungewohnten Form ferner stießen sich alle: ein landläufiges Lustspiel hatten sie erwartet und erhielten statt dessen die minutiös ausgeführte Analyse eines Charakters, der ernster Tragik nicht entbehrt; die wenigen Konzessionen Hauptmanns an das Herkömmliche machten dies nur um so fühlbarer. Der dritte Akt, der vom strengsten Berliner als überflüssig empfunden ward, hat hier am meisten angesprochen: die ausgezeichnete Darstellung einiger Nebenfiguren trägt mit daran Schuld. Die kühle Aufnahme der „Komödie" konnte nicht überraschen, sie hätte sich, durch einfachen Analogieschluß, vorausbestimmen lassen. Denn schon einmal, im alten Haus, ist ein Lustspiel, weil es nicht mit konventionellen Mitteln arbeitete gefallen. Der Fall ist typisch, ich lasse daher dem Chronisten vollinhaltlich das Wort. In seinem „Burgtheater", S. 120 der zweiten Auflage, berichtet Heinrich Laube: „1838 erschien ein Lustspiel von Grillparzer auf der Szene des Burgtheaters „Wehe dem, der lügt!" Ein Lustspiel! Ganz Wien gerät in Bewegung. Wie ist das möglich bei dem ersten Wesen Grillparzers! Wie wird das sein? Mit falscher Spannung ging man daran, und eine falsche Wirkung blieb nicht aus. Grillparzer hatte den weitesten Begriff des Lustspiels im Auge, den Begriff der Comoedia, wie die Franzosen jetzt noch jedes Stück Comédie nennen, welches heiter zu Ende geht. Wir sind gewohnt, beim Wort Lustspiel ans Lachen zu denken. Dazu ist in diesem Stück Grillparzers gar keine Veranlassung. . . . Das Stück ist als Theaterstück sehr schwer zur Geltung zu bringen. Vielleicht nur dann, wenn das Publikum voraus weiß, daß keine gewöhnliche

Theaterwirkung erwartet wird, daß eine innig folgende Teilnahme genügen und bei dem glücklichen Ausgang befriedigt sein soll".

„Die Neue Zeit" möchte ich vielleicht für das beste halten unter allen Stücken des vielschreibenden Voß: jedenfalls steht es weit über seiner jüngsten Zuchthausdramatik. Man kann doch mit ernsten Ansprüchen und Maßstäben sich nähern, wenn Voß gleich der künstlerische Ernst bis zum Schluß nicht treu geblieben ist. In München haben sie das Stück bei der Première mit tragischer, bei den Reprisen mit freundlicher Lösung gegeben: darin liegt der ganze Voß. Den Selbstmord fand der Sensationsdramatiker schön, und der milde Ausklang sagte seiner Rührseligkeit nicht minder zu, auf keinen mochte er verzichten, und so gab er kurzweg beide, dem hohen Adel und p. t. Publikum zur geneigten Auswahl. Ibsensche und Hauptmannsche Technik sucht er nachzuahmen, bleibt aber zumeist in der äußerlichen Nachahmung der Bühnenanweisungen stecken, und auch das nicht ohne Inkonsequenz. Einer ausführlichen Szenenangabe folgt die höchst bezeichnende Notiz: „Diese Dekoration kann sehr vereinfacht werden". Auch auf die kleinste Bühne will der Dichter nicht verzichten. Er ist der Mann der Kompromisse, und ach! nur zu leicht verdirbt er es dadurch mit allen. Die Gründe seines diesmaligen geringen Erfolges hat man in dem geringen Verständnis gesucht, das der katholische Oesterreicher protestantischer Orthodoxie entgegenbringe. Begnügen wir uns auch damit!

Auf der Scene des Karltheaters sahen wir im Lauf von vierzehn Tagen zwei Gastspiele, das eine zum mindesten interessant, das andere ein Ereignis allerersten Ranges: den ältern Coquelin und Italiens große Tragödin Eleonora Duse. Beide, gegen alle Gepflogenheit reisender Kunstgrößen, hatten eine verhältnismäßig gute Truppe mitgebracht. Beide spielten ein bemerkenswertes Repertoir ab: er u. a. den vielumstrittenen „Thermidor" und zwei seiner berühmten Molières, sie ein paar französische Sittenstücke, die sie ja in Italien eingebürgert hat, und Ibsens „Nora". Beide, besonders die Duse, hatten volle Häuser und ungeheuern Beifall zu verzeichnen, von seiten des Publikums wie der Kritik. Beide werden in einigen Monaten zu längerem Gastspiel wiederkehren; dann wird auch die Zeit einer ausführlichen Würdigung gekommen sein, für heute gehe ich deshalb nur auf die Nora der Italienerin ein.

In drei kleinen Momenten ist sie mir hauptsächlich aufgefallen, wo ihre Auffassung von dem abwich, wie ich mir die Ibsensche Gestalt vorstelle. Einmal im zweiten Akt, in der großen Szene mit Dr. Rank, — wie überhaupt die Szenen mit diesem am schwächsten ausgefallen sind. Als der arme Kranke ihr seine Liebe erklärt, da weist sie ihn zurück mit einer Geberde, die auf allen Bühnen der Welt üblich ist, seit überhaupt verheiratete Frauen ihre Tugend zu verteidigen in der angenehmen Lage sind. Also hat auch diese so außergewöhnliche Schauspielerin sich nicht völlig von der Konvention zu lösen verstanden. Der zweite Moment war im ersten Akt, Ende des vierten Auftritts, wie sie Günther ins Arbeitszimmer ihres Mannes weist. Die energisch eckige Armbewegung, als wolle sie ein lästiges Insekt von sich abschütteln, und wie sie ihm dann nachstürzt, die Arme auf dem Rücken verschränkt, das widerstrebt vollständig dem hier doch so klaren Dichter („Sie grüßt gleichgiltig, während sie die Thür zum Entree schließt; dann geht sie zum Ofen und sieht nach dem Feuer"), das ist vielmehr italienisch furios, darin liegt Leidenschaft, liegt Haß, aus diesen schlangenhaften Bewegungen ahnt man das unbedenklich zustoßende Stilet. Und ebenso in der Schlußszene wenn sie sich zusammenduckt, eine Katze, die zum Sprunge ansetzt, die spitzen Finger gegen seine Augen gekrallt, zu Helmers Thür hinschielend, die Oberlippe ein wenig in die Höhe gezogen, daß die scharfen Zähne vorblinken. Ist das Nora? Ist das dänisch?

Denn Nora, wenigstens in den zwei ersten Akten, ist eine Dänin, eine Spielart des Typus, den J. P. Jacobsen in Frau Boya bestimmt hat. Frau Eleonora Duse aber, und darauf wollte ich hinauskommen, ist immer und überall Italienerin, in ihrer Spielweise wie in der Auffassung der Charaktere. Ich könnte die obigen Beispiele zu Dutzenden vermehren.

Eines allerdings hat sie durch ihre Auffassung der Nora bewirkt. Indem sie gleich dem Püppchen der ersten Akte einen Hochdruck verlieh und manches seiner liebenswürdigen Naivetät nahm, die große Schlußszene aber nicht als fertiger Mensch spielte, sondern die Gedanken, unter dem Eindruck eines ungeheuern Erlebnisses, sichtlich sich erst entwickeln ließ, hat sie verstanden, für die Dauer der Vorstellung, hinwegzutäuschen über den Bruch, an dem der Charakter leidet, und sich nur glaubhaft zu machen, wenigstens für die Dauer von drei Stunden. Wer dies für eine Verbesserung des Dichters im Lessingschen Sinn zu halten vermag, dem wird ihre Nora die beste sein müssen, die überhaupt sich denken läßt. Mir, offen gestanden, war ihre Marguerite Gauthier weit lieber, weil ich hier ihre schauspielerische Größe weit reiner und unbeeinflußter genießen konnte.

Eine solche Wandlungsfähigkeit und eine solche Anschmiegsamkeit an die Forderungen einer Rolle habe ich noch nie im Leben gesehen. Von Spielen ist da überhaupt nicht mehr die Rede: diese Frau errötet und erblaßt wirklich, wenn es verlangt wird, vergießt wirkliche Thränen und — beinahe hätte ich gesagt: stirbt wirklich. Es liegt hier etwas vor, was ich sehe und wovon ich mir absolut keine Vorstellung machen kann. Vielleicht, wenn ich sie öfter, in mehreren Rollen und in derselben Rolle mehrere Male gesehen habe. Vielleicht auch dann nicht. Diese Frau wirkt nur durch ihre Kunst; denn alle äußern Mittel, die sonst an Schauspielerinnen für unerläßlich gelten, fehlen ihr. An dieser Frau spielt alles: das Gesicht, die Hände, die Linien des Rückens und der Büste. Diese Frau läßt alles mit sich spielen: von ihrem Partner angefangen bis herab zum Taschentuch und der Chaiselongue.

So weitgehende Anwendungen sie aber von den Requisiten macht, um so schlimmer war es hier damit bestellt. Man sah nur ihr Spiel und man durfte auch nur ihr Spiel sehen: ein Blick auf den Raum, in dem es stattfand, hätte alle Stimmung zerstört. Der alte Sarcey erzählt einmal, gelegentlich einer Aufführung der „Kameliendame" im Gymnase Dramatique: Als der Vorhang zum fünften Akt in die Höhe ging, wandte sich mein Nachbar, ein Habitué des Hauses, im Tone aufrichtigsten Entzückens zu mir: „Ah, dieser Montigny! Welche Inszenesetzung!" Ich suchte vergebens nach dem Anlaß für diesen plötzlichen Enthusiasmus meines Nachbars. „Sehen Sie den Kamin an, rechts," flüsterte er ganz leise. „Nun, auf dem Kamin steht ja nichts," erwiederte ich. „Richtig, der Kamin ist oben leer, — das eben ist die Genialität. Auf allen Kaminen sieht man eine Uhr, Leuchter, eine Garnitur. Aber Marguerite ist in mißlichen Verhältnissen. Sie hat ihre Nippes verkauft oder verpfändet. Ihr leerer Kamin zeigt die Armut, in die sie geraten ist. He?" ... Zu derlei feinfühligen Beobachtungen hätten unsere „Sensitiven", denen an der Bühnenausstattung beinahe gerade so viel gelegen ist, wie daß ihre Sitze möglichst bequem und ungeniert sind, keine Veranlassung gehabt. Manches mag ja hingehen. Wer wird von Petersburg nach Madrid umfängliche Dekorationen schleppen, die schließlich doch unverwendbar wären, und ich kann mir wohl denken, daß die Magazine des Karltheaters mit Prunkausstattungen nicht allzu reichlich versehen sind. Aber wo das Richtige im Einfachen liegt, verlangen wir sorgsameres Eingehen auf die Intentionen des Dichters. Ibsen hat wohl gewußt, warum er für die Wohnung des armen Advokaten Helmer einen „Ofen aus Steingut" verlangte. Und ebenso wenig paßt für sie ein großes, mit Smyrnateppich überzogenes Fußkissen. Ich kann nichts dafür, aber bei einem Ibsenschen Stücke hat das geringste Detail der Inszenierung Sinn und Bedeutung.

Die Truppe der Duse ist die beste, die ich je mit einem reisenden Künstler gesehen habe. Allem Anschein nach sind es, vielleicht Herrn Andò ausgenommen, lauter mittelmäßige Schauspielkräfte; aber sie sind gewandt und geübt und haben ein Zusammenspiel, wie man es in Wien speziell nicht gewohnt ist. Auf die leisesten Intentionen ihrer Herrin gehen sie ein, willig und verständnisvoll; sie sind in deren Hand wie leblose Requisiten, womit sie jeden Augenblick thun kann, was ihr beliebt. Proben brauchen bei dieser Truppe nicht abgehalten zu werden, in jedem unbekannten Theater spielt sie ohne jede Vorbereitung. Von Interesse war mir, wie diese Italiener sich

eine ihnen so wenig zusagende Aufgabe, wie die „Nora“ zurechtgelegt haben. Helmer und Dr. Rank sind die beiden Rollen, die vergriffen werden können; die andern spielen sich ja von selbst. Und jene beiden wurden natürlich vergriffen. An Herrn Andò war nichts zu sehen von dem äußerlich Liebenswürdigen und Bestechenden, das Ibsen seinem Helmer mitgegeben hat: die Kielfeder in der Hand, war er ein gar trockener, unerquicklicher Bursche. In seinem Spiel zitterte nichts nach von den vergangenen acht Jahren; diesem Robert wäre diese Nora schon nach den ersten sechs Wochen davongelaufen. Und der Darsteller des Dr. Rank gab seinen armen Rückenmarksleidenden ganz als den gewöhnlichen Liebhaber. Die Wiener Kritik hat von alldem selbstverständlich nichts bemerkt.

Die Erfolge der Duse in Wien waren kolossal. Ich glaube kaum, daß jemals schon einer fremden Schauspielerin derartige Ovationen dargebracht worden sind. Nach jedem Fallen des Vorhanges entstanden im überfüllten Hause förmliche Kämpfe zwischen dem Verlangen, sie zu sehen, und dem Wunsch, einer erschöpften Frau einige Augenblicke der Ruhe zu vergönnen. Für eine Woche waren, und nicht nur im Grienſteidl, alle anderen Interessen in den Hintergrund getreten, das dritte Wort war Duse, der dritte Mensch ein Schwärmer für ihre große und wahre Kunst. Rasend gewordene Rezensenten wand en sich in ekstatischen Begeisterungskämpfen, die schönsten Stilblüten entkeimten dem Boden der Feuilletongeistreichigkeit: „Der Leidensweg von der Puppenfröhlichkeit bis zur endlichen Erkenntnis zeigte die Feinheit eines anatomischen Präparates . . . Und wie brachte sie die große Abrechnungsszene, in welcher der Dichter vom besonderen Falle zum Weltbild ausholt und seinen großen Grimm über alle schüttet, die mit tönenden Phrasen das Menschenrecht des weiblichen Eheindividuums in der Puppenhaftigkeit der Tradition ersäufen! . . . Das gestrige Publikum, zum Stolze echter Kunst sei's gesagt, bestand aus lauter Menschen.“ Modern naturwissenschaftliche Vergleiche kamen in Aufnahme: „Es ist, als ob die übergroße, überzarte Seele der Nora ein leichteres spezifisches Gewicht gäbe.“ Das nenne ich gründlich. Dem einen war Ibsens Stück die „Tragödie der Liebenswürdigkeit“, dem andern die „Tragödie der Naivetät“. Signora Duse hat der Wiener Presse Henrik Ibsen wiederentdeckt.

Glückseliges Berlin! Da hast du was zum Lachen.

Friedr. M. Fels.

Das Sonnenblatt.

Von

Otto Erich Hartleben.

Die Stadt, in der ich geboren bin, liegt hoch im dunklen Gebirge. Weite Wiesen, auf denen der Klee wuchert, umgeben sie rings. Die Winde wehen frei über sie hin. —

Die Wiesen senken sich nach allen Seiten, und wo man auch hinabsteigt, tritt man bald in den schweigenden Wald. Die Edeltannen sind schwarz und ernst. Heimlich und furchtbar zugleich ist das Dickicht. Unsichtbar rauschen und murmeln die Bergquellen. Bei Nacht werden sie lauter. —

Ich war ein Kind und kannte nur die Wiesen und die Stadt. Es war eine kleine Stadt und alle Bewohner wußten, wer ich war. Sie waren freundlich gegen mich, denn meine Eltern waren hochangesehen und auch freundlich gegen jedermann. So durft ich denn frei spielen überall, auf dem Markt, auf den Straßen und auf den Wiesen, nur in den Wald durft ich nicht hinein: das war mir streng verboten.

„Im Wald ist es kalt," sagten meine Eltern.

Wenn die Sonne auf das Heu schien und es dörrte, dann stieg ein Duft auf, stark und süß. Ich lag auf dem Rücken und glaubte ihn fast zu sehen, wie er sich hob in weißen, zarten Wogen. Ich griff mit den Händen empor und in mir wurd' es ganz warm vor Glück.

Da geschah es einmal, daß ich auch so dalag selig in den stillen Strahlen der Sonne. Da zogen Wolken vom Walde herauf und drängten sich vor das hohe Licht und ich sah das Heu nicht mehr duften.

Ein Schmerz, wie ich ihn zuvor noch nie gefühlt, ergriff mich da. Bisher wenn mich etwas gekränkt hatte, hatt' ich geweint und an meine Mutter gedacht, die meine Thränen trocknen konnte. Aber jetzt, da die Sonne verschwand und alles so farblos wurde um mich her, da konnte ich nicht weinen und dachte auch nicht an die Mutter. Aber schwerer, viel schwerer als je fühlte ich mich beklemmt und gequält . . das war ein Weh, das ich nicht kannte, das ich niemals geahnt hatte.

Und ich stand auf und sah mich um. Mir war — als sei in diesem Augenblicke ein neues Leben für mich angebrochen: ein Leben kalt und grau und nicht mehr bunt wie die Wiese, auf der der Klee wuchert.

Und meine Augen blieben auf dem dunklen Walde haften. Von dorther waren die Wolken gekommen.

Ohne zu wissen, was ich that, ging ich langsam den Weg, der hinab in den Wald führte. Ich mußte ja nun da hinein . . hinter mir war es zu Ende. „Auch auf dem Markte liegt jetzt keine Sonne mehr“ dachte ich im Weiterschreiten.

Es war ein Hohlweg, den ich ging. Er war schnurgerade. Hinten im Walde, es war kaum noch zu erkennen, brach er plötzlich ab. Dort war wohl ein Abgrund.

Und immer tiefer schnitt der Hohlweg in das Land ein. Schon konnte ich die Wiesen nicht mehr sehen . . über meinem Kopfe rechts und links war ihr Saum. Dort begann steiniges Geröll . . das war wie Mauern.

Nun hob ich die Augen nicht mehr von der Straße auf. Vor mir auf den Boden hielt ich den starren Blick gerichtet. „Ich will es nicht merken, wenn der Wald beginnt,“ sagt' ich zu mir.

Es wurde dunkler um mich her, ich hörte ein Rauschen und ein kalter Luftstrom drang in den Hohlweg. „War das schon der Wald?“ —

Da sah ich vor mir auf dem Wege, auf einem schmutzig gelben Stein, ein Blatt liegen . . ein Blatt, wie ich es noch nie gesehen. Es war ganz lang und schmal und spitz — fast wie eine Feder, aber ganz gerade, von schlanker Schönheit. Und es leuchtete und glänzte wie fließendes Gold.

Und ich hob es auf, vorsichtig faßt' ich es am breiten Ende. Es war ganz leicht und fühlte sich frisch an, wie ein Grashalm im Thau. Ich lachte es an und schwenkte es ein wenig. Was war das? War das auch die Sonne?

Und unwillkürlich hob ich es empor, gegen den Himmel, als müsse die Sonne hindurch scheinen. „Das ist ja ein Sonnenblatt,“ sagte ich und lächelte.

Da sah ich, wie sich die Wolken teilten und vor mir über dem Hohlweg zwischen zwei riesigen Tannenspitzen stand plötzlich die Sonne. Sie war blutrot und erschien mir so furchbar groß und so schrecklich nah, daß ich in tiefstem Entsetzen zusammenfuhr. Das Blatt fiel mir aus der Hand und mir vergingen die Sinne. Im Niedersinken war es mir, als ob die beiden ungeheuren, schwarzen Riesentannen von rechts und links über mich zusammenstürzten . . . dann sah ich die Sonne nicht mehr. —

Bergleute, die am Abend heimkehrten in die Stadt, fanden mich bewußtlos in dem Hohlweg liegen. Sie brachten mich in das Haus meiner Eltern.

Ich fiel in eine schwere, hitzige Fieberkrankheit, von der sich mein Gehirn nur langsam wieder erholte. Aber so ganz richtig ist es nie mehr mit mir geworden, ich taugte nachdem zu nichts Ordentlichem und habe schließlich ein Dichter werden müssen.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Die brennende Frage des Schulgesetzes ist überraschend plötzlich von der Tagesordnung abgesetzt worden. Ihr Verschwinden für den Moment bedeutet aber nicht eine Verneinung des Problems, das es uns wies. Die Reden, die an gewichtiger Stelle gehalten wurden, haben keinen Zweifel darüber gelassen, wie faustdick die Nacht des Mittelalters in unserer Nähe noch laste . . . und wir werden noch mit diesem Mittelalter zu thun bekommen! Solange die Frage überhaupt noch diskussionsfähig ist, ob die orthodoxe Kirche Macht über unsere Jugenderziehung gewinnen soll oder nicht, solange hat die Stunde der wahren Schulfrage noch gar nicht geschlagen, solange kämpfen wir noch um den nackten, keimlosen Boden, auf den wir erst später dann etwas säen sollen. In diesem Sinne waren die Verhandlungen über das verkrachte Gesetz ein unschätzbares, „menschliches Dokument". Und keine Zeile, die pro und kontra geschrieben wurde, war zu viel geschrieben. Columbus verlangte, man solle ihm die Ketten mit ins Grab geben, in die ihn menschliche Unduldsamkeit und Dummheit geschlagen, nachdem er der Menschheit eine neue Welt geschenkt. Auch der scheidende Genius des neunzehnten Jahrhunderts könnte diesen Wunsch aussprechen, — die Enkel werden staunen, wenn sie den Sarkophag in ihr Pantheon tragen und dabei die Handschellen finden . . . . . .

Das vorliegende Heft der „Freien Bühne" sollte eine Ergänzung zu dem Aufsatz „Die Weltanschauung des neuen Kurses" bringen. Professor Häckel hat sie aber mit Rücksicht auf die veränderte Sachlage einstweilen zurückgezogen, um einen positiveren Beitrag zur Klarstellung moderner, freier Weltanschauung an seine Stelle zu setzen.

* * *

Die sogenannte „hochdeutsche" Ausgabe von Gerhart Hauptmanns „Webern" ist nunmehr im Verlage von S. Fischer, Berlin, erschienen. Sie ist nicht eine wirkliche Uebersetzung mit Aufgabe des charakteristischen schlesischen Dialekts, sondern bloß Produkt eines gewissen Kompromisses, der auch dem Dialektunkundigen das Verständnis wenigstens einigermaßen ermöglichen soll.

Die Frage der öffentlichen Aufführung schwebt noch insofern, als Hauptmann eine Eingabe an die höchste juristische Instanz gemacht hat, um das bereits erlassene Verbot zu paralysieren. Im Falle die erste Entscheidung rechtskräftig bleibt, werden die „Freie Bühne" und die „Freie Volksbühne", deren Stellung als geschlossene Vereine an keine Polizeicensur gebunden ist, im nächsten Herbst das ausgezeichnete Stück einem engeren Kreise wenigstens für die Bühne retten. Gehen die Dinge so weiter, so werden wir wirklich interessante und künstlerisch bedeutende Premieren überhaupt nur noch auf solchen „unabhängigen" Theatern zu sehen bekommen. So ist die öffentliche Aufführung des neuen Schauspiels von Otto Erich Hartleben „Hanna Jagert" inzwischen auch mit dem großen Veto belegt worden und muß sich, vielleicht hoffnungslos, durch dieselben Instanzen kämpfen wie die „Weber". Hanna Jagert, die Heldin, trägt zwar den Namen einer wirklichen Persönlichkeit aus der Berliner sozialdemokratischen Bewegung, entwickelt sich aber in der Dichtung eher aus der Sozialdemokratie heraus, als tendenziös in sie hinein. Sie ist gedacht als die hervorragend begabte Tochter eines sozialdemokratischen Arbeiters, des Maurers Eduard Jagert. Anfänglich ist sie natürlich in der Partei thätig. Der Schriftsetzer Konrad Thieme, ein junger, leidenschaftlicher Agitator, verliebt sich in sie, und da er ihr als hervorragender „Genosse" gewaltig imponiert, verlobt sie sich mit ihm. Kurz bevor sie heiraten wollen, wird er zu drei Jahren Gefängnis verurteilt. Während er sitzt, vollzieht sich in ihr ein eigenartiger, geistiger Prozeß. Sie verliert zunächst den „holden Glauben an eine baldige Revolution". Ihr optimistischer Idealis-

mus kommt ins Wanken. Sie wird mißtrauischer und erblickt in ihrer Umgebung auf einmal so viel Kleinlichkeit und Gemeinheit, daß sie sich mehr und mehr vom öffentlichen Leben zurückzieht. Ihre Entwickelung nimmt eine individualistische Wendung. Sie lernt einen hochgebildeten, feinsinnigen und originellen Mann kennen, der ihr den Sinn des Lebens im veredelten Genuß aufweist. Als nun plötzlich Konrad Thieme begnadigt aus dem Gefängnis zurückkehrt, ist der dramatische Konflikt gegeben. Wir haben an dieser Stelle weder ein Urteil über den künstlerischen Wert des Hartlebenschen Stückes, noch ein Urteil über den Wert seiner individualistischen Tendenz zu geben. Ein Rätsel bleibt uns aber, aus welchen Gründen dieses Stück wegen seiner Tendenz für öffentliche Aufführungen verboten werden kann.

* * *

Zu den belustigendsten Typen unserer ernsten Zeit gehört der litterarische Weinreisende. Er fährt per Dampf durchs Land, redet mit jedem Beliebigen im Bahncoupee oder Billardsaal drei Worte über das Wetter, notiert die Adresse des Harmlosen ins Portefeuille . . . . . und ehe der Monat um ist, sieht der Unglückselige sich im Besitz einer größeren Sendung von etikettierter Essigsäure, die ihn beim leisesten Versuch um den Kredit bei allen seinen Hausfreunden bringen muß. Für gewöhnlich schreckt allerdings jetzt schon ein gewisser voraufeilender Ruf vor dem Gefährlichen zurück und macht ihn wirklich zur komischen Figur. Aber da, wo die Konkurrenz dieses Glück noch nicht geschaffen, fällt die Lustigkeit bisweilen weniger leicht. Und so ist die neueste Variante, der soziale Weinreisende, immerhin wert, hier ernstlich festgenagelt zu werden. Es ist ein in Frankreich lebender Pole, Herr T. de Wyzewa, und die betreffende Essigsendung betitelt sich „Die sozialistische Bewegung in Europa. Ihre Träger und Ideen. (Deutsche autorisierte Uebersetzung von Dr. Hans Altona. Braunschweig, bei O. Salle.) Wir würden von dem Buche um so kürzer Notiz nehmen, wären wir nicht Zeuge des traurigen Ereignisses gewesen, daß das „Berliner Tageblatt" sich durch das Zeugnis von niemand geringerem als Georg Brandes bestätigen läßt, diese oberflächlichste Münchhausiade sei die Arbeit eines Verfassers, der die Eigenschaft besitze, „schnell und genau geistige Physiognomien aufzufassen", „gerecht zu sein" strebe und „gut" zeichne. Jeder kleinste Winkel-Chef eines beliebigen provinzialen Käseblättchens würde aber einen Kirmeß-Berichterstatter an die Luft setzen, der eine derartige Fülle notorisch falscher Thatsachen einreichte und nur die bodenlose Unkenntnis unserer litterarisch angesehendsten Kreise über das soziale Treiben der Zeit ermöglicht es, daß selbst ernste Beobachter aus solchen Märchenbüchern ernstlich Belehrung zu schöpfen hoffen. Der Standpunkt, den man der sozialistischen Bewegung gegenüber einnimmt, kommt dabei in keiner Weise in Betracht. Es giebt eine Wirklichkeitsfrage gegenüber einer Reporterarbeit, die jenseits jeglicher Partei steht. Unsere nachfolgende Stichprobe betrifft denn auch gar nicht die eigentliche Sozialdemokratie, sie soll lediglich ein Beispiel geben, was Herr von Wyzewa seinen Lesern an „Thatsachen" aufzutischen weiß. Wyzewa hat einem Vortragsmorgen in der Berliner „Freireligiösen Gemeinde" beigewohnt, um Bruno Wille kennen zu lernen. Er befand sich dort (laut S. 29 ff.) in einem Saale, „welcher mehr einer protestantischen Bethalle, als einem Orte für öffentliche Versammlungen ähnlich sah." In Wahrheit ist es ein auf die Stunde gemieteter Festsaal, wie jeder beliebige in Berlin, mit den obligaten Fahnen und Kränzen und Kaiserbüsten, wo massenhaft auch andere Vereine weltlichster Art tagen, ihr Bier trinken und tanzen. Neben dem Pult, „das einer Kanzel glich", „glaubte" (!) Wyzewa „bei einem Harmonium einen Greis und einige Kinder zu bemerken", das Publikum „erhob" sich auf ein gegebenes Zeichen und „der Greis auf der Tribüne sang stehend die ersten Verse einer Hymne", deren Schluß dann von der „ganzen Gemeinde" gesungen wurde. Leider besitzt die Gemeinde aber kein Harmonium, der Gesang wird von der Gallerie aus intoniert und ausnahmslos sitzend mitgesungen! Nunmehr erscheint Wille vor unserm Reporter als „junger Mann, ganz in Schwarz gekleidet", der auf der „kleinen Estrade vor dem Pulte Platz" nahm. Wer je dort gewesen und Augen hatte, um zu sehen, weiß, daß Wille bei seinen Gemeindevorträgen in der Joppe erscheint, genau wie zu politischen Reden und hinter dem Pulte steht. Es sind Kleinigkeiten, um die es sich handelt. Aber sie sind charakteristisch. Nach einem schlechten Witz über Willes Portraitähnlichkeit mit dem Kaiser, läßt Wyzewa die Predigt begonnen werden mit dem „Aufsagen eines Gedichts", das „grade so wie die eben gesungene Hymne, einem poetischen Werke von Bruno Wille entstammte" und „in schrecklichen Versen" über „das Fortbestehen der religiösen Vorurteile" des Verfassers „Verwunderung" aussprach. Das wäre ja nun ein mißliches Urteil für Wille, den man in ästhetischen Fachkreisen auch als feinsinnigen Lyriker schätzt. Schade nur, daß weder die eine noch die andere poetische Gabe von Wille verfaßt

war, das Gedicht, das von ihm „aufgesagt wurde“, war sogar das auch in weiteren Kreisen nicht ganz unbekannte eines gewissen Goethe: „Edel sei der Mensch, hülfreich und gut“. Als der Redner nach Absolvierung von Goethes „schrecklichen Versen“ endlich zum Vortrag kam, „gab er sich den Anschein, als ob er etwas hersage. In Wirklichkeit las er aber von einem mitgebrachten Bogen ab.“ Wille spricht stets frei! Nach der „Predigt“ verabredete man, immer laut unserer ehrlichen Chronik „unter der Leitung der Prediger“ einen „allgemeinen Ausflug, eine Art Prozession, nach einem benachbarten Dorfe Berlins“ Wer die Berliner Arbeitervereine kennt, weiß auch, wie ihre Vergnügungen im Grünen ausschauen, — eine „Prozession unter Leitung der Prediger“ wird er wohl schwerlich darunter gefunden haben, das Bild allein ist schon unbezahlbar köstlich! Herr von Wyzewa indessen hat sich, um ja recht sicher zu gehen, noch an Wille persönlich gewandt, um ein klares Bild seiner individuellen Bestrebungen zu erlangen. Zwar fand er keine Hoffnung auf „Neues“ innerhalb der sozialistischen Bewegungen in den „blauen Augen“ dieses „Träumers.“ Wille „schreibt nicht für Zeitungen.“ (Cf. die Jahrgänge der „Freien Bühne“!) Er ist „Anarchist“ nach der Lehre Tolstois geworden und hat „einige junge Berliner Schriftsteller (z. B. die Brüder Hart, den Dramatiker Gerhard Hauptmann) zu dieser Lehre Tolstois bekehrt und mit ihnen an den Ufern der Spree eine kleine anarchistische Kolonie gegründet. Dort wohnt er auch. Er ist verheiratet, Familienvater und hat sich bis jetzt geweigert, die Ehetheorie der „Kreutzersonate zuzugeben. Ich habe ihn als harmlosen, sanften Menschen kennen gelernt.“ Der letzte Satz könnte versöhnlich wirken. Aber der Unsinn bleibt doch bestehen und nicht einmal den braven „Familienvater“ dürfen wir hingehen lassen. Ein Punktum darf allerdings wohl hier gesetzt werden. Was hilfts, unserm sozialen Münchhausen noch zu folgen in die „Freie Volksbühne“, wo „unglaublicherweise weder die Räuber von Schiller, noch die Stücke von Ibsen, Tolstoi [Ist nie zur Aufführung gekommen!!] und Hauptmann den ungeheuren Erfolg einiger Possen [Anzengrubers „Doppelselbstmord“ ist gemeint!] gehabt, welche man dort kürzlich aufgeführt hat,“ — in Willes Jugendunterricht, wo er „die Grundsätze der hohen Ethik“ (!) lehrte und im Grunde nichts Anderes war als „ein protestantischer Prediger“, zu Werner in eine Versammlung in „Friedenau, einem düstern Fabrikdorfe bei Berlin“, wo er, anzuschauen „wie ein armer Student“, den „Dorfarbeitern“ predigt. Es genügt zu zeigen, wie weit unsere öffentliche Kenntnis der Dinge zurück ist auf sozialen und ethischem Gebiet. Ein absolut unfähiger polnischer Reporter darf uns durch das französische Sprachrohr in dieser Weise Nachricht geben über Berliner Verhältnisse und ein angesehenes Berliner Blatt läßt sich von einem angesehenen Kopenhagener Gelehrten darüber ein wohlwollendes Feuilleton schreiben, um seine Berliner Leser endlich einmal gründlich von diesen rätselhaften Dingen zu unterrichten .... das heißt deutsche Gründlichkeit!

* * *

Bildende Kunst in Berlin. Die letzten Wochen haben zwar keine Hervorbringungen ersten Ranges gezeitigt; drei Erscheinungen aber verdienen in der Physiognomie unseres modernen Kunstlebens festgehalten zu werden: die Ausstellung von Werken japanischer Kunst im Lichthofe des Kunstgewerbemuseums, die Eröffnung der Hohenzollerngallerie — und die Ausstellung der Künstlergabe zum 70ten Geburtstage des Prinzregenten Luitpold von Bayern in den prächtigen, neuen Sälen bei Schulte, sehr verschieden nach Wert und Wirkung.

Den höchsten Reiz, eine weite Flucht von Ideen und Vergleichen erweckend, bot die japanische Ausstellung, musterhaft aufgestellt und aus der reichen Fülle des Privatbesitzes Schätze aufweisend, wie sie der moderne europäische Markt nur noch selten bringt.

Am hervorragendsten waren Bronzewaaren, Stickereien und Emailarbeiten vertreten; von Porzellanen war außer wenigen herrlichsten Satsuma-Stücken mehr Erstaunliches und Merkwürdiges als auch unseren Geschmack Befriedigendes vorhanden; die Lackarbeiten erhoben sich nur zuweilen an Größe der Stücke, nicht aber an Schönheit über den dauernden, sehr wertvollen Bestand des Museums. Nur die in Lackplatten eingelegten Arbeiten — Blumen und Vögel in Elfenbein, Porzellan und Perlmutter — zeigten wieder eine selbst in Japan ungewöhnliche Vollendung.

Das Imposanteste am Gesamteindruck ist die ungemein scharfe Individualität im Fühlen des Japaners und die unendlich liebevolle Hingabe an seine Kunstwerke. Mit dem Worte „erstaunliche Technik“ ist da nur das Aeußerliche gesagt. Sie ist nur eine Folgeerscheinung seines intensiven Kunstgefühls. — Es ist eine eigene Kunstwelt, deren Inhalt wir thatsächlich noch gar nicht erfassen, sondern nur ahnen können, das Geistesleben der Japaner. Sicherlich ohne grandiose Züge, ohne Ringen um Welträtsel und ohne tobende, verzehrende Leidenschaften; aber voll intimsten

Naturfühlens, beständigen Mitschwingens der Seele bei Beobachtung von Tier und Pflanze, und voll köstlicher Naivetät, die aber doch merkwürdigerweise durch jahrhundertelange Ueberlieferung geradezu wie Raffinement erscheint, mit einem Wort eine Kunst, durchaus auf das eigentliche Wesen des Humors gestellt, den wir nur deshalb nicht auf der Oberfläche sehen, weil uns eben für die geistigen Bewegungen, namentlich z. B. Sagenbildung, noch der Schlüssel fehlt. Deshalb ist auch nichts thörichter als das neuerdings bei uns auftretende Streben, den Japanismus (wieder ein neuer, erlösender Ismus) auch auf unsere Kunst zu übertragen. Natürlich könnte das nur rein äußerlich sein, ein neues vorgeklebtes Feigenblatt für die Blöße unseres verkümmerten Stilgefühls.

Wenn wir doch lieber das liebevolle Arbeiten des Japaners zum Muster nehmen wollten, die selbstvergessene Hingabe noch an das kleinste äußerliche Teilchen seines Werkes! Aber daran ist bei unseren Erwerbsverhältnissen ja gar nicht zu denken; und obenein wird ja die europäische Pest, die Erwerbshatz, jetzt gar von den verblendeten Söhnen des Ostens systematisch auch in ihre Heimat eingeführt! Ob einer von den vielen gelben Europastudenten wohl ahnt, welche Glasperlen er gegen sein heimatliches Kulturgold vom europäischen Leben (nicht der europäischen Wissenschaft!) eintauscht? Daß er sein ganzes eigenartiges, wertvolles Volkstum einfach unrettbar vergiftet, wenn er ihm unsere Bazillen Mode, Sensation, Geldgier, Knechtungssucht, Kitzel und Blasiertheit einimpft? —

Wie herrlich weit wir's gebracht haben, mag männiglich, der offene Kunstaugen hat, jetzt in der Hohenzollerngallerie staunend erschauen. Das Gehäuse für dieses neueste Rundbild ist ganz ausgezeichnet; ein frischer, origineller Umriß, monumentale, durch die Malschule und Bruno Schmitz beeinflußte Einzelformen, klarer, logischer Aufbau. Aber das Rundbild selbst! Welch ein kolossales Zeugnis für moderne Stillosigkeit, äußerlichste Kunstauffassung und erfolgsüchtige Connivenz gegen alle neuesten Strömungen!

Hier fließen zwei ganz disparate Ströme in ein gemeinsames seichtes Bette: Patriotismus und Panoramensensation.

So lange wir von unseren liebenswürdigbornierten Nachbarn umgeben sind, bin ich der letzte, der die nützliche Beschränktheit, genannt Patriotismus, verwerflich finden möchte. Aber es ist — ganz allgemein gesprochen — eine der ekelerregendsten Erscheinungen, daß der Geschäftsmann neuerdings das Panier Patriotismus aufpflanzt: in hoc signo vinces! Kein Haus des Schachers, keine Schaustellung mehr, ohne wenigstens „patriotischen" Titel: „Kaiserbazar", Patriotisches bei Renz, Kaufhaus „Hohenzollern", „Deutschland zur See" u. s. w. u. s. w. Und fast überall wird der Patriotismus zum Köder oder doch zum äußerlichen Lack erniedrigt, der mit der Sache gar nichts zu schaffen hat, der aber — „zieht". Nun sollen meinethalben alle Beteiligten am Hohenzollernpanorama, den neuesten Professor der Geschichts(?)-Malerei einschließlich, die reinsten Bancbanusse sein und aus überquellenster Liebe zum Hohenzollernhause ihr Bild geplant haben — — dann haben sie aber über allem Patriotismus die Kunst zu Hause gelassen. Wenigstens das Kunstverständnis, denn Himmel und Landschaft und recht tüchtig komponierte Gesamtanordnung namentlich der Architekturteile, haben Vorzüge, die dem entschieden sehr begabten Maler Fleischer alle Ehre machen. Aber wie kann man auf die Idee kommen, ein Conglomerat der allerunmöglichsten Gruppen gerade als Panorama zu bilden? Die allerhöchste Illusion zu versuchen und sie dann — fast sieht's wie Absicht aus! — zu zerstören? Der einzige spezifische Reiz — es sei dahingestellt, ob wirklich ein absoluter ästhetischer Vorzug — eines Panoramas liegt doch eben in der außerordentlichen Naturähnlichkeit; sein Gebiet ist deshalb naturgemäß die Landschaft, und das Figürliche sollte möglichst vermieden werden, weil es geradezu den Tod in die scheinbar lebendige Wirklichkeit trägt. Die Panoramenmalerei von Vorgängen macht das feinsinnigere Auge gerade auf die Beschränktheit der Malerei aufmerksam, die nur einen Moment festhalten, keine bewegte Bühne geben kann. Von diesen ästhetischen Grundeigenschaften will man aber nichts wissen. Panoramen sind Mode, sind sensationell, deshalb macht man für das stilverwahrloste Publikum die Stilroheit vergnüglich mit und schuf denn hier eine pragmatische Leporellofiebel von soundsoviel endlos langweiligen halben Karrikaturen in eine Riesenlandschaft hinein. Der Gedanke, so nützlich er für Schülerbesuch sein mag, ist künstlerisch geradezu unsinnig, und der absolute Bildungsnutzen wird durch die Darstellungsart der Figuren, die weit hinter der der Landschaft zurückbleibt, auch noch vollständig in Frage gestellt. Es sollte mich nicht wundern, wenn ein unbefangenes Kind den Eindruck empfinge, daß Deutschlands Größen doch allesamt gar plumpe und rohe Gesichter haben und daß ein Drittel von ihnen etwa „Guten Morgen!", das zweite „Was nun?" und das dritte „Wie steh ich da?" zu sagen weiß.

In militärischen Schauspielen ist ja vielleicht noch eine Spur mehr gesagt und die Herrscher haben ja größtenteils noch ihre Majestät wenigstens durch die Umgebung

ausgedrückt erhalten; aber das geistige Leben aus drittehalb Jahrhunderten ist — 0,00.

Ich gebe zu, was an Gruppierung gemacht werden konnte, ist gemacht; an den Köpfen aber ist dem Maler die Pfeife ausgegangen. Vor allem jedoch hätte das Ganze nicht gemacht werden dürfen. Wir hätten an Raschdorffs Dom, dem Kaiserdenkmal u. a. m. schon genug Beispiele des Kunstverfalls!

Glücklicherweise hat die Ehrengabe der Münchener Künstler an Prinz Luitpold den Beweis erbracht, daß sich dieser Verfall nur auf die „offizielle", die große Kunst erstreckt. Der große Stamm ist umgehauen und wird nur noch in Museen und Akademien als Fetisch vorgezeigt, indem man kümmerliche Moos- und Schwammbildungen als seine neuesten Wundertriebe ausposaunt. Aber aus der Wurzel schießen neue, frischgrünende Zweige fröhlich auf. Die ungemein reiche Sammlung kann hier nicht eingehend besprochen werden, auch war's ja nicht das einzelne Werk, das so viel frohe Erhebung brachte. Das Erfreulichste war, daß fast jeder aus einer reichen Künstlerschar zu einem, doch immerhin offiziellen Anlaß so zu sagen in Hemdärmeln erschien, frisch, keck, selbstsicher, wie er sich zu Hause giebt! Und fast überall steckt dann wirkliche künstlerische Persönlichkeit dahinter, Ringen und Können so vielerlei Art, daß man wieder die frohe Ueberzeugung gewinnt: es bedarf nur des großen einigenden Gedankens, um alle reich vorhandenen Säfte auf einen Weg zu leiten, um eine neue, volle Kunstblüte heraufzuführen; nicht eines offiziell oktroyierten, sondern eines aus der Seele des Volkes gebornen Gedankens, der aber freilich eine Reformation an Haupt und Gliedern bedeutet. Und er wird kommen!

Hans Schliepmann.

* * *

Die Ausländerei in der modernen deutschen Litteratur — was wird ihr nicht heute zugeschrieben, wie wird sie nicht als Antichrist verflucht! Wenn ein wackerer Rezensent und schlechter Dichter gar nicht mehr weiß, weshalb in drei Teufels Namen denn seine Romane nicht „gehen" wollen, so sind's die verfluchten „Ausländer", die den Markt erfüllen und das deutsche Kunsthandwerk lahm legen. Wenn der tugendsame Vogel Strauß-Philister nirgendwo mehr genügend ästhetischen Sand auftreiben kann, um seinen Nachtmützenkopf hineinzustecken, dann ist's der importierte Realismus, der diese verdammte Helligkeit verbreitet und uns Denken beibringen will, wo wir doch bloß uns im Kasperle-Theater erlustigen wollten. Spaß bei Seite, kann man auch wirklich bisweilen seine kritischen Gedanken von diesem Punkte aus spinnen, wenn schon in etwas anderer Weise. Nicht der schlechte, inländische Poet verdient Mitleid, dem ein Ibsen oder Zola den Markt verlegt: wir brauchen Dichter in der Kunst, nicht geaichte Patrioten mit Prioritätsrecht. Und wenn das Ausland uns (was wesentlich ja bloß Phrase litterar-historischer Unwissenheit ist) wirklich mit dem Realismus erst infiziert haben sollte, so wollen wir den Fortschritt preisen, einerlei, woher er kommt und uns an den Gedanken einer Menschheitslitteratur gewöhnen, wie wir längst eine Menschheitswissenschaft achten und den Planeten Nummer so und so viel nicht chauvinistisch beanstanden, einerlei, ob er nun am Kapland oder auf dem Felsengebirge oder in der kaiserlich krähwinkelschen Sternwarte zu Schilda entdeckt worden ist. Was bei der sogenannten „Ausländerei" ernstlich zu bedenken ist, scheint eigentlich nur Eins: nämlich unsere in der That immer mehr einreißende Gefühllosigkeit gegenüber dem Stil. Das Ausländische wird bei uns in überwältigender Mehrzahl in Uebersetzungen gelesen, das Französische zumeist (besonders gerade in den ganz und halb litterarischen Kreisen und bei unserer lesenden edlen Weiblichkeit), das Skandinavische und Russische nur. Unter diesen Uebersetzungen giebt es gelegentlich einmal eine gute, — selten, selten! Das Meiste ist stilistisch nicht einen Zoll besser, als der schauderhafteste Kolportage-Schund. Und doch herrscht dieser wahrhaftigen Sprachbarbarei gegenüber ein Indifferentismus, der an einen völligen Bankerott jeglichen Stilgefühls glauben läßt. Man sagt wohl, dieser Bankerott stamme in erster Linie aus der leidigen Gewöhnung an das Zeitungsdeutsch. Das Zeitungsdeutsch ist ja wohl flüchtig und wir wollen gewiß nicht die „Vossische" oder das „Tageblatt" oder den „Vorwärts" zu Chrestomatien für die Zukunftsschule vorschlagen. Aber man steige vom Leitartikel unserer angesehensten politischen Journale einmal herab ins Feuilleton, wenn eine Uebersetzung darin steht — alle Unfähigkeit unserer armen Leitartikler in Ehren, so arg ist's oben doch nicht wie unten, wo „fürchterlich" nur noch eine zarte, loyale Andeutung ist. Unsere Kritik hat dem Sprachlichen gegenüber jeden Standpunkt verloren, — wesentlich infolge der Ausländerei diesen Schlages (es ist in Wahrheit Inländerei, denn die miserablen Uebersetzer gehören zu uns und ein guter Stilist wie Zola ist selbst der am meisten geschädigte, wenn der deutsche Schmierfink ihn zum Kolportagenstil erniedrigt!). Der deutsche Kritiker von heute glaubt oft schon ein großes gethan zu haben, wenn er einem Landsmann gelegentlich das Kopliment giebt, er könne auch außerdem noch ganz gutes Deutsch

schreiben. Daß ein Buch allein durch seinen Stil einzigartig sein und tausende überflügeln könne, fühlt man gar nicht mehr Denn man hat sich vor den schandschlecht stilisierten, aber inhaltlich guten Uebersetzungen eine solche Gleichgiltigkeit gegen die Form angewöhnt, daß man über die ärgsten Geschmacklosigkeiten wegliest, wie über einen dummen Druckfehler. Unter diesem Gesichtspunkte kann man in der That gar nicht genug gegen die Ausländerei wettern. Nicht bloß im Interesse unserer deutschen Sprache, sondern reichlich ebenso im Interesse der Fremden. Der Zola, der bei uns für nur zu viele der Zola schlechthin ist, ist eine Spottgeburt aus dem Gedankenextrakt eines Gewaltigen und dem Denk- und Sprachvermögen einiger Stümper, die kaum zur untersten Klasse deutschen Stilistentums zu rechnen sind, — ach, und diese unterste Klasse liegt bergetief, ozeantief!

Die vorstehenden Herzensergüsse drängen sich uns auf bei Kenntnisnahme einer neuen Uebersetzung von Flauberts Madame Bovary von Josef Ettlinger (Dresden-Leipzig, Pierson). Es ist die erste brauchbare Uebersetzung des großen Fundamentalwerkes eines bestimmten realistischen Stils, der als allgemeine dichterische Form und Technik auch auf uns zweifellos die größte Wirkung ausgeübt hat. Ettlinger hat die Sache wenigstens ernst genommen. Aber ganz ist auch er nicht um die Klippen herumgekommen. Seltsam genug: sein Stil hat keine auffälligen Gallizismen; aber im eigentlich Deutschen hat er böse Provinzialismen, Härten, Ungelenkigkeiten. Es ist rein, als könnten wir Deutsche thatsächlich nicht mehr schreiben, so wie es sich um eine Uebersetzung handelt. Ettlingers Arbeit bleibt deshalb eine verdienstvolle, und wenn sich jeder nur erst diese Mühe gäbe, kämen wir schon um ein Stück weiter. Die Hauptsache, die unseren Stil retten muß, ist aber wirkliche Abkehr von der übertriebenen Ausländerei, eben aus Stilgründen. Deutsches Stilgefühl pflegen, heißt, solange wir noch nicht Volapük reden, allen Ernstes nicht chauvinistisch handeln. Mit dem deutschen Prosastil retten wir innerlich auch die deutsche Lyrik. Und an der zu verzweifeln, ist vorerst gar kein Grund, — die wollen wir retten.

* * *

Arno Holz hat sein „Buch der Zeit, Lieder eines Modernen“ in zweiter, vermehrter Auflage (Berlin W. bei Fontane) herausgegeben. Diese Erscheinung verdient herzlichen Gruß, obwohl sie einen Beigeschmack von Anachronismus hat. Hatten doch „Papa Hamlet“ und „Die Familie Selicke“ jenen lyrischen Rhetoriker und reimenden Polemiker aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrzehnts ziemlich in den Hintergrund geschoben, gleichsam wie etwas Veraltetes, Ueberlebtes — in unserer verflucht schnelllebigen, neuerungssüchtigen Zeit. Und nun taucht der Erstlingssprosse des Dichters wieder auf, in einem neuen Röckchen und ein wenig gewachsen! Wie? Lebst Du noch, alter Freund? — Und er antwortet mit dem bekannten aggressiven Selbstbewußtsein, in das sich allerdings ein klein wenig Verlegenheit mischt. In der Widmungsepistel sagt der Dichter von seinem „Büchelchen“:

„Zu dessen Autorschaft ich mich bekenne,
Obgleich es streng genommen mich geniert“

und überschüttet uns, wie zur Entschuldigung, mit einer breiten Flut wunderlich krausen und putzig gereimten Geplauders. Und dann ist er — wie es freilich bei einer zweiten Auflage zu sein pflegt — ganz der Alte, oder richtiger der Junge von Damals, —

„Noch sproßt der Bart mir nicht ums Kinn“ . . .

Es folgen die grellen Bilder aus dem modern sozialen Leben, jene polemisch schrillen Dissonanzen im Tone eines Beck und Meißner. Es stellen sich auch die wohlgeformten und trotz ihrer Redseligkeit ziemlich wuchtigen Strophen des „Ecce Homo“ und des „Phantasus“ wieder ein. Da ist der Berlinisch-ironigierende „Frühling“, das „Samstags-Idyll“ u. s. w. u. s. w. „Ich grüße die alten Bekannten!“ Doch was ich gern übersehen möchte, als wären es Jugendthorheiten, das sind gewisse polemische und didaktische Gedichte. Ja damals noch applaudierte ich dem Tyrtaeus der „Moderne“, wenn er — ein Virtuose im Zanken — gallig-bitter, schnoddrig, schneidig, witzig und wuchtig schalt auf die „theegepäppelten Poeten der höhern Töchter-Klerisei“ und mit amüsanten Cynismen gewisse despotische Litteraturgötzen bewarf. Heute jedoch, wo die Autorität der Wolff, Dahn, Scheffel und Bodenstedt gewiß nicht mehr erdrückend wirkt, wo eine neue, eine große Lyrik vorhanden ist — ich erinnere an Liliencron, Julius Hart, Henckel, Mackay, M. v. Stern, Bierbaum und andere — heute heißt es fast offene Thüren einrennen, wenn ein Holz gegen die banale Goldschnitts-Reimerei donnert. Und z. B. jene Ungezogenheiten gegen F. v. B. („Ein Quentchen Herz, ein Quentchen Hirn“ . . . „Glatze — Fratze“ u. dergl.), welche man damals an dem Enfant terrible mit boshaftem Amusement anhörte, wirken heute unleidlich und wären wohl besser der zweiten Auflage fern geblieben. Mit diesem Wunsch würden mich auch noch andere Exemplare der Holz'schen Polemik und Didaktik erfüllen, könnten sie nicht zur Entschuldigung auf den Zweck einer „zweiten

Auflage“ hinweisen. Ich meine Gedichte vom Schlage der Strophe

„Ekelerregend mit jedem Band
Schwillt das Gemengsel von Fleisch, Blut und Knochen;
Leute wie Sokrates, Shakespeare und Kant
Werden nur so nebenbei besprochen.
Weltharmonie und Sphärenmusik
Können ihm vollends gestohlen bleiben;
Interessanter ist schon die Rubrik,
Wie sich die Kaiser von China entleiben“,

Leitartikel in schwungvollen Versen, Gedichte im Stile formvollendeter Sonntagsplaudereien und Wahrheiten eines intelligenten Pennälers neu aufzulegen, dürfte weder dem Publikum noch einem Autor von der Bedeutung, welche Holz jetzt erlangt hat, zuträglich sein. Doch die neue Auflage enthält eine Anzahl neuer Gedichte, und diese Novitäten sind größtenteils geeignet, uns für jene berührten Enttäuschungen zu entschädigen. Einige hat geradezu Heine redivions verfaßt, und es ist ganz begreiflich, daß das Gedicht „Drei Dinge“, welches Arno Holz mit bekannter Lust am Mummenschanz für ein nachgelassenes Werk von Heine ausgegeben hatte, von einem Teil der Presse in der That als solches bekannt wurde. Das Gedicht lautet:

„Drei Dinge haben hier im Leben Macht:
Der Neid, die Hoffahrt und die Niedertracht,
Doch wenn sie dich auch noch so schön bespucken,
Am Ende wirst du sie zu Boden ducken.
Verloren aber bist du auf der Welt,
Wenn sich die Dummheit dir entgegenstellt;
Sie setzt Spinoza hinter Löbel Pintus
Und hat die Weisheit aller Zeiten intus!
Sie lacht wie ein Cretin dir ins Gesicht
Und lästert alles, nur sich selber nicht;
Und nichts bleibt übrig dir vor diesem Viehchen,
Als sacht dich in dich selber zu verkriechen“.

Unser Dichter hat solches Virtuosentum oft bewährt. In die romantischen Träumereien eines Eichendorff und Geibel, auch in den Volkston verstand er sich schöpferisch einzuleben. Das Lied

„O wie weit, wie weit
Liegt die goldne Zeit,
Wo mein Herz von tausend Liedern schwoll . . .“

erinnert an Rückert, dies und jenes wieder an Scheffel, an Baumbach, an Geibel, oder an dessen Meister Platen; man vergleiche z. B. die Strophe von Holz:

„Mit den Wolken, mit den Winden
Steur' ich nach dem goldnen Vließ —
Das verlorne Paradies,
O, wann werd' ichs wiederfinden?“

mit dem Tone Platens:

„Willst du blauen Aether trinken
Auf dem hohen Götterpferde?
Wie Bellerophon zur Erde
Bebst du nicht zurück zu sinken?“

Der Formtechniker Holz feiert Triumphe in seinen neuen reimlosen Trochäen und Jamben. Hier gelingt es ihm, den Tonfall der realistischen ungekünstelten Sprache, ja gelegentlich die Rede des gewöhnlichen Lebens in die melodische Versform hineinzuschmiegen.

„„Nun? Was schenkst du mir denn, Schatz?“
Und die vollen nackten Arme
Frech um seinen Hals geringelt,
Preßte ihn die weiße Bestie
Fest an ihre bloßen Brüste“.

Zu dieser Gattung gehören besonders das fein gepinselte „En Miniature“ und „der Teufelsstreich“; was jedoch an dieser ländlichen Spukgeschichte störend wirkt, ist das endlose Abschweifen, die Schwatzhaftigkeit des Erzählers, eines alten Dorfschulmeisters; hier ist der „konsequenteste Realist“ Holz hyperrealistisch. Der Verfasser des „Papa Hamlet“, jener Momentphotograph des Innenlebens und lediglich nach Innen reflektierenden Außenlebens, bekundet sich unverkennbar in dem ergreifenden Gedichte „Nacht . . .“ (Seite 288); doch nicht bloß auf der Form beruht die starke Wirkung dieser Zeilen, sondern wesentlich auf dem Umstande, daß hier echt dichterische Leidenschaft gestaltet ist. Den Gipfel lyrischer Größe erblicke ich in dem Gedichte „Ein Abschied“. Hier offenbart sich bezaubernde Kunst in jedem Farbentupf, jedem Vibrieren, jeder Silbe. Und hier zeigt sich der Lyriker Holz in einer höhern Phase, als früher; er versteht etwas, das ihm früher ziemlich abging, nämlich die Kunst des Verschweigens. Ja auch in der Lyrik gilt das „Reden ist Silber, Schweigen ist Gold“, nämlich in folgendem Sinne. „Der ist ein großer Lyriker, der anstatt redselig seine Stimmungen anzuspinnen, mit verhaltener Ergriffenheit andeutet, was er fühlt, und die Phantasie des Lesers zwingt, das Angedeutete auszudichten.

* * *

Die Alten von den Jungen sind es schon seit längerer Zeit überdrüssig worden, immer wieder das alte Lied: „Die Litteratur der Zukunft wird naturalistisch sein oder sie wird nicht sein“, in allen möglichen Tonarten zu singen, und die Meisten von denen, die sich ein paar Jahre lang an Schlagworten berauschten, haben den erst recht feurigen, dann aber nach und nach schal gewordenen Trank ruhig bei Seite geschüttet. Unsere Litteratur ist in so raschem Wandel der Dinge naturalistisch, symbolistisch, psycho-physiologisch und dekadent gewesen, daß den Allerjüngsten schon nichts anderes übrig bleibt, als nun einmal auch die Parole von der Schlagwortlosigkeit auszugeben. Heute will's die Mode, daß jeder einer Partei oder Schule sich anschließt, und morgen will's die Mode mit noch größerer Entschiedenheit, daß jeder von Partei und Schule sich ausschließt. Nicht zum Geringsten nur deshalb, weil in den Tagen von Georg Ebers gar zu viele historische Romane geschrieben wurden, hob man gleich darauf den Roman aus der Gegenwart auf den Schild; und die gefällige Kritik bewies der Mode, daß sie recht habe und daß ein geschichtlicher Roman ein ästhetisches Unding sei. Waren

die Beweise auch nicht gehauen und gestochen, so waren sie doch für jeden überzeugend, der überzeugt sein wollte. Dieses Spiel wiederholt sich aller Orten und Zeiten in jedem zehnten Jahr, und hat noch immer nicht seinen Reiz verloren, da es immer wieder Menschen giebt, die gerade zwanzig Jahre alt sind und mit fröhlichen Augen in die Welt hinausschwärmen. In der Jugend haben wir es so gut wie Amerika; wir haben keine Vergangenheit, keine Ruinen, keine Erinnerungen, keine bösen Erfahrungen, nichts als neue Ideen und neue Gesetze, bis wir etwas später entdecken, daß unsere funkelnagelneuen Ideen der Urgroßväter Hausrat auch schon angehörten. Aber die Begeisterung der Jugend gießt einen goldenen Schein über das alte, rostige Gedankenmetall, und es funkelt und blitzt wie neugeschmiedet oder doch wie neugeputzt. Da erklärten in ihrem Sammelwerk „Symphonie" als „Jüngste" Carl Busse, Franz Evers, Georg E. Geilfus, Victor Hardung und Julius Vanselov den „Jungen" den Krieg:

„Laßt endlich doch das Schwärmen,
Das Größenwahngethu,
Laßt das Messiasschwärmen
Und haltet endlich Ruh . ."

Aber das muß ein Pedant sein, der nörgelnd tadeln wollte, daß eben dieses Gedicht, welches mit der Verurteilung der Messiasschwärmerei anhebt, soeben wieder mit der Messiasverkündigung endet:

„So schafft Ihr die Göthejunge,
Die neue, die große Kunst . ."

Nein, das ist so natürlich, so selbstverständlich: Reichen wir uns fröhlich lachend die Hand, Carl Busse, Franz Evers, Geilfuß, Hardung und Vanselov! Ihr verlacht fröhlich alle Kunstprogramme, lacht nun auch fröhlich über das eigene Programm der Programmlosigkeit. „Seid große Dichter", rufen unsere fünf Jüngsten; „seid nur Dichter und keine Dichterlinge; die Hauptsache ist, daß Ihr Dichter seid . . ." Wenn aber unsere „Jungen" riefen: „seid realistische Dichter!" so meinten sie genau dasselbe; realistisch war nur ein anderes, bestimmteres, erklärendes Wort für das allgemeinere und verschwommenere Wort „groß". In unseres Vaters Hause sind viele Wohnungen; wo Heine, da findet auch Platen ein gemütliches Zimmerlein, und es ist gar nicht nötig, Schiller totzuschlagen, um für Ibsen Platz zu finden. Seid umschlungen, Millionen, Ihr „Jungen" die Ihr was könnt und Ihr „Jüngsten" auch. Denn diese fünf Jüngsten sind auch rechte Könner! Ihr Sammelwerk macht etwa den Eindruck, wie vor verschiedenen Jahren das Buch „Moderne Dichtercharaktere". Da ist und da war noch mancherlei Unreifes, chaotisch Gährendes, aber die sicheren Spuren einer glänzenden Begabung lassen und ließen sich bei den einzelnen Beiträgen gar nicht verkennen. Ich lernte diese „Symphonie" zuerst aus einer Besprechung des „Berliner Tageblattes" kennen. Der anonyme Kritiker hatte da die Herren Evers, Busse, Geilfuß, Hardung und Vanselov natürlich mit dem höchst überlegenen Humor des verflossenen Paul Lindau lächerlich zu machen gesucht; er hatte sich dabei einige „Bilder" herausgesucht, denn für den Philisterstand ist die dichterische Bildersprache von vornherein immer der lustigste Unsinn. Welch ein Vergnügen, dachte ich, würde diesem Mann wohl das Göthesche „Doch grün des Lebens goldner Baum" bereitet haben. Waren einige der Bilder auch erklügelt oder gespreizt, so waren andere vortrefflich; das Streben nach neuen, scharf-sinnlichen, farbenprunkenden Vergleichen trat lebendig hervor und ein jugendlich phantasievoller Geist bethätigte sich in ihnen. Selbstverständlich etwas lärmend, — aber wehe der Jugend, die nicht überschäumt. Feurig und begeistert, voll einer Schwärmerei, die noch ohne rechtes Ziel umherirrt, von einer etwas gegenstandslosen Sehnsucht, ist dieses Gedichtbuch das echte und rechte Gedichtbuch eines jugendlichen Geistes, einer gesunden kräftigen Jugend, die keine Blasiertheit kennt, keinen Weltschmerz und wohl auch noch keine tieferen schmerzlichen Erlebnisse und Erfahrungen. Herausfordernd stecken sie ihr Banner in die Erde und fordern siegesbewußt das Jahrhundert in die Schranken; eine Wunde haben sie noch nicht empfangen, ernstlich noch nicht gekämpft. So haben sie sich noch nicht zu rechten Individualitäten durchgebildet, unter einander sehen sie noch sehr ähnlich, wie fast alle jungen Poeten sich ähnlich sehen; das leidenschaftlich feurigere Temperament von Franz Evers, die tiefer empfindende Natur von Busse, der mehr dem Düstern zustrebende Geilfußsche Geist, die dem Contemplativen sich zuneigende Seele Vanselovs. Das alles tritt hier und da in Schattierungen hervor, aber das Trennende vergeht wieder und das noch Gemeinsame ist das Stärkere. Das Menschliche, was in dem Buche steckt, ist anziehend und sympathisch, aber noch nicht eigentlich interessant, noch nicht durch und durch persönlich. Viel weiter ist schon die formale Künstlerschaft geschritten. Alle streben nach ein unddemselben Stil, Ausdruck, nach einer glänzenden, farbenvollen Bildlichkeit, nachSchwung der Rede, volltönenden Rythmen. Alles in allem, ein guter Anfang, — ein herzliches Glückauf diesen fünf Jüngsten.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewfs, Magdeburg.

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

(4. Fortsetzung.)

Jede Verführungsgeschichte zerfällt in zwei Teile: 1. die Geschichte von der Art und Weise, wie sie ihn umstrickte, 2. die Geschichte von der Art und Weise, wie er, in ihrem Garn verfangen, that, was sie wollte, in dem Glauben, er sei ein höllisch unwiderstehlicher Frauenbezwinger.

*

Nicht „der Egoismus" ist das Böse; der Egoismus des Weibes ist es.

Der Mann will bloß selber glücklich sein; die Frau kann bloß glücklich sein durch das Unglück anderer. Nur dann scheint ihr das Leben des Lebens wert, wenn sie zehn verzweifelte Anbeter an ihren Triumphwagen gekettet sieht, und will man der Frau eine wirklich angenehme Ueberraschung bereiten, so muß man, wie bekannt, sich aufhängen und die Leute erfahren lassen, daß es um ihretwillen geschah.

*

Das beste ist, aufs Wasser hinauszurudern und im Boot sich herumtreiben lassen. Da bin ich sicher.

Blau blinkt der See um mich von allen Seiten im zitternden Sonnenlicht. Die Bygde steigen weich und wogend hervor, mit grünen Busen, in die dunstblaue Sommerluft wie in Schleier gehüllt. Ich lege mich mit einer Cigarre im Backsteven nieder und träume und ruhe; bin Buddha, der auf den Silberwellen des Nirwana umher segelt, erlöst und frei. —

Ein altes, schönes Buch fand ich in einer Bauernhütte, in die ich eintrat, um meine Cigarre anzuzünden —: Thomas a Kempis. Da liege ich manch-

mal und lese dann und kann mich so herrlich hineinversenken. Alles wird Gott; er ist in mir und ich bin in ihm. Der Sonne Licht ist seine ewige Liebe; sie durchströmt das Weltall mit Wärme und Leben; wie ein fernes, stilles Sausen hört man sein schaffendes Wesen das Dasein durchatmen und durchpulsen. Pantheistische Wollust durchströmt mich. —

— Nur eines erweckt mich hie und da: der Gedanke, daß sie — sie — aus jenem Gebüsch drüben könnte geschwommen kommen, wie eine weiße, weiße Meerfrau . . . die Haaresflut hinabschimmernd über den lilienzarten Rücken . . .

*

(Im Hotel. Regenwetter.)

Ich bin kein Rationalist. Nur mein Verstand ist es; aber was ist der Verstand denn sonst, als ein kleines, elendes Laternenlicht mitten in einem großen, weiten Dunkelboden.

Das in mir, was fühlt und empfindet, das ist Ich. Das ist die Tiefe, das Meer, die Unendlichkeit in mir. Da unten wogen die Kräfte, von denen ich abhängig bin; doch im Grunde dieses Meeres giebt es unterirdische Verbindungen mit dem Weltocean.

Georg Jonathan kommt mir vor wie ein graugekleideter englischer Tourist, welcher, die Lorgnette auf der Nase, durch dunkle Thäler fährt und sagt: — „das ist ein Wasserfall; hier kann man Fabriken anlegen". Dann sieht er nicht mehr. Wenn die Sonne stark scheint, sagt er: „all diese Sonnenwärme muß man sammeln und verwerten können". Das ist der einzige Gedanke, zu dem ihn die Sonne veranlaßt.

Der Wasserfall ist etwas anderes als die darin gebundenen Pferdekräfte, die Sonne mehr als ein Dampfofen!

Diese Verständigkeit, die sich ausbreitet und alles sein will, ertötet und verleugnet etwas in mir. Das Feinste in mir, das Tiefste.

„Doch in jedem Fall das Unnützeste!"

Nützlich — für wen und für was? Nichts ist so unnütz wie die Liebe. Und dennoch brauche ich nur einen Hut von einem gewissen Zuschnitt zu sehen und mein Wesen lebt auf, wie eine Mimose unter dem Lichtstrahl. „Nützlichkeit" ist ein Dogma so wie „Glück" und „Wahrheit"; es gilt nur, es richtig und nicht zu eng verstehen.

Nützlich ist das, was uns dazu bringt, zu leben, das Leben zu fühlen. Ein Traum ist nützlich, wenn er schön ist. Was die Wahrheit angeht, so ist sie nicht zu finden; und die Wahrheit, die man finden kann, ist gleichgiltig. —

Phantasie; Farben ins Leben, Reichtum in die Empfindungen, Tiefe in die Existenz . . . warum sollten wir vom Worte Illusion uns erschrecken lassen? — Fast alles, was uns dazu bringt, zu leben, das Leben zu fühlen, ist oder beruht auf Illusion.

Die nebelumschleierten Höhen, der einsame See mit seinen Nixenträumen und seiner Nirwanastille . . . die Wissenschaft kommt mit ihrer Laterne und sagt: der Nebel ist Wasserdunst; der Wald ist nichts anderes als zehntausend Föhrenbäume; der See besteht aus so und so viel Kilogramm Wasserstoff plus so und so viel Kilogramm Sauerstoff; die Existenz von Nixen und Nirwanastille hat man nicht nachweisen können . . . Was geht das mich an? —

Für mich sind die nebelumschleierten Höhen und der einsame See mit

Nixenträumen und der Nirwanastille trotzdem „die Wahrheit". Der Wasserstoff und der Sauerstoff sind mir gleichgiltig.

Ich will träumen; ich will illusioniert sein!

*

— — Da droben treiben weiße Wolken dahin.

Dort ist Frieden. Dort wird meine Seele einstens schwimmen, so wie ich in diesem schweren Pram jetzt fahre. Sie wird Sonne trinken und Aeter atmen, und ihr Reich wird das ganze, unendliche Lichtmeer sein, in welchem die Sonnenflotten segeln und in den klaren Wellen die freigewordenen Geister sich tummeln werden wie Nereiden und Delphine.

*

Giebt es einen Gott? — „Wir wissen es nicht." — Giebt es eine Seele? — „Wir wissen es nicht." — Sollen wir leben oder sterben? — „Wir wissen es nicht." — Hat das Leben einen Zweck? — „Wir wissen es nicht." — Wozu existieren wir? — „Wir wissen es nicht." — Warum existiere ich? — „Wir wissen es nicht." — Existiere ich überhaupt? — „Wir wissen es nicht." — Was wissen wir da eigentlich? — „Wir wissen es nicht." — Können wir überhaupt etwas wissen? — „Wir wissen es nicht."

Dies systematische Wir-wissen-nicht nennt man Wissenschaft. Und die Menschen schlagen vor Bewunderung die Hände zusammen und jubeln: „Die Fortschritte des Menschengeistes sind unfaßbar und unbegreiflich; von nun an brauchen wir weder Glauben noch Götter mehr!"

Nun, die Wissenschaft hat entdeckt, wenn das Wasser in einem Kessel stark kocht, so wird sein Deckel vom heißen Dampf emporgehoben, und man ist dahinter gekommen, daß ein Strohhalm von einem mit Wolle geriebenen Stück Bernstein angezogen wird . . . ohne daß man im übrigen diese Erscheinungen anders erklären kann als durch Redensarten, die jedes zehnte Jahr ungefähr gewechselt werden . . . Also brauchen wir nicht länger Götter.

Ich könnte eher fragen, wozu wir solch eine „Wissenschaft" brauchen! Herrgott, diese Telegraphendrähte sind ja ganz witzig und die Dampfmaschine ist flink; die Börsenjobber üben ihre Millionendiebstähle nun leichter als früher und ein Bankkassier kann ziemlich bequem mit meinen ersparten Geldern verschwinden, wenn ich welche habe; allein — Na bewahre! allen Respekt; aber — — —

Was geht es mich an, daß die Erde rund ist (was sie übrigens nicht ist)? Oder daß die Welt möglicherweise ein Nebel war (was übrigens zweifelhaft ist); oder daß die Frucht im Mutterleibe in einem gewissen Stadium der Frucht eines Hundes gleicht . . . sintemalen wir „nicht wissen", was denn eine lebende Frucht hervorgerufen, und „nicht wissen", was eine Nebelmasse auf die Idee gebracht hat, sich zu einer Welt zu entwickeln?

Ach, Leerheit, Leerheit! O, diese schmerzende Müdigkeit in der Stirn! Der alte Dr. Faust hatte recht:

„Wie nur dem Kopf nicht alle Hoffnung schwindet,
Der immerfort an schalem Zeuge klebt,
Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und freut sich, wenn er Regenwürmer findet.

— Ob besagter Dr. Faust nicht besser gethan hätte, den Giftbecher zu leeren, als dem Ostermorgengesang zu lauschen . . .?

*

„Jesus, Seelenbräutigam!"

Eine verwunderlich naive, verwunderlich tiefe Vorstellung.

Die religiöse unio mystica enthält in Wirklichkeit gerade das, was wir von der Liebe verlangen. Die unendliche Hingabe und das friedensreiche Glück. Das selige Hinschmelzen und Aufgehen in dem andern Wesen, in welchem unser eigenes seine Erfüllung und Vollendung findet.

*

Der Weg des Glaubens: von Klarheit zu Klarheit, von Licht zu Licht; von Seligkeit zu Seligkeit.

Der Weg des Wissens: von Klarheit zu Klarheit, von Licht zu Licht; von Verzweiflung zu Verzweiflung. —

Man arbeitet sich die lange Leiter aufwärts, macht sich von der einen Verdunkelung nach der andern, von dem einen Aberglauben nach dem andern, von dem einen Glauben nach dem andern, von der einen Theorie nach der andern los . . . bis man auf der Spitze steht und sieht, daß alles Leere ist und schwindelnder Abgrund. Da merkt man es, das, was man früher Verdunkelung und Glauben nannte, das waren freundliche Nebel, welche uns den Abgrund verbergen sollten, auf daß uns nicht schwindelte; man greift noch einmal nach diesen Nebeln, jedoch sie fliehen; hinab kommt man nicht wieder; oben ist die Leere; man stiert und starrt mit entsetzten Augen . . . bis man stürzt.

XI.

„Viel Geschrei und wenig Wolle", das ist der Name des Weibes.

Zu stehen und all den Spektakel mitanzusehen, den eine Dame zuwege bringt, ehe sie z. B. sich auf ein Cariol hinaufpraktiziert oder bis sie zum Fahren bereit ist . . . und dann muß dennoch der Skydsjunge noch einmal zurücklaufen um den Shawl! den roten Shwal! — Man könnte davon Auszehrung kriegen.

Und so im ganzen. Zwei Damen auf einer Treppe z. B., allen Menschen mitten im Wege . . . sie haben gar nichts, worüber zu reden; sie hassen einander; sie können sich nicht ausstehen; aber — fünfzehn Minuten, mindestens! Fürchterlich interessantes Gespräch; Frau Dahls kleines Mädchen ist krank; es ist so krank! das ist so traurig! und denken sie sich nur, der Doktor meint, es werde Diphteritis! — Nun habe ich in der letzen halben Stunde zwei solche Frauenzimmer vor meiner Thür stehen gehabt, und sie blieben mindestens noch zwanzig Minuten stehen; ich hatte beabsichtigt, ein wenig zu schlafen, das kann man aber aufgeben.

„Wenn Männer auseinander gehen,
Dann sagen sie: auf Wiedersehen.
Wenn Weiber auseinander gehen,
So bleiben sie noch lange stehen."

Und so in allem. Wenn sie lieben z. B. Sie schreien auf und heulen und schluchzen, so daß wir, die wir nach uns selbst urteilen, meinen, es gelte das Leben! Mindestens! Kriege ich Dich nicht, mein Schatz, so sprin — ge ich in den Kattegat — zum allerwenigsten!

Na, da kriegt sie halt bemeldeten Schatz nicht; und was geschieht? Sie heiratet den Mads Madsen*) und bekommt Kinder und Kindeskinder, und Kindeskindeskinder, und wenn Mads Madsen sie fragt: „Ja, warst Du damals nicht eigentlich so ziemlich sterbensverliebt in Johann von Ehrenpreis?" — so antwortet Grethe mit lauem Lächeln:

„Ah pah, solch eine Ball-Liebelei!"

*

Ein Weib tötet sich nie aus Liebe.

Springt sie wirklich in den Kattegat, so geschieht es entweder in der hysterischen Hoffnung, sie werde dadurch „ihn" schrecklich unglücklich machen oder aus Furcht vor der „Schande".

Alle jüngeren Selbstmörderinnen werden bei der Obduction schwanger befunden.

*

(August.)

Ganz oben auf der Meheia**) sitze ich; Regenwetterstimmung; Nebel auf Kuppen und Hängen; herbstlich-romantisch. —

Huldregesang.

Ich hüte mein Vieh unterm Hulden-Tind;
Es saust durch die Schlucht der feuchte Wind;
Das Renntier nagt Moos in Geröll und Muhr,
Es stutzt und flüchtet vor meinem Lur.
Der Bär sein Gebiet noch einmal durchstreift,
Im Zwergbirkenkrummholz die Schnepfe pfeift

Ich trieb im letzten Dämmerungsschein
Die Herde über den Schwarzmoor ein;
Der Nebel hing düster und dicht vom Kamm,
Der Fjeldgrat schmolz schwarz mit den Wolken zusamm';
Die Kuhglocken klingelten lieblich und treu,
Mit verlockendem Klang, als wir zogen vorbei.

Da sah ich ihn. Er war müde, verwirrt;
Er hatte bei Nebel und Nacht sich verirrt.
Doch die Dünste verflattern im fächelnden Wind
Und der Fjeld kann nicht fangen ein schuldloses Kind.
Geflüchtet! Gefloh'n! Auf der Heid' ist's kalt;
Den Weg in das Thal hinab finden wir bald.

Die Huldre, er hatte sie nicht gesehen
Seinem Atmen lauschend hinter sich stehen,
Herunter sich beugen zur Wange so braun

*) Anspielung auf das berühmte Trauerspiel „Liebe ohne Strümpfe" von Joh. Herm. Wessel (1742—1785), die glänzendste Parodie auf die französische Stelzentragödie, welche damals ganz Europa beherrschte.

**) Meheia ist eine bewaldete Höhe am Hiterdalsvand.

Und mit heißer Liebe ins Auge ihm schaun.
Der Nebel verweht; es baut Wege der Tag;
Von der Huldre niemand träumen mag!

Aus dem Huldre-Tind klinget Lied und Schall;
In die Berghöhle ziehen die Kühe all';
Hinter Felsspalt mein Hof, im Nebel dicht,
Vergessen der Pfad; er findet ihn nicht.
Ich sehne mich früh, ich sehne mich spät,
Doch der Sommer kommt und der Sommer geht.

(Lockt:)

O hurulihu!
Komm Gais, und komm, Kuh!
Wald und Fluh'
Will Ruh'!

Und der Wind weht kalt in den langen Nächten ...

*

Merkwürdig genug: die Post brachte mir einen Brief. Ich fiel mit Gier darüber her und riß ihn auf ... (von ihr??!) —

Nicht im Entferntesten. Ein paar Verlobungskarten. Wer? Was? Mein alter Schwärmkumpan Blytt, Don Juan, der Maler?

Großer Himmel! Sogar er! —

„Wie die Haare vom Kopf, so fallen sie aus," — oder wie schlechte Zähne. Die Einsamkeit umgürtet mich enger und enger. Bald werde ich in ihr eingeschlossen sein wie in einer Zelle.

Ein wunderliches Gefühl. Allein. Ganz allein. Wie eine Bergspitze; Antlitz zu Antlitz mit Gott.

Ich vertrage das nicht. Ich werde verrückt. Ich muß trotzdem diese Vernunftheirat wagen, um jemanden um mich herum zu haben. Nicht allein sein in der traurigen Wohnung die langen, stürmischen Nächte hindurch, während Gespenster seufzen und Geister klopfen; eine Ehe ist wohl dennoch das beste, worauf man verfallen kann zum Schutz gegen die Ewigkeit, die düster und kalt wie eine Oktobernacht sich auf eine herumgeirrte Seele in der Wildnis herabsenken will. —

*

— — Fast zu korrekt? Fast zu untadelig?

Nichts, was rätselhaft ist; nichts, was die Phantasie in Bewegung setzt ... eine brave, gebildete, anständige, wohlerzogene Dame; weiter nichts.

Die „Meerfrau" aus der „Volkstiefe" war mir zu wenig häuslich; diese hier ist es mir vielleicht zu sehr. Ich könnte nicht meine Kopfschmerzen nennen, ohne sofort die Aufschrift eines Hausmittels zu bekommen; nichts von Nerven verlauten lassen, ohne mir Anweisungen über kalte Bäder und ein regelmäßiges Leben zuzuziehen. Ich sah mich im Geiste als Ehemann, mit kalten Umschlägen da und dort, und wurde sehr bedenklich.

Und ihre Ideale von häuslichem Glück ... Frieden und Ruhe, Thee und

Butterbrot, die „Abendpost“ und Grütze zum Nachtmahl, „und man muß sich eben angewöhnen, früh ins Bett zu gehen“ . . . Uf ja!

— Und dann nicht mehr jung. Etwas unbestimmte Hautfarbe; im Begriff grau zu werden.

Nichts Junges und Rundes und Weiches und Sichentwickelndes länger. Alles so fertig. So abgeschlossen. Hiernach keine anderen Aussichten als auf das Ueberfertige, das Knochige. Den langen betrübenden Auflösungsprozeß.

Kein frischer Hauch mehr. Kein Frühling. Keine Verheißungen.

Das ist so wunderlich traurig.

Alle mögliche Achtung vor allen möglichen guten und ausgezeichneten Eigenschaften . . . Aber die Macht, welche Eva zu Adam führte und ihm sagte: „Liebe sie!“ — hat keinen Gedanken übrig gehabt für die ausgezeichneten Eigenschaften. Nur ein absolutes Verlangen legte sie in die Brust des Mannes: „Jung, jung muß sie sein, die Mutter Deines Sohnes!“

*

Ich sollte eigentlich in die Kirche hineingehen und die alte Bibel anschauen. Dann aber fällt mir ein, daß aller mögliche Touristenpöbel natürlich in ihr geblättert hat, und sie profaniert, und da verliere ich die Lust.

Beständig in meinen Verfallsperioden kriege ich eine solche kranke Sucht nach dem Alten. Der Gedanke an die alte Bibel meiner Mutter brachte mich einmal dazu, vier Kronen auszugeben; ich ging zum Buchhändler und verlangte „eine Bibel“, erhielt sie, in hübsches blaues Papier eingepackt; doch als ich heimkam, war es ein neues, nettes, langweiliges Buch von 1879 oder so, mit langweiligen, modernen Typen auf langweiligem, weißem, unmystischem Papier gedruckt; das war, zum Kuckuck, nicht die Bibel; ich legte sie auf das Bücherpult und habe sie seither nicht wieder angeschaut.

Hier giebt es allerdings wirklich eine alte Bibel; aber sie ist halt „öffentlich“.

Solch ein Buch muß heilig sein. Ein Familienstück. Zweihundert Jahre stiller Familientradition muß an ihr hängen. Alte Großmutterbrillen müssen zwischen den Blättern aufgehoben sein, und Papierstreifen mit Notizen und Anmerkungen von weißbärtigen Großvätern. Doch an den schönsten Stellen findet man Spuren von den Zähren hartgeprüfter Mütter, und unter den tiefsinnigen, geheimnisvollen Worten der Propheten oder Christi sieht man Striche von dem mit schwerer Hand geführten Bleistift ernst suchender Männer. —

*

Ich reise ab. Ich sehne mich wieder nach der Stadt. Hier ist nichts für mich. Kirchenfrieden und Waldesstille ermüden mich; ich muß Wirtshaustrubel haben und Straßenlärm.

Ich habe versucht, mich in Glauben und Romantik einzuwiegen; allein das geht nicht. Dies Talent ist verloren. Aufgefressen von grauen, emsigen Denkratten und muffigem, feuchtem Zweifelschwamm. Ich muß zurück in mein Milieu. Die Romantik wohnt in den Wäldern, der moderne Mensch in der Stadt.

Fräulein Berner soll mein Trost sein. Sie ist wenigstens ein Weib. Sie hat den mütterlichen Instinkt. Sie wird helfen, mildern, lindern, beruhigen; vielleicht könnte sie doch schließlich die Gespenster in die Flucht jagen und mir ein Heim schaffen, in welchem ich mich wohl fühlte.

XI.

(Kr . . ia, Auguſt.)

Mein erſter Abend wurde ziemlich ſchwül und gegen Mitternacht war es mir klar, daß ich Mathilden einen Beſuch machen müſſe.

Sie war ausgezogen.

Eine unheimlich moraliſch ausſehende Mannsperſon kam in Unterbeinkleidern heraus und bellte in unnachahmlich norwegiſcher Manier mir zu, hier ſei kein — und das „betreffende Frauenzimmer" befinde ſich hoffentlich in der Beſſerungsanſtalt. Krach! Die Thür zu! — Nicht einmal „Gute Nacht".

Ich ging; wurde unterwegs von Traurigkeit überfallen.

Ich weiß nicht, warum. Wegen des Unbeſtandes aller Dinge oder — —

Nun ſitze ich hier und blaſe Trübſal. Es iſt gar nicht weit entfernt, daß ich draußen im Entree ſich etwas regen höre.

Außen iſt es dunkel und herbſtlich. Es hat zu ſtürmen begonnen; ein richtiger Regenwind, mit Getute am Thor und im Schornſtein. Tauchteſt Du nun vor mir auf aus der Nacht, du bleiche Meerfrau aus der Volkestiefe — —

*

Vorbei, vorbei . . . alles geht vorbei. Nun iſt es z. B. aus mit den gemütlichen „Burgunderabenden" bei Georg Jonathan.

Er hat nicht länger Zeit. Er wird immer mehr in Anſpruch genommen. Teils wohl von öffentlichen Angelegenheiten, beſonders aber von Privatgeſchäften. Er arbeitet wie ein Pferd, ſpekuliert in Häuſern, Wäldern u. ſ. f., während ſein Compagnon „ſich an Hinterlaſſenſchaften und ungerechten Prozeſſen mäſtet" Georg Jonathan „beabſichtigt nämlich, reich zu werden"; er kommt „immer mehr zu dem Reſultat, daß das Leben nicht zu leben iſt, außer man ſchläft in Seidenbetten". — „Ja, aber Sie ſind doch ein Demokrat, Mann?" — „Ja; ein wahrer Demokrat." — „Aha!" — „Das iſt ein ſchlechter Demokratismus, welcher will, daß alle Menſchen Häusler ſeien; auch iſt es ein ſchlechter Ariſtokratismus, welcher will, daß die meiſten Häusler ſeien; wir wahren Demokraten wollen, daß ſo viele als möglich Herrenleute ſeien!" — „Und um den Anfang zu machen, wollt Ihr ſelbſt Herrenleute ſein?" — „Jawohl." — „Auch wenn es auf Anderer Koſten geſchehen muß?" — „Auf Koſten der Dummheit, ja; die Idioten *wollen* nun einmal ihre Erziehung teuer bezahlen. Aber wenn ſie einen Teil bezahlt haben, werden ſie ſagen: ‚Wozu halten wir uns eigentlich dieſe Advokaten und Geſetzgeber?' — und eines Tages werden ſie entdecken, daß dieſe Lehre doch ihr Geld wert war." — „Sehr pfiffig." — „Ja." —

— „Von nun an," ſagte er heute abends zu Dr. Kvaale und mir (den ſtetigſten Teilnehmern an ſeinen „Junggeſellenkneipereien"), — „von nun an kann ich mir nur eine vernünftige Stunde per Tag geſtatten; der Reſt muß den Idioten geopfert werden. Aber um ſelbſt nicht ein Idiot zu werden, muß ich dieſe Gelegenheit haben, um eine Stunde im Tag Georg Jonathan reden zu hören. Dieſe Gelegenheit müſſen Sie mir ſchaffen, Mylords. Alſo womöglich, jeden Tag um fünf Uhr, in meinem Zelt, Univerſitätsſtraße, hier. Für den Kaffee ſteht Frau Jonathan ein, für die Liköre ich."

Wir dankten lachend. Dr. Kvaale riß einen Witz. „Auch ich lege Wert darauf, Georg Jonathan reden zu hören," ſchmetterte er mit ſeinem gutmütigen,

schlimmen Lächeln, „und werde also kommen, sofern nicht eben ein anderer Gaustad-Kandidat auf mich Beschlag legt.“ (Dr. Kvaale pflegt nämlich zu behaupten, daß Jonathan den Größenwahn habe.)

Georg Jonathan verbeugte sich. „Sie auch, Gram?“ fragte er dann.

„Ja, da Sie so gute Spirituosen haben.“

„All right.“

„Und so exceptionelle Cigaretten . . .“

„If you please. Abgemacht also!“

„Gute Nacht, Sie Gesellschaftsumwälzer in Seidenstrümpfen!“

„Gute Nacht, Sie teuerer Lehrmeister der Idioten!“

„Good bye, Mylords!“ — — —

— — Er kommt übrigens nicht auf. Man gebraucht ihn wohl nicht selten und er ist nicht ohne Ansehen, aber politisch wird man ihn sich fern halten; man wird ihn vergessen, wenn die Beute geteilt wird.

Er spielt ganz gut Komödie. Aber gut genug — spielt er nicht. Er ist und bleibt ihnen zu merkwürdig. Zu sehr Jonathan.

Schon die vielen Malereien und der ausgesuchte Komfort erschreckt den Kristianenser Höker, wenn er über die Schwelle tritt. „Hu, hier riechts nach Christenblut . . . hier riecht es förmlich europäisch!“

Die Idioten sind nicht so dumm, wie er es glaubt. Sie haben auf jeden Fall Instinkt. Sie fühlen recht gut —: der Advokat Jonathan mit dem steifen Nacken und den weißen Händen, er gehört nicht mit zu unserer Herde. Es geht von ihm so kalt aus; sie ahnen, daß er in seinem Herzen ihrer spottet. In einer kleinen halbpolitischen Soiree hörte ich einen der leitenden Schuhmachermeister sagen: „Jonathan ist ein sehr tüchtiger Mann; aber ich weiß nicht, — ich kann halt niemals so ein rechtes Zutrauen zu ihm fassen!“ — Ein anwesender Großbauer und Laienprediger nickte und sprach: „Er ist ein Geistesaristokrat!“ — Sie haben den Instinkt.

XII.

Es überfällt mich Rührung, so oft ich definitiv von einem Paar Stiefel Abschied nehme. Diese Zwillinge, die von Geburt an und bis jetzt mir so still und treu folgten, meine Persönlichkeit auf all ihren Wegen trugen und stützten und die nun ganz einfach verabschiedet werden, auf grauem Papier, ohne Pension ohne Orden, — sie kommen mir so wunderlich wehmütig vor.

Es ist Weltschmerz in ihren niedergeschlagenen Mienen, Vorwurf und Bitterkeit in dem Hängenlassen ihrer Ohren. „Dies ist also das Ende vom Lied, das der Dank! Uns einfach wegschleudern, wie man alte Liebhaberinnen von sich stößt! Und dann uns einzutauschen gegen diese langweiligen, frischen, seelenlosen Schuhmacherfabrikate, diese Handelsware, die nur ein Abdruck vom Leisten ist . . .“

„Es ist wahr, es ist wahr, meine Freunde,“ seufze ich. „Aber das Leben ist so. Wir wechseln ja auch die Haut, unsere eigene, leibliche Haut, die einmal Muskelgewebe war, Nerv, Blut, Seele . . . werfen sie einfach ab, sobald sie abgenutzt ist.“

Und mit schonender Behutsamkeit stelle ich die alten, schiefen Stiefel, die

ein Teil meines Ich geworden, auf den Boden oder irgendwo anders hin, wo sie sicher aufgehoben sind. Ich kann sie nicht fortgeben; es wäre häßlich, die alten, treuen Wesen ihre Seele wechseln, mich gegen den ersten besten Schelm oder Landstreicher eintauschen zu lassen. Aber ich will sie auch nicht sehen. Das wäre, wie Gespenster sehen, — Skelette mit geborstenen Hirnschalen und großen, leeren Augen.

Wäre nicht dies häßliche, moderne Stadtleben mit seiner ewigen Heimlosigkeit, — Nomadenleben ohne die Freiheit der Wüste, ohne die Frische des Gebirges, — ich glaube, ich würde eine Schuhgruft errichten, ein Stiefelmausoleum. Da wollte ich sie gesammelt stehen haben, Seite an Seite, in Abschnitte, Kapitel geordnet, alle die Schuhe, die ich verbraucht, und jeden Sonntag würde ich hineingehen und meine Andacht verrichten. Und wenn ich dann gestorben wäre, so sollte auch mein Sarkophag da beigesetzt werden; denn was ist die Leichentruhe denn schließlich anderes, als unser allerletztes Paar Schuhe?

*

„Sie haben nicht viel Respekt vor der Litteratur, Jonathan?"

„Noch weniger vor den Litteraten. So ein Schriftsteller kommt mir vor, wie der junge Gelbschnabel, der eines Abends mit klopfendem Herzen und bleichen Wangen hinausschleicht, um auf der Karl-Johann-Straße Eroberungen zu machen. Alles schön; das Mädchen lächelt gar holdselig, und er entdeckt, daß es gar kein gewöhnliches Mädel ist; im Gegenteil; es ist eine Dame, ein Weib, ein wirkliches Weib, eine, die vom bloßen Sehen sich in ihn verliebt hat; er ist der Götter Liebling; er befindet sich mitten in einem Märchen drin. Und er ist glücklich und enthusiasmiert und kramt all seine dürftige, siebzehnjährige Weisheit vor dem Frauenzimmer aus und glänzt mit seinem bischen gelbschnabeligen Geist, denn sie soll erzogen werden! Er macht schon Pläne, wie er sie „heben" will, sie entwickeln zu etwas Höherem, zu einem Wesen, das seiner würdig sein soll; und sie lächelt und lächelt und ist ungemein empfänglich; — mittlerweile ist er in ihrer Kammer und die Eroberung ist vollbracht. Hja! — alles gut und schön; doch am andern Morgen stiehlt er sich fort aus ihrer Höhle, sehr niedergeschlagen; denn nun weiß er, daß sie doch nichts anderes war als eine Dirne, welche heute Abend gleich holdselig dem nächsten Idioten zulächeln wird."

„Dies Frauenzimmer ist aber das Publikum."

„Ja. Heute jubelt es über Ihr Buch; morgen weint es Thränen über einen weichen Nähterinnenroman und übermorgen klatscht es im Theater einem Stücke Beifall, welches das Gegenteil predigt von dem, was Sie ihm eingaben ... Um ein solches Weib freit doch ein Mann nicht!"

Mir schien eigentlich, er habe recht. „Mittlerweile." — sagte ich — „aus Ermangelung von Jungfrauen . . ." —

„Ja, so reden die Litteraten, nnd darum verachte ich sie."

— — Ei ja. Ich im Grund genommen, auch. Es wird, zum Teufel, kein Roman. Es ist ja alles miteinander nur gemeines Zeug. —

*

Jonathan goutierte mich heute nicht. Ich erzählte von der Natur da droben, von der Einsamkeit, der alten Kirche, den Bauern mit ihren eigentüm-

lichen Trachten und ihrer alten, schönen Sprache, bis er sagte, ich sei ein elender Romantiker.

„Wir wollen von dergleichen nichts mehr," sprach er. „Die Kirche soll in ein Theater verwandelt werden; die Einsamkeit soll eine Fabrikstadt werden, mit einer halben Million Bewohner, und die Bauern mit ihren alten Beinkleidern und ihrem Landsmaal*) u. s. f. sollen von intelligenten Menschen ersetzt werden, welche englisch reden".

Ich schimpfte auf diese praktische, langweilige Verstandesperiode ohne Phantasie und ohne Seele; er schimpfte auf die „Reaktionszeiten". „Diese feigen Tage, in welchen man zu Kreuz kriecht —!" sagte er. „Nach außen hin leben, das ist gesund leben!" — „Gesund, ja; aber so lange lebt man nach außen hin, bis alles, was in Einem Blut und Seele ist, sich verdichtet und verhärtet und bloß zu Haut und Horn wird..."

Dennoch sind es die gesunden Zeiten, welche die Menschen vorwärts bringen", fuhr er fort, „und wir können froh sein, daß wir in einer Epoche wie diese hier leben. Nun befaßt man sich mit Fragen, welche man lösen kann, und indem wir eine Frage nach der anderen lösen, werden wir schließlich das Dasein recht stilvoll und anständig gemacht haben. Das ist das Einzige, was Männer interessieren kann. Handeln ist der Genuß des Mannes".

„Einstweilen aber geht die englische Aristokratie zum Katholizismus über! Und in Paris erheben sich Stimmen gegen Emile Zola selbst; man findet, daß es eine Seite des Lebens und Seelenlebens giebt, welche in diesen Zeiten der Gesundheit vollständig danieder gelegen..."

„All right", sagte Georg Jonathan. „Das sind die Hysterischen. Wenn man eine Weile vernünftig gearbeitet hat und man schließlich soweit gelangte, daß man so ziemlich anfangen könnte, so kommen die Hysterischen und wollen vorher Auskunft haben über die Unsterblichkeit der Seele. Das kennen wir. Wir wollen vorläufig aber nichts davon wissen. Es ist wie auf dem Land, wenn ein Geselle daher kommt und den Bauern einredet, daß sie den nächstfolgenden Samstag zum Himmel auffahren würden; da setzen sie sich hin, ihre Seele zu pflegen und der Acker bleibt liegen. Wir warten, wissen Sie, damit bis nach der Frühlingssaat. Nicht wahr?"

„Ja wohl. Wir werden also warten!" (Achselzucken.)

Er sah mit spähendem Blick auf mich. Ich mußte unwillkürlich lächeln. „Freidenker dulden wohl auch keine Freidenker unter sich", dachte ich bei mir selbst.

*

Fräulein Berner hat diesen Sommer in Hankö verbracht; sieht gut aus. Braune, frische Farbe, lebhafte Augen, junge Bewegungen; wenn ich da droben lag und sie zu einer alten Jungfer umdichtete, so beweist das nur, daß ich krank war. Alt! In Paris sind die Frauen bis zu 40—50 Jahren jung (und das dort, wo das Leben so anstrengend ist!); es kommt nur darauf an, ob man sich instand zu halten weiß. Fräulein Berner könnte wahrhaftig eine elegante, junge Frau werden.

Alle Menschen versichern mir, daß ich auch gut aussehe. „Na, die Bergluft hat Ihnen wohlgethan!" — Ich finde plötzlich selbst, daß ich mich erholt

*) Landsmaal = norwegische Bauernsprache.

habe. Und hier, wo es Menschen und Zerstreuungen giebt (ich will z. B. ein bischen mehr am Gesellschaftsleben teilnehmen), werde ich bald mit dieser meiner letzten Dummheit fertig werden. Ich fühle kein Bedürfnis, sie wieder zu sehen. Eher Furcht. Es würde eine peinliche Begegnung.

*

— „So hat sie also wirklich Intelligenz genug besessen, die Kleine, um Trost zu suchen für die Entbehrungen des Ehestandes. Warst nicht Du es, der mir das erzählte? Von den vielen Anbetern . . ."

„Na, na," kläffte Mark-Oliv ein wenig erschrocken; „so war das nun nicht zu verstehen; es ist gewiß nicht so schlimm."

„Natürlich nicht; nur in aller Schicklichkeit, selbstverständlich. — Unseren jungen Frauen könnte es übrigens nicht schaden, wenn sie ein wenig französische Moral lernten; das würde ihr Martyrium ein bischen erleichtern. Und da kriegten wir auch nicht so viele Emanzipierte."

„Emanzipierte?! Mh, mh"; Markus geriet in Eifer und hielt einen Vortrag. Schließlich sprach er seine tiefste Achtung vor Fräulein Holmsen — „entschuldige, Frau Ryen" — aus, weil sie sich so warm dieser wichtigen Sache und all dessen, was damit in Verbindung steht, angenommen; „sie ist von Morgen bis Abend auf den Beinen; ist überall dabei; schont niemals ihre Kräfte; ist in allen Komitees und ist Obmann — mh. Ob . . . . frau, ah! ha! ha! — überall, wo etwas Nützliches in Gang zu bringen ist; sie arbeitet so, daß sie sich zugrunde richtet, schläft bei Nacht nur auf Bromkali, sagt meine Frau."

„Ja aber — die Kurmacher?"

„Kurmacher?" — Er lächelte verstohlen in seinen Bart, wie einer, der eine amüsante Mystifikation ausgeführt; „schrecklich, wie leichtgläubig Du bist, Gram," sagte er.

„Ich bitte; ich wollte nur auf eine scheinbare Nichtübereinstimmung in den Dokumenten aufmerksam machen."

„Schrecklich leichtgläubig. Nein, wie gesagt; Frau Ryen ist eine sehr verständige Dame; nun will sie zu mir kommen und die eßbaren Schwämmearten sammeln und zubereiten lernen, so daß sie noch sehr viel Gutes im Dienste des Vaterlandes leisten kann. Das Weib müssen wir mit uns haben, schaust Du . . ."

Das kam so jäh und naiv, daß ich lachen mußte. Er gab seinen Vortrag über Nutzen und Bedeutung der Schwämme von sich.

Wir standen an unserer gewöhnlichen Ecke in der Karl-Johann-Straße und wollten uns gerade trennen, um jeder zu seinem Mittagmahl zu gehen. Da kam, wie vom Schicksal gesendet, ein Gefährt daher, mit drei Menschen drin, zwei Damen und einem Herrn . . . Ich stutzte, versteckte mich hinter Mark-Olivs breiten Schultern nnd dichter Haarmähne und setzte mein Glas auf . . .

Ein älterer, eleganter Herr von etwas verlebtem Aussehen; eine ältere, madame-artige Frau, albern stolz darauf, so standesmäßig zu fahren . . . und dann — sie.

Ich hätte mir das nicht vorgestellt. Gelblich, rotäugig, schlaff, mit einem irritierten, hysterischen Zug um den Mund; unheimlich der alten Dame an ihrer Seite ähnlich, aber fast noch älter; kränklich, überdrüssig, nervös erregt, überangestrengt; — ich stand steif vor Entsetzen da.

Und starr in plötzlichem, verzweifeltem Schmerz.

Vorbei. Vorbei. In alle Ewigkeit. Diese triste, unheimliche Krankenhausgestalt ist es also, die ich zu einer Meerfrau und einer Löwin umgedichtet. Für sie hab ich all die thörichten Qualen gelitten und bin schlaflos so manche hallucinierte Nacht dagelegen. —

Ich drückte schweigend Mark-Oliv die Hand und ging. Kalt und flau und schlaff, meines letzten Traums beraubt; kahl gerupft, ganz kahl. Nichts mehr übrig. Es ist schlimmer, eines schmerzlichen Traums beraubt werden als einer angenehmen Wirklichkeit.

— — Ich hätte mein Leben dahingegeben, um sie als Bacchantin zu sehen, halbnackt und keck auf einem hohen Triumphwagen, mit Rosen im Haar und einem höhnisch-wollüstigen Lächeln auf den Lippen, geleitet von zehn festgeketteten Anbetern, denen die Zunge aus dem Halse heraushing . . .

*

Dies war das Aergste.
Nun habe ich nicht einmal mehr meinen Kummer übrig.
Bloß eine ewig nagende Gewissensfrage: „Bist Du daran schuld?“ —
Doch im Gewissensbiß ein Tropfen geschmeichelter Eitelkeit — — —
Und in der Eitelkeit ein Atom Selbstverachtung.

XII.

(November.)

Dies hoffnungslose Wetter. Regen und heulender Sturm; Klopfen und Lärmen mit den Dachziegeln und den Thoren; Getute in den Rauchfangrohren; Regengeknatter an den Fensterscheiben. Wetter zum Untergehen, zum Versinken, zum Hinabfallen; ertrinken; in den Akerselv hineintaumeln; finsterstumme Nacht; niemand würde den Todesschrei hören.

„Brausend zieht der Leichenzug
„Durch die Herbstesluft;
„Mephisto schreitet ihm voran
„Als Küster bis zur Gruft.

„Und wenn Du nicht mehr übrig hast,
„Woran Dich glücklich schauen,
„So tröste, tröst' Dich, lieber Freund;
„Dem Tode darfst Du trauen!“

XIII.

(2. Januar 87.)

Nun hab ich eine Zeit lang hübsch geschwärmt; Theegesellschaften und Julbälle. — Man kann es aushalten.

Ich habe ja Fräulein Berner. Wird es zu traurig, so mag ich mich immer niedersetzen und mit ihr konversieren. Sie ist nicht dumm. Gottlob.

Aber heute Abend konnte auch sie mir nicht helfen. Ich war unmöglich. Die Langeweile überwältigte mich; die Leere wurde zur Tristheit, zur Qual, zu physischem Leiden.

Ich war „erkühlt".

— Ach, das ist gar schlimm. Das ist schlimm — mehr als alles. Das ist Tod und Abgrund. Das ist Amen und Schluß. Ich bin nicht mehr jung. Ich bin der ältere Herr.

Nicht mich suchen sie, die kleinen, tanz- und kußtollen Backfische. Sie schauen sich erst um, ob nicht irgend ein rotwangiger, männlicher Backfisch da ist, mit dem sich zusammenthun; und erst, wenn kein solcher zu finden, oder wenn er sich treulos zeigt und der langweiligen Marie den Hof macht, — kommen sie schmollend zu mir. Ich kriege die leeren Tänze. Und holen sie mich, so fühle ich es in jedem Wort und sehe es in jedem Blick, sie thun es einzig und allein mit Rücksicht auf genannten männlichen Backfisch, — um ihn eifersüchtig zu machen. Meine Zeit ist um.

— O, ich kenne sie. Ich war selbst einmal zwanzig Jahre alt; interessant blaß mit einem kleinen, netten, blauschwarzen Seidenschnurrbart; just so zum küssen. Und man hatte allerlei Glück. Aber . . . dumm, selbstverständlich. Begriff es nicht, wenn sie selbst sich mir aus vollen Schalen anboten; hatte Skrupeln, Prinzipien, Gewissen, — Feigheit. Feigheit, nämlich. Die ganze „Moral" ist von schüchternen, ängstlichen Burschen gemacht worden, die es nicht wagten, einen Schleier zu lüften . . . oder auch von Herren meines Alters.

— O, wir Esel und Söhne von Eseln! Es giebt eine Zeit, wo man glücklich sein könnte, wo man Illusionen hat, warmes Blut; frische Nerven und ein junges Gehirn, — alle Bedingungen, um voll zu genießen und sich ganz hinzugeben im Rausch des Augenblickes, um Seligkeiten zu fühlen, die mehr wert sind, als alle Ehrwürdigkeit Methusalems. Aber da kommen die Moralisten. Hüte Dich! Denke an Deine Gesundheit! Denke an Deinen Schöpfer in Deiner Jugend! Denke an das Alter! Lebe alt, um jung zu sterben! — Und der junge Stümper, der schon von Natur aus scheu genug ist, verliert allen Mut. Sperrt sich in seine Kammer ein und phantasiert. Und seufzt. Und hat Gewissen.

Nun ist es zu spät. Nun kann ich weinen über die vergeudete Gnadenzeit. Dergleichen versteht man immer erst nachher. —

— In solchem Grade bin ich „ältlich", daß die Närrischkeit der Jungen mich schon zu ärgern beginnt. Ich nehme Anstoß daran, fühle mich in meiner Schamhaftigkeit verletzt, sittlich entrüstet. Hagestolzgalle, Altenmannsneid! Es ekelt mich, all diese kleinen Künste zu sehen, all das Lügen, die Diebischheit und lüsterne Niedertracht, die sie entwickeln, diese jungen Verliebten, um hinter eine Thüre zu schlüpfen, oder in eine Ecke, und sich an einander zu drücken . . . Sie sind imstand, den besten Freund zu verraten, Vater und Mutter an Ehre und Leben, um sich eine Minute lang mit feuchtem Munde zu schnäbeln oder einander zärtliche Fadaisen ins Ohr zu flüstern. Ich kenne all diese Kniffe, und wenn ich ihre Augen sehe, während sie heimlich auf leichtfertigen Verrat sinnen, da sind diese Augen wie Diebsaugen . . . gelb, siech; ganz wie die Augen eines Kleptomanen, wenn er den Schimmer eines Silberlöffels wahrgenommen. —

— Wenn der Teufel alt wird, geht er ins Kloster. Schrecklich wahrscheinlich; was sollte der Stümper denn sonst beginnen?

XIV.

Der Ehemann Brun geht herum und wedelt und will aus mir herauskriegen, wieviel er mir eigentlich an jenem unglückseligen „Junggesellenabend“ anvertraute. Er macht mir Spaß.

„Du sagtest, Deine Frau sei eine Xantippe,“ behaupte ich.

Er wird rot und feierlich. „Das kann ich nicht gesagt haben! Es ist häßlich von Dir, so was zu behaupten. Sie ist nämlich absolut das beste Wesen“ u. s. f.

„Sie kann nicht einmal Knöpfe an die Weste nähen, sagtest Du.“

„Na, solche Kleinigkeiten; glaubst Du, es existiert eine Ehe, wo man nicht hie und da ein wenig rauft?“

„Ach nein. Die Wahrheit zu gestehen, so erzähltest Du mir nicht mehr, als was jeder glückliche Ehemann beim dritten Glas Toddy erzählt.“

„Jesus, Du weißt ja . . . Man bleibt ein Mensch, auch wenn man verheiratet ist; man kann ärgerlich werden und es giebt allerlei Reibereien; wenn zwei Personen mit einander leben sollen, ist immer eine gewisse Resignation erforderlich; aber rede Dir nur nicht ein, daß ich mit Dir tauschen möchte“ ꝛc. ꝛc.

„O nein. Eher passiert es, daß ich mit Dir tausche, — mir auch eine Frau anschaffe. So wenig hast Du mich erschreckt, Väterchen!“

Der ganze Bursche sah aus wie ein Seufzer der Erleichterung, und er wurde eitel Vertraulichkeit.

„Ja, Du solltest das thun. Man wird dieses Junggesellenleben bis zum Ekel überdrüssig. Du weißt, in einer Ehe giebt es auch schlimme Zeiten; man geht herum und ist böse miteinander; zankt sich um eine Bagatelle, ja, bildet sich vielleicht ein, daß man sich gar nicht mehr mag; darauf magst Du vorbereitet sein; ich muß es Dir nämlich sagen, all diese thörichten, dummen Illusionen, diese sind das Schlimmste; eine Ehe soll absolut das Paradies sein und dergleichen. Man kann, meinertreu, finden, sie sei hübsch, grauslich und unerträglich; recht schlimm kann Einem alles scheinen. Aber dann bemerkt man, wie sie so still und tapfer einhergeht und es aushält, Böses leidet, aber thut, als sei nichts, alle die langweiligen Alltäglichkeiten ruhig und geräuschlos verrichtet wie sonst; plötzlich mit irgendeinem kleinen rührenden Zug kommt, welcher zeigt, daß sie eigentlich gern wieder gut Freund wäre und diesem ihrem Brummbär . . . Ja, plötzlich, eines schönen Morgens ist die Verstimmung vorbei und man sitzt umschlungen und ganz verwundert da und findet, es sei gerade, wie da man neu verlobt war! — Tja!“

Er sah rührend glücklich aus. Es war noch Glanz in seinen Augen von der letzten Versöhnungsszene.

„Und,“ fuhr er fort, „da fühlt man sich so beruhigt und sicher und wohl angebracht. Man kennt sie ja und weiß, wie durch und durch brav und gut und zuverlässig sie im Grunde ist, und weiß, daß sie ihren Mann kennt und seine Mängel und Fehler, ihn aber dennoch lieb hat . . . Und das ist halt etwas, das man als Junggeselle niemals erleben kann.“

— — Es ist so, wie er sagt. Die Zuverlässigkeit, darauf kommt es an. Das große, ruhereiche Zutrauen. —

*

Pastor Löchen interessiert mich. Es ist also wirklich noch möglich zu glauben und in diesem Glauben Ruhe zu finden.

Wer „wieder ein Kind werden" könnte! — „Der Christ langweilt sich nie," hab ich irgendwo gelesen; — großer Gott, leben ohne sich zu langweilen! — Ich verstehe das gar nicht.

Jedoch aller Träume und Illusionen beraubt, leide ich durch das, was mir fehlt und friere in dieser Weisheit der „Erkenntnis", daß man „nichts wissen kann". Diese aeterna nox sine luce läßt sich mit einer gewissen Flottheit ertragen, solang man jung ist und noch eine Hoffnung übrig hat; wenn man aber alt wird und vereinsamt, so ist sie ängstlich und voll Gespenster. Das Aergste ist, daß alles so gleichgiltig wird; wenn man mit den Weibern fertig ist, bleibt Einem nichts groß mehr übrig. Gar nichts, was da hilft. Alles einerlei; nicht einmal mehr ein Unterschied zwischen gut und böse. Ich sehe nur mehr eine Frage, die mich interessieren kann, — die nämlich, wie man auf die beste Art stirbt. —

„Die Wahrheit?" Giebt es auf der Welt etwas Gleichgiltigeres als die Wahrheit, nachdem man weiß, daß man nichts wissen kann? Und wenn man nicht das Beste erreichen kann, so resigniert man sich auf das Nächstbeste. Kann ich nicht die Wahrheit haben, so werde ich dankbar sein für . . . Frieden.

*

Merkwürdig, wie diese Liebe von mir förmlich weggewischt ist. Ich bin so kalt geworden, so kalt! Es schmerzt nur ein klein wenig im innersten Innern, dort wo der Traum seine Wurzeln hatte.

— Wenn es überhaupt Liebe war! Das ist's ja, was ich fürchte. Es war vielleicht nur „Pan". Die große Sinnlichkeit. —

Armes Mädchen! Nun geht sie und plagt sich mit der Frauensache und anderer Barmherzigkeit. Das ist wohl für sie, was der Becher für mich ist, ein Betäubungsmittel. „So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage" — — —

*

Ich gehe ziemlich oft zu Löchen und die Leute beginnen mich mit Fräulein Berner zu verheiraten.

Das weiß sie; so weit kennt sie die Welt und Karl Johann.*) Und wenn sie mir dennoch das gleiche, unveränderliche Wohlwollen zeigt, so kann sie wohl nichts Besonderes dawider haben. Sie wäre imstande, „ja" zu sagen, wenn ich ihr meinen Arm zu einer „Vernunftehe" antrüge.

Und warum nicht?

Ich habe nichts gegen sie nnd ich habe das Zutrauen. Nimm Dich dies einemal zusammen, Gabriel; rette Dich in den Hafen! Sie wird eine präsentable Frau, eine verständige Freundin und nachsichtige Gattin sein; das ist's, was Du brauchst. Ruhe, Sicherheit; ein gutes Heim; geordnete Verhältnisse; ah! es wäre an der Zeit. Endlich irgendwo hingehören . . . .

---

*) Die Karl-Johann-Straße: die „Boulevards" von Kristiania, der Korso, der Mittelpunkt der „schönen Welt".

Einen merkwürdigen Griff hat sie, um mich zu behandeln. Und das ist es wohl eigentlich, was wir wollen, wenn wir heiraten: jemanden kriegen, der uns zu behandeln versteht. Die Nervenharfe zu stimmen versteht. Es ist ihr eigenes harmonisches Wesen, das wirkt, sich mitteilt. Dann weckt der klare Akkord alles, was von Tonmöglichkeit in seiner Nähe zu finden ist, zu Mitklang und Zusammenklang.

Auch ihre Religiosität spricht mich an. Es ist etwas altväterisch Treuherziges und Sicheres darin; „wenn ich mich zur Ruhe lege, Engel um mein Lager stehn" . . . das ist etwas anderes als Gespenster und „spirits". So ein alter, ererbter Familienglaube ist wie der Anker im schwankenden Schiff; Gott weiß, ob sie mich nicht zur Ruhe beten könnte, wenn eines Tages die große Angst kommt. —

*

Dieser friedliche, labende Gedanke an ein eigenes Heim! Wie ein erleuchtetes Fenster im Dunkel der Winternacht lockt er und mahnt und zieht bezaubernd den einsamen, halbverkommenen Wandersmann.

Ich sage allen Schwärmereien und allen Backfischen ein herzliches Lebewohl. Ich will mich ausruhen und träumen am eigenen Herd.

Geschmack, Gemütlichkeit, Komfort; eine alte Wanduhr und eine alte Bibel . . . und in der Ecke der Wohnstube ein kleines Klavier, in dem all die tausend weichen Melodien schlummern und all die Akkorde, welche die Seele zur Ruhe singen. —

Ich *will* heiraten.

XV.

Glücklich der Mensch, der einen Freund hat, welcher nicht zum Schluß mit einem Wechselblankett kommt und ihn zu unterzeichnen bittet.

Feinde sind schlimm, Freunde noch schlimmer. „Wozu will er mich gebrauchen?" ist das Einzige, was ich denke, wenn jemand kommt und sagt, er sei mein Freund. —

Dieser schreckensvolle Kampf ums Dasein macht, daß wir nicht einmal Freunde sein können. Wir sind gezwungen, einander zu benützen, einander auszunützen, zu gebrauchen, zu mißbrauchen, einander zu betrügen, und sobald wir dreißig Jahre alt sind, trauen wir keinem Menschen mehr.

Wenn ich nun aber heiraten sollte, müßte ich selbst mit dem Wechselblankett zu alten Freunden gehen. Meine Finanzen sind in der herrlichsten Unordnung. Sie hat hübsch viel Geld, sagt man; man will aber doch nicht wie ein Bettler kommen und bei seiner Braut Münze schlagen.

Außerdem — wer weiß! In diesem kreditfähigen Lande erweist es sich in der Regel, daß jeder „reiche" Mensch bei näherem Zusehen akkurat — nur die Kleider auf seinem Leibe besitzt.

Ich würde riskieren, die Antwort zu kriegen: „Ach, Du, von dem Reichtum ist nicht eben viel mehr übrig." Vielleicht hat sie — wie ich — eine alte Tante, durch deren Tod sie Aussicht hat, 6000 Kronen zu erben . . . vorausgesetzt, daß der alte Heiligenmichel, bei dem die mehrerwähnte Tante wohnt,

sie nicht auf ihrem Sterbelager unter Gebet und Anrufungen dazu vermocht hat, das Testament zu seinen — des Heiligenmichels — eigenen Gunsten abzuändern. —

*

„Ja-ja, ja-ja! Sie können es doch probieren!" schreit Dr. Kvaale; „Sie mißgedeihen als Junggeselle, und da kann es ja des Experimentes wert sein ... Der Strick bleibt Ihnen als letzter Ausweg noch immer übrig!"

*

Im Negativen haben alle recht, — auch die Theologen.

Wie Löchen sagt: mit den „Garantien für die Verläßlichkeit der Erkenntnis" steht es auf der ganzen Linie elend. Selbst die Philosophie, deren Aufgabe es ja eigentlich sein sollte, diese Garantie zu schaffen, baut auf einer unbeweisbaren Voraussetzung. Nämlich auf der äußerst gewagten Annahme, daß wir überhaupt etwas zu erkennen vermögen.

Was ist rot? — that is the question. Die Antwort existiert nicht eher, als bis das Gehirn für sich selbst durchsichtig geworden, . . . ein Auge, das in sich selbst hineinzusehen vermag.

In dem Dunkel, welches jetzt herrscht, . . . wir sind nicht imstand, hinter unser eigenes Bewußtsein zu kommen . . . wird es vielleicht unsere einzige Rettung, uns zur Wahrheit „vorwärts zu fühlen", sie zu ahnen, unserem Instinkt zu folgen, wie das Insekt seinem Fühlhorn.

*

Diese abscheulichen Poeten, — besonders diese Franzosen, . . . ausgelebte, elende Kerle, die all ihre widerliche Hypochondrie in uns hineinschwätzen, und ihre Milzsucht und ihre Rückenmarkszehrung und ihre alte „vérole", was sie dann allesamt mit großen Namen aufmutzen und Welterfahruug nennen, Wirklichkeitstreue, Pessimismus . . . ich hasse sie ganz einfach.

Ich will heiraten und Marie*) lesen.

*

„Recht stilvol" soll das Dasein nach und nach werden, verspricht Jonathan, — wenn wir geduldig sein wollen, und mäßig und selbstverleugnend, und uns nur immer mit der Lösung jener Fragen beschäftigen wollten, die zu „lösen sind".

Ich verstehe, daß man von all dem Maßhalten kann müde werden. Es sind Kräfte und Wünsche in uns, die mehr verlangen. —

„Glück! Glück!" verlangt es da. — „Soviel Glück wie möglich," antwortet der Engländer. — „Ja, aber das brauchen wir nicht," erwidert es da; „wir verlangen Glück!" — „Well, well! soviel wie möglich," wiederholt der Engländer. — Wenn man da schließlich wütend wird und sagt: „Dann lieber unglücklich sans phrase!" . . . Ich kann es verstehen.

Geduld ist eine Kleinbürgertugend. Ich bi. es überdrüssig, zu resignieren.

*

*) „Marie" ist eine Norwegerin, welche sehr „passende" und fromme Erzählungen schreibt.

Fanny hat mich nie geliebt. Es war nichts anderes als des fünfundzwanzigjährigen Weibes hysterisches Bedürfnis nach einem Mann.

Daher meine Kälte. In ihrer Nähe war ich gleichgiltig. Hätte sie mich geliebt, so hätte sie mich mitgerissen; nur dem kalten Weibe gegenüber behält der Mann seine Sinnesruhe.

Hinter Fräulein Berners beherrschtem Wesen steht mehr echte Wärme als hinter Fannys gespielter Liebe.

*

(Champagnerstimmung.) Alter Silberschmuck macht mich ganz toll. Ich schenkte zehn Jahre meines Lebens für eine Sammlung von Broschen und Filigranarbeiten. Redacteur Klem gab die gewöhnliche Soiré dansante zum Geburtstage seiner Frau . . . „meine Frau, sehen Sie, das ist nun einmal etwas ganz einzig dastehendes" . . . und da trug Fräulein Berner so einen wirklich stilvollen, alten Silberschmuck, — über Lübeck her vor vier Geschlechtern eingewandert, sagte sie; ganz einfach prachtvoll! Ich verliebte mich in sie bei diesem Anlaß; ich heirate sie, nur damit ich Eigentümer dieser Brosche werde. —

Alte Silberfiligranschließen — und altes Porzellan — und alte Bibeln — und alte Kirchen — und alte Geigen — und alter Wein . . . und junge Mädchen; junge, elegante Frauen auch, zugegeben . . .

„Voll Wunder die Erde.
Prächtig der Himmel, —
Schön ist der Seele Pilgrimsgang;
Durch die herrlichen, weiten
Reiche der Erde
Geh'n — Gott-weiß-wohin — wir mit Gesang."

*

Heute Abend hätte ich auf ein Haar gefreit.

Es kam so natürlich im Lauf des Gesprächs, daß die Frage mir schon auf der Zunge schwebte: — „und wir zwei, Fräulein —?"

Jedoch in diesem Augenblicke wendete sie den Kopf so, daß ich plötzlich bei dem einen Mundwinkel die beginnende Altjungferfalte sah, o . . . zu sehen glaubte.

Die Frage welkte hin. —

— — War sie übrigens, wie sie zu sein pflegt, heute Abend? Ich hatte ein paarmal die unbestimmte Empfindung, vernachlässigt zu sein.

Ich muß mich zusammen nehmen; jetzt oder niemals. Keine kleinlichen Rücksichten mehr. Das eigene Heim winkt mir, ein gemütliches, stilles, gebildetes Heim, in welchem der Frieden wohnt, wo Harmonie herrscht in jeglichem, in den Stimmungen der Seele wie in den Farben der Gemächer. Es ist ja nicht eine Geliebte, die ich begehre, nur eine Frau, welche Stil hat und ein gebildeter Kamerad ist. Und ich kann mir Elisa Berner gerade in dieser Rolle denken.

XVI.

(10. April 86.)

Ja wohl; Fräulein Berner war anders gegen mich in der letzten Zeit, und heute Abend komme ich nach zweitägigem Wegbleiben hin und höre, daß das Fräulein abgereist ist. Nach Bergen. Ein „freundlicher Gruß“ war für mich da und für „alle die anderen ausgezeichneten Freunde in Kristiania“.

Frau Löchen (die ihre Schwester ist und nicht ihre Cousine) war glücklich und nahezu gerührt. „Denken Sie sich, es ist wirklich ein ganzer Roman; ihre Jugendliebe, der Mann, für welchen sie sich interessierte und der all diese Jahre in Bordeaux drunten gelebt, ist vor kurzer Zeit Witwer geworden; aber Elisa ward nicht vergessen, und schließlich reiste er nach Bergen, um zu hören, wie es stehe, und eines schönen Tages erhält Elisa ein Telegramm: „Ich erwarte Dich in Bergen, — komme, — wenn Du wirklich jemals an mich gedacht hast.“ Und da können Sie sich vorstellen, — Elisa überlegte sich es nicht erst lange. Sie hat wohl immer an ihn gedacht, die Arme.“

Ich saß da und gaffte so ziemlich dumm, brach dann in Lachen aus. Frau Löchen sah mich erstaunt und beleidigt an und der Besuch wurde ziemlich kurz.

*

Diese Weiber, diese Weiber!

Sie heiratete dennoch aus Liebe. Das mit der Vernunftehe war also bloß eine Nottheorie, erfunden, wie all diese Not- und Resignationstheorien, zu Trost und Hilfe in den schlimmen Tagen, wo das, worauf sie ihr Vertrauen gesetzt, im Stich ließ und zerbrach. Und die Liebe herrscht und siegt immer noch fort, trotz aller Hagestolzbetrachtungen und Altjungfertheorien, trotz aller Philosophenweisheit und trotz aller bitteren Erfahrungen, und die Menschen gehen in aller Ewigkeit und roboten in ihrem Joch und machen sich zu Narren und Eseln und Hornvieh.

Aber jene, die nicht unter diesem Joch roboten wollen, sie sind noch größere Narren und noch größere Esel. Jetzt werde ich thun, wie mein seliger Vater: mir ein Landmädchen suchen, mit der ich den Totentanz antreten kann; denn mit einem Weib geht der Mann unter und ohne Weib kann er nicht leben. —

Denn so hat die Weisheit der Natur es eingerichtet: daß das Eine arg sein sollte, doch das Andere ärger, auf daß alle können unglücklich werden und mit einander in Schmerzen seufzen bis zu dem Erlösungstage, an dem die Beule dieser Erde mit Feuer wird weggebrannt sein.

*

Ich hatte mich nun an den Gedanken eines eigenen Heims gewöhnt gehabt; ich glaubte nahezu, daß ich im Hafen sei und diese beschwer[illegible] und freudenlose Junggesellenfahrt jetzt ihrem Ende nahe.

Unter welchem verdammten Stern bin ich geboren? Oder stand eine böse Fee an meiner Wiege, welche sagte, daß ich wohl „erreichen“ solle, was gute Feen mir versprochen hatten, daß das Gewünschte aber, wenn ich danach griffe, mir immer aus den Händen gleiten möge?

Warum muß ich solch ein Halbmensch sein? Warum diese beständige

Lahmheit im Beschlusse, dieser Mangel an Fähigkeit, den rechten Moment zu erfassen, diese geistige Paralyse; warum soll ich immer wie ein Thor hinweggehen von des Lebens Tisch, weil ich mich nie bestimmen kann, daran Platz zu nehmeu, ehe die Sitze eingenommen wurden?

*

Ich gebe es auf. Ich mag nicht mehr. Es ist bestimmt in Gottes Rat, daß ich in der Einsamkeit zerbröckeln soll. Meine vorgeschriebenen Quanta trinke und mit mir selber rede. Eines Nachts betrunken ins Meer taumle oder an einem Schlaganfall in meinem Bette sterbe. Niemand ist zugegen, der den Arzt holen könnte; der Todesfall wird erst zwei Tage später bemerkt; da bricht man die Thüre auf und findet mich mit angstaufgesperrten und gebrochenen Augen liegen. —

So setze ich mich denn also geduldig im Departementbureau auf meinem Schreibebock zurecht und gehe aller gebornen Kopisten Gang. Vergilbe langsam wie ein Vogteiakt. Sitze jeden Abend im Grand Café in meiner Ecke mit einem Zeitungsblatte in der Hand und thue, als folgte ich mit, thue, als lebte ich. Warum denn nicht? Es giebt viele, die auf solche Art durch die Welt schleichen. Ich tauge zu nichts anderem; so werde ich doch wohl dazu taugen. Das ist in seiner Weise ein friedlicher Gedanke; — wenn ich das Leben aufgebe, so werde ich nie mehr in diese Situationen kommen, mit denen ich nicht fertig werde.

Nun ruhe, Bürger; es ist wohl verdient. —

XVII.

(Juni 86.)

Es ist vorbei mit der Zeit, da ich trank, um heiter zu werden. Nun verlange ich bloß, nicht traurig zu sein. Das Leben ist ein beständiger Abschlag im Preis.

Aber es geht nicht. Diese verdammte Sommerzeit mit ihrer Wärme und all dem langweiligen Licht taugt nicht zu derartigen Uebungen.

Eigentlich hat jede Jahreszeit ihre Last. In den dunklen Monaten regiert der Alkohol. In den hellen sind es die Frauenzimmer.

Nur für die Tugend hat Gott in unserem Kalender keinen Monat eingerichtet.

*

Jemanden, der mir Mathilden ersetzen kann, finde ja doch nicht. Wo Teufel soll ich wieder ein bischen Galgenhumor hernehmen?

Alles wohl erwogen, war ich in der letzten Zeit ganz gemein feierlich.

Auf, Seele, und schlage die Saiten! Söhne von Norwegen; letzhin hab' i a Gois abg'fanga; lächelnde Hoffnung; Ola Hoyland ist durchgebrannt — —

XVIII.

(September.)

Die Kreise, in welche Fräulein Berner mich eingeführt, halten auf mich und das ist gut. Das bischen Gesellschaftsleben macht stramm und stumpft ab. Die Leute, welche ich da treffe, sind mir allerdings sehr gleichgiltig. Aber ich habe auch nichts gegen sie. Es ist guter Durchschnitt. Solide Grundsätze und patente Magen. Hie und da eine Sie, die sich kann sehen lassen. Prächtige, gemütliche, fade Menschen.

Aber wie lange ich es aushalte —? — Es ist anstrengend. Herumgehen und thun, als sei man dabei, thun, als interessiere man sich . . . eigentlich habe ich nie vorher gewußt, was Gleichgiltigkeit heißt. Es ist nicht bloße Indifferenz. Zu ihrer rechten Höhe potenziert ist Gleichgiltigkeit ein positives Leiden.

Ich unterscheide nicht länger zwischen den verschiedenen Gesellschaften und Zusammmenkünften (Bälle eingerechnet); es ist für mich alles der gleiche Nebel mit Schatten darin. Wenn man es nicht länger zum Verliebtsein bringt, bleibt nur eine große Aufgabe mehr übrig: das Gähnen ersticken. Das geschieht wohl am besten mit Hilfe des Alkohols; durch Champagner wird man sogar lebhaft. Macht Witze unh spricht Litteratur. Wenn man vielleicht endlich den Dampf ganz hinauf bekommen, ist die Geschichte eben aus. Man begleitet die unvermeidliche ältere Dame nach Hause, hält sich für den verlornen Abend durch eine mehr oder weniger große Dummheit schadlos und schwankt dann beim ersten oder zweiten Hahnenschrei müde und angeekelt zu seiner Höhle heim.

Und wenn man heimgekommen, so ist alles kalt und öde und leer und dunkel, wie der Schlupfwinkel des Wolfs, wie der Eule Nest. Zehnmal lieber eine Gardinenpredigt; diese würde in jedem Fall mit einem Kusse enden. Und selbst die wütendste Gardinenpredigt bedeutet ja nur, daß jemand existiert, der uns erwartet hat, daß jemand existiert, für den unser Leben und Treiben Interesse hat, ein Menschenherz, das an unserem Dasein Anteil nimmt . . . Ach, dies ewige Entsetzen und Grauen, überall fremd zu sein! —

— — Nun ist es fünf Uhr. Gute Nacht, Welt. Draußen beginnen schon Schritte zu hallen. Die glücklichen Menschen! Sie haben von zehn Uhr an geschlafen und wollen nun hinaus, etwas schaffen. Etwas Nützliches, etwas, das Zweck hat. Ah! wer ein Fabriksarbeiter wäre! Abscheuliche, widerliche Wesen sind wir, wir Parasiten der Gesellschaft . . .

Geh und leg Dich hin, zum Kukuk —

*

„Es wurde also doch nichts aus Ihrer Heirat?“ gellte Dr. Kvaale heute Abend auf dem Heimwege von Jonathan.

„Nein,“ sagte ich. „Ich überlegte mir's. Das heißt, ich überlegte es mir zu lange.“

„Ja, ja,“ sagte Kvaale; „ich kann dazu wohl ebenso sehr gratulieren wie kondolieren.“

„Na! Ganz, wie Sie wollen.“

— — „Sie haben ein bischen zu viel gelebt,“ fuhr er nach einer Weile fort, „und sie . . . hat wohl nicht gelebt. Ehemänner in solcher Stellung . . . gehen gewöhnlich ad undas. Eine halbwegs anständige Geliebte, — ich meine, eine halbwegs vorsichtige, — das ist für Männer Ihrer Art dennoch das Klügste.“

„Ja, wenn ich nur eine finde, die mir nicht gar zu gleichgiltig wäre."

„Aha," murmelte er.

„Nein, nein; nicht gerade so zu verstehen . . . Ich meine bloß, daß ich mit der Junggesellensentimentalität noch nicht recht fertig bin." — —

*

„Man muß verstehen, es sich so einzurichten, daß zwischen Genuß und Leiden ein so gewiß annehmbares Verhältnis entsteht," — sagte ich einmal zu Fanny.

Sie antwortete: „Ja, wir Frauen können das jedenfalls nicht. Wir müssen das Leben nehmen, wie es uns von allen möglichen Anderen eingerichtet wird."

Sie hatte recht, — nicht bloß, soweit es die Frauen betrifft. Sie hatte unbedingt recht. Beständig ist es das Kind, das recht hat und der Weise, der faselt. Das war aber auch eine Phrase: „sich einrichten!"

Nein; das Leben wird für uns eingerichtet — von allen möglichen Anderen. Es geht jedem von uns, wie der Herr zu Simon sagte: „Sie sollen Dich aufbinden und Dich dorthin führen, wohin Du nicht willst." Ich erinnere mich noch, wie mich das Wort mit Schreck erfüllte, da ich als kleiner Junge es in meiner biblischen Geschichte las. Es legte sich mir auf die Brust, wie Asthma; ich konnte nicht atmen. „Dich dorthin führen, wohin Du nicht willst!" —

Nicht bloß ist das Leben „für uns eingerichtet", sondern wir selbst sind uns gegeben. Ich weiß nicht, wer mich geschaffen hat; aber ich weiß, daß der, welcher mich geschaffen hat, in allen möglichen Hinsichten mich vorausbestimmte. Er setzte dies und das bestimmte Verhältnis zwischen Können und Wollen, zwischen Lust und Kraft fest; er legte diese und jene Triebe in dieser und jener Stärke mir ins Blut, und zum Herrn dieser Triebe bestellte er ein Ich, das gerade dies und das bestimmte Vermögen hat, sich in einem Beschluß zu konzentrieren.

Dann setzte er den Mechanismus in Gang, und je länger dieser geht, desto mehr wird er das, wozu er veranlagt war. Was von Anfang an schwach gewesen, wird angestrengt und immer schwächer; desto übermächtiger entwickelt sich das, was von Anfang an stark war. Und schiefer und schiefer geht alles, bis endlich eine Feder oder eine der Achsen springt. —

Nicht mit dem besten Willen kann ich das Grundverhältnis ändern, welches das Individuum G. Gram konstituiert; mein Wille ist nämlich abhängig von diesem Grundverhältnis. Gabriel Gram sein, das will sagen: nichts anderes sein wollen als Gabriel Gram. Ich sehe meine Mängel; aber durch diese selben Mängel ist auch mein Wille bestimmt; er kann also nicht über sie hinaus wollen. Durch starke Suggestionen kann er dazu getrieben werden, den Versuch zu machen; doch der Ausfall ist nur derselbe Fehler in neuen Formen. Der bekehrte Schlingel ist und bleibt ein Schlingel; nur übt er nun seine Schlingelstreiche in Gottes Namen.

Wenn ich von Uranfang an so krankhaft veranlagt bin, so disharmonisch im Grundsystem, — in Hirn, Nerven, Rückenmark, Ganglien, — daß alles für mich Leiden wird; wenn mir eben von Uranfang des Schweines und des Philisters ruhiger, gottergebener Sinn mangelt, so kann ich nicht Philister oder Schwein werden, so gern ich auch „wollte"; zuguterletzt bin ich nämlich gar nicht imstand, es zu wollen. Ich kann Georg Jonathan bewundern, ich kann ihn beneiden. Jedoch er sein wollen, — das kann ich nicht.

Und so wird das Leben für mich Leiden, — mit allen möglichen Versuchen, die ich machen mußte, um mich „einzurichten".

— „Leiden ist auch Genuß," sagt Jonathan; „es ist für das Leben, was das Salz für die Speisen!" — Das mag für den Gesunden gelten, dessen Leiden eben weder besonders tief, noch besonders anhaltend sind, — vorübergehende, mehr oder minder gewaltsame Unwetterschauer, die den nachfolgenden Sonnenschein um so viel schöner machen. Aber das gilt nicht für jenen, bei dem Leiden das Normale ist. Nicht für den, der so veranlagt ist, daß er die Freude nur negativ genießen kann, d. h. die Entbehrung fühlt, wenn sie verschwindet, doch nicht das Glück, wenn sie gegenwärtig; nicht für denjenigen also, dessen Leben zwischen Langeweile und Entbehrung hin und her oscilliert. Für ihn ist das Leiden nicht das Salz in der Speise, sondern der Wermut im Becher; es ist nicht nur an und und für sich bitter, sondern verwandelt auch die Freude in Bitterkeit.

„Ein annehmbares Verhältnis zwischen Freude und Schmerz", wenn der Schmerz = Schmerz und die Freude auch = Schmerz! Ist es nicht merkwürdig, daß ein erwachsener Mensch so etwas sagen kann? —

XIX.

(Neujahrstag 1887.)

Dies ewige Einerlei! Dies abwechslungslose, begebenheitslose Grau-in-Grau, welches macht, daß ich herumgehe und mich mit meinen Dummheiten von gestern und vorgestern quäle, weil niemals etwas geschieht, das einen Unterschied setzt, ein Punktum und Finale und frisches Kapitel macht, Absolution schenkt und Vergessenheit für gestern und vorgestern, indem es alle Welt zwingt, an etwas zu denken! Ich begreife, daß man einen Mord begeht, um die kleine Gedankenlosigkeit vergessen zu machen, die man kürzlich verschuldet hat, und mehr als einmal wünsche ich den Untergang der Welt, auf daß meine Dummheiten zugleich mit ihr zu Grunde gingen.

Was hilft es, daß ein Jahr untergeht? Es geht unter, besteht aber dennoch, wie die Erinnerung an einen Toten.

Sünden können vergeben werden. Aber Dummheiten? Welcher Gott sollte sie vergeben? — Die muß man sich selbst vergeben, und bei sich selbst existiert keine Vergebung. Nur Vergessenheit; aber Dummheiten sind so schwer zu vergessen. Unsere Vergeßlichkeit ist da unzuverlässig. Vergessene Dummheiten sind wie versunkene Leichen; eines schönen Tages tauchen sie wieder empor. Gar manchmal bleibe ich mitten auf meinem Wege stehen, stöhne laut auf und beiße mir in die Zunge; da bin ich in den Wassern meiner Erinnerung auf solch eine emporgetauchte Leiche gestoßen, — eine alte, vergessene Dummheit, die plötzlich da liegt und mich mit gleißenden Zähnen anlacht.

Es giebt Menschen, denen ich das Leben wegwünschen könnte. Was haben sie mir gethan? Sie waren einmal Zeugen, daß ich mich dumm oder schlecht betragen. So oft als ich höre, daß solch ein beschwerlicher Zeuge zum Himmel gefahren, fällt mir ein Stein vom Herzen. Wüßten die Menschen, welchen Dienst sie einander erweisen, indem sie sterben!

— — Warum zum Satan mußte ich dies Glas zuviel trinken! In diesen Umgebungen, nnter diesen Umständen! — Oeffentlichen Skandal vor einer

ganzen Gesellschaft, . . . einen Mann, wie Pastor Löchen, in solcher Simplexmanier ausschelten, . . . Volksagitatorengeschwätz, Arbeiterverein . . . „Nicht Gold, nicht Silber, noch Kupfer in eueren Gürteln“ . . . brr! — Dummheiten; Dummheiten, . . . vergessen; ihn nie mehr sehen — —

*

Georg Jonathan hat recht. Erst ruiniert man systematisch seine Nerven; ist man dann krank, so wird man Pessimist und sagt: die Welt ist eine Wüste. Und da die Welt eine Wüste ist, so muß es ein Paradies geben; denn sonst wird das Leben sinnlos!

Allein, da diese Logik etwas zweifelhaft ist, so braucht man Hilfe, um glauben zu können. Die einzige Hilfe, die sich auftreiben läßt, ist natürlich: der Anderen Glaube; daher mietet man sich Priester und Polizei, und plötzlich glaubt die ganze Welt an das Paradies. „Aber was alle Welt glaubt, das muß doch wahr sein!“ — sagte der Kranke.

Und so beherrschen sie kraft ihrer Krankheit die ganze Welt, und wenn jemand ihr Gewebe mit gesunden Augen betrachtet und sagt: „das ist ja kein Gewebe; der Kaiser hat ja keine Kleider an! — so schütteln sie den Kopf und sagen: „hinaus mit ihm! er ist nicht tief!“

*

Ach ja; wir sind krank.

Wir lähmen die ganze Menschheit mit unserer Hilflosigkeit. Unsere Hypochondrie soll für Weisheit gelten; unsere Hallucinationen sollen Offenbarungen sein.

Wir Kranken haben bloß eines zu thun, nämlich zu sterben; die Welt gehört den Gesunden, den Starken, den Lebensmutigen. —

Ich setze mich zu meinem Giftbecher und beschleunige den Prozeß. Dem Leben Skaal! Die Kranken pereant!

*

„Eines vergessen Sie immer, Jonathan: wenn die Menschen einmal so glücklich sind, so werden sie sich zu Tode langweilen! Sollen wir das Leben ertragen, so müssen wir es ein wenig schlimm haben. Ein hungeriger Mann bringt sich nicht so leicht um; er hofft beständig, daß er doch Gelegenheit finden wird, sich satt zu essen; doch der reiche Mann, welcher jeden Tag herrlich und in Freuden lebte, er ging spornstreichs zur Hölle, natürlich; Langeweile einerseits, ein ekles Gewissen andererseits“ . . .

„Er wäre nicht zur Hölle gegangen, wenn er an die drei, vier Stunden im Tag gearbeitet hätte“, meinte Jonathan. „Das ist die Sache, meine Herren. Arbeiten; im vollen Ernst; nicht als Sport; nicht so, wie man im Ministerium arbeitet; nein, arbeiten, wie der Schmied arbeitet, oder wie der Bauer arbeitet, um zu produzieren, zu schaffen, zu formen; Künstler sein, Gott, Schöpfer und Sklave ein paar Stunden im Tag; auf diese Art allein erhalten wir die Genußfähigkeit frisch; und auf diese Art allein erhalten wir das Gewissen in Ordnung.“

Dr. Kvaale nickte. „Ja, wäre nicht diese Idee von der Arbeit," sagte er, „so gäbe ich kein Oere für Ihre Zukunftsgesellschaft." — —

— — Hja; arbeiten . . .

Sehr vernünftig in mancher Richtung, höchst wahrscheinlich; aber — das fiel mir erst später ein —: wer soll da weiße Hände haben?

Eine lange, weiße Hand ist das schönste auf Erden. Wer wird schöne Hände haben, wenn alle Menschen jeden Tag in der Schmiede stehen?

Das mit der Arbeit ist eine Wollfrieß-Idee. Ich mag sie nicht.

*

Komödie! Komödie spielen! Das ist das einzige bischen Vergnügen, das ein Mensch von Bildung hat.

— — Ich stehe auf, trinke eine Schale Kaffee — kalt, — wasche mich und nehme eine kalte Abreibung. Frische Wäsche von Kopf bis Fuß. Meinen elegantesten Dreß. Glänzend reinen Kragen; blendend weiße Manschetten. Cylinder; Handschuhe; Augenglas; Stock. Daun zum Barbier; werde rasiert nnd frisiert; bei schwierigeren Fällen ins Bad, wo man sich einer gründlichen Reinigung unterwirft; kalte Douche darauf. Dann ein Frühstück mit Schnaps im Grand Café. Hierauf zündet man seine Cigarette an und geht hinaus auf die Karl-Johann-Straße und grüßt die tugendhaften Damen.

Wer sollte es da glauben, wenn man ihn sieht, daß dieser selbe stramme, elegante Herr heute nachts gegen zwölf in einem zweideutigen Restaurant saß und mit einer Marguerite Portwein trank?

— — Die tugendhaften Damen grüßen ihn mit sehr viel Achtung.

*

„Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle." Ich liege hier und lese einen deutschen Optimisten, welcher beweisen will, daß das Leben gut ist und das Dasein „sittig" und die Zukunft ein Rosengarten . . . und der Lebensüberdruß drückt auf mich durch die Nerven wie eine Lahmheit und wühlt mir im Magen wie eine dumpfe, dumpfe Angst.

*

Schade, daß Dr. Kvaale so in Anspruch genommen ist; sonst ginge ich mehr mit ihm um. Aber er hat die sicherste Praxis, die es giebt; er ist Spezialist in sexuellen Krankheiten. —

Wunderlicher Mensch!

Ich bringe ihn nicht dazu, von anderem zu sprechen als von allgemeinen Fragen; — er redet sogar über Politik. Er ist im ganzen genommen ein gescheiter Mann. Er kommt mit Georg Jonathan gut aus. Sein Hauptinteresse ist „diese Liebe", und er ist tüchtig „bohemisch", obschon nicht geradeso naiv, wie die Bohemen selbst.

Jedoch mit all seinen Allgemeininteressen ist er so verschieden von Georg Jonathan, wie nur irgend möglich. Er ist eigentlich näher verwandt mit mir. — Daß bei ihm etwas dahintersteckt, merkte ich erst, als ich entdeckte, er habe seine „Perioden". Mit kürzeren oder längeren Zwischenräumen kommen sie; sie sind

nicht langwierig; drei bis vier Tage etwa; da ist er für niemanden zu treffen; sitzt daheim und ist „krank", — d. h. er trinkt. Und wenn ein Mann wie er dem unterliegt, da hält man inne und kriegt Furcht — wie vor etwas Schicksalschwangerem. Das bedeutet, daß im innersten Innern hinter all diesen Gardinen eine einsame Menschenseele sitzt, halb toll vor Angst und Grauen, schwindelig vom Hineinstarren in das ewige Dunkel. —

*

„Das erste, was Du thun sollst, Mann
Ist sterben,
Wenn Du schön Mägdlein nimmer magst
Umwerben . . .

sang Thorvald Lammers heute Abend.

„Dann ist es aus, mein Held, mein Lieb',
— — — — — — —
Bist ausgebrannt; was übrig blieb,
Ist Asche,
Ist Asche" — — —

Ich kriege es nicht mehr aus dem Ohr — Asche, Asche; sterben, sterben ... Erdgepolter auf dem Leichensargdeckel; Trauerwirbel auf umflorter Trommel. Leer, schlaff, pfutsch. Nichts übrig. Eingraben, eingraben: ein großes Loch und Erde drauf, viel Erde drauf; er riecht schon.

Jung und schlank gegliedert hüpft die Nymphe halb versteckt vom Waldesgrün und Morgennebel zwischen Faun und Bockfuß im lüsternen Tanz; kann ich sie bald hervortauchen und wieder verschwinden sehen, hervortauchen und verschwinden; kann ich die weichen Rundungen der geschmeidigen Glieder sehen und den Verstand nicht verlieren, nicht hintaumeln in panischer Begeisterung und panischem Rausch, in wirrer, zeugender Lebenslust; kann ich ihr süßes, gefährliches Lächeln sehen, dies schmerzlich-wollüstige, leichtfertig-tiefe, ohne toll zu werden nach Küssen, sehnsuchtsiech nach Hochzeit und wilder Umarmung; was bin ich da anders als eine nasse Fischerjoppe und ein verendetes Schaf? — Ein tiefes Loch und Erde drauf; viel Erde drauf; er riecht schon; — Herr Du mein Gott, er riecht schon. —

— — Wunderbar, herrlich schön, fürchterlich bist Du, Du unschuldiger Selbstwiderspruch, den wir Weib nennen! —

Dieser ewig verlangende und gebärende Mutterschoß; dieser allverschlingende und allhervorbringende; Leben und Tod; das Meer. Das Teuflische und Himmlische in einer Person, die Sünderin und die Mutter; Eva und Madonna!

Du bist aus meinem Leben getreten, welches darum jetzt Leerheit ist und nicht wert zu leben. Die Saiten gesprungen, das Feuer erloschen. Ich bete Dich an und hasse Dich; Du aber verachtest meine Anbetung und Du verlachst meinen Haß, welcher die Ohnmacht ist. Ich will Dr. Kvaale um das genügende Quantum Morphin bitten; mein Leben ist Asche. — —

*

Je verfehlter sich unser Leben erweist, desto mehr glauben wir an ein Jenseits. Fanny hatte recht. Ist der erste Teil des Romans sinnlos, so verlangen wir, daß ein zweiter Teil mit der Erklärung komme.

Wenn es nur hülfe! — —

XX.

(1. Mai.)

(„Frühlingsstimmung.") An der Seele verkühlt.

Seelenkalt, seelenschlaff, seelenübel; geistig gesprochen, schlechten Geschmack im Mund. Unlust. Nur Unlust. Allgemeiner Ekel; taedium generale. Ich weiß nichts besseres, als es psychische Verkühlung zu nennen, — eine Verkühlung, die sich auf die Seele geschlagen.

XXI.

(Juni.)

Gehirnleiden. Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit.

Ich spaziere am Nachmittag herum und gehe müde ins Bett. Unbehaglich müde, nervenmüde; stumpf; fühle mich eigentlich schläfrig. Die Augenlider schließen sich von selbst; nach einer Weile sind sie so schwer und zusammengewachsen, daß ich ohne Anstrengung sie nicht öffnen kann. Sie schlafen auf eigene Hand. Aber innerhalb ist es halbwach.

Ein oder der andere Gedanke beginnt im Hirn zu nagen, still und ununterbrochen, wie eine Maus in der Ecke. Mehrere solcher Gedanken kommen, nagen ein wenig, verschwinden; kommen, gehen. Bleibt sitzen: nagt methodisch und mit Geduld; bald merke ich, daß in den nächsten Stunden es nicht still wird im Zimmer.

Ein oder der andere Eindruck des Tages, ein oder die andere Vorstellung aus meinem inneren Leben hat die Macht gewonnen. Ich befinde mich plötzlich mitten in einem Disput mit Pastor Löchen z. B., oder mit Georg Jonathan; ich werde warm, eifrig, böse; meine Worte glühen und treffen; ich argumentiere sicher und brillant, immer eindringlicher, immer überzeugender, bis alle meine Nerven in Brand sind und mein Körper zwischen seinen Laken bebt. Oder ich erinnere mich, daß dieser oder jener gute Freund mich beleidigt hat, daß er rücksichtslos gewesen, sich in meine privaten Angelegenheiten in einer Weise eingemischt, die ich als Mann von Selbstgefühl nicht gestatten kann, sowie, daß ich ihn aus diesem Grunde ausgescholten; ich beginne also an ihn einen Brief zu entwerfen, in dem ich mich erkläre, ihm die Sache auseinander setze, eifriger und eifriger werde, schließlich übereifrig; sehe klarer und klarer ein, welches Unrecht ich erlitten, wie grob dieser wohlmeinende, aber beschränkte Mensch mich mißdeutet und mißhandelt hat; halte ihm eine nachdrückliche Vorlesung aus Knigge. Es ist eine Art von Nervenrausch, den ich vorläufig ganz angenehm empfinde; ich bin davon interessiert, davon eingenommen, fühle mich überlegen, edel, intelligent; lasse Leib und Seele diesem Hirn ungern als freie Beute . . . bis ich so völlig wach werde, daß ich auch die Lider öffnen, eines wenigstens, und ich den Morgen ruhig und grau durch meine Fenster schimmern sehe. Da werde ich in

meinen Betrachtungen unterbrochen, wundere mich, daß ich schon so lange da liege; ärgere mich; die Hirngespinste verschwinden; ich fühle daß ich nervös geworden, unangenehm nervös; es drückt in den Schläfen, am Scheitel, im Hinterkopf; ich verzweifle darüber, daß wieder eine Nacht verdorben ist, springe auf und leere ein Glas Wasser mit Cognac oder atme ein Schlafmittel; gehe wieder ins Bett und fühle meine übermüden, torkelnden Gedanken in ein gewisses weichliches, wollenes Wohlbehagen verfließen . . . kriege also einen Moment Ruhe. Schlafe jedoch nicht ein; nun nicht mehr; nach der Ruhe kommt eine lange, quälende Nervenstunde; ich liege da und wälze mich in einem lästigen, dummen, warmen Unbehagen; es sticht und juckt überall in der Haut und schmerzt im Kopf; eine Art von nervösem Glühen in den Gliedern martert mich; ich habe nicht eine Sekunde Ruhe, winde mich, werfe mich, betrage mich wie ein Fieberpatient; plötzlich höre ich einen Vogel, der da draußen etwas sagt; er bekommt keine Antwort und sagt es wieder; bekommt dennoch keine Antwort und verstummt . . . Ein Wagen rumpelt die Straße entlang und verschwindet um die Ecke; Schritte erschallen und verschwinden . . . meine Vorstellungen beginnen fern zu werden, sich zu verdoppeln und in einander zu laufen . . . Dann erinnere ich mich an nichts mehr; das letzte, was ich sah, war etwas Weißes irgendwo, das gerade warm werden wollte . . . zweifelsohne . . . es verblaßt . . . Das leidende Hirn hat Ruhe gefunden. —

— — Dieser verdammte Kvaale, der mir nicht länger Chloral geben will! —

XXII.

(25. August.)

Noch einmal übergangen.

Ich bleibe all meine Lebtage als Kopist hier sitzen. In meinem Winkel versteckt. So versteckt, daß sogar Gott mein vergißt.

Woher kommt das? Ich bin wohl nicht eifrig genug. Interessiere mich nicht genug für die gute Sache. Ich gehöre zu den Lauen. Jedoch den Lauen spucken alle Parteien aus. Vom Minister der Rechten übergangen wie vom Minister der Linken. Denn es ist klar, wenn sich ein Mann als lau erweist, so hat er nicht den rechten Glauben, daß gerade wir — gerade die Conservativen, resp. die Liberalen, — die Rettungsmänner des Vaterlandes sind; hätte er den Glauben, so würde er sich uns anschließen. Der Laue ist zweifelhaft. Die Idioten wittern den Spötter, die Schafe den Wolf.

Und dann war ich nicht vorsichtig genug in der Wahl meines Umgangs. Ich habe nach eigenem Geschmack gewählt; an die „höheren Rücksichten" dachte ich nicht. In des alten Ministeriums Zeit war ich zweifelhaft, weil ich „Verbindungen mit der Linken" hatte; nun werde ich aus dem entgegengesetzten Grunde scheel angesehen. Es genügt nicht, daß man mit den Schafen umgeht; es wird begehrt, daß man ausschließlich mit ihnen umgehe; selbst schon eine einzelne Verbindung mit dem Lager der Wölfe weckt Verstimmung in der Schafheerde. Er ist nicht sicher; wir können in ihn kein Zutrauen setzen; wer weiß, ob der Schafspelz echt ist oder ob vielleicht ein Wolf dahinter lauert. —

O Menschenpack! Als ob das Leben nicht an und für sich schon traurig genug wäre, thun wir, was wir können, um einander noch mehr zu plagen. Die einzige Rettungsmöglichkeit ist, sich abzuschließen.

Aber diese einzige Rettung ist zugleich der sichere Untergang. —
Eine andere Sache wäre es, wenn man Arbeit hätte, ein Werk zu vollführen, etwas Vernünftiges vorzunehmen. Nun wäre es an der Zeit, es mit dem „Roman" zu probieren! — Eine Menge Energie wäre allerdings nötig, allein . . .
Auf irgend eine andere Art wird jedenfalls nichts aus mir!

XXIV.

(Oktober 87.)

(Nach dem Ball.) Ganze zwei Flammen.
— Ja wohl; die eine war bei Gott wirklich hübsch. Blond, üppig, kindlich — dämonisch; Gretchen. Die andere mehr Soubrette. Braunäugig und lebhaft. Bis morgen sind sie vergessen.
Gott schenke ihnen eine gute Heirat.

*

Schrecklich elend macht Einen dieses Leben. Alles wird mir so gleichgiltig, daß ich daran sterbe.
Wozu anders sollte es denn auch führen, dies Leben, welches ich gelebt? Erst diese Jugendthorheiten, die den ersten Stoß geben und die fundamentale Neurasthenie. Dann dies unreinliche Leben mit mehr oder minder verdorbenen Frauenzimmern. Dazu Alkohol- und Nikotinvergiftung...
Schließlich ist vom ganzen Menschen nichts anderes übrig als ein Häuflein wurmstichiger Knochen in einer gelben, schlottrigen Haut. Es war bei Gott ein richtiger Instinkt, der mich von Fanny fern hielt.
Ach, wie haben sie recht, diese Moralisten, welche die jungen Mädchen vor verschwärmten Männern warnen! Es sollte jedes Jahr eine öffentliche Musterung stattfinden, und alle Bursche, die nichts mehr können als die Rasse verderben und ihre Frauen hysterisch machen, sollten erstochen und in eine Kalkgrube geworfen werden. Das hat übrigens gewiß Dr. Kvaale gesagt. Ich habe keine brauchbaren Ideen mehr; mein Gehirn liegt in Spiritus.

*

(Der Traum des Optimisten.) Eine gut entwickelte Affenart verbreitete sich zu Beginn der tertiären (?) Zeit über große Teile von Afrika und fand zum Schluß ein so günstiges Klima und so glückliche Lebensbedingungen, daß sie nach mehrerer Jahrtausende Verlauf in einem sehr günstigen Moment ein Affenjunges hervorbrachte, das um eine Windung mehr im Gehirn hatte; als diese Windung im Lauf von zehn bis zwölf tausend Jahren sich ganz befestigt hatte und zum Artscharakter geworden war, stand der Buschneger da, der erste sogenannte Mensch.
Durch die neue Hirnwindung waren die Buschneger imstande, Steine zu werfen u. dgl. m.; außerdem kamen sie auf den Einfall, sich durch schlau angelegte Höhlen u. s. w. sich gegen die Sonne und andere Feinde zu schützen ꝛc. Auf Grund dieser Ueberlegenheit drängten sie mit der Zeit ihre Vorväter in

die Wälder zurück und bemächtigten sich selbst der besten Territorien. Sie verbreiteten sich über die größten und gesundesten Teile von Afrika und fanden schließlich, oben am Mittelländischen Meer, Lebensbedingungen, welche in solchem Grad eine höhere Gehirnausbildung begünstigten, daß nach einem Zeitraum von zwanzigtausend Jahren durch ein merkwürdig glückliches Zusammentreffen von Umständen noch eine Gehirnwindung mehr in ihren Köpfen hervorkam; und siehe, — es stand der Neger da.

Dieser verdrängte durch seine überlegene Intelligenz den Buschneger, breitete sich über ganz Afrika aus und rückte sogar in Asien ein. Hier fand die Rasse so günstige Bedingungen, das sie in ein paar Jahrtausenden eine neue Gehirnwindung entwickelten; der Mongole war entstanden.

Dieser neue Typus siedelte sich in Asien an und brachte in der Zeiten Lauf neue Variationen hervor; die spätesten nnd bestentwickelten davon waren die Semiten und die Arier.

Die letzteren rückten in Europa ein und fanden so günstige Bedingungen vor, daß sie auf dem Weg der Entwicklung noch weiter gefördert wurden. Sie brachten im Verfluß von ein paar tausend Jahren den Kulturmenschen hervor — den Griechen und den Römer. Der letztere erzeugte drei bis vier tausend Jahre später durch Entwicklung und durch Kreuzung mit anderen Variationen und Typen — den modernen Europäer.

Dieser ist nun im Begriff, mit Hilfe seiner in hohem Grade überlegenen Intelligenz alle seine Vorväter zurückzudrängen und sich über ganz Europa auszubreiten. Er wird da nach und nach, durch fortgesetzte Entwicklung, fortgesetzte Kreuzung mit verwandten Rassen und unter Einwirkung von stets günstigeren äußeren Umständen einen Typus hervorbringen, der eben so hoch über uns steht, wie wir nun über dem Buschneger stehen.

Diese nahezu göttliche Rasse wird verstehen, was wir auf unserem Buschnegerstandpunkt noch nicht verstehen —: die Erde in ein Paradies zu verwandeln. —

(Nachschrift des Pessimisten.) Dann aber verlischt die Sonne.

XXV.

(Sonntag Vormittag.)

Ein Brief mit schwarzem Rand: Onkel Berent ist gestorben.

„Plötzlich"; „unerwartet". Und schon begraben; das Ganze höchst kurz. —

— Armer Teufel! Brav, ehrenhaft, unenergisch, lebeslustig — wie ich; that in seiner Jugend nichts anderes als herumstolzieren und sich amüsieren — wie ich; bekam Gehirnerweichung und lag und vegetierte ein Dutzend Jahre — wie ich??— und starb endlich und wurde begraben.

Sie haben sich beeilt, ihn in die Erde zu kriegen, sehe ich. Warum? — — Na ja; es war jedenfalls niemand da, der ihn lieb hatte. Ihn nur los werden — endlich. Das alte Wrack. Dies ekle Tier von einem versumpften Junggesellen.

Armer Teufel!

Alle Leute sagten in meiner Jugendzeit, ich gleiche ihm. Natürlich gleiche ich ihm. Will ich meine Mitmenschen denn noch nicht von meiner Gegenwart befreien? — Ich weiß doch, wie ich enden werde.

Ich wage heute nicht daheim zu bleiben. Ich sehe dies schlaffe, tote Ge-

spenst wie ein schmutziges Handtuch an allen Wänden baumeln. Wenn er mich nur nicht besuchen kommt...

Der Schneesturm heult draußen wie Hunde, die Leichen wittern; es ist mein Geschlecht, das hergewimmelt kommt aus allen möglichen Kirchhöfen im Norden und Süden und Osten und Westen, mit ihm an der Spitze. Gleich hinter ihm sehe ich meinen gichtbrüchigen Vater, und hinter diesem in bleichender, schwindender Reihe Großväter und Urgroßväter, Großmütter und Urgroßmütter dumm stierend, mitpfeifend in dem großen, unheilkündenden Geistergesang. Ich fürchte sie nicht. Ich gehöre mit zu der Schar; ich komme bald. Ich will nur meines Onkels Leichentrunk trinken.

Komm, alter Knabe; komm, Kamerad. Ich bin nicht ängstlich. Du bist glücklicher als ich; Du bist über den Berg gekommen. Wenn Du wirklich Dich erhängt hast, — ich ahne so etwas hinter dem knappen Brief, — so schenke ich Dir meine Achtung; komm und lehre mich, Dir auch hierin zu folgen, — in dem einzig Vernünftigen, was Du in Deinen Tagen betriebst. Friede sei mit Dir, Du Bruder in Sünd' und Sorgen, vorletzter Schößling eines sterbenden Stammes. „Wir sind fertig; wir müssen Platz machen"... ja, ja; ich komme, ich komme, ich komme wohl, ich auch, eines Tags... Gute Nacht, bis dahin. Friede sei mit Dir!

Friede mit Euch allen. Geht heim und legt Euch, jeder in seinen Kirchhof. Es ist nicht meine Schuld, daß nichts aus mir wurde; es ist Euere Schuld; doch ich verzeihe Euch. Ihr konntet nichts dafür, Ihr auch nicht. Gute Nacht. Schlafet wohl. —

— Hu, ist's hier kalt und traurig; hinaus und Menschen sehen — —

*

— — Dr. Kvaale gäbe mir wohl Morphin. Ob ich ihn jedoch zum Mitwisser möchte — — —

*

Herrgott, ist es denn eigentlich der Mühe wert, sich so viele Beschwer zu machen. Der Tod kommt wahrlich doch... Es wäre denn nur, um diese Angst vor delir. trem. los zu kriegen. —

Obwohl es noch keine Gefahr hat. Kvaale verlangt nur fleißiges Spazierengehen, viel Bewegung in der freien Luft. Diese langweilige Winterzeit mit den finstern Abenden —; ich bin ein wenig nervös und fühle mich unbehaglich beim Alleingehen.

Der arme Onkel Berent erschreckt mich übrigens nicht. Ich sehe ihn beständig baumeln, — nickend und wackelnd, während er mit einem recht vergnügten Lächeln in seinem runden Gesicht einschlummert; er will sich nur ein längeres Schläfchen gönnen. Die Stellung scheint ihn nicht sonderlich zu genieren.

— Ich kannte ihn ja fast gar nicht.

*

— — Das da geht nicht länger. Ich werde in den saueren Apfel beißen müssen, mit Pastor Löchen wieder gut Freund werden und mit ihm Spaziergänge machen.

Dumm von mir, das. Er that es natürlich in der besten Meinung; immer muß ich so empfindlich sein. Er hatte ja wohl auch recht. Diese ewige Trinkerei ist eigentlich blöde.

Es ist nur diese entsetzliche Oede und Einsamkeit — Fanny, Fanny! warum traf ich Dich nicht früher! —

Er hat leicht reden, er, der in einem ruhigen, warmen Heim da sitzt, alles in Ordnung hat, einen guten Gott und eine angenehme Frau; er kennt nicht diese Qual, er, — dieses Nagen unter der Brust, diese aufreibende, verschmachtende Sehnsucht — und dann diese Kälte ... Sie haben so leicht predigen, all diese Glücklichen, diese Wohlversorgten; — langweilige Menschen. —

*

Jonathan ist von der gleichen Sorte.

Seine ganze Manier stößt mich eigentlich ab. „Ein stolzer Mann wird fertig mit der Welt oder er verläßt sie;" „ein intelligenter Mann weiß sich mit der Welt einzurichten" ... Immer diese Redensarten, diese leeren, rumpelnden Redensarten.

— Pfui! „Die Welt." Eine Mistgrube, eine Kloake. „Alles fließt" sagte der alte Esel; er hätte ebenso gut gesagt haben können: alles stinkt....

XXVI.

Ach, wie ich diesen Priester beneide! Denkt Euch, etwas zu haben, das Einem heilig ist...

Etwas, für das man Religion fühlt; etwas, das Wert hat, Dauer hat, Bestand hat; etwas, wobei man sich ausruhen kann und worauf bauen, woran unter allen Umständen sich halten...

Etwas, das Einem heilig ist! Wirklich heilig! — Eine geheime Hoffnung; eine selige Versicherung; etwas, bei dem man nicht duldet, daß es bespottet oder beschnüffelt, etwas, das Einem teuer ist; etwas, das man schirmt und pflegt.

Einen Frieden, den die Welt nicht geben noch nehmen kann; einen Schatz, den nicht Wurm noch Rost verzehrt — —

Glücklich; glückselig. Süß wie eine heimliche Liebe, geschützt wie ein Heim. Ach, ich Heimloser und Verlorener; ich, der ich nicht bloß mein Gut zugesetzt, sondern auch die Fähigkeit, wieder heim zu finden! —

— Ich liege voller Wunden vor des reichen Mannes Thür, erwache aber nichts destoweniger jeden Morgen in Hölle und Pfuhl — —

*

Ach, diese „großen Ideen," die man uns bietet und mit denen wir uns begnügen sollen... anstatt der Religion sogar! — Denke ich zurück an die Menge und Größe der Ideen, auf die ich trinken half, — vom Skandinavismus angefangen bis auf den freien Gedanken herab, — Ideen, welche teils realisiert sind und teils unrealisiert und die in beiden Fällen uns — akkurat so

unglücklich ließen wie wir vorher waren, ... so möchte ich das Dichterwort parodieren und sagen:

„Mit prahlerischem Lärmen fing's auf dem Marktplatz an;
In stiller Krankenstube, — ein Hauch, — ist's abgethan.
Man liegt in seinem Grabe, eh' man sich dess' ersah;
Was blieb von all den Flausen wohl Großes übrig da?"

*

Eines ist's, das mich mit Sehnsucht erfüllt — das Kloster.

In die heilige katholische Kirche eintreten und hierauf ins Kloster. In die stillste, strengste Zelle, wo ich auf Stroh schliefe und mein verdammtes Fleisch mit Geißeln vor dem Bild des Gekreuzigten peitschte.

Doch über meinem Lager müßte sie thronen, die heilige Jungfrau, die Mutter, mit den sieben Schwertern in dem jungen Herzen. Die Gebenedeite unter den Weibern, die Reine, welche dennoch begreift, die Schmerzensreiche, die Leidengeweihte, die es versteht zu weinen und zu trösten ... ich würde betteln und beten und flehen, bis sie herabstiege von ihrer Nische, mütterlich und zärtlich, und ihre weiße Hand heilend mir auf das wunde Herz legte.

*

„Die Menschen lieben." Dies fordert alle Ethik. Die religiöse wie die humane.

„Die Menschen lieben." Wie soll man das? — Sie sind nicht besonders liebenswürdig.

Ich bringe es nicht einmal dazu, mich selbst zu lieben. Ich bin ein ziemlich ekelhafter Fisch und es steht oft genug sogar mit der Selbstachtung schlecht. Nichts destoweniger gehöre ich, objektiv betrachtet, zu den besseren der Gattung; die meisten Anderen, die ich treffe, sind noch ekelhafter. Unter solchen Umständen diese Rasse zu lieben, oder wenigstens nicht zu hassen ...

*

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das tote Gretchen,
Da thut das Herz mir weh."

— „Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar;
Nimm Buch und Rosenkranz;
Die Mutter Gottes heilt Dir
Dein krankes Herze ganz." — —

— — Der kranke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze
Und lächelte mild und schwand. —

— Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenrot;
Da lag dahingestrecket
Der Sohn, und der war tot."

XXVII.

(Baerum, Juli 1888.)

Ich befinde mich mit ein paar Preßbanditen hier auf dem Land und langweile mich.

Am Vormittag Pjolter oder Absinth. Am Nachmittag liege ich halb betrunken und schaukle mich in einer Hängematte und lese Dekadenten.

Die Getränke werden in drei Tage zu Ende gehen. Es hat nämlich keiner von uns Geld und ich nur habe Kredit, den ich mich gar wohl hüten werde aufzubrauchen. Eine mehrtägige Pause wird gut thun. Diese ewige Feuchtigkeit ist nicht auszuhalten.

*

(Montag Morgen.)

Die Sonntage sind das schlimmste hier; gestern hatten wir das Haus voll von Banditen. Künstler fast allesamt; außerdem zwei Zeitungsschreiber und ein Litterat.

Der Letzere war der ärgste, — dieser hoffnungslose Grünschnabel Rygg. Er wollte sich fünf Kronen ausleihen, die ich zum Glück nicht besaß, und unterhielt mich von seinen Verlegersorgen.

„Hierzulande ist es für Leute von meiner Art unmöglich zu leben; es giebt ja nur Bauern und Kirchensänger. Und dann diese gräulichen Frauenzimmer" ꝛc. „Das Bauerntum muß weg; das ist klar; wir haben nun genug von Bauerndialekt und all dem Zeug. Jedoch was Teufel können wir anfangen mit diesen drei bis vier Städten, in welchen zusammen vielleicht zwanzig Personen mit litterarischen Interessen leben?" ꝛc. Ich fand eigentlich, es sei ungemein gleichgiltig, ob „Leute von seiner Art" nun existierten oder nicht, hatte aber nicht Lust, es ihm zu sagen.

„Nein; wir müssen nach Dänemark," meinte er. „Wir müssen Europäer werden. Wir müssen uns in Dänemark einbetteln, uns in Dänemark hineinscherwenzeln; lieber ein wenig artig lügen und all den klugen Burschen da drunten den Schwanz küssen ... es giebt keinen anderen Ausweg für uns, sehen Sie! Wenn von einer modernen norwegischen Litteratur überhaupt die Rede sein soll, so müssen wir Dänemark haben" ꝛc.

„Ja, Du lieber, nur drauf los", bat ich. „Das ist ja ebenso wohl patriotisch als ... nützlich, ... für Sie selbst natürlich ... Wollen Sie nicht Ihr Glas wieder füllen?"

„Bitte, ja." Und fuhr dann wieder mit den Verlegern fort. Ich mußte ihm einen Artikel versprechen ꝛc.

-- Vollständiger Arttypus. Die Künstler sind das betrübendste Pack, das der Herr geschaffen hat. Sie besitzen einen ganzen Haufen guter Eigenschaften, bewahre, ja; aber — immer diese Kleinlichkeit.

Ich weiß nicht, wer am ärgsten ist. Die Musiker sind schlimm, die Schauspieler sind schlimmer, die Schriftsteller vielleicht die unerträglichsten..... Wenn ich selbst es in dieser Richtung zu nichts bringe, so ist es nicht bloß Mangel an Energie, sondern auch, weil ich allzu früh mit dieser Sorte Menschenkinder bekannt geworden. Wer weiß, ob ich nicht auch so würde, wenn ich ein paar Bücher gemacht hätte?

Da giebt es nur „ich". „Ich", „ich". „Mein" Buch, „mein" Verleger; wie groß das Honorar, wie groß die Auflage. So oft ich Einem von ihnen

näher auf den Leib rückte, — ganz zu innerst in ihm saß doch immer ein kleiner, gallsüchtiger Zwerg, und neben ihm ein Hund, der eitel zu wedelndem Schweif wurde, sobald er den Geruch eines Zeitungsschreibers verspürte.

*

Noch ärger als die Künstler sind die Journalisten, diese Flachprame, welche mit Neugier und mißkannter Genialität vollgeladen, überall herumschwimmen. Jedoch die allerärgsten sind die ernsten Männer.

Wir, d. h. meine Preßbanditen, hatten heute solch einen halbgebildeten Kerl, Liberalen, Sittlichkeitseiferer, Laienprediger u. s. f. zu Besuch. Er wollte eigentlich einen Artikel inspirieren. Das „Wohl des Vaterlandes" war irgendwie in Gefahr, wie es schien. Er trank Selters und predigte eine Menge schreckwürdige Dinge, brachte mich aber nicht in Zorn. Ich sagte „bewahre, ja" und nahm die Polhöhe von vielen Graden ein.

Dumm, übrigens. Ich hätte ihn abbrühen sollen. Dieser Schlag Menschen ist's, der uns nun regiert, — Theologen, Seminaristen, „Idealisten". Wir sind ein Volk von Idealisten, gehen beständig und sinnen auf unserer Mitmenschen Wohl. D. h. wir sind Provinzler, die es nicht lassen können, sich dafür zu interessieren, was der Nachbar zu Mittag hat.

*

Künstler sind wie Frauenzimmer. Wenn zwei von ihnen Freunde sind, so kommt es davon, daß sie beide einen dritten noch mehr hassen, als sie einander hassen, und dieser dritte ist immer der glückliche Rivale.

— — Eigentlich nehmen die Menschen sich am besten von rückwärts aus; das bemerke ich mehr und mehr. Die schönste Wendung unserer Sprache ist: „Also leben Sie recht wohl!" —

(Fortsetzung folgt.)

...m Bilde Friedrich Nietzsches.

Von

Lou Andreas-Salomé.

II.

„— — — — — — — — — — — — — — —

„— — — Nun, liebste Freundin, Sie haben immer für mich ein gutes Wort in Bereitschaft, es macht mir große Freude, Ihnen zu gefallen. Die fürchterliche Existenz der Entsagung, welche ich führen muß und welche so hart ist, wie je eine asketische Lebenseinschnürung, hat einige Trostmittel, die mir das Leben immer noch schätzenswerter machen als das Nichtsein. Einige große Perspektiven des geistig sittlichen Horizonts sind meine mächtigste Lebensquelle. Ich bin so froh darüber, daß gerade auf diesem Boden unsere Freundschaft ihre Wurzeln und Hoffnungen treibt. Niemand kann so von Herzen sich über alles freuen, was von Ihnen gethan und geplant wird!

Treulich Ihr Freund

F. N.

So schrieb Nietzsche bald nach der Veröffentlichung seiner „Morgenröte", und kurz darauf ruft er am Schlusse eines anderen Briefes aus:

„Auch ich habe jetzt Morgenröten um mich, und keine gedruckten! Was ich nie mehr glaubte, — — — — das erscheint mir jetzt als möglich, — als die goldene Morgenröte am Horizonte all' meines zukünftigen Lebens — — —."

Von dieser Zeit seiner erneuten Geisteswandlung aus möchte ich einige Grundzüge seiner letzten philosophischen Periode im Zusammenhang zu schildern versuchen. Was später in seinen Werken in eingehendster Ausführlichkeit zum Ausdruck gelangte, dort aber der Form wie dem Inhalt nach aphoristisch zerstreut erscheint, das kam damals in wochenlanger, ununterbrochener Gemeinsamkeit der Arbeit und der Unterhaltung zu zweien so zu Wort, wie es in seinem Geiste allmählich entstand: bruchstückweise und noch lückenhaft dem sachlichen Gehalte nach, aber in einer Einheitlichkeit und Ergriffenheit der Gesamtstimmung, in welcher es sich zu einem, philosophisch wie psychologisch, durchsichtigen Ganzen zusammenfassen ließ.

Diese Stimmung, die mit der Gewalt der Sehnsucht eine neue Geisteswelt fern am Horizont heraufbeschwor, damit sie Ersatz böte für alles, was Zweifel und Kritik zerstört hatten, klingt schon an in den Schlußworten der „Morgenröte", in denen Nietzsche seine kritische und negierende Denkrichtung selber als einen Wegweiser zu neuen Idealen aufzufassen sucht:

„Warum doch gerade in dieser Richtung, dorthin, wo bisher alle Sonnen der Menschheit untergegangen sind? Wird man vielleicht uns einstmals nachsagen, daß auch wir, nach Westen steuernd, ein Indien zu erreichen hofften, — das aber unser Loos war, an der Unendlichkeit zu scheitern? Oder, meine Brüder? Oder —?

Als Nietzsche, ein Jahr später, seine „Fröhliche Wissenschaft" vollendete, da war ihm sein Indien bereits zur Gewißheit geworden: er glaubte gelandet zu sein an den Küsten einer fremden, noch namenlosen, ungeheuren Welt, von der nichts anderes bekannt sei, als daß sie jenseits alles dessen liegen müsse, was von Gedanken angefochten, von Gedanken zerstört werden kann. Ein weites, scheinbar uferloses Meer zwischen ihm und jeder Möglichkeit einer erneuten, begrifflichen Kritik, — jenseits aller Kritik meinte er festen Boden gefaßt zu haben.

Aber er irrte sich in Bezug auf die völlige Neuheit und Jenseitigkeit des Landes, — es war der umgekehrte Irrtum des Columbus, der, das Alte suchend, das Neue fand. Denn Nietzsche war in der That, ohne es zu bemerken, nach einer Weltumseglung von der entgegengesetzten Seite an den Küstensaum eben desjenigen Landes zurückgelangt, von welchem er ursprünglich ausgegangen und welches er für immer im Rücken zu lassen glaubte, als er sich von der Metaphysik abwandte. Fremdartig nahm sich freilich, von dieser Seite betreten, das alte Wunderland aus, aber je länger er dort heimisch wurde, desto unwiderleglicher verriet er in allem, was er schuf, daß er wieder auf dem alten Boden stand. Nur blieb er zugleich beeinflußt von den philosophischen Erfahrungen der vorhergehenden Jahre und dies beides giebt dem ganzen Inhalt seiner letzten Werke einen so eigentümlichen Charakter: in allen Gedankenkonstruktionen, allen Hypotheſen, ja allen Stimmungsausbrüchen läßt sich die nämliche Mischung wiedererkennen von umgebildeten Elementen Schopenhauerscher Metaphysik, zu der Nietzsche unbewußt zurückstrebte, mit solchen der empiristischen Denkrichtung, von der er eben herkam.

Am schärfsten ist diese Mischung vielleicht ersichtlich aus der erkenntnistheoretischen Grundlage, die Nietzsche sich für seine letzte Philosophie zurecht baute. Er hatte sich bis dahin von allzu eingehender Beschäftigung mit der Erkenntnistheorie behutsam ferngehalten, wie er sich überhaupt davor scheute, Problemen lange nachzugehen, denen sich nur auf abstrakt logischem Weg beikommen läßt. Er trat ihnen daher erst in dem Augenblicke nah, als er schon entschlossen war, alle schwierigen Knoten, die sich nicht lösen wollten, mit einem Schwerthieb zu zerhauen.

Als Jünger Schopenhauers war er dem Meister in der Interpretierung und der Korrektur Kants gefolgt: die tiefsten Fragen konnten nur beantwortet, die tiefsten Gründe des Seins nur erforscht werden mit Hilfe religiöser und künstlerischer Eingebungen; das Affektleben in einzelnen seiner Aeußerungen blieb die Quelle, aus welcher der Philosoph seine beste Weisheit schöpfen muß. Dann, in der Periode seines konsequenten Empirismus, nahm Nietzsche vorlieb mit der strengen Selbstbescheidung der Verstandeseinsicht, indem er sich aber nach wie vor, nur an der Hand einer anderen Methode, der praktischen Philosophie widmete. Jetzt nun kam er darauf, durch eine Verknüpfung beider von ihm verlassener Standpunkte eine Art von neuer Erkenntnistheorie herzustellen: einerseits leugnete er die metaphysischen Wahrheiten als nicht für uns erkennbar und deshalb für uns nicht existent, andererseits folgerte er aber daraus die Notwendigkeit, einen Ersatz für sie zu schaffen und definierte alle wahre Philo-

sophie als das Mittel dazu. Auf diese Weise gelangte das Affektleben mit den Eingebungen seiner schöpferischen Begeisterung wieder zu seinem alten Recht; denn auf ihm allein beruhte ja die produktive Kraft, diese Komplementärkraft, die ergänzend eintreten sollte, wo der Intellekt versagte. Der Welt des Intellekts gegenübergestellt, ward es zur Aufgabe des Philosophen: „die Welt zu schaffen vor der wir knieen können". Der Philosoph, der bisher der große Entdecker von Wahrheiten sein sollte, ist damit plötzlich zum schöpferischen Erfinder von solchen gemacht worden.

Die Begründung dieser Anschauungsweise sucht Nietzsche zu geben in der Zurückführung alles Intellektuellen überhaupt auf ursprüngliche Instinkteindrücke, alles Logischen auf das Psychologische als dessen eigentlicher Ursache. Das Intellektuelle ist seiner Entstehung nach nichts als eine „Zeichensprache der Affekte", und vermag uns deshalb auch über nichts anderes zu belehren, als über diese, weil „wir zu keiner anderen Realität hinab und hinauf können, als gerade zur Realität unserer Triebe, — denn Denken ist nur ein Verhalten dieser Triebe zu einander". Während Nietzsche in seiner empiristischen Geistesperiode die ethischen, religiösen und künstlerischen Ideale der Metaphysik dadurch zu entkräften suchte, daß er auf ihren Ursprung aus groben Nützlichkeitsurteilen oder logischen Irrtümern hinwies, so kehrt er hier seine Beweisführung einfach um. Er wird nicht müde, in immer neuen Wendungen die Abhängigkeit des Gedanklichen vom Gefühl zu betonen und den rein praktischen Charakter des Ersteren hervorzuheben, den es nur insofern abzustreifen scheint, als wir allmählich seine Entstehungsursachen vergessen haben. Aber es ist leicht ersichtlich, daß diese neue Theorie Nietzsche in ganz demselben Maße befriedigen und begeistern mußte, als die vorhergehende eines ebenso übertriebenen Intellektualismus ihm Pein und Entsagung aufzwang; hatte er hier doch theoretisch den Ausdruck dessen gefunden, was praktisch sein gesamtes Wesen und Denken charakterisierte: die Ableitung des Gedankenlebens vom Gemütsleben.

Neben zahlreichen Einzelausführungen, die in seinen letzten Werken zerstreut sind, findet sich über diesen Gegenstand ein kurzes, interessantes Kapitel in Nietzsches „Götzendämmerung", unter dem Titel: „Wie die „wahre Welt" endlich zur Fabel wurde. Geschichte eines Irrtums." Es ist ohne den Zusammenhang mit allen übrigen Bemerkungen Nietzsches nur halb verständlich, enthält aber, in der Skizzierung der philosophischen Entwicklung von den Griechen bis auf uns, die Hindeutung darauf, daß erst mit Nietzsche selbst die „Welt als Wahrheit" geschaffen werden könne, weil erst in ihm das Bewußtsein lebendig geworden, wovon ihre Schöpfung abhängt. Ist unser jeweiliges Weltbild das notwendige Produkt unseres eigenen Willens und seines Verhaltens zum Leben selbst, so folgt daraus die Möglichkeit einer totalen Umschaffung des Weltbildes durch einen mächtigern Lebenswillen. Wenn man sich einen Philosophen dächte, in welchem die Gesamtkraft des Daseins selbst, — sozusagen dessen Kraftextrakt, — sich in Philosophie umsetzte und zu Worte käme, so würde dies eine Weltdeutung ergeben, in der das ganze Leben mit allen seinen Schmerzen und Zufällen gerechtfertigt und verklärt erschiene: denn das Leben kann zu sich selbst immer nur „Ja" sprechen, und eine Philosophie, die sich ihres Ursprungs — des Ursprungs des Intellektuellen aus dem Triebleben — bewußt wird, kann daher immer nur eine Lebensapotheose werden.

Wenn statt dessen die meisten Denker aller Zeiten schlecht vom Dasein geredet, die Wirklichkeit verleumdet, Askese gepredigt und dadurch zur Er-

schlaffung der lebenerhaltenden Instinkte beigetragen haben, so spricht sich hierin nicht eine Wahrheit hinsichtlich des also geringgeschätzten Lebens aus, sondern nur ein Widerspruch, in den sie mit sich selber geraten sind: das charakteristische Symptom eines Krankheitszustandes. Es lehrt nur, daß die Menschen des überwiegenden Intellekts sich von der Lebensquelle, die auch ihrem Intellekt erst Nahrung zuführt, abgekehrt haben, daß sie Abgelebte, Müde, Spätlinge niedergehender Kulturen sind, daß sie in sich nicht mehr die sieghafte, heilende, umformende Kraft besitzen, welche über die Schäden und Lücken des Daseins triumphiert und dasselbe zu höherer Entwickelung weiterführt. Ihnen allen gilt daher die argwöhnische Frage: „waren sie vielleicht allesamt auf den Beinen nicht mehr fest? spät? wackelig? dékadent? Erschiene die Weisheit vielleicht auf Erden als Rabe, den ein kleiner Geruch von Aas begeistert?"

Aber nicht nur ihnen gilt die Frage, denn sie repräsentieren nur die äußerste Spitze dessen, worin die ganze Entwickelung der Menschheit gipfelt. Der stumpfen und dumpfen Einheitlichkeit seines ursprünglichen Tierbewußtseins entrissen, ist der Mensch durch die Weiterbildung seiner Geistesfähigkeiten in Zwiespalt mit dem Naturgrund geraten, in dem seine Kraft wurzelt. Er ist damit zu einer Halbheit, zu einem Zwitterding geworden, das scheinbar nirgends seine Erklärung und Daseinsberechtigung aus sich selber schöpfen kann, — ein verkörperter Uebergang zu etwas, das noch nicht entdeckt, noch nicht geschaffen ist, und als ein solcher Uebergang ist der Mensch: „das krankhafteste, — das noch nicht festgestellte Tier." So haftet der Dekadenz-Charakter dem Menschentum als solchem an und nicht nur einer einzelnen Form, einem einzelnen Gebiet desselben.

Wir finden demnach die ersten Anfänge der Dekadenz, des Niederganges ungebrochenen Lebens, schon im Entstehen aller Kultur, — da, wo die wilde Bestie Mensch, das „menschliche Raubtier" durch den ersten sozialen Zwang sich in seiner ungezügelten Freiheit beengt fühlt. „Jene furchtbaren Bollwerke, mit denen sich die staatliche Organisation gegen die alten Instinkte der Freiheit schützte, — brachten zu Wege, daß alle jene Instinkte des wilden, freien, schweifenden Menschen, sich *rückwärts*, sich *gegen* den Menschen selbst wandten." „Alle Instinkte, welche sich nicht nach außen entladen, wenden sich *nach innen*, — dies ist das, was ich die *Verinnerlichung* des Menschen nenne: damit wächst erst das an den Menschen heran, was man später seine Seele nennt. Die ganze innere Welt, ursprünglich dünn, wie zwischen zwei Häute eingespannt, — — hat Tiefe, Breite, Höhe bekommen, als die Entladung des Menschen *nach außen* gehemmt worden ist." „Der Mensch, der sich, aus Mangel an äußern Feinden und Widerständen, eingezwängt in eine drückende Enge und Regelmäßigkeit der Sitte, ungeduldig selbst zerriß, verfolgte, annagte, aufstörte, mißhandelte, dies an den Gitterstäben seines Käfigs sich wund stoßende Tier — — — mit ihm war die größte und unheimlichste Erkrankung eingeleitet, von welcher die Menschheit bis heute nicht genesen ist, das Leiden des Menschen — *an sich*: als die Folge einer gewaltsamen Abtrennung von der tierischen Vergangenheit, — — einer Kriegserklärung gegen die alten Instinkte, auf denen bis dahin seine Kraft, Lust und Furchtbarkeit beruhte."

Wenn dementsprechend die Krankhaftigkeit des Menschen gewissermaßen seine Normalität, seine spezifisch menschliche Natur selbst ist, und die Begriffe Erkrankung und Entwicklung zunächst als nahezu identisch gefaßt werden, so müssen wir natürlich auch am *Ausgang* einer langen kulturellen Entwicklung der nämlichen Dekadenz als Resultat wieder begegnen. Sie hat nur das Aus-

sehen verändert. Es sind die Zeiten langer, friedlicher Gewöhnung, in denen sie in der neuen Form auftritt, Zeiten, in denen ein strenges Zusammenhalten, harte Zucht und Unterordnung des Einzelnen nicht mehr notwendig erscheinen, sondern zu einer sorgloseren und volleren Selbstauslebung alle Mittel reichlich vorhanden sind. Die starre Gleichförmigkeit, zu der alle durch Jahrhunderte währende Schulung herangezüchtet worden sind, beginnt sich aufzulösen und dem Spiel des Individuellen Platz zu machen. „Die Variation, sei es als Abartung ins Höhere, Feinere, Seltenere, sei es als Entartung und Monstrosität, ist plötzlich in der größten Fülle und Pracht auf dem Schauplatz; der Einzelne wagt einzeln zu sein und sich abzuheben." „Lauter neue Wozu's, lauter neue Womit's, keine gemeinsamen Formeln mehr, Mißverständnis und Mißachtung miteinander im Bunde, der Verfall, Verderb, und die höchsten Begierden schauerlich miteinander verknotet; das Genie der Rasse aus allen Füllhörnen des Guten und Schlimmen überquellend, ein verhängnisvolles Zugleich von Frühling und Herbst."

Wenn in der erstgeschilderten und ursprünglichen Dekadenzform die Leidenschaften des Menschen sich gegen ihn selbst wenden, ihn bedrohen und zerfleischen, weil er sich nach außen hin nicht entladen, nicht wehren kann, — so geraten sie hier aus den entgegengesetzten Gründen in den gleichen Innenkrieg miteinander, weil keine Verhältnisse mehr vorhanden sind, gegen die der Mensch sich zu wehren hätte, nichts, was seine Kriegskraft nach außen abzuziehen vermöchte; im zahmen Frieden des geordneten Lebens hat der inzwischen so stark verinnerlichte Mensch ebenfalls nur noch sich selbst zum Kampfplatz seiner ungeberdigen Triebe. Sobald diese sich zu regen anfangen, beginnt er wiederum, an sich zu leiden, „dank den wild gegeneinander gewendeten, gleichsam explodierenden Egoismen", welche sein bereits überaus kompliziert gewordenes Wesen in sich begreift, und durch welche es allmählich alle Geschlossenheit der Persönlichkeit wieder einbüßt. In diesem Stadium bildet der Mensch den Endpunkt einer einzigen, ungeheuer langen Entwicklungskette, deren einzelne Ringe ihm alle einverleibt sind: die allmähliche Anzüchtung sämtlicher intellektueller, moralischer, sozialer „Menschlichkeit", nebst den sämtlichen nur allzu lebendigen Instinkterinnerungen an die zurückliegende Tierheit.

Aber entspringen beide Dekadenz-Arten notwendig der menschlichen Natur und sind sie für deren Fortbildung zu etwas Höherem unumgängliche Durchgangsphasen, so giebt es daneben noch eine dritte Dekadenz-Art, die solche Krankheitszustände zu unheilbaren Zuständen zu machen droht und die Möglichkeit einer Wiedergenesung verhindert. Das ist die falsche Weltdeutung, die unrichtige Lebensauffassung, die durch jenes Leiden und jene Krankheit gezeitigt wird. Es ist die Aufforderung zur Askese in gleichviel welcher Form, zur Abkehr vom Leben und seinen Schmerzen, zur Hingebung an jene Müdigkeit, die als eine Folge des immerwährenden „Krieges der man ist", auftritt. Ein solches asketisches Ideal predigen nicht nur alle Religionen und Moralen, sondern auch jeder Intellektualismus, der das Denken auf Kosten des Lebens unterstützt und das Ideal der „Wahrheit" dem Ideal einer möglichsten Lebenssteigerung entgegensetzt. Das wahre Heilmittel gegen die um sich greifende Korruption wäre gerade in der vollen Hinwendung zum Leben zu suchen, damit aus dem chaotischen Reichtum durcheinander ringender Gegensätze eine neue, höhere Gesundheit geboren werden könne. Ist der Mensch seinem Wesen nach nur ein Uebergang zu etwas Höherem, dann soll er sich ausgeben und verschwenden lernen zu Gunsten einer solchen Neuschöpfung, in welcher das Leben selbst sich rechtfertigen und einen Sieg feiern

kann. „Man ist nur fruchtbar um den Preis an Gegensätzen reich zu sein," — vorausgesetzt, das man die Kraft noch besitzt, sie zu tragen, sie zu ertragen. Denn dann ist scheinbare Auflösung und Dekadenz nur „ein Schimpfwort für die Herbstzeiten —," — d. h. für die Zeiten der abfallenden Blätter, aber auch der ansetzenden Früchte. In ihnen zeigt es sich besonders deutlich, daß der Mensch noch nicht in sich selbst seine Erfüllung trägt, sondern über sich hinaus drängt: „als ob mit ihm sich etwas ankündige, etwas vorbereite, als ob der Mensch kein Ziel, sondern nur ein Weg, ein Zwischenfall, eine Brücke, ein großes Versprechen sei". Es ist: „mit der Thatsache einer gegen sich selbst gekehrten Tierseele auf Erden etwas so Neues, Tiefes — — — Widerspruchsvolles und Zukunftsvolles gegeben", daß daraus die Zuversicht auf eine mögliche Ueber-Art des Menschlichen geschöpft werden kann. — Im Menschen ist Geschöpf und Schöpfer vereint: — — Stoff, Bruchstück, Ueberfluß, — — Unsinn, Chaos; aber auch Schöpfer, Bildner, Zuschauer-Göttlichkeit und siebenter Tag." Und deshalb können dem Menschen die Dekadenzerscheinungen ebenso wenig erspart bleiben, „als einem schwangeren Weibe die Widerlichkeiten und Wunderlichkeiten der Schwangerschaft: als welche man — — — vergessen muß, um sich des Kindes zu erfreuen."

Von hier aus zurückblickend, sucht Nietzsche denn auch ausschließlich hierin den Sinn der ganzen bisherigen Menschheitsentwicklung, wie er sie auffaßt, der langen, peinvollen Zähmung ursprünglicher Tierwildheit, trotzdem diese Zähmung den Menschen zum Dekadenten heranzüchtete und trotzdem sie ihn nur einengte, damit er ihr doch wieder entwuchs. Ihr Sinn und Zweck ist es gewesen, ihn erst mit der Fülle seiner Innerlichkeit zu bereichern und ihn dann zum Herrn dieses Reichtums und seiner selbst zu machen. Das konnte nur geschehen, indem sein Triebleben zunächst unter harten Zwang geriet, und sein Wille als der eines Unmündigen unter Schlägen und Strafen zur Mündigkeit erzogen wurde. So lernte der Mensch es erst, einen längeren und einen tieferen Willen haben, als das vergeßliche, vom Augenblick beherrschte und vom Augenblicksimpuls abhängige Tier. Er lernte für sein Wollen einstehen, — er wurde „das Tier, welches versprechen kann." Alle Menschheitserziehung war im Grunde eine Art von Mnemotechnik: sie löste die Frage, wie dem unberechenbaren Willen ein Gedächtnis einzuverleiben sei. „Für sich gut sagen dürfen und mit Stolz, also auch zu sich Ja sagen dürfen, — das ist — — — eine späte Frucht: — wie lange mußte diese Frucht herb nnd sauer am Baume hängen! — — — Stellen wir uns — — ans Ende des ungeheuren Prozesses, dorthin, wo der Baum endlich seine Früchte zeitigt, wo die Sozietät und ihre Sittlichkeit der Sitte endlich zu Tage bringt, wozu sie nur das Mittel war: so finden wir als reifste Frucht — — — das souveräne Individuum, daß nur sich selbst gleiche, — — kurz, den Menschen des eigenen, unabhängigen, langen Willens, der versprechen darf". Diese Selbstgewißheit des freigewordenen, herrgewordenen Individuums entspricht einer neuen Art von leitendem Gewissen, nachdem der Mensch sich den Moralvorstellungen und Idealbegriffen des Herkommens entwunden hat, in denen das alte Gewissen seine Berechtigung und Wurzel besaß.

Die Willenstheorie Nietzsches scheint sehr eigentümlich, doch wenn man ihr nachgeht, wird es klar, daß sie widerum aus nichts anderem entstanden ist, als aus einer Vermischung seiner ursprünglichen metaphysischen Anschauungen mit seinem späteren Determinismus. Schopenhauer unterscheidet bekanntlich den mystischen Willen „an sich", der die Grundlage seiner Metaphysik bildet, von

dem Willen, wie er für unsere menschliche Wahrnehmung in die Erscheinung tritt; er nennt ihn frei, insofern die letzten Gründe seines Seins und Wesens jenseits unserer gesamten Erfahrungswelt liegen und mit dem für sie geltenden Kausalitätsgesetz nichts gemein haben; er nennt ihn determiniert, insofern der Wille in einer jeden seiner faktischen Aeußerungen von uns nur wahrgenommen wird innerhalb des unzerreißbaren Netzes des allgemeinen Kausalzusammenhanges. Bei Nietzsche nun erscheint diese, ehemals auch von ihm geteilte Willensphilosophie, beeinflußt durch seinen nachmaligen Positivismus, in einer sonderbaren und originellen Umkehrung des leitenden Gedankens. Den von vornherein gegebenen und in seinen letzten Ursachen unerklärlichen, also metaphysischen Willen an sich streicht er vorläufig aus seiner Philosophie, und geht von dem determinierten Willen aus, der am Gängelbande der ihn bestimmenden Einflüsse sich gewissermaßen erst allmählich seinen Namen verdient und selbständig gehen lernt. Ist aber infolge der geschilderten langen Menschheitsentwicklung und Willenszüchtung ein reifer, selbstgewisser, dem Augenblicke entwachsener und das Leben beherrschender Wille geschaffen worden, dann wird er zuletzt in einem Sinne frei, dem gegenüber die Deterministen Unrecht bekommen: denn nun kann man seine Handlungen nicht länger aus seiner Zeit und Umgebung ableiten, nun wird er durch nichts anderes mehr als durch sich selbst bestimmt, — er ist reines Machtbewußtsein geworden. Dieses sein Wesen ist allerdings nicht mehr metaphysischer Natur, denn es ist *geworden*, es ist das Resultat einer Entwicklungskette, aber wenn man Nietzsches Gedanken folgt, sieht man deutlich, daß es dennoch mystischer Natur ist, denn als eine rein mystische Macht wendet es sich alsdann umgestaltend und umschaffend gegen die nämlichen natürlichen Bedingungen, denen es entsprang. Was innerhalb der Schopenhauerschen Philosophie am geringschätzigsten behandelt wird: die Welt der Wirklichkeit in ihrer uns allein zugänglichen und allein begreiflichen Entwickelung, — das lernte Nietzsche in der darauffolgenden Periode seines Positivismus als Wertvollstes schätzen; aber in seiner letzten Geistesperiode erscheint es ihm nur noch deshalb als wertvoll, weil es die Entstehungsursachen abgibt für etwas, woraus endlich wieder eine über alle Erfahrung und über alle Bedingtheit hinausgehende mystische Bedeutsamkeit der Dinge hervorwachsen soll.

Aus dieser Umkehrung des Schopenhauerschen Gedankens durch dessen positivistische Beeinflussung ist manches von dem hervorgegangenen, was man den *reaktionären* Charakter der letzten Philosophie Nietzsches nennen könnte: der rückwärts gewendete Blick, die Vergangenheit als das Zukunftbestimmende, die Nichtachtung des modernen Geistes. Während ihm kurz vorher der höchststehende Mensch als derjenige erschien, der an der Spitze seiner Zeit steht und ihr bestes Vorwärtsstreben in sich verkörpert, ist ihm jetzt der moderne, d. h. von seiner Zeit bedingte Mensch der Unvornehme, Abhängige, der Sklave, gegenüber den Geistern, in denen als lebendige Willensmacht das hervorbricht, was von Alters her allmählich vorbereitet und angesammelt worden ist. „Man muß seinen Ehrgeiz in Dingen haben, in denen *niemand* ihn mehr hat", sagt Nietzsche, und wendet sich damit wieder als der Einsame gegen alle. Wert und Vornehmheit eines jeden Dinges ist an das Alter gebunden: erst am Ende angelangt, weist es seinen Schatz auf, weist es sich als Macht und Freiheit aus. „Alles Gute ist Erbschaft: was nicht ererbt ist, ist unvollkommen, ist Anfang," vornehm ist, „was sich nicht improvisieren läßt". In allem Höchsten, was die Menschennatur hervorbringt, in jeder höchsten Begabung, vor allem also im Genie, muß sich dies

bewahrheiten. „Genies sind wie Explosivstoffe, in denen eine ungeheure Kraft aufgehäuft ist; ihre Voraussetzung ist immer, historisch und physiologisch, daß lange auf sie hin gesammelt, gehäuft, gespart worden ist. Die Zeit, in der sie erscheinen, ist zufällig; daß sie fast immer über dieselbe Herr werden, liegt nur darin, daß sie stärker, daß sie *älter* sind, daß länger auf sie hin gesammelt worden ist; — die Zeit ist relativ immer viel jünger, dümmer, unmündiger, kindischer." „Der große Mensch ist ein *Ende*; das Genie, — in Werk, in That, — ist notwendig ein Verschwender: *daß* es sich ausgiebt, ist seine Größe. Der Instinkt der Selbsterhaltung ist gleichsam ausgehängt; der übergewaltige Druck der aufgespeicherten, ausströmenden Kräfte verbietet ihm jede solche Obhut und Vorsicht."

Im Genie tritt also, wenigstens nach einer bestimmten Richtung, in außerordentlichem Grade das auf, was den Menschen befähigen soll, von seiner Art zu einer Ueber-Art fortzuschreiten; eine Selbstvergeudung zu Gunsten einer Neuschöpfung, ein verschwenderischer Reichtum, in dessen Gaben sich die ganze Vergangenheit abgelagert hat, und in dem sie zugleich ganz und gar Fruchtbarkeit geworden ist, — Zukunftsbefruchtung. Denke man sich ein Genie, welches nicht gleich anderen Genies seine Genialität nur auf einem oder mehreren Gebieten besitzt, sondern hinsichtlich des gesamten Menschheitsbewußtseins, — so etwa, daß in ihm wirksam und lebendig ausströmte, was je im Menschheitsbewußtsein gelebt und gewirkt: ein solches Genie wäre das Bild des Menschen, der den Uebermenschen gebiert. Es würde die ganze Vergangenheit in sich überschauen und in sich zusammenfassen, — ja es enthielte in sich: „die ganze Linie Mensch, bis zu ihm selbst hin noch", und deshalb müßte sich in ihm plötzlich Weg und Ziel der Menschheitszukunft offenbaren. Zum ersten Male erhielte durch diesen Machtwillen eines solchen Offenbarers die Menschheitsentwicklung Richtung, Ziel und Zukunft; eine innere und endgiltige Bedeutsamkeit aller Dinge, die Nietzsche in ihrem metaphysischen Sinn leugnen wollte, wird alsdann in einem mystischen Sinn in die Dinge hinein interpretiert, — durch einen Uebermenschen *hineinerschaffen*. „Noch kämpfen wir Schritt für Schritt mit dem Riesen Zufall und über der ganzen Menschheit waltete bisher noch der Unsinn, der Ohne-Sinn. — — Unerschöpft und unentdeckt ist bisher immer noch Mensch und Menschen-Erde. — — Tausend Ziele gab es bisher, — — — es fehlt das eine Ziel. Noch hat die Menschheit kein Ziel. — — Aber sagt mir doch, meine Brüder: wenn der Menschheit das Ziel noch fehlt, fehlt da nicht auch — sie selber noch?"

Unter den Machtwillen eines solchen Schöpfers und Erlösers gebeugt, befindet sich die Menschheit in einer absolutern Abhängigkeit aller Einzelnen von dem Einzigen, als sie sich jemals einer unumstößlichen Offenbarung gegenüber befunden hat. Der Individualismus, den Nietzsche auch noch in seiner letzten Periode zu predigen meint, ist nur ein ganz scheinbarer, und die Rangordnung, die er in seiner, allzuviel besprochenen, Lehre von den Herrenaturen und Sklavennaturen aufstellte, mündet in den Gedanken: Ein Herr — und alle seine Sklaven; Ein Befehlender, — und alle seine Gehorchenden.

Sein eigener Individualismus war, der eigenen Schranken spottend, in eine Art von religiösem Absolutismus übergeschlagen, der das Leben und die Welt nur noch ertrug, wenn er sie als Werk seiner Hand und seines Willens ansehen konnte, und dem es allein noch Seligkeit dünkte, die „Hand auf Jahrtausende zu drücken wie auf Wachs, — Seligkeit, auf dem Willen von Jahr-

tausenden zu schreiben wie auf Erz." Es ist kein Zweifel, daß sich dieser Charakter in Nietzsches Werken immer unzweideutiger ausgesprochen haben würde, bis der eigentümliche Kreislauf vollständig geschlossen war, zu dem ihn sein Denken verleitet hatte: ursprünglich sich zu immer rückhaltloserer Selbstbefreiung von jeder Autorität, jeder traditionellen Macht loszusagen, um schließlich, in einer Selbstvergottung solcher Willenskraft, den eigenen Willen zum Ausgangspunkt für einen neuen, absoluten Autoritätsglauben, für eine erneute Unfreiheit Aller zu machen. „Demokratismus war jederzeit die Niedergangsform der organisierenden Kraft, — — — damit es Institutionen giebt, muß es — — Wille, Instinkt, Imperativ geben, antiliberal bis zur Bosheit: den Willen zur Tradition, zur Autorität, zur Verantwortlichkeit auf Jahrhunderte hinaus, zur Solidarität von Geschlechterketten vorwärts und rückwärts in infinitum."

Ebenso mystisch empfunden wie die übermenschliche Bedeutung dieses Offenbarers und Erlösers wurde auch von Nietzsche seine eigene persönliche Beziehung zu ihm. Er glaubte ihn gleich einem mystischen Wesen in sich enthalten, aber doch unterschieden von der natürlichen, menschlichen Existenzform Nietzsches. In seiner zufälligen Zeiterscheinung, körperlich und geistig bedingt durch die Umstände und Wechselfälle seines vorübergehenden Lebens, betrachtete Nietzsche sich als einen „Dekadenten" gleich den Anderen, wert und dazu bestimmt mit ihnen unterzugehen. Ja, aus dem tiefen, ihm stets gegenwärtigen Gefühl eigener Krankhaftigkeit, eigenen Seelenzwiespalts im Andrang sich widerstreitender und befehdender Triebe, ist die Grundanschauung seiner ganzen Dekadenzlehre hervorgegangen, — sie war gleich sämtlichen Lehren und Gedanken seiner letzten Philosophie nichts als die Wiederspiegelung schmerzvoller psychischer Prozesse in ihm selbst. Aber andererseits hielt Nietzsche sich für das, notwendig krankhaft disponierte, Medium, durch welches hindurch die Ewigkeit aller Zeiten sich ihrer selbst und ihres Sinnes bewußt wird, — für den fleischgewordenen Menschheitsgenius selbst, in dem die Vergangenheit der Gegenwart das Rätsel aller Zukunft löst. So glaubte er in sich das zu verkörpern, was er als höchste Bedeutung menschlicher Dekadenzform geschildert hatte: er fühlte sich krank in den Geburtswehen, die einem übermenschlichen Wesen galten, er fühlte sich als einen Untergehenden und Zerbrechenden zu Gunsten einer höchsten Neuschöpfung, welche die Welt erlösen sollte, — „daß der Schaffende selber das Kind sei, das neu geboren werde, dazu muß er auch die Gebärerin sein wollen und der Schmerz der Gebärerin".

Aus solcher Auffassung seines Erlöserberufs ist Nietzsches Dichtung entstanden: „Also sprach Zarathustra", deren letzter Band soeben erst erschienen ist. Nietzsches Verhältnis zur Zarathustra-Gestalt ist eben der Ausdruck für diese geheimnisvolle Doppelheit des Menschlich-Uebermenschlichen; Zarathustra ist ein *Werk*, eine *That* Nietzsches, aber zugleich der „Stärkere, Zukünftigere", der die leidende, menschliche Nietzsche-Erscheinung überragt, — er ist der „Ueber-Nietzsche". Aus ihm spricht deshalb nicht das Erleben und Verstehen eines Einzelnen, sondern das Menschheitsbewußtsein selbst von seinem fernsten Ursprung an, — daher seine Worte: „Ich gehöre nicht zu denen, welche man nach ihrem Warum fragen darf. Ist denn mein Erleben von gestern? Das ist lange her, daß ich die Gründe meiner Meinungen erlebte. Müßte ich nicht ein Faß sein von Gedächtnis, wenn ich auch meine Gründe bei mir haben wollte?" — So entsteht ein wundersames Gedankenspiel in diesem Werk, in welchem Nietzsche und sein Zarathustra unablässig in einander übergehen und sich wieder von einander

zu lösen scheinen; vollständig durchsichtig wird es nur für den, der es weiß, in wie vielen kleinen, rein persönlichen Zügen Nietzsche sich selbst in seinen Zarathustra hineingeheimnist hat, und bis zu welch' visionärer Verzückung sich ihm der Gedanke an dieses ganze Mysterium steigerte. Hieraus allein erklärt sich das unerhörte Selbstbewußtsein, mit welchem er von seinem Buche spricht, und welches ihn, in einem noch ungedruckten Manuskript, einmal in die Worte ausbrechen läßt: „ein Buch, so tief, so fremd, daß sechs Sätze daraus verstanden, das heißt erlebt haben, in eine höhere Ordnung der Sterblichen erhebt!"

War seine Zarathustra-Dichtung für ihn das Werk, durch das ein Uebermenschliches aus einem Menschlichen herausgeboren wurde, so faßte er sein unveröffentlichtes und nur im ersten Band druckfertiges Hauptwerk: „Der Wille zur Macht" gewissermaßen als von der Zarathustra-Gestalt geschaffen auf, — das heißt von einem Ewigen und Freien, dem eine „Umwertung aller Werte" nur gelingen kann, weil er außerhalb jeder Zeit und jedes Einflusses dasteht, als ein schlechthin Unabhängiger, alles in sich Begreifender und Umfassender. So ist Nietzsches Behauptung in der „Götzendämmerung" zu verstehen: „Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, meinen Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste". Im ersten Fall soll das Uebermenschliche den Tiefen des Nietzsche-Menschentums entstiegen sein, im zweiten Fall schwebt es frei über demselben.

Von hier aus wäre, wozu hier der Raum fehlt, die eigentliche Begründung von Nietzsches Moralideen im Zusammenhange zu entwickeln, da sie sämtlich nur ganz scheinbar auf eine wissenschaftliche Begründung Anspruch erheben, in Wahrheit aber aus der Gewalt seines persönlich-mystischen Erlebens abzuleiten und nur aus seiner psychischen Eigenart vollständig zu erklären sind. Die Quintessenz seiner Morallehren enthält das „neue Gesetz" ,das er im Worte aufstellt: „Werdet hart", und das er als solches der Mitleids-Moral des Christentums gegenüberstellt. Es bedeutet für Nietzsche zweierlei: erstens die Rückkehr zu allen „furchtbaren und fruchtbaren" Instinkten und Leidenschaften, die je in der Menschenbrust gewohnt haben, ehe sie gezähmt und gezügelt wurden von den Satzungen einer herrschenden Moral, — eine Rückkehr in die „Natur und Natürlichkeit", eine Rückkehr in alle Kräfte und selbst in alle Schrecken des „Allzumenschlichen". Aber diese harten, starken und furchtbaren Menschennaturen, die er herangezüchtet sehen will, sind ihm kein Selbstzweck, sondern aus der Fülle die in ihnen ist, soll das Uebermenschliche sich bilden. So bedeutet das „Werdet hart!" zugleich einen Hinweis darauf, daß der Menschheit selbst Untergang bevorstehe, und daß, wer sie der geschilderten Entwicklung entgegentreibt, auch ihr Ende beschleunigt: die Geburt des Uebermenschlichen aus der Verschwendung, Vernichtung, Zerschmetterung des Menschlichen. Es schwebten ihm dabei Vorstellungen und Bilder vor, die er seiner ältesten philosophischen Periode entnahm, und die sich zahlreich in seiner „Geburt der Tragödie" finden. Hier hat wieder eine vollkommene Mischung Schopenhauerischer und späterer positivistischer Gedankenreihen stattgefunden. Nietzsche selbst zieht in seinen letzten Büchern Vergleiche mit der „Geburt der Tragödie", namentlich mit der Schilderung des Dionysischen und Apollinischen in ihrem Verhältnis zu einander, zur Erläuterung seiner Ideen heran.

Seine eigenen Werke und Thaten betrachtet er als Vorläufer des großen und grausigen Schauspiels, welches der Menschheit als solcher bevorsteht. Schaurig berührt es, zu sehen, bis wie tief in sein persönlichstes Leiden und

Dulden hinein er nach einer mystischen Deutung suchte, die sich auf sein Offenbarungs- und Erlösungswerk bezog. Ihm erschien das Zurücksinken in das unentwirrbar Chaotische aller Vorstellungen und Gefühle, ihm erschien der Wahnsinn selbst, wie ein Weg in die Urtiefen des Menschlichen, aus denen das Uebermenschliche emporsteigt. Schon früh grübelte er über eine mögliche Bedeutung des Wahnsinns als einer Erkenntnisquelle, und über den Sinn, der darin gelegen haben möge, daß die Alten ihn als ein Zeichen der Erwählung ansahen. In der „fröhlichen Wissenschaft" sagt er in Bezug darauf: „Nur wer schreckt — führt", und in der „Morgenröte" stehen die merkwürdigen Worte, die an seine spätere Auffassung eines die Menschheitsvergangenheit verkörpernden Zukunftsgenius erinnern: „In den Ausbrüchen der Leidenschaft und im Phantasieren des Traumes und des Irrsinns entdeckt der Mensch seine und der Menschheit Vorgeschichte wieder, — — — sein Gedächtnis greift einmal weit genug rückwärts, während sein zivilisierter Zustand sich aus dem Vergessen dieser Urerfahrungen, also aus dem Nachlassen jenes Gedächtnisses entwickelt. Wer als ein Vergeßlicher höchster Gattung allem diesem immerdar sehr fern geblieben ist, versteht die Menschen nicht." Damals wünschte jedoch Nietzsche selbst noch ein solcher „Vergeßlicher" zu sein, da er noch die menschliche Größe im „affektlosen Erkennenden" suchte und in dem, was „aus der Vernunft geboren" wird. Seine Zarathustra-Dichtung ist voll von ergreifenden Andeutungen, die, zum Teil in der Form von innern Erlebnissen und Visionen, häufig vollständig der Wirklichkeit entnommen sind. In den übrigen Werken findet sich die deutlichste Stelle in der „Götzendämmerung", unter dem Titel: „Hier ist die Aussicht frei!" — wo er darauf hinweist, daß er einem Zustand des „Unwürdigsten" entgegengehe, der aber vielleicht gerade deshalb des Göttlichen würdig sei, — denn, sagt er an einer andern Stelle: „sollte nicht erst der Gegensatz die rechte Verkleidung sein, in der die Scham eines Gottes einherginge?"

So ist auch in der letzten Philosophie Nietzsches, die nach dem Zwang, den der Positivismus ihm auferlegte, der Ausdruck seines innersten Bedürfens und individuellsten Sehnens zu sein scheint, wiederum der geheimste Grund seiner Gedanken eine mühsam verborgene Seelenqual. Auch hier ist sie, wie immer, der schmerzvolle Sporn, der ihn zu immer erneuten Geistesthaten aufstachelte, die alle nur den Sinn hatten, ihn dieses Leben und diese Seelenqual verstehen und ertragen zu lehren. Bis zu welchem Grade der Zusammenhang zwischen seinem innern Erleben und seinem philosophischen Denken und Erfinden intim und unmittelbar war, würde man am deutlichsten aus seiner mystischesten, weil am persönlichsten entstandenen, Lehre ersehen können: aus der sonderbaren Lehre von der ewigen Wiederkunft, die noch nirgends genügend betont und berücksichtigt worden ist. Sie ist es auch erst, in der Nietzsche seiner Philosophie einer ekstatischen Lebensliebe den vollkommensten Ausdruck gegeben hat, — jenem: „Ideal des übermütigsten, weltbejahendsten Menschen, der sich nicht nur mit dem, was war und ist, abgefunden und es vertragen gelernt hat, sondern es so, wie es war und ist, wieder haben will, in alle Ewigkeit hinaus, unersättlich da capo rufend . . . . ." Es ist der lachende Mensch, den Zarathustra verkündet, ersehnt und selbst darstellt, — und der einen so furchtbaren Gegensatz bildet zu dem leidenden, einer qualvollen Zukunft entgegenstarrenden Menschen, welcher in Wahrheit der Schöpfer der Zarathustra-Gestalt und seiner lachenden Philosophie ist. In dem vierten Band des Zarathustra, der erschienen ist, längst nachdem

Nietzsche von seinem Schicksal ereilt wurde, klingt dieses Lachen von Seite zu Seite: — „Diese Krone des Lachenden, diese Rosenkranz-Krone: ich selber setzte mir diese Krone auf, ich selber sprach heilig mein Gelächter."

Aber in diesem Lachen verklang uns zugleich Nietzsches Geist. Das Große ist: er wußte, daß er verklingen mußte, und schied grade deshalb so: lachenden Mundes, „rosenumkränzt", — das Leben rechtfertigend, entschuldigend, verklärend. —

Er hat einmal das paradoxe Wort gesagt: „Lachen heißt: schadenfroh sein, aber mit gutem Gewissen", — es heißt hier: seines eigenen Schadens, Unterganges überlegen-froh *sein können*, um der eigenen Lebenslehre treu zu bleiben, um sie mit keiner Klage, keinem Zweifel zu trüben. Die gewaltige Seelenkraft, welche das vermochte, giebt uns erst die vollgiltige psychologische Erklärung für Nietzsches Glauben an eine Uebermenschlichkeit mitten in der Allzumenschlichkeit, — und an ein mystisches Doppelwesen in ihm selbst, dem Offenbarer und Erlöser. Denn auch uns tönt ein erschütternder Doppelklang aus diesem Lachen entgegen, — das Gelächter eines Irren und das Lächeln des Ueberwinders.

Meister Oelze.

Drama in drei Aufzügen

von

Johannes Schlaf.

Personen:

Franz Oelze, Tischlermeister.
Rese, seine Frau.
Emil, ihr Sohn.
Die alte Frau Oelze.
Pauline, Oelzes Stiefschwester.
Mariechen, ihre Tochter.
Frau Weidenhammer.
Patschke, der Geselle.

Zeit: Gegenwart. — Die beiden ersten Aufzüge spielen an demselben Abend; der dritte Aufzug spielt einige Tage später.
Ort: Ein mitteldeutscher Marktflecken.
Das ganze Drama in thüringisch-sächsischer Dialektfärbung.

Erster Aufzug.

Ein mittelgroßes, düstres, dunkeltapeziertes Wohnzimmer mit niedriger, getünchter, rauchgebräunter Decke, die von zwei dicken Balken durchquert ist, an denen Kräuter zum Trocknen, ein Vogelbauer, Mützen u. s. w. hängen.

In der Mitte des Hintergrundes steht ein großes Familiensopha. Darüber ein runder Spiegel; um diesen herum gruppiert Photographieen und Silhouetten. Rechts vom Sopha die Kammerthür; links vom Sopha eine Thür, die auf den Hausflur führt. Ueber ihr hängt ein großer Erntekranz aus Roggenstroh mit Blumen, Fähnchen, Schleifen und Bändern aus buntem Papier. Links von der Thür, in der Ecke, der Kasten einer alten Standuhr.

An der linken Seitenwand zwei niedrige, tiefnischige Fenster mit Zwirngardinen und Blumenstöcken; draußen vor den Fenstern Weinlaub. Am Zwischenpfeiler, auf einem Fenstertritt, ein Tischchen mit allerlei Nähgerät. Vor jedem Fenster ein Rohrstuhl.

An der rechten Seitenwand, in der Mitte, ein großer, grünglacierter Kachelofen mit einer ringsherumlaufenden Ofenbank. Auf dem Ofen Horden, auf denen Obst dörrt. Links vom Ofen, gegen den Hintergrund, ein großer, dunkelpolierter Kleiderschrank mit Vasen aus buntem Glas drauf, Büchern und einem ausgestopften Vogel. Rechts vom Ofen, gegen den Vordergrund, ein großer, altmodisch gepolsterter Sorgenstuhl mit einer gestickten Schlummerrolle. Darüber, in vergoldetem Rahmen, die Photographie eines alten Mannes.

In der Mitte des Raumes steht ein großer Eßtisch mit Rohrstühlen ringsherum. Der Fußboden ist mit Läufern bedeckt.

Das Zimmer liegt in einem dämmrigen Herbstnachmittagslicht. Von Zeit zu Zeit (während des Gesprächs zwischen Pauline und Mariechen) noch ein flüchtiger Sonnenblick. — In Pausen Windgebrause. — Pfeifen im Schornstein. — Gegen Ende des Aufzugs steigert sich der Wind.

Vor dem Nähtischchen, nach der Thür zu, sitzt Pauline. Sie schläft, zurückgelehnt, die Hände lässig über eine Weißnäherei auf ihrem Schooß weg. Sie ist eine kräftige Frau in der Mitte der Vierziger mit hübschen, derben, energischen Gesichtszügen. Glatt nach beiden Seiten gescheiteltes Haar. Ein einfaches, kattunenes Hauskleid. — Zu ihren Füßen sitzt Mariechen auf dem Fenstertritt mit einem Strickstrumpf beschäftigt.

Nach Aufgang des Vorhangs eine Pause. Dann, draußen vom Flur her, ein lauter, greller Aufschrei von einer Weiberstimme.

Mariechen (schrickt zusammen). Mutterchen!

Pauline (schläft weiter).

(Eine Weile bleibt es still; dann ein zweiter Schrei, der in ein langgezogenes Heulen verläuft. Die Schreie und das darauffolgende Heulen während des folgenden Gesprächs in Pausen.)

Mariechen (läßt den Strickstrumpf fallen; klammert sich an Pauline; angstvoll aufweinend). Mutterchen, ach Mutterchen!!

Pauline (schrickt auf; verschlafen). Hm?! — Na?! (Reibt sich die Augen.) Was . . . Was is . . . hast 'enn?! (Horcht.) Stille mal!!

Mariechen (stammelnd). Die . . . Die alte — Großmutter . . .

Pauline (beugt sich gegen die Thür vor, lauscht einen Augenblick und will dann in die Höhe; hastig). Laß mich mal! — Ich — will mal . . .

Mariechen (sich dichter gegen sie drängend). Ach nee, Mutterchen, nee!!

Pauline. Dumme Gans! — Der Onkel schläft ja hinten in der Kammer!

Mariechen. Ach nee! Nee! — Ich . . .

Pauline. Stille! (Beide lauschen.)

Mariechen. . . . ferchte mich so!

Pauline. Ae! Hab' Dich nich! — Laß mich los! De zerrst een'm je de Kleider vom Leibe! (Steht auf, tritt zur Thür und lauscht einen Augenblick hinaus.)

Mariechen. Geh nich! Geh nich naus, Mutterchen!

Pauline (von der Thür her ärgerlich, nachdrücklich). Stille mal!! — (Horcht. Das Heulen draußen verliert sich.) Das is wohl was, wenn de mal n Oogenblickchen alleene bleibst! — So e altes großes Mächen! — Schäme Dich! — Beißt Dich denn wer?! — Hä?!

Mariechen (beschämt). Nee.

Pauline. Na also! (Sie horcht noch einen Augenblick, seufzt, und geht wieder zu ihrem Stuhl; setzt sich.)

Mariechen (stammelnd). Horch doch, Mutterchen! Se hört je schon widder uf.

Pauline (ihre Arbeit wieder aufnehmend, ärgerlich). Ae! Du sollst nich uf sagen! Kannste denn nich ordlich deitsch sprechen?! Lernt'r denn das nur in der Schule?!

Mariechen. Nee.

Pauline. Na, nu rück mal e bischen vor! Mer kann sich je nich riehrn! — Ae, sei vernünft'g! — Nu?! — Herrjeh, de zitterst je ordlich?!

Mariechen. Ich — hawwe mich so — erschrocken.

Pauline (sie streichelnd). Na na na! Mei armer kleener Affe!

Mariechen. Die alte Großmutter wird wohl nich widder gesund, Mutterchen?

Pauline. Nee! Du lieber Gott! (Kleine Pause. Pauline näht.)

Mariechen. Hu! 'S is schon so finster!

Pauline. Ja.

Mariechen. Du! Mutterchen!

Pauline. Na?

Mariechen. Reisen mer nu bald widder nach Hause?

Pauline. Gefällt Dir's denn hier nich mehr?

Mariechen. Ach nee, gar nich.

Pauline. Awwer Du sollst mer hier doch widder rote Backen kriegen, Du?

Mariechen. Ach, zu Hause is es doch besser. Wemmersch auch nich so gut hamm wie die hier. Un wenn ich auch in de Schule muß. Un wenn ... wenn Vater auch ... manchmal ...

Pauline. Ach, bis stille, meine Kleene! (Seufzt.)

Mariechen (schmeichelnd). Mutterchen?

Pauline. Hm? — Schmeichelkatze! — Na ja, na ja!

Mariechen. Die alte Großmutter immer. Das is een'm so schaurig. — Un denn der Onkel, der is auch immer krank. (Leise, wichtig). Du! Mutterchen!

Pauline. Was denn?

Mariechen. Ich kann 'n nich ausstehn.

Pauline (lacht). Mei Klugschnabel! Warum denn?

Mariechen. J, ich weeß nich. — Du! Warum macht e denn immer so e finstres Gesichte? E mag uns wohl gar nich leiden, he?

Pauline (mit ironischem Lachen). J ja, das mag wohl schon sein, daß e uns nich leiden kann.

Mariechen. Warum denn?

Pauline. J, bis stille. Das is nischt fer Dich. — (Nimmt sie zu sich herauf, drückt sie gegen sich.) Loof mer nur hier immer recht hibsch in der scheen', frischen Luft rum und iß ticht'g, daß de mer fer'n Winter recht hibsch gesund un kräft'g bist, Meine! — Herrste? (Küßt sie.)

Mariechen (gedehnt, nachdenklich). Jaaa! — Minna wird awwer doch wohl zu Hause ihre liebe Not hamm mit der Wirtschaft, he?

Pauline (lacht). Du Plappermaul! — Na ja, lange bleiben mer nu nich mehr hier.

(Pause.)

Mariechen. Horche mal wie de Uhr geht, he?

Pauline (nähend). Ja.

Mariechen. Immer tack — tack — tack. — Ordlich zum Ferchten, nich?

Pauline (seufzt).

Mariechen. War die schon so, wie Du hier noch so e kleenes Mächen warst, wie ich un, wie Dei Vater un Deine Mutter noch lebtn?

Pauline. Ja, mei Mariechen. — So gehn de Zeiten. Lieber Gott. —

Mariechen. Die is wohl schon hundert Jahre alt?

Pauline. J ja, so alt mag se wohl sein.

Mariechen. Mutterchen?

Pauline. Hm?

Mariechen. Du bist je so stille?

Pauline (abwehrend). J!

Mariechen. Heere mal! Morgen frieh nehm' se draußen uf'm — auf'm Felde Kartoffeln aus, hat de Tante gesagt. Emil fährt mit naus auf Weidenhammers ihr'n Wagen. Un denn wollten mer e großes Feier anmachen un uns Kartoffeln braten. Derf ich mit?

Pauline. Ja, wenns Wetter gut is.

Mariechen (sich ängstlich anschmiegend). Hu, horch mal! Da gehts widder los! (Draußen das Schreien. Sie horchen.)

Pauline (selbstvergessen, die Faust gegen die Kammer hin schüttelnd). Na, Du Hund! Du Hund!

Mariechen (erschrocken). Mutterchen?!

Pauline (streichelnd). Bis stille, Meine! Bis stille!

Mariechen (weinerlich). 'S is mer gar so schauerlich!

Pauline. Na na na! M!

Mariechen. Ach, das is so schrecklich, nich?

Pauline (aus ihren Gedanken heraus, ernst). Das is auch eine Strafe Gottes!

Mariechen. Wie?

Pauline. Nischt Meine! Nischt!

(Kleine Pause.)

Mariechen. Der alte Wind draußen! — 'S donnert ordlich!

Pauline (weint plötzlich auf.)

Mariechen. Mutterchen! Mutterchen! — Was hast 'enn?!

Pauline (sie an sich drückend, die Augen gegen ihren Scheitel). Ach Meine, Meine!

Mariechen. Liebes Mutterchen!

Pauline. Ja Ja! Ich bin schon ruh'g! (Küßt sie.)

Mariechen (seufzt tief auf.)

Pauline. Wart' mal e bischen. Der Arm wird mir taub. — So. —

Mariechen (schüchtern). Nich wahr? Die hamm's gut. — So viele scheene Sachen hamm' die. — Drieben in der guten Stube das scheene Klavier. — Das is immer so hibsch, wenn Emil drauf spielt. — Ich möchte auch so spielen könn', Mutterchen?

Pauline. Das könntste auch, wenn se 's uns nich weggestohlen hätten!

Mariechen. Das Klavier?! — Hamm se 's uns gestohl'n?!

Pauline. Ja, das Klavier, un das Haus, un den Garten, und die Felder un alles, alles!

Mariechen. Wie denn? Gestohln?

Pauline. Ja ja.

Mariechen. Awwer da könn mer se doch bei der Polezei anzeig'n?

Pauline. I ja, wenn mer das könnten? (Sich besinnend). Awwer daß de mer zu keen'm Menschen driwwer plapperst, heerste?! Ja nich! — Zu keen'm Menschen!

Mariechen (erschrocken). Nee. (Kleine Pause.) Mutterchen.

Pauline. Na?

Mariechen. Ach!

Pauline. Meine!

(Draußen rumpelt es über die Gasse. Der Postillon bläst: „Goldene Abendsonne." Die Töne verlieren sich die Gasse hinunter.)

Mariechen (am Fenster). De Post!

Pauline. Ja.

Mariechen. Wemmer doch erscht widder mitfiehr'n!

Pauline. Warte nur! Nu balde!

Mariechen. De Frau Weidenhammern!

Pauline (gegen das Fenster). Wo denn?!

Mariechen. Se is schon am Fenster verbei!

(Die Hausklingel. Gleich darauf klopft's.)

Pauline. Herein?!

Frau Weidenhammer (tritt ein, dem Posthorn nachträllernd, einen Strickstrumpf schwenkend, lacht). Brrr! Herbst! — Der Wind geht iwwer de Stoppeln!

— 'N Tag! — Na? Keener weiter da?! — Das is je hibsch, da könn' mer so recht hibsch gemietlich mal e Klätschchen fer uns machen! (Lacht.)

Pauline. 'N Tag Hannchen! — Franz schläft drinne!

Fr. Weidenhammer. Ah! — Pst!

Pauline. Rese is hinten bei d'r Mutter! — Hier is es mal widder hibsch!

Fr. Weidenhammer. Ach! — 'S is wohl widder . . .

Pauline (bestätigend mit den Händen winkend und damit gleichsam andeutend, wie schlimm es wieder mit der alten Frau steht). Na! — Na! —

Fr. Weidenhammer Na weeßte, denn will ich mich nur bei Zeiten widder uf de Strümpe machen! (Sich zu Mariechen bückend.) Na Mariechen? — Nu guck doch eener, wie die kleene Spitzmaus sich rausgemacht hat in den Wochen! 'S is wohl hibsch bei der Tante? Was? — Hehe!

Pauline. Setz Dich doch e Weilchen?

Fr. Weidenhammer. Na, denn awwer nich lange! — Was 'ch sagen wollte: mei Mann schickt morgen frieh um sechse den Knecht mit'n Wagen fer de Kartoffeln!

Pauline. Gut gut! (Lächelnd von ihrer Arbeit auf.) Das Posthorn haste gut nachgemacht vorhin!

Fr. Weidenhammer. Nich wahr? (Lacht.)

Pauline. Du bist selber wie so 'ne Abendsonne!

Fr. Weidenhammer. Na Na! — Du! 'S is denn wohl widder sehre schlimm mit der alten Frau?

Pauline. Ach Gott, na! — Schrecklich, schrecklich! — Da?! — Heere doch?! (Draußen wieder für einen Augenblick das Schreien. Es kommt jemand durch den Flur, wie mit Holzpantoffeln, auf die Thür zu geklappert.) Das wird Rese sin!

Rese (in der offnen Thür. Groß, vierschrötig, gesund. Die Kleidärmel in die Höhe gestreift, eine Küchenschürze vor. Stellt ihre Holzpantoffeln draußen neben die Thür, kommt in Strümpfen herein. Ruft zurück in den Flur). Kramern?! Ihr habt doch wohl noch e Weilchen Zeit?! — Ja?! — Na, denn thut mer nur den Gefalln un bleibt noch e bischen bei'r! (Drückt die Thür hinter sich zu und tritt ins Zimmer.) Franz schläft wohl noch?

Pauline. Ja.

Rese. Guten Tag, Weidenhammern!

Fr. Weidenhammer. Guten Tag!

Rese (läßt sich, erschöpft, schwerfällig auf einen Stuhl sinken; seufzt auf). Der schläft un schläft, der Mann! — In een'm weg! — Das weeß der liebe Gott, was widder mit dem los is! — Ach Gott nee! — Nee . . . Ich kann — doch wirklich — kaum noch — jappsen! — Nee, Pauline! Ich kann Dir werklich sagen: Du hast schon Deine liebe Not bei Dir zu Hause: awwer ich?! — Hach! — Du machst Dir keen' Begriff! — Na, ihr habt's je wohl widder geheert?

Pauline. Ja.

Rese. Mir zittern un bebn doch, wahrhaft'g'n Gott noch alle Glieder! — Ich muß mich e Weilchen ausruhn! — 'S is nur gut, daß de Kramern oben bei sich e Weilchen abkomm' kann; die wird immer noch am besten mit'r fert'g. — I, wenn doch der liebe Gott die alte Frau nur endlich mal zu sich nehmen wollte! — Geistesgesteert?! Nee, 's is zu, zu schrecklich! — (Horcht auf das Wetter draußen.) Nu horcht nur! — Na, heite kriegen de Ziegeldecker noch Arbeit! — Un wo nur der Emil widder bleibt, der Bengel! — Bei so e Sturme! — Wie leichte kann'm e Ziegel uf'n Kopp fallen! — Ae, wahrhaft'g'n

Gott! Mer könnt' es werklich manchmal satt kriegen! — Könnt'r denn morgen 'n Wagen schicken, Weidenhammern?

Fr. Weidenhammer. Morgen frieh um Sechse kömmt der Knecht.

Rese. Na Gottseidank! 'S wird Zeit, daß mer de Kartoffeln rein kriegen. (Steht auf und geht zu Pauline hin.) Wie gehts denn mit'r Arbeit, Pauline?

Pauline. Was hat se denn widder geschwatzt?

Rese (die Näherei gegen das Licht haltend). Wah? — Gucke mal, Pauline? Mißte hier am Ende . . . Warte mal? — Ja? — Gucke? — Der Aermelausschnitt is doch am Ende e bischen zu enge? Nich?

Pauline (ungeduldig). I warum nich gar! — Laß nur! Gieb her! — Ich wer' schon machen! — Der — Franz mit sein' Spatzenarmen! Wo denkst' enn hin? — 'S schlackert so alles um'n rum.

Rese (eingeschüchtert.) Na ja! De wirst je wissen! — Du lieber Gott, 's is wahr: der Mann schwind't een'm jetzt reene nur so aus'n Kleidern raus!

Pauline (mit bösem Spott.) I stirbte, denn stirbte; denn bist'n los un heiratst e andern!

Rese. I Gott ja! Wie De nur so reden kannst, Pauline!

Pauline. Na ja? — Na, gieb Dich nur zufrieden! Der is zäh wie enne Katze! Der iwwerlebt uns noch alle, so gesund wie mer sin! (Lacht.)

Rese (ist an das Fenster getreten). I ja! — Gott nee, das Wetter!

Pauline. Was hat se denn nu widder gered't?

Rese (setzt sich wieder). I nu, widder so e entsetzliches Zeich! — Alles bunt durchenander. 'S wäre widder eener in der Stuwwe, den se vergift't hätten un wollte se tot machen; un se könnte je doch nischt dervor un e sollt'r doch ja nischt thun! — Na Leite, ich kann eich sagen! — Ja na: un eemal solls ihr Vater sin, un eemal is es ihr Onkel, un eemal is es Dei Vater . . .

Pauline. Mei Vater?

Rese. Ja! Un denn red't se mal widder was von e Geburtstage, un denn is es e mal widder enne Hochzeit . . .

Pauline. Hm.

Rese. Ja, un heite hatten se gar aus een' Biefstick gemacht un hamm 's gegessen . . . Lauter un lauter solchen schrecklichen Unsinn! — Un merkwird'g: allemal bei schlechtem Wetter! — Wenn mer Wind oder Gewitter kriegen, denn haww ich schon allemal allen Respekt! — Stille mal! (nach der Kammer hin). Franz — hust't wohl widder?! — Nee! — Ae Gott, un nu ooch noch der Mann! — Egal un egal das Gehuste! (Besorgt.) Un ich weeß ooch gar nich Du, denn spuckt e jetzt ooch widder so viel Blut?

Pauline. I na, das is doch nischt Neies! Deswegen!

Rese. Ach nee nee, Du! Das is ersht seit kurzem! Seit enner Woche! E is jetzt iwwerhaupt ganz anders! Du liebe Zeit, sonst durfte je kee Liftchen an'n komm'! — Manchmal wurd' es een'm ordlich läst'g, so pimplig war e! — Awwer jetzt nimmt e sich ooch nich e bischen in Acht! — Un daderbei is e in een'm fort so grillig? — Seit e paar Wochen is es manchmal reeneweg nich mehr zum Aushalten! — Is D'r das nich ooch ufgefalln, Pauline?

Pauline. O ja, hehe! — Am Ende is es, weil ich noch da bin? (Lacht.)

Rese. I Gott nee, Pauline! So derfste das nich nehm'n! — Hä! Ich möchte mal sehn, wenn De de Ernte iwwer nich dagewesen wärst, was 'ch hätte anfangen soll'n! De ganze Wertschaft un die alte Frau un das alles! — (Aergerlich.) Hä! E is je zu sonderbar! — Wohl schon zehnmal haww

ich zu 'm geſagt: mer wolln e Mächen nehm'n? Ich kann das nich alles alleene ſchaffen: ich hätte je ſtramme Aerme meent e! — Stramme Aerme! Hä! — Scheene ſtramme Aerme! — So e Mann bild't ſich ein, das macht ſich alles ganz von alleene! — Nee, geiz'g is e, richt'g geiz'g! — Nee nee, Pauline! 'S is mer enne rechte Erleichtrung geweſen, daß 'ch Dich die Zeit iwwer gehabt hawwe un De thuſt mer nur e Gefalln, wenn De noch e paar Wochen bleibſt.

Pauline. Nu, Franzen thu ich keen Gefalln dermit; die Verſichrung kann ich Dr gebn, hehe!

Reſe. J Gott, an den ſei Gerede mußt De Dich nich kehrn! De weeßt je, wie e kranker Menſch is! — Ja ja, Weidenhammern! Du kannſt wohl immer gute Laune hamm! Wer's ſo gut hat wie Du? — Na nu will ich nur widder hinter un ferſch Abendbrot ſorgn! — Die dumm' Dreſcher hat mer heite ooch noch ufm Halſe! Die nähln ooch was Scheenes zurechte! (Zu Mariechen, die wieder auf dem Tritt ſitzt und ſtrickt.) Na mei Mariechen? Biſte fleiß'g? Strickſte? — Nu kannſte heite nich e bischen draußen in der friſchen Luft rumloofn! — Hehe! — (Richtet ſich wieder in die Höhe.) Na denn . . . Hm! — J nee, da fällt mer ein! Hehe! — Heite haww ich doch e rechten Spaß gehabt! (Lacht.) J, 's is mer eegentlich gar nich ſo zum Lachen zu Mute, awwer . . . Na, wie ich vorhin 'n Kaffee hinter in de Scheine brachte, da zankten ſich de Dreſchersleite widder e mal! (Lacht.) Kinder nee, 's is allemal reeneweg zum Totlachen! — Da is immer eener eiferſicht'ger wie der andre? — Er (lacht) er — ſo krumm — wie e Fiddelbogen un ſie: de reene Vogelſcheiche? — Na, nu is e je awwer ſo ungeheier ſtolz uf ſe, weil ſe buchſtabiern kann un's Eenmaleens gelernt hat, un er „ies blus Schoofjunge gewäſt?! Se homm mer niſcht lärn loſſe? — Meine Mutter ſälig hot mich veracht't?" Sie alleene hat'n „genumme!" Un 200 Thaler hat ſe gehabt un er gar niſcht? (Lacht.) Ja, un denn, wenn e beſchreibt, wie ſe als Mächen ausgeſehn hat! (Lacht.) Nee, Kinder der Welt! — „Sähn Se, Fru Oelzen: ä Näſt hotte ſe (zeigt auf ihren Zopf), ä Näſt, bis hie vuur! Un ausſähn thot ſe, Fru Oelzen: nich ahnfoſſn hob' ich ſe mer getraut, ſu, ſu — ſauber un ſu, ſu — odrätt? (Lacht.) Ober jetzt will ſe niſcht mehr vun mer wiſſe, weil ich e krumm' Buckel hobe." — Un ſie nu widder: „'S wäre je nich wahr! Er wollte von ihr niſcht mehr wiſſen! E hätte geſtern mit dr Frau Hauken ihrer Magd gered't!" — Un er denn nu widder: „Nee! Sie hielt's mit'm Schachtmeeſter!" (Lacht.) Na, ich ſage eich! Die Beeden? (Lacht.) Zum Koppskeekelſchießen! (Lacht.)

Fr. Weidenhammer (lacht). Na, die Beeden! Die ſin ſtadtbekannt! Das ſin e paar Orjenale!

Reſe. Gott ja, ſolche Leite! Wemmer ſo nimmt: 's is doch awwer hibſch!

Fr. Weidenhammer. Ja, bei'n Mehrſchten is es nich ſo! (Lacht.)

Reſe. Herrjees, Du Weidenhammern! Wie is denn das mit dem Frailein Herbſt ihrer Verlobung? Das is je wohl widder retour gegangen?

Fr. Weidenhammer. J freilich? Das weeßte noch nich?

Reſe. Na, da kann Frailein Herbſt ooch ſagn, Gottſeidank! Ich hawwe gar nich begreifen könn', was ſe denn an dem Bergſtedt fer e Narrn gefreſſen hatte! — Das will nu e Lehrer ſin! So e alter, vierſchreet'ger Fläz! — E hat keen' Zahn mehr im Maule, ſo e junger Menſch!

Fr. Weidenhammer (lacht.)

Reſe (mitlachend). Na, 's is wahr! — Un nich e bischen Lebensart hatte der Menſch? E hat 'n ganzen Tag bei Herbſts rumgelegen un hat ſich pudel-

dicke gefreſſen un daderbei is e zu faul geweſen, 'm Frailein e Stuhl zu bringn oder enne Gießkanne Waſſer in Garten zu holn! — 'S war der reene Skandal!

Fr. Weidenhammer. Na, 's liegt 'm awwer ooch ſehre dran, daß die Sache widder ins Gleiſe kömmt! Vor e paar Tagen hat e im Gaſthauſe geſeſſen un vor allen Gäſten laut geweent un hat geſagt: Frailein Herbſt hätt 'm 's Herze gebrochen! — Na, was ſagt'r denn dazu? (Lacht.) Doch ſo richt'g wie ſo e dummer Junge!

Reſe (amüſiert). Na, bei dem ſcheints awwer richt'g zu rappeln!

Fr. Weidenhammer (lachend wie über einen Einfall). Ach Gott nee! Da ſprach 'ch geſtern ſeine Wirtsfrau, de Schaden! Das is ſo 'ne ſpaßhaft'ge Frau! Die hat zu 'm geſagt: bei Herbſts — ſtänden — ſechs krumme (kommt kaum weiter vor Lachen) un — un — ſechs gerade Knippel? . . . Wenn . . . Wenn e widder hinkäme . . . Ach Gott nee, 's is zum Totſchrein!! — Da wirde de Frau Herbſten die krumm' uf ſein'm Buckel grade un . . . un — de graden — krumm hau'n!! (Allgemeines Beluſtigtſein).

Reſe (äußerſt amüſiert). Herrgott, Kinder! Mer wecken Franzen!

Fr. Weidenhammer (ſich ſchüttelnd vor Lachen). Die krumm' grade — un . . . un de graden — krumm . . . Kinder, nee . . .

Reſe (aufſtöhnend vor Lachen). Ach, Kinder! Der liebe Gott hat doch noch fer e bischen Spaß in der Welt geſorgt! (Eifrig.) Herrgott nee, awwer ich verplappre mich hier un hawwe noch alle Hände voll zu thun! — Fix, fix! — (An der Thür.) Wirſte denn heite mit'm Hemde fert'g, Pauline? Denn könn' merſch am Ende gleich noch mit in die Wäſche nehm'n?

Pauline. Ja.

Reſe. Ja! — Na! — Gieb doch nachher Franzen mal ſein' Kaffee, wenn e ufſteht! —

Pauline. Ja.

Reſe. Bleibſte denn noch da, Weidenhammern?

Fr. Weidenhammer. Nich lange.

Reſe. Na, vielleicht ſehn mer uns nachher noch! — Die krumm'n grade un die graden krumm . . . (Lacht. Ab.)

Fr. Weidenhammer (lacht). Gott, die Reſe! Immer hat ſe gleich widder gute Laune! — Die is nicht tot zu kriegen!

Pauline (ſeufzt). Ja, grade ſo wie Du, Hannchen!

Fr. Weidenhammer. I na weeßte, wo ſollte mer ſonſt ooch hin! — Da wirde eener nich fert'g!

Pauline. Ja ja! Wer ſo ſagen kann?

(Kleine Pauſe.)

Fr. Weidenhammer. Mit der alten Frau, das is doch enne rechte Plage! — Weeßte, das laß 'ch mer nich nehm'n: das hat ſe ſich damals zu Gemiete gezogen, wie Dei Vater ſo mit eenem Male wegſtarb! — Hm! — 'S war je ooch zu ſonderbar! Grade wie e zu Deiner Hochzeit reiſen wollte! Du lieber Gott, ſo e geſunder alter Mann! — Wer hätte das nur gedacht, daß den der Schlag riehrn ſollte!

Pauline (ohne von ihrer Näherei aufzuſehen). Wenn ich nur dageweſen wäre damals!

Fr. Weidenhammer. Ja eben! — Nu haſt'n nich noch e mal zu ſehen gekriegt!

Pauline. Oeff'en hätt 'ch 'n laſſen vom Kreisphieſikus!

Fr. Weidenhammer (erschrocken). Oeff'en?! — Na nu Gott bewahre mich!

Pauline (über ihre Arbeit). Der sah eben schlagfliß'g aus! — He! — Ach ja! (Sieht auf). Ach Hannchen, Hannchen!

Fr. Weidenhammer (betreten). Hm! Ja, 's muß Dir doch recht eigen zu Mute sin, jetzt, wo de nu nach Jahre widder mal zu Hause bist.

Pauline. Zu Hause! — Ach Gott, zu Hause! (Lacht bitter.)

Fr. Weidenhammer. Seid 'r denn noch immer wie Hund un Katze zusamm', Du un Franz?

Pauline. Wir?! (Schauernd). Huch Gott, sprich mer nich davon!

Fr. Weidenhammer (sieht sie an, schüttelt den Kopf). Ach Gott nee, das is doch awwer gar nich scheene!

Pauline. Wir! — Huch Gott nee! — Siehste Hannchen! Jahrelang hat mer sich in Not un Armut hinkrepeln missen un . . . . un — nu kömmt mer hierher un — muß sehn, wie das alles sozusagen fremde Leite hamm, wo mer kleene gewesen is, wo mer aufgewachsen is! Alles was doch eegentlich von Rechtswegen mein'm Bruder un mir geheert! Was der dem guten, alten Manne abgeschwindelt hat, schändlich abgeschwindelt! Das ganze, ganze scheene Vermeegen! — Wie die hier im Fette sitzen un . . . Na! Das möchte je awwer noch alles sin!

Fr. Weidenhammer. Ja, gut hamm se am Ende nich gegen Dich gehandelt.

Pauline. Ich seh immer noch, wie se damals alle beede da rein kam'n! Die Alte un der spitzköpp'ge, schwindsicht'ge Duckmaiser! Das sollte nu meine neie Mutter un mei neier Bruder sin! — Schon damals lief mersch eiskalt iwwer un iwwer, wie ich die kleen', boshaften Zwinckeroogen sah!

Fr. Weidenhammer. Ja, e zu merkwird'ger Mensch is der Oelze! — Du, ich möchte doch eegentlich wissen, was der so vom Leben hat! Immer is e krank? Nischt derf e sich gönn'? E derf keene Cigarre roochen? E derf keen' Seidel Bier trinken? 'S Zehnte derf e nich essen? Un denn hat e ooch gar keen' Verkehr? Immer huckt e so fer sich alleene! — Merkwird'g! Grade als wenn e sich fer'n Leiten ferchte!

Pauline. Der?! Sich ferchten?! — Hach da kennst'n schlecht, Hannchen! — Der ferchť sich weder vor e Gott noch vor e Teifel, geschweige denn vor e Menschen! — Was der vom Leben hat? Daß e alle Menschen veracht't un iwwer alles spott't: das is seine Freide! — Bei dem is alles dumm!

Fr. Weidenhammer. Du, sprich nich so laut!

(Kleine Pause.)

E sollte sich nich so zurückehalten! — Gloobste, daß de Leite alles Meegliche iwwern sprechen?

Pauline (interessiert). I gar! — So! — Sprechen se iwwern?! — Was denn?!

Fr. Weidenhammer. I nu, 's is je am Ende nur so e dummes Gerede. Awwer mer kann sich nich driwwer wundern! — I nu, 's kann 'm je keener direkt was nachsagen! E tritt je keen'm zu nahe! — Awwer beliebt is e nich! Das kann ich Dir sagen!

Pauline. Na, was sagen se denn so?

Fr. Weidenhammer. I nu . . . Ae, na! Was soll mer driwwer reden! — Hm! — Na, gucke, daß Dei Bruder un Du damals so ganz leer ausgegangen seid un Franz un die alte Frau alles geerbt hamm, da wundern

se sich driwwer um meen', daß das nich so mit rechten Dingen zugegangen is .. I na, un daß e sich so aparte hält . . . I na, De kannst Dr je denken! — Ja, un deshalb gehts ooch nich so recht mit der Tischlerei! — Na, dadruff is e je nu ooch nich angewiesen!

Pauline. Hm! — Hm! — Ja! — Das is e beeser Mensch, Hannchen! E ganz beeser Mensch! (Steht auf und stellt sich neben Frau Weidenhammer. Geheimnisvoll.) Gucke Dir nur mal so seine Oogen an! Als ob der leibhaft'ge Satan rausguckt! — Ach Hannchen, Hannchen!

Fr. Weidenhammer (sieht sie an). Hm hm?

Pauline (hart). Na, awwer seine Stunde soll ooch noch e mal schlagen! Das erleb ich noch! — Ach Hannchen, Hannchen! — Wenn ich Dir alles so sagen könnte, was . . . Wenn ich een' Menschen sagen könnte, was ich alles so stille in mich neinwürgen muß! — Siehste! Das . . . das . . . Verrückt könnte mich das alles manchmal machen! — Wie . . . Wie — Gift frißt das in ein'! — Herkrieg'n könnt 'ch manchmal alles un zusamm'schmeißen! — Aufbrüll'n, laut aufbrülln könnt'ch, wenn ich manchmal so in der Nacht daliege un krieg' keen' Schlaf in de Oogen, un . . . un — denk so an alles! — Ach!! — Un ducken muß mer sich ooch noch? Spitzen muß mer sich bieten lassen? Seine Armut muß mer sich vorhalten lassen? — Jeder Bissen wird een' vorm Maule weggezählt? — Un denn mißte mer sich, weeß Gott, ooch noch bedanken, daß mer sich doch e mal e paar Wochen satt essen kann? (Vergessen.) Un denn nu ooch noch zu denken . . . Huch Gott, Huch Gott! (Schüttelt zusammenschauernd den Kopf, das Gesicht in den Händen. Dann Frau Weidenhammer ansehend.) Ach Hannchen, Hannchen! — Was der Mensch alles so im Stillen mit sich rumschleppen muß!

Fr. Weidenhammer (nach der Kammer hin). Pauline! Pauline!

Pauline. Ach Hannchen, wenn ich Dich so anseh! Was bist Du fer e hibsches muntres Weibchen!

Fr. Weidenhammer. I Gott, liebe Pauline! Jeder hat seine liebe Not!

Pauline. Jeder! (Lächelt, indem sie Frau Weidenhammer mustert.) Du! Was sollst Du wohl fer Not hamm! — Ihr habt eier hibsches Vermeegen! Du hast gesunde Kinder, hast e guten, fleiß'gen Mann, kennst keine Sorgen? (Seufzt.) Ach, wenn ich so nehme: was war'n das fer scheene Zeiten, wie wir beede so nebenander uf derselben Schulbank saßen un dem alten Kilian heimlich Streisand in seine Schnupptabaksdose mengten! — Weeßte noch? — Was war'n mer fer e paar unbänd'ge Mächens!

Fr. Weidenhammer (verlegen; gerührt). I ja, das is wahr!

Pauline. Un mer hatte sei scheenes, warmes Zuhause un kannte keine Sorgen! (Leise.) Un wenn ich an meine gute, selige Mutter denke? — Wer hätte das damals gegloobt, daß das alles so wer'n sollte! Daß die Alte da un ... un ... Huch!! (Gesicht schauernd in die Hände bergend.) Un wemmer ooch frieh mit'n Lerchen raus mußte, naus ufs Feld, sei Sticke Butterbrod ins Tuch gebunden un seine Kaffeeflasche unterm Arme: mer kriegte rote Backen derbei un war gesund un froh! — Un jetzt? — Wemmer so in sich neinsieht (finster vor sich hinblickend.) Zu Mute is een', als hätte mer een' totmachen sehn, un — derfte nischt sagen!! — Aaach!!!

Fr. Weidenhammer (erschrocken). Na Gott bewahre, Pauline! — Wie kannste nur uf so e schrecklichen Gedanken komm'!

Pauline (zu sich kommend). Ich meene je nur so! Beispielsweise!

(Kleine Pause.)

Fr. Weidenhammer (verlegen). Na, nu will ich awwer . . . (Erhebt sich zögernd.) 'S giebt noch so allerlei . . . (Bleibt wie in Gedanken stehn.) Hm! — Ja, da haste eegentlich — recht wenig — Genuß von Dein' Besuche . . .

Pauline. Genuß! — He! —

Fr. Weidenhammer. Ich wundre mich denn nur, wie De's so lange hast aushalten könn'?

Pauline (aus ihren Gedanken heraus, mit geheimnisvollem Nachdruck). Ich hawwe noch so meine Absichten!

Fr. Weidenhammer. Absichten?

Pauline. I nu . . . Hm! — Weil . . . Weil e — mich nich leiden kann! — Weil e mich gar zu gerne forthamm' möchte! Hehe! — Un nu grade! Grade deshalb bleib ich! — Un — wenn ich . . . (fährt in Gedanken langsam mit dem Finger über die Tischplatte.) Wenn ich nu — rauskriegte . . . Hm! (Hastig.) Du! Haste gemerkt, wie verändert e jetzt is?! — So — kribblig! — So — unruh'g! — So . . . So . . . Hehe! — Haste gemerkt?! (Zwischen den Zähnen vor, die Faust ballend.) Aaach!! — Das is 'n je zu infam, daß ich nich gehe! Dariwwer is e je zu gift'g! — Das wurmt'n! Hehe! — (Erregt.) Un Du, Du, — das . . . das is ooch seine Krankheit jetzt?! (Geheimnisvoll, langsam.) Un e weiß auch warum! Ganz genau weiß e das! — Ja? Vor mir — ferchť e sich? — Hehe! — Hehe! — (In großer Erregung, aus einem unterdrückten Mitteilungsbedürfnis heraus.) Ach Hannchen, Hannchen!

Fr. Weidenhammer (sie betroffen ansehend). Du bist doch recht anders geworden, Pauline!

Pauline (schmerzlich, in Gedanken). Ja, ganz anders! — Ach, bis froh, Hannchen! Bis froh! Bis froh!

(Pause.)

Fr. Weidenhammer. Ja, na . . .

Pauline (in anderem Tone; sucht ihrer Stimmung Herr zu werden). Ach mei gutes, kleenes Hannchen! Ich hawwe Dich gelangweilt? Nich wahr?

Fr. Weidenhammer (verlegen). He . . hehe! — Ach gar! — Stille mal?! E hust't wohl?! — Na, da will ich nu doch machen, daß 'ch fortkomme! Hehe! (Zu Mariechen, ihre Hand nehmend.) Adjeh, mei Mariechen! Adjeh, mei Häschen! — Komm morgen Nachmittag mal zu uns niwwer, heerste? Mer nehm'n Ber'n ab! — Adjeh! (Zu Pauline.) Na, denn adjeh, Pauline! — Komm die Tage mal zu mir! Da wolln mer uns e bischen was erzähln! — Awwer von frieher, nich wahr?

Pauline. Ja, von frieher. (Geben sich die Hand.)

Fr. Weidenhammer. Adjeh!

Pauline. Adjeh!

Fr. Weidenhammer (schlüpft hinaus.)

Pauline (steht einen Augenblick in Gedanken; schluchzt still in die Hände hinein; dann, mit unterdrücktem Zorn, die Faust gegen die Kammer hin schüttelnd). Hund! — Schwindsicht'ger Hund! — Merder!!

Mariechen (auf sie zu, sich ängstlich an sie schmiegend). Mutterchen!

Pauline (geht, den Arm um sie legend, mit ihr zu ihrem Sitze zurück). Ja, komm, meine Kleene! (Sie sitzt einen Augenblick in Gedanken, nickt mit dem Kopf und lächelt boshaft vor sich hin.) Na! — Na warte! Hehe! — Du!! . . .

(Pause.)

(Von der Kammer her anhaltendes Husten. Zunehmende Dämmerung. Der Sturm draußen steigert sich.)

Mariechen (ängstlich). Der Onkel kömmt!

Meister Oelze (tritt hustend ins Zimmer. Vornübergebeugt, engbrüstig, abgemagert. Eingefallnes, gelbes, bartloses Gesicht. Schwarzsammtne, gestickte Hausmütze, die bis zu den Ohren runtergezogen ist. Hat eine blaugestrickte Wolljacke an. Seine Arme stecken bis zu den Ellbogen im Latz einer blauleinenen Arbeitsschürze. Die Beine in grauen, schlottrigen Hosen. Filzsocken. — Er geht schweratmend auf den Lehnstuhl zu. — Spricht mit langsamer, ironischer Stimme; unangenehm überrascht). Du bist da?

Pauline. Ja, ich! — (Lacht.) De ferchst Dich doch nich etwa vor mir, Franz? — Hehe!

Meister Oelze (läßt sich langsam, steif, im Lehnstuhl nieder). Ferchten! — Was Du Dir doch nich alles einbild'st!

Pauline. Na, 's kam so komisch raus?

Meister Oelze. Hm! (Hustet anhaltend.)

Pauline. Na, ich mache je ooch bloß Spaß! — Nanana, so e Husten! — Ich kann Dr am Ende e Glas Wasser holn, was?

Meister Oelze. Hähä! — Du bist je sehre besorgt?

Pauline. Soll ich?

Meister Oelze. Danke scheen!

Pauline. Warte, awwer Dein' Kaffee will ich Dr gebn! — Laß mich e mal e bischen vorbei, mei Mariechen! — So! — (Erhebt sich, geht zum Ofen und nimmt Tasse und Kännchen aus der Röhre.) Ich setz Dir's gleich hier uf de Ofenbank! Da brauchste nich erscht ufzustehn! — So! — (Holt vom Tisch ein Tellerchen mit Weißbrot.) Hier! Frisches Pflaumenmus! (Geht wieder zu ihrem Stuhl zurück.)

(Pause.)

Ihr habt hier so scheene Myrthen!

Meister Oelze (trinkend). Hähä! — Eselsohrn!

Pauline. Was? — Eselsohrn?

Meister Oelze. Wie Eselsohrn sehn Myrthenblätter aus!

Pauline (lacht.) So e Einfall! — Wohl weil eener dumm is, wenn e sich verheirat't?

Meister Oelze. Das mußt Du je am besten wissen? — Hehe!

Pauline. Ja, mit Dir hat's Rese freilich besser! — Du kannst Dich wenigstens nich besaufen!

Meister Oelze. Da spart eener ooch viel scheenes Geld! — Wenn ihr das alles uf de Sparkasse getragen hätt't, was Dei Alter schon vertrunken un in de Luft gepafft hat, da gings eich ooch besser!

Pauline (über ihre Arbeit gebückt). I ja, Franz. Da haste wohl recht. — Na, mit der Mutter is es heite ooch widder recht schlimm. — Die arme Rese hat widder 'n ganzen Nachmittag mit'r ihre liebe Not gehabt.

Meister Oelze (scharf). Hä?!!

Pauline (zusammenfahrend). Gott, Franz! Mer erschreckt sich je ordnlich?! (Lacht.) Ich weeß gar nich, wie de jetzt nur immer bist?!

Meister Oelze. So? — Erschrocken haste Dich? — Aaach! (Trinkt.)

Pauline. Na ja! — Du bist jetzt immer gleich iwwer alles so grillig!

Meister Oelze. Hm!

Pauline (gegen das Fenster gewandt). Hu, hu! — Das kann iwwer Nacht noch e scheen' Sturm gebn! — Das is ooch widder das Leiden von der alten Frau! — I ja, 's wär eich wohl enne rechte Erleichterung, wenn se der liebe Gott zu sich nehmn wollte. Nich?

Meister Oelze. Wer is denn heite bei 'r gewesen? Du?

Pauline. Ich? — Nee, Franz! Warum denn?

Meister Oelze. Na, de steckst je doch sonst immer bei 'r?

Pauline. Na Gott, das is doch weiter nich wunderbar? — Wer soll denn gleich immer bei 'r sin? — Rese kann je doch ooch nich immer abkomm'.

Meister Oelze. 'S scheint Dr je doch e Vergniegen zu machen?

Pauline. E Vergniegen? — I nu, e Vergniegen is es wahrhaft'g'n Gott nich!

Meister Oelze. Du bist je doch so 'ne Gefiehlvolle, so 'ne barmherz'ge Schwester? Hähä.

Pauline. Na, heere mal, Franz! Du scheinst awwer heite widder mal richt'g mit'm linken Beene zuerst ufgestanden zu sin! (Lacht belustigt.)

Meister Oelze. Hm! (Trinkt.)

Pauline (erhebt sich, geht auf ihn zu).

Meister Oelze. Was willst 'enn?!

Pauline. Na, Gott, einschenken will ich Dr, Franz?!

Meister Oelze. Danke! Kann ich alleene!

Pauline (lacht.) Du thust je wirklich Franz, als ob 'ch Gift an' Fingern hätte?

Meister Oelze. I, wer weeß?

Pauline (thut piquiert). Na, heere mal! (Geht zu ihrem Stuhl zurück.) Na?! Da gehts wohl widder los mit der Mutter?! (Horcht.) Gott, Gott, 's is doch e rechtes Leiden! Vor e paar Tagen saß 'ch e mal so bei 'r un da hatte se so e lichten, weichen Augenblick. Die Sonne schien grade so recht hibsch helle un warm zum Fenster nein. Un da meente se so zu mir: „Ach, wenn ich doch erst hinten läg auf'm Gottesacker neben Dein'm Vater." 'S ging mer doch durch un durch! (Plötzlich wie ergriffen.) Huch Gott nee! Ich weeß ooch gar nich, wo se nur all das ferchterliche Zeich herkriegt! Wie se sich das nur in Kopp gesetzt hat! — Weeßte, 's scheint mer manchmal, als wenn se gloobte, daß der Vater keenes natierlichen Todes gestorbn is!

Meister Oelze. Hähä.

Pauline. Was lachst 'enn, Franz?

Meister Oelze. Nu, ich freie mich, weil de ... (Sie fixieren sich einen Augenblick.) Hähä.

Pauline. Hm? Wie meenste?

Meister Oelze (ihr nachäffend.) „Hm? Wie meenste?" — Ich freie mich, weil de so enne gute Tochter bist? — „Nich?" wie De immer machst. „Nich'?

Pauline. Wie De nur bist!

Meister Oelze. Na, nur weiter! — Laß Dich nur nich steern in Dein' Texte! (Lacht.)

Pauline. I, e rechter Quatschkopp biste! — Mer kann werklich kee verninft'ges Wort mehr mit Dir sprechen! ... Zeig e mal, Mariechen? De läßt mer doch keene Masche falln? Wenn de beim Zwickel bist, sagst' es mir! (Streichelt sie.) M! Meine Kleene! — Hecre lieber jetzt uf; de verderbst Dir de Oogen.

(Pause.)

Ja, denke Dir nur, Franz! Heite hat se widder gesagt, se hätten 'n Vater vergift't un denn hätten se zu enner Hochzeit Biefstick aus 'm gemacht, un hätten 's gegessen! — Huch Gott nee!

Meiſter Oelze (lacht.)

Pauline. Gott ja, mer könnte werklich manchmal driwwer lachen, ſo ſchrecklich wie 's is!

(Pauſe.)

Ach ja! Der gute Vater! — Ich ſehe 'n immer noch, wie e abends ſo da ſaß, dort auf ſein' Lehnſtuhle mit ſein' ſcheen' weißen Barte un ſein' geſtickten Hauskäppchen un ſein' freindlichen alten Geſichte! Wenn e hinten aus der Werkſtatt vorkam un zum Feierabende noch ſo ſei Pfeifchen roochte! So ſcheene, rote Backen hatte der alte Mann noch! Wer hätte bloß denken ſolln, daß es ſo raſch mit'm zu Ende gehn ſollte! — (Hat den Schürzenzipfel am Auge.) Ach ja, wenn ich 'n doch wenigſtens noch mal zu meiner Hochzeit bei mir gehabt hätte! Weiter hätte ich je denn gar niſcht gewollt!

Meiſter Oelze. Hm!

Pauline. Nee, weeß Gott, Franz! Weiter gar niſcht!

Meiſter Oelze. Was denn?!

Pauline. Ach, ich dachte, Du gloobteſt 's nich.

Meiſter Oelze. Hähä! — Ne wo!

Pauline. Nee, e war ooch zu gut fer die ſchlechte Welt! — Ja, un nu ſitzt Du da uf ſein' Platze! — J ja, wenn doch jeder ſo e gutes, freies Gewiſſen mit ſich ins Grab nehm'n könnte, wie der alte Mann!

Meiſter Oelze (ſtreicht mit beiden Händen langſam über die Seitenlehnen des Stuhles.) Hm! — Hm! — Kannſte Dich denn awwer nich e mal iwwer was andres mit mir unterhalten? Hä? — Jetzt nach zwanz'g Jahrn? — De kannſt wohl gar nich anders? — Ewig mußt de wohl den alten Verſch beten? Oder denkſte etwa, daß ich's anders machen kann? Hä?

Pauline (ernſt). Nee, Franz! So was läßt ſich freilich nich widder gut machen! — Awwer ich kann mer nich helfen! 'S kommt immer widder ſo iwwer mich!

Meiſter Oelze (wie vorhin). M! — Na, ſo gut hat e, denk 'ch, gar nich gegen Dich gehandelt un Dein' Bruder? Hä?

Pauline. J Gott, na ja, Franz! — Awwer im Grunde genomm' war das damals doch ooch blos ſei gutes Herze, daß e 's Teſtament zu Dein' un Deiner Mutter ihr'n Gunſten machte! — Nich wahr? Wie hättſt Du Dich denn durch de Welt ſchlagen ſolln, immer ſo ſchwach und kränklich? — J na, un wenn e nich gar ſo pletzlich damals weggeſtorbn wär', hätt' e uns am Ende ooch noch e bischen beſſer bedacht! Nich?

Meiſter Oelze. Ja, wenn e doch damals bloß zu Deiner Hochzeit gekomm' wär'! Hähä!

Pauline. J ja! Mit tauſend Freiden hättn mer'n aufgenomm'!

Meiſter Oelze. Das gloob ich. — Hähä!

Pauline. Ja, das kannſte werklich Franz!

Meiſter Oelze. Nu gewiß! Denn wenn De ſonſt niſcht von 'm geerbt haſt, haſte doch ſei gutes Herze geerbt.

Pauline. J Gott, 's is wahr, Franz! Das is freilich wenig genung! — 'S muß eener ſo e recht gottvergeſſner Hallunke ſin, wenn e 's in der Welt zu was bringen ſoll! — Na, 's ſchad't niſcht! Der liebe Gott läßt niſcht ungerochen!

Meiſter Oelze. Hähä.

Pauline. Nee, gewiß un ſicher nich, Franz!

Meiſter Oelze. Na, willſt 'enn Dir un mir nu mal den Gefalln thun un mit dem Kohle ufheern? — Ich weeß gar nich, was das heeßen ſoll, daß De 'n grade mir immer widder ufwärmſt? — Hähä.

Pauline. Nee, Franz! Das is ſicher un gewiß kee Kohl! Awwer ich weeß je, Du biſt ooch ſo e Neimod'ſcher, — ſo e Freigeiſt!

Meiſter Oelze. Na, De weeßt je: dadervor ſoll je mei Emil mal Paſter wer'n! — Mer hamm's je ſchließlich derzu! Hähä! — Un denn kann e je mal fer mich beten, daß 'ch in Himmel komme! Hähä!

Pauline. Ja, ſpotte nur, Franz! Das hilft niſcht, wenn e andrer fer een' bet't!

Meiſter Oelze (pfeift leiſe vor ſich hin, über die Seitenlehnen ſtreichend). Wenn reiſt'r denn?

Pauline. Wie, Franz?

Meiſter Oelze. Wenn 'r reiſt, frag 'ch! — Seit wenn heerſt 'enn ſchwer?

Pauline. Ach ſo! — Ach ſo, De meenſt, ſe könn' bei mir zu Hauſe nich mehr recht ohne mich auskomm'? J Gott, deswegen, Franz! — Deswegen könn' mer gut un gerne noch e paar Wochen bleibn! — Gott, Minna is doch nu e großes Mächen; un das bischen Wertſchaft bei uns! — Reſe fragte ooch ſchon, weil ſe mich doch jetzt bei der Kartoffelernte un beim Obſteinmachen gut gebrauchen kann. Un . . . Un — (mit ſtockender Stimme) 's is doch immer mei Elternhaus hier.

Meiſter Oelze (mit höhniſchem Bedauern). Na na na! — Wo kriegſte denn nur immer gleich alle die Thrän' her?

Pauline. Ach, da brauchſte nich zu ſpottn, Franz!

Meiſter Oelze. Nee nee! — Bleib doch? Bleib doch ſo lange hier wie De willſt! Immer bleib! — Hähä! — Sage mal, biſte denn nur werklich ſo dumm?

Pauline. Was denn, Franz?

Meiſter Oelze. Na, denkſte denn, ich verſteh Dich nich? Denkſte denn, ich weeß nich ganz genau, worauf Du nauswillſt? — Hähä.

Pauline. Worauf . . . Worauf ich — naus will?

Meiſter Oelze. Hähä! — Na, was verſtellſte Dich denn nur ſo?

Pauline. Ich? — Mich verſtellen?

Meiſter Oelze. Hähä! — Denkſte denn, ich weeß nich, mei Lämmchen? — Daß mir das hier alles geheert, das is doch de ganze Sache! Hä?! — Das is doch de ganze Geſchichte! — Je, awwer meine is es doch nu mal? Un meine bleibts? Un von mir erbt's e mal mei Junge? — Nu? — Hä? — Da friß das doch in Dich nein? — Hähä. — Da — platze doch vor Gift? — Platze doch? — Hähä.

Pauline (ihn ruhig fixierend). Awwer Franz! Wie De Dir nur ſolche Grilln machen kannſt! (Lacht.)

Meiſter Oelze. Ich hawwe' es doch nu e mal? Un keener kann's mer nehm'n! Heerſte! Kee Menſch! — Hähä! — Beſchweere Dich doch? — Geh doch hinter uff'n Kerchhof un beſchweere Dich bei Dein' Vater? — Na?

Pauline. Nee, Du biſt werklich recht krank, Franz!

Meiſter Oelze. Aach! — Warum ſpielſte denn nur ſolche Komeedie?

Pauline (ruhig). Franz! Gott is mei Zeige, daß das . . .

Meiſter Oelze. Ich hawwe Dir das doch nu ſchon mehr wie eemal

unter de Naſe geriebn?! Ich wirde mir das nich ſo oft ſagen laſſen an Deiner Stelle!

Pauline (immer in ruhigem Ton). Na, Franz! Nu will ich Dir mal was ſagen, un da kannſte gleich ſehn, was das alles ſer e Unſinn von Dir is, oder — ich weeß nich was? — Wenn ich mich nu nich dariwwer zufrieden gebn könnte, daß Du das Vermeegen geerbt haſt: wer hätte denn Grund, ſich zu ärgern: Du oder ich? — Was? — Un wenn ich nu, wie De meenſt, dadruff immer widder anſpielte, da wär' ich doch heechſtens de Dumme un Du könntſt mich auslachen! Nich?

Meiſter Oelze. Na, das thu ich je ooch? Hähä.

Pauline. Awwer ich denke je gar nich dran, Franz! — Ich beneide Dich nich, Franz! — Wahrhaft'g nich! — Liebe Zeit, der liebe Gott hat mir e paar geſunde Aerme gegeben un bis jetzt haww' ich noch immer ſatt zu eſſen un trinken gehabt un im iebrigen haww' ich, Gottſeidank! e gutes Gewiſſen, un ich denke, das is de Hauptſache! — Wenn De denn awwer durchaus nich mit mir in Frieden un Freindſchaft lebn kannſt . . . .

Meiſter Oelze. In Frieden un Freindſchaft? — Hähä! — Na, wer fängt denn immer an?

Pauline. Du, Franz?! Mit Dein' Einbildungen?!

Meiſter Oelze. So! — So! — Hm! (Pfeift. Streicht über die Lehnen.)

Pauline. Wie geſagt, wenn De 's mir durchaus nich gönnſt, daß 'ch mal nach Jahrn e paar Wochen in mein' Elternhauſe bin, nu gut, denn will ich eich weiter nich zur Laſt falln, denn kann ich je reiſen! — Awwer hibſch is es jedenfalls nich von Dir, daß De mir nich e mal das gönnſt! — Ich dächte doch, 's könnte Dir wahrhaft'g'n Gott nich druf ankomm'!

Meiſter Oelze. Na ja! Na ja! — Gut! — Bleib doch! — Hm! — Immer bleib! — De denkſt je ſonſt ooch am Ende werklich, ich ferchte mich vor Dir! — Hähä!

Pauline. Awwer warum ſollſte Dich denn nur vor mir ferchten, Franz?! — Ich kann wirklich gar nich begreifen, wie De nur immer daruf kömmſt?! — Ich möchte nur in aller Welt wiſſen, was an mir zu ferchten ſoll ſin?

Meiſter Oelze. Na, nu — ſtille! . . . Ich mag — (bekommt einen ſtarken, langanhaltenden Huſtenanfall) von — dem Quatſche — niſcht mehr . . .

Pauline (auf ihn zu). Gott, Gott! Na ja, ſiehſte, Franz! — Nu haſte Dich widder ſo ſtille in Dich 'nein geärgert!

Meiſter Oelze (fortwährend huſtend, ſpuckt aus).

Pauline. Herrgott, nu gucke doch bloß!!

Meiſter Oelze (giebt zwiſchen dem Huſten unartikulierte Laute von ſich).

Pauline (ſich über das Ausgeſpuckte beugend). Blut!

Meiſter Oelze (wie eben).

Pauline. Blut!

Meiſter Oelze (mühſam). O—Quatſch . . .

Pauline. O ja, gucke doch, Franz?! — E ganz großes Sticke?! — Das is Lunge?!

Meiſter Oelze (iſt ein wenig zu ſich gekommen, packt ſie am Handgelenk, verſucht ſie von ſich zu ſtoßen). Weg!!!

Pauline (zurückzuckend, wie vor Ekel). Hch!! — P—Packſte een' da — gleich an mit — Dein' dürr'n, kalten — Fingern! (Reibt ſich die Stelle. Leiſe.) Ganz

schweiß'g! — (Atmet auf.) Mer — könnte werklich manchmal denken, De wärst nich recht bei Troste. Franz! — Is Dir nu besser?

Meister Oelze (liegt erschöpft im Stuhl, lacht).

(Draußen geht die Hausklingel; gleich darauf tritt)

Emil ein. Rotes Schülermützchen auf dem windzerzausten Haar. Wirft es auf den Tisch). 'N Abend, Vater! 'N Abend, Tante! 'N Abend! 'N Abend!

Pauline (gutgelaunt). Na, Emil? Du bist mir ooch e rechter Rumtreiber! — Bei so e Wetter? (Lacht. Setzt sich wieder auf ihren Stuhl.)

Emil (hat sich inzwischen mit Mariechen umhergeneckt). Ae, mer hamm draußen noch so hibsch gespielt! — Erscht hammer nach e Hamster geschmissen, den mer an Weidenhammers ihr Schein'thor festgenagelt hamm un denn hammer uns noch gehascht! (Schmeißt sich auf einen Stuhl, daß ihm die Beine in die Höhe fliegen. Lacht). Wupp! — Da wär ich je beinah hingeflogen?! — Ei weih, is das awwer e mal e verflixter Wind?! — Du! Vater! Von Schwalbens ihrer Scheine hat e 's halbe Dach abgedeckt, un bei unsrer Hausecke kömmt mer gar nich rum! — Akerat so, als ob mer vor enner Mauer steht! — Bei Bäcker Knabens sin ooch schon enne Menge Fenster kaputt! Ach ach, un bei Bornscheins! Bei Bornscheins is enne ganze Esse runtergepurzelt! — 'S kam so mit cenem Male. Un hinten, hinter der Kerche, kömmt's egal ganz dicke un schwarz 'n Himmel in de Heehe! — Grade als wenn de Welt untergehn sollte! — Hoho! Guckt mal, wie sich die Kleene ferchtt! Hoho! Hoho!

Pauline. Du mußt se nich ängstlich machen, Emil!

Emil. Wah? — Ach, un die Weiber un die Mächens! Au nee, hamm mir nur e Spaß gehabt! — Immer der Wind hinten gegen die Röcke! — Wie angeklitscht!

Pauline (lacht). Awwer, Emil!

Emil. Wah? — Un, un — immer so de Gasse hat se der Wind nuntergetriebn! — Ach, un de alte Schäfern? Die hat der Wind ganz un gar hingeschmissen! — Mer hamm se nachher ufgehobn un denn hat se sich immer so dichteweg an 'n Haisern hingekrebst! — Wißt 'r? Der Amtsdiener Edel hat vorhin zum Gertlermeester Abel gesagt: wenn nur in der Nacht nischt passierte, un beim Spritzenhause hamm se alle beede Spritzen zurechte gemacht!

(Draußen kommen mehrere Personen langsam durch den Flur auf die Thür zu.)

Du, Tante! Wo is denn . . . Horche mal?!

Meister Oelze (beugt sich vor. Vor der Thür Sprechen).

Rese (tritt ein. Sie führt mit Frau Kramer die alte Frau Oelze. Diese bewegt sich zwischen den beiden Frauen mit langen, schlenkernden Schritten vorwärts. Dicker, gedunsener Körper. Unsauberes, ganz farbloses Kleid. Darüber eine Schoßjacke von ungewisser Farbe. Gedunsenes Gesicht. Wirre weiße Haare. Gelb, runzlig, vornübergebeugt. Stumpfer Blick. — Sie wird zur Ofenbank geführt). Hibsch — langsam! — So! — So! — Soo, Großmutter! — Hier is hibsch warm! — Warm! — Nich wahr? — Setzen Se sich! — So! — (Die Alte hebt, als sie sitzt. einen Augenblick den Kopf und sieht sich langsam, mit stumpfem Blick, um. Sinkt dann in sich zusammen und sitzt stumpf und still da, die Arme schlaff über den Schoß weg.)

Fr. Kramer. 'N Abend!

Rese. 'N Abend, Kramern! Dank ooch scheene!

Fr. Kramer. Nich Ursache, Meester Oelzen! (Ab.)

Meister Oelze (scharf). Na, was soll denn das?!

Rese (verlegen). Gott, Franz! — Se is je jetzt stille!

Meister Oelze (erhebt sich. Auf und ab).

Reſe. Was ſoll mer denn mit 'r anfangn? Hinten kann ich ſe heite doch nich bänd'gen.

Meiſter Oelze. Mein' Rock un meine Stiefeln!

Reſe. Wie . . . Wie, Franz . . .? . . .

Meiſter Oelze. Mein' Rock un meine Stiefeln will ich! — Kannſte nich heern?!

Reſe. Dein' . . .

Meiſter Oelze. Mähre nich ſo lange!

Reſe. Hm! — Ja! Gleich! (Geht zum Schrank und holt das Verlangte.) Hier!

Meiſter Oelze (ſetzt ſich, zieht die Stiefeln an).

Reſe (ſchüchtern vor ihm mit dem Rock). De willſt noch fort, Franz?!

Meiſter Oelze. Halt'n Rock!

Reſe. Gott! Franz . . . Bei dem Wetter! . . . Der Kreisphieſikus hat doch . . .

Meiſter Oelze. Halt ordlich! (Fährt in den Rock.) Meine Mitze! Mein' Stock! — Nu mache, mache, mache! — (Beides wird ihm gebracht.) So! — Na, nu könnt 'r je hier alle Dreie 's Pres hamm'? — Hähä! — Gute Unterhaltung! (Ab.)

Reſe (hinterher). Franz?! 'S Halstuch wenigſtens . . . Weg is e! (Macht die Thür zu.) Na Pauline, nu ſag mer bloß! Da ſoll nu eener draus klug wer'n! — (Weinerlich.) Ich wer'e aus dem Manne nich mehr geſcheidt! — Na, nu heere nur, ſo e Sturm! — Keen Hund ſchickt mer naus! — Ach Gott! Nee, nee! — Na, nu is doch wenigſtens die alte Frau ſtille! So is ſe nu ſtundenlang! — Kannſte mir denn nu jetzt hinten e Oogenblickchen helfen?

Pauline. Ja, gerne!

Reſe. Hm! — Na ja, Pauline! Nich wahr! — Was ſoll mer denn machen? — Ich hätte ſe doch hinten nich ruhig gekriegt?

Pauline. I, verſteht ſich! — (Lacht). Laß 'n doch? — Was is e denn ſo e Dickkopp?

Reſe (bekümmert). I ja! — Seid mer nur hibſch art'g derweile, Kinder! — Un laßt de Großmutter zufrieden! Daß De mir ja nich etwa Unſinn un Talberei'n mit 'r machſt, Emil! Heerſte?!

Emil. Nee nee!

Reſe. Na Pauline, denn komm'! — Das kann enne gute Nacht wer'n! (Mit Pauline ab.)

(Fortſetzung folgt.)

Zukunftskunst und Tageskunst.

Von

Hans Schliepmann.

I.

Die Volksvertretung und die Kunst.

Ein Epilog.

Ein schauderhafter Traum! Noch jetzt am Abend meine ich den Modergeruch zu atmen, der mich fast erstickte. Und es begann so wonnevoll! Ich schwebte durch alle Länder, sah die Terrassenbauten von Nimrud, die Tempel von Luksor, die Teokallis Mexikos, die Säulenhallen des Iktinos, Roms Glanz und Größe, — alle Herrlichkeiten der Vergangenheit; und mir zur Seite schwebte ein Schatten, nebelhaft, von lockend rätselhafter Form, jetzt Sokrates, jetzt Mephistopheles ähnlich scheinend; der raunte, tonlos und doch mein Innerstes bewegend, Worte der Weisheit, das tiefste Seelenleben aller Kulturepochen wie durch Offenbarung mir bloßlegend. Niemals war ich mir des innerlichsten Zusammenhanges zwischen Volk und Kunst so klar bewußt geworden, als bei den Worten des geheimnisvollen Schattens; niemals hatte ich die Größe des Kunstlebens so erhebend empfunden. Im Fortschreiten aber wurden die Bilder kleiner. Da erblickte ich eine Puppenlandschaft am Rande eines steilen Berges; gepuderte Marionetten tanzten Menuett; den Fels hinan aber klommen Riesen und reichten sich zu einem Bruderbunde die Hände. Ich sah die Augen des frohen und die des grübelnden Zeus — Goethes und Beethovens — unter den Anderen hervorleuchten; unter ihren Füßen aber kollerten Felsstücke in den Puppengarten, daß eine wüste Staubwolke zu mir emporstieg, halb Patchouli, halb Moderduft, und klägliches Wehegeschrei der zierlichen Rokokopüppchen.

Dann ging's in ein ödes Blachfeld, von rauchenden Ameisenhaufen übersät. Es brodelte, pfiff, stöhnte, fauchte aus den Haufen; goldig glitzerte es zuweilen auf, aber um so dichter ward gleich darauf der Rauch, wilder das Getöse.

— Komm' hinab! — sprach mein Begleiter.

Riesiger wurden beim Hinunterschweben die Ameisenhügel; aber als ich den Boden berührte, schwankte er unter meinen Füßen und ich wußte nun, weshalb er keine Denkmäler mehr tragen konnte. Wie nagende Angst legte sich's mir um's Herz. Es war, als hörte ich eines Teufels Gekicher neben mir. Verzweifelt suchte ich nach etwas Festem, Großem. Da stand ein Bau, wie ein trübseliges Mausoleum, aber groß, massiv, mit der goldenen Inschrift: „Wie wir's nun so herrlich weit gebracht". Kein Monument, meinte ich; aber vielleicht ist die Kunst verinnerlicht, vielleicht birgt rauhe Schale edlen Kern! Ich trat hinein und — schauderte, schauderte in grenzenlosem Ekel. An den Wänden rings umher standen Mumien, — doch nein, nicht Mumien, verwesende Leichen, in goldene Binden gehüllt, darauf in Riesenlettern Lex und in kleineren Unleserliches geschrieben stand; nur unzählige Paragraphzeichen waren erkennbar. Und immer neue Leichen wurden herzugetragen; alle aber gingen unglaublich schnell in fürchterliche Verwesung über, trotzdem eine Schar wohlbefrackter und bestornter Herren mit der Einbalsamierung am Eingange beschäftigt war.

— Sie haben das Rezept zur Konservierung vergessen, und sie müssen zu schnell arbeiten —, hörte ich mit mephistophelischem Glucksen den Schatten neben mir sagen. — Sieh nur, welche Löcher zu stopfen sind! —

Und der Schatten fuhr gegen die Mumien zur Linken, die den schauerlichsten Eindruck machten: sie fielen zu stinkenden Haufen zusammen; hinter ihnen aber glitzerten Goldberge auf, gegen die sie einen schirmenden Wall gebildet hatten. Jetzt streckte der Schatten eine furchtbare Hand gegen die Mumien rechts: sie kollerten nach hinten, schrumpften zu wertlosen Flicken zusammen, verschwanden und legten einen Erdspalt bloß, in dem rote Flammen züngelten, giftige Gase emporbrodelten und das Heulen von Bestien tönte.

Der Boden unter mir wankte — ich sank in die stinkenden Flammen — — — und erwachte.

Ein schauderhafter Traum! — Daß wir gegen solche einseitigen Verirrungen unserer Phantasie nicht einen Censor, einen Staatsanwalt zur Hilfe rufen können! So mußt' ich's durchleben, schonungs-, rettungslos! Doch wenn ich den Ekel abschüttele: eins ist geblieben in anschaulichster Klarheit: Es giebt keine andere dauernde Wesensäußerung eines Volkes als seine Kunst! Sitte und Recht, Glauben und Streben vergangener Epochen: nur in der Kunst bleiben sie für die kommenden Völker lebendig.

„Völker verrauschen,
Namen verklingen,
Dunkle Vergessenheit breitet die finsternachtenden Schwingen
Ueber ganzen Geschlechtern aus —"

Ihre Kunst aber bleibt. Sie ist daher die einzige wahre — Volksvertretung. Was diese Volksvertretung nicht münzt, hat kein Gewicht, was sie nicht „ewig" spricht, bleibt Spreu im Winde. Alle übrigen Wesensäußerungen bedeuten — für den Blick über Generationen — nichts anderes als — Nahrung, notwendig Aufzunehmendes, aber auch Kraftberaubt-Wiederauszuscheidendes.

Ist das nicht die einzige Grundlehre der Geschichte? Ist es möglich, sie nicht zu kennen? Ramses III. ist eine Vokabel; seine Tempel sind noch lebendig: — und wir — — was werden wir sein, für die Nachgeborenen, denen selbst der Arbeiterschutz eine dürftige Vokabel geworden sein wird?

Wenn unsere Zeit wirklich einmal zu der Floskel zusammenschnurrte: Die Zeit, da man Reden über Reden hielt, Gesetze mitrailleusenartig in die Welt schleuderte, weil man nichts für die Unsterblichkeit, weil man nichts für die Kunst thun konnte, da man eine große Vergangenheit nicht auszumünzen verstand, da man sich mit dem Flitterkram aus Großmutterzeiten behängte, und aufgeblasen versicherte: „das ist nun unser modernster Geschmack"?

Sie wird so zusammenschrumpfen vor den Augen der Geschichte, denn die Kunst ist tot, — sie ist vielmehr systematisch getötet. Man mordete sie, indem man sie für Luxus erklärte, indem man sie von ihrem Erzieheramt, ihrem Freudenberuf entsetzte, sie zum Sinnenkitzel der Reichen vergewaltigte und sie dem Volke als Teufel malte, vor dem man in die Kirchen fliehen müsse.

Und die Volksvertreter — ach, sie hatten so viel „wichtigere" Sachen, daß es alles Mögliche war, wenn man beim Kultusetat eine verlegene Verbeugung gegen die verschrumpften neun Musen machte und sie höchst platonischer Liebe versicherte; „nur — Wasser und Brod .... ja, liebe Damen, mehr haben wir selbst nicht! Also begnügen Sie sich. Wir verlangen ja auch keine Akrobatenarbeit. Für etwas Spinnen werden die Kräfte schon noch ausreichen!"

Nun freilich, es sind ja die Vertreter des Volkes. Im Volke lebt auch keine echte Kunstliebe mehr: woher sollten seine erwählten Vertreter sie haben?

Gewiß! Die Entschuldigung zeigt wenigstens die ganze Tiefe, zu der wir gesunken sind. Jenseits der Futterinteressen, jenseits der Ellenbogen- und Rippenstoß-

Politik um den Besitz der Macht hört modernes Schaffen — ganz kleine Gemeinden von Idealisten ausgenommen — vollständig auf.

Aber sollte denn aus hunderttausend Wählern nicht soviel Residuum von Kunstgewissen herauszudestillieren sein, daß man damit einen Mann ausstatten und als mannhaften Verfechter in das Parlament schicken könnte? Es ist doch eine Auswahl der Besten des Volkes — ich gebe mir wenigstens redliche Mühe, es zu glauben — und wenn diese dann einmal um die leidige Geldfrage nicht zu sorgen haben, so sollten sie doch wenigstens einen Blick über den Zaun ihres elenden Parteipferches hinausthun können, ihre durch keinen Censor und Staatsanwalt bedrohte Ueberzeugung in Kunstsachen, d. h. Sachen nationaler Ehre, auszusprechen.

Man kann sich mit Achselzucken über des Staates beständigen Geldmangel für Kunstinteressen zur Not resignieren; man wird keinem einzelnen unserer Volksvertreter unsere verkommenen Kunstzustände persönlich in die Schuhe schieben. Wo nichts ist, hat auch die Kunst ihr Recht verloren. Wohl aber wird die Nachwelt einmal die Volksvertretung in corpore verantwortlich dafür machen, daß sie zwei einzig dastehende Aufgaben deutscher Kunst um jämmerlicher Parteirücksichten willen schnöde von sich abgewälzt hat. Gegen diese Geringachtung idealer Interessen schrumpfen die übrigen Verständnislosigkeiten in Kunstsachen, selbst das unglaubliche Gewährenlassen der großen Komödie „Bühne und Censur" mit ihrer erbaulichen Verlängerung in die lex Heintze zu bloßen Lächerlichkeiten zusammen. Geldvorenthaltung und Censur wirken nur als Bremsen am Zuge der Kunst, es sind keine Dynamitminen; und bis jetzt hat die Geschichte gelehrt, daß jede Censur nach zwanzig Jahren dem sicheren Fluch der Lächerlichkeit anheimfällt. Daß die Abgeordneten des Volkes den Polizeimann der Moral von vorgestern sich ungeniert weiter — ausleben lassen, bedeutet schließlich für die Kunst weniger als für die Einsicht namentlich der sogenannten „liberalen" Volksvertreter. Wer aber noch im Zweifel ist, wie man das Verhalten der Herren in Kunstsachen zu bezeichnen hat, der betrachte einmal ehrlich den Ausgang der Nationaldenkmal- und der Dombaufrage. Das sind bleibende Flecke auf der modernen Kunstentwickelung, Flecken, wie sie nur grenzenlose Gleichgiltigkeit gegen ideale Interessen und leichtherzige Konnivenz gegen Machtfaktoren erzeugen konnte.

Dabei war, wenn an irgend einer Stelle, so beim Denkmal Kaiser Wilhelms I. das deutsche Volk berufen zu zeigen, daß Kunst- und Dankbarkeitsbegeisterung noch Machtfaktoren ersten Ranges bei ihm seien.

Ein Nationaldenkmal! war der Gedanke alsbald nach dem Hinscheiden des allverehrten Herrschers in allen Gauen gewesen. Ehrlichste, echteste Begeisterung war im Volke, das einmal fühlte, den Enkeln müsse von seinem Helden- — und zugleich von seinem Kunstempfinden! — ein bleibendes, gewaltiges Denkmal überliefert werden. Die Künstler traten Mann bei Mann in die Schlachtreihe; der Sieg fiel — merkwürdigerweise, muß man bei unserem Wettbewerbswesen sagen! — einmal wirklich den am richtigsten Fühlenden, Hochbegabtesten zu. Da: ein Urteil, d. h. eine Meinungsäußerung, wertvoll selbstverständlich und auf ihre Gründe zu prüfen, höchst bedeutsam sogar durch die Stelle, von der sie ausging und durch den Gegensatz, den sie zu so ziemlich allen anderen Urteilen bildete. Und siehe! Wie im bekannten Goetheschen Schneiderlied fiel der ganze Reichstag beim ersten Schreckschuß in — die Schoten und gab seines Volkes Angelegenheit gefügig aus den Händen. Wäre es noch nachträgliche „bessere Ueberzeugung" gewesen! Die war es aber nicht! Ein Zischeln und Raunen, unwürdiger als offene Opposition, ein Ballen der Faust in der Tasche, ein scheues Achselzucken, kurz, eine Preisgabe der Ueberzeugung, die eines Tages in Erz laut genug sprechen wird, wenn wir Gott weiß welch ein dynastisches Kaiser-Wilhelmdenkmal auf der rasierten Schloßfreiheit erblicken werden. Die Antwort der mannhaften Künstler auf diese Rückgratlosigkeit der Volksvertretung war deutlich genug, und was bei dieser Haltung der Künstler aus der ehemaligen Volkssache noch werden kann, ist ebenfalls deutlich genug. Es ist, als ob die Volksvertretung ausdrücklich hätte erklären wollen, das deutsche Volk sei eines Nationaldenkmals unwürdig.

Geradezu unglaublich muß es dabei erscheinen, daß diese Kniefälligkeit ohne innere Ueberzeugung als eine „Rücksicht gegen das monarchische Prinzip“ verteidigt wird. Man hätte doch alle Ursache, die Zweischneidigkeit des monarchischen Prinzipes nicht noch mehr hervorzukehren, vielmehr uns seinen Segen in dieser Zeit der Gährungen möglichst rein zu erhalten. Wir haben allen Grund, zu wünschen, daß die Handlungen der Krone Wiederhall und Verständnis im Volke finden, daß den „Nörglern“ ihre Arbeit nicht leicht gemacht wird. Es heißt die Krone exponieren, wenn man ihr ohne innere Nötigung die Verantwortung in einer Sache zuschiebt, der man mit abweichender Ueberzeugung gegenübersteht, bei der die Mehrzahl des Volkes — des denkenden, aber auch für alle Bewegungen allein in Frage kommenden Volkes — nur den Machtspruch, nicht aber die Verkörperung des geläuterten Volksbewußtseins empfindet. Nicht Treue gegen die Krone, sondern Furcht vor der Krone — die wir doch nicht fürchten, sondern lieben sollten — zeitigt solche schwammigen Gesinnungen.

Widerwärtiger werden diese noch, wenn sie gar das schöne Wort Pietät zum Deckmantel ihrer Ueberzeugungslosigkeit machen. Pietät ist immer ein schiefer Grund für eine schiefere Sache. Nur, wenn man mit vernünftigen Gründen keinen mehr überzeugen kann, eine „faule“ Sache zu stützen, glaubt man durch thränenvolles Augenverdrehen die Gutmütigen überreden zu können, Totgeborenen ein Scheinleben einzublasen. Und, eine bittere „Pietät“ ist es, die eines großen Verstorbenen Schwächen und Irrungen, weil sie seine Schwächen waren, unsterblich machen möchte! Was hat die „Pietät“ gegen Friedrich Wilhelms IV. Baudilettantismus anderes hervorgebracht, als daß jeder Einsichtige über die verewigten Mißgeburten seiner künstlerischen Unkraft die Achseln zuckt? Stärkt es den Glanz seines Andenkens, daß man in Denkmälern den Beweis vor sich hat, wie sich der König mit Dingen befaßte, von denen er nichts rechtes verstand? Mußte man einem kritiklüsternen Volke naheliegende Analogieschlüsse vor Augen stellen?

Und nun soll es gar noch „Pietät gegen Kaiser Friedrich III.“ sein, daß man das aufgeblasene und nichtige Machwerk des künstlerisch längst verstorbenen Herrn Julius Raschdorf und seines Sohnes Otto errichtet! Das nenne ich eher noch Geschichtsfälschung als Pietät!

Mit seltenster Einmütigkeit hat jeder Bauverständige diese Pagode atavistischer Kunstform verurteilt; man wird nicht fehlgreifen, wenn man sagt, daß selbst in den höheren Verwaltungsinstanzen ein allgemeines Kopfschütteln über diese durch und durch unprotestantische Coulissenreißerei herrschte, daß man dort eine Widerhaarigkeit der Volksvertretung geradezu ersehnte, um unsere Zeit vor diesem Denkmal der ins Riesenhafte getriebenen Zusammenstoppelungskünstelei zu bewahren! Aus Pietät gegen Kaiser Friedrich III. möchte ich hoffen, daß er einer solchen allgemeinen Verurteilung seines künstlerischen Traumes in dieser Form nicht das Ohr verschlossen hätte.

Wer aber hat in der Volksvertretung soviel echte Pietät geübt, des großen Dulders Wahl seines Hofarchitekten vergessen zu lassen? Wer so viel Mut, echteren Kunstinteressen die für preußische Sparsamkeit ungeheuere Summe von zehn Millionen zu retten? Nicht einmal die geschäftsmäßige Opposition hat den künstlerischen Unwert ins Vordertreffen geführt! Sie wollte ihre zehn Millionen für was anderes, für ihre — natürlich aber auch keine künstlerischen Zwecke! Und das Zentrum mochte sich wohl ins Fäustchen lachen, daß das protestantische Preußen einen katholischen Riesenbau aufführt, in den, wie es allen Anschein hat, eines Tages die „siegreiche Kirche“ ihren Einzug halten kann. Ist ihm auch diesmal noch der teure Köder für das Volksschulgesetz entschlüpft, seine Minierarbeit wird bei der jetzigen Dogmenhätschelung schon noch Erfolg haben.

Die ganze Kunstfarce ist noch nicht einmal zu Ende! Der Dom wird weit über zehn Millionen kosten; entweder also wird die zweite Ruine kostspielig-dilettantischer Bauspielerei an der Spree vernehmliche Geschichten raunen, oder die Volksvertretung wird noch einmal Gelegenheit haben, die Kunst und damit sich selbst bloß-

zustellen. Wahrscheinlich wird der nötige Figurenschmuck von Raschdorffs Dom wieder durch eine Lotterie zusammengebracht. Es wird sich dann empfehlen, als kleinste Gewinnste Luthers kleinen Katechismus und Volksschullehrerruten in mehreren tausend Exemplaren auszuwählen, damit die Moral nachträglich wieder etwas auf den Damm gebracht wird, als Giebelgruppen aber den Sieg der Autorität über den Humanismus anzubringen. Vielleicht erinnert sich dann das betrachtende Volk, daß alle hohen Reden unserer Volksvertreter über notwendige humanistische Bildung, geistige Hebung des vierten Standes, Notwendigkeit idealer Interessen nichts sind, als Schaumschlägereien, daß ihnen die Kunst nicht ein mannhaftes Wort wert gewesen. Bald giebt's nur noch eine Kunst: den echten Menuettbückling! Volk der Dichter und Denker: Du hast's gewollt!

II.

Die Ausstellung der XI.

Das war einmal wieder ein Fest für das liebe Publikum! Wie konnten die Gevatter Schneider- und Schusterhirn, die da im Unfehlbarkeitsbewußtsein durch die Schulteschen Säle schweiften und ihren weltweiten Abstand vom gewöhnlichen Schneider und Schuster, sartor und sutor plebejus, durch Glacehandschuhe und spitze lackierte Plattfüße genügend hervorhoben — wie konnten sie in breiter Selbstgenügsamkeit spotten und grinsen, in Gemeinplätzen herumplätschern, möglichst laut, damit auch der liebe Nachbar erfahre, welch großer Geist da orakelt,und gönnerhaft ihre Verurteilungen zu lebenslänglichem Dalldorf über die armen Maler aussprechen, die absolut nicht so wollten wie der unsterbliche Mob der oberen Zehntausend!

Aber es war auch ein Fest für den, der nichts thut, als was das liebe Publikum einzig und allein thun sollte, statt den Besserkönnern ihre anmaßlichen Voreingenommenheiten als Maßstab vorzuhalten: mit offenen Augen zu sehen, sehen zu wollen, was der Künstler beabsichtigt hat!

Schon das war Freude und hätte die Urteilsfertigen mindestens zur Vorsicht mahnen sollen, daß da so grundverschiedene Naturen in fröhlicher Eintracht einen Teil ihres Wesens offenbarten. Es müssen immer schon Könner sein, die für Andersgeartetes Kenner bleiben! Da war keine Bevormundung einer Jury (ein Wort, das man meist mit Ketzerrichter zutreffend übersetzt), sondern da standen Männer, die dem trivialen „Leben und leben lassen" den höchsten Sinn beizumessen wußten.

Keineswegs alle auf gleicher Höhe, nicht einmal jeder mit seinem ganzen Können vertreten; aber doch Mut überall. Und der macht den Talentvollen zur Persönlichkeit.

Als solche oben an nach Ausgereiftheit der Ueberzeugung und technischer Meisterschaft steht zweifellos diesmal Franz Skarbina. Max Liebermann tritt nicht so nach seiner vollen Bedeutung hervor, doch ist sein eines großes Werk, das Porträt des Hamburger Bürgermeisters Dr. Petersen, ersten Ranges. — Doch ich will nicht schulmeisterlich Rangordnungen machen, die jedes fernere Werk umstoßen kann, sondern nur einige Eindrücke wiedergeben, und, dem Raume entsprechend, nur die bedeutenderen! Zunächst war's wieder die Gewißheit, daß die moderne Malerei der Natur wirklich ein neues Gesicht abgewonnen hat, daß sie die Stimmung von Luft und Licht in einer Intensität und Wahrhaftigkeit wiederzugeben vermag, die — für uns — in der Malerei der Vergangenheit nicht ihres Gleichen hat. Für uns, d. h. sie spricht das vollkommen aus, was der moderne Mensch, der inbrünstig alle Regungen der Zeit in sich aufzunehmen und mit zu durchleben trachtet, in die Natur hineinlegt, aus ihr heraus liest. In sehr verschiedenen Mundarten wird es ausgesprochen; aber in allen wird Zeugnis abgelegt, daß hier ein wahrhafter Jungbrunnen der Kunst liegt.

Es ist innere Notwendigkeit, daß wir allein über Landschaft und Porträt zu neuer Kunst vordringen können. Der Marasmus des Kapitalismus, der Erstickungsprozeß der Volksseele in Militarismus und Parlamentsschaukelspielen haben dem Künstler keine darstellenswerten großen Bewegungen aus der Gegenwart übrig gelassen. Befreiung, Größe, Einheit findet sich bei all unseren inneren Kämpfen und Krämpfen nur im Anblick der Natur. Und sie ist so mannigfaltig, daß sie selbst dem sonderbarsten Schwärmer das Vorbild für seine individuellsten Stimmungen liefert.

Daß unter den Elfen" L. von Hofmann als ein so ungeheuer lächerlicher und unerhörter „sonderbarer Schwärmer" angesehen worden ist, besagt weiter nichts, als daß man in Berlin trotz der vorjährigen Internationalen Ausstellung keinen Blick für impressionistische Bestrebungen gewonnen hat, wie sie in Frankreich und im jungen Schottland schon länger bestehen. Ich will keineswegs für diese Bewegung durchs Feuer gehen. Sicher ist es nicht der Weg, sondern nur ein Weg, ja, nur ein Weg zu hoher Kunst. Und die Seitengassen, die eher zu Wilhelm Busch als zur ernsten Muse führen, werden zuweilen für den Hauptweg genommen. Aber trotz allem: selbst in dem Bild mit nackten Kindern, die auf den Flammerieſtücken mit Eigelbsträußel und blauer Sauce stehen, steckt doch eine Stimmung, der es an Verständlichkeit gar nicht mangelt, sobald man nur guten Willen hat. Und den zu gewinnen, sollten doch Sachen von so wunderbarer Empfindungskraft wie „Abend auf Rügen" und „Sinkende Nacht" genügen. Wer so etwas kann, wer nicht nur Licht und Luft, sondern, man möchte sagen, geradezu Wind und Wärme mitzumalen vermag, verdient, als Persönlichkeit durchaus ernst genommen zu werden, mag er auch öfters, wie in den „Windmühle" spielenden Mädchen, grob daneben hauen.

Das freilich tritt durch den Gegensatz zu Skarbinas lichter Naturfröhlichkeit erst recht deutlich hervor: es ist eine nervöse Kunst, eine Kunst des selbstquälerischen Ringens nach Neuem à outrance, eine Laboratoriumarbeit, echt modern in der Anspannung aller zitternden Nervenstränge, aber fast selbstzerstörerisch wegen dieser Ueberhitzung und Zuschärfung auf das Einsam = Individuellste. Ich wenigstens vermag das Naive, was der extreme Impressionismus ja eigentlich bedeuten möchte, keineswegs in ihm zu sehen. Die neue Richtung kann dahin kommen, ganz Natürlichkeit zu werden und darum hat sie eine Zukunft. In diese geht man wahrscheinlich aber doch schließlich über Skarbina näher als über v. Hoffmann. Hier ist nichts angespannt Nervöses. Ein Auge, das dem Licht alle Fülle und Kraft abzusehen vermag, eine Hand, der nichts unmöglich ist. Man hat über die Kinder mit den grünen Bäckchen so viel schlechte Witze gemacht: hat man denn wirklich so gar kein Auge für die geradezu wärmeströmende Kraft dieses Lichtes, für den lebendigen Zauber dieses Sommer = und Sonnentages?

Und nun vollends die herbstliche Laube, durch deren, in tausend Tönungen von Grün über Gelb zu Purpur spielende Blätter die Sonne strahlt! Als technische Lösung ein Kunststück, das dem Maler so leicht keiner nachmacht, wird es zum echten, entzückenden Kunstwerk durch den Goldgehalt seiner Stimmung. Es wäre ein Jammer, wenn diese Perle in irgend einer Privatsammlung verschwände. Sie gehört neben Menzels beste Werke, ja, ich stehe nicht an, dem jüngeren Meister ein Hinausschreiten über den älteren zuzugestehen, so sehr auch die Perrücken wackeln mögen, die den greisen Bahnbrecher allmählich in „des Königs neue Kleider" (siehe Andersens universelle Satire) stecken möchten. Nur keinen Autoritätsglauben in der Kunst! Unter ihm mußte auch Liebermann mit seinem Porträt leiden. Hätte man unter dem Bilde „Franz Hals" gelesen, so wäre alles mutig in Entzückenskrämpfe verfallen über die geniale, kühne Mache. Jetzt riecht man an jedem Farbenfleck und findet das Bild brutal, statt daß man aus angemessener Entfernung über seine verblüffende Körperlichkeit und lebensvolle Charakteristik staunte!

Die übrigen Genossen des erquicklichen Bundes der Elf sind minder oppositionslustigen Charakters; die Naturen von Hugo Vogel, Hans Hermann, Friedrich Stahl drängen nicht so danach, der banausischen Welt ihr „Nun Gerade!" ins

Gesicht zu schmettern; deshalb sind sie doch ausgeprägte kraftvolle Persönlichkeiten. Nur fällt den etwas Friedfertigeren die Anerkennung weiterer Kreise schneller zu, und da sie sie nicht erschleichen, mögen sie sich getrost ihrer Natur erfreuen. Vogel und Hermann sind bereits zu fester Stellung durchgedrungen. Des ersteren großes Amsterdamer Straßenbild mit seinem wundervollen Silberton, des letzteren schier unheimlich ungeschmeicheltes Bildnis des Geheimrats Dohme und das reizvoll eigenartige Porträt der Gattin des Malers können diese Stellung nur befestigen. In Stahls Kirchhof ist ungesucht und in fester Stimmung der Gegensatz modernen Großstadtlebens so packend gegeben, daß man durch ihn von allen ausgestellten Bildern den gedanklich stärksten Eindruck erhält. Ich hätte als Motto noch lieber gewählt: „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras und seine Herrlichkeit vergeht wie des Grases Blüte." Die wundervollen Töne zu diesem Texte aus Brahms Requiem durchzitterten mich und blieben mit dem Bilde vereint noch lange wundersam nachklingend. —

Unter den übrigen Arbeiten ragten durch ungemein zarte Stimmung die Landschaften von Walter Leistikow hervor; des Uebrige, Marinen von Snars Alqvist, eine Kartoffelernte von Müller-Kurzwelly (etwas verschwärzter Liebermann) ragte nicht wesentlich über sonstige Ausstellungsbilder tüchtiger Arbeit hinaus; Mossons Grünes Mädchen erreichte vielleicht nicht einmal diese Höhe, und Alberts sehr fein gestimmtes Museumsbild wurde durch die Staffage etwas zu sehr — natura morte, die lesende Dame zu wenig charakteristisch, um Mittelpunkt, zu prätensiös, um nur der notwendige Farbenfleck zu sein. —

Gleichzeitig mit dieser im ganzen so überaus anregenden Ausstellung traten bei Schulte auch noch mehrere Arbeiten von Franz Stuck an das Licht der elektrischen Lampen. Auch der raffinierte Beleuchtungseffekt hat mich nicht bewegen können, meine, gelegentlich des „Lucifer" ausgesprochenen Zweifel an der Echtheit von des Künstlers Eigenart zu unterdrücken. Mindestens ist es kritiklos, jeden Atelierschmarren vor das Publikum zu bringen und ihm zuzumuten, burleske Pfefferkuchenbilder ernst zu nehmen, siehe „Orpheus lebend" und „Orpheus tot" und den verrückten Kentaur. Die Pieta ist freilich ein gutes Bild, aber keineswegs irgendwie originell. Fesselnd durch allerdings eigenartige Stimmung waren für mich nur der Froschkönig mit der Königstochter und das verliebte Waldgötterpaar, das auf senkrechten Grasspitzen wie auf einem Sofa sitzt und liegt. Daß Stuck etwas kann, zeigt namentlich das letztere, in Luft und Licht sehr feinfühlige Bild. Aber sein Wollen scheint noch auf den Effekt zu gehen, Ich hasse das „der Künstler soll" u. s. w. Es steht ihm frei zu wollen; aber er muß mit ganzer Seele wollen — und schließlich im Grunde mehr müssen als wollen. Barock zu sein, um aufzufallen, nichts mehr, weiß aber auch der Gigerl, der mit einem Neuseeländerknüppel die Kultur verteidigt. Und ich weiß nicht recht, ob nicht manches vom Gigerlwesen in Stucks entlegene Stoffe hinübergeflossen ist.

Erfreulicher war mir der Anblick des Neapelpanoramas von Philipp Fleischer, der hier die Scharte von der Hohenzollernbilderfibel*) gründlich ausgewetzt hat. Ein echter Panoramenstoff, das herrliche sonnige Neapel! Und all seine brennenden Farben sind hell ohne Buntheit herausgekommen; greifbar ragen Kuppeln und Wände in die klare Luft, trefflich schließt sich der ausnehmend verzwickte und wirkungsvolle Vordergrund an das Bild an. Vielleicht hätten die Bäume, da man doch Ferngläser als gewinnbringend am Eingang anzeigt, etwas detaillierter als in Theaterdekorationstechnik dargestellt werden können. Wirksam bleiben sie ja immerhin für das Kunstwerk: den für Panoramen aber doch einmal erstrebten vollsten Wirklichkeitseindruck haben sie eben nicht ganz; ebnso wenig die Staffagefiguren, die an sich hier übrigens recht interessant sind. Jedenfalls ist der Besuch des neuen Panoramas ein höchst lohnender, der Schritt zu vernünftiger Panoramenkunst ein recht bedeutender.

*) Bei dieser Gelegenheit sei doch ein sinntötender Druckfehler in jener Besprechung verbessert. Das Aeußere des Panoramas zeigt Anklänge an die Wallotschule, nicht Malschule!

Oeffentliche Meinung.

Von
Georg Lebebour.

Gar sonderbar geht es mit dem, was man „die öffentliche Meinung" zu nennen sich gewöhnt hat. Befehdet wird sie gemeinsam von Personen, die sonst jedwede Gemeinsamkeit des Strebens entrüstet von sich weisen werden. Eingerostete Vertreter des Alten, Träger und Hüter überlieferter Anschauungen und Einrichtungen sowohl wie Wortführer weltverbessernder Ideen mißachten die öffentliche Meinung als eine hirnlose alte Vettel, die gedankenlos die Einflüsterungen tückischer Volksverführer nachbabbelt. Als ein blinder Hödur gilt sie ihnen, dem ein demagogischer Loki den Mistelzweig in die Hand drückt, um allem Großen, Schönen und Guten den Baldurtod zu bringen.

Der Grundirrtum dieser Denkweise liegt darin, daß die öffentliche Meinung überhaupt als etwas Einheitliches und damit als etwas Personifizierbares gedacht und vorgestellt wird. Hübsch hat einer derartigen Auffassung einer jener entwickelungsfähigen Bureaukraten Ausdruck verliehen, der einstmals als Reichskanzlergehilfe erster Ordnung auf den Brettern umherstampfte, welche das Vaterland bedeuten, der jetzt aber als Minister a. D. und charakterisierter Reservelieutnant ein ebenso beschauliches Dasein genießt wie sein hoher Chef: Etwas ganz Unerklärbares, Ungreifbares sei die öffentliche Meinung, um so weniger brauche ein Minister, ein echter deutscher wenigstens, sich an sie zu kehren. Das war zwar ein Trugschluß, echte deutsche Ministerlogik, denn etwas, das uns unerklärlich ist in seines Wesens Grund, kann deshalb doch äußerst wirksam und zukunftbedingend in unser eigenes Leben eingreifen; recht sehr haben wir uns daran zu kehren, mögen wir wollen oder nicht. Aber Recht hatte der Herr Geheimrat in seinem beschränkten ministeriellen Unterthanenverstand doch insofern, als „die" öffentliche Meinung, wie er sie dem Namen nach kannte, sich nicht erklären läßt. Der deutsche Sprachgebrauch, welcher die Abstracta mit dem bestimmten Artikel verbindet, ist es, welchem die Vorstellung von einer hinter dem Ausdruck „Die öffentliche Meinung" schwebenden Wesenseinheit Schuld gegeben werden muß.

Bei der Uebernahme aus der englischen Sprache hat die deutsche Sprache aus dem Sammelbegriff public opinion mit ihren unzähligen einzelnen öffentliche Meinungen über ebenso viele Einzelfälle und Einzelfragen, die im beständigen Werden und Vergehen begriffen sind, das einzige personifizierbare Abstractum „die" öffentliche Meinung gemacht, das allerdings als inhaltsloser Schemen aller Erklärung spottet. Aehnlich ist es mit dieser Begriffsentlehnung gegangen, wie mit dem sogenannten Konstitutionalismus, den Montesquieu dem englischen

öffentlichen Leben abgelauscht zu haben glaubte und einer bewundernden Mit- und Nachwelt in dem esprit des lois offenbarte. Hundert Jahre lang haben die kontinentalen Staatsmännerchen der konstitutionellen Schule sich eifrig bemüht, nach dem im Hohlspiegel des Montesquieuschen Geistes aufgefangenen Zerrbilde in ihren Verfassungsretorten einen lebendigen Staatsorganismus zurecht zu kochen. Doch nur ein Homunculus ist stets daraus enstanden, der sein Marionettengezappel einstellte, sobald eine kräftige Despotenfaust die Glashülle zertrümmerte. Wesensverkennung hier wie dort!

Wie es keinen Konstitutionalismus giebt, beruhend auf dem Schaukelsystem der drei gleich starken Gewalten, so giebt es keine öffentliche Meinung, die vollgepfropft mit Gemeinplätzen wie ein Wettermännchen aus dem Gehäuse der Zeitenuhr hervorschnellt, um zu jedem Ereignis, jeder Frage ihr Sprüchlein herzuleiern, ein Herold der Trivialität. Es bildet sich für jeden Einzelfall stets eine besondere öffentliche Meinung innerhalb eines Interessenkreises, einer Bevölkerungsklasse, eines ganzen Volkes oder aller Völker der Kulturwelt, welche Träger sind ihrer Gedanken, Bürgen für deren Verwirklichung.

Und nicht beständig und unveränderlich sind diese öffentlichen Meinungen. Langsam reifen sie durch Jahrzehnte hindurch. Oft verändern sie ihre Gestalt. Sie setzen sich um in schaffende That, wenn sie ausgereift sind; sie welken dahin nach ihrer Kraftentladung; oftmals auch erbleichen sie fruchtlos vor andern, stärkeren, wahrheitsvolleren öffentlichen Meinungen. Und nicht spontan durch Urzeugung aus dem Schlamme der Philistergemüter entstehen sie, ihr Keim entwindet sich, unbeachtet häufig, dem Haupte eines Einzelnen, schlummert dann vielleicht Jahre lang, wie Mumienweizen, in verstaubten Büchern oder Manuscripten, bis die Zeitentwicklung ihm den Nährboden geschaffen, — bis zahlreiche Helfer und Jünger den Gedanken eines Einzelnen zu einer öffentlichen Meinung herausbilden. In dem Lande, das mit einem entwickelten öffentlichen Leben auch dem Wirken öffentlicher Meinungen freiere Bahn geschaffen hat, in England versteht man deren Wesen und Lebensbedingungen auch besser als im neuen Reich der Büttelfurcht und Schranzensitte. Als in England wieder einmal der korrumpierende Einfluß des Goldes im Wahlgetriebe zu Tage getreten war, als sich unter den Arbeitern der Unwille darüber regte und Stimmen nach Abhilfe laut wurden, im Jahre 1880, hielt der damalige Marineminister Lord Northbrook in einem Arbeiterverein zu Portsmouth eine Rede, in deren Verlauf er sagte: »It is your duty to create a public opinion upon this point« — „Eure Pflicht ist es, eine öffentliche Meinung hierüber zu bilden.“ Die Wesensbedingungen einer öffentlichen Meinung liegen in diesem Ausspruch verkapselt: „Eine öffentliche Meinung beginnt ihre Entwicklung mit ihrer Verkündung und Verteidigung durch Männer oder Frauen, welche die Notwendigkeit der Durchsetzung einer neuen Ansicht erkannt haben; sie ist erst dann eine öffentliche Meinung geworden, wenn eine genügende Zahl von Personen genug Kraft und Opferwilligkeit zu ihrer Verwirklichung aufwenden können, sei es durch Hinzufügung alter, sei es durch Schöpfung neuer Einrichtungen. Hat sie sich Bahn gebrochen, dann funktioniert sie so lange schnell und wirkungskräftig bei frisch auftauchenden Fragen gleichen Charakters, bis eine neue wahrheitsvollere öffentliche Meinung sie verdrängt.

Die Kraft und Opferwilligkeit, die dahinter steht, wohlzumerken, macht erst eine Anschauung irgend welcher Art zu einer öffentlichen Meinung. Leeres Wirtshaus- und Kaffeetischgeschwätz, dem kein thatbereiter Wille Nachdruck verleiht,

ist keine öffentliche Meinung. Blind für diese Erkenntnis war bezeichneter Weise der Herr Geheimrat Professor Brugsch Pascha, ein sehr gelehrter Herr, dem aber der Hofbedienstete unausrottbar im Blute steckt. Der schrieb sich einst in großen Zorn, weil ihm bestritten wurde, daß es in Aegypten und andern orientalischen Ländern öffentliche Meinungen gebe: „Was? keine öffentlichen Meinungen unter dem gesprächigsten Volke der Erde, das in den Kaffeehäusern tagtäglich die ganze Gesellschaft Kairos und Alexandrias durchhechelt?“ Als ob die Aussprache gleichartiger Ansicht durch eine Anzahl selbstsüchtiger Schwätzer der thatkräftigen Meinungsbekundung von opferwilligen Männern gleichkäme! Als ob ein Häufen Sand gleichwertig sei dem Marmorblock!

Wollte man also sich daran gewöhnen, nicht mehr von der öffentlichen Meinung zu sprechen, sondern nur noch von öffentlichen Meinungen, so wäre eine Quelle mannigfacher Mißdeutung verstopft und ein richtiges Verständnis des Wesens und der Bedeutung öffentlicher Meinungen würde sich Bahn brechen. Ehe es dahin kommt, daß der Gemeinsinn in Deutschland genügend erstarkt ist, um öffentlichen Meinungen in unserem nationalen Leben den ihnen gebührenden maßgebenden Einfluß zu sichern, wird allerdings noch viel Wasser die deutschen Flüsse hinabrinnen. Sind doch die Schnelligkeit und Unausbleiblichkeit, mit welcher sich öffentliche Meinungen über alle die Oeffentlichkeit angehenden, das Gemeinwohl beeinflussenden Fragen bilden, und die nachdrückliche Kraft, mit welcher sie sich durchzusetzen verstehen, der Gradmesser für die politische Reife, besser gesagt, für das Selbstbestimmungsvermögen eines Volkes. Und mit diesem Maße gemessen zeigt sich leider das „Volk der Dichter und Denker“ auf einer traurig tiefen Entwicklungsstufe, weit tiefer als alle jene „wilden“ Völker des europäischen Westens und Amerikas, auf welche der uniformstolze deutsche Kulturmensch durch seine getrübte Philologenbrille mißachtend herabzublicken sich gewöhnt hat.

Den Wert dieses Gradmessers hat übrigens schon der treffliche Kulturhistoriker Riehl erkannt, dem die Scheuklappen seiner romantisch-konservativen Grundanschauung den Umblick in das gesamte Lebensgetriebe der neuen Zeit und den Weitblick in die Zukunft zwar unmöglich machten, dem aber liebevolles Eindringen in das provinzielle Stillleben eine Fülle wertvoller Beobachtungen über den Volkscharakter in den verschiedensten deutschen Gauen verschafft hat. Auf einer seiner Wanderfahrten kam er in der ungarischen Grenzmark zwischen Leitha und Neusiedler See, wo deutsche Bauern hausen, in eine Schenke. Da erzählte man sich, wie ein jüdischer Händler von einem edlern Magyaren auf dessen Schlosse mißhandelt worden sei. Lachend, als wär's weiter nichts als eine amüsante Anekdote, ward der Fall durchgeschwätzt. „Das sollten einmal Pfälzer Bauern gewesen sein!“ ruft der biedere Riehl entrüstet aus, „die würden anders aufgemuckt haben!“ Nun, ob der Gemeinsinn seiner rheinfränkischen Landsleute wirklich hoch genug entwickelt war und ist zur Bildung einer für solche Vorkommnisse genügend nachdrucksamen öffentlichen Meinung, das mag billig dahingestellt bleiben, aber recht hat der alte Kulturbotaniker mit seiner Nutzanwendung: Nicht das ist bezeichnend für eine Bevölkerung, was für ungeheuerliche Einzelvorgänge innerhalb derselben sich ereignen — denn Ungeheuerlichkeiten giebt's überall — sondern wie der Volksgeist gegen solche Einzelvorgänge reagiert.

Ziehen wir einmal, wie Riehl zwischen Leitha-Bauern und Pfälzern in Gedanken einen Gemeinsinnsprobevergleich zwischen Deutschen und einem wilden Volke des Westens, sagen wir, den Amerikanern. Vor etlichen Jahren ereignete

es sich in Schlesien, daß ein Amtsvorsteher, einer der Edelsten der Nation, ein vierzehnjähriges Mädchen wegen irgend eines Vergehens im Amtszimmer durch den Fronvogt durchpeitschen ließ und noch dazu zur Anleitung des ungeübten Büttels dem unglücklichen Wesen höchsteigenhändig mit der Reitpeitsche einen Hieb auf den entblößten Körper versetzte. Der Staatsanwalt lehnte die Erhebung einer Anklage ab. Zeitungsgerede gab's indeß genug, und in Berlin wenigstens kam eine Entrüstungsversammlung zu stande, die Eindruck genug machte, um im Abgeordnetenhause einen Wiederhall zu finden und den Justizminister zur Rektifizierung des Staatsanwalts zu veranlassen. In dem nunmehr gegen den Amtsvorsteher anhängig gemachten Prozeß wurde derselbe zu — 110 Mark Strafe verurteilt. Das war immerhin ein Erfolg der öffentlichen Meinung, aber welch winziger! Denn dabei blieb's. Der Herr von Rotenhan amtierte frohgemut weiter und amtiert vielleicht heute noch. Und in dem Schlammgewässer unseres öffentlichen Lebens war die Entrüstungswelle, die der Fall Rotenhan aufgewühlt hat, bald verspült. Nun verlegt in Gedanken einmal den Schauplatz der Rotenhanschen Reitpeitschenexkution nach Amerika, wo Weibesehre so hoch und Beamtenwürde so gering geachtet wird, etwa nach den ferneren Weststaaten, wo die öffentlichen Meinungen gar oft sich als unheimlich schnell zupackender Richter Lynch verkörpern. Ihr könntet eure Stiefel drauf verwetten, um mit Bruder Jonathan zu reden, daß der Reitpeitschenheld einen Denkzettel erhalten hätte, den er bis an sein, ach! vielleicht so kurz befristetes seliges Ende verspürt haben würde.

Nur an Vorkommnissen aus dem Privatleben, welche den Gemeinsinn herausfordern, da sie das Gemeinwohl berühren, habe ich hier die Bildung und Wirksamkeit öffentlicher Meinungen erläutert. Mit gutem Grund. Denn öffentliche Meinungen von umfassenderer Bedeutung, welche, dem Gesamtinteresse eines Volkes oder einer Klasse entspringend, auf die Umbildung der Gesellschaftsformen gerichtet sind, bedürfen oft Jahrzehnte, um auszureifen, und nicht gleichmäßig und ungestört vollzieht sich ihre Entwicklung; häufig verquickt mit andern Bestrebungen oder gehemmt durch sie, schwer erkennbar und entwirrbar verläuft ihr Werdegang. Einfach dagegen und unmittelbar reagiert der Volksgeist, wo er überhaupt noch Spannkraft besitzt, gegen schreiende Rechtsverletzung einzelner Personen durch aloeblütengleich emporknallende öffentliche Meinungen. Und wie an diesen der Volksgeist sich nährt und stärkt zu größerem Thun, zur Selbstbestimmung auf allen Lebensgebieten, so geben sie in ihrer Einfachheit die besten Beispiele ab zur Erläuterung des Wesens öffentlicher Meinungen überhaupt.

Und wenn ich ferner Beispiele aus dem englischen Leben wähle, so geschieht das, weil mir dasselbe vertraut ist und ich dort die vergleichsweise höchste Entwicklung des öffentlichen Lebens gefunden habe, nicht aber aus kritikloser Anglomanie. Die Schwächen des englischen Volkscharakters sind mir wohlbekannt; auch in den öffentlichen Meinungen treten sie zu Tage. Der Anbetung des Götzen Respektabilität durch die sogenannte Gesellschaft ist es zuzuschreiben, daß die größten brittischen Dichter bei Beginn unseres Jahrhunderts, daß Byron und Shelley in Verbannung und Tod getrieben wurden durch öffentliche Meinungen, und noch in unserer Zeit, als bereits die fortschreitende Demokratisierung aller Lebensverhältnisse den Bann des „cants", der muffigen Gesellschaftsheuchelei gelockert und einer freieren Anschauung Bahn gebrochen hatte, verfiel eine der edelsten Frauen, Mary Evans, bekannter unter dem Dichternamen George Elliot, der

gesellschaftlichen Acht, weil sie sich in der Gestaltung ihres Lebens von ihrem Herzen bestimmen ließ und nicht durch die verknöcherten Satzungen eines conventionellen Moralcodex. Höchst erbärmlich und traurig das! Aber nicht mit dem Ideengehalt, sondern mit der Entwickelungsweise und mit der Wirkungskraft öffentlicher Meinungen haben wir es jetzt zu thun.

Da ereignete sich vor einigen Jahren in England folgende Geschichte, an sich nicht gerade ungewöhnlicher Art. Ein reicher Lebemann, Herr Armstrong, machte die Bekanntschaft einer jungen Dame, einer Gouvernante, die mit anderen Personen einer Einladung zu einer längeren Vergnügungsreise auf der Armstrongschen Yacht Folge leistete. Es entwickelte sich eine stärkere Neigung zwischen den Beiden und in einem belgischen Hafen ließ Herr Armstrong sich mit seiner Angebeteten trauen — durch einen englischen Geistlichen. Ein paar kurze Jährchen hielt die Liebe vor. Dann eines schönen Tages, wieder auf einer Yacht-Tour — es war im Hafen von Rio de Janeiro — teilte Herr Armstrong der Frau Armstrong mit, bei ihrer Eheschließung sei ein bedauerliches Mißverständnis vorgekommen. In Belgien herrsche die Civilehe; alleinige Trauung durch einen Geistlichen genüge nicht, die Ehe rechtskräftig zu machen. Auch für England sei eine solche in Belgien erfolgte Trauung nicht giltig, selbst wenn alle Beteiligten Engländer seien und die Trauung streng nach dem für die Rechtsgiltigkeit in England vorgeschriebenen Ritus erfolgt sei, da der Landesbrauch entscheide. Dann händigte er ihr, oder vielmehr, da sie selbst erkrankt war, ihrer Schwester eine Summe Geld zur Bestreitung der Heimreise aus, ließ sie mit ihrem vor kurzem geborenen Töchterchen und besagter Schwester an Land setzen und dampfte auf Nimmerwiedersehen von dannen nach Argentinien, wo er sich ein fürstliches Besitztum zusammenkaufte, um dort in würdevollem Müßiggange als Latifundienbesitzer fortzuvegetieren. Sobald die sogenannte Frau Armstrong zu Kräften gekommen war, reiste sie nach England, erfuhr dort, daß ihr Pseudogatte sich trefflich unterrichtet gezeigt hatte über das Eherecht, versuchte aber doch auf gerichtlichem Wege ihrem Töchterchen einen Anspruch auf einen Teil des väterlichen Vermögens zu erstreiten. Vergeblich! Beklagter saß in Argentinien, bestritt alles und erwartete den Gegenbeweis, der sehr schwer und nur mit enormen Kosten zu erbringen war. Civilprozesse aber sind in England an sich weit langwieriger und kostspieliger noch als bei uns. So saß das gehetzte Weib bald ganz mittellos, dem Hungertode nah, da sie eine angenommene Beschäftigung wieder verloren hatte, in dem lärmvollen, für sie so öden London. Da verfiel sie auf den Gedanken, sich um Hilfe an eine der bewährtesten Hebammen öffentlicher Meinungen, die „Pall Mall Gazette", zu wenden. Sie fand Gehör, und eine Reihe wirkungsvoller Artikel über den „Fall Armstrong" redeten dem englischen Publikum ins Gewissen. Der Erfolg war zauberhaft. Binnen kurzer Frist war die Existenz der Frau und ihres Kindes sicher gestellt, ein Prozeßfonds von Tausenden von Pfunden war zusammengebracht. Tüchtige Anwälte übernahmen die Führung der Klage. Die gesamte Presse förderte die Herausbildung einer öffentlichen Meinung und betrieb deren Durchsetzung; bis nach Argentinien pflanzte sich die Bewegung fort, wo man empört war über Herrn Armstrongs cynische Bemerkung, am Laplata fühle er sich sicher, da sein Geld die Gerichte schon kirre machen werde. Alle seine Reichtümer und der Einfluß seiner Familie halfen ihm nichts. In England sowohl wie in Argentinien erstritten die Schützer der Frau Armstrong den Sieg, welcher ihr eine bedeutende Schadenersatzsumme und dem Kinde — ich weiß nicht mehr, auf Grund welcher gesetzlichen

Bestimmung — einen Anteil am väterlichen Vermögen sicherte, als ob es ehelich geboren wäre,

Wie anders würde sich bei einem ähnlichen Fall selbstsüchtiger Ausbeutung eines Weibes durch einen Mann das deutsche Publikum verhalten! Wie anders insbesondere die Presse! Nur zu öden Witzeleien sehen sie darin den Anlaß, die Literaturschnökerer, denen bei ihrer selbstgefälligen Nabelbetrachtung es nie in den Sinn kommt, daß ihre schönste Aufgabe es ist, Vorkämpfer des Gemeinwohls und Ritter der Unterdrückten zu sein.

Wie heftig sich aber auch das englische Rechtsgefühl im Armstrong-Falle empörte gegen die Mißhandlung einer Frau, so lassen sich demselben doch auch Fälle zur Seite stellen, in denen gerade umgekehrt eine öffentliche Meinung gegen einen Rechtsirrtum Abhilfe erzwang, der in einer derartigen Empörung wegen der Mißhandlung einer Frau seinen Ursprung hatte. Ende der siebziger Jahre wurde in einem südlichen Vororte Londons — ich glaube es war Annerley, doch sind mir alle Namen und die meisten Einzelheiten bis auf die Grundelemente des Vorkommnisses und seiner Folgen aus dem Gedächtnis entschwunden — ein scheußliches Verbrechen entdeckt Ein Mann hatte seine Frau langsam verhungern lassen. Eine ganze Familie, fünf Personen waren an der Unthat beteiligt. Von der allgemeinen Entrüstung wurden auch die Geschworenen angesteckt, welche zur Aburteilung zusammen traten. Trotzdem nicht allen den Angeklagten bis zur völligen Evidenz die Teilnahme an dem Verbrechen oder doch der Grad dieser Teilnahme nachgewiesen wurde durch die Verhandlungen, erging das Schuldig gegen alle; sie wurden zum Teil zum Tode, zum Teil zu längerer Freiheitsstrafe verurteilt. Anfangs in einzelnen Preßorganen, dann in mehreren wurde nunmehr nachgewiesen, daß die Beweisketten nicht geschlossen seien; im Publikum fand diese Kritik ihren Wiederhall; man beruhigte sich nicht bei dem Gedanken, daß, überführt oder nicht, die Verurteilten doch höchst wahrscheinlich die ihnen zugemessene Strafe reichlich verdient hätten, sondern getreu dem Grundsatz: There is a law even for vermin — Es giebt ein Recht selbst für Ungeziefer — erzwang diese öffentliche Meinung eine Kassierung des Urteils, wozu die englischen Gesetze dem Minister des Innern die Befugnis geben. Wie die Sache dann schließlich ausgelaufen und geregelt ist, hat sich meiner Erinnerung entzogen, der Sieg, den bei dieser Gelegenheit eine öffentliche Meinung durch Umwandlung eines rechtsirrtümlichen Urteils erfocht, aber ist unzweifelhaft. Soll ich Beispiele aus der deutschen Gegenwart daneben stellen? etwa den Fall Pëus? Ein politischer Prozeß das obendrein, der das deutsche Philistertum samt seiner Presse nicht aus der behaglichen Ruhe des Kannegießerns und stillvergnügten Daumenwirbels aufgeschreckt hat!

Wenn nun aber auch die herrschenden Gesellschaftsschichten in Deutschland schwerfällig und lau sind in der Bildung öffentlicher Meinungen und selten den staatlichen Gewalten deren Befolgung abzuringen verstehen, so erweckt es doch fröhliche Hoffnung für die Zukunft, daß die aufstrebende Arbeiterklasse, die jetzt noch unterdrückte, in ihrem Befreiungskampfe eine Opferwilligkeit und ein Gemeingefühl sich erworben hat, welche nach der erstrebten Ausgleichung aller Klassenunterschiede dem einheitlichen klassenlosen Volke der Zukunft das volle Selbstbestimmungsrecht sichern. Das aber, mag die Staats- und Gesellschaftsform nun sein wie sie wolle, wird sich bethätigen in der Erledigung aller das Gemeinwohl berührenden Angelegenheiten nach Maßgabe der für jeden Einzelfall sich bildenden öffentlichen Meinungen.

Philosophie des reinen Mittels.

Von

Bruno Wille.

Die religiöse Autorität.

„Die Religion ist dem Menschen so nötig wie Brot und so schädlich wie Gift.“ Dies französische Bonmot ist mehr als eine Witzelei, ist der Embryo einer echten Wahrheit. Ja wohl, eine beschauliche Erhebung des Menschen über die Kleinlichkeit seiner momentanen Lage, über die Enge seines persönlichen Daseins, über die Beschränktheit des alltäglichen Treibens, eine Erhebung zum Großen, zum Allgemeinen, in dem wir leben, weben und sind, ist etwas Befreiendes, Erleuchtendes, ist eine echte Leistung der Vernunft, ist das Brot eines höheren Lebens. Und die kraftvollsten Individuen aller Zeiten haben solche Erhebung gesucht und geschätzt; Buddha, Zarathustra, Laotse, Pythagoras, Sokrates, Jesus hielten das stumpfe Vegetieren im dumpfen, dunkeln Thale, im elenden Menschendorfe nicht aus; zu den freien Berggipfeln mit ihren großen Fernsichten trieb sie der Sinn; so klommen sie hinan zum Lichte und füllten ihre weiten Seelen mit himmlischem Feuer. Aber jene dort unten, denen die Promethiden in brüderlicher Liebe das Feuer mitteilen wollten, verstanden die Gabe nicht zu nehmen; denn anstatt durch den mitgeteilten Funken sich zum Durste nach Licht erregen zu lassen und gleich ihren Führern emporzusteigen, blieben sie an ihren Herden hocken und machten den Funken ihren jämmerlichen Interessen dienstbar; sie wähnten freilich und behaupteten, das himmlische Feuer zu nähren, aber, was sie nährten, war Finsternis, nämlich Unvernunft; sie wähnten, Ambrosia, das Brot des Lebens, zu backen, aber, was sie buken, war Gift, nämlich Knechtschaft. Sie hielten das Reine nicht rein, sie *wandten unreine Mittel an*, nämlich *Unvernunft* und *Knechtschaft*, oder mit einem Worte: *Autorität*.

Indessen ich könnte mißverstanden werden. Das Wort „Religion“ ist ja sehr vieldeutig; und so möchte es scheinen, als hielte ich all jene geistigen Gebilde, welche der Historiker mit diesem Worte etikettiert, in ihrer ursprünglichen Gestalt für rein und gut. Davon bin ich weit entfernt. Da mein Ziel der freie Vernunftmensch ist, so schließe ich die religiösen Erzeugnisse unvernünftiger Phantasterei, schlauer Herrschsucht und dumpfiger Sklavengesinnung von meiner Wertschätzung aus; Baal, Jahve und Konsorten sind weder die Erzeugnisse noch die Erzeuger freier Vernunftmenschen, vielmehr Autoritäten.

Doch, so wird man fragen, was heißt „Autorität“?

Die Ursache einer Meinung kann vernünftig oder unvernünftig sein. Vernünftige Ursachen nennt man Gründe, und diese bestehen entweder in Wahrneh-

mungen oder in Wahrheiten, aus denen sie mit jener logischen, von der Erkenntnistheorie näher qualifizierten Notwendigkeit hervorgehen. So ist die Meinung, daß auf den Blitz der Donner folgt, deswegen begründet, weil sie sich auf Wahrnehmungen unserer eigenen Sinne stützt. Und die Meinung, daß es einen Erdteil Amerika giebt, ist deswegen begründet, weil eine Fülle von Wahrheiten für sie, wohl keine einzige aber gegen sie spricht. Unsere Lehrer, unsere Schulbücher treten ja dafür ein. Freilich können sie sich irren oder uns täuschen; indessen ist zu diesem Verdachte hier kein Grund vorhanden: Die Lehre von Amerika ist nämlich mit unserer Kenntnis der Welt völlig vereinbar und findet tausend Bestätigungen; wir lesen in den Zeitungen Telegramme und Berichte aus Amerika, sehen amerikanische Postzeichen, Illustrationen, begegnen verläßlichen Leuten, die in Amerika gewesen sein wollen, — kurz, zahllose Schlüsse, die zwar im Einzelnen keineswegs streng sein mögen, in ihrer Gesamtheit aber durchaus entscheidend sind, zeugen für Amerikas Existenz und für die Vernünftigkeit dieser unsrer Ueberzeugung.

Was solche Meinungen stützt und ihre Vernünftigkeit ausmacht, ist ihr inniger Zusammenhang mit wahren Begriffen, in denen sie begriffen sind und aus denen sie gleichsam hervorwachsen. Nun aber giebt es auch Meinungen, die nicht aus Begriffen, nicht aus vernünftigen Ursachen, nicht mit logischer Notwendigkeit hervorwachsen, sondern aus Gefühlen, aus unvernünftigen Ursachen, mit psychologischer Notwendigkeit. Betrachten wir ein Beispiel: Vor nicht langer Zeit — oder kommt es etwa noch heute vor? — wurde in deutschen Schulen gelehrt: Im Innern der Erde befindet sich das höllische Feuer, in welchem die von Gott Verdammten ewige Qualen erleiden. Wagte ein Zögling die Frage, welche Gründe für diese Meinung sprächen, so wurde er in irgend einer Weise eingeschüchtert, vielleicht bestraft, jedenfalls als ein Frevler hingestellt, der, falls er seine teuflische Vernunft nicht dem Glauben unterwerfe, seine Ungläubigkeit im höllischen Feuer büßen werde. Andrerseits wurde die Strenggläubigkeit gepriesen und als ein Mittel zur ewigen Seligkeit bezeichnet. Solche Bearbeitung des Gemütes applizierte manchem Zögling einen festen Glauben an jene theologischen Lehren. Was ihn glauben machte, waren Befürchtungen, die er an den Unglauben, und Hoffnungen, die er an den Glauben knüpfte, also nicht logische Gründe, sondern psychologische, in seiner Gefühlswelt liegende Motive, welche ihm kirchliche Herrschaft und pädagogische Tyrannei eingeflößt hatten. Solche durch irgend eine Herrschaftsform aufgedrungenen Meinungsmotive sind das Kennzeichen der Autorität; wer sie beibringt, hat Autorität, oder — so sagt man auch — ist eine Autorität. Daß Autorität und Vernunft, Autorität und Freiheit sich verhalten wie Wasser und Feuer, daß also der freie Vernunftmensch in der Autorität seine Todfeindin, in ihrer Vernichtung seinen höchsten Triumph erblickt, liegt auf der Hand.

Die Religion ist vielfach voller Autorität, und dann so schädlich wie Gift; ihre Götter sind Autoritäten, ihre Glaubenssysteme und ihre Organisationen sind autoritär zusammengefügt ... was solche Glaubensreligion hervorbringt, ist Unvernunft und Knechtschaft, und mit Bezug auf diese Wirkung galt einst Voltaires Wort: „écrasez l'infame!"

Die Götter sind Autoritäten, sind die obersten Autoritäten, gewissermaßen die höchsten Pyramiden, welche der Menschheit unvernünftiger Sklavensinn errichtete. Die Eigenschaften der sinnfälligen Herrscher ins Groteske potenziert, und zu einer Person verdichtet — das ist der großmächtige, regierende, befeh-

lende, strafende oder gnädige Himmelsherr, der von seinen Knechten, den Menschen, die er durch das Zucken seiner Augenbrauen vernichten kann, Gottesfurcht, Unterthänigkeit, Respektierung seiner Gebote verlangt. Einer der kühnsten revolutionären Versuche war es, als der ideale Anarchist Jesus — Anarchie im Sinne von Herrschaftslosigkeit — an die eingewurzelte Gottesvorstellung anknüpfend, aus dem „starken, eifrigen Gott" einen liebevollen Vater, ja die Liebe selbst, ein Gegenteil der Herrschaft gestaltete. Doch der Versuch mißlang; allzugroß war die Knechtseligkeit der Welt. Ihn selbst, den Befreier, benutzte sie, um ihre Vorstellung vom himmlischen Herrscher noch zu nähren: Jesus — so wähnte ein unfreies Volk — ist als reines Opferlamm gestorben, um den zornigen Gott mit der sündigen Menschheit zu versöhnen. Und Gott war doch die Liebe! Die Phantasie des Volkes war eben durch die Knechtschaft allzu sehr verunreinigt; die irdischen Autoritäten blieben, und so blieb auch die himmlische Autorität. Ja das Verhältnis zwischen beiden Teilen, welches in den ersten christlichen Jahrhunderten noch ein etwas gespanntes war, gewann diejenige Harmonie, zu welcher es einen natürlichen Beruf in sich trug: der Herr des Himmels wurde dem Mittelalter der oberste Feudalherr; er belehnte die Herren der Erde mit ihren Herrschaften, und sie dienten ihm als Vasallen. So werden religiöse und weltliche Autoritäten einander stets stützen und fördern, und die

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt",

wird solange den Beziehungen des Menschen zum Menschen fehlen, der Glaube an einen übermenschlichen Herrscher, der da herrisch und willkürlich, jedenfalls für unsern beschränkten Unterthanenverstand unfaßbar regiert, bestraft und belohnt, befiehlt und sanktioniert, noch vorhanden und lebendig ist. Uebrigens tritt dieser Herrscher keineswegs nur im theologischen, sondern auch im philosophischen Gewande auf: Jenes Suchen nach dem „Urgrund der Dinge", nach dem Welt-Prinzip, jene axiomatische Annahme eines regierenden Metaphysikum und sei es auch nur eine „sittliche Weltordnung" oder ein „Absolutum", ist ein Ausfluß derselben Knechtseligkeit, die sich ein Leben ohne Regierung, ohne Heteronomie durchaus nicht vorstellen kann. Möchte diese schlechte Gedankenrichtung endlich total verdrängt werden durch eine Naturphilosophie, welche die Autonomie alles Wirklichen proklamiert.

Der freie Vernunftmensch ist nicht gewillt, Vorstellungen von einer kolossalen transcendenten Tyrannengewalt zu kultivieren, er bäumt sich dagegen auf, er ist Goethes Prometheus, welcher spricht:

„Ich kenne nichts Aermeres
Unter der Sonn', als euch Götter!
Ihr nähret kümmerlich
Von Opfersteuern
Und Gebetshauch
Eure Majestät,
Und darbtet, wären
Nicht Kinder und Bettler
Hoffnungsvolle Thoren.
Da ich ein Kind war,
Nicht wußte, wo aus noch ein,
Kehrt ich mein verirrtes Auge
Zur Sonne, als wenn drüber wär'
Ein Ohr, zu hören meine Klage,
Ein Herz, wie meins,
Sich des Bedrängten zu erbarmen.
Wer half mir

Wider der Titanen Uebermut?
Wer rettete vom Tode mich,
Von Sklaverei?
Hast du nicht alles selbst vollendet,
Heilig glühend Herz? ...
Ich dich ehren? Wofür? ..."

Und während Zeus nur beschränkte Sklaven bildet, hat der freie Vernunftmensch das einzig herrliche Bewußtsein:

„Hier sitz' ich, forme Menschen
Nach meinem Bilde,
Ein Geschlecht, das mir gleich sei,
Zu leiden, zu weinen,
Zu genießen und zu freuen sich,
Und dein nicht zu achten,
Wie ich!"

Den innigen Zusammenhang zwischen dem transcendenten Herrschertum und der menschlichen Knechtseligkeit und Unseligkeit bemerkte schon Bentham, welcher in einer hinterlassenen Schrift*) den Gedanken ausführt: „So lange wir von Gott nicht mehr wissen, als daß er eine übermenschliche Kraft besitzt, so lange muß das Bemühen, ihm zu gefallen, dem Glück der Menschen in diesem Leben sehr gefährlich sein. Denn es ist das Wesen der Macht, Gehorsam zu erzwingen, und Gehorsam bedeutet Beraubung und Leiden für den Schwächeren. Da nun die Gottheit Macht haben soll über die ganze Menschheit, so muß die ganze Menschheit ihrer Ueberlegenheit einen gewissen Teil ihres Glückes opfern." Das ist denn auch geschehen, und zwar in so reichlichem Maße, daß es mir schwer fällt, die Menge und die Tragweite der Opfer zu übersehen.

Zunächst fällt mein Blick auf jene Masse materieller Güter, welche von den Gläubigen dahin gegeben wurde, um die Götter gnädig zu stimmen und den ungeheuren Troß ihres Tempelgesindes, das stets einen guten Magen hatte, zu erhalten und zufrieden zu stellen. Und diese Opfer haben ein Seitenstück auf geistigem Gebiete: eine Fülle von Kraft und Arbeit wurde hier vergeudet zur Lösung der spitzfindigsten Theologenprobleme, beispielsweise der Frage ob Christus homoousios oder homoiousios sei, oder ob die Hostie auch im Leibe einer Kirchenmaus sich in den Leib des Herrn verwandle.

Eine bedeutende Schädigung der Menschheit entsprang aus dem dualistischen, spiritualistischen Charakter des Christentums. Die Erde wurde als Sitz der Sünde und des Leidens, als ein unverbesserliches Jammerthal, als eine verächtliche Station auf der Wanderung zur wahren Heimat, zum Himmel, betrachtet; so machte das Jenseits dem Diesseits eine schlimme Konkurrenz, unter dem lockenden Himmel verkümmerte die Erde, die Gläubigen ließen manchen Sperling aus der Hand, um die Taube auf dem Dache zu haschen. Der Körper mit seinen Bedürfnissen und Freuden wurde systematisch verachtet, kasteit, abgetötet. „Welch größere Lust giebt es als Ekel vor jeglicher Lust?" so fragt Tertullian, und ein von der Kirche heilig gesprochener Bekenner meint: „Die Liebe zu dem Erlöser muß jeden Wunsch verzehren. Wer ein rechter Nachfolger Jesu sein will, muß Vater und Mutter, Weib und Kind, Bruder und Schwester, ja selbst das eigene Leben hassen".

*) Siehe „Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus" von Dr. M. Keibel. Seite 23.

Zwar enthielt das Christentum gewisse Tendenzen zur irdischen Wohlfahrt, Tendenzen zur Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, und für ein neues Jerusalem auf Erden mögen sich die ersten christlichen Generationen begeistert haben, welche noch zu hoffen vermochten, daß „das Ende aller Dinge nahe gekommen" sei, und daß der Erlöser bald wiederkehren werde, um sein Reich einzurichten. Indessen bald entsagten die Christen dieser Hoffnung, betonten die Lehre „mein Reich ist nicht von dieser Welt" und versetzten ihr Ideal einer sklavenlosen, brüderlichen Gesellschaft in den Himmel.

Ich nannte Jesus einen idealen Anarchisten. Nun möchte ich diese Bemerkung einschränken. Er war's, insofern sein Ziel, „das Reich Gottes", die liebevolle Menschengesellschaft, völlig herrschaftslos ist. Archist aber war Jesus in der Wahl seiner Mittel, insofern nämlich seine Ethik eine Sklavenmoral ist. Dulden, sich ergeben, sich erniedrigen, die Begierde, das Fleisch, das Ich ertöten, sich kasteien, Zerknirschung, Flehen um Gnade, sein Kreuz auf sich nehmen, Leiden mit Wollust, Dahinsterben in Widerstandslosigkeit . . . das ist die buddhistisch-christliche Ethik, — eine archistische Ethik, insofern sie gegen die Herrschaft keine andere Waffe verwendet, als das „Widerstrebe nicht dem Uebel!", ein Schwert ohne Griff und ohne Schneide, insofern sie also der Archie einen Freibrief ausstellt. Um die Menschen aus dem Sumpfe der Knechtschaft zu retten, thut vielmehr eine Ethik der Würde not, eine Ethik, welche Selbstbewußtsein, Kraft, Freisinn, Autonomie erweckt, stärkt und auf alle Lebensgebiete propagiert.

„Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden!" Dieser Vorstellung von einem Weltregenten mißt die christliche Theologie eine außerordentlich tröstliche Wirkung bei, und in der That haben zahllose Gläubige aus dem Bewußtsein, „in Gottes Hand" zu ruhen, reichen Trost geschöpft. Indessen giebt es auch einen schlimmen Trost, einen giftigen Balsam; und wenn ich auch nicht exakt nachweisen kann, daß der Trost des Gläubigen durch unheilvolle Nebenwirkungen übertroffen wird, so erblicke ich doch solche Nebenwirkungen und betrachte sie als gewichtig.

Zu der Unterthänigkeit, auf die ich bereits hingewiesen habe, gesellt sich als eine weitere Folge des Glaubens an einen himmlischen Regenten eine gewisse Verminderung unseres Selbstvertrauens, unseres Machtbewußtseins, die das Wachsen der menschlichen Macht und Freiheit hemmt. Was die Menschheit an Macht, an Freiheit bisher gewonnen hat, ist hauptsächlich die Errungenschaft ihrer Erkenntnis, der Erkenntnis, daß die Welt sich nach Regelmäßigkeiten, nach bestimmten, konstanten „Naturgesetzen" entwickelt, sowie der Erkenntnis dieser Gesetze selber. Daher ist gerade die wissenschaftliche Weltanschauung der Neuzeit der Freiheit förderlich, — ich meine besonders das Bewußtsein, daß alles Wirkliche natürlich, d. h. regelmäßig, „gesetzlich", berechenbar ist, und daß es von dieser Regelmäßigkeit keine willkürliche Abweichung, also nichts Wunderbares, „Uebernatürliches", „Göttliches" giebt. Die Lehre aber, daß eine übernatürliche, folglich unberechenbare, unerforschliche Macht das All beherrscht, daß sie in das Uhrwerk der Welt willkürlich eingreift, daß ohne ihren Willen kein Haar von unserm Haupte fällt . . . diese Lehre erzeugt das Bewußtsein:

„Mit unsrer Macht ist nichts gethan,
Wir sind gar bald verloren",

eine Art Marionettenbewußtsein, geeignet, das Streben nach Erkenntnis und Beherrschung der Welt zu einer ohnmächtigen, ja frevelhaften Auflehnung gegen den Regenten über den Wolken zu erniedrigen, — wie denn die Bestrebungen der

Techniker, der Aerzte und anderer Kulturpioniere im Lager einer beschränkten, muckerhaften Orthodoxie bis in die neueste Zeit hinein Mißbilligung fanden.

Ich möchte noch bemerken, daß der Glaube an die göttliche Herrschaft nicht allein der physischen Welt gegenüber, sondern auch auf sittlichem Gebiete das Vertrauen in die menschliche Kraft zu vernichten droht. „Wir sind allzumal Sünder und ermangeln des Ruhms, den wir vor Gott haben sollen.“ Die Vorstellungen von Erbsünde und Erlösung, Prädestination und Gnadenwahl, welche das sittliche Streben einzulullen und einen sentimentalen Schlendrian zu erzeugen vermögen, sind die natürlichen Früchte jenes Glaubens; und nur durch logische Künsteleien kann die theologische Dogmatik ihren Jüngern die Meinung beibringen, als reime sich mit ihrer Gottesvorstellung dennoch die Lehre von der sittlichen Freiheit, von Verdienst und Schuld, — die man eben für eine unentbehrliche Stütze der Gesellschaft hält.

Der Glaube an einen persönlichen Regenten des Weltalls hat eine Praxis erzeugt, die nach theologischer Versicherung außerordentlich befreiend wirkt: das Gebet. Sehen wir zu, was es mit dieser „befreienden“ Wirkung für eine Bewandnis hat. Daß Gebete — abgesehen von zufälligen natürlichen Folgen — nicht das Geringste an der objektiven Welt bessern, braucht heutzutage nicht erst bewiesen zu werden. Wir haben es also nur noch mit der „befreienden“ Wirkung im Gemüte des Betenden zu thun. Wenn man darunter Trost und Hoffnung versteht, so leugne ich diese Wirkung nicht. Indessen ist sie zunächst kein spezifischer Erfolg der Gottgläubigkeit, sondern auch der Erhebung des Gemüts zu den Idealen der naturalistischen Weltanschauung eigen. Sodann wird die heilsame Wirkung des Gebets verunreinigt durch unheilvolle Nebenwirkungen.

„Befiehl du deine Wege
Und was dein Herze kränkt
Der allertreu'sten Pflege
Dess', der den Himmel lenkt.“

Diese Maxime hat die Tendenz, Vertrauensseligkeit, Verläßlichkeit, Fahrlässigkeit zu erzeugen. „Er wird's wohl machen“, denkt der Fromme und vernachlässigt konsequenterweise die Selbsthilfe, verabsäumt, seine eigenen Kräfte genügend anzustrengen, z. B. seine Vernunft zur Erkenntnis dessen, was ihm helfen kann, anzuspannen. Charakteristisch hierfür ist das Verhalten jenes Geistlichen, welcher eine Kirche ohne Blitzableiter ließ, weil sie „in Gottes Hand“ ruhe, und bald darauf erleben mußte, daß der Blitz das Gebäude in Brand setzte. Auch des Pastors Manders (in Ibsens Drama „Gespenster“) sei erwähnt, welcher das Asyl nicht gegen Feuersgefahr versichern wollte, um nicht als kleingläubig zu gelten, und solche Verläßlichkeit gleichfalls büßte.

„Eines Christen Handwerk ist Beten“ meint Luther; ziemlich treffend aber entgegnet der amerikanische Ethiker Salter: „Im Namen der Wahrheit frage ich euch: Sollen wir nicht den Kirchen zurufen, aufzuhören mit ihren eiteln und thörichten Gebeten? Sollen wir nicht den Kanzeln zurufen, ihre Bitte an die Männer und Frauen in den Kirchstühlen zu wenden, zu sagen, *ihnen* sei anvertraut die Sorge um das Gemeinwesen und der Schutz ihrer Familien, ihnen liege die heilige Aufgabe ob, auszugehen und die Kranken zu heilen und die Unglücklichen aufzurichten, ihr Werk sei es, in ihren Gesetzen und in ihrem Geschäftsleben Gerechtigkeit herzustellen gegen die Armen? O daß eine Woge der Aufrichtigkeit durch die Kirche gehen möchte!“ Als ein *unreines* Mittel zur

innern Stärkung charakterisiert sich das Gebet auch deswegen, weil es, wie bereits bemerkt wurde, an der objektiven Welt nichts bessert. Solche holden Täuschungen sind eben Täuschungen, und auf Täuschung pflegt Enttäuschung, also das Gegenteil von Trost und Gemütsstärkung, zu folgen. Wenn eben das flehentliche Beten erfolglos bleibt, wenn die Welt wie zum Hohne den heißen Wünschen stracks zuwider läuft, dann kann es leicht kommen, daß die anfangs vertrauensvolle Seele im Angesicht des harten Himmels und des ungerechten Schicksals verzweifelt und sich gegen den Weltregenten lästernd empört. „Mein Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen?“ und

„Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?“

Diese knirschenden Fragen folgen dem hoffnungsvollen Beten, wie dem Morphiumrausche die graue Ernüchterung, — zumal in einem Zeitalter, wo der religiöse Glaube ohnehin auf gebrechlichen Füßen steht.

Das Problem der religiösen Autorität hat durch die Verhandlungen über das preußische Volksschulgesetz eine hervorragende Wichtigkeit erlangt. Bei dieser Gelegenheit wurde von den Verfechtern des Gesetzentwurfes mit Emphase versichert, die Sittlichkeit gehe zu Grunde, wenn dem Volke nicht der Glaube an einen himmlischen Gebieter erhalten werde. Da ich nun meinem Ziele, dem von Autorität befreiten Vernunftmenschen, einen durchaus sittlichen Charakter zuspreche, so habe ich mich mit jener Behauptung auseinanderzusetzen..

Die Sittlichkeit, so wird behauptet, müsse durch eine Autorität geschützt werden, die höchste, mächtigste, zuverlässigste Autorität aber sei die Gottheit; folglich bilde der Gottesglaube die wirksamste Sanktion der Moral. Dagegen wende ich ein, daß eine durch Autorität gestützte, eine Gebote respektierende „Moral“ nur eine niedrige Stufe, eine rohe Form der Sittlichkeit ist. Steht nicht der Gläubige, der aus bloßer Furcht vor Gottes Zorn, aus bloßer Hoffnung auf himmlischen Lohn das „Gute“ thut, auf einer Stufe mit jenem, der nur deswegen das Verbrechen meidet, weil es vom irdischen Strafgesetz bedroht wird? Die „Moral“ des Himmel- und Höllenglaubens ist nichts anderes als Lohnsucht und Furcht. Wenn es übrigens darauf ankäme, diese Art Sittlichkeit zu verbreiten, so wären das Strafgesetzbuch, eine findige Polizei und Justiz zuverlässigere Mittel, als der Gottglaube; denn ein sinnfälliger Richter macht einen stärkern Eindruck, als ein bloß geglaubter. Wenn ich eine Gebote respekticrende „Moral“ als eine niedrige Stufe der Sittlichkeit bezeichne, so geschieht es nicht einmal vom Standpunkte meines individuellen Zieles aus, sondern schon vom Standpunkte jenes heutzutage keineswegs seltenen Charakters, welcher den Maßstab der sittlichen Kritik seinem eigenen moralischen Fühlen entnimmt. Jeder einigermaßen selbständige, einigermaßen freiheitliche und vernünftige Mensch lehnt sich gegen die Zumutung auf, die Gebote eines Gewaltigen, der da lohnt und straft, bloß wegen dieser Gewaltigkeit als etwas Sittliches zu betrachten. Und seine Entrüstung steigt noch, wenn er dem Hinweis auf jene Ausgeburt kriminalistischer Phantasie, auf die Hölle, begegnet. Ein kirchliches Missionsblatt, welches den stolzen Namen „Vorwärts“ führt, versicherte noch jüngst, daß der Ungläubige an den Ort der Qual komme, wo „das Feuer nicht erlischt und der Wurm nicht stirbt“. Ich halte diesem „Christentum“ die freisinnigen Worte Mills entgegen, welcher von der autoritären Gottheit sagt:

„Welche Macht immer ein solches Wesen über mich haben mag, Eins giebt es, was es nicht thun wird: es wird mich nicht zwingen, es zu verehren. Ich will kein Wesen gut nennen, welches nicht das ist, was ich meine, wenn ich jenes Wort auf meine Mitgeschöpfe anwende; und wenn ein solches Wesen mich zur Hölle verurteilen kann, weil ich es nicht so nenne, so will ich zur Hölle fahren.“ Wenn wir bedenken, daß dies schlichte Wort noch heutzutage zahllosen Menschen als ein tollkühner Frevel erscheint, so geht uns eine Ahnung auf vom Gewichte der Fußketten, mit welchen der Jenseitswahn den menschheitlichen Fortschritt zu Freiheit und Vernunft hemmt. Eine Herrscherlist der Autorität erblicke ich in ihrem Hinweis: „Auch im Jenseits bin ich, auch dort seid ihr Menschen in meiner Gewalt; es giebt kein Entrinnen aus meiner Hörigkeit.“ Auf diese Weise sucht sie jenen Bund zu verhindern, von dem ein erhabener Ausspruch sagt: „Es giebt keine Knechtschaft für den, der einen Bund mit dem Tode geschlossen hat.“ In der That enthält der Gedanke an die eigne Vernichtung etwas Stärkendes, Versicherndes, Befreiendes für jeden, der sich mit ihm vernünftig auseinandergesetzt hat. „O Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg“ dachte ich, als ich Proudhons Bericht von seines Vaters Verscheiden las. Als des Greises jüngster Sohn ihm Mut zum Sterben einzusprechen suchte, erfolgte die ruhige Antwort: „Du täuschst dich, wenn du glaubst, ich hätte Furcht vor dem Tode. Ich sage dir, daß es aus ist; ich fühle es und ich wollte in eurer Mitte sterben. Laßt's gut sein und bringt den Kaffee!“ Und als ein frommer Verwandter von der Unsterblichkeit, dem Gericht und der Barmherzigkeit Gottes zu reden begann, erwiderte der Sterbende: „Ich weiß nicht, was daran ist, und kümmere mich nicht darum. Ich fühle weder Furcht noch Sehnsucht, ich sterbe umgeben von dem, was ich liebe, ich habe mein Paradies in meinem Herzen.“ Mit Recht konnte der jüngste Sohn bald darauf schreiben: „Unser Vater ist gestorben wie ein Mann“, und der älteste stolz hinzusetzen: „Vergleichen Sie diesen Tod mit dem eines Christen, der von Kerzen, Kruzifix und Weihwasser umgeben ist, dem der Beichtvater vom Gerichte Gottes spricht, den man mit heiligen Oelen reibt und mit Beschwörungsformeln belästigt, wie wenn an der Schwelle des Grabes die Qual des Verworfenen für ihn begänne.“

Möchten die Lobredner der religiösen Autorität übrigens bedenken, daß diese Autorität, die bloße Gewaltigkeit Gottes, nicht allein moralische Sklavenseelen schafft, sondern auch jene Wirkungen vorbereitet, welche „dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,“ zugeschrieben werden. Eine unselbständige, auf Autorität erbaute Moral stürzt natürlich zusammen, sobald ihre Grundlage wankt. Die Fortentwickelung der Vernunft aber vermorscht die autoritären Stützen mehr und mehr. Das Bedürfnis nach Begründung ist gegenwärtig bei Weitem bedeutender, als im Mittelalter, und revolutioniert allmählich auch die Anschauungen der verkümmerten Schichten des Volkes. Ferner bringt der gesteigerte Ideenaustausch der Neuzeit die einander entgegenstehenden religiösen Autoritäten in lebhaftere Konkurrenz und macht, daß sie einander zerfleischen. Welcher Gott ist der maßgebende? Vor diese heikle Frage wird der Autoritätsgläubige gestellt. Ist es jener starke, eifrige Gott, welcher dem Moses im brennenden Dornbusch und auf den Bergen erschienen sein soll? Ist es jener Gott, zu welchem Jesus betete: „Unser Vater!“? Ist es der Gott, in dessen Namen die Päpste Bannflüche schleuderten? Oder ist es der Gott, welcher für Martin Luther „eine feste Burg“ gegen den „alten bösen Feind“, den „Antichristen“ in Rom bildete? Ist es der Gott, welcher den russischen Zaren zum

höchsten Stellvertreter auf Erden wählte? Oder jener, welcher Muhamed zu seinem Propheten und den Sultan in Konstantinopel zum Beherrscher der Gläubigen machte? Was soll den Gottsucher aus seinen Zweifeln erretten, wenn so die Autorität der Autorität entgegentritt, wenn sie mit einander ringen, ebenbürtige Gegner, äquivalente Unvernünftigkeiten?

Meine Ausführungen, die nachzuweisen suchen, daß die göttliche Autorität ein unreines Mittel zur Moralisierung ist, beantwortet eine mehr liberale Theologie mit dem Einwand: Die bloße Macht kann freilich für einen selbständigen Charakter keine Sanktion der göttlichen Gebote abgeben; indessen ist Gott ein sittliches Wesen; und eben weil Sittlichkeit aus seinen Geboten hervorleuchtet, pflichtet ihnen der Gläubige bei.

Nun also! Wenn es die sittliche Beschaffenheit der himmlischen Satzungen ist, was den Gläubigen zur Beipflichtung veranlaßt, so muß er eben seinen moralischen Maßstab in sich selber tragen, muß das Gute unabhängig von Gott kennen und schätzen gelernt haben. In der That ist die irdische Sittlichkeit das Ursprüngliche, die himmlische aber das daraus Abgeleitete. Der Gottgläubige steigerte in Gedanken die Sittlichkeit, welche er in der Menschenwelt vorfand und machte dieses Ideal zum Attribut der Gottheit. Die Christen z. B. mußten erst liebevolle Väter auf Erden lieb gewonnen haben, um einen liebevollen Vater über den Wolken verehren zu können. Die Menschen schufen sich ihre Götter nach ihrem eigenen Ebenbilde; „wie einer ist, so ist sein Gott."

Ich stelle also die Lobredner der religiösen Autorität vor das Dilemma: Entweder ist es die bloße Gewaltigkeit Gottes, was seine Satzungen sanktioniert; und dann werden die Gläubigen sittlich degradiert. Oder es ist seine Sittlichkeit; und dann macht die Sittlichkeit auch unabhängig von Gott Eindruck, ja einen heilsameren, weil nämlich die Beziehung an eine Autorität ein störendes Element, ein unreines Mittel bedeutet.

Gottesglaube, die Quelle der Sittlichkeit! Wer das behauptet, muß entweder in der Entwickelung des Begriffes Sittlichkeit zurückgeblieben sein oder die Weltgeschichte ignorieren. Von dem, was ich sittlich nenne, ist Vernünftigkeit und Freiheitsliebe, wenigstens Hochschätzung der Vernunft und Freiheit unzertrennlich. Die Vertreter und Verbreiter der religiösen Autorität aber haben sich zu allen Zeiten in einer Weise benommen, daß man die Verletzung der Vernunft und Freiheit geradezu ein Kennzeichen der Glaubensreligion nennen darf.

Es liegt im Wesen der religiösen Autorität, die Vernunft zu verfolgen; denn sie verliert ihre Macht bei Leuten, welche fragen: Warum? Und der Glaube muß die Wissenschaft scheuen, weil er nur da Wurzel schlagen kann, wo das Wissen fehlt. So erklärt es sich, daß die autoritäten Verfechter der Glaubensreligion keine unbedingten Freunde der Intelligenz sind, daß sie an ihr gern verächtlich und zänkisch herumnörgeln, oder „des Menschen allerhöchste Kraft" gar mit fanatischem Hasse verfolgen. Ist etwa die Bildung von der christlichen Kirche gefördert worden? Viele Jahrhunderte hindurch nicht im Geringsten, im Uebrigen nur so weit, als sie dem Glauben keine Gefahr zu bringen schien. Sobald aber eine solche Gefahr auftauchte, donnerten die Soldaten der religiösen Autorität gegen die Intelligenz. Luther z. B. war ein Freund der freien Forschung, solange er sie als Waffe gegen die herrschenden Autoritäten zu verwenden hatte; als es ihm jedoch galt, das eroberte Glaubensterrain zu behaupten, schalt er grimmig auf die Vernunft und rühmte an den gläubigen Menschen, daß sie „die Vernunft erwürgen und sagen: hörst du wohl, Vernunft,

eine tolle blinde Närrin bist du!" Pascal, eine Kapazität der exakten Wissenschaft, trat als er bigot geworden war, gegen die Bildung auf; „ich finde nicht, meinte er, daß es gut für den Glauben ist, wenn man das System des Kopernikus erforscht." Ich erinnere daran, daß die Theologie bis in unser Jahrhundert hinein gegen die Kopernikanische Wahrheit angekämpft hat. Ueberhaupt macht sich noch in der allerneuesten Zeit die verdummende Tendenz der religiösen Autorität mit alter Unverfrorenheit geltend. So hatte der preußische Abgeordnete Reichensperger an dem Volksschulgesetz nur das Eine auszusetzen, daß es das Volk allzu gebildet, infolgedessen anspruchsvoll und mit seiner Lage unzufrieden mache; man möge Naturkunde und einige andere Fächer aus dem Lehrplan streichen und die Schulpflicht um ein Jahr verkürzen; dadurch werde auch dem Mangel an Arbeitskräften abgeholfen. Das ist die Tendenz eines getreuen Sohnes der Kirche! Wie sagte doch Thiers? „Gegen den Sozialismus sehe ich nur zwei Mittel: den Krieg mit dem Auslande und die Unterdrückung der Primarschulen."

Ein Mittel, welches der Kirche in ihrem Kampfe gegen die geistige Selbstständigkeit große Erfolge verschaffte, ist die Centralisation der Gläubigkeit durch Dogma und Konfession. Mit richtigem Instinkte witterte man, daß der religiöse Individualismus die Tendenz habe, die priesterliche Herrschaft zu zersprengen, die religiöse Autorität zu zersetzen. Drum fiel diese über ihn her, sobald er sich regte mit allen Herrschaftsmitteln, mit Peinigung des Gewissens, mit Folter, Schwert und Feuer. Was für ein Schaden aber der Vernunft und Freiheit durch solche Zerstörung individualistischer Keime zugefügt wurde, wird ermessen, wer den Individualismus in meiner Weise wertet.

Auch auf politischem und wirtschaftlichem Gebiet hat die religiöse Autorität die Entwicklung der Völker zu Freiheit und Wohlergehen arg gehemmt, und zwar nicht nur unwillkürlich, nicht nur durch jene im Wesen ihrer Lehre enthaltenen Tendenzen, die ich bereits berührt habe, sondern auch planmäßig, indem sie nämlich mit den weltlichen Herrschaften ein Schutz- und Trutzbündnis schloß. Es liegt in der formellen Natur des Glaubens, dem ja Begründungen fremd sind, zu seiner Selbsterhaltung und Propaganda Gewaltmittel anzuwenden. Das hat er denn auch reichlich gethan: Ströme von Blut flossen, und Millionen von Scheiterhaufen rauchten, um die Ehre Gottes zu erhöhen und die Herrschaft der religiösen Autorität auszubreiten. Um aber die Unterstützung durch das Schwert zu erlangen, mußte die Geistlichkeit den weltlichen Mächten zu Diensten sein. Das ist sie in der That ausgiebig gewesen seit Konstantin und Karl dem Großen; sie verbreitete über ihre Helfershelfer einen Abglanz ihrer eigenen Autorität, einen himmlischen Nimbus und predigte mit besonderer Eindringlichkeit: „Ihr Knechte, seid unterthan in aller Demut euren Herren, nicht allein den gelinden, sondern auch den wunderlichen." Und wenn die Kirche eine zeitlang das Fürstentum bekämpfte, so that sie es keineswegs um die Völker frei zu machen, sondern um selber die höchste Gewalt zu erlangen. Der stärkste Beweis für dies Schutz- und Trutzbündnis liegt in der Thatsache, daß die Kirche die Ethik Jesu im Interesse der weltlichen Herrschaften umgemodelt hat. Widerstrebet nicht dem Uebel mit Gewalt, liebet eure Feinde, streitet nicht, richtet nicht, schwöret nicht, herrschet nicht, wehe euch Reichen! Diese urchristlichen Tendenzen verschwieg oder veränderte die Kirche, so daß eine Billigung, ja Bestärkung des „christlichen" Staates mit all seinen Herrschaftsformen: Gesetz, Thron, Reichtum, Militär, Polizei, Justiz und so weiter, herauskam. Unter geistlicher Ob-

hut wandelte der Feudalismus ein Volk, das zu des Tacitus Zeiten wegen seiner Freiheitsliebe weltberühmt war, in eine Herde von Leibeigenen um. Und als die Bauern endlich einmal die Widersprüche dieses „Christentums“ zu durchschauen begannen und sich empörten, da war es der „Freiheitsmann“ der „Reiniger des Christentums“ Luther, welcher die Fürsten aufforderte, die Empörer wie tolle Hunde zu erschlagen. Ich erinnere noch an das Verhalten der Kirche gegenüber der Negersklaverei, welche noch in unserm Jahrhundert vom amerikanischen Pfaffentum entschuldigt, ja als ein himmlisches Verhängnis, als eine göttliche Einrichtung bezeichnet wurde. Und ich erinnere an all die Dienste, welche die Kirche der politischen Reaktion, diese natürlich auch jener, geleistet hat. Eine eingehende Beleuchtung des Widerspruches zwischen dem wahren Christentum und dem heutigen, von der Kirche sanktionierten „christlichen“ Staate liefert der konsequente und aufrichtige Leo Tolstoi.

Der religiösen Autorität ist auch ein erkenntnistheoretischer Wert beigemessen worden. Der Gottgedanke — so heißt es — giebt dem Erkenntnisdrang jene Beruhigung, der Weltanschauung jene Abrundung, welche die naturalistische Philosophie vergebens erstrebt. Indessen vermag nur eine durch Autorität korrumpierte Forschung in „Gott“, dem „Urgrund“, dem „Absoluten“, Genüge zu finden. Die reine, die kraftvolle Forschung strebt rastlos, unersättlich ins Unendliche und verachtet es, sich eine erkünstelte Befriedigung zu verschaffen, verschmäht es, sich die Welt mit religiösen Brettern zu vernageln, wohl wissend, daß solche Bretter schließlich doch Täuschungen und Schranken, Hemmnisse unserer Entwickelung zu Vernunft und Freiheit sind.

Uebrigens scheinen mir jene Leute, welche den Gottgedanken für ein „Postulat“ ihres individuellen Denkens halten, zumeist in einer Selbsttäuschung befangen zu sein. Hätten sie recht, so würde dieser Gedanke eben mehr individuell gestaltet sein. Das ist aber gewöhnlich nicht der Fall; was in den Köpfen zu spuken pflegt, ist doch nur etwas Schablonenhaftes, Normales, von der Erziehung Eingetrichtertes: der uralte Jehova, „der alte Gott“ lebt noch.

(Schluß folgt.)

Die Schlacht.

Von

Georg Freiherr von Ompteda.

(Georg Egestorff.)

Hoch auf dem Turme stand ich, den ich mir als Aussichtspunkt gewählt, um die Schlacht zu überblicken, die unsere Truppen im Friedensgelände liefern sollten. Zum ersten Male seit vielen, vielen Jahren nicht dabei, die ich mit darunter gestanden, wo ich weit den schwer nachstampfenden Bataillonen voraus, auf der Patrouille, dem Späherritt, dem Feinde um die Flanken gegriffen. Kein Manövertag, an dem ich nicht auf dem treuen Tier in den nebligen Herbstmorgen hinausgejagt, um dem Commandeur die erwartete Meldung zu bringen.

Und nun heute nicht dabei!

Ich war allein auf dem Turm. Unten im Buchenschatten saß der Diener mit den beiden Pferden, denen er die Kanthare ausgehängt, damit sie auf dem dürftigen Waldgrase die dürren Halme abweiden könnten.

Der Morgen war wunderbar schön. Kaum hatte sich die Sonne durch den Nebelschleier durchgerungen. Sie blendete nicht, sondern erleuchtete nur rosig die Ebene.

Der Turm lag hoch auf einem schroffen Felskegel, der sich als letzter Ausläufer des Thalrandes erhob: ein weit vorgeschobener Posten auf einsamer Wacht. Man konnte das Gelände meilenweit übersehen. Mitten darin das breite, gewundene Band des Stromes. Dörfer an den Ufern, langhingestreckt. Hier und dort das Holz bis hart an das Wasser reichend, dann eine Lichtung, und dazwischen Aecker und Saaten und Felder. Gelbe Strecken: die Stoppeln des Kornes, dann graue Flächen: umgearbeitetes Land. Und Grün in allen Schattierungen: Wiese, Bruch, Haide und Kraut, Kartoffelfelder und Triften den Hang hinauf, ganz drüben, weit ab am Horizont, wo die Berge anstiegen, deren Gipfel noch im Dunst verschwammen. Rechts, aber soweit entfernt, daß man nur das Häusermeer ahnte: die Riesenstadt.

Dunkle Punkte, Flecken, lagen hier und dort auf dem Bilde und zogen hinwischend davon: Wolkenschatten.

Ich wußte, wann es beginnen sollte. Ich hatte die Generalstabskarte vor mir liegen, auf den großen Steinquadern des Gemäuers ausgebreitet; ich hatte sie „orientiert", und mich von den Namen der Dörfer unterrichtet. Am Abend vorher noch hatten wir, mein Vetter der Hauptmann vom Generalstabe bei der Südpartei und ich, eingehend von dem großen Schlachttage heute gegen den markierten Feind gesprochen. Zwar war er verschwiegen gewesen, soweit er es mußte, aber im Ganzen wußte ich annähernd die Idee. Alle im Manöver befindlichen Truppen waren heute vereinigt, um am letzten Tage vor dem Abrücken aus den Cantonnements die „große Schlacht" zu liefern. Nur wenige Bataillone hatte man ausgeschieden als markierten Feind.

Auf meinem Sitze oben machte ich es mir bequem, denn noch war nichts zu sehen. Ich schob mir ein paar Steinplatten zusammen, vorn an der Brüstung, wo ich die Karte hingelegt. Dann breitete ich den Mantel darüber und setzte mich in die Ecke.

So erwartete ich den Beginn. 9 Uhr war mir gesagt worden, und da es an der Dorfkirche unten am Felshange längst 9 Mal geschlagen, so mußte man bald die ersten Kolonnen erkennen können, denn gerade die Hauptstraßen, auf welchen ohne Zweifel der Vormarsch geschah, waren leicht zu überblicken.

Hierher gehörte die feindliche Patrouille, sagte ich mir. Wenn der Aufstieg von der Thalseite her nicht so zeitraubend gewesen wäre: hier hätte sie halten müssen.

Nun nahm ich das Glas und spähte auf die Straßenöffnungen, und an den Waldlinien entlang überall hin, wo im nächsten Augenblick die ersten recognoscierenden Reiter erscheinen konnten. Aber noch sah ich nichts . . . . . Unwillkürlich musterte ich das Gelände, das da unten vor mir wie ein Panorama gebreitet lag, mit militärischem Auge. Ich verfolgte die Straßenzüge, die natürlichen Abschnitte durch Wellung und Hindernisse, durch Wald und Wasserstrecken; den Stromlauf, die Fluchtlinie der Dörfer, Bauart und Umgrenzung. Mein Auge suchte nach Senkung und Hebung des Bodens, nach vorgeschobenen Stellungen und Verteidigungslinien, nach überhöhendem Standpunkt, nach der Möglichkeit eines gedeckten Vorgehens.

Die Sonne war höher gestiegen und leuchtete mir ins Gesicht. Die Nebel hatten sich ganz gesenkt und zerteilt. In frischer Pracht lag der junge Herbsttag vor mir. Drüben, klar zum Greifen, die Berge, und nur die Riesenstadt weit rechts blieb noch im Schleier. Eine Wolke von Rauch, Dampf und Ausdünstung der Arbeit lastete darüber.

Ich hatte mein Glas abgesetzt und sog die Schönheit des Bildes ein mit gierigen Augen.

Da plötzlich — hatte ich so lange geträumt oder war die Veränderung mit einem Schlage eingetreten — lebte es in der Ebene, wohin ich sehen konnte. Auf allen Straßen, die zwischen Fluß und Gebirge nach Norden nach der Riesenstadt zogen, strebten die Kolonnen vorwärts, dicht gedrängt. Ich sah Adjutanten und Ordonnanzoffiziere an den Bataillonen und Divisionen herabsprengen, und alles rückte auf, so daß es allmählich keine Abstände mehr zwischen den Truppen gab, sondern sie in einer dichten, ununterbrochenen Reihe standen, tiefgegliedert, Mann an Mann.

Und dann konnte ich vorn auf einer Höhe den Stab entdecken, von dem die Befehle kamen, und zu dem die Reiter zurückstrebten, wenn sie ihre Aufträge ausgerichtet. In dichten Haufen, in glänzenden Uniformen hielten sie dort auf dem Hügel.

Keine Patrouillen vorn, keine Kundschafter und Späher. Niemand war vor dem ganzen Heere.

Und nun begann der Aufmarsch, langsam, ordnungsmäßig unter klingendem Spiel. Die Teten blieben auf den Straßen halten, links bogen die Kolonnen heraus und rückten in die Linie ein. Und die Länge der einzelnen Tiefenzüge war gerade so bemessen, daß nach dem Aufmarsch die Räume zwischen den Straßen geschlossen wurden, so daß nun hinter dem Stabe, der immer noch unbeweglich auf der einsamen Höhe, in der Mitte der Front weit vorgeschoben hielt, sich eine Linie bildete, schnurgerade, ohne Lücke, Bataillon an Bataillon und Schwadron an Schwadron. Dazwischen aufgefahren die Batterien.

Die Schlachtlinie, die mich an die Zeiten des Altertums mahnte, füllte die ganze Ebene vom Strome bis an die Bergzüge im Hintergrund.

Immerfort spielten die Kapellen. Abgerissen trug der Wind die Töne herüber, daß es durcheinander gellte wie Jahrmarktsmusik. Und immer noch hielt regungslos der Stab.

Da sah ich plötzlich drüben, wo bisher die Fläche geschwiegen, es sich heranwälzen von der Riesenstadt her, ungeordnet, regellos, in unübersehbarem Strome. Und ich sah, daß es Tausende von Männern und Weibern waren und Kinder dazwischen, alle mit bleichen, verhärmten Gesichtern, aber mit drohendem Ausdruck. Sie gingen immer weiter vor und wuchsen an Zahl und breiteten sich aus nach rechts und links, bis auch sie die Ebene füllten, vom Strom bis hinüber an die Berge.

Aber sie waren nicht in Linie geordnet, sondern in einzelnen Gruppen und Haufen wie sie der Zufall zusammengeführt, und wuchsen von Minute zu Minute, daß sie bald standen bis hinunter zur Riesenstadt.

Da lösten sich Einzelne aus ihrem Haufen. Gesenkten Hauptes schritten sie vorwärts und vor der Mitte trafen sie zusammen. Doch sie blieben nicht beieinander, sondern trennten sich in Gruppen.

Und immer noch hielt auf der Höhe der Stab, regungslos.

Hinter ihm aber war plötzlich im Heere, das in Linie stand, alles anders und nicht mehr wie es mein Auge gesehen. Es waren nicht mehr Truppen mit Helm und Gewehr, in bunter Uniform, sondern in einem großen Haufen zusammengeschlossen: Ritter zu Pferde in Schlachtrüstung, finster mit herabgelassenem Visier, zum Sturmritt die Lanze eingelegt. Dicht aneinandergedrängt hielten sie da, und die Sonne blendete und gleißte auf den Panzern. Auch nach der Seite schienen sie Front zu machen, denn zwischen ihnen und dem Nebenhaufen war ein Zwischenraum geworden, und um sie herum standen Turnierschranken, die sie absperrten von den Anderen.

Doch auch die daneben hatten sich gesondert. In einer großen Masse waren sie vereinigt: Kaufleute und Krämer, Händler, die wiederum unter einander in Gruppen geteilt standen. Und jede einzelne Gruppe blickte die andere giftig an, daß ich förmlich von weitem im Neide grün die Augen schillern sah.

Alle aber schauten voll Haß nach den Rittern auf der einen, und auf der anderen Seite nach den Beamten.

Auch diese waren gesondert und wieder in sich in einzelne Haufen geschieden, die sich voreinander vereinigten. Die Einen ehrfurchtsvoll bis tief herab auf den Boden, die Anderen mit lässigem Dank.

Da ward ich erst gewahr, daß es über der Volksmenge drüben in dichten, schwarzen Wolken lag, als wäre ein Gewitter heraufgezogen. Ich sah jedoch aus der Riesenstadt von den tausend Schloten und Essen, die dort ragten, den Dampf herüberwallen, so daß ich nicht wußte ob es Rauch war oder Gewitter, was am Himmel hing.

Und plötzlich geschah etwas, daß ich starren Auges gezwungen war hinüberzublicken: der Stab auf dem Hügel löste sich auf und die einzelnen Reiter sprengten auseinander und jagten davon. Einige waren zu den Massen ihnen gegenüber geritten. Sie sprachen lange mit ihnen, doch nicht mit allen, denn ein Teil ging zur Seite und wich ihrem Auge aus und wollte nicht sehen, daß die zu Pferde zu ihnen gekommen waren.

Aber je länger sie redeten, desto trauriger wurden ihre Mienen und sie streckten denen, die mit ihnen gesprochen, die Hand vom Rosse entgegen. Dann aber blickten sie zu denen, die ihren Gruß nicht angenommen, lange, lange mit ernstem, traurigem Auge.

Da rollte ein Donner durch die Weite.

Nun sah ich, daß es auch drüben dunkel geworden war und daß die Sonne verschwunden. Wie schwefelgelber Schein nur lag es über den Bergen, sonst war alles schwarz am ganzen Himmel. Immer drohender wurde das Bleigewölbe über uns.

Und die Massen des Volkes drängten sich immer näher aneinander. Einmütig.

Da wandten sich die Reiter und ritten zum Hügel zurück. Sie warteten auf die Anderen, die zur Schlachtreihe gesprengt waren. Dort hielten sie noch immer vor den Gruppen der Ritter, der Händler und der Beamten und vor dem Haufen dahinter im zweiten Glied. Und sie schienen lange zu unterhandeln und zu bitten. Aber nichts regte sich dort. Nur Einzelne, ganz Wenige traten heraus, und ganz vereinzelt legte ein Ritter die Lanze von sich, warf ein Händler den Geldsack fort, erhob sich ein Beamter, kam Einer aus dem Haufen in der zweiten Reihe hinzu.

Die Wenigen schieden aus der Masse und gingen mit und schritten vor bis an den Hügel wo der Stab gehalten. Aber ihre Zahl war nur klein gegen die Zurückgebliebenen.

Und hinter ihrem Rücken lösten sich Einzelne aus der Schlachtreihe und stahlen sich hinüber zu den Massen, die aus der Riesenstadt gekommen. Die Menge der Ueberläufer wuchs und wuchs. Aber die im Stabe waren, banden das Schwert von den Hüften, und legten die Helme ab. Von den Pferden stiegen sie und schritten dem Volke entgegen.

Doch ich sah nicht was mit ihnen geschah, denn sie verschwanden in der Dunkelheit. Es war fast Nacht geworden.

Nur Laute drangen zu mir. Es murrte dumpf und drohend von der Riesenstadt her. Von der anderen Seite aber klangen Waffen und klirrte das Gold.

Da machte der Sturm sich auf. Erst leises Flüstern und Säuseln, erst linder Hauch und mildes Wehen. Dann blies es stärker und sauste und pfiff. Aber es ließ wieder nach. Doch stoßweise begann es von neuem. Immer heftiger, immer drohender. Und der Sturm raste, tobte, heulte. Gewaltiger klang seine Stimme. Bis das Wüten des Orkanes die Nebel und Wolken zerriß und in Fetzen vor sich hertrieb, daß es alles zerflatterte in Atome. Ein wildes Wirrwarr und Durcheinander.

Aber immer wieder jagte der Sturm Wolkenmassen zusammen. Ganz schwarz, schwer, bleiern.

Ein Lichtschein zuckte hin, fern murrte der Donner. Dann wieder ein Blitz. Näher grollte der Donner. Fahle, gelbe, grellleuchtende Phosphorfeuerstrahlen fuhren über die Ebene. Laut krachten die Donner. Die Erde zitterte und bebte.

Immer dunkler war es geworden. Nichts mehr von der Ferne zu sehen: die Berge waren in der Wolkenwand verschwunden. Nur ganz von rechts drüben von der Riesenstadt flackerte es manchmal auf über den Schloten und Essen. Links aber lag Dunkel, und kein Licht erhellte das Bild.

Da flammte ein greller Blitz nieder, und nun sah ich den Hügel, da die Reiter des Stabes gehalten, leer, und ich konnte sie nirgends erblicken und ihre Spur verfolgen.

Und mir war als müsse unendliche Zeit vergangen sein . . . .

Doch das Dunkel wurde immer dichter. In dicken Schwaden, in schweren Ballen hing es über dem Boden, daß ich nichts mehr sehen konnte von der Erde.

Darüber aber toste die Gewitterschlacht.

Mir war als kämpften zwei Gewitter, die in Reihen zum Kampfe gegen einander rückten. Von einer Wolkenseite zur anderen hinüber zuckten die Blitze in heftigen Entladungen und dann krachte immer der Wiederhall der verdrängten Luftschichten hinterher.

Einmal rollend, grollend, langgedehnt, dann kurz wie Einschlag, heftiges Getöse oder helles Geknatter.

Und immer Licht und Feuerstrahlen.

Unten aber Finsternis.

Und wieder hatte ich das Gefühl als müsse lange, lange Zeit vergangen sein . . . .

Aber der Kampf in der Natur dauerte fort. Doch schienen sich die feindlichen Gewitter vermischt zu haben. Eine wilde sich umwälzende Wolkenballenschicht lag noch vor mir.

Und es begann von neuem. Die Wolken schoben sich wieder zusammen. Die Schlacht ging fort. Reihe um Reihe zog heran. Jedesmal fuhr aber ein Blitz nieder und rollte ein Donner. Feuer und Schall zugleich. Und jedesmal zerplissen die Wolken. Aber an den Seiten ballte es sich wieder zum Haufen und mit Heulen warf der Sturm neues Gewölk in die Bresche.

Dann leuchtete es grell auf, aus dem Dunst mitten heraus, daß ich mir die Augen verdecken mußte. Und es zerfloh nach den Seiten, rundum, wie Explosion und die ganze Erde bebte vom Gebrüll der Donner. Und da ich die Luft einsog glaubte ich, es müsse brennen, denn es roch nach Schwefel und Versengtem.

Ein letztes heftiges Getöse, furchtbar, erschütternd. Knattern, Prasseln, Tosen, Schmettern. Ein Schlag.

Dann plötzlich Totenstille . . . . . .

Kein Laut zu vernehmen. Schweigend die Weite. Regungslos stand das Gewölk . . . . . .

Bang nur hörte ich gespenstisch das Atmen der eigenen Brust . . . . . .

Und nun sah ich, tief unter mir im Risse der Wolken, matt beleuchtet, weit, weit entfernt, ganz unten das Blachfeld: Menschenleer.

Aber Reste und Trümmer lagen umher. Zerspaltete Wappenschilder und im Schaft gesplitterte Lanzen, Geldsäcke: zerrissen, die Münzen blinkend in die Erde verstreut, und zerflatterte Aktenbündel und Pflugscharen und Eisenteile von Maschinen. Dann Stein und Gemäuer, verkohltes Gebein, erstarrtes Blut in Lachen . . . . . .

Immer noch Totenstille . . . . . .

Und wieder verging unendliche Zeit . . . . . .

Da erblickte ich unter mirin der Tiefe die Schreckenspuren verwischt. Nichts mehr gemahnte an die Schlacht.

Wo das Gold verstreut, stand goldig wogende Saat, wo die Leichen gelegen und das Blut in Lachen geronnen, prangte die Wiese in saftigem Grün, die neue Lebenskraft gesogen aus dem Sterblichen der Menschen, und wo die Schilde gebrochen, die Lanzen gesplittert, erhob sich ein kräftiger, neuer Stamm, ein Baum im frischen Schmuck der Blätter, mit saftstrotzender Frucht. Das Papier aber, das flatternd verstreut, war verschwunden als Dung einer neuen Kultur.

Und nun gewahrte ich auch Menschen wieder in der Landschaft. Aber nicht feindlich, sondern in Frieden mit einander. Sie hielten sich umschlungen und schritten mit leuchtenden, zufriedenen Augen durch das blühende Land. Wenn sich aber welche begegneten, nickten sie sich freundlich zu und gaben einander die Hand.

Je länger ich hinabsah, desto lichter wurde es um mich. Die Dunst- und Nebelschleier waren vom Boden nach der Höhe gestiegen und zerteilten sich ganz oben. Immer mehr lösten sie sich auf, so daß am Ende alles verschwamm und zerrann, und der Himmel blau, wolkenlos über der Erde lag.

Höher und höher stieg die Sonne. Strahlend lachte sie herab. Nun erkannte ich auch wieder alles: den Strom und das Thal, die Berge im Hintergrunde.

Aber wie ich wieder herab schaute zur Erde, und mit dem Auge die friedlichen, fröhlichen Menschen suchte, war es mir als sähe ich Metall blinken. Einen Säbel, Waffen, wo ich vorher alles nur im Friedenstraume gesehen.

Und als ich deutlicher die Menschen musterte, konnte ich erkennen, daß es Reiter waren, die spähend über die Wiese flogen. Husaren. Voran der Offizier. Ein wenig vornüber gebeugt, in den Bügeln erhoben. Hinter ihm ein halbes Dutzend Leute. Es blitzte vom Zaumzeug. Die Kalpaks flatterten im Winde. Tief hatte der Offizier die große dichte Otterfellmütze sich in das Gesicht geschoben, gebräunt von der Sonne.

„Halt!“

Er hielt. Die Anderen mit. Hinterm Buschwerk, am Hohlweg blieben sie regungslos und lugten in die Ebene hinaus . . . . . .

Und die Ebene vor ihnen flimmerte und glühte in der Sonne . . . . .

Unausgesetzt spähten sie nach der Ferne, der Zukunft, dem Feinde . . . . .

Hinter ihnen aber, ganz weit drüben am Horizont, sah ich auf der Waldstraße Kolonnen.

Dichtgedrängt, überall. Die Truppen rückten an.

Und mir ward weich und wehmütig ums Herz. Ich wußte nicht warum.

War es, daß die Schlacht noch nicht geschlagen?

Daß es nun wieder Krieg, wo ich Frieden gesehen?

Daß ich nicht mehr dabei?

Boabdil.

Boabdil, der letzte Maurenkönig. Oper in drei Akten. Dichtung von Carl Wittkowsky. Musik von Moritz Moszkowski.

An dieser Oper ist alles „gemacht“. Erst der Text, dann die Musik, schließlich der Erfolg des ersten Abends. Zumal der Text ist das in wunderbar hohem Grade, was man Machwerk nennt, und zwar ein sehr trauriges. „Dichtung“ steht auf den Textbuchtiteln. Ich lasse mir einigen Stolz gefallen, aber mit Begriffen wie Dichtung einen derartigen Mißbrauch treiben, das geht entschieden zu weit. Und die Musik? Wenn der Originalität die Krone gebührt, dann ist Moszkowski sicherlich kein Gekrönter. Die Partitur bringt auch nicht eine originale Wendung. Einige harmonische Absonderlichkeiten, denen man allenfalls Neuheit nachsagen könnte, kommen nicht in Betracht und ändern an dem Urteil garnichts. Sie könnten ebensogut fehlen, und der Eindruck wäre derselbe. Originalität ist indessen nicht der einzige Maßstab, den man an ein Kunstwerk legt; welchem Künstler ist es überhaupt vergönnt neue, eigene Wege zu gehen!

Aber Temperament, warme, pulsierende Innerlichkeit kann man, muß man fordern, und auch danach sucht man bei Moszkowski, wenige Momente ausgenommen, vergeblich. Wieviel dabei auf Rechnung des „Dichters“ zu stellen ist, läßt sich nicht bestimmen, ich fürchte: sehr viel. Wer kann ermessen, was Moszkowski gefördert hätte, hätte er nicht seine Kraft an einen solchen Popanz von Textbuch vergeudet. Wahrscheinlich ist es aber, daß er auch einem wirklich guten Text von dichterischem Wert gegenüber seine geringe Fähigkeit zum Schaffen dramatischer Musik an den Tag gelegt haben würde. Ein mehr lyrischer Vorwurf hätte ihm vielleicht besser gelegen, ihn eventuell wärmere Herzenstöne finden lassen. — Durch seine Veranlagung ist er auf ein anderes Gebiet gewiesen, als auf das der großen Oper. Er hat sich einen bedeutenden Namen gemacht als Komponist kleiner, pikanter Nippsächelchen, er ist Salonkomponist in höherem Sinne, man schätzt ihn als feinen, graziösen Musiker. Man hat diese seine Begabung für das Kleine, für das Tanzgenre niemals öfter und lebhafter konstatiert, als jetzt, da man ihn eigentlich als Opernkomponisten würdigen sollte. Die stereotype Antwort auf die Frage — wie hat Ihnen Boabdil gefallen? ist: „Ach, die Balletmusik ist doch reizend, ja ja, wir haben gleich gesagt, so was kann Moszkowski! — Und die Dell' Era —!!“

Das ist eine recht wenig befriedigende Kritik, die Nebensächliches hervorhebt, von der eigentlichen Oper aber schweigt. Und es wäre vielleicht besser auch an diesem Ort zu schweigen. Aber die Bedeutung Moszkowskis giebt Veranlassung zu näherem Eingehen auf die Sache.

Da es Moszkowski nicht gegeben ist etwas Neues zu sagen, so wäre es für ihn darauf angekommen mit den vorhandenen Ausdrucksmitteln, im Rahmen der bisher festgesetzten Formen, ein möglichst Ganzes, Vollkommenes zu schaffen, auf dem Niveau, das die von ihm kultivierte Kunstgattung erreicht hat, festen Fußes zu stehen, sich alle Fortschritte, die bahnbrechenden Geistern, also in diesem Fall Wagner, zu verdanken sind, zu Nutzen zu

machen. Davon hat er aber merkwürdiger Weise ganz abgesehen und im Verein mit Wittkowsky eine Oper in die Welt gesetzt, die in veralteten, kaum mehr genießbaren Formen geschrieben ist, in Konvention und Greisenhaftigkeit erstickt. Sie haben Wagner gänzlich ignoriert, und das geht heutzutage schlechterdings nicht mehr an. Ignoriert im Großen und im Kleinen. Wenn man schon von spezifisch wagnerischen Klangkombinationen, Instrumentationseffekten, Modulationsfolgen ꝛc. sich frei halten will, so darf doch einerseits der Textdichter nicht auf die lebendige, charakteristische, stimmungstiefe, in gewissem Sinne realistische Darstellungsart Wagners verzichten, andererseits muß sich der Komponist Wagners singemäße Deklamation aneignen und nicht zu Gunsten einer starren, geschlossenen Liedform alle Regeln einer natürlichen Sprechweise, eines sinnangepaßten Tonfalles der Sprache außer Acht lassen. Von alledem finden wir in Boabdil keine Spur, deshalb bedeutet diese Oper nicht einmal einen Stillstand, sondern einen Rückschritt, wie man ihn sich gewaltiger eigentlich garnicht vorstellen kann. Wie das einem Mann von der geistigen Begabung Moszkowskis passieren kann, muß Wunder nehmen; hier handelt es sich nicht um ein bewußtes Sichlossagen von der Wagnerschen Richtung, um ein Steuern auf neue Ziele, sondern um ein einfaches Zurückgreifen auf die alte, schartige Schablone.

Wie diese Oper sich uns darbietet, macht sie den Eindruck, als ob sie nicht dem Drange, eine künstlerische That zu vollbringen, entstanden sei, sondern dem Willen, ein Effekt- und Kassenstück zu fabrizieren, ihr Dasein verdankt. Darauf deuten alle die brutalen, längst wohlbekannten Operneffekte, die vielen Volksaufzüge, die kompakten Finales, die obligate, nachgefühlte Mondscheinscene, das eingeschobene Ballet, so unmotiviert wie in den meisten Opern ꝛc. Ein echtes, rechtes Ausstattungsstück mit Musik und Tanz in drei Akten.

Ich sprach vorhin von einer in gewissem Sinne realistischen Darstellungsart Wagners. Ich meine damit die Art, uns das Empfinden, das Denken und Thun seiner Personen menschlich nahe zu rücken, uns trotz der ja gänzlich unrealistischen äußeren Form doch die Ueberzeugung von der Wahrscheinlichkeit der Situationen, von einer gewissen inneren Wahrheit aufzunötigen. Man hat wirklich Menschen vor sich, deren Handeln und Fühlen man trotz ihrer von der unserigen völlig verschiedenen Ausdrucksart versteht. Bei Wittkowsky hat man Theaterpuppen vor sich, die jeden Augenblick die ungereimtesten, unverständlichsten Sachen machen; eine auch nur annähernd glaubwürdige Gestaltung der Charaktere scheint gar nicht versucht. Selbst Zoraja, die weibliche Hauptfigur, an welcher man hie und da Wohlgefallen gefunden hat, ist in ihrem ganzen Empfindungsprozeß, besonders im letzten Akt, menschlich total unwahr gezeichnet. Sie ist als Kind von den Mauren geraubt, ist unter ihnen aufgewachsen, fühlt sich ganz Maurin und liebt Boabdil, den letzten Maurenkönig. In der Schilderung ihrer Liebe findet Wittkowsky einige wärmere Töne, die in dieser Wüste kalten Verstandesproduktes wohlthuend berühren. Also Zoraja hat kein Bewußtsein davon, daß sie geraubt ist, sie weiß nichts von ihrem Vater und entbehrt ihn nicht. Man hat ihr nur erzählt, daß ihre Mutter im fernen Lande gestorben sei. Plötzlich im ersten Akt steht ihr, als sie mit anderen Maurinnen um das Leben des gefangenen Boabdil fleht, in Person des siegreichen, feindlichen spanischen Feldherrn Cabra ihr Vater gegenüber, der sie an einem Amulet als seine geraubte, schmerzlich beklagte Tochter Elvira erkennt. Er umarmt sie, sie weicht verwirrt und erschreckt zurück, schmiegt sich aber dann nach kurzem Wortwechsel zärtlich an Cabra an und singt:

„Vater, mein Vater, seliges Wort,
Neu ist die Welt mir erstanden,
Kind und Freie bin ich hinfort,
Waise und Sklavin entschwanden!“

Sie jauchzt auf, als ob sie aus den peinvollsten Verhältnissen erlöst und am Ziel heißer Sehnsucht angelangt sei. Vorher nannte sie sich noch der gütigen Aixa Dienerin, scheint

also mit ihrer Herrschaft und ihrem Lose vollständig zufrieden gewesen zu sein. Diese Scene ist vom Dichter rein äußerlich empfunden, so schnell, mit solcher Leidenschaft findet sich kein Mensch in Zorajas oder ähnlicher Lage in die neue Situation. Das ist einfach unwahr, ebenso unwahr wie die Lösung des Konfliktes, in den Zoraja im dritten Akt gerät. Als ob in der Oper Alles einem natürlich-menschlichen Empfinden konträr gehen müßte. Ihr Vater Cabra nämlich, — sie ist ihm im zweiten Akt davongelaufen und zu Boabdil, dem Geliebten, geflohen, — hat sich ins Maurenlager geschlichen, als Bettler verkleidet, mit dem düsteren Vorhaben, Boabdil zu ermorden. Sie belauscht ein Gespräch, das Cabra mit Boabdils verräterischem Genossen führt, und erfährt aus ihm den verruchten Plan. Da tritt sie hinter dem Gebüsch hervor und singt:

Halt ein, Verräter!
In den Tod mit Dir.

(Cabra schlägt den Mantel zurück)

Mein Vater!

Nun folgt eine lange Auseinandersetzung zwischen Beiden. Zoraja vergewissert sich fragend, daß sie nicht geträumt habe, daß Boabdil, der unterdeß — im zweiten Akte — ihr Gatte geworden ist, wirklich noch diese Nacht sterben solle. Sie bittet ihren Vater, wenn er denn doch schon einmal morden müsse, *sie* dazu zu ersehen. Darauf will sich aber Cabra nicht einlassen, sondern schlägt ihr vor, auf Boabdil zu verzichten und zu ihm zurückzukehren. Er würde für Boabdil dann Leben, Frieden und Krone auswirken. (Soweit wir übrigens Cabra im Verlauf der Oper kennen gelernt, wissen wir, daß wir auf seine Versprechen nichts geben dürfen.) Das paßt indessen Zoraja nicht, naiv fragt sie:

Giebt's denn kein ander Mittel ihn zu retten?

Cabra:

Ja, eines noch!
Verrate mich!
Gieb mich dem Tode preis,
Und nimm aus des Vaters Munde
Den Fluch seiner letzten Stunde.

(Cabra ab.) Da ist denn guter Rat teuer. Zoraja ist sonst kurz entschlossen, was ihre Flucht beweist, und da sie weiblich gezeigt hat, daß sie sich für Boabdil definitiv entschieden hat, was ja auch ganz natürlich ist, wäre es des Ferneren natürlich, daß sie sofort ihrem Gatten mitteilte, was gegen ihn im Anschlag sei. Sie hätte sich schon garnicht auf ein so langes Duett mit Cabra einlassen sollen. Boabdil ist ein guter Mensch und würde auf ihr Bitten dem Vater nichts zu Leide gethan haben. Darauf verfällt aber Zoraja nicht, sondern macht mal erst ihrem bedrängten Herzen in einer längeren Arie Luft. Da kommt Boabdil, welcher nicht schlafen kann, weil er sich nach seiner Gattin sehnt, die sich sonderbarerweise in dieser kritischen Nacht, denn morgen ist der Entscheidungskampf mit den Spaniern, ihrem Gatten fernhält und im Garten promeniert und Gespräche belauscht. (Puh, es ist Alles wunderbar in dieser Oper, wohin man packt; noch ein kleiner Pinselstrich und die Parodie ist fertig.) Sie finden sich also im Garten und stimmen eins der längsten Liebesduette an. Sie singt zwischendurch eins der schönsten „Volkes Lieder", er erfreut sich am Mondschein ꝛc. Die ganze Nacht hindurch eitel Seligkeit bis an den Morgen, bis der Muedzin vom fernen Minaret den kommenden Tag verkündet. Mein Nachbar im Opernhause meinte resigniert: „wenn das Duett noch lange dauert, geht bei uns auch die Sonne auf." Man vergegenwärtige sich die vertrackte Situation dieser Scene. Zoraja müßte doch eigentlich von der entsetzlichsten Seelenpein zermartert sein, Boabdil sollte auch vor einem so bedeutungsvollen Morgen keinen Sinn für Mondscheinschwarm und Liebesgekose haben. Und endlich, hinterm

nächsten Gebüsch, sodaß er das Terrain übersieht, lauert der böse Cabra mit der Arkebuse — das weiß Zoraja.

Mir persönlich war die Sache wirklich recht peinvoll, so daß ich gar nicht zum rechten Genuß der Musik kam, die in diesem Duett durch kunstvolle Verarbeitung eines interessanten Motives zu ganz ansehnlicher Höhe wächst. Jedes Ding muß ein Ende haben, also diese Scene auch. Was Zoraja jetzt thut, um Boabdil zu retten, ist merkwürdig und, wie der Erfolg beweist, nicht zweckentsprechend. Sie benimmt sich einfältig, wie eine echte Opernprinzeß. Hängt sich Boabdils Mantel um und will ihm voran in den Kampf schreiten. Cabra, hinterm Strauch, soll sie für Boabdil halten, er thut's auch und streckt sie nieder. Dann stürzt er hervor und wird von Boabdil erdolcht. Darauf dringen die Spanier an, die unterdeß gesiegt haben, weil Boabdil eben solange aufgehalten und nicht rechtzeitig gewarnt wurde, und stoßen Boabdil nieder. Er singt schnell noch:

Zoraja — ach! — nun haben wir uns wieder.

worauf der Vorhang fällt.

Ein bekannter, trefflicher Liederkomponist schreibt in einer Besprechung der ersten Aufführung des Boabdil: „— und hätte Herr Wittkowsky weiter nichts geschaffen als diese eine poesieverklärte Gestalt der Zoraja, er würde damit allein schon seine entschiedene Begabung als Operntextdichter dokumentiert haben!" Man sieht, die Ansprüche sind verschieden.

Um Wittkowskys Begabung als Textdichter und Moszkowskis als Opernkomponist weiter nachzuspüren, will ich die beiden ersten Akte noch etwas tiefer hängen. Wir stehen auf einen freien Platz in Cordova. Hinter der Scene Trompetengeschmetter, einige Landleute und Bürger eilen herbei und künden:

Sie nahen, sie kommen,
Der Sieger Cabra zieht heran!

Dann ertönt ein Marsch, ein nicht gerade besonders wertvolles Musikstück. Während desselben bewerkstelligt Cabra seinen Einzug, Cabra, Ferdinand des V., Königs von Castilien und Aragon, Feldherr, welcher die Mauren besiegt hat und Boabdil als Gefangenen heimbringt. Das Volk jubelt ihm zu:

Heil dem Helden!
Heil dem Sieger!

und Ferdinand ehrt ihn durch eine Ansprache und Verleihung des Ordens des goldenen Vließes. Bis dahin ist Alles schön, die Vorgänge auf der Bühne lebendig, die Musik frisch und effektvoll. Doch nun wird's schlaff und träge. Cabra macht kein Festgesicht, Ferdinand weiß, was ihm fehlt und fragt:

Mein teurer Cabra, welch' gramvolle Falten
Umdüstern wieder Deinen Blick?!
Verweht selbst dieser Tag nicht den alten,
Den tiefen Schmerz um verlorenes Glück?
Ward wiederum Dein Hoffen zu Schanden,
Elvira zu finden in Feindes Landen?

Und nun erzählt Cabra umständlich die Geschichte von Elvira — Zorajas Raub, ganz Pathos, ganz Sentimentalität. Ich kann nicht umhin die Textunterlage zu einer Stelle seiner Erzählung wörtlich anzuführen, eine biedere Opernarie im ältesten Stil; sie ist überhaupt kennzeichnend für den Stil der ganzen Oper. Die Stelle lautet:

Elvira, Elvira, süßes holdes Kind, der Mutter Ebenbild, so jung mir schon entrissen, soll ich dich ewig missen? Soll ich dich ewig missen? Kleinod meines Lebens, mein Kind, mein holdes Kind, mein Kind! Ach soll ich dich ewig missen?

Kleinod meines Lebens, soll ich dich e—wig, e—wig, e—wig, mis—sen? — Mein holdes Kind! — mein holdes Kind! —

Soll man e—wig diesen alten Opernrummel ertragen müssen? Wenn der Mann sich das allein oder ein par nachsichtigen Freunden vorsingen würde, ging es ja noch. Aber hunderte von Menschen, siegestrunken, wiedersehnsfreudig, hungrig, durstig, wer weiß was sonst noch, stehen um ihn herum und müssen sich diese endlose Thränengeschichte mit anhören, mäuschenstill.

Schließlich ist die Sache erledigt, das Publikum weiß, weshalb Cabra sein Gesicht in Falten gezogen hat, und der Chor singt voreilig noch:

Nimmer wird dir Vaterglück mehr scheinen,
Mußt die Tochter wohl als tot beweinen.

Da erscheint Zoraja, die auch schon längst da sein könnte, wenn Cabra nicht seine Geschichte so ausgedehnt hätte, mit vier Mauren und vier Maurinnen. Das Volk will fanatisch auf sie eindringen, der König aber hält sie in höchsteigner Person zurück:

Zurück von ihnen!
Mäßigt den Grimm!

Also die Mauren und Maurinnen bieten ihr Leben, um Boabdil zu retten, und legen in rührender, beinah komischer Naivetät ihre par armseligen Schmucksachen dem König zu Füßen, um Boabdil loszukaufen, um Aixa, Boabdils Mutter, zu retten:

Laß Aixa uns nicht rauben!
Ach, wir haben sie so lieb!

Dabei will Zoraja auch das bewußte Amulet preisgeben, an dem der König und Cabra sie erkennen, worauf dann die vorher schon erwähnte Erkennungsscene folgt, die mit einem Duett zwischen Zoraja und Cabra schließt, das ähnlich stilvoll ist, wie die citierte Arie: „Elvira, Elvira, süßes Kind u. s. w.“ Und immer Alles vor versammeltem Volke! Auch die folgende geheime, diplomatische Unterredung zwischen Ferdinand und Cabra. Ferdinand:

Ruft denn herbei den König Boabdil
Und seine Mutter; meldet ihm,
Daß unser Dank für dieses Kindes Leben
Ihm wahren wird ein freundlich Loos.

Cabra (verwundert):

Ein freundlich Loos?

Ferdinand ist ein Filou, er meint es garnicht so und erklärt dem unzufriedenen Cabra seinen verschmitzten Plan. Eines Mauren Tod frommt ihm nicht und wär's ein König auch. Er wird also Boabdil als seinen Vasallen auf den Maurenthron, den Zagal, der Rebell, errang, zurücksetzen. Boabdil wird dann gegen Zagal ziehen, der Feind schwächt sich auf die Art selbst, und wird im geeigneten Moment von einem inzwischen gesammelten Heere aufs Haupt geschlagen.

Dann aber gnadlos Tod dem Maurentum,
Zu Gottes Ehr', zu unsrer Beider Ruhm!

Pfui, pfui, was giebt es doch für schlechte Menschen, — und dabei noch die Frömmigkeit.

Mit der ausgesuchtesten Liebenswürdigkeit tritt Ferdinand dem nun herbeigeführten Boabdil entgegen:

Sei mir willkommen im Castilischen Land!
In offner Freundschaft würdigem Gefühl
Biet ich dem tapfren Helden meine Hand.

Aber Boabdil weist das Schwert zurück, das Ferdinand ihm übergeben will, er mag nicht Vasall werden, sterben ist sein einzig Heil, dann bleibt Granada frei. Das singt er in

selbstgefälligem Ton, resigniert und wenig überzeugend. Er schließt seine „effektvolle" Arie mit den kläglichen Worten:

So sterb ich, ach, zu wahr im Volkes Munde,
Der unglückliche Boabdil genannt.

Plötzlich fliegt ihm Zoraja, die bisherige Dienerin seiner Mutter, an den Hals:

Geliebter!
Nicht sterben sollst Du!
Sollst leben für mich,
Für mich und unsere Liebe!

Es wird nicht klar, ob er vorher von „unserer Liebe" schon was gewußt hat, aber es soll ja öfter vorkommen, daß sich Söhne in die Dienerinnen ihrer Mütter verlieben, warum sollte gerade Boabdil eine Ausnahme machen. Jedenfalls fällt diese Liebesepisode als eine Merkwürdigkeit nur dem Vater Cabra auf und zwar unangenehm. Ferdinand indessen beschwichtigt ihn, da er Zoraja als Köder gebrauchen will, den immer noch zum Tode entschlossenen Boabdil ins Leben zurück zu locken. Er redet ihm gut zu, verspricht ihm Zoraja, meint's aber natürlich wieder nicht so. Auch Zoraja fleht ihn an:

O, kehr zurück zu neuem Leben!

auf der anderen Seite aber steht Aixa, seine Mutter, und warnt ihn:

Laß von den Christen Dich nicht bethören.

Die Sache wird immer heißer; nun fängt auch noch Cabra an zu singen — und der ganze Chor, der so lange hat ruhig sein müssen, Alles, was auf der Bühne ist, singt, jeder was anderes, man versteht natürlich in dem allgemeinen Tumult kein Wort, das macht auch nichts: ein schwunghaftes Finale ist in vollstem Gange, an dem sich der Vollständigkeit halber auch Boabdil beteiligt. Na, da kann er denn nicht widerstreben, er nimmt Zoraja das Schwert ab, greift ihre Hand und singt zu Ferdinand:

So geh den Freundesbund ich ein:
Dein Lehnsmann, König, will ich sein!

Allgemeiner Chor:

Sieg der Freundschaft, Sieg der Liebe.
Heil Dir König, der ihn schuf!

Ferdinand V., König von Castilien und Aragon, lacht sich ins Fäustchen, Zoraja umarmt ihren Vater, Aixa wendet sich mit schmerzhafter Geberde ab. Man kann es ihr nicht verdenken. Bumbum — der Vorhang fällt.

Aeußerlich effektvoll ist, wie der Anfang, auch dieses Finale, was dazwischen liegt ist, trotzdem eigentlich verhältnismäßig viel passiert, langweilig. Das ist überhaupt eine Eigenheit dieser Oper, daß sie trotz allen Pompes, trotz Ballet und Festgepränge, Volksgewühl und Säbelgerassel, vor und hinter der Scene, im Ganzen langweilig ist. Das liegt aber daran, daß sie zu geflissentlich auf den äußeren Effekt zugeschnitten ist, daß sie keine Tiefe, keinen Stimmungsgehalt besitzt, daß der Text keinen dichterischen Wert hat. Ferner daran, daß beide Autoren niemals eine Gelegenheit vorübergehen lassen, ein Lied, eine Arie u. s. w. einzuflicken. Das ist der Fluch der geschlossenen Formen in der Oper. Statt frisch und frei mit Temperament und Feuer vorwärts zu gehen, diese ewigen Ritardandos und Fermaten und Textwiederholungen ꝛc. Gewiß kann das fließende Wässerlein der Handlung sich mal zu einem Bach erweitern, aber immer nur, wo es angebracht ist, wo es innerlich motiviert ist, sonst munter weiter.

Der zweite Akt beginnt mit einem endlosen Monolog des Boabdil. Einige Stilblüten aus demselben anzuführen, will ich mir nicht versagen.

Bist Du es wirklich, trauter Raum,
Du meiner Jugend lichtes Kleid!?

(Die Interpunktion !? rührt von Wittkowsky her.)

Doch bald nun schweigt der Trennung Qual.
— — — — — — — — — —
Denn ach, mir sagt des Herzens Schlagen:
Der Krone Glanz, der mich beglückt,
Ist nur des Pilgers Labequelle,
Die auf dem Weg ihn kurz erquickt.
— — — — — — — — — —
Hohe Liebe, deinem Segen
Darf ich danken Kron und Land:
Sieh, das Glück will neu sich regen,
Weih' es denn durch deine Hand!

Phrase, Pathos!

Nett ist auch das, was in dem auf den endlosen Monolog folgenden, ebenso endlosen Duett zwischen der mit der Wendung der Dinge noch immer nicht einverstandenen Aixa und Boabdil erstere sagt:

Ruhlos irr' ich in der Väter Veste,
Ruhlos, wie die Taub im Neste,
Wenn über ihr der gier'ge Adler kreist.

Ferner:

Die wucht'gen Zeugen großer Zeiten,
(cf. stolze Hallen)
Sie fragen mich mit stummem Droh'n:
Wo bist du, freies Maurenland?!

Wie können sie aber auch. —

Endlich kommt die entflohene Zoraja: Liebesduett, Eheentschluß, Verwandlung der Scene: Löwenhof in der Alhambra, Chor, Ballet, Einzug der Großen des Reiches, Festgepränge, Hochzeitsceremoniell, Gesang des Imam — großer Ausstattungsrummel!

Da stürzt Cabra herein und macht die bekannte peinliche Scene:

Wo ist die Braut?
Ha, welch ein Anblick!
(reißt Zoraja unter dem Baldachin fort und schleift sie zurück zu sich.)
Mißratne, her zu mir.

Er hält der Tochter eine Standpauke, bis es Boabdil aber nach sehr langer Zeit zu viel wird, und die Mauren die Spanier zum Haus hinauswerfen. Eh es aber so weit kommt, vollzieht sich wiederum ein Finale. Das muß seine bestimmte musikalische Steigerung und eine gewisse Länge haben. Da stehen sich denn die beiden Parteien gegenüber, singen ihren Part ab, schwingen beständig ihre Schwerter, aber müssen warten, bis nach den üblichen konventionellen Regeln der musikalische Aufbau vollendet ist. Die Wirkung dieses Schlusses müßte eine weit größere sein, wenn er halb so lang angelegt wäre, wenn mehr der Situation als der Konvention Rechnung getragen wäre.

Zu Beginn des dritten Aktes hat Boabdil einen herrlichen Sieg errungen, aber er unterliegt am Ende doch, wie wir gesehen haben, der Menschen und des Schicksals Tücke. Der letzte Akt ist in gemeinem Sinn wohl der bühnenunwirksamste, er besitzt aber die einzige Scene im ganzen Stück, welche Stimmungsgehalt hat, und in welcher der Text sich nicht gegen eine musikalische Verarbeitung sträubt. Man hat dieser Scene ihre Verwandschaft mit dem zweiten Akt von „Tristan und Isolde" vorgeworfen, — Braugänens Weckruf dort vertritt hier die Stimme des Mueddin. Mag sie noch so stark nachempfunden sein — nachempfunden ist auch empfunden — und das ist erquicklich. Aus allem Anderen weht uns

ein eisiger Hauch entgegen, ein Hauch aus der klaren, kühlen Region des Verstandes, kalt und erkältend.

Und das Facit? „Wittkowsky hat seine entschiedene Begabung als Operndichter dokumentiert" — Moszkowski fast kein Zoll ein Opernkomponist. Rein musikalisch betrachtet weist Boabdil viele und große Schönheiten auf, wie wir das bei Moszkowski gewöhnt sind, rein textlich betrachtet ist sein Wert so ziemlich gleich Null. Der Musik kann man eventuell eine zu große Monotonie im Rhythmus vorwerfen, fast durchweg marschähnliche Klänge. Die Instrumentation ist eine ausgezeichnete, besonders in den drei Balletnummern ist das Orchester virtuos gehandhabt. Die Gelegenheit zwischen maurischer und spanischer Musik charakterisierend zu unterscheiden hat Moszkowski nicht benutzt. Mitunter bekommt die Musik wohl ein etwas eigenartiges Gepräge. Das hätte indessen ruhig fortbleiben können, es stört nur die Einheit, man fragt sich unwillkürlich, weshalb gerade da und sonst nicht. Entweder ganz gefärbt oder garnicht.

Ich hielt es für nötig, gerade an dieser Stelle in dieser dem Entwicklungskampf der Zeit gewidmeten Schrift etwas eingehender diese Oper zu besprechen, weil sie vermöge der Prätension, mit der sie an einem so einflußreichen Ort zur Aufführung gelangt ist, wohl im Stande ist, sich der fortschreitenden Zeit als schweres Gewicht an die Rockschöße zu hängen. Was ich gesagt habe, gilt der alten „Oper" im allgemeinen, die, wie das Exempel beweist, immer noch nicht aussterben will. Wann wird man sie endlich zu Grabe läuten?

Max Marschalk.

Nach einer Heinelektüre.

Capriccio.

Gnädige Frau!

Am 26. April 1963 werden es grade 4785 Jahre sein.

Sie lächeln? Oh! Ich weiß nicht, ob Sie sich an die alte Geschichte noch erinnern?

Der Mond hing rot und rund, wie eine etwas zu groß geratene Oblate, grade über dem mittelsten Spitzchen des Himalaya, und der Sultan von der Dheli, der statt des Herzens ein blitzendes Juwel unter seinem Kaftan trug, hatte sich eben seinen neuen echten Meerschaumkopf bis ganz oben an den zierlich mit Silber beschlagenen Rand mit langen, goldgelben Tabaksblättern vollgestopft und ging nun, von Zeit zu Zeit in die schönen, grünen Fächerpalmen vor sich her große blaue Wölkchen stoßend, auf der Landstraße spazieren, die nach Peking führt. Selbstverständlich incognito. Als Graf von Salamanka. Er stützte sich dabei auf eine Klapperschlange, die ein assyrischer Magier seinem verstorbenen Großvater gegen eine Barzahlung von 37 schneeweißen Circassierinnen aus Gefälligkeit hypnotisiert hatte, und die schönen roten Glaspantöffelchen, die ihm die Königin von Saba erst neulich zu seinem Geburtstag geschenkt hatte, klapperten nur so, daß es eine Lust war und zugleich eine Musik gab.

Aber statt durch das gelbe Drachenthor, an dem Theeschank zur blauen Papierlaterne vorbei, links in die krummen Gassen von Peking einzubiegen, geriet das

arme Wurm plötzlich in einen großen fremden Wald, drin allerhand wunderlich geformtes barockes Getier allerhand wunderlich geformte barocke Melodieen mit Schönheitspflästerchen auf den Backen und Riechfläschchen unter der Nase pfiff und drin zwei allerliebste Gänseblümchen sich grade weiß machen wollten, daß sie eigentlich verzauberte Königskinder aus Portugal wären und folglich das Recht hätten, den Mondschein, nicht wie die Veilchen aus der hohlen Hand, sondern aus kleinen goldenen Töpfchen zu trinken. Die wilden Rosen aber, die sich in alles dreinmischten und dabei so dick waren, daß sie fast platzten, lachten knallrot drüber auf und benahmen sich auch sonst so, als ob sie unter ihren Röcken Kohlenpfannen zu stehn hätten und alle Sonnabend auf dem Berliner Gendarmenmarkt Fische verkauften.

Darüber vergaß denn der arme Junge natürlich, daß er eigentlich der Sultan von Dheli war, und kam sich so dumm vor, daß er sich nicht einmal mehr darauf besinnen konnte, was terra est rotunda heißt.

Unterdessen verirrte er sich aber immer tiefer und tiefer in den wunderlichen Wald und bemerkte jetzt zu seinem heimlichen Ergötzen, daß sich fast alle Bäume ringsum große, weiße Nachtmützen über ihre bunten Kronen gestülpt hatten. Wenn er scharf aufmerkte, hörte er sogar deutlich, wie sie schnarchten. Dazwischen freilich, tief unten im Grase, drin der Wind wühlte, standen kleine, fromme, himmelblaue Glockenblumen und an jeder wieder schaukelten sieben ganz kleine, niedliche, silberne Tautröpfchen. Es war wirklich merkwürdig. Und dazu hatte der Mond manchmal noch so eine sonderbare Art zu scheinen, so . . . .

Aber bitte, gnädige Frau! Bitte! Sie blättern ja schon wieder in Ihrem Album! Soll ich Sie denn durchaus mit Ihrem kleinen Hündchen an die Stuhllehne festbinden? Sie thun ja grade, als ob der arme Sultan von Dheli nie in die Verlegenheit gekommen wäre, sich Ihrer schwarzen Augen wegen mausetot schießen zu wollen?

Nehmen Sie sich in acht! Die Linde, die ihre gelben Blüten auf Sie herabregnete, als Sie damals dem närrischen Träumer Ihre weiße Hand auf sein blitzendes Herz legte, daß es plötzlich laut zu schlagen anhub nnd der ganze Wald voll Kirchenmusik hing, die Linde rauscht immer noch in schönen Sommernächten über die mondhelle Lichtung, und wenn Sie es denn durchaus wissen müssen, will ich Ihnen sogar verraten, daß der große Kakadu, der sich Ihnen damals kreischend auf die linke Schulter setzte, grade als Sie, lächelnd an den alten Stamm gelehnt, Ihr silbernes Jäckchen aufhakten, momentan hier auf diesem Mahagonischemelchen Ihnen zu Füßen zu sitzen ganz ergebenst das Vergnügen und zugleich die gehorsamste Ehre hat. Ich hatte nämlich damals meine Stellung als Backzahn des Wismanitra zu wenig einträglich befunden und war grade im Begriff gewesen, nach Mexiko zu fliegen, um Sr. Hoheit Vitzliputzli dort meine Dienste als Hühneraugenoperateur anzubieten.

Ich bitte Sie daher, gnädige Frau: Gestehen Sie! Die Welt weiß es ja ohnehin. Sie haben in jener Nacht den armen Sultan von Dheli in Ihre weißen Arme genommen und ihm das „Buch der Lieder" von den Lippen geküßt!

Am 26. April 1963 werden es grade 4785 Jahre sein. Ich habe es genau ausgerechnet.

Freilich! Die deutsche Litteraturgeschichte, dieses seltsame, nach Schweiß, Schweinsleder und abgeschnittenen Rattenschwänzen duftende, undefinierbare Etwas, behauptet, dieser „Sultan von Dheli" wäre nur ein ganz gemeiner Judenjunge gewesen, der sich nach der bekannten Art gewisser Affen damit belustigt hätte, andern Leuten seinen Kot ins Gesicht zu werfen. Aber schließlich — was thut das? Sagt nicht schon ein altes, weises Orientalenwort: Sei kein Honigtopf, wenn Du nicht willst, daß die Fliegen über dich herfallen? Jedenfalls ist seit jener denkwürdigen Mondnacht von dem Porzellanturm in Nanking schon manches kleine Glöckchen silbern in den gelben Sand gepurzelt und der Wetterhahn auf dem Krähwinkler

Rathausturm hat unterdessen seine Schwanzfedern auch schon mehr als einmal vergolden lassen!

Auch wir, gnädige Frau, sind nicht die Alten geblieben. Sie haben sich die schillernden Schmetterlingsflügel, durch die früher Ihre weißen Schultern wie Perlmutter blitzten, unbarmherzig abgeschnitten und sind die Gemahlin eines Dachpappenfabrikanten geworden, ich habe die Sonne in meinem Herzen ausgepustet wie ein Dreierlicht, presse es wie eine Citrone und verkaufe dann sein Blut à Zeile 15 Pfennige. Sie rollen auf Gummirädern durch die Leipziger Straße zum Subskriptionsball und ich steh dahinter unter Leuten, denen ich fremd bin und die die heimliche Krone unter meinem Filz ignorieren, und der Schnee oben von den Dächern tropft und die Kandelaber über mir brennen . . . .

Ich weiß: Ihre blauen Atlasschühchen schämen sich meiner geflickten Stiefel!

Und sogar noch mehr weiß ich. Nämlich, daß ich ein Narr bin! Ein armer, bedauernswerter, kompleter Narr! Denn das Mahagonischemelchen, auf dem ich hier sitze, Ihnen zu Füßen, und mir einbilde, Sie erinnerten sich meiner noch, existiert gar nicht. Und fast fürchte ich, Sie selber, gnädige Frau, auch nicht! Habe ich recht? Am Ende sind Sie nur eine Allegorie, eine frostige Allegorie, und ich ihr Verfasser!

Und die Moral?

Die Moral? Armer Verfasser!

Arno Holz.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Der alte Bodenstedt ist gestorben. Man hat ihm so viel grüne Kränze und wohlwollende Nekrologe aufs Grab gelegt, daß vielleicht jetzt, nachdem alle Pietät und Verehrung der liebenswürdigen Persönlichkeit genügend ihr Recht gefunden, auch ein paar weniger golddurchwirkten Epilogworten für den Dichter Raum gegeben werden darf. Ueberschaut man eine Dichterbahn dieser Art, so erscheint auf den ersten Blick das Publikum, der Moloch von sonst, der Talente frißt wie Brodschnitten, als das dankbarste Wesen von der Welt. Nach einem einzigen kleinen Liederbuch wertet es ein langes Dichterleben, und wertet es als ersten Ranges. Es verzeiht eine schier endlose Reihe nachfolgender, mehr oder minder herzhaft unbrauchbarer Bände. Es schläft vor Theaterstücken, träumt von Mirza-Schaffy und klatscht Achtung aus dem Traum heraus. Es kümmert sich nicht darum, wenn selbst das erste Liederbüchlein nach und nach einen leisen Anflug vom Dufte welker Rosenblätter bekommt, weil eine neue Generation erwachsen ist mit anderen Zielen, — für jetzt wenigstens ganz anderen. Seine Liebe ist einfach unverwüstlich ..... Wenn unsere litterarische Welt im ganzen nur ein klein wenig idealer wäre, so würde man in dieser zähen Anhänglichkeit wirklich einen warmen Sonnenschein erblicken, der das Dichten zu einer glücklichen Sache macht. Denn auf einen glänzenden Wurf hofft schließlich jeder Poet, und wenn er damit ein für allemal eine parlamentarische, ja eine schon mehr christliche Behandlungsweise all' seinen übrigen Erzeugnissen in jener Weise sich erkämpft hätte, so wäre jedem schon in der Hoffnung etwas gewonnen. Aber die Sache hat doch ihre leidige Kehrseite. Die Mehrzahl jener alten Herrn, wie sie Bodenstedt grade so recht typisch vertrat, behauptet nicht viel zu wissen von jener „Dankbarkeit des Publikums". Sie klagt über verderbte Jugend, die ihr die Fenster einwirft, über eine pietätlose Generation, die sie als altes Eisen taxiert, über eine einreißende kritische Taktlosigkeit, die ehrwürdige Lorbeerkränze wie jener Zollbeamte aus der Anekdote als „trockene Blätter für den Küchenbedarf" behandelt. Und doch leben jene Herrn thatsächlich in ihrem offiziellen Ruf wie auch in ihrem materiellen Erfolg fast lediglich von jener Gutmütigkeit und Dankbarkeit. Warum erkennen sie sie nicht als solche? Warum fühlen sie ein moralisches Manko, wo im Grunde schon ein Plus der Liebe ist? Und warum giebt es auf der andern Seite wirklich eine kleine Partei (die besonders aus der Reihe der jüngeren Poeten selbst sich rekrutiert), die gegen jene Liebe im Publikum bewußt Front macht, — wenn auch durchweg ohne viel zu erreichen? Denn daß es diese Partei giebt, ist ja keine Frage; der Eine sagt's plumper, der Andere feiner; Empfindung danach hat jeder ... und ich möchte nicht dem Toten die Antworten auf's Denkmal schreiben, die man etwa in einem frischen, aufstrebenden Berliner Dichterkreise am Biertisch auf die Frage erhalten hat „Was denken Sie über Bodenstedts Dichterruhm?" Woher das alles?

Die Lösung liegt in dem einfachen Umstande, daß eben auf jener Gutmütigkeit, jener polypenzähen Liebe des lesenden und kaufenden Publikums sich die grobe buchhändlerische Spekulation festgenistet hat, sie durchdrungen hat bis in jede Faser, ja bis dahin, daß sie dem praktischen Blick geradezu identisch damit geworden ist. Gegen diese Spekulation, die aus der Liebe eine Sammelbüchse für den Privatbesitz macht, richtet sich der Kampf der jungen Generation, nicht gegen die Liebe und Pietät selbst. Der Kampf, der jenen alten Herrn als eine Pietätlosigkeit an sich erscheint, ist in Wahrheit der berechtigte Kampf gegen den Mißbrauch dieser Pietät. Wir wollen Mirza-Schaffy seine Rolle in der deutschen Litteraturgeschichte lassen, und wir haben nicht das mindeste dagegen, wenn die Litteraturgeschichte seines Dichters Porträt

zeigt neben den Köpfen von Scheffel oder Hamerling oder Heyse. Aber wenn wir erleben, daß die geringe Zeit und noch geringere materielle Kaufmöglichkeit bei weitesten Kreisen unseres Publikums mißbraucht wird für Geldzwecke, basiert auf der Achtung vor einem ehemals berühmten Namen, basiert auf Zutrauen und Pietät, — so ergiebt sich eine Opposition grade da, wo man die Pietät zwar an sich für berechtigt hält, aber doch noch ein Größeres kennt; wenn ein Denkmal zum offenkundigen Verkehrshemmnis wird, wenn es der lebendigen Welt Licht und Luft versperrt, dann haben dieser Verkehr und diese Welt schon deswegen ein Recht es zu beseitigen und sei es auch ein Steinhaufen von der Größe der Cheopspyramide; wie um so viel mehr aber dann, wenn diese Pyramide nur noch angeblich aus Respekt vor dem Altertum erhalten wird, in Wahrheit aber, weil die Entreesumme gar so schön ist, die der große Haufe im Glauben erlegt, von der Pyramide selbst wahrhaftig noch etwas zur Förderung seiner augenblicklich brennendsten Bedürfnisse zu empfangen! Es ist kein Vorwurf, den ich hier gegen den alternden Dichter selbst erhebe, vor allem nicht spezialisiert etwa gegen den, von dem ich ausgegangen. Im Gegenteil: bei der leidigen Thatsache, daß es ein echtes materielles Aequivalent der dichterischen Leistung bei uns vorläufig nicht giebt, ist es dem Dichter gewiß am allererſten noch zu gönnen, wenn ihm auch seine spätere schwache Dichtung noch Gewinn bringt. Oft genug ist aber auch er nur mehr das geprellte Opfer, und die letzte gute Gabe der mißbrauchten Pietät ist in den Wind gestreut. Nein, von dem Unrecht spreche ich, das der wirklich neuen, der lebendigen Produktion geschieht durch jenen groben, von unsern Verlegern und Zeitungen systematisch betriebenen Autoritäts- und Pietätskultus, dessen innerste Triebfeder nichts ist als die nackte Geschäftsspekulation. Der Verleger, der Zeitungsunternehmer wird sagen, er muß so spekulieren, er hat überhaupt nicht die Kultur zu vertreten, sondern sich als Ringender im Konkurrenzkampf über Wasser zu halten. Das ist wahr und man muß diesen wirtschaftlichen Konkurrenzkampf letzten Endes verantwortlich machen, nicht den Einzelnen, der bis zum Halse darin steckt. Aber der Punkt ist so wenigstens bezeichnet, wo die Opposition gegen den bestehenden Pietätskult unserer Litteratur, d. h. den gefälschten, materiell gemodelten, notwendig grade aus unsern jüngsten und besten Kreisen heraus erwachsen muß. Nicht die alten Herrn wollen wir schmähen. Im Gegenteil, wir bemitleiden sie. Wir möchten ihnen in ganz anderer Weise die Achtung vor ihrer früheren, jugendfrischen Leistung gewahrt wissen. Statt armer Lohnsklaven, die jenen Mißbrauch mit ihrem Namen auch noch gut heißen müssen, weil sie davon leben, möchten wir in ihnen ehrwürdige Altersstipendiaten der Litteratur sehen, für die auf irgend eine Weise gesorgt wäre, — nur nicht auf die, daß sie in gleiche Konkurrenz mit der Jugend treten müßten und nach dem Preis im Wettlauf langten, weil sie lahm, oder im Scharfsehen, weil sie blind sind. Wäre die Litteratur noch bloß ein harmloses Festspiel, so könnte man darüber mit Lächeln wegsehen. Sie ist aber mehr, sie ist etwas ganz anders Ernstes. Sie ist eine heilige Pionierarbeit, bei der etwas abhängt von jenem Wettlaufen und jenem Scharfsehen, wo wirklich etwas erlaufen und ersehen werden soll und es nicht bloß Preise, sondern als Gegensatz dazu direkte kulturelle Verluste giebt. Daß die Opposition der Jungen ihrerseits wieder Instrument der Streberei werden kann, soll ja auch keinen Augenblick geleugnet werden, sie ist es oft genug schon geworden, und wenn ich gewisse angeblich jungdeutsche Werke gegen Bodenstedts sämtliche Schriften nach Mirza-Schaffy eintauschen sollte, wüßte ich schwer die Wahl zu treffen. Das hindert im ganzen das Urteil nicht. Die rechte Würdigung, die rechte Pietät muß die Litteraturgeschichte der Nachwelt finden. Für heute ist Pietät gegen die alten Herren derartig Schlagwort der Verlegerspekulation geworden, daß das Wort ethisch keinen Wert mehr besitzt. Nicht wir haben das gemacht. Die alten Dichter trifft die Schuld auch nicht Verhältnisse sind zwingend geworden auch für die Litteratur, die, je länger sie dauern, immer mehr unhaltbar werden und denen mit aller Energie entgegenzuarbeiten heilige Pflicht ist, — mag nun eine Dichterwiege vor uns stehen oder ein Dichtergrab!

* * *

„Heinrich von Kleist", Trauerspiel in vier Akten von Wilhelm von Polenz. Das Drama behandelt natürlich jenes traurige Kapitel unserer Litteraturgeschichte, welches mit den Schüssen am Wannsee endet. Der Verfasser hat es in hervorragender Weise verstanden, dem historischen Stoffe Seele, Leben, Wahrheit einzuhauchen. Ja die Gestalten machen vielfach den Eindruck, als seien sie nicht von Außen, von der Geschichte dargestellt, sondern aus individueller Erfahrung herausgeboren. Hauptsächlich gilt das von Kleist. Hier ist ein wirklich bedeutendes, ergreifendes und nachhaltig fesselndes Seelenleben gebildet, würdig, den Namen eines genialen Dichters zu tragen. Wir finden Kleist in der ganzen Misere eines mittellosen auf seine Feder angewiesenen und zur Er-

niedrigung nicht willigen deutschen Poeten. Er liegt im Bett, weil er die Heizung nicht bezahlen kann; sein Geburtstag ist, — was kümmert's ihn! Er möchte sein Elend verschlafen, vergessen, möchte am liebsten gar nicht mehr aufwachen. Zwei Besucher erwarten ihn: der Dichter Fouqué, ein edler Freund und neidloser Verehrer, nebst dem Kritiker Müller, einem ordinären Charakter, der in der Maske eines opferwilligen Freundes Kleist umlauert, um Nutzen aus ihm zu ziehen — „jeder Leu hat seine Laus!" Kleists Lage und Wesen wird durch eine meisterhafte Exposition plastisch herausgearbeitet. Für die Frau Bartels, eine echte Berliner Stubenwirtin, ist er nur ein Hungerleider, der überdies extra verrückt ist, für Müller ein Mensch, der „ganz allein an seinem Unglück schuld" ist, ein Talent, das eine übertriebene Vorstellung von seiner Bedeutung, „sich aber ausgeschrieben" hat, ein Charakter „ohne sittlichen Halt", dem es nicht behagte, Offizier zu bleiben, der es dann nicht einmal zum Staatsexamen brachte, und dessen Verlobung „zu nichts führte"! Fouqué aber meint: „Für einen Feuergeist, wie ihn, war der Gamaschendienst auch wirklich nichts", „Es werden schon bessere Tage für ihn kommen". „Er bedarf nur ein wenig des Glückes — des Erfolges. Ohne Sonnenschein gedeiht doch keine Pflanze, und gerade die edleren Gewächse bedürfen viel Licht." Als aber der Gegenstand dieses Gespräches gekommen ist, beginnen wir die Unheilbarkeit seines Unglücks zu ahnen: „Früher — sagt Kleist — da war ich ein Stamm, der edle Frucht hätte tragen können — und sollen .... Jetzt .... hänge ich voll bitterer Früchte. Meine Wurzeln treiben nur noch elende, entartete Reiser. Und als ihm vorgeworfen wird, er sei in übler Laune, entgegnet er: „In einer ganz besonderen Stimmung — ich kann's Euch kaum beschreiben. So etwa muß es auf hohen, ganz hohen Bergen sein. Die Luft ist rein und kalt, alle Sinne geschärft, man sieht in unendliche Weiten und das Nahe verschwimmt. — Fest wie das Urgestein zu deinen Füßen steht eine Thatsache: Der Unwert des Daseins. — Immer dünner wird die Luft, immer leichter die Seele, man schwimmt im krystallhellen Aether der durchsichtigsten Selbsterkenntnis". Kleists Gemüt ist völlig verödet, jene Wurzeln, aus denen man sonst im Leide Trost und Willen zum Leben saugt, sind ihm zerrissen: er will nichts mehr von seiner Familie wissen, sein Vaterland, „der Prügeljunge des korsischen Plebejers" ist ihm verleidet, und jenes Standesgefühl, das manchen Sprossen rühmlicher Ahnen aufrecht erhält, erfüllt ihn nicht mehr; mit leeren Taschen vornehm sein, ist auch schwer. Auf den so zugerichteten, vom Leben wie verstoßenen Dichter wirkt nun die Macht des Todes in Gestalt der dämonischen Henriette Vogel, die gleich einer Sendbotin aus dem Schattenreich den Dichter mit düstrer Poesie dorthin zu locken sucht und eine Mahnung ausspricht, welche Kleist mit den Worten beantwortet: „Ich bin noch nicht bereit ... ich fühle, daß ich hier noch mancherlei zu thun hätte." Die Beziehungen zwischen Kleist und Henriette sind höchst seltsamer Art. Mögen ihre Körper eine dunkle Anziehungskraft für einander haben, das Wesen ihrer Liebe ist jedenfalls geistiger Natur. Beide haben sie sich gefunden im Ekel vor dem Leben einerseits, in Begeisterung für ästhetische Schönheit andrerseits. Kein Wunder, daß in Henriette, die übrigens noch unter dem Einflusse eines körperlichen Leidens stehen mag, eine Todessehnsucht erwächst, die mit schwärmerischer Poesie die dunkle Pforte umgiebt. Aus dem „ewig Weiblichen" heraus ist es ferner verständlich, wenn sie für ihren Weg dorthin einen stützenden Gefährten sucht und wenn sie gerade den Poeten bestricken möchte, den sie mit der ganzen Heftigkeit eines hysterischen Gemütes liebt, und dem sie außerdem, wie sich selber, in ihrer Todesverhimmelung die höchste Weisheit zu bieten wähnt. Henriette ist verheiratet, aber diese Ehe mit einem liebevollen, braven, etwas spießbürgerlichen, trocknen, jedenfalls für Schwärmerei ungeeigneten Manne hat mit zu der unheilvollen Wendung ihrer Natur beigetragen. Wie ein Bleigewicht an ihrer Seele empfindet sie den Gatten mit seiner „aufdringlichen Liebe, die — Rechte zu haben glaubt —". „Unbefriedigt — meint Müller — ist sie; das ist ihre Krankheit. Sie hat sich sehr verändert. Früher, als Henriette sich noch nicht dem Weltschmerze ergeben hatte, sprühte sie nur so von Geist und Witz — und sie sang! — Ihre eigenen Dichtungen zur Harfe — ah! — Ich sage Ihnen, sie war ein berückendes Weib." Die Macht, welche Henriette über Kleist gewinnt, liegt zunächst gerade in diesen berückenden Reizen, sodann wohl in der verständnisvollen Verehrung, für die ein Künstler, zumal ein sonst verkannter, so dankbar sein kann, ferner in der Gemeinschaft des Leidens, des Lebensüberdrusses, hauptsächlich aber in der süßen Beruhigung, welche von dieser Busenfreundin des Todes ausgeht über den gefolterten, gereizten, lebensmüden Kleist, in diesem holden Opiat, das er wieder und wieder kostet, bis er ihm zum Opfer fällt. „Hat sie nicht etwas von einer Verstorbenen? — schwärmt der Dichter — so wesenlos — und lockend wie Schatten eines geliebten Menschen... In ihrer Nähe ist mir's, als sei die Dämmerung

angebrochen — ja — die süße Dämmerung, die uns aus dem grellen Tageslichte hinüberleitet ins Dunkel der Nacht... (aufbrausend) Was redet Ihr! — Was faselt Ihr! — Blind seid Ihr — gefühllos in Eurem Panzer von Lebenslust und Behäbigkeit. — Was wißt Ihr von dem reinen, dem heiligenden Gefühle des Schmerzes, das zwei Seelen so unzertrennlich an einander fesseln kann. — Ihr natürlich seht im Verhältnis vom Mann zur Frau nur das Gemeine. — Daß es noch etwas Höheres geben kann, eine Freundschaft von Seelen, die auf denselben Grundton gestimmt wird..." Es gelingt Henriette, Kleist mit sich hinunter zu reißen. Doch zuvor flackert in dem schiffbrüchigen, steuerlosen Dichter noch einmal der Lebensmut auf. Fouqué bezahlt seine Schulden, gemahnt ihn an seine dichterische Begabung und Müller überredet ihn, einen „Mäcen", den reichen Parvenü Paltzow, zu besuchen. „Ich will's einmal versuchen, gewöhnlich zu sein", erwidert Kleist; — offenbar hat der Stern Henriette unter der Kritik nüchterner Köpfe etwas von seinem Glanze eingebüßt, und diese Gelegenheit benutzt der Wille zum Leben, um einen letzten Vorstoß zu machen. Es scheint, er werde siegen. Kleist verliebt sich in Paltzows Tochter Marianne, ein lebensfrohes Naturkind. „Ein Geschöpf voll Lebenslust und Zufriedenheit — ganz Frische — Gesundheit — Natur! — Wäre das die Lösung des Lebensrätsels? — Harmlos genießen — sich ihrer freuen — an ihrer Seite — durch sie beglückt. Wie lange habe ich gesucht, und hier nun ist es da — so einfach und herzerquickend... Gieb Du mir Frieden — ich muß Frieden haben. Ich sehne mich ja so nach Glück. — Ich bin ein Mensch — der Trieb zum Leben und Genießen rollt mir durch die Adern mit dem Blute — mein Leben ist mir lieb — und — ich fürchte mich vor dem Tode... Du bist mein guter Genius! Du wirst mich mit dem Leben versöhnen... Wehre den Wahnsinn von mir ab — o — lege mir diese süßen Händchen auf die Stirn — so — und sage: ich liebe Dich..." Und Marianne erwidert diese Liebe mit jungfräulicher Zärtlichkeit. Doch die Gemeinheit drängt sich zwischen die beiden edeln Gestalten und will ihre Hände vereinigen mit dem schmutzigen Behagen an einem schlauen Geschäft, das dem „armen Schlucker" eine Million einbringe. Während in Kleist nun der alte Ekel vor dem Leben erwacht, naht von Neuem sein düstrer Dämon Henriette. Mit der stürmischen Kraft der Verzweiflung sucht er seinen vom Leben gekaperten Liebling wieder zu erobern, um ihn endlich in die dunkle Heimat zu entführen. Und diesmal gelingt es ihm. Durch seine suggerierende Beredsamkeit überzeugt er den Dichter: „Du hast nie geliebt. — Du warst in ein Bild verliebt, das Du Dir von ihr zurecht gemacht... Deine Liebe war noch schlimmer als Selbstbetrug — Du betrogst sie. — Du brauchtest sie — sie sollte Dich über Deinen Schmerz hinwegtäuschen — Dich betäuben. — Kleist, soll ich Dir die volle Wahrheit sagen? — Du liebst sie aus — Furcht!... Was werden soll?... Entweder Du schickst Dich drein — ergiebst Dich — heiratest sie, und lebst behaglich im goldenen Käfig — machst die Augen fest zu, um nichts zu sehen — versinkst allmählich im Schlamme des Alltags... Zu denken, daß Du dahin kommen könntest — Du! Das könnte mir die Seligkeit des Sterbens selbst verbittern". Das wirkt. „Sie haben mich von meinem Wege abgelenkt — verkleinert — erniedrigt haben Sie mich. — So recht nach Weiberart mich herabgezogen, da ich mich erhöht glaubte" wirft Kleist der armen Marianne vor und bricht das Verhältnis brüsk ab. Nun hat ihn Henriette. In schöner Landschaft, nach einem letzten Aufflackern des Willens zum Leben in Kleist, das aber die entschlossene Todesbraut sofort erstickt, entfliehen sie dem kerkerhaften, eklen Leben unter Dithyramben der Sterbenswonne, unter dem ganzen berückenden Zauber, den Henriette über solches Beginnen zu verbreiten vermag. „Sachen, Sachen!" so lautet die Kritik des biedern Wirtes zum Stimming, als die erschossenen Leiber gefunden werden. „Sachen, Sachen!" so mag auch das Publikum denken, wenn dieser Kampf zwischen Tod und Leben, dieser eifersüchtige Streit um den Besitz einer großen Seele, sich vor ihm abspielt. Ich bezweifle, daß das große Publikum dies feine Seelengemälde würdigen wird; denn die Menge vermag das Aparte nicht zu goutieren. Ich vermute, ein Kleist, eine Henriette werden dem Publikum mehr „verrückt" als anziehend vorkommen und nicht recht verständlich sein. In der That mutet uns Henriette etwas viel Intuition zu. Sie bleibt in einem gewissen Dunkel, weil wir ihre physiologische Eigenart nicht deutlich sehen. Freilich würden wir diese sehen, so erschiene uns der ganze dramatische Konflikt als die bloße Wirkung eines körperlichen Malheurs. Und das wäre der Tod unseres Interesses. So hangen in diesem Falle Fehler und Vorzug zusammen.

Bruno Wille.

* * *

Münchener Kunst. „Der Lootsenkommandeur", Schauspiel in drei Aufzügen, von Adolf Wilbrandt. Erstaufführung im Kgl. Residenztheater zu München, Ende April. Immer, bei den Alten, diese Scheu,

die Konflikte konsequent sich ausleben zu lassen, bis zum tragischen Ende, immer dieses Bestreben, gerade vor dem Zusammenbruch etwas Wunderbares geschehen zu lassen, wodurch noch alles zum Guten gewendet wird. Und noch etwas Merkwürdiges! Die modernen Probleme lassen sie nicht ruhen. Namentlich das Vererbungsproblem. Lindau in seiner „Wahrheit?", Voß in seiner „Neuen Zeit" und nun auch Wilbrandt in seinem „Lootsenkommandeur", Alle spielen sie damit. Aber sie wissen Alle nichts Rechtes damit anzufangen. Also dieser „Lootsenkommandeur"! Seit zwanzig Jahren kennen wir ihn schon, als Helden seiner Novelle von Adolf Wilbrandt. Nun kommt er wieder, als Held eines Schauspiels von Adolf Wilbrandt. Aus der Novelle ist ein Schauspiel geworden; nicht durch sorgfältigen Umguß des Stoffes, sondern durch eine etwas schnellfertige, das Sprunghafte nicht scheuende, „Dramatisierung", die auch irgend ein gewandter Bühnenmensch hätte besorgen können, ohne den Dichter. Der Lootsenkommandeur Helmuth Nordmann ist ein ganz prächtiger Kerl: kernig, lebensfroh, wurzelfest, ehrlich und tüchtig. Tüchtig in seinem Berufe. Wo es zu retten gilt, da ist ihm keine Gefahr zu groß, da treibt es ihn unwiderstehlich hinaus, wenn selbst die wetterhärtesten Seebären zögern. Ein Herz voll Güte und Liebe, besonders für seine beiden Töchter, die schlichtsanfte Sophie und die „romantisch" beanlagte Korallina, und ganz besonders für die Letztere, seinen Liebling, die so sehr seiner zärtlich geliebten, verstorbenen Schwester Marie ähnlich ist, „hoffentlich nicht zu ähnlich." Denn Tante Marie hatte ein böses Schicksal. Sie hatte sich vertrauensvoll einem Manne, „schön wie der Teufel", hingegeben und der hatte sie, samt ihrem Kinde, verlassen. Gegen diesen Mann hegt der herzensgute Nordmann noch heute einen tödlichen Haß, der sich denn bald verhängnisvoll entlädt. Der Sturm läßt ein Schiff nahe der Küste scheitern. Der Lootsenkommandeur waltet seines Amtes; er vermag jedoch nur Einen der Reisenden zu retten und dieser Eine ist ein junger Halbmexikaner, — der Sohn jenes Mannes, der einst Tante Marie verführte und verließ und später in Mexiko sich verheiratete, der Sohn des von Nordmann tödlich Gehaßten. Und, „wie der Vater, so der Sohn!" (das Vererbungsproblem!): Nordmann jagt den jungen Mann, dem er eben das Leben gerettet, aus dem Hause, denn er läßt es sich nicht nehmen, daß Pablo seine Korallina ebenso betrügen würde, wie einst dessen Vater seine Schwester betrog. „Das liegt im Blut. Es ist alles Vererbung." — Pablo und Korallina lieben sich nämlich; sie liebten sich schon, eh sie sich sahen, dank einer mystischen Beziehung, wie im „Fliegenden Holländer" oder — wie bei Ibsen. Korallina ist die echte Tochter ihres Vaters; sie hat seinen trotzigen Willen; sie entflieht mit Pablo über den Ozean. Helmuth Nordmann hat nur mehr eine Tochter, seine Sophie, und diese siecht lebensunlustig dahin, denn Nordmann hat auch ihren Bräutigam verjagt, dem er vorwarf, er habe zwischen Pablo und Korellina den Kuppler gespielt. — Im dritten Akt steigern sich diese Konflikte zu peinlicher Tragik. Nordmann hält sein sterbenskrankes Kind im Arm, von hoher See gellen herzzerreißende Hilferufe; wieder liegt draußen ein Wrack mit verzweifelnden Menschen. Endlich reißt Nordmann sich los (der pflichtgetreue Lootsenkommandeur besiegt den besorgten Vater) und rettet — seine Tochter Korallina, welche als Pablos glückliche Gattin zurückkehrt, um den Vater zu versöhnen und nun gerade in der Nähe der von ihrem Vater geleiteten Rettungsstation Schiffbruch erleidet. Da ist also das Wunder, welches, romanhaft genug, im letzten Augenblick eine glückliche Lösung des Familienkonflikts herbeiführt, während noch unmittelbar vorher alles einer tragischen Lösung zudrängte, da ist der Kompromiß mit dem Publikum, daß sich gern ein wenig peinigen läßt, wenn es nur schließlich durch ein „gutes Ende" wieder versöhnt und erleichtet entlassen wird. Zu einem Kompromiß hat sich Wilbrandt auch herbeigelassen, indem er Korallina dem Vater nach der Flucht schreiben läßt, sie habe in ihrem Trotz dem Geliebten „alles, was er begehrte" gewähren wollen, aber sich doch überwunden und erst als seine Gattin sich ihm hingegeben. So, wie der Dichter das Mädchen zeichnete, in ihrer trotzig-begehrlichen Leidenschaft, glaubt ihr das Niemand. Aber es mußte doch etwas zur Beruhigung der so leicht verletzbaren Philisterseelen geschehen. Im Einzelnen bietet das Stück viel Schönes, im großen Ganzen ist es ein verfehltes Werk; verfehlt namentlich in seinem Ende. Die Aufführung, von Regisseur Keppler insceniert, verdient aufrichtige Anerkennung. Namentlich Herr Schneider in der Titelrolle und Frl. Hofmann, ein noch unreifes aber vielversprechendes Talent von starker Eigenart (als Korallina), boten Vortreffliches.

Julius Schaumberger.

* * *

Braven Spießbürgern, denen der Dichter eigentlich immer ein Dorn im Auge ist und vor allem der, welcher so recht seine eigenen Wege geht, ist kürzlich eine gute Gabe geworden, an der sie sich noch lange freuen mögen. August Strindberg ist als „Plagiator" entlarvt! Das freut aber ein-

mal das gute Leserherz, das im Angesicht seines eisernen Geldschranks ja nichts schlimmeres kennt als Diebstahl und nichts erbaulicheres als gefaßte Spitzbuben. Die Sachlage ist, daß eine der allerbekanntesten Stellen aus dem „Kaufmann von Venedig" (ein paar Sätze) auffallend übereinstimmt mit einem Passus in Strindbergs „Vater". Der Philister stellt sie nebeneinander und setzt entrüstet hinzu, daß zu solch' evidentem Fall jeglicher Kommentar überflüssig sei. Es ist derselbe Urteiler, der noch immer nacherzählt, Goethe, ja selbst der doch recht bekannte Goethe, habe einmal gestohlen, — nämlich eine Stufe Platinmetalls, die er behufs mineralogischen Studiums entliehen und nie zurückgegeben habe! Daß ein Geistesgewaltiger, wie Strindberg, der Werk um Werk intimster Originalität in die Welt sendet und dessen Stellung in der Litteraturgeschichte der Nachwelt so isoliert, so „vaterlos" wie wenige sein wird, nicht Stellen aus Shakespeare „stiehlt", die jeder Schuljunge kennt, das geht natürlich über den Horizont. Für den Denkenden war es ganz einerlei, was hier wirklich vorlag, ob einer jener drolligen ungewollten Gedächtnisstreiche, an denen unsere Litteratur so reich ist, oder, was inzwischen festgestellt ist, eine bewußte Anlehnung unter dem Gesichtspunkt, daß die Shakespeare-Stelle so bekannt sei, daß sie dem „Vater" an jener Stelle mit Absicht auf die Zunge gelegt werden dürfe, als Citat mit Anwendung auf seine Lage. Das Erniedrigende ist in solchem Falle die plumpe Vorwegnahme des unanständigsten Motivs, nicht die Diskussion über die Sache selbst. In ihr kennzeichnet sich der Philister, der den großen Dichter erst dann faßt, wenn er ihn in seine Geldschrank- und Kassendefraudanten-Welt vermeintlich herabgezogen glaubt. Beruhige Dich, guter Arnheim-Besitzer: bei Dir stehlen sie nicht, die Goethe und Strindberg, Deine preußischen Staatsrenten braucht Herr Wolfgang nicht zu mineralogischen Studien, und, wenn Du auch vielleicht manchmal Shylock gewesen bist: mit Shakespeareschen Zungen, die man von Dir pumpen könnte, hast Du auf Ehre Dein Lebtag nicht geredet!

* * *

Die Religionsstifter wachsen heute im Walde unserer Litteratur wild wie die Brombeeren; und so mancher, der aus dem Cafe Kaiserhof herauskommt, wo er soeben bei einem Piccolo und einer Cigarette ein Feuilleton über Tolstoi und Nietzsche gelesen hat, glaubt sich auf einmal in einen Moses verwandelt; der „Berliner Börsencourier" ist ihm urplötzlich zu einem feurigen Dornbusch geworden und die Stimme eines Klaußner, eines Isidor Landau oder sonst eines Erkorenen hat er für die Stimme des Herrn Zebaoth gehalten, die ihm da zurief: Gehe hin und erlöse mein Volk aus den Fesseln der Aegypter. Unsere Buddhas, unsere Mohammed und Christus, die da gedankenvoll am Schreibtisch sitzen und eine Religion so bequem sich zusammen schreiben, zehn Pfennige für eine Zeile Sinaitafel, gerade so wie eine Kritik über die letzte Première im Lessingtheater, vergessen dabei nur, daß die Helden, denen sie nacheifern, gar nicht so sehr Männer des papiernen Wortes waren, sondern Männer der That, die ihr Leben für ihren Glauben einsetzten. Und ich bedauere es aufrichtig, daß es heutzutage gar so schwer geworden ist, einen Religionsstifter aufs Schaffot zu schleppen. Die Gefahrlosigkeit, die zur Zeit mit dem Religionsstifterberufe verbunden ist, — da muß sogar ein Afrikareisender mehr Mut besitzen! — läßt leider alle Mäuse aus ihren Ecken hervorkriechen. Niemandem von unseren Zarathustras wird mehr ein Härchen gekrümmt. Königsthrone, auf die sie wie Buddha verzichten können, haben sie auch nicht, sonst würden sie gewiß nicht darauf verzichten, sie leben so recht und schlecht, wie's ihre Verhältnisse ihnen erlauben und, wenn's gut geht, bekommen sie sogar dreißig Mark für den Druckbogen neue Religion: Du lieber Gott, da ist das Religionsstiften ein ebenso angenehmes und bequemes Geschäft, wie die Herausgabe von Anthologieen oder ähnlichen schönen Sammelwerken. Als der neueste Jesus der Zukunftsreligion hat sich soeben Curt Grottewitz der Welt vorgestellt. Vor einiger Zeit veröffentlichte er einen Zeitungsaufsatz, eine Modernisierung der zehn Gebote, der sich leicht und gefällig lesen ließ und eben ein Zeitungsaufsatz war, eine Wiederkäuung hundertmal gekauter Dinge, eine Zusammenstellung von ein paar Gedanken, welche die Spatzen auf den Dächern pfeifen, eine homöopathische Verdünnung der Ideen Größerer. Was Curt Grottewitz da gesagt hatte, stand zu den Werken eines Feuerbach, Tolstoi und Nietzsche genau in demselben Verhältnis, wie ein drei Spalten langer Journalartikel, der die Grundlehren des Darwinismus zusammenfaßt, zu der Gesamtausgabe der Werke Darwins selbst. Solche Zeitungsaufsätze sind ja vielleicht gerade nicht von Uebel und, wenn man sie so hoch schätzt, wie sie Wert haben, richten sie weiter kein Unheil an. Aber wenn der Verfasser eines Gartenlaubenartikels über den Darwinismus nun plötzlich in den Wahn verfällt, er sei der eigentliche Begründer der Lehre, er sei der Messias, welcher der Welt das gebracht hat, dann ist das recht traurig für die Anverwandten dieses Herrn, und sie pflegen dann gewöhnlich betrübt die Köpfe zu schütteln.

Da unsere wackeren Landtags- und Reichstagsabgeordneten die erleuchtesten Zierden des Landes nicht immer sind und viel Vernünftiges mit ihrer Zeit eben nicht anzufangen wissen, so hat einer von ihnen, ein frommer und würdiger Herr Rintelen, aus der Tiefe seines ultramontanen Bewußtseins heraus, mit Abscheu die Grottewitzschen „Gotteslästerungen" urbi et orbi verkündigt und eine gute Reklame für sie gemacht. Vielleicht, weil er von Feuerbach und all den anderen schlechten Menschen noch nie etwas gehört hat. Vielleicht auch dachte er: Wenn ich den Leuten erzähle, daß diese Ansichten tausendmal schon gedruckt sind, daß sehr gelehrte und sehr kluge Leute sie ausgesprochen haben, dann halten meine guten Abgeordneten sie vielleicht gar nicht für so schlimm. Die Autorität ist immer die Hauptsache. Aber den Curt Grottewitz kennt kein Mensch, und wenn ich ihn einen bösen und schlechten Kerl nenne, so wird mir Niemand widersprechen. Curt Grottewitz jedoch fühlt sich auf einmal als der erste Träger des Neuen und seine Aufsätzchen nennt er eine „Scheidung der Geister". In dem Kampf zwischen den „Gläubigen und den Modernen," soll es das sein, was einst Luthers neunundneunzig Thesen waren. Und die moderne Ethik soll wohl festgelegt werden in seinen par Auszugsgedanken, wie die altjüdische Ethik in den zehn mosaischen Geboten sich krystallisiert hatte? Eine Kritik an den Aufsatz zu legen, wäre ein überflüssiges Ding. So ernst kann man eine Tagesarbeit nicht nehmen. Das was der Verfasser als die vollkommen sicheren Ergebnisse der modernen Ethik hinstellt, ist durchaus nichts so sicheres. Seine Behauptungen zu beweisen und zu begründen, fällt ihm gar nicht ein; fast allen Meinungen, die er aufstellt, kann man mit gutem „modernen" Gewissen völlig andere entgegenstellen. Zwischen den Eiern von Tolstoi und Nietzsche tanzt er anmutig hin und her, bald spricht er so, bald spricht er so, aber eine feste sichere Grundanschauung läßt er vollkommen vermissen. „Die vollpersönliche Höherentwickelung der Menschenfamilie ist das Grundideal der neuen Ethik . . ." So ausgedrückt ist das nichts als eine hohle Phrase. Was ist denn „Höherentwickelung der Menschenfamilie?" Wenn ich nun jemanden bestehle, was Grottewitz entschieden verbietet, oder wenn ich einem Krüppel zehn Pfennige schenke, was Grottewitz für eine niederträchtige That hält, da ich damit die Schwachen, Kranken und Degenerierten begünstige, . . . was ist das Nützlichere oder gar Schädlichere für die berühmte Höherentwickelung? Warum soll ich nicht töten, nicht stehlen? Und wenn ich einen Pestkranken totschlage, begünstige ich da nicht die Starken auf Kosten der Schwachen, was nach Curt Grottewitz ein sittliches Hauptverdienst eines modernen Menschen ist? U. A. w. g.

Julius Hart.

* * *

An Anklagen und Verboten der jüngeren Künstlergeneration gegenüber hat es in letzter Zeit nicht gefehlt. In Wien bereitet man sich jetzt zur Abwechselung auf einen wertvollen Prozeß vor, bei dem einer unserer angesehensten älteren Dichter, Adolf Wilbrandt, sich wegen Religionsstörung, begangen durch seinen Roman „Hermann Ifinger", zu verantworten haben wird. Der Fall ist derartig symptomatisch für unsere ganzen Kulturverhältnisse zu Ende des Jahrhunderts, daß für uns das individuell Peinliche ganz in den Hintergrund tritt der berechtigten Hoffnung gegenüber, daß nun endlich einmal an markanter Stelle und in öffentlicher Verhandlung großen Stils festgestellt werde, was für Rechte der moderne Dichter besitzt; denn über den „Dichter" kann hier schlechterdings keine Frage mehr sein.

* * *

Die Berliner „Freie Volksbühne" hat Zolas „Therese Raquin" mit gutem Erfolg aufgeführt. Seitdem über dem Verein das Damoklesschwert hängt, bei passender Gelegenheit wirklich als politischer Verein behandelt zu werden (nachdem die letzte Gerichtsentscheidung, die ihm eine „Einwirkung auf öffentliche Angelegenheiten" zugesprochen hat), ist von öffentlichen Versammlungen mit einführenden Vorträgen über die Stücke und Diskussion Abstand genommen worden, dafür wird jetzt an der Kasse jedesmal eine kleine Schrift verkauft werden, die in kurzem Umriß den ethischen und ästhetischen Wert der vorgeführten Dichtung — ohne jede politische Beimischung — erläutert. Zu „Therese Raquin" war eine solche Leitskizze von Wilhelm Bölsche geschrieben worden. Als nächstes Stück wird Ludwig Fuldas „Sklavin" vorbereitet. Otto Ludwigs „Erbförster" ist dann für die Folge in Aussicht genommen.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewes, Magdeburg.

Müde Seelen.

Roman
von
Arne Garborg.

Aus dem Norwegischen von Marie Herzfeld.
(Einzig berechtigte Uebersetzung.)

(5. Fortsetzung.)

„Die Kunst", „die Kunst"; — was ist denn schließlich die Kunst?

Ein Leckerbissen mehr für jene, die Appetit haben und ein Spott mehr für den Lebensmüden. Michelangelo, Dante, Beethoven — sind sehr groß. Aber keiner von ihnen hat Hilfe bereit für eine Seele, die in Not ist.

Ich werde dieses Kunstgeredes so überdrüssig. Meine eigenen „Kunstkritiken",... wie mögen sie in Gott des Herrn Nase übel riechen! — Gottlob, übermorgen kommt Dr. Kvaale hierher (nach seiner deutschen Reise); er hat sein Sommernest in einem Bauernhof hier in der Nähe. —

*

— Und die Wissenschaft? — Ein ausgezeichneter Wegweiser in gleichgiltigen Dingen; ein kompletter Doktor Hilflos, wenn es schief geht.

— Und die Liebe? — Unsere schmerzhafteste Krankheit. — Und die Ehe? — Die Kur, welche schlimmer ist, als die Krankheit. — Und alles? alles? alles? — —

Es ist unfaßbar, daß manche Leute mit so wichtigen Mienen herumgehen können.

*

Interessante Bursche, diese neuesten Franzosen, die ich mitnahm; vor allem Huysmans; er ist fein. Und so besonders. Auch Bourget liebe ich; er liefert in seinen Essays eine sehr geschickte philosophie du pessimisme, mit der ich Jonathan ärgern kann, und er sagt mir durch seine religiösen Neigungen zu. Merkwürdig ist dieser Hennique, der in vollem Ernst Spiritismus predigt.

Fin de siècle. Wunderliche Zeiten. Die Welt steht wieder vor einer Wendung. Je mehr wir zu wissen bekommen, desto mehr sehen wir, daß wir nichts wissen können; das einzige, was uns bleibt, ist, dies zu erkennen und anderswo Auswege zu suchen. Unsere Seele hat nun einmal tiefere Bedürfnisse als die „professorischen", und „der Glaube", die große Zuversicht, die große Grundüberzeugung, auf die man leben kann und sterben, — das läßt sich nicht durch einen Band Hypothesen ersetzen.

Das habe ich schon lange gefühlt.

XXVIII.

„Nein; angenehm ist meine Praxis nicht", sagte Dr. Kvaale, „aber man lernt dabei eine Menge. Ein Mann in meiner Stellung glaubt wahrhaftig nicht an Redensarten!"

— Und gleich begann er sein Steckenpferd zu reiten. (Er soll in meinem Roman den modernen Pessimisten repräsentieren — Gegensatz zu G. J.)

„Es mag wohl notwendig sein, vorläufig alle die Fäulnis noch hinter Theerdecken und Kulissen zu verstecken; doch bei meiner Seele! ob man auf die Dauer damit auskommt! — Das begreifen die guten Leutchen nicht, und so oft ein Stümpferl Verrottung vorguckt, sagen sie: „na, wir werden halt noch ein Stümpferl Kulisse aufhängen! Noch ein braves Gesetz! Noch eine Magdalenenstiftung!" — Die Folge davon ist natürlich, daß die Gesellschaft in aller Stille hinfault uud wenn man eines schönes Tages genötigt wird, den Vorhang wegzuziehen, so muß man alles verstopfen, was man an Nasenloch hat, wegen des schrecklichen Geruchs."

— — „Die Deutschen," sagte er später, „sind nicht so prüde wie wir, daher braucht man nur eine deutsche Zeitung zu lesen, so sieht man, wie es aussieht hinter — den Kulissen. Man muß die Annoncenseite lesen, — ja wohl, die Annoncenseite. — Da haben wir erst die Heiratsannoncen, — ein Dutzend täglich, die Ankündigung von Heiratsbureaux nicht einberechnet. Schon daraus ersieht man, daß da something rotten ist. Dann haben wir die weiteren Folgen der Zerrüttung: „Damen finden diskrete Hilfe bei . . . ." — zwölf Annoncen täglich. Ferner: zwölf Handelsbürger, welche feine und billige Gummiartikel für Herren und Damen avertieren; illustrierte Preisliste gratis. Und endlich: zwölf Annoncen von — Spezialisten meiner Art. Da hat man etwas wie eine Landkarte von der ganzen Situation." —

„Es ist, wie ich sage," versetzte ich. „Liebe ist unsere schlimmste Krankheit."

*

„Ihre Frau ist krank?"

„Etwas unwohl," knurrte Kvaale.

„Ueberhaupt kränklich, glaube ich?"

„Ja." Er bekam einen barschen, fast düsteren Ausdruck.

„Da trifft es sich glücklich, daß sie einen Arzt zum Mann hat."

„Tja."

„Ihre Frau gehört offenbar nicht zu jenen, die die Gewohnheit des Jammerns haben .... Die paar male wenigstens, wo ich das Vergnügen hatte, sie zu sehen, schien sie in der besten Laune zu sein."

Er antwortete ernsthaft und fast mit Ehrerbietung: „Sie ist ein selten guter Mensch!"

Pause.

„Sonderbar", sagte ich dann; „die verheirateten Männer loben ihre Frauen, tadeln aber sehr oft die Ehe —?"

„Selbstverständlich," antwortete er. „Die Menschen sind in der Regel brav, aber die Einrichtungen —"; Achselzucken.

„Sind Sie sicher, daß sie nicht zu viel Gewicht auf die Einrichtungen legen? Ist es nicht die Natur selbst, welche —?"

„Die Natur ist wohl brutal genug," knurrte er; „aber was hilft es, über die Natur zu klagen? Die Sache ist, daß wir, wir klugen Tiere, die Bosheit der Natur beständig zum Schlimmsten wenden, anstatt daß wir sie zu etwas relativ Gutem wenden." —

„Hja. Die Liebe ist wohl schön — unter gewissen Umständen . . ."

„Die Liebe ist schön, wenn sie verboten ist, Väterchen," bellte er. „Wenn sie nicht ins Reglement aufgenommen ist, meine ich. Die Liebe sollte von Seiten der Gesellschaft toleriert sein, . . . akkurat toleriert; nicht mehr noch minder. Erlaubte Liebe ist Langeweile. Und Pflichtliebe ist Unflätigkeit. Und Gewohnheitsliebe —, na ..... die Ehe aber ist auf Gewohnheitsliebe basiert." —

„Eine starke Behauptung!"

„Eine richtige Behauptung. Ein Mann, der öffentlich getraut und ausgesucht ist, das und das Femininum mit der Zärtlichkeit zu versehen, die sie braucht, . . . er würde ganz einfach sich aufhängen vor Scham, wenn unsere Schamhaftigkeit durch diese öffentliche Monogamie nicht überhaupt schon ganz spoliiert wäre. Denken sie sich: dieser Mensch da, er muß so und so viel lieben! Deshalb nämlich, weil diese Frau hier für ihre Lebzeit auf ihn angewiesen ist! Können Sie sich etwas so ausspekuliert Gräuliches vorstellen?" —

— „Und dann die Auffassung vom Weibe, welche daraus folgt," fuhr er eifrig fort. „Die für diesen Mann öffentlich bestimmte und ihm zugewiesene Frau, wie wird sie, meinen Sie, auf die Dauer sich vor dem Maun ausnehmen? — Dies Wesen mit seinem physiologischen, juridisch dokumentierten Ausspruch .... hm! Man darf nicht Männer über verheiratete Damen reden hören. Das liegt unterhalb — außerhalb . . ." er focht mit allen Fingern in der Luft herum und suchte ganz nervös nach dem oder jenem Kraftausdruck, den er doch nicht fand.

„Das Matriarchat! Das Matriarchat müssen wir wieder haben. Natürlich auf eine andere Art. Die Gesellschaft befaßt sich mit diesen Dingen nicht mehr. Die Liebe wird wieder menschlich. Kein Ausmessen in Quantitäten . . . und nicht diese plebejische Oeffentlichkeit. Diese Dinge ordnen sich von selbst und werden poetisch-mystisch im Allerheiligsten des Privatlebens versteckt. Da kommt auch das Weib wieder zu seinem Recht und wird das, was sie für uns sein muß, wenn wir Männer werden sollen —: die große Mutter, die hohe Herrscherin, der man sich nicht nähert mit ungewaschenen Händen oder mit schläfriger

Gewohnheitsliebe .... die Männer werden nicht Männer, außer sie kämpfen um das Weib — oder für das Weib, welches sie selbst zur Königin gemacht; Sie haben es ja gelesen —? In den Zeiten der Gynaikratie waren die Männer Helden, kämpften und starben wie tüchtige Kerle für diese mystisch-heilige ... Geliebte-Mutter; aber was ist der Mann nun, da er das Weib an seine Seite herabgezogen und sie zu Madame Persen in der Schiffergasse gemacht hat? Ochsen sind sie geworden, Väterchen, schweres, stumpfes Vieh, das, gut im Joch gefangen, des Lebens Last auf flacher Landstraße mühsam weiter schleppt". —

— Er war rot und nervös geworden. Mir schien plötzlich, ich kenne den Mann. Und es war mir wie eine Täuschung: die Frage „Weib und Ehe" ist also wirklich der Hauptinhalt dieser Persönlichkeit. Ich hatte mir größere Tiefen gedacht. —

Und die Sache selbst erschien mir hoffnungsloser denn je. Wenn ein so intelligenter Mann, nachdem er ein ganzes Leben darüber nachgedacht, nicht anderswo einen Ausweg findet als in diesen Phantastereien, so ist die Frage wohl unlöslich. Ob nun das Bestehende faul ist oder nicht, ob es unglücksschwanger ist oder nicht, — wir müssen es ganz einfach stehen lassen. Und die Liebe bleibt nach wie vor: das schwerste unserer Leiden. —

Ich bin eigentümlich blind gewesen —: zum Weib gehen wollen, um Ruhe zu finden! — —

*

Ich erhole mich hier draußen; der Kopf ist klarer; die Stumpfheit verschwindet. Dank der Landluft und dem reichlichen Schlaf ... und wahrscheinlich auch dem Geldmangel, welche die Bande zwingt, mit dem Cognac zu sparen.

Ich bin ewigen dieses übrigen Pjolterjudels so müde, daß ich jedenfalls „trocken" leben würde. Kvaale setzt sich auch hier draußen „auf Diät", und wir bestärken einander in Tugend und guten Sitten.

Es ist auch, bei Gott, zu kläglich —: sich mit der Flasche zu trösten! In Alkoholnebel und Halbdelirium herumzugehen wie ein Branntweinwirt! Man gebrauche alle Redensarten, die man will: das Trinken ist plebejisch. Es ist für grobe Nerven. Ich habe es in der Verzweiflung angewendet, weil ich mich zu Grunde richten wollte; aber du mein Gott, da führt man sich wie ein Mensch von Bildung auf —: macht kurzen Prozeß und nimmt Cyankali. —

„Es sind nicht nur die Breitengrade, die es thun", meint Kvaale; „es ist Mangel an Kultur. Wir sind Rothäute, wie Jonathan sagt. Ein entwickelter Mensch hat Sinn für edlere Genüsse; er will klar sehen und fein empfinden; aber da darf er eben nicht mit Biernebel oder mit Cognacdünsten rund ums Gehirn herumgehen!" —

„Nein, es ist grauslich", sagte ich. „Diese sibirische Stadt da drinnen, die demoralisiert uns; was soll man denn anfangen, unter all diesen Speckgesellen; man würde sich zu Tode langweilen, wenn man nicht mit Sprit einheizte, nachdem der „esprit" mangelt".

„Man muß seine Gesellschaft wählen, Väterchen. Man findet schon ein oder den andern Menschen, der nicht zu viel Speck hat, der sich ein wenig über die germanische Schwerfälligkeit erhob. Im ganzen ist der Alkoholismus eine germanische Krankheit. Wir müssen trachten, ein wenig südländisch zu werden und das Bier den Deutschen lassen und den brandy den Skandinaven und

Engländern. Das mag für diese passen, mit ihrer Bärenschwere und ihrem soliden Geruch von Kachelofen und Tabak".

In meinen Adern fließt spanisches Blut, heißt es, und sicher ist, daß das einzige, was ich eigentlich genießen kann, ein Glas echten Burgunders ist. — — —

XXIX.

(Kristiania, September.)

Wir waren heute bei Jonathan; disputierten die ganze Zeit.

Ich sprach über die neuste Litteratur in Frankreich und verteidigte sie. Jonathan kannte die Richtung nur durch englische Reviewartikel; nichts desto weniger war er ganz fertig mit seinem Urteil und sparte nicht mit Effekten. „Diese süßlich-lauen, weichlich-grauen Weibmänner, die heutzutage in Paris Litteratur machen ꝛc; — sie haben sich einen Namen gegeben, der ihrer würdig ist: Dekadenten-, Verfalls-, Niedergangs-, Moderpoeten. Es ist die Bourgeoisie die ihrer Auflösung entgegengeht. Sie glauben nicht länger an irgend etwas, interessieren sich für nichts, haben nicht die Kraft, an etwas festzuhalten; sie haben also nichts anderes zu thun, als sich mit ihren eigenen schlaffen Empfindungen abzugeben, bis sie aus ihnen ein Stückchen Litteratur herausbringen... Der Naturalist ist die reine Gesundheit gegen sie; er zeichnete kalt und vornehm und ohne Gejammer — und ohne Koketterie — das Weltbild nieder, das sich ihm dargestellt hat, so wie er es gesehen, schwarz oder rot: das kann auch wohl schlaff sein, unpersönlich und was Sie wollen; aber er ist dennoch ein Adelsmann gegen diese geistigen self-abusers von neuestem Datum."

Dr. Kvaale zuckte die Achseln und sagte, die neue Thorheit sei so schlimm wie die frühere. „Es ist eine lächerliche Idee, die Wirklichkeit wiedergeben zu wollen; das ist so unmöglich, daß jeder ehrliche Naturalist sich das selber muß gesagt haben; aber „seine Gefühle wiedergeben" — das ist schon gar der reinste Widerspruch. Sobald ein Gefühl das Bewußtsein passiert hat und in Sprache übersetzt worden, ist es kein Gefühl mehr; es ist ein Gedanke geworden; Gefühle sind ja nicht auszudrücken, -- außer durch Musik. Ein Gefühl ist doch eine Seelenregung, die noch keine Form gewonnen; will man sie in Worten ausdrücken, so werden das höchstens Geistreichheiten über Gefühle, aber zum Henker nicht Gefühle selbst; das ist nun einmal unmöglich."

„Die Naturalisten haben nie die Wirklichkeit wiedergeben wollen," behauptete Jonathan; „sie haben, wie die Poeten der ganzen Welt, das in ihrem Bewußtsein lebende Weltbild wiedergeben wollen, und das läßt sich thun. Aber wenn die Menschen inwendig weich werden, so daß sie nicht länger irgend ein Weltbild festhalten können, dann beginnen sie in ihren eigenen Eingeweiden nach Stimmungen und Sensationen zu suchen, die sie dann in der möglichst gemachten und unsprechbaren Sprache vorlegen, und das nennt man halt décadence, frei übersetzt: Moder. Die ganze Geschichte wird übrigens eines Tages von selbst aufhören, indem die Poeten schließlich vor lauter Ekel dasitzen und über ihre eigenen Manuskripte speien werden."

Ich sagte ihnen, sie beide irrten in der Hauptsache. „Die Sache ist, daß wir vor einer vollständigen Umwälzung unserer ganzen Weltanschauung stehen.

Naturaliſten und Materialiſten ſetzen „die Natur“ als Nummer eins und die Seele als das abgeleitete; „die Perſönlichkeit iſt ein Produkt des Milieus;“ nun kehrt man zur mehr ariſtokratiſchen Auffaſſung zurück, daß das Ich Nummer eins iſt und die ſogenannte Objektivität nur der Inhalt des Ichs; die Litteratur wird alſo pſychologiſch, ſubjektiviſch, ſchildert Seelenzuſtände an und für ſich, anſtatt ſie als Produkte von den und den äußeren Umſtänden darzuſtellen ꝛc.“ — Zu all dem machte Jonathan nur die oberflächliche Bemerkung „die Franzoſen überſetzen nun Hegel und Schopenhauer, wie ſie im vorigen Jahrhundert Hume und Locke überſetzten; — unbegabte Raſſe, dieſe Gallier.“ —

„Das mit ‚der Seele,‘“ fügte er bei, „will nichts anderes ſagen, als daß die franzöſiſchen Weibmänner zu ſchwach geworden und zu träge, den dornigen Pfad der Unterſuchungen zu gehen und alſo den Frauenzimmerweg durch den Prieſter und das Orakel vorziehen. Warum ſollte man mit Chemie und Biologie experimentieren, wenn man zu Mutter Anderſen in der Ehebergsgegend fahren und da eine Lebenserklärung aus dem Kaffeeſatz herausbekommen kann?“ —

Dr. Kvaale legt die Sache auf ſeine Art zurecht.

„Es iſt die alte Geſchichte,“ ſagte er; „vom Weib zu Gott. Alle Religioſität iſt Geſchlechtstrieb. Unzufriedengeſtellter, überentwickelter oder ausgearteter Geſchlechtstrieb, Gattungstrieb, wie der Deutſche es nennt, — er iſt das ſogenannte Myſtiſche in uns, „der Ewigkeitsgedanke.“ Ein losgeriſſenes Individuum wäre wohl nie darauf verfallen, von Unſterblichkeit und dergleichen zu träumen; nun aber iſt die Gattung das Mark in uns; ſie bildet gleichſam die Grundlage für das Einzelweſen, und die Gattung, — die hat jenen „Ewigkeitsdrang“ oder die Idee, in unbegrenzte Zeit zu beſtehen . . . und dieſe Idee iſt es eben, die zu „Religion“ wird. Darum iſt ja auch hauptſächlich das Weib religiös; denn das Weib repräſentiert vor allem die Gattung. Aber es giebt Frauenzimmer genug auch unter den Männern, und von dieſer Sorte hat man insbeſondere eine Maſſe in Paris. Ueberhaupt werden wir wohl nie den Prieſter los; was wir erreichen können, iſt, ihn zu iſolieren, ihn ſo weit als möglich unſchädlich zu machen.“

„Eigentlich iſt der Prieſter ein nützliches Mitglied der Geſellſchaft,“ ſprach Jonathan und blies den Rauch der Cigarette durch die Naſe aus. „Die Pfuſcherklaſſe muß ja auch mit; dieſe Reaktionszeiten wollen nichts anderes ſagen, als daß die Oberklaſſe nun bis Montag frei bekommt, damit der Paſtor bis dahin ſich ernſtlich mit den Nachſitzern befaſſen kann. Sind ſie dann einigermaßen nachgekommen, — ſo ſind wieder wir an der Tour!“

Kvaale zuckte die Achſeln.

„Uebrigens haben Sie recht, Doktor,“ fuhr Jonathan fort. „Die Frage iſt: Gattung oder Individuum, Weib oder Mann. Ich weiß mir momentan nichts ſo Unappetitliches als dieſe fertig geliebten Pariſer Weibmänner, die an allen Kreuzwegen da liegen und jammern; hélas, wir ſind ſo unglücklich! hélas! was iſt das Leben? hélas! berauſchen wir uns!“ — Er ſchellte; ein Dienſtmädchen ſteckte den Kopf herein. „Geben Sie mir einen Grog!“ befahl er demonſtrativ.

— Ich mochte nicht mehr antworten. Ich fühlte plötzlich einen ſolchen Abſtand zwiſchen dieſen Menſchen und mir, daß von Diskuſſion keine Rede ſein konnte.

Es war ein trauriges und zu gleicher Zeit behagliches Gefühl. Sie ſtanden plötzlich vor mir als Verkörperungen der Zeit, die wir nun zu überwinden beginnen, während ich mich gewiſſermaßen mit der Zukunft verſchwiſtert fühlte. —

XXX.

(15. Okt.)

Es geht nicht. Hier in der Stadt gleitet man unwillkürlich in die alten Gewohnheiten zurück. Und wird angeekelt und krank und ſtumpf.

Ich breche mit allem querüber. Mit einem Ruck heraus aus dieſen Gewohnheiten. Es irritiert Einen, immer zu unterliegen. Die Laſtträgergewohnheiten ſind nicht für mich.

Es wird einen kleinen Kampf geben. Aber dieſer Kampf wird ſein Intereſſe haben. Es wird mich freuen, mir ſelbſt zu beweiſen, daß ich noch Willen habe. Ich gehe auf die Sache mit einem gewiſſen Behagen los. Das giebt jedenfalls eine Abwechslung.

Eigentlich opfere ich nicht viel. Was ich mit Hilfe des Alkohols zu erlangen ſuchte: Vergeſſenheit, Sinnesruhe, — das erlange ich nicht mehr; im Gegenteil. Nur mehr Unruhe und mehr Angſt. Die ſchlanken Flaſchen mit den rotgoldenen Etiketten begannen in der letzten Zeit für mich ein Gegenſtand des Entſetzens zu werden; es war der Tod, der aus ihnen guckte, eine heimtückiſche, myſtiſche Macht, die mich fangen und umgarnen will. Es gilt da alſo nichts anderes zu opfern als eine dumme Gewohnheit, etwas, das mich eigentlich bloß langweilt.

In einem Monat wird alles klar ſein; ich werde mich in der neuen Manier eingerichtet und meine Freiheit wieder gewonnen haben. Bis dahin alſo: ſtrenge Diät. —

(31. Okt.)

Es geht ausgezeichnet. Das Selbſtgefühl iſt in Zunahme. Appetit: ſteigend, Schlaf: normal.

Mein hauptſächlicher Umgang iſt Dr. Kvaale, der um ſeiner ſelbſt willen auch „Diät hält.“ Habe den Mann immer mehr und mehr lieb. Aber ganz klar bin ich mir noch nicht über ihn.

— Ich ſitze gerade im Grand mit meinem Kaffee ohne „avec“ und ſchaue mit einem gewiſſen Mitleid auf die „Germanen“ hin. Elend, ſtümperhaft —: ſich nicht aufrecht erhalten können, ohne ſich zu paralyſieren. Schwammig und faltig und halb betäubt ſitzen ſie da und fühlen Ekel und werden erſt „Menſchen“, wenn ſie ſich zum trunkenen Zuſtand emporgehoben. Brr!

Ich fühle dieſen Stumpfſinn, dieſen ſchläfrig-dumpfen Druck, der auf ihrem Hirn laſtet, bis der Rauſch heraufgekommen iſt und das Nervenſyſtem im Krampf fungiert. Das grauſt mich. Ich gehöre nicht mehr zu dieſer Kumpanei.

— Noch bin ich nicht ganz obenauf. Ich merke es beſonders, wenn ich daheim ſitze; die Entbehrung eines Glaſes zu meiner Cigarrette oder Pfeife ſtört mich; ich kann nicht arbeiten. Jeden Augenblick gehe ich unwillkürlich zu dem bekannten Schrank hin . . . ich brauche etwas, es fehlt mir etwas; meinem ganzen Weſen fehlt, mangelt etwas . . . es iſt ſo trocken in mir; ein gewiſſes

Brennen in mir, etwas, das gelöscht sein will; es ist fast, wie man im Schlafe dürstet . . . erinnere mich plötzlich — und stehe da, elend und flau zu Mute.

Doch in ein paar Monaten ist die Kur beendigt. Da bin ich ein freier Mann und kann, wenn ich will, wieder einen Liqueur zum Kaffee nehmen.

*

War heute bei Jonathan zum Kaffee. Als der Liqueur hereingebracht wurde, sprach Kvaale: „Sie werden damit von nun an allein müssen fertig werden. Gram und ich haben uns auf die Tugend geworfen."

Jonathan ließ den Liqueur wieder hinaus tragen. „Ich hatte ja nur getrunken, um Ihnen Gesellschaft zu leisten", sagte er.

Redete dann Optimismus in langen Tiraden. „Lebensangst? — will nichts anderes sagen als Hysterie. Verdorbenes Rückenmark," „Von was für einem Abgrund sprechen Sie da? — einem Abgruud, in den Sie nicht mit offenen Augen hinabzuschauen wagen? . . . Sie haben zu viel Dekadenten gelesen, Gram. Es ist kein Abgrund. Dies bescheinigt Georg Jonathan."

„Das große Mysterium ist nicht entsetzlich, es ist schön. Es ist nämlich das Leben selbst, welches in seinem . . . sonnenstarken Glanz uns hindert, tiefer einzudringen. Und so lang kann ein kranker Mensch auf einen leuchtenden Punkt hinstarren, bis er hypnotisch wird und meint, er starre in einen Abgrund."

„Das einzig Häßliche ist der Tod. Lange, barbarische Martern; schließlich Krämpfe; Schaum vor dem Mund, Erbrechen, kalter Schweiß, schlimmer Geruch; dann streckt man sich, gafft idiotisch und bohrt den Hinterkopf in die Kissen. Und dann liegt man da und glotzt. So was ist ja gar nicht für Menschen."

„Kann man sich etwas Hilfloseres und Blöderes vorstellen, als daß man sein ganzes Leben herumgehen und auf dies widerliche Sterben warten soll? — anstatt den Tod in die eigene Hand zu nehmen und sich ihn menschlich und comfortabel einzurichten? — Der Tod braucht nämlich gar nicht häßlich zu sein. Der Sache nur auf den Leib gehen und sie sich vernünftig arrangieren; dann können wir bald mit mehr Recht als der Apostel sagen: ‚Tod, wo ist dein Stachel?' u. s. f. —

— Und die beiden modernen Menschen setzten sich hin, die Frage zu erörtern, wie der Tod sollte „eingerichtet" werden. Nicht dumm übrigens. Aber ich that nicht mit. Mich plagen manches mal Hallucinationen; Georg Jonathans stilvolles Liqueurservice z. B. — ; es spukt vor mir wie die nackte Schöne vor dem hl. Augustin. Und meine Seele ist ein einziges, trockenes, gesprungenes Gefühl von Durst . . .

*

Jonathan will Redacteur werden. „Meine Stellung ist nun so befestigt", sagt er, „daß ich mit der vorläufigen Untergrabungsarbeit anfangen kann."

Ich zuckte die Achseln.

„Etwas muß der Mensch thun", sagt er. „Ich kann doch nicht herumgehen wie ein Franzos' und beständig Frauenherzen erobern!" — Er lag zurückgelehnt in seinem Schaukelstuhl und sah sehr ernst aus.

„Frauenherzen oder Wählerherzen —", murmelte ich.

„Well, — jeder nach seinem Geschmack; meine Verrücktheit ist nun die, daß ich ein Heer hinter mir haben muß. Dazu kommt mein Größenwahn; ich kann nicht ruhig schlafen, ehe ich die Welt errettet habe."

„Wenn Ihre Zeitung Ihre privaten Ideen verkünden soll, so werden Sie wahrhaftig kein Heer hinter sich kriegen."

„Meine privaten Ideen? Sie reden sich doch nicht ein, daß ich ein Märtyrer sein will?"

„Alle Achtung vor Märtyrern übrigens!"

„Ja, insofern als die eine Thorheit an und für sich ebenso berechtigt ist wie die anderen; aber die Märtyrer sind mir nicht überlegen genug. Es ist knabenhaft, das, nicht den Mund halten zu können, die Wahrheit bei jedem Anlaß absolut herausplappern zu müssen. Was soll das? Wir wissen nun einmal, daß eine jede Wahrheit nicht früher als hundert Jahre nachher gefaßt wird; also können wir es ruhig nehmen und die Zunge hüten, die Wahrheit in irgend einem genialen posthumen Werk hinterlassen und so dieser Mißglücktheit und Geschmacklosigkeit entgehen, die man Märtyrertum nennt. Ich behaupte nicht, daß ich selbst in aller Heimlichkeit an solch einem Werk arbeite; ich sage nur, ich will das Gute zeit meines Lebens genießen und ich werde dennoch der Wahrheit und dem Fortschritt ebenso viele Dienste leisten wie so ein paar gewöhnlicher Märtyrereſel."

„C'est possible."

„Mein Blatt soll natürlich konservativ sein — oder vielleicht liberal — oder was Aehnliches, — was am besten anschlägt. Ich werde mit den leeren Tonnen des Tages klappern, daß die Leute vor lauter Bewunderung umplumpsen. Aber man kann sehr leicht den kindlichen Glauben und die Tugend damit zugleich untergraben."

„Ungeheuer schlau."

„Will man mit der Eisenbahn über die Alpen reisen, so muß man Tunnels bohren. Will man Leute um sich sammeln, so muß man die Ideen von 1789 flaggen, die nun so ziemlich alt genug sind. Zugleich bricht man in aller Stille den Tunnel in die Zukunft durch. Sie verstehen?"

„Ja."

„Wollen sie mit dabei sein?"

„Ich? — was soll ich da thun?"

„Dr. Kvaale redigiert die Wissenschaft; Ihnen wollen wir die Kunst überlassen."

„So? — Aber ich bin ein Ketzer."

„Haben eine gewisse Schwäche für die Dekadenten? — Thut nichts. Die Hauptsache ist, daß Sie das Zeug mit einer gewissen Intelligenz redigieren können."

Sie geben mir volle Freiheit?"

„Ja."

„Und Platz genug?"

„Ja; wir wollen diesen Zweig pflegen. Wir wollen eine Musterzeitung haben, eine Patentzeitung, welche die Eingeborenen ein wenig verblüffen kann. Es ist an der Zeit, daß man ein bischen Kultur emporbringt in dieser Stadt, die in 50 Jahren die Hauptstadt des Nordens sein wird."

Ich schaute ihn an. Er nickte.

„Also . . . ?" fragte er.

„Ich glaube nahezu, ich... überlege mir's!"

„Well Sir". —

*

— — Keine dumme Idee das. Hat man nichts anderes in dieser Welt, wofür leben, so muß man sich eben eine Arbeit schaffen.

— Erziehend wirken, kultivierend; all diese halbrasierten Bären zivilisieren; Möglichkeiten für ein reicheres Geistesleben hier in der Stadt zuwegebringen, wo sonst intelligente Männer drauf angewiesen waren, im Grand Café zu sitzen und Pjolter zutrinken ...

Die Jugend beginnt ohne Zweifel sich nach etwas Tieferem, Feinerem zu sehnen; will über das politische Geschrei und Bohême- und Sittlichkeitsgerede hinaus zu einer mehr europäischen Kultur gelangen; — wenn man dieser Jugend ein bischen Hilfe leistete, so hätten wir in ein paar Jahren vielleicht ein ziemlich gebildetes Publikum. Und dann ginge es an, auch hier zu existieren.

— — „Die Jugend ist die Zukunft!" Was kümmert mich die Zukunft? — Und doch fühlt man eine Art Lust, auf diese Zukunft Einfluß zu üben, — Gott weiß, warum. — —

Eine letzte Illusion. Möge ich sie behalten dürfen. —

XXXI.

„Die Zeit ist alt" — „die Welt ist alt"; — „die Zeit ist alt" — „die Welt ist alt" ... klingt es von Paris her; es hallt wie Grabsgeläute von den Türmen der Notre-Dame-Kirche.

Ja, ja. Keine Illusion, keinen „Glauben" mehr haben, das ist ja die Definition des Alters.

Was für ein „Glauben" war es denn eigentlich, den wir nun kürzlich hatten? — Ja, die „Entwicklung" also ... Da kommt aber der eine oder andere philosophische Klotzmajor und plumpst heraus mit dem, was alle die Eingeweihten in der Stille schon wußten: daß die Fortentwicklung nur noch mehr Leiden herbeiführen kann. Entwicklung ist Differenzierung, Verfeinerung; je verfeinerter wir werden, desto geringer die Fähigkeit, des Lebens Disharmonien zu verdauen; damit zerbarst die Seifenblase. Das Paradies liegt nicht hinter uns, sagen die Positivisten; es liegt auch nicht vor uns, fügt der Dekadent hinzu.

Und das Menschengeschlecht setzt sich an den Wegrand und läßt die Arme sinken. Und sein Blick ist starr und leer wie der eines Geisteskranken. Dunkel vorne und Dunkel rückwärts. Nichtssagend, gleichgiltig flackern die Irrlichtflämmchen der Wissenschaft auf endlosen Sümpfen herum.

Jedoch in der Luft brüllen nahende Winterstürme und fallendes Laub erfüllt das ganze Dasein.

*

Asien, Asien ...

Habe ich denn wirklich so lang herumgehen und glauben können, Asien sei von Europa übersegelt? — Die Wahrheit ist, daß Europa noch eine Reihe von Jahrtausenden warten muß, ehe es Asien einholt ...

Schon lange vorher wußte man hier, was wir erst jetzt sehen; daß es keine Entwicklung giebt, nur ein beständiges im Ring herumgehen. Alles kehrt wieder und wir selbst kehren wieder; die einzige Weisheit ist der Quietismus. Und die einzige Hoffnung für den Einzelnen ist: durch Entsagung und Lebens-

verneinung sich aus der Einschränkung des Individualdaseins herauszuarbeiten und selig in das endlose All, das Nirwana, hinzufließen.

Der Buddhismus ist unter den Religionen die tiefste und die höchste. Wie das Christentum zu tief ist für die Neger, so war der Buddhismus bis auf diesen Tag zu hoch für die Europäer. Aber die Aller-Fortgeschrittensten beginnen eben doch endlich nachzukommen; der Buddhismus dringt in Paris ein.

*

Dr. Kvaale will mir seine Bücher über Hypnotismus, Spiritismus u. s. f. „noch nicht" leihen; so habe ich mir selber ein paar angeschafft.

Das sind wunderliche Sachen. Aber man braucht nur über die indischen Fakire 2c. zu lesen, um zu wissen, daß es doch mehr giebt zwischen Himmel und Erde als H_2O, SO_3, H_2SO_4 ...

*

Genial ist die asiatische Philosophie, die einzige wirkliche Philosophie, die existiert.

Man entdeckte vor ein paar tausend Jahren, was wir noch nicht recht glauben wollen: daß es keine wirkliche Befriedigung giebt. Alles, was wir Befriedigung nennen, ist Betrug, Betrug, der zu neuer Qual führt; das einzig wirkliche ist die Begierde. Um Zufriedenheit zu erlangen, müssen wir also die Begierde unterdrücken, schloß der Asiate mit eisiger Logik. Und siehe da, die Fakire und Derwische und alle, welche der Weisheit Höhen erreicht hatten, stiegen auf Steine und Säulen und starben ab für die Welt. Hypnotisierten sich selbst, indem sie beständig in die Betrachtung des Nirwana sich versenkten, und sie entbehrten nicht mehr und ihre Seele bekam Ruh'.

Das Christentum mit seiner Selbstverleugnungslehre ist bloß eine unvollkommene Nachahmung des Buddhismus.

XXXII.

(Delirium.) — — Warum man Mörder bestraft? Komischer Einfall! Dieser selbige Staat, welcher durch Uebervölkerung fast gesprengt wird, ... kommt irgend ein gutmütiger Kerl und hilft ihm ein paar Individuen los werden, so nimmt obgenannter Staat den Kerl und schlägt ihm den Kopf ab. Talentlos.

„Der Konsequenz zu Liebe!" — Schnickschnack. Das Mordtalent ist eine eigene Gabe, eine Gnadengabe; man wird zum Mörder geboren, wie man zum Genie geboren wird; dagegen giebt es nichts.

Gäbe es Menschlichkeit auf Erden, so würde man alle Mordseelen belohnen, ehren nnd aufmuntern, damit aus ihnen viele würden, und viele geschickte. Sobald ein Mann einen nur halbwegs präsentablen Mord ausgeführt, sollte er mit Staatsstipendium nach Paris, London, Italien gesendet werden,

um sich in seiner Kunst weiter auszubilden, und hätte er dann fünf Todesfälle befriedigend ausgeführt, sollte er feste Anstellung, Gage, Uniform und einen hübschen Titel bekommen: Königl. norwegischer Todeshelfer, Königl. norwegischer Ober-Sorgenlöscher, Königl. norwegischer Ober-Hof-Avancementsarrangeeur...

Das thue man ja bei den militärischen? — Ja ja, ganz recht... Aber diese sind nur angestellt, um die Schweden auszurotten. Die nationalen Totschläger dagegen, diejenigen, welche ihre Dienste dem Vaterlande weihen, die ihre Landsleute und Compatrioten nnd Mitchristen zu erlösen trachten, — sie kriegen keine Aufmunterung, sondern müssen ihr kurzgeschnittenes Haar auf einen niedrigen, grobzugehauenen Block legen. —

Und dennoch arbeiten sie in der Regel brav. Treffen eine ganz richtige Auswahl, erwürgen alte Geizhälse, Wucherer, alleinstehende reiche Damen u. dgl., Leute, denen das Sterben wirklich nur gut thut. Aber auf so was nimmt man keine Rücksicht; sie werden ohne weiteres verkürzt, — anstatt daß man sie zu Leutnants, Hauptleuten, Generalen der wahren Heilsarmee ernennt...

Merkwürdig, diese Prüderie gegenüber dem Mord. Als ob diese Wucherer nicht dennoch sterben müßten! Heute, morgen... Und selbst ein mittelmäßiger Mörder expediert sie jedenfalls netter und rascher als diese plumpe, ferkelhafte Natur.

He, Jakob Schuhmacher*), noch für einen Stüber Branntwein...

*

Ja; ich bin gefallen.

Sie ist zu langweilig, diese Tugend. Man kann doch nicht immer allein herumgehen, und ist man mit Anderen beisammen, so erscheint es zu geschmacklos, da zu sitzen wie ein Pharisäer und wie das böse Gewissen der andern. Man nimmt anstandshalber auch ein Glas, aber nur eines; wenn man es getrunken hat, so ist das Prinzip durchbrochen und man kann da schon noch ein halbes nehmen, nnd dann endet es damit, daß man sich per Kutscher muß heimführen lassen.

Im ganzen genommen: am Willen gebunden sein — das und das darfst Du nicht ꝛc. — ist ja für den intelligenten Menschen unmöglich. Und wozu sich plagen? Das Ganze ist ja so gleichgiltig. D. h. — wenn man wirklich an eine Seelenwanderung zu glauben vermöchte...

*

Ich bin ein Mann von Bildung. Ich habe mir selbst bewiesen, daß ich mit Gewohn- und Schwachheiten brechen kann; von nun ab will ich mir selbst beweisen, daß ich frei sein kann.

Es ist ein niedriger, bloß halbmenschlicher Standpunkt, seinen Willen zu binden.

---

*) Eine Holbergsche Komödienfigur.

XXXIII.

Schauplatz: Karl-Johann-Straße. Personen: Ein Gelbschnabel, Georg Jonathan, G. Gram.

Gelbschnabel. „Ja, aber N. N. hat nicht mehr die Jugend mit sich."

Georg Jonathan. „Wäre das von solcher Wichtigkeit?"

Gelbschnabel. „Von Wichtigkeit? Die Jugend ist doch die Zukunft!"

Georg Jonathan. „Ja, wenn sie alt wird."

Gelbschnabel (ein wenig verblüfft). „Aber . . . ja aber — ; Sie begreifen doch, daß . . .

Georg Jonathan. „Die Jugend kann jeder mit sich ziehen, der zu schreien versteht. Ich sage Ihnen das Eine: der Mensch fängt erst bei den Vierzigern an, — wenn er mit dem ärgsten Frauenzimmerschmutz fertig ist und die Welt reinlich anzusehen beginnt."

Gelbschnabel (zornig). „Der Mensch fängt bei zwanzig Jahren an; da kann man lieben und da kann man hassen; da hat man Begeisterung . . . da will man etwas — !"

Georg Jonathan. „O Du mein, die Zwanzigjährigen, das sind noch nicht ganz geheilte self-abusers. Ich höre von dieser Seite her auch nicht so viel von Begeisterung, desto mehr jedoch von Schlaffheit, Müdigkeit, Mangel an Thatkraft, Lebensüberdruß; sie jammern, daß sie nirgends hinein passen, daß sie sich für nichts interessieren; seit ich erwachsen bin, habe ich aus dem Lager der „Jungen" nichts gehört als dies Lied vom Katzenjammer. Nein; die Jugend können wir nicht brauchen. Ihr Metier und ihre Aufgabe ist, sich mit Mädchen schnäbeln, und Plärr-Reime und Liebesbücher schreiben."

Gelbschnabel (mit rotgeschwollenen Kamm). „Pardon, ich glaubte, Sie seien ein moderner Mensch. Adieu!" (Macht kehrt, verschwindet.)

Georg Jonathan (pfeift, lächelt). „All right".

Gram. „Irritirender Bursche, das. — Aber das, was Sie von der Jugend sagten, hätten Sie nicht sagen sollen."

Georg Jonathan. „So!"

Gram. „Sie haben mir mein Publikum genommen. Was soll ich nun in Ihrer Zeitung?"

Georg Jonathan. Sich ein Publikum schaffen. Wohl zu speisen!"

*

„Zukunftsaristokratie" — dies Wort hört man hie und da, und eine solche ist es eben, die ich möchte schaffen helfen. —

Aber wo finde ich den Stoff, aus welchem schaffen?

Eine Aristokratie kann man nicht machen, — wie man eine Demokratie macht; das muß geboren werden. Jedoch wo ist die Mutter?

Die alte Aristokratie stirbt aus. Oder giebt sich selber auf, vermischt ihr Blut mit dem Börsenplebs. Ausgelebt, im ganzen genommen. Eine Pflanze, deren Wurzel verdorrt ist.

Die „Geldaristokratie?" — Ja, Herrgott, ja; es giebt eine solche; Reichtum durch mehrere Geschlechter verfeinert. Aber im Grunde ist der Thaler ein Plebejer, gedeiht eben so in der Tasche des Wucherjuden wie in der Börse des Gentleman und ist als Adelsdiplom ohne Giltigkeit. Jeden Augenblick rückt

ein neuer Pöbelgeſelle in die Reihen des Geldadels auf und ſo wird dieſer Adel ſtets ſein gemiſchtes, d. i. unariſtokratiſches Gepräge behalten.

Das Militär! — Ach! Der Krieg iſt nicht länger That und Traum, ſondern angewandte Mathematik, eine unperſönliche Affaire, die von Ingenieuren geleitet wird. Moltke iſt der Napoleon unſerer Zeit; er wird als pflichtgetreuer Komtorchef und Reichstagsabgeordneter ſterben. Es giebt jetzt nur mehr eine Soldatentugend, nämlich Disciplin — ; zu ſtehen, wo man hingeſtellt wird, zu gehen, wo man hingeſchickt wird; damit erzieht man gute Gehorcher, aber keine Gebieter. Ein Leutnant unterſcheidet ſich gar ſehr von einem Helden, und der Kapitän, der Major, der Oberſt, der General, ſie ſind Beamte alle mit einander.

Und die Beamten? — ſind Diener, Schreibersleute, Unperſönlichkeiten, „Bureaux." „Das Amt giebt ſich die Ehre zu melden . . ."; „das Departement möchte unterthänigſt aufmerkſam machen . . . "; jedoch aus Dienern werden Knechte und wieder Knechte.

Die Männer der Wiſſenſchaft? — mit Tintenfingern und Schnupfen und dem winzigkleinlichen Erfinderehrgeiz? — Aus einem Gelehrten wird beſtenfalls ein Profeſſor, und ſein Sohn wird ein Taugenichts, den er höchſtens mit Hilfe der Konnexionen in ein Amt bringt; . . . nichts wert.

Schriftſteller, Künſtler u. ſ. f, — das iſt einfach Proletariat. Ein Dichter z. B. war zu allen Zeiten der männliche prostitué. Früher gab er ſeine Gefühle dem erſten beſten zahlenden Burgherrn preis; nun proſtituiert er ſich für die Oeffentlichkeit. Macht Geſchäfte mit ſeinem Herzensleben, fabriziert zärtliche Gefühle, um drei Auflagen zu erleben; ſtreicht das Beſte und Aufrichtigſte, was er hätte ſagen wollen, um einen Verleger zu finden . . . Aus einer ſolchen Sklavenkaſte wird keine Ariſtokratie.

Die Bauern? — die wären noch die einzigen. Es iſt königlich, Grund zu beſitzen, ſogar über das kleinſte Stück des Planeten Selbſtherrſcher zu ſein, und die alten Großbauerngeſchlechter ſind hier zu Lande die einzigen, welche etwas vom Adel an ſich haben. Allein . . . ſchon der Boden Handelsware. Der Bauer beſitzt ihn nicht mehr; er iſt ein Konto im Buche des Wucheres geworden. Der Bauer wird mit ſchwindelnder Schnelligkeit zu einem Proletarier reduziert. Und die Zukunftsmenſchen träumen davon, die Erde in „Gemeinbeſitz" zu verwandeln, wodurch die Grundlage unter der einzigen Ariſtokratie, die man ſich denken könnte, ganz fortgezogen würde.

Aber „die Jugend"? . . . ſind die noch nicht voll entwickelten Leutnants, Beamten, Künſtler und Bauernproletarier . . .

„Die Zukunft" iſt eine gräßliche Vorſtellung. Fabriken und wohlſituierte Arbeiter. Die Welt erfüllt von aufgeklärten, wohlgenährten Kleinbürgerſeelen, die eſſen, trinken und ſich wiſſenſchaftlich fortpflanzen. —

Ich will nicht mitthun. Ich mag einfach nicht.

XXXIV.

Fin de siècle, fin de siècle. Fin de la culture européenne.

Schwarzfäuſtige Proletarier ſtürzen die Vendomeſäule, verbrennen Notre-Dame, brechen im Louvre ein und verwandeln mit flinkem Hammer die

Venus von Milo in Pochgestein. Die St. Madelaine wird in ein Arbeiterball-Lokal verwandelt, die Tuilerien in eine öffentliche Suppenküche. Der Triumphbogen wird niedergerissen und von einem zeitgemäßen, großartigen, universellen »cabinet d'aisance« ersetzt, auf dem in großen Buchstaben die Worte prangen: Liberté, Egalité, Fraternité, entrée 5 centimes.

Doch an allen Staßenecken arbeitet die Guillotine wie ein Stampfwerk. Denn alle müssen sterben, deren Hände weiß und deren Nasen zu fein sind für den Duft von Petroleum, Fusel und den Schweiß des Volkes. —

— — Ich lasse mich guillotinieren.

*

Die Astronomen erzählen uns, daß unsere Erde und ihr ganzes Gefolge von Planeten und Trabanten mit einer Geschwindigkeit von Millionen Meilen in der Sekunde durch den Himmelsraum fällt, — ein oder dem anderen Sterne im Zeichen des Herkules entgegen.

Eines schönen Tages stürzt unsere Erde auf diesen Stern und verdampft wie ein Tropfen auf einem heißen Ofen.

Warum war sie? — Wenn der liebe Gott eines Morgens in der nächsten Ewigkeit seine Sternhorden zählt, wird er nicht einmal bemerken, daß der Planet Tellus verschwunden ist. — —

*

Ach, wie lange, Herr —!

Wann werde ich die ewige Unruhe verwinden, diese nagende Unzufriedenheit Unbefriedigtheit, diese Trockenheit und diesen Durst in all meinem Wesen . . . Ich bin wie ein Tier in einer Wüste, in der sich kein Wasser findet, wie ein gefangener Löwe, der hinter den Stangen seines Käfigs herumläuft und die Freiheit sucht. Alles was unruhig und verlangend und spähend und sehnsuchtsvoll und friedlos ist, hat seine Qual in mir gesammelt, liegt mir in der Brust wie verzehrendes Weh.

Wenn ich ausgehe, so hoffe ich den Frieden zu finden in Gestalt eines jungen, vollbusigen Weibs, das die weißen Arme mir um den Hals legt und mir Worte des unendlichen Verstehens, der Liebe zuflüstert. Wenn ich heimkomme, so hoffe ich, sie sitze da drin und erwarte mich, still und schön, mit ziehender Wehmut in den dunklen Augen.

Ich setze mich in den bequemsten Stuhl, kann aber nicht ruhen, lege mich auf den weichsten Divan und finde dennoch keinen Frieden. Immer spähe ich, spähe, spähe; alle Nerven gespannt, die Sinne angestrengt bis zur Hallucination —: höre ich sie nicht, die bekannten Schritte? kommt sie nicht, die selige Offenbarung? —

— — Aber das einzige, was kommt, ist ein Zahlungsauftrag.

XXXV.

Fängt es nun an?

Ich sehe nicht gerade Fliegen. Aber diese wunderlichen, lahmen, albernen Einfälle, die mich plagen, . . . melden sich mit einer so gewiß idiotischen, laut-

lachenden Aufdringlichkeit als geistreiche Ideen ... und das schlimmste ist, daß es mir oft scheinen kann, sie seien gut — — —

— „Olsen hat kein Schicksal; man muß zum mindesten Ohlzén heißen, und selbst da würde es nur ein Zehn-Oere-Schicksaal ...“ Kann so etwas in einem Gehirn entstehen, das normal fungiert?

— — Ich muß auf mich achtgeben. Und nicht zu viel Absinth — — —

*

Der Buddhismus ist nichts für mich. Ich stecke bis über die Ohren im Barbarentum. Das von der Entsagung ist für mich zu negativ; mein Wesen dürstet nach Befriedigung, nach Glück und Liebe; der Barbar vermag nicht zu resignieren; beständig glaubt er, das Leben könne nicht so kalt sein; es müsse irgendwo ein väterlicher Gott oder eine zärtliche Göttin sitzen — —

*

Schauplatz: Mein Zimmer. Personen: Dr. Kvaale, G. Gram. — Dämmerung.

Gram (tritt mit Dr. Kvaale ein). „Das ist hübsch von Ihnen; nun nehmen wir uns eine Cigarre und schwätzen vernünftig mit einander; es ist lange her, seit wir es thaten.“

Dr. Kvaale (wirft sich in den Schaukelstuhl. Erschöpft). „Ich finde ja niemals Zeit. Auch jetzt habe ich (schaut auf die Uhr) ... nur 40 Minuten übrig. Dann muß ich wieder zu meinem Selbstmörder hinab.“

Gram (bringt Cigarren). „Selbstmörder? — So? Das klingt interessant. (Zündet die Cigarre an.) — Mißlungen also?“

Dr. Kvaale (Achselzucken). „Selbstverständlich. Verdammte Klodriane; können nie was ordentlich machen.“ (Zündet Cigarre an.)

Gram (setzt sich.) „Und Sie haben also wirklich das Herz, solch einen Gesellen zu „retten“?

Dr. Kvaale (Achselzucken). „Pflicht, zum Henker.“

Gram. „Eine sehr unmoralische Pflicht.“

Dr. Kvaale. „Tjah.“

Gram. „Ist er jung?“

Dr. Kvaale. „Grünschnabel, natürlich ... Glaubte sich verpflichtet dazu, weil er die Geschichte da kriegte, ... konnte aber keine Anatomie; setzte die Kugel in eine Stelle hinein, wo sie nichts Ordentliches ausrichten konnte.“

Gram. „Revolver also! Geschmacklose Waffe. Knall und Aufsehen. Nicht wahr, Sie ziehen auch das Opium vor?“

Dr. Kvaale. „Ja wohl.“

Gram. „Beim Baden ertrinken ist übrigens auch nicht dumm. Man riskiert nur, gerettet zu werden.“

Dr. Kvaale. „Ja. Die Leute sind so barmherzig ... wenn es nicht notwendig ist.“ — Pause.

Gram (mit gespielter Ueberlegenheit). „Was würden Sie z. B. thun, wenn ein guter Freund Sie eines Tags besuchte und bäte Sie um ... ein genügendes Quantum Morphin?“

Dr. Kvaale. „Nun, er könnte ja über Schmerzen da oder dort klagen.“

Gram. „Nervöse Schmerzen ... die ihn am Schlafen hinderten, z. B. ..."

Dr. Kvaale. „Ja. Denn für allgemeine Schlaflosigkeit gebrauchen wir nun andere Mittel."

Gram (mit gekünsteltem Lachen). „Sie winden und drehen sich ja sogar, mir Chloral zu geben."

Dr. Kvaale. „Chloral ist ein rechter Sudel. Sind Sie immer noch von Schlaflosigkeit gequält?"

Gram. „Manches mal ... wenn diese nervösen Scherzen kommen. In Armen und Beinen, wissen Sie ... und im Kopf ... ich liege und wälze und werfe mich, wie im Fieber; keine Rede von Ruhe."

Dr. Kvaale (mit hurtigem, forschendem Blick). „Hm."

Gram (affectiert heiter). „Seien Sie ganz ruhig, Doktor. Ich bin ein altmodischer Kerl; ich gedenke auf die vorgeschriebene Art an Lungenentzündung zu sterben."

Dr. Kvaale. „Die Wahrheit zu sagen ist das auch — wahrscheinlicherweise — die bequemste."

Gram. „Es ist auf jeden Fall die korrekte. Und bei Tod und Ehe und all dem soll man korrekt sein."

Dr. Kvaale. „Hjah. — Und dann vom wissenschaftlichen Standpunkt aus. — Es liegt die Vermutung vor, daß die Natur diese Arbeit denn doch am besten ausführt."

Gram. „So?"

Dr. Kvaale. „Sie ... besorgt gewisse Vorarbeiten, nämlich, untergräbt bis zu einem gewissen Grad die Widerstandskraft, macht den Körper gleichsam ... mehr gestimmt zu sterben, besser aufgelegt, so daß mors dann verhältnismäßig eine leichte Arbeit zu machen hat. Dagegen solch ein gewaltsames Mittel, das ohne Vorbereitung von außen eingeführt wird, ... das hat mit einem unvorbereiteten, widerstandskräftigen Körper zu thun nnd muß daher brutal vorgehen, Gewalt anwenden, mit Starrkrampf und Satansmacht erwürgen und zerbrechen, so daß aller Wahrscheinlichkeit nach mors eine ziemlich unbehagliche Geschichte wird."

Gram (gezwungen gleichgiltig). „Na, wenn die Dosis groß genug ist ..."

Dr. Kvaale. „Ja ja!"

Gram. „Es ist also ... gut, über dergleichen hinweg zu sein ... Ich habe ja meine Perioden gehabt, ich auch. Aber — teils besitze ich wirklich nicht Energie genug und teils habe ich ... diesen Unwillen gegen Skandal, gedenke daher auf unzweifelhaft christliche Weise zu sterben, und es freut mich zu hören, daß dies präsumptiv auch die bequemste ist."

(Pause. Dr. Kvaale schaut auf seine Uhr.)

Gram (hurtig). „Aber wie gesagt, wenn die Schlaflosigkeit zu arg würde — Im ganzen genommen müßte ein intelligenter Mensch eigentlich immer eine Flasche Morphin in seinem Medizinschrank haben; es giebt das eine gewisse Zuversicht und Selbstgefühl, zu wissen, daß man gegen alles gerüstet ist ... Wenn ich bei Nacht da liege und gepeinigt werde; man hat ja nicht Lust, deshalb zum Doktor zu gehen; um diese Zeit; aber es können Schmerzen sein, die es machen, daß es Einem hübsch ekel wird, bis zum hellen Tag zu warten .... Es kann Einem ja ganz einfach der Zahn weh thun, so liegt man schon da — —"

Dr. Kvaale. „Ja. Das kenne ich. Man tötet sich übrigens nicht so leicht, wenn man das Mittel bei der Hand hat; man weiß nämlich, daß man das ja

immer thun kann; man kann doch noch eine Stunde warten, — und so wartet man. Und mittlerweile geht der Anfall vorbei."

Gram. „Ja... da komme ich also an einem der nächsten Tage vielleicht —?"

Dr. Kvaale. „Gut. Sie sind ja ein Mann von Bildung. Sie wissen, wie man mit einer Morphinflasche umzugehen hat. (Steht auf, wie um zu gehen, setzt sich aber wieder.) Sie können es übrigens gleich haben." (Nimmt sein Taschenbuch heraus und schreibt ein Rezept.)

Gram. „Danke, Doktor."

Dr. Kvaale. „Bitte sehr! (Erhebt sich, zieht die Handschuhe an.) Und sollte der Teufel Sie einmal versuchen, so denken Sie an das, was ich Ihnen sagte. — Und nun muß ich zu meinem Klodrian."

Gram (hat das Rezept aufgehoben). „Ist das . . . genug?"

Dr. Kvaale (nimmt Hut und Stock). „Genug für ein Pferd. — Guten Abend."

Gram (ergreift seine Hand und drückt sie stumm).

*

Hier sitze ich mit der heiligen kleinen Flasche in der Hand.
Nun bloß den wahnsinnigen Moment abwarten . . .

XXXVI.

Das heilige Sakrament des Altars. Was ist denn an diesem Ausdruck, das mich bezaubert? — Gottes Blut in dem güldenen Kelche funkelt vor meinen Augen wie Rubinregen in einer Sonnenwoge.

Das tiefe, heiße Purpurblut, dieser sprudelnde Brunnen der ewigen Lebensfülle! Ich wollte meine Seele in dieser dunklen Tiefe baden, und emporsteigen, rein und frisch und jung wie die Göttin aus dem leuchtenden Meeresschaum.

— Ich gehe zu Löchen. Ich berichte ihm und erhalte die große Absolution. Und genieße . . . das heilige Sakrament des Altars.

*

(Sonntag Abend.)

Ein schrecklicher Winter. Jeden Moment gleite ich in die Brandungen zurück, die mich einsaugen und verschlucken wollen.

„Wille." Was ist des Menschen Wille! Pastor Löchen sagte heute in seiner Studentenpredigt, daß der Mensch, wenn er kein „lebendiges" Centrum habe, in sich bekämpfende Triebe und Lüste zerfließe und wie ein Schiff ohne Ruder auf den Wogen der Welt dahintreibe; diese Erklärung ist vielleicht die richtigste.

Auch eine Idee kann das Willenscentrum einer Seele sein, aber nicht des ganzen Willens, — behauptete er — sondern nur eines mehr oder minder großen Teils von ihr. Darum kann solch ein „idealer" Mensch von einer einzelnen Seite gesehen groß und bewundernswert sein, während er in Bezug auf die anderen Seiten dahin liegt wie ein Wrack, eine wehrlose Beute von Wind

und Wellen. Nur etwas Persönliches kann einer Menschenseele „centrales Centrum“ sein. —

— Ja, ja; etwas Persönliches; ein Weib oder ein Gott! Alle Abstracta sind tot. Sogar die tiefe Philosophie des Buddhismus reicht nicht aus, — wenn der Wille gebrochen ist. Für einen Lahmen oder Gichtbrüchigen ist es gleichviel, ob man ihm die Theorie des Gehens erklärt; was er braucht, das ist, daß jemand ihm mit Kraft und Macht befehle: „Steh auf, nimm Dein Bett und wandle!“

Ich liege da und flötze auf meinen Brandungen wie ein ekelhafter Mollusk ohne Mittelpunkt. Das Schreckliche ist, daß ich Hilfe nicht annehmen könnte, auch wenn man sie böte. Wenn Gott sich mir in all seinem Glanz offenbarte, so würde ich niederfallen und die Besinnung verlieren; aber nachher würde ich zu mir selber sagen: — „eine Hallucination; Du mußt zum Doktor gehen.“ Und träte Christus vor und beföhle mir, gesund zu sein, so sagte ich: „wahrlich, er ist kein Prophet; er ist einer der geschickteren Hypnotiseure!“ —

*

Mein Wachen ist ein halber Schlaf; mein Schlaf ist ein halber Krampf.

Ich erwache des Morgens wie gelähmt, wund und zerschlagen in allen Gliedern, und das Gehirn liegt zusammengesunken und außer stand, recht wach zu werden. So muß ein Epileptiker sich nach einem Anfall empfinden, denk ich mir. Und ich taumele bebend zum Schranke hin . . .

Mich trifft eines Tags der Nervenschlag; ich weiß es. Getraue mich nicht länger allein zu gehen; es kann ja jeden Augenblick kommen. Aengstlich und scheu wandere ich herum und bilde mir ein, ich höre Stimmen . . . mache hier und da eine Wagenfahrt, kehre aber wieder um; der Mensch, welcher dort kommt, könnte ein Mörder sein; und wenn der Weg zu einsam wird, so beginne ich den Kutscher zu fürchten; er könnte ja plötzlich toll werden — — —

— Der Winkel im Grand ist doch das sicherste.

*

„Sie studieren sich selber zu viel,“ sagt Kvaale; „man sollte sich davor hüten. Man wird sich so allzu interessant und dadurch zu ekel, und der Wille schwindet ein und die Selbstsucht schwillt auf, sodaß man schließlich dem Irrenhaus eine leichte Beute wird. Suchen Sie lieber etwas anderes, um sich zu interessieren, etwas Aeußerliches; es giebt ja doch genug Dinge, über die man sich ärgern kann!“

„Ja, aber sintemalen nichts anders existiert, das mich angeht, als dies einzige, unglückselige, jämmerliche Ich-selbst . . .“

Er zuckte die Achseln. „Wir werden Sie gelegentlich wieder in die Berge schicken.“ — —

„Reisen Sie mit!“ bat ich. „Sie sehen aus, als brauchten Sie selbst eine Fjeldtour.“

Er schüttelte den Kopf mit müdem Lächeln. Dann wurde er ernst und sprach: „Für mich wird wohl eine längere Tour notwendig sein.“

Er macht jetzt einen so geknickten, gebrochenen Eindruck. Vielleicht ist er auch gefallen?

Ab und zu stehle ich mich in die katholische Kirche hinein; zur Vesper, wenn die Lichter angezündet werden, verberge mich in einer dunklen Ecke und sitze und verschwimme in Orgelklang und Chorgesang, bis ich weine.

Das Geburtsfest in der Christnacht war mir eine Erlösungsstunde. Ich wurde aufs neue ein Kind; ich glaubte.

Verflucht sei die Kritik, die des Glaubens Rückenmark in uns aufgezehrt hat, und die Wissenschaft, die mit frechen Experimentatorfingern alles befleckt und beschmutzt, was uns heilig und unantastbar sein sollte. Lang vermochte Mephisto nichts gegen Gottes Volk. Da verkleidete er sich als Wissenschaft und erhielt Zutritt ins Allerheiligste. Und siehe da, — plötzlich war er erloschen, der kleine, friedliche, heilige Lichtschimmer aus Betlehem.

*

Warum bin ich so unglückselig beschaffen? Warum muß ich dies Leck in meinem Hirn haben, diese Ritze in der Wand, die freie Aussicht giebt; — warum kann ich nicht „glauben?"

Wahrheit oder nicht Wahrheit, — eine Gleichgiltigkeit zum Sterben! Es ist eine Mauer weg in meiner Seele; des Daseins ganze Winterkälte dringt herein und ich sehe die Wölfe, die draußen in der Nacht mit Bellen und Heulen und geifferndem Maul herumschleichen. Ich sitze und hacke mit den Zähnen vor Angst und Frost und bete zu Göttern, Teufeln und zum ewigen Blau um eine warme Hand, die ich drücken, um ein warmes Auge, in das ich schauen, mich versenken kann, bis die Grauen der Nacht vergangen sind. —

— — O ewige Weisheit in einem Kindermund! Adam war im Paradies; aber selbst das Paradies wurde ihm schrecklich, weil er allein war. Und siehe: das Weib stand da, warm und weiß, mit tiefen, dunklen Augen, die verzeihen konnten . . . . .

*

Selten treffe ich jetzt Jonathan. Er ist kalt und eigensinnig und seicht — ohne Ahnung von des Lebens Tiefen.

Begegnen wir uns, so giebt es Disput. Er hat eine fast halbgebildete Verachtung für alles, was er nicht begreift. Und trotz seinem „Stolz" verschmäht er keineswegs, sich mit Kniffen zu helfen, — Winkelzügen, Verdrehungen, leerem Hohn, kühnen Behauptungen . . .

„Der Spiritismus ist nicht bloß zum Lachen," meinte ich; „noch tappt er in Unwissenheit und Kindereien herum und ist von Humbug umsponnen; er sucht aber jedenfalls und zuguterletzt ist dies doch das Einzige, was vonnöten."

Er zuckte die Achseln und sah mich an. „Mit weniger ginge es nicht?" sagte er.

„Was meinen Sie?"

„Ich habe in der jüngsten Zeit auch daran gedacht, mir eine fin-de-siècle-Maske anzulegen," spottete er; „aber ich muß gestehen, wenn man Ehrerbietung vor dem englischredenden Cicero verlangt, so — —"

— — Dieser absolute Mangel an Verständnis!

XXXVII.

(20. März.)

Der Postbote brachte mir einen Brief mit schwarzem Rand; mir schien, ich kenne die Schrift. Von plötzlicher Angst gestochen riß ich ihn auf; er war „Dr. Kvaale“ unterzeichnet.

— — Noch bebe ich. Dies Entsetzen ist nicht zu überwinden.

„Lieber Gram!

„Ich kann nicht länger. Wenn dieser Brief fertig ist, so leere ich mein „letztes Glas. Ich schreibe Ihnen meinen Abschiedsgruß.

„Ich habe in Ihnen einen Leidensbruder erkannt. Vielleicht folgen „Sie mir in Bälde nach. In diesem Fall meinen Glückwunsch.

„Es ist nur der Beschluß, der schwer fällt. Wenn er gefaßt ist, wird „man sicher und frei. Dies ist vielleicht die einzige Stunde des Glücks, die „ich jemals erlebt.

„Meine Rechenschaft ist abgeschlossen; alles ist in Ordnung gebracht. „In einer halben Stunde pochen die Sorgen und Plagen der Welt ver„gebens an meine Thür. Johannes Kvaale ist entwichen.

„Ich vermute, es giebt keine Unsterblichkeit. Doch wenn ich weiter „lebe und Ihnen etwas mitzuteilen habe, so werde ich mich mit Ihnen in „Rapport setzen. Fürchten Sie nichts; ich werde Sie nicht erschrecken. Ich „werde die Zeit abpassen wo Sie nicht nervös oder schwach sind, einmal, „wo Sie es vertragen können. Vielleicht treffen Sie eines Tages einen Mann, „an dessen Namen Sie sich nicht erinnern, den Sie aber meinen, einst ge„kannt zu haben; wenn dieser Mann sich mit Ihnen in ein Gespräch einläßt „und Ihnen Dinge sagt, die noch kein Auge gesehen und kein Ohr gehört „hat und die in keines Menschen Herzen entstanden sind, so bin das ich. „Und da gönnen Sie mir einen Erkennungsblick und ein freundliches Wort, „das ich mit mir nehmen kann in mein ziemlich einsames Jenseits

„— Leben Sie wohl, Gram! Skaal! Willkommen, wenn Sie folgen.

„Ihr aufrichtig ergebener

Joh. Kvaale.

„P. S. Nur Sie und ein Arzt, auf dessen Diskretion ich bauen darf, „kennen den Zusammenhang.“

---

*

Ich wohne jetzt bei Nacht im Hotel; da giebt es Menschen und Verkehr vom Abend bis zum Morgen, und im Notfall kann ich dem Diener schellen. Sonderbar wahnwitzige Angst, erweichtes Gehirn — —

Kennte ich einen Hypnotiseur, so ginge ich hin und ließe mir die Grillen wegsuggeriren ....

*

Unmöglich?

Weshalb?

Gesetzt, die alte Weisheit hätte recht ... die, welche über die ganze Erde geherrscht hat, bis zu dieser Stunde, und welche die Spiritisten wieder aufzunehmen versuchen ... und warum sollte diese nicht ebenso recht haben, wie die

Meinung einiger naseweiser Materialisten vom letzten Jahrhundert, Leute, die auf Leben und Tod den Geist aus dem Dasein verweisen wollen, nachdem sie ihn nicht unter's Mikroskop zu bekommen vermögen? Angenommen, die Seele sei das Ursprüngliche, das Ewige, so daß der Leib nichts anderes ist denn eine Kleidung, welche die Seele anlegt und abwirft, wie sie will ... Warum sollte gerade der Körper das Wesentliche sein, dieser kranke elende Leib, der, wie wir wissen, nicht Selbstbestand hat, dies Konglomerat von Zellen, das von irgend einem — formenden Prinzip zusammengehalten wird und gleich in Fäulnis aus einander fällt, sobald dies Princip zu wirken aufhört? — Eine lächerliche Idee, eine echte Professoren- und Laboratorium-Idee —: da wir das Produkt sehen können, so existiert das Produkt; aber da wir das produzierende Prinzip nicht sehen können, so giebt es kein produzierendes Prinzip, obwohl das Produkt ohne das produzierende Prinzip absolut nicht existieren kann!

Ich habe im tiefsten Grunde an das nie geglaubt. Im tiefsten Grunde habe ich den „Tod" mir immer als einen Uebergang gedacht, mir gedacht, ich würde weiter leben, mit den treibenden Wolken und den sausenden Winden herumschweben, von Erdball zu Erdball ziehen und neue Gesichte schauen und neue Wahrheiten ... Die Seele besitzt die unmittelbare Gewißheit, daß sie nicht sterben wird.

*

Energie und Bewußtsein, diese höchsten und geschlossensten Daseinsformen, der Schöpfung Zinnen, Erklärung und raison d'être der Schöpfung, — sie sollten aufhören, verschwinden, in Alles und Nichts zerfließen, wenn selbst das nichtigste Staubatom nicht kann vernichtet werden? — Ein höherer Blödsinn ist das.

Oder mein armer Doktor, dieser starke Mann in einem elenden Körper, eine reiche, tiefe, feine Seele, die, in unansehnlicher Hülle verborgen, kaum erst zu leben anfing ...

Was sagte Fanny? — und bei ihr war es Intuition! — „Es muß ein zweiter Teil des Romanes kommen!" — Ich glaube mehr an diesen kindlichen Ausbruch unmittelbaren Gefühls als an fünfhundert Professoren, die verleugnen, was sie nicht riechen können. —

— — Lieber, unglücklicher Freund, halte Dein Wort. Du weißt, noch bin ich nervös und schwach; folge mir nicht ...

*

Es zog mich ein unwiderstehliches Grauen an; ich mußte ihn sehen. Er war schrecklich.

Absolut nicht wieder zu erkennen. Das Antlitz düster, schwarz, eingefallen, mit offenen starrenden Gelée-Augen, gaffendem Mund, gebrochener Nase, ein idiotisches Angstlächeln um die messerdünnen, blauschwarzen Lippen erstarrt. Große gelbe Zähne gleißten tierisch aus dem verzerrten Schreckbild heraus. Der Anblick lähmte mich. Mir wurde fast übel; die Leiche begann vor meinen Augen zu schwimmen, zu schwanken, zu nicken ... ich riß mich los und taumelte hinaus, verfolgt von einem seltsamen, intimen Grauen, das mich umfangen hielt, mir in den Nacken blies, mir in die Ohren flüsterte, mich mit Leichengeruch und Beklemmung umgab, mich förmlich erstickte ...

Kurze Zeit darauf befand ich mich, Gott weiß wie, in Pastor Löchens Salon. Bekam einen Nervenanfall und brachte das Haus in Aufruhr. Der Hausarzt wurde geholt, ein junger, ernster, energischer Mann; er setzte sich an mein Bett und redete mit mir; ich wurde ruhig und schlief ein.

*

Er verfolgt mich. Beständig, wenn ich allein bin, habe ich ihn in meiner Nähe, hinter mir, wie ein Nervenzentrum in der Luft; ich fühle ihn, wie man Augen empfindet, die unverwandt Einem in den Nacken starren.

Pastor Löchen sagte, ich sollte beten. Das hilft manches Mal, besonders am Abend, wenn ich mich ins Bett gelegt habe; doch bei Tage, wenn es hell ist, da kann ich nicht; es ist doch Komödie ...

XXXVIII.

Ich habe ihn zum Grab geleitet.

Er ist offiziell an Herzschlag gestorben. Das Begräbnis war sehr schön. Erstaunlich großes Leichengefolge; der scheue, einsame Mann hat in der Stille mehr Freunde gehabt als er wußte. Ein älterer Arzt und Georg Jonathan fungierten als Marschalle.

Löchen redete. Er hatte zum Text das Wort des Predigers: „Alles ist Eitelkeit. Eitelkeit und Rauch." Viele treffende Dinge sagte er über des Lebens Schmerz.

„Das Buch des Predigers ist in die Bibel aufgenommen, weil es auf inspirierte Art uns die Notwendigkeit der Erlösung beweist, indem es uns die Welt darstellt, wie sie vom Gesichtspunkt des Gottlosen aussieht. Die Welt ohne Hoffnung, ohne tiefere Erklärung, sie ist nichts, nichts — als Eitelkeit und Rauch. Alles, womit der Mensch sein Dasein auszufüllen versuchte, Arbeit, große Ideen, allgemeine Humanität, — ohne die tiefere Erklärung wird das alles bedeutungslos und leer, — Eitelkeit und Rauch. Dies alttestamentarische Buch ist wie für die Jetztzeit geschrieben, ist für den hochgebildeten Gegenwartsmenschen die wahre Einleitung zum Christentum, indem es der Verzweiflung, dem Pessimismus Ausdruck giebt, zu welchen ein entwickelteres Wesen kommen muß, wenn es probiert, ohne Gott zu leben. „Dieser Mann, den wir heute zur Erde geleiten, war ein ehrlicher Sucher, und er verbarg denen nicht, welche ihn kannten, daß sein Suchen und Denken ihn weg vom Glauben und dem Gott des Glaubens geführt. Er war ein tüchtiger und energischer Arbeiter in seinem Beruf und sein Herz war erfüllt von Menschenliebe; sein Gedanke beschäftigte sich stets mit Problemen und Plänen zur Besserung der Verhältnisse des Menschen und wir dürfen sagen, er war ein ebenso edler wie hoch entwickelter Mensch. Und doch war das Ende und die Summe seiner Erkenntnis, daß alles Eitelkeit, — Eitelkeit und Rauch —. In dieser Erkenntnis wurde er uns plötzlich entrückt.

„Aber in dem er diese Erkenntnis gewonnen, stand er an des Christentums, an der Erlösung Schwelle. Und wir wollen hoffen, daß Gott der Barmherzige doch im letzten Augenblick ihm die Gnade vergönnt hat, einzutreten. Denn es wissen alle, die ihn gekannt haben, daß sein Suchen ehrlich war. Und derjenige, in

dessen Mund kein Trug war, er hat es gelobt und gesagt, — wer sucht, der wird finden."

Es kam ein gewisser Frieden über mich. Die entsetzliche Unruhe, die mich geplagt, seit ich die Todesbotschaft empfing, verzog sich.

Wer kennt den letzten Seufzer des Sterbenden! Wer weiß, was sich vor ihm kann aufgethan haben, als die Schatten des Todes schon auf sein Herz zu sinken begannen! Und wer weiß, was eigentlich hinter jener dunklen Pforte wohnt . . .

*

Dr. Thisted, Löchens neuer Hausarzt, ist ein interessanter Mann. Sehr verschieden von unseren gewöhnlichen Aerzten.

Er ist viel gereist und hat eine Menge Ideen, die er „hier zu Hause verschweigen muß"; er glaubt z. B. an den Hypnotismus.

„Es ist nichts Mystisches in dieser Lehre," sagt er; „aber sie wird dennoch Revolution machen, und das nicht bloß in Medizin und Rechtspflege. Sie enthält nämlich die für alle sogenannte „moderne Wissenschaft" gefährliche Weisheit, daß die Seele die Hauptsache ist und daß es nicht mehr das einzig Wissenschaftliche ist, im Kadaver herumzuroden."

„Spiritismus? — Ich verhalte mich abwartend. Kann er seinen Satz beweisen, so ist er wahr. Nichts Idiotischeres als dies im Voraus Leugnen alles Unbekannten, das der „Wissenschaft" unserer Gegenwart so eigentümlich ist; — im ganzen genommen: wenn Sie wissen wollen, was Dogmatismus und dogmatische Beschränktheit ist, so gehen Sie nicht zur Theologie, sondern zur Medizin."

*

(Sonntag Vormittag.)

— — Ja; er ist da. Er ist im Zimmer; in der Ecke; fünf oder sechs Fuß hinter meinem Stuhl. Er sieht mich an mit den seltsamen, weltfernen Augen.

Hat er mir etwas mitzuteilen? Diese Spannung wird mir gefährlich . . .

— — Lieber, unglücklicher Freund, wenn es Dir möglich ist; wenn nicht geistige oder natürliche Gesetze Dir im Wege stehen, so offenbare Dich mir, jetzt, zu dieser Stunde, da ich Dich erwarte nnd vorbereitet bin, und offenbare mir die Wahrheit, ohne die ich nicht mehr leben kann. Antworte mir durch Zeichen. Wenn es zweimal klopft, so heißt es ja; klopft es dreimal, ist es nein.

Leben wir nach dem Tode?

— — Zehn bebende Minuten der Spannung. Grabesstille.

Vielleicht kann er schreiben. Ich nehme den Bleistift — — —

— — — Eine halbe Stunde lang Versuche. Unnütz. Meine Hand bewegt sich freilich, — ganz automatisch; sie wird zum Teil sogar mit einer gewissen Kraft vorwärts gezogen. Aber es entstehen nur sinnlose Striche und Krähenfüße.

Ist es hier zu hell!

— — Ich verfinsterte das Zimmer, indem ich Teppiche vor die Fenster hängte. Dann experimentierte ich über eine Stunde lang. Kein Resultat.

Ich bin kein Medium; selbst wenn er hier ist, kann er sich durch mich nicht mitteilen. Mein zweifelsüchtiges, störrisches Wesen leistet unbewußt Widerstand.

Ein anderes Medium also. —

Aber . . . sobald dies andere Medium dazwischen kommt, haben wir sofort die Möglichkeit eines Betrugs, — bewußten Betrugs oder Selbstbetrugs. Verzweifelt.

— Merkwürdig matt bin ich geworden. Hinaus. Ein wenig spazieren gehen.

*

Am Mittagstisch bei Löchen wurde von . . . Frau Ryen gesprochen.

Dr. Thisted ist auch bei ihr draußen Hausarzt und kennt sie gut. Pastor Löchen kennt sie gleichfalls — von religiösen Vereinen her. Sie ist eine fromme Christin geworden.

„Ein schlagender Beweis für die Richtigkeit der psychiatrischen Methode", sagte der Doktor. „Sie war ziemlich angegriffen, litt an hysterischem Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, beständiger Unruhe; hatte schon nach der Morphinspritze gegriffen; das Nervensystem war überhaupt ziemlich krank. Nun fühlt Sie sich wirklich wohl."

„Wie ist das gekommen?" fragte ich.

„Ich bewog sie einfach, in die Kirche zu gehen."

„Ah so!"

„Die eigentliche Ursache der vielen Nervenleiden unserer Zeit ist eben die, daß unsere Weltanschauung in Unordnung geraten ist. Ein Mensch verliert . . . sagen wir, Gott; damit hat das Seelenleben sein Centrum verloren; das Seelenleben ist ohne Regulator, wenn ich mich so ausdrücken darf, und beginnt in krampfartig wilder Flucht davon zu jagen, ohne Maß und Ziel. Und mitten in der Fahrt, da springt die Feder. Frau Ryen fühlte sich überdies in ihrer Ehe . . . minder zufrieden, was die Situation noch schlimmer machte. Sie befaßte sich mit tausend Dingen, nur um ihre Zeit auszufüllen, ihre Gedanken zu betäuben, — das ist ja der gewöhnliche Weg, — und nun war sie eben schon beim Morphin angelangt. Aber es kam ganz sachte alles aufs neue in Ordnung, als sie nach und nach . . . eine mehr harmonische Lebensauffassung wieder fand; dadurch beruhigte sich ihr Seelenleben und hiermit ihr Nervensystem."

„Sie sind . . . ein Christ, Doktor?" fragte ich etwas unsicher.

„Dogmatischer Christ wohl nicht. Allein ich bin unbedingt religiös und huldige in wesentlichen Stücken auch dem Christentum. Unser geehrter Wirt, der Herr Pastor, glaubt nicht, daß ich in die Hölle komme", — fügte er lächelnd bei.

„Ach, diese Dogmen!" seufzte der Pastor, „die durch ein unglückseliges Mißverständnis schon so manche religiöse Seele verhindert haben den Weg zu finden. Jedoch nun werden wir sehen," setzte er heiter hinzu, „daß jenes Christentum, das wir Priester aus der Welt hinaus dogmatisiert haben, von den Herren Aerzten wieder hinein mediziniert wird!"

„Pardon," sagte der Doktor höflich; „es sind die Herren Priester, welche der Medizin wieder auf die Beine helfen!"

Das Gespräch glitt auf andere Felder hinüber; ich saß und schwieg und dachte an Fanny. — —

Vielleicht ist sie nun wieder schön . . . .

*

„Aber welche Hilfe liegt darin, an Gott zu glauben, wenn seine Existenz sich nicht nachweisen läßt?“ —

Dr. Thisted antwortete: „Es ist umgekehrt. Man kann an einem Gott nicht zweifeln, dessen Nicht-Existenz sich nicht nachweisen läßt. Was meinen Sie mit diesem altmodisch klingenden Ausdruck „nachweisen“ übrigens? Wollen Sie ihn unter das Mikroskop haben?“

„Das würde ja auch nichts beweisen.“

„Nein; das ist eben der alte Fehler. Das Mikroskop ist brauchbar bei der Untersuchung von Bakterien; will man aber z. B. die Sonne untersuchen oder die Milchstraße, so verwendet man andere Instrumente.“

— — „Aufrichtig gestanden, Doktor, je mehr ich nachdenke, desto mehr finde ich, daß mich eigentlich gar nichts hindert, Ihre ... modernere Lebensanschauung zu acceptieren. Aber das hilft mir nichts. Der positivistische Skeptizismus hat meine Seele zerfressen wie eine Säure, bis selbst die Fähigkeit zu glauben verloren gegangen. Ich glaube faktisch nur an das, was ich unter dem Mikroskop gehabt. Das Organ selbst ist gelähmt.“

„Läßt sich keine andere Erklärung denken?“

„Zum Beispiel?“

„Ich erinnere mich an die Zeit, da ich begann, mich für den Hypnotismus zu interessieren. Ich studierte ihn insgeheim und verspottete ihn öffentlich; schließlich glaubte ich eigentlich, fuhr aber dennoch fort zu spotten. Weshalb?“

„Nun — weshalb?“

„Es ging mir zuguterletzt auf; aber drei Monate lang suchte ich es mir abzuleugnen ... Mein ganzer Unglaube kam daher, daß ich einen sehr gescheiten und begabten Freund besaß, den ich fürchtete; seinen Spott fürchtete ich — und den Spott der anderen Kameraden; — das klingt nicht hübsch; aber so jämmerlich sind gar oft die Rücksichten, die uns von dem fern halten, was wir im Grunde selbst erkennen.“

„Na, das ... muß ich sagen ...“

„So brach ich denn quer ab und sagte mir selbst: ‚ich kümmere mich keinen Pfifferling um all die Burschе! Ich lasse mir nicht länger vorschreiben, was ich annehmen soll und was nicht!‘ — und so viel Selbständigkeit war doch in mir, daß ich mich wirklich frei machte.

Ich hörte nicht mehr, was er sprach. Ich ging und dachte an Georg Jonathan. Sollte es wirklich das sein?!

(Schluß folgt.)

Meister Oelze.

Drama in drei Aufzügen

von

Johannes Schlaf.

Zweiter Aufzug.

Die Rouleaux sind heruntergelassen. Auf dem Tische steht die brennende Lampe und liegt Paulinens Näharbeit. Mariechen sitzt am Tische. Emil lungert im Zimmer umher. — Draußen der Wind.

Emil (betrachtet pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, die alte Frau). Brrr! Ganz dreck'g is se un nach Hamsterfelln stinkt se! — Brrr! (Pfeift wieder im Zimmer umher.) Hach! — Hier is gar nischt los! (Bleibt vor Mariechen stehn.) Na Du?! (Plötzlich kommt ihm ein Gedanke. Er hüpfelt zur Thür hin.) Na? Soll ich Dich jetzt mal mit der Großmutter alleine lassen un nausgehn? (Hand auf der Thürklinke.) Na? Soll ich?

Mariechen (lächelt ungewiß).

Emil. Na?

Mariechen (halb zaghaft). Ach, Du traust Dich je selber nich naus?

Emil. Oho! Paß mal auf! (Drückt auf die Klinke.)

Mariechen (schnell, ängstlich). Nee, Emil, nee!

Emil (neckend). Grade! Erst recht! Jetzt geh ich!

Mariechen (halb weinend). Lieber Emil! Ach nee! Ach nee!

Emil. Siehste, wie De Angst hast? — Wenn ich jetzt nausgehe, denn kömmt e ganz schwarzer Mann da aus'm Uhrkasten un frißt Dich auf!

Mariechen. Nee, ach nee!

Emil. Ae was! Ich gehe doch! — Na?! Soll ich?!

Mariechen (weint).

Emil (lacht). Hoho! Die Kleene weent! — Na nu nee doch! Ich geh je gar nich naus! Was weenst 'enn?! — Hoho?! Bist Du awwer mal dumm?! (Von der Thür weg.) Na?! Wenn De immer noch weenst, geh ich doch! — Na!

Mariechen (trocknet sich die Augen).

Emil. Fürcht't sich die Kleene! — Aach! Fürcht't se sich! — Hehe! Hehe! — Schab, schab Möhrchen?! — Du! Lache mal, Kleene! — Na?! — Willste gleich mal lachen?!

Mariechen (lacht). Na, Dummer!

Emil. So! Siehste?! — (Gähnt und dehnt sich. Sucht dann wieder pfeifend im Zimmer umher.) Ae! Giebts denn hier gar nischt zu essen?! — Hm hm hm! — Warte mal! (Bleibt endlich vorm Ofen stehn und macht einen langen Hals hinauf.) Au! Is ja wahr! Die Birn'! — Mal 'n Stuhl her! — Fix! (Schleppt einen Stuhl zum Ofen.) So! Nu komm mal her un setz Dich druf! (Mariechen setzt sich auf den Stuhl.) Awwer feste, daß e nich umkippelt! — Nu klettr' ich fix uf de Lehne? Denn kann ich grade hinlangen! (Langt nach den Birnen.) Awwer Du mußt ooch feste sitzen! Ganz feste! Hörste? Ja nich wackeln! — Au, wie's im Ofen bubbert! (Mariechen erschrickt.) Au!! — Na Dumme! — Sitz doch feste! — Was ferchst De Dich denn?! De Großmutter thut Dir nischt! (Langt Birnen oben vom Ofen, ißt und wirft dann welche Mariechen zu.) Da! — Fang uf! — Iß! — Daß De awwer hernach nischt meiner Mutter sagst! Heerste? — Sonst kriegste Haue!

Mariechen. Nee.

Emil. Ach! Da sin der Großmutter grade e paar uf'n Kopp gefalln! — Hihihi! — Ae, schad't nischt! Das merkt se doch nich! (Langt wieder nach den Birnen.) So! Noch e paar! (Singt beim Kauen):

Dreie, sechse, neine!
Jetzt gehn mer in die Scheine!
Jetzt gehn mer in das Haberstroh
Un sin ganz kreizfidel un . . .

So! Jetzt is genung! — Nu fix noch e paar nach vorne paddeln, daß se nischt merken! Sonst giebts Keile! — Bleib sitzen!! — Ich springe!! — Bautz!! (Springt von der Lehne herunter.) Hä! Gucke mal! Alle Taschen haww' ich mer vollgepfroppt! — Na iß doch?! — De traust Dich wohl nich? — Die missen mer alle essen, sonst merken se was! — So! — 'N Stuhl widder wegstellen! — Fix! Iß! — Eh se widder komm'!

Mariechen. Du! Emil! — Wo thun mer denn awwer de Stiele hin?

Emil. Au ja! — Is je wahr! — Ich hawwe meine alle in de Stuwwe gespuckt! — Hihi! — Fix ufleſen! (Liest mit Mariechen die Stiele zusammen.) Hintern Ofen, Du! Alle hintern Ofen! (Setzt sich auf einen Stuhl, baumelt mit den Beinen, singt:)

Dreie, sechse, neine!
Jetzt gehn mer in de Scheine!
Jetzt gehn mer in das Haberstroh,
Un sin ganz kreizfidel un froh!

Mariechen. Du! Emil! — Da liegen noch e paar uf der Großmutter ihrn Schooße!

Emil (essend). Nimm se doch weg!

Mariechen. Ach nee, Du.

Emil. De traust Dich wohl nich?

Mariechen. Nee.

Emil. Dumme! Die thut keen' was! — Nimm se mal gleich weg!

Mariechen. Nimm Du se doch weg, Emil?

Emil. Nee, Du! — Na?!

Mariechen. Ach!

Emil. Na?! — Sonst geh ich naus!

Mariechen. Ach!

Emil. Na?! Eins? — Zwei? — Un — un — drei — is — drei — is . . .

Mariechen (ist auf die alte Frau zugegangen und hat ihr ängstlich die Birnen vom Schooße genommen).

Emil. Na siehste? Hat se Dich denn nu gebissen?

Mariechen. Du! Se sitzt da wie tot! Nich?

Emil. Ae! Laß se sitzen!

Mariechen. Du! Gucke mal Emil, wie's Feier inwern Fußboden weghippt!

Emil (faul). Ja!

Mariechen (tritt zum Fenster und sieht auf die Gasse). Au, lauter dicke, weiße Wolken am Himmel! — Gucke mal! — Hu, wie fix die gehn! — Du, die da inwer Weidenhammers ihrer Scheine driebn! Wie e ganz langes Krokodil? Nich?

Emil (ist zu ihr getreten). Au ja!

Mariechen. Horche mal, der Wind? — Das wird immer schlimmer! — Nich?

Emil. Ja, Kleene! — In der Nacht geht ooch de Welt unter! — Weeßt 'enn das noch nich? — In der Nacht geht de ganze Welt unter! (Zurück in die Stube.) Aaach!! (Räkelt sich, gähnt.) Ich lese bischen! (Holt sich ein Buch, setzt sich damit an den Tisch.)

Mariechen (setzt sich neben ihn, den Kopf auf den Arm gelegt).

Rese (tritt mit Pauline ein, atmet auf). Na Gottseidank! Soweit sin mer je nu fert'g! (Sie hat Butterbrote für die Kinder.) Hier, Kinder, habt'r gleich e paar Bemmen! Viel Umstände könn' mer heite nich machen! — Ihr habt wohl ticht'gen Hunger, was?!

Emil. Jo?! (Duckert sich zusammen und lacht Mariechen zu. Sie essen.)

Rese. Na, Pauline! Nu wolln mer bloß noch die alte Frau zu Bette bringn, denn wenn Franz kömmt un se sitzt noch da, denn is gleich widder der Teifel los! (Mit Pauline beim Ofen.) Großmutter! Großmutter! (Die alte Frau hebt langsam den Kopf). Mer wolln zu Bette gehen! — Zu — Bette — gehn!! — Komm' Se! (Faßt sie an dem einen, Pauline faßt sie an dem andern Arm. Richten sie langsam und vorsichtig auf.) Komm' Se! — So! — Na?! — Hibsch — lang — sam?! — Hibsch — lang — sam!! — So! — So! — So scheene wer'n se schlafen! So scheenchen! — Schlafen?! — Hä?! (Führen sie hinaus.)

(Pause.)

Emil (ißt, liest, brummelt dabei vor sich hin).

Mariechen (die ihn, den Kopf aufgestützt, beobachtet). Du! Emil!

Emil (ohne aufzusehen). Was!

Mariechen. Wie alt bist'n Du?

Emil (wie eben). Funfzehn.

Mariechen. Ach! Ich bin erst sieben!

Emil (sieht auf, lehnt sich zurück). Na, wieviel bist 'enn da jinger wie ich?

Mariechen. Warte mal! (Zählt an den Fingern.) Sieben, achte, neine, zehne . . . Acht Jahr!

Emil. Ja! — Na, un wenn Du mal funfzehn bist, wie alt bin ich denn?

Mariechen. Wenn ich funfzehn bin? — Du! Denn bin ich konfiermiert. Nich?

Emil. Ach, das is jetzt ganz egal! — Wie alt ich denn bin, sollste ausrechen! Da mußte also achte zu funfzehn zuzähln! — Na?

Mariechen. Wart e mal! (Zählt leise.) Dreiunzwanz'g.

Emil. Ja. Stimmt.

Mariechen. Du! Awwer Emil! Wenn ich siebz'g bin, denn biste achtunsiebz'g! Au!

Emil. Ja! Denn hawww' ich so e Wackelkinn un solche Triefoogen wie der alte Stöber!

Mariechen (lacht). Au, pfui!

Emil. Na ja?

Mariechen (lacht). Du! Der alte Stöber macht immer papp, papp, papp mit sein'm Munde! Grade als wenn e egal ißt! (Lacht.)

Emil. Ja! (Liest weiter.)

Rese (tritt ein, dehnt sich). Hch, Gott ja! — Na, seid'r satt geworden, Kinder?!

Mariechen. Ja!

Rese (nimmt einen Strickstrumpf vom Nähtischchen und setzt sich damit an den Tisch).

Emil. Horche mal, Mutter! 'S Kaizchen driebn bei Weidenhammers!

Rese (strickend). Ja, da sterbt eener in der Nachbarschaft.

Emil (lacht). Ach, das is doch Unsinn! Warum soll denn da eener sterbn?

Rese. J na, wenn De's besser weeßt?

Emil. Na, da gloobt der Vater ooch nich dran! (Liest.)

Pauline (tritt ein). Se schläft.

Rese. Na Gottseidank! Wenn se der Sturm nur nich widder wach macht!

Pauline (setzt sich. Nimmt ihr Nähzeug).

Rese. Gott nee, der Franz!

Pauline. J, warum leeste denn weg?! — 'S hat'n doch keener fortgetriebn? — E wird doch wahrhaft'g mal e Oogenblickchen seine alte kranke Mutter in der Stuwwe leiden könn'?

Rese. Wo e nur hin is?

Pauline. Na, doch wohl ins Gasthaus? E hat doch sonst weiter keen' Verkehr?

Rese. Ach Gott ja! — Sei Lebtag is der in kee Gasthaus gekomm', — Mer mißte mal niwwerschicken?

Pauline. Na, das würd 'ch nich! — Das giebt nur e Gerede!

Rese. Ja, das is ooch wahr! — Du! Was un was der Mann nur hat! — Der hat so'ne Unruhe in sich?

Pauline (kurz). Gott, wer weeß!

(Es klopft.)

Rese. Herein?!

Patschke (tritt ein. Mütze auf. Blaue Arbeitsschürze unterm Rock vor. Vierziger. Rotes Gesicht. Struppiger, schwarzer Schnurrbart. Bart unterm Kinn weg, das Gesicht einrahmend. Phlegmatische Sprechweise. Hat getrunken). 'N Abend!

Rese. 'N Abend, Patschke! Na?

Patschke. Ich wollte noch e bischen weg gehn, Meester' Elzen!

Rese. Na?! Wohl ins Gasthaus?! Was?!

Patschke. Ja, Meester Elzen! Noch so e kleen' Seelenwärmer nehm'n ferich Schlafengehn!

Rese. Na, Patschke, Patschke! Ihr macht was Scheenes zurechte!

Patschke. Ae! Was is 'enn da weiter bei, Meester Elzen? — Da steer'n een' keene schlechten Traime!

Rese. Ja, geht mer nur weg! — Beseht Eich nur e mal im Spiegel!

Patschke. Meester Elzen! In mich verliebt sich doch keene mehr.

Rese. Nu freilich? Wenn Ihr mit so 'ner Nase rumlooft, Patschke, wer soll sich denn in Eich verliebn?

Patschke. Ja.

Rese. Na, denn besauft Eich nur wenigstens heite nich un kommt nich zu späte heeme, falls de in der Nacht noch was passiert! Heert'r?!

Patschke. Ja, Meester Elzen.

Rese. Sagt e mal, hat denn Fritze den Sarg zu Bornscheins hingefahr'n?

Patschke. Ja.

Rese. Na, is e denn ooch recht hibsch geworden?

Patschke. Ja, Meester Elzen! — E wunderhibsches Särgelchen! — Mit versilberten Gleckchen un uf der een' Seite „Ruhe sanft" un uf der andern „Uf Wiedersehn". Scheene! — Bloß unsereener hat de Arbeit un 'n alten Bornschein is es doch egal, ob e 'neinkömmt! Ja!

Rese. E wird je wohl mit der ganzen Schule begrabn?

Patschke. Ja! Mit'n Glocken laiten se, un de Schuljungens singen un Meester Hassert geht mit sein' Musekanten vorneweg un de halwe Stadt geht mit. — No, un was is 'enn da weiter derbei, Meester Elzen? E paar alte Manns kriegen kalte Beene un sterbn weg. Ja. — Bei dem Wetter machen mer Geschäfte, Meester Elzen! Das is so e Wetterchen, wissen Se, wenn de nu noch so e kleener Landregen derzu kömmt, daß de so e paar Wochen lang de Blasen immer so uf'n Pfitzen rumhippen, das is denn so e Wetterchen, das kriecht denn so ganz sachtchen, wissen Se, Meester Elzen, durch alle Thierritzen un alle Fensterritzen un iwwerall durch un nimmt so ganz stille, wissen Se, Meester Elzen, immer so een' nach'n andern weg, wer de nich taktfeste is, Meester Elzen. Ja. — No, was is 'enn da weiter? Das kann kee Mensch ändern! Ja. — Sehn Se, Meester Elzen . . .

Emil (von seinem Buch in die Höhe). Ae, Patschke, quatscht nich so viel un macht daß'r naus kommt! — Ihr habt widder gesoffen! — Ihr verstänkert de ganze Stuwwe!

Patschke (Hand auf der Klinke). Ja, na . . . 'N Abend!

Rese. Patschke!

Patschke. Ja, Meester Elzen?

Rese. Wenn'r 'n Meester im Gasthause sehn solltet, denn sagt 'm doch, daß e zu Hause kömmt? — Mer hätten sei Abendbrot warm gestellt!

Patschke. Ja, Meester Elzen! — 'N Abend! (Ab.)

Rese. Der Patschke is e abscheilicher Kerl! Was der zusammenred't! — Hach! Wenn nur nischt passiert mit Franzen! — Ich hawwe so 'ne Unruhe?!

Emil (ärgerlich, überlaut lesend). „Als das Mädchen wieder alleine war, wußte es sich nicht mehr zu raten und zu helfen und trat in seiner Betrübnis vor das Fenster. Da sah es drei Weiber herkommen; davon hatte die erste einen breiten Platschfuß, die zweite hatte eine zu große Unterlippe, daß sie bis übers Kinn herunterhing . . ."

Rese. Gott, na Emil! Mer könn' uns doch Deinetwegen nich 's Maul zubinden?!

Emil (ärgerlich). Ja, ja, ja! — Nich ne Seite kann mer runter lesen!

Rese. Ach, Du bist zu garst'g!

Emil. Ae, jawohl! Erscht kömmt der alte Saufsack Patschke un mährt 'ne ewige Länge un denn red'st Du egal!

Reſe. So ſprichſte mit mir? — Na, Du biſt je hibſch art'g! — Gegen Dein' Vater wirſte Dir ſo was nich unterſtehn! Mit dem biſte immer gut Freind! Awwer gegen Deine Mutter kannſte Dir wohl alles rausnehm'n! Daberzu is ſe gut genung!

Emil (verlegen, trotzig). Nu, denn les 'ch eben nich mehr?! (Klappt das Buch zu.) Komm, Kleene! Mer gehn ufs Sopha un erzähln uns was! (Geht mit Mariechen zum Sopha.)

(Pauſe.)

Reſe. Na, ſo 'ne Unvernunft von Franzen! — Da ſoll mer nu Morgen frieh um fimfe raus!

Pauline (lacht). Biſte nich gewohnt! Was?

Reſe (ſchrickt zuſammen). Laiten ſe nich?!!

Pauline. Nee.

Reſe. Heite Nacht kann mer ſich uf alles gefaßt machen! (Seufzt. Strickt.) Du, was heite de Weidenhammern erzählte, war doch zu ſcheene! — Bei dem ſcheints wirklich im Oberſtiebchen nich ganz richt'g zu ſin! — Setzt ſich in de... (Horcht.) Na nu gewiß, Pauline?!! — Se laiten?!! (Springt auf und geht ſchnell zum Fenſter). Das is de Feierglocke?!! — Ach du großer Gott, behiet uns in Gnaden! — (Alle an die Fenſter. Draußen Rufe: „Feier!! Feier!!") — Da! Da trappeln ſe ſchon von allen Seiten zuſamm'! — Da is je ooch Patſchke?! (Reißt das Fenſter auf.) He!! Patſchke!! Wo brennt's denn?! (Patſchke von draußen durch den Wind: „Draußen vorm Thore, Meeſter Elzen! beim Miller Hecht!!") Na Gottſeidank! Denn is es doch nich in der Stadt!! — He, Patſchke!! Kömmt denn der Meeſter ... Weg is e! (Schließt das Fenſter, geht zu ihrem Stuhl zurück; desgleichen Pauline, Mariechen an ihrem Schürzenzipfel. Sie ſetzen ſich. Emil bleibt am Fenſter.) Nu frag ich een'! Kann ſich Franz nu nich zu Hauſe ſcheer'n! — Mer weeß nich, was paſſiern kann!

Emil (vom Fenſter). Da rumpeln ſe mit'n Spritzen verbei! — Mutter, derf'ch mit?!

Reſe. Na, Du biſt wohl nich geſcheidt, Junge! Was Du ooch fer Ideen haſt!

Emil. Na, was is denn da?!

Reſe. Nu gar! Das könnte fehln! — Du bleibſt mer hibſch hier! — Der Patſchke, der Eſel, wird doch nich etwa mitrenn'?! ... Huch, Kinder! Nu heert doch bloß um Gotteswilln! — Na, da kann ſich der alte Hecht frei'n! — O je! Der brennt doch runter bis ufn Boden! — Ach Gott, Pauline! Mir zittern doch ordlich de Hände! — Wenn doch nur Franz erſcht da wäre!

Pauline. J!

Reſe. Na, Vorwerfe brauch 'ch mer nich zu machen!

Pauline. Nu gar! — Willſte Dich hinlegen, Mariechen?!

Mariechen (weinerlich). Nee.

Emil (vom Fenſter weg). 'S klingelt! Der Vater kömmt!

Reſe. Ach, mir fällt e Steen vom Herzen!

(Pauſe.)

Meiſter Oelze (tritt ein, pfeift vor ſich hin).

Reſe (winkt Pauline beſorgt zu). Ach!

Emil (ihm entgegen). Vater, 's brennt!

Meiſter Oelze. Hähä! Ja! — Laß brenn' mei Sohn! — Laß de ganze Welt runterbrenn'! (Pfeift. Legt ab.) Na?! Habt'r Eich denn gut unter-

halten alle Dreie? — Hähä! — Iwwer Biefsticks aus Menschenfleesch un solche scheene Sachen? — Hähä! — Das is je so was fer Eich?

Rese (schüchtern). I nee, Franz! — De Mutter is nachher gleich eingeschlafen! — Soll ich Dir Abendbrot bringn?

Meister Oelze. Danke, danke! (Auf und ab.) Hähä. — Na, ich hawwe mich ooch unterhalten, im Gasthause! — 'S war sehre scheene! — Hähä. — Se hatten Dittekarln un de Pippine reingeholt un — hamm se — (Hustet.) — besoffen gemacht! (Hustet.) Un denn — (Hustet.) — hat 'n Schmidts Christian Papierflitt'ge hinten ufn Buckel gesteckt un — un hat se — verheirat't . . . (Lacht. Hustet.)

Emil (lacht belustigt).

Pauline. Na, solche arme Menschen, die ihrn Verstand nich hamm! — Grade als wenn mer nu mit'r Mutter so was machen wollte!

Meister Oelze. Hä?! (Lacht. Seine Worte jetzt und im Folgenden fortwährend von Husten und einem nervösen Lachen unterbrochen.) Un — un denn mußte Dittekarl Lieder zum besten gebn. Solche selbergemachten. (Singt nach einer willkürlichen Melodie.) „O, du verfluchtes Weib", sang e, „o du verfluchtes Weib! Du hast mich unglicklich gemacht mit Deiner Liebe"! (Lacht. Hustet.)

Emil (lacht laut).

Meister Oelze. Immer so in der gemietlichsten Weise! (Lacht. Hustet. Singt.) „O, du verfluchtes . . . (Hustet.) . . . o du verfluchtes Weib . . . (Nervöses Lachen.) . . . Du hast mich — unglicklich gemacht . . . (Lachen. Husten.) mit deiner — Liebe . . . (Lachen. Husten.)

Rese (schüchtern, besorgt). Gott, Franz! Wenn De Dir nur nich mit dem Biere geschadt't hast!

Meister Oelze. Geschad't? Ae wo! — Ich seh nich ein — Hähä! — warum ich mir nich ooch emal e Spaß machen soll?

Rese. 'S is nur weil der Kreisphiesikus meente . . .

Meister Oelze. Ae, so e Doktor is fer de Katze! — „O, du verfluchtes Weib" . . . (Kommt vor Lachen und Husten nicht weiter.) . . . „Du hast mich unglicklich gemacht — mit — deiner — Liebe" . . . Ganz kreizfidel sang e das? . . . (Lachen. Husten.)

Emil (lacht.) Du! Vater! — Vor e paar Tagen hat Dittekarl Mariechen draußen vor der Thiere e Kuß gebn wolln!

Meister Oelze (ohne auf ihn zu achten, immer noch auf und ab). „O du verfluchtes Weib" . . . Nee! Gelacht haww' ich doch? — Gelacht? (Lachen. Husten.)

Emil (schleicht sich hinter zum Sopha).

Pauline. Na, ich kann nu nich begreifen, wie mer iwwer so was lachen kann!

Meister Oelze. Hä?! — Nee, Du sitzt lieber hinten un läßt Dir was erzähln von een', den se vergift't hamm un aus den se Biefstick gemacht hamm! Das is Dir interessanter! Wenn De dariwwer so spintisiern kannst, hä?! (Lacht.) Nu, e jeder nach sein' Geschmacke! (Aergerlich. Wütend). Das riecht je hier so dunst'g! Das is enne Luft!! — Thiere uf!! (Reißt die Thür auf. Wieder auf und ab.) Da hat mersch doch nich mit dumm' Leiten zu thun, im Gasthause? Die sin alle ganz gescheidt! Hähä. — Da heert mer doch was un sieht mer doch was von der Welt?! — Un da braucht mer doch nich . . . (Stolpert über

ein Fußbänkchen.) . . . Hals un Beene zu brechen!! — Was is denn das fer ne Wirtschaft — verfluchte!!!

Rese. Gott, die Kinder . . .

Meister Oelze. So! — Hä! — Sauwirtschaft — verdammte!!! — Du hast je wohl immer gar so viel zu thun! Du kannst je wohl nich e bischen uf Ordnung halten!! — Hä?! — In's Gasthaus muß mer gehn, wenn mersch gemietlich hamm' will! (Lacht nervös. — Wieder auf und ab. Pfeift. Lacht. Singt dann.) — „O du verfluchtes Weib . . ." (Lacht Hustet.) Ja, un denn sang e weiter, immer ganz gemietlich! (Singt.) „Jetzt geh ich hin un kaufe mir ein großes Messer un da schleich ich mich in der Nacht an dei Bette un — steche dich — toot!!!" (Lachen. Husten.) Hä?! — Da kann mer doch was sehn un heern?! — Un denn war der alte, pensionierte Kanter aus Thaldorf da. Der hat so e hibschen Karfunkel im Genicke — hähä! —, der gliehte, wie so Paradiesäppelchen! (Lachen. Husten.) E kaut immer so an'n Worten: „Wischen Schie, isch könnte ja — e — in die Schtadt zschiehen — e, aber — e, isch habe da so ein alteschs guteschs Pfärd, dasch mir zschehn Jahre treu gedient hat, und — e, deschwegen, hm, schehen Schie, deschwegen bleib isch auf dem Lande, bisch dasch dasch alte gute Tier geschtorben ischt"! (Lachen. Husten.) Un denn war der Windmiller Scheibe da, der Sozialdemokrate; der bewies haarkleen aus der Geschichte, daß der — Herr Jesus e Sozialdemokrate gewesen is, häha! — Na, das is doch noch was? Da kann mer sich doch unterhalten? (Lachen. Husten.)

Pauline (lacht). Na ja, siehste! Da haste je Vergniegen de Menge gehabt. — Awwer ich dächte, De sprächst nich so viel? Das strengt Dich nur an. De heerst je nich uf zu husten?

Meister Oelze (auf und ab; pfeift; bleibt vorm Lehnstuhl stehn; wütend). Das Bild is noch nich weg?!

Rese. Welches Bild . . .? . . .

Meister Oelze. Ich hawwe Dir doch gesagt, Du sollst die Photegraphie niwwerhängn in de gute Stuwwe?!

Rese. I bewahre, Franz? Wenn willste mir denn das gesagt hamm?

Meister Oelze. E Gedächtnis haste, wie . . . wie so e alter Erpel!

Pauline. Na, der Vater hat doch immer da gehangen?

Meister Oelze (wütend). 'S soll weg!!

Rese. I ja, gedacht haww ich ooch schon dran. 'S is schade um den scheen' Rahmen. Der verderbt hier ganz un gar. — Ja, Franz! Ich häng' es morgen niwwer! (Leise zu Pauline.) Bis doch stille, Pauline!

Meister Oelze (setzt sich in den Lehnstuhl, pfeift vor sich hin).

(Pause.)

Meister Oelze. Emil!

Emil. Was denn, Vater?

Meister Oelze. Komm doch e mal her?

Emil (kommt zu ihm hin). Was denn?

Meister Oelze. Komm doch e bischen her?

Emil. (tritt näher).

Meister Oelze (legt den Arm um ihn): Na? Wenn sin denn nu Deine Ferien alle, hä?

Emil. Nächsten Mittwoch.

Meister Oelze. Hast' enn ooch schon Deine Schularbeiten gemacht? Hä?

Emil. Die mach'ch die Tage. — Mer hamm nich viel aufgekriegt. — Der Lehrer ſagte, mer ſollten uns in 'n Ferien nur recht erholen!

Meiſter Oelze. Nu ja, nu ja! — Zu viel derfſte ooch nich arbeiten. Das hat keen Zweck. Dadervor haſte ooch Ferien. Awwer mach mer nur Deine Sachen immer recht hibſch ordentlich, heerſte? — Wenn De jetzt ooch arbeiten mußt: nachher bringts ooch widder ein, wenn De nachher e ſtudierter Mann biſt, hm? — Hähä! — In welcher Klaſſe biſte denn doch nu ſchon gleich?

Emil. In Tertia.

Meiſter Oelze. Hä?

Emil. In Tertia!

Meiſter Oelze. Ja. In . . . Wie warſch?

Emil. In Tertia!! Tertia!!

Meiſter Oelze. Tertia! Jawohl, Tertia! — In Tertia ſitzt e. — Hähä. — Jedesmal is e mit verſetzt un immer untern Erſchten. — E hat e offnen Kopp. — Wenn De erſcht e mal Paſter biſt? Hä?

Emil. Ae, Paſter mag ich nich. So e alter Pfaffe! — Lehrer oder Dokter oder . . . Ae! (Lacht.) Gar niſcht, gar niſcht, gar niſcht!

Meiſter Oelze. J, laß doch, Emil? Bis nich ſo dumm? Die Paſters verdien's mehrſchte Geld alleweile un hamm's allerwenigſte zu thun?

Pauline. Na, awwer deshalb wird doch eener kee Paſter?

Meiſter Oelze (ſpricht das erſte Wort mit wütendem Nachdruck, mit dem er auf den Einwand Paulinens reagiert, ohne ſonſt von ihm Notiz zu nehmen). Paſter!! — Wer'e Du nur Paſter, mei Sohn! Heitzutage is de Hauptſache, daß eener 's mehrſchte Geld verdient! Bis mer nur immer recht hibſch fleiß'g, nich wahr? — Hm? — Hähä hä. — Manches kann mer je, weeß Gott, manchmal gar nich leſen, was ſe lern' müſſen? — Da hamm' ſe ſo was . . . Ae! — Wie heeßt's doch gleich? — Na? — Ae! — Griech'ſch! Ja richt'ch: Griech'ſch nennt merſch je wohl? Hä, Emil?

Emil. Ja, Griech'ſch.

Meiſter Oelze. So enne Krakelei. 'S is eegentlich der reene Quatſch, daß ſe ſo was lern' müſſen. Awwer 's geheert je doch nu e mal derzu? Bring doch e mal ſo e Buch her, Emil?

Emil (unluſtig). Ach!

Meiſter Oelze. Na mache doch? Mache! Thu Dein' Vater doch e mal den Gefall'n? Lies der — Tante — Hähä! — mal was vor! Die freit ſich ooch driwwer? — Nich wahr — „Tante"? — Hähä!

Emil (geht zum Schranke und holt ein Buch).

Meiſter Oelze. Komm mal her dermit?

Emil (kommt mit dem Buch zu ihm hin).

Meiſter Oelze. Zeig e mal? (Blättert.) Da! — Das! — Lies doch das e mal? Wie heeßt denn das? Hä?

Emil. J, das verſteht'r je doch nich.

Meiſter Oelze. Na, mache doch?

Emil. J, das kann ich aus'm Koppe! (Singend, quietſchend, manchmal mit tiefer, gepreßter Stimme, manchmal mit der Fiſtel). Ho anthropos, tu anthropu, to anthropo, ton anthropon, o anthrope; hoi anthropoi, ton anthropon; tois anthropois, tus anthropus, o anthropoi, pi pu po paz bäbäbäbäh! (Klappt das Buch dicht unter der Naſe zu, ſchneidet Fratzen nach beiden Seiten, wackelt mit dem Kopfe, ſtreckt die Zunge heraus und bricht in ein unbändiges Gelächter aus.)

Meiſter Oelze. Na? Hä? — Wie e das ſo kann? Hähä. — (Zu Reſe.) Gieb mer e mal Wein!

Reſe. Wein?

Meiſter Oelze. Na ja? Mußte denn nach all'n erſcht zehnmal fragen?! 'S muß doch noch enne halbe Flaſche im Uhrkaſten ſtehn?

Reſe (zaghaft). Awwer der regt dich ſo uf heite Abend, Franz?

Meiſter Oelze. Na, das wird je wohl meine Sache ſin?

Reſe (holt den Wein).

Meiſter Oelze (ſchenkt ein; giebt Emil das Glas). Dä, Emil! Trink! Weil De's ſo ſcheene gekonnt haſt. Hähä.

Emil (mit dem Reſt zu Mariechen). Da, Kleene! Trink ooch mal!

Meiſter Oelze (huſtet, zieht ein Geſicht).

Pauline (räuſpert ſich; dann mit Nachdruck). Trink doch Dein' Wein alleene, Emil! Se wird bloß ſchwindlig davon!

Emil. Trink nur, Kleene! Trink! (Scherzhaft drohend.) Na?! Trinke mal gleich! — So! — (Trägt das leere Glas zurück.) Könn' mer nu de Thiere zumachen, Vater?! Mer friert bloß!

Meiſter Oelze. Mache zu.

Emil (geht und ſchließt die Thür).

Meiſter Oelze. Komm doch noch e bischen her, Emil? — Komm e bißchen her zu Dein' Vater!

Emil (geht wieder zu ihm hin, ſetzt ſich neben ihm auf die Ofenbank).

Meiſter Oelze. Hähä! — (Betrachtet ihn.) Laß Dich nur e mal nich dumm machen. Heerſte? — 'S Fell muß mer 'r iwwer de Ohr'n ziehn, der dumm' Bande. Da kömmt mer am allerweitſten!

Pauline (lacht). Na, Du bringſt Emiln was ſcheenes bei, Franz!

Meiſter Oelze (wieder mit jener ſtillen Reaktion gegen Pauline's Worte). Heere nur immer dadruff, was Dir dei Vater ſagt! — Un denn: denn mußte — . . . Ehrgeiz'g mußte ſin! Siehſte: die Bande hier, das ganze ſchmierige Volk, die müſſen e mal unter Dir ſtehn! Nich mit'm Hintern ſollſte ſe anzuſehen brauchen! Denn ſollſte mal ſehn, mei Sohn! wie ſe komm'! Denn kriechen ſe Dir ſonſtwo 'nein, wenn De ſe nur recht verach'ſt! (Steht auf, geht pfeifend auf und ab.)

Reſe. Willſte etwa zu Bette gehn, Franz?

Meiſter Oelze (roh). Halts Maul! (Wieder eine Weile pfeifend auf und ab.) Hähä! Hä! — Was is denn das fer 'ne Geſellſchaft hier? Was is denn das fer e Pack? — Die könn' weiter niſcht wie mähren un mähren un klatſchen! — Dumm ſin ſe, wie de Sinde, un wenn ſe ſich um e paar Pfenn'ge beſchiſſen hamm' . . (Emil lacht.) da bilden ſe ſich wer weeß was uf ihre Schlauheet ein. — Fer zu ſchlecht mußt De ſe halten, daß ſe Dir ooch nur de Stiwweln putzen! — Hähä! Uf zweearlee mußte ſehn: ufs Geld un daß De de mehrſchte Gewalt haſt; daß de Leite nach Deiner Pfeife tanzen un Du nich nach ihrer! — Alles andre is fer de Katze! — Das is nur der Speck, womit mer de Maiſe fängt! Hähä! (Auf und ab. Macht plötzlich Halt und ſieht zur Thür hin. Dann zu Reſe.) Na, gucke doch mal nach! 'S hat gepocht!

Reſe. Gepocht?! (Erhebt ſich, geht zur Thür hin und ſieht hinaus) Nee! — Iſt 'enn jemand da?! — Ob jemand da is!! — Nee! Kee Menſch! — 'S is alles ſtille! (Geht wieder zu ihrem Stuhl.)

Pauline. 'S wird der Sturm gewesen sen, Rese. Haste denn de Hofthiere hinten zugemacht?

Rese. Die is zu.

Pauline. Na, denn wirds wohl irgendwo durchziehn!

Meister Oelze (wieder auf und ab). Da thun se, als wenn's e lieben Gott gebn sollte. — Hähä! — Das is ganz schlau, mei Sohn? — Hähä! — Der liebe Gott is wie der Strohwisch ufn Kirschbeem', mei' Sohn. Mit dem sagen die Leite zu'n dummen Spatzen: wollt'r mir aus mei'n Kirschen?! Hähä! Hä! (Huftet.)

Pauline. Na, das hat schon mancher gesagt, Franz, un hat hernach kleene beigegeben!

Meister Oelze. So? Na da! — In welcher Altweiberspinnstuwwe hamm' se Dir denn das weiß gemacht? (Auf und ab.) Hähä! Hä! — (Langsam, mit spöttischem Nachdruck.) De Kirschen sin nischt fer de dumm' Spatzen! (Geht zur Ofenbank, schenkt sich von dem Wein ein, trinkt langsam, gegen den Tisch gewandt, aus.) Hähä! — Schmeckt ganz hibsch so e Glas Wein? — Willste De noch e mal, Paster? — Hähä! — Schenk Dir ein! — Hähä.

Emil (schenkt sich ein, trinkt).

Meister Oelze (wieder auf und ab; lacht vor sich hin; bleibt dann wieder stehn, und horcht nach der Thür). Na gewiß?! — 'S hat widder gepocht?!

Rese (steht auf): Na, wer soll denn awwer . . . denn hätte mersch doch klingeln heern? (Zur Thür. Oeffnet.) Is denn jemand da?! — I, keen Mensch! — De hast Dich getaischt, Franz? (Geht wieder zurück.)

Pauline. Vielleicht is es enne Ahnung gewesen? Heite is je so wie so e richt'ger Gespensterabend?!

Meister Oelze. Hähä!

Pauline. Na Du gloobst freilich nich an Ahnungen, Franz!

Meister Oelze. Nee! — Hähä! —

Pauline. Na, Ahnungen giebts.

Meister Oelze. So? — Hähä! —

Pauline. Ja. Das laß 'ch mer nich nehm'n. Da is mer schon mehr wie eemal was passiert.

Meister Oelze (lacht. Setzt sich in den Lehnstuhl).

Pauline. Na, den Tod vom Vater, den haww ich doch damals vorausgeahnt? Haww ich Eich denn das schon e mal erzählt?

Rese. Den Tod von Dein' Vater? Nee!

Pauline. I, das war je sonderbar.

Meister Oelze. Hähä! — Na, denn könn' mer je gleich e mal e bischen Spinnstuwwe machen? Hähä.

Pauline. Ja lache nur, Franz! Ich wollte mal Dei Gesichte gesehn hamm', wenn Dir das passiert wäre!

Meister Oelze. Hähä! — Na, erzähle nur. Mer sin schon alle gespannt. Jetzt biste je ufs rechte Thema gekomm'! Hähä. — (Schenkt ein. Trinkt.)

Pauline (sieht eine Weile vor sich hin). Hu! Wenn ich so dran denke? (Schüttelt sich.) Zu sonderbar war das! — Zu sonderbar! . . . Na! — Ich hawwe mich also ausgezogen un hingelegt un hawwe 's Licht ausgepust't un kann nich gleich einschlafen un liege nu so da un schmeiß mich rum, von eener Seite uf de andre, un 's is mer so heeß un bei jedem Laute schreck 'ch zusamm'. — Schon 'n ganzen Abend hatt 'ch so enne eigentiemliche Unruhe

gehabt. — Na, un wie ich nun so . . . Ja, nu muß 'ch awwer erscht noch sagen, daß 'ch ganz alleene in der Wohnung war un de Flurthiere zugeriegelt un ooch noch de Sicherheetskette vorgelegt hatte. — Also, wie ich denn nu so daliege un schmeiß mich so rum, da heer' ich mit eenem Male — de Kammerthiere war nur angelehnt — wie de jemand — mit so recht — schwer'n — Schritten — langsam — ganz langsam nebenan durch die Stuwwe schlurft! — Huch Kinder nee! — 'S iwwerleeft mich heite noch, wenn ich dran denke! — (Meister Oelze lacht und plaudert mit Emil. Rese hört sehr aufmerksam zu.) Na! — Ich mache mich denn nu awwer stark un richte mich in de Heehe un frage so in's Dunkle 'nein — mer hatten enne Nacht, daß mer de Hand nich fer'n Oogen sehn konnte! — frage: „Is denn jemand da?!" — Keene Antwort! — Ich frage noch e mal: „Is denn Jemand da?!!" — Kee Laut! — Na, nu wurd' es mir denn awwer doch e bißchen grauf'g zu Mute. — Ich sitze da, wie gelähmt un horche — un hor — che . . . Und da!! — mit eenem Male!! — giebt's e Krach!! — grade als wenn so e Gescherre mit aller Macht an'n Boden geschmissen wirde! — Ich — in de Heehe! — Nach'n Streichhelzern getappt, Licht angesteckt nn nebenan! — Kee Mensch da! Awwer uf'm Fußboden liegt die scheene Kaffeekanne mit den Vergißmeinnicht, das hibsche, alte Familienerbstücke, das mir der Vater e mal geschenkt hatte un is kurz un kleene, in tausend Granatstückchen! — Ja! Un nu war awwer das das sonderbare derbei, daß se ganz hinten uf der Kommode gestanden hatte un ringsrum allerlee Kaffeetassen un Gläser un Tellerchen un von alledem war ooch kee eenz'ges Stückchen kaput oder ooch nur vom Flecke gerickt. 'S konnte se nur jemand so ganz vorsicht'g rausgehobn un mit Absicht an Boden geschmissen hamm. — Anders war's gar nich meeglich. — Na, nu ging ich denn un suchte de ganze Wohnung ab: kee Mensch da; de Flurthiere zu, de Kette vor; alles noch so, wie's gewesen war. — Na, was sagste daderzu Franz?

Meister Oelze. I na, wer weeß, was Dich den Abend ufgeregt hat, daß De e bischen dusslig im Koppe gewesen bist. Hähä.

Pauline (ernst). Spotte nich, Franz! — Gott is mei Zeige, daß alles ganz genau so gewesen is, wie ich's Eich hier erzählt hawwe!

Meister Oelze. Na, das is schon meeglich? Ich meene je eben: wer weeß, was een' nich alles 'n Abend vor der Hochzeit passier'n kann? — Hähä. — Emil! Willste noch mal? Dä! (Lacht. Giebt ihm Wein).

Pauline. Hm! — Das is nu awwer noch nich alles! — Ich lege mich also nu widder hin un endlich beruh'g' ich mich denn ooch widder un denke nur noch so: 's wird am Ende doch wohl bloß enne Erschittrung gewesen sin un puste 's Licht widder aus, un denke, wie's doch schade is um die scheene Kanne, un lasse mer so allerlei im Koppe rumgehn: was der Vater wohl so macht un ob e wohl morgen zur Hochzeit komm' wird un liege so un seh vor mich hin un liege 'ne ganze Weile. — Un da, wie ich mit großen Oogen so vor mich hinseh' so ins Dunkle 'nein, da — uf eemal — seh ich... Un nu soll mer de Hand hier ufm Flecke verdorrn, wenn das erlogen is, was ich Eich jetzt erzähle! — seh ich, wie von der Stubenthiere her — enne lange, weiße Gestalt....

Meister Oelze. Mit gelben Raffzähn' un grien Oogen un Kralln an' Fingern un... Hähä!

Pauline. ... weiße Gestalt sich langsam, ganz langsam quer durch die Kammer schiebt — Langsam, ganz langsam so uf mei' Bette zu un am Fuß-

ende ſtehn bleibt!... Ich fiehle orndlich, wie mir de Haare zu Berge ſtehn; un mei' Herze pocht, daß es mir orndlich durch 'n ganzen Kerper ſchittert! — Ich ſtarre und ſtarre! Wie angeſchmied't!... Na, endlich mach' ich mich denn awwer doch ſtark und reiß' mich in die Heehe un denke: das Donnerwetter!! Das muß doch irgendwie mit natierlichen Dingen zugehn?! — Am Ende is es e Lichtſchein? Awwer das war nu gar nich meeglich, denn, wie ich ſchon ſagte, mer hatten enne ſtockdunkle Nacht. Un denn konnt' ich ooch ganz deitlich unterſcheiden, daß es Arme un Hände hatte un e langen, weißen Vollbart un Oogen un 'ne Naſe. Nur de Geſichtsziege konnt' ich nich deitlich unterſcheiden. Das glimmerte immer ſo weiß durchenander wie faules Holz, das im Dunkeln leicht't. — Na, denk 'ch, ſollte ſich am Ende doch eener e ſchlechten Spaß mit Dir machen? — Ich will rufen: awwer ich kann keen' Mux von mir geben; nur ſo e Grunzen krieg' ich aus der Kehle. — Na! Ich beiß de Zähne zuſamm' un in meiner Verzweiflung reiß ich mich in de Heehe, biege mich ſo vor un faſſe mit beeden Händen nach dem Dinge. — Niſcht! — De pure Luft! Das Ding awwer ſteht immer noch ganz ſtille un ſteif vor mir! — Na, nu brach mer awwer denn doch der Angſtſchweiß aus! Unters Bette, de Decke iwwer de Ohrn un ſo lieg ich un lieg ich un trau mir kaum Atem zu hol'n, un mei Herze ſchmeißt mich nur immer ſo — wupp! wupp! wupp! — von der Matratze in de Heehe. — So lieg ich denn, ich weeß nich wie lange, bis 'ch endlich widder e bischen Courage kriege un nehme ſo de Bettdecke e bischen weg, daß 'ch e mal Luft hole. — Un da — in dem Oogenblicke — thut's uf eemal dichte neben mir e langen, ſo recht, recht ſchweren Seifzer un — alles is weg! — Huch! (Geſicht in die Hände. Schüttelt ſich.)

Reſe. Herrgott, Pauline! Da wird een' ja himmelangſt!

Pauſe.

Pauline (langſam die Hände vom Geſicht nehmend; langſam, ergriffen). Ich dachte noch ſo; Da muß jemandem, der Dir recht nahe ſteht, was ganz Furchtbares geſchehn ſin; un — gleich nachher — kam von Eich die Nachricht, daß der Vater — mit eenem Male — ganz unverhofft — geſtorben wär'.

Meiſter Oelze (ſteht auf; geht auf und ab; lacht).

Pauline. Ja lache nur, Franz?

Pauſe.

Was ganz ähnliches is e mal enner Gutsbeſitzersfrau in irgend ſo e Neſte bei Gera paſſiert. Der ihr Mann war in de Stadt gegangen un hatte Vieh verkooft un ging nu mit 300 Thalern ungefähr, in 'ner Geldkatze, widder zu Fuß zurück. Da is e denn im Walde iwwerfalln un totgeſchlagen worden. — Der hat ſich bei ſeiner Frau ooch ſo gemeld't! — Das war awwer am hellichten Tage. Sie ſitzt in der Stuwwe un ſchneid't grade griene Bohn', grade der Thiere gegeniwwer, un de Thiere ſteht weit uff, daß de friſche Luft aus'm Flur in's Zimmer kanu. Un da, mit eenem Male, ſteht ihr Mann mitten in der offnen Thiere, un ſe wundert ſich noch ſo, daß ſe 'n gar nich hat komm' heern un will 'n eben anreden, da thut e pletzlich ooch ſo e ganz tiefen, ſchwer'n Seifzer un is — weg! — Ja, da hat's ooch ſo geſeifzt!

Reſe. Franz! Du willſt am Ende nu doch zu Bette?

Meiſter Oelze. Nee nee! — Hähä! — 'S wäre je jammerſchade? — Jetzt, wo mer uns grade ſo hibſch unterhalten? — Hähä!

Pauline (lacht). Macht Dir das wirklich Spaß, Franz? — I, von ſolchen Geſchichten weeß ich noch enne ganze Menge.

Rese. Ach, bis stille, Pauline! Mer kann sonst de Nacht nich schlafen. — Wirklich, mit so was kann mer sich um de Nachtruhe bringen! — De Spritzen sind doch noch nich widder zurück! — Na, Hecht brennt doch heite runter bis ufn Erdboden! — Bei dem Sturme is doch an kee Leschen zu denken?

Pauline. Ich mechte doch wissen, ob das Feier angesteckt is.

Rese. J, das is schon meeglich?

Pauline. Der alte Hecht muß doch wohl manchen Feind hamm'?

Rese. J ja. So e beeser, jähzorniger Mann wie der? — Vor acht Tagen hat e je ersch noch e Knappen durchgedroschen, der 'n bemaust hatte un hat 'n ausm Hause rausgeschmissen. — Der hat meeglicherweise das Feier angelegt.

Pauline. So? — Hm! — (Mit einem Blick auf Meister Oelze.) J, da fällt mer ein! Vielleicht könn' mersch rauskriegen, ob's der angelegt hat.

Rese (lacht). Ae Spaß! — Wie willste denn das rauskriegen?

Pauline. Na, gieb mer mal ne Bierflasche un Eire alte Hausbibel un 'n Hausschlissel!

Rese (lacht). Na, was Du awwer ooch alles weeßt, Pauline?

Pauline. Na mache doch? Un wenn's sonst weiter nischt is, denn hamm' mer uns doch e Spaß gemacht?

Rese (lacht). Na, da bin ich awwer neigierig, was das nu widder is! (Steht auf und holt die gewünschten Gegenstände zusammen.)

Pauline. Wenn ich nämlich die Bibel oben auf'm Flaschenhalse in de Balance bringe und mache denn mit'm Hausschlissel immer solche Kreise driwwerweg un spreche dazu leise e paar bestimmte Worte so vor mich hin, denn brauch' 'ch bloß den zu nenn', uf den ich Verdacht hawwe, daß e irgend was begangen hamm' soll, un wenn's denn der richt'ge ist, denn fällt die Bibel mit eenem Male runter, ohne daß se e Mensch angeriehrt hat. (Rese hat die Sachen inzwischen auf den Tisch gelegt.) So! — (Alle, mit Ausnahme Meister Oelze's, gruppieren sich neugierig um den Tisch herum. Pauline erhebt sich, bringt die Bibel auf dem Flaschenhalse in Balance und nimmt den Schlüssel.) So! — Na, nu wolln mer mal sehn! — Jetzt geht e mal alle e bischen vom Tische weg un verhalt't Eich ganz ruh'g! — Nich lachen! Du mußt nich lachen, Emil! — Alles — ganz — ruh'g! — Wie hieß e denn, Rese?

Rese. Nordmann.

Pauline. Gut! — So! — (Beschreibt mit dem Hausschlüssel langsame Kreise über der Bibel und brummelt dabei vor sich hin. Nach einer Weile klappt die Bibel auf den Tisch.)

Pauline (ernst). Danach is e's gewesen.

Emil. Ach, Tante! Du hast an Tisch geschubbst!

Pauline. J, wie kannste denn das sagen, Emil? Ich hawwe je e ganzes Sticke vom Tische abgestanden.

Meister Oelze. Emil! Komm her! — Quatsch dummer!

Pauline (sieht ihn an). Uf die Art is schon manches ans Tageslicht gekomm', Franz!

Meister Oelze. So? — Hähä! — Uf die Art kömmt bloß Deine großart'ge Dummheet ans Tageslicht un weiter nischt!

Pauline. Da sin schon Brandstifter un Diebe un alles, sogar Merder entdeckt worden.

Meister Oelze. So. — Hähä!

Reſe. Na, da gloob ich nu ooch nich dran, Pauline! — Wie ſoll mer ſich denn das erklärn?

Pauline. 'S is manches unerklärlich, Reſe.

(Pauſe, während welcher Pauline wieder, wie in Gedanken, das Experiment mit dem Hausſchlüſſel macht. Plötzlich fällt die Bibel ſcharf und hart auf die Tiſchplatte. Pauline thut einen Aufſchrei und ſtützt ſich einen Augenblick gegen den Tiſch.)

Reſe (die ſich wieder geſetzt hatte). Herrjees!! Was haſt 'enn, Pauline?!

Pauline. Niſcht! Niſcht!

Reſe. Gott, nee! Haww' ich mich erſchrocken!

Pauline. Franz ooch! E is ordnlich zuſammengezuckt!

Meiſter Oelze. Unſinn! — Quatſch verrückter!

Pauline (lacht). Awwer, Franz?! Stelle das doch nich in Abrede?! Leichenblaß biſte je geworden?

Meiſter Oelze. Hähä! — So? — Gloobſte?

Reſe. Ach Gott, Kinder — Nu heert awwer uf! Mer wird zuletzt ſelber ganz koppverdreht!

Pauline. Franz, ich wette, daß De Dich jetzt nich uf'n Flur nauszugehn trauſt!

Reſe. Na, das wär' ooch e ſcheener Unſinn! Ich könnt' es jetzt, wahrhaft'g'n Gott, ooch nich!

Pauline. Ich ſeh Derſch je an, Franz? Du biſt je ganz ufgeregt?

Meiſter Oelze. Ach, Du denkſt wohl, mer ſin hier alle ſo dumm wie Du?

Pauline. Ich traue mich naus! (Lacht.) Jede Wette, die De willſt, geh ich mit Dir ein, Franz! Jetzt trauſte Dich nich naus! — Denke mal, Franz? Wenn De jetzt ufn Flur nauskömmſt un 's käm Dir uf eemal ſo enne weiße Geſtalt entgegen hinten vom Gottesacker her, wie mir damals? Un 's ſteehnte mit eenem Male ſo dichte neben Dir uf? Na? — Das is kee Spaß? — Gloobe nur!

Meiſter Oelze (ſteht langſam auf). Hä! Hähä! — Na, das könn' mer je mal ſehn?

Pauline. Hm? Na, da wär' ich doch neigierig!

Meiſter Oelze (zu Emil). Siehſte, mei Sohn? Daß De ſiehſt, was das alles fer e Quatſch is: jetzt geh ich hinter in Garten, in de Werkſtatt, un hole 's Kreisblatt, das ich heite hinten hawwe liegen laſſen un de wirſt ſehn: ich wer'e widder komm' un 's is mer kee Staar in' Hintern geflogen. — Hähä!

Pauline (aufgeregt). Nee, da bin ich doch werklich neigierig?

Meiſter Oelze. Hä! Hähä! — (Geht auf die Thür zu.)

Reſe (ängſtlich). Gott, Franz! Macht doch nur nich ſolchen Unſinn! So aus der warmen Stuwwe in Zug 'naus! De kannſt Dich in Tod 'nein erkälten!

Meiſter Oelze (öffnet die Thür).

Reſe. Geh nich, Franz!!

Meiſter Oelze (nervös). Verhalt' Dich ruh'g!!! — Dummes Frauenzimmer!! (Ab.)

Pauline (lacht aufgeregt). E geht! — Wahrhaft'g'n Gott! E geht!

Reſe (nachrufend). Franz!! — (Geängſtigt.) Ach, das geht je nich! Das geht je nich!

Pauline (wie eben.) Laß 'n doch, Reſe? E wird gleich widder retour komm'!

Rese. I Gott, Pauline! Ich weeß ooch gar nich, wie De nur biſt! Ihr ſolltet doch nich ſo' e Unſinn machen! — Was hat denn das fer e Zweck! — Mer weeß nich, was paſſiern kann!

Pauline (lauſcht; lacht). Laß doch! — Is je Spaß!

Rese (lauſcht). Jetzt, wo e noch derzu ſo ufgeregt is von dem Biere un von Deiner Erzählerei un denn hat e ooch noch den Wein getrunken! — Das is e je gar nich gewohnt! — Mer wolln nur wenigſtens de Thiere uflaſſen, daß e Licht hat!

Pauline (ſteht auf; geht lauſchend auf die Thür zu). Jetzt klappte hinten de Thiere! — Nu — bin ich — geſpannt . . .

Rese. Wenn e in der Dunkelhet gegen was rennt!

Pauline. Is je Mondſchein.

Rese (abwechſelnd lauſchend und ſprechend). Gott nee! — 'S is wahr! — Wenn mer ſo ufgeregt is!

Pauline (nervös). Stille doch! (Lacht in ſich hinein.)

Rese. . . . 'S braucht nur — e Papierſchnitzelchen — oder — e Strohhalm inwern Hof zu raſcheln — un e kann — e Schreck hamm — . . . Oder wenn de Mutter mal unverſehens ufſchreit?! . . .

Pauline. Stille! . . . (Sie ſteht in großer Aufregung neben der Thür; zupft an ihrem Schürzenzipfel herum und lacht fortwährend vor ſich hin.)

Emil (hat ſich gleichfalls zur Thür hingeſchlichen).

(Alle verhalten ſich jetzt ganz ſtill und lauſchen. — Plötzlich von draußen ein lautes, grelles Schreien, das anhält, deutlicher wird und ſich der Thür nähert.)

Rese (fährt auf). Ach Gott??!!! (Bleibt wie erſtarrt ſtehen. Die Kinder ſchreien auf.)

Meiſter Oelze (taumelt im ſchnellen Lauf herein, bis zum Ofen hin, fortwährend ſchreiend.)

Rese. Großer Gott!! — Franz!! — Was haſt 'enn??!! — Ach, ſiehſte, Pauline!! (Schnell auf Meiſter Oelze zu, der zitternd und ſchwer atmend in größter Aufregung, mit dem Rücken gegen die Thür, laut ſtöhnend, gegen den Ofen lehnt.) Franz!! Was is Dir denn?!!

Meiſter Oelze (mühſam). Ich — hawwe . . . Ich . . . (Taumelt.)

(In dieſem Augenblick ſchlägt die Thür mit einem lauten Krach ins Schloß von einem heftigen Windſtoß. Mariechen klammert ſich aufweinend an Pauline an.)

Meiſter Oelze (mit einer jähen Wendung und einem lauten Angſtſchrei gegen die Thür herum.)

Rese. Franz!! — 'S is je nur der Wind?!!

Meiſter Oelze (taumelt; ſtöhnt. Alle auf ihn zu).

Rese. Gott!!! — 'S — leeft 'm je — Blut?!! — aus'n Mundwinkeln??!!! — Blut??!!!

Meiſter Oelze (greift mit beiden Händen gegen die Bruſt. Schlägt an der Ofenbank nieder).

Rese (ſchreit). Großer Vater im Himmel!!! — Der Mann kriegt je 'n — Blutſturz??!!!

Emil (weint auf). Vater!! — Vater!!

Mariechen (weint laut, an Pauline geklammert).

Rese (heult auf). Himmliſcher Vater!! — Der Mann — kriegt 'n — Blutſturz?!!!

Pauline. Stille! — Stille!

Rese (um Meiſter Oelze beſchäftigt). 'N Doktor!! — 'N Doktor!!

(Schluß folgt.)

Von der Berliner Kunstausstellung.

Von
Hans Schliepmann.

I.

Diesmal bedurfte es keiner Versicherung allerhöchster Protektion der freien Künste bei Wiedereröffnung unserer, wie es scheint definitiven eisernen Kunstbaracke am Lehrter Bahnhof, — deren Skulpturenhallen übrigens mit ihrer an sich sehr hübschen Architektur noch immer durch ihre Farblosigkeit einen recht harten Gegensatz zu dem wundervollen Mittelkuppelsaal bilden. Das Ausland war nicht zum Wettstreit geladen worden und brauchte daher nicht erst durch den Augenschein überführt zu werden, daß bei diesem Kampfe die Patronen in der Tasche, die Plempen in der Scheide bleiben sollten, Versicherungen, deren man ja in diesen glückblühenden bewaffneten Friedenszeiten gegen die lieben Nachbarn leider gar zu sehr bedarf.

Von der langen Vorgeschichte — und Nachgeschichte, denn der Kampf um die Zukunft unseres Ausstellungswesens steht ja noch in hellen Flammen! — wäre zunächst eigentlich viel zu sagen. Ich stehe aber zu sehr außerhalb aller in Frage kommenden Interessen, als daß ich mich berufen fühlen könnte, nun auch diese oder jene Fahne aufzupflanzen und zu rufen: in hoc signo vinces! Besonders, weil man auf die übrigen Fahnen zu reichlich und groß „Kunst", „Fortschritt", „Entwicklung" statt der ehrlicheren Worte „Brot" und „Macht" geschrieben hat. Ich liebe die deutsche Sprache zu sehr, als daß ich ihren guten Worten Begriffswechselbälge unterschöbe, statt die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Soviel ist aber doch ganz klar, daß es sich bei diesem Kampfe um die Ausstellung für die Künstler schließlich um rein wirtschaftliche, nicht um Fragen künstlerischer Fortentwicklung handelt. Diese Fragen sind durchaus berechtigt, ja, sie sind sogar die Kernfragen auch für den ideellen Fortschritt — wie denn alles Ringen in unserer Zeit sich dahin zuschärft; aber sie müssen als solche klar erkannt und offen behandelt werden, sollen sie zu ersprießlicher Lösung gelangen. Mir scheint augenblicklich allein in Frage zu stehen: Markt oder Erbauungstempel? Hört man, daß die Verkaufskommission von den Ausstellenden sich durch Zirkular außer dem angegebenen Preis auch noch ausdrücklich einen Minimalpreis ausbittet, so erkennt man, daß das Jahrmarktsfeilschen integrierender Ausstellungsbestandteil ist; hört man von den Zurückweisungen der Jury, so glaubt der Kindliche noch immer an die Hochhaltung des ewig heiligen Paniers echter, wahrer Kunst. Bedenkt man nun aber, daß die Markt-„Chancen" etwa gerade so günstig liegen wie bei einer Pferdelotterie, so wird man nicht behaupten können, daß durch größere Betonung des Idealen wirtschaftlich viel verloren gehen würde. Andererseits ist der Idealismus vom grünen Tische er-

fahrungsmäßig so altersgrau, daß man ihn aus einiger freier Entfernung zuweilen für schimmlig halten möchte. Auch will mir's scheinen, daß die ganze Rollenvertauschung ergötzliche Streiflichter auf unsere Entwicklung wirft: die Künstler vertreten die praktische Seite (sie müssen wohl freilich); der Staat die nach seinem Standpunkte ideale (weil er seinen wirtschaftlichen Beruf noch nicht klar einzusehen vermag).

Doch gebe ich hiermit nur Eindrücke, nicht Urteile; vielleicht regen gerade meine, unter Umständen schiefen Eindrücke Andere an, das recht wichtige Thema eingehender zu beleuchten. Ich fühle mich den lediglich künstlerischen Fragen gegenüber heimischer.

Heimischer fühlt man sich nun auch auf dieser, als auf der vorjährigen Ausstellung — heimischer, doch auch beschränkter, denn die Anregungen aus der Fremde sind diesmal fortgeblieben. Mag man das als nationale Selbstwertung preisen oder als Vogelstraußentum in der Kunst und Kirchturmpolitik tadeln: für diesmal mag es hingehen über der wesentlichen Neuerung: der Einführung der Sonderausstellungen. Hierdurch wird die diesjährige Ausstellung zu einem Datum werden. Gelangt das neue Prinzip einmal zu allgemeiner Durchführung, so wird aus dem Kunstjahrmarkt wieder ein hochwichtiger Faktor für die innere Kunstentwickelung werden.

Denn soviel man auch sagen mag, jedes Kunstwerk müsse an sich und für sich selbst wirken, so wird doch gerade durch das wahllose Aneinanderhängen verschiedenartigster Werke fast stets Wirkung durch Gegenwirkung paralysirt. Erst eine Reihe von Werken eines Künstlers giebt uns dessen volle Persönlichkeit und damit das Milieu, aus dem heraus wir seine Werke ganz umspannen können. Und in der Persönlichkeit selbst wird uns ein ästhetischer Reiz geboten, der geistig vielleicht noch höher steht als alle objektiven Schönheiten des Kunstwerkes.

Thatsächlich ist es denn auch dieser Reiz, der im allgemeinen Urteile der heurigen Ausstellung einen so hervorragenden Rang angewiesen hat. Außer einer Steigerung im Landschaftlichen erblicke ich nirgends ein Höhergipfeln über Erwartung. Aber man sieht plötzlich, man greift mit Händen, was wir an einem Schönleber, einem von Gebhardt, einem Thoma, einem Passini, einem Bartels, einem Harrach, einem Geselschap u. a. haben — und an manchem anderen nicht haben!

Und selbst diejenigen, die wir kannten, schätzten und wieder schätzen müssen, treten in ein neues Licht — nicht so an sich, als weil die Anderen einmal mit gleich großen Streitkräften anrücken dürfen, weil die großen goldenen Medaillen und die Akademiemitgliedschaft nicht mehr allein unbeschränkte Ausbreitung zulassen.

So bin ich denn vor allem wieder überzeugt worden, daß die Stellung Menzels als eines primus omnium vor einem unbefangenen Urtheile nicht mehr zu halten ist. Sein ungemeines Verdienst als Bahnbrecher, als Prototyp einer Richtung, die jetzt bereits anfängt, eine geschichtliche zu werden, wird damit keinesfalls angetastet. Auch nicht einmal der absolute Wert seiner Kunstwerke. Aber durch den blinden Personenkultus, der — ohne Wollen des charaktergroßen Mannes freilich — ihn uns immer wieder als „Deutschlands ersten Künstler" u. s. w. ausspielt, muß der Widerspruch alle Vorurteilsfeindlichen endlich sehen lernen, daß seine Kunst nicht ohne eine gewrsse referentenhafte Trockenheit ist, daß Format und Einzelheiten die eigentümliche Sehweise des Kurzsichtigen verraten und daß er bei seiner Widerspiegelung jeder Natur

zuweilen doch ans Wirre, Kleckſige ſtreift, ans Monumentale aber trotz des einſeitig Männlichen ſeiner Kunſt niemals voll heranreicht. Ich geſtehe, daß mir ſeine „Freunde“ mit ihrer Verhimmelung den Meiſter ſchier verleidet hatten. Ich wollte ſchon geradezu frondieren. Da hat mich nun aber der Meiſter ſelbſt doch wieder bekehrt. Wenn auch nicht primus omnium: ein Erſter bleibt er doch immer wieder. Vor allem ein Erſter der Skizze, dann auch ein Erſter der Gouachemalerei. Um ſeine Barock-Kircheninterieurs gebe ich ſeine Prozeſſion, ſeine Ballſcene gern hin. In jenem iſt die vollſte Poeſie des Lichtes, in dieſen doch mehr norddeutſch kritiſche Beobachtung. Das Merkwürdigſte iſt, daß eine Kräfteabnahme eigentlich nirgend verſpürt werden kann.

Nicht ſo gut iſt es dem zweiten ſicherſtehenden Altmeiſter gegangen: Ludwig Knaus. Seine Natur iſt die gleiche geblieben, aber ſeine Kraft zeigt ſich in den jüngſten neuen Bildern doch nicht mehr ganz voll. Liebenswürdig iſt auch dieſe Prügelſcene, dieſes Schulgeheimnis, liebenswürdig, wie eben nur Knaus mit ſeinem leiſen ſonnigen Humor, mit ſeiner lächelnden Liebe zu den Kindern ſein kann. Aber Bedeutenderes gab er doch in dem Porträt Ravenés, Meiſterlicheres in der Schachpartie, wo nicht nur die Hände, ſondern alle Hoſen- und Stiefelfalten noch wirklich reden.

Weniger wohl ſchon durch das Alter als durch bequemes Wandeln auf wohlerrungenem feſten Boden hat Paul Meyerheim ſeine einſtige führende Stelle eingebüßt. Mit feinſinniger Liebe ſchildert er noch immer ſeine Lieblingswelt, die Tiere; aber er iſt ein wenig Epikuräer; er läßt ſich's bei ſeinem bewährten Rezept wohlſein — Geiſter zweiten Ranges würden freilich von dieſem Rezept noch in Ueppigkeit zehren können — und malt mehr aus Vergnügen als aus innerſtem Muß.

Dieſer künſtleriſche Imperativ iſt es, der einem anderen der „Alten“ eine ſo erhabene Stelle einräumt: Eduard von Gebhardt.

Schulgeſchwätz, Schulgeſchwätz! Wie ſteht es hohl und hilflos und nichtig dieſem mächtigen Mann gegenüber, der abſeits vom Wege ſeine eigene Innerlichkeit voll auslebt. Was Freilicht, was plein-air, was jede ſonſtige Parole: da kommt ein eckiger Niederdeutſcher, der in ſcheinbar willkürlichem Archaismus doch die ureigene Sprache ſeines gewaltigen Herzens findet: und uns bleibt nichts als frohe Bewunderung, tiefe Ergriffenheit! Man lerne doch hier vor dieſen mit echteſter Inbrunſt gemalten Gedankenbildern wieder, daß der Gedanke doch eben ein gewaltiger Summand für die äſthetiſche Geſamtwirkung iſt — was man als einfaches Additionsexempel längſt begriffen haben könnte! Der Gedanke, nicht der Stoff! Das ſtoffliche Intereſſe iſt höchſtens inſofern äſthetiſch einzuwerten, als es gelegentlich einen Blick in den Intereſſenkreis des Künſtlers geſtattet, alſo ſeine Perſönlichkeit beleuchten kann. Aber wie der Künſtler den Stoff ſeeliſch herumgewälzt, mit ſeinem Herzblut durchtränkt, in ſelbſtverzehrendem Feuer zur Form umgeſchmolzen hat: das iſt an ſich äſthetiſcher Hochgenuß, abgeſehen von den ſpezifiſch maleriſchen Qualitäten. Siehe, ein Menſch! —

Daß es die Tiefe, nicht das Stoffliche macht, zeigt ein Vergleich mit Guſtav Spangenberg: dort ein Petrus, hier ein liebenswürdiger Landgeiſtlicher, mit Liebe dem Großen zugekehrt, mit einer echten Ader melancholiſcher Poeſie, doch mehr das Erhabene anbetend als fähig, es ſelbſt zu ſchaffen, mehr behagliche Liebenswertheit als knorrige tiefgründige Leidenſchaft — und etwas Zipfelmütze. Gebhardt aber vermag nun noch eines, was ſelbſt Uhde,

der ihm an Innerlichkeit nahe steht, nicht kann, — nicht können will vielleicht: zu komponieren! Seine Freskenentwürfe für Loccum, sein „reicher Jüngling" sammeln nicht nur allen Geist auf wenigen Gesichtern und Händen; da ist Fülle, Wechsel, Rhythmus — und in allem doch wieder Gebhardt, nicht Rafael, nicht Michelangelo — auch nicht Dürer oder Rembrandt, was er auch von allen gelernt haben mag.

Die Neuesten meinen, diesen Vorzug damit in Verruf bringen zu können, daß sie behaupten, die Natur komponiere auch nicht und sei doch schön. Ja, das ist aber eben doch auch eine Natur, die da ihre Kompositionsgedanken auslebt.

Und da steckt denn auch die ganze Hinfälligkeit der radikalen Naturalisten: der menschliche Geist ist da immer außerhalb der Natur, außerhalb ihres Exempels — meist weil sie keinen belangwerten Posten davon beizusteuern haben. Es fehlt die oben berührte ästhetische Einwertung des Persönlichen und fehlt überdies die Einwertung des Rhythmus in all seinen mannigfaltigsten Feinheiten.

Werden darüber die spezifisch malerischen Qualitäten vergessen, so ist allerdings auch ein Vollkommenes nicht erreicht. Wer allem empfänglich gegenübersteht, kann über der persönlichen Größe von Peter Cornelius seinen Mangel an Farbensinn und Anatomie nicht übersehen; aber die bedeutende Kraft Friedrich Geselschaps wird er um so rückhaltloser anerkennen, als der Künstler in der Zeit kein sehr lebendiges Echo seiner Empfindungsweise findet.

Er ist vielleicht minder tiefgründig als Gebhardt, minder undeutsch, wie denn seine Leitsterne Raphael und Michel Angelo sind, denen er auch in seiner Ausdrucksweise näher geblieben als Gebhardt seinen deutschen Meistern. Seine Kunst ist daher auch epigonenhafter als die des Düsseldorfer Meisters trotz dessen Archaisierens. Aber er konnte doch auch die großen Italiener nur deshalb erreichen, weil er einen Zug in sich besaß, der sonst nur allzusehr der Kunst unserer Zeit fehlt; Monumentalität! Daß der große Zug seiner Fresken nichts Erkünsteltes ist, zeigen seine Porträtskizzen, allein schon in der Wahl der Typen — die auch bei Gebhardt übrigens geradeso charakteristisch ist. Es ist nur natürlich, daß diese Monumentalität etwas von einem exotischen Gewächs an sich hat, sie liegt, wie gesagt, nicht im heutigen Allgemeinempfinden, und unsere Zeit müßte erst wieder aus zermürbendem Hin- und Herschwanken zu einheitlichen Zügen kommen, wenn volkstümliche monumentale Kunst erstehen soll.

Bei alledem ist Geselschap doch der erste, der ein Exemplar der fremden Pflanze vollständig gesund akklimatisiert hat. Vor allem ist er nicht wie Cornelius ein Mann mit schwerer Zunge. Er beherrscht Form und Farbe; seine Kraft steckt in ihnen ebenso wie in seinen Gedanken, und dadurch ist und bleibt er eine der merkwürdigsten Künstlererscheinungen unserer nach tausend Richtungen auseinander fahrenden Zeit.

Der allermerkwürdigste Kopf auf der diesjährigen Ausstellung ist aber unzweifelhaft Hans Thoma. Leider lernte ich ihn erst diesmal kennen. — Und den hat man nicht sofort zu schätzen vermocht? — Natürlich, er war ja ein Mann auf eigene Faust, ein Mann, der für sich malte, ein prachtvoller Egoist, der dem kunstgackernden Mustermännlein oder -Fräulein mit stillem Lächeln eine Sonderlingsidee vor die Nase hing, ohne um Entschuldigung zu bitten, daß er anders sei als die Anderen.

Vor allem ziehen den Künstler malerisch-technische Probleme an, und da-

rin unterscheidet er sich von Böcklin, der in erster Linie das Stimmungsproblem verfolgt. Wie kann man aus diesem Pappdeckel eine Rüstung mit möglichst geringen Mitteln herausbringen? Der silbergraue Pappdeckel verführte so zu dem merkwürdigen, entschieden etwas abstrusen Bild des Ritters vor der schwarzen Landschaft. Ein Motiv wird in fruchtbarem Augenblick aufgefangen: wie mache ich ein Bild daraus? Ein schönes und männliches Modell: es wird in allen möglichen Stellungen aufgefangen. Ganz unbewußt haben sich die Leiber bildartig gefügt; schnell noch einige Motivierung, und die merkwürdigen nackten, am Signorelli erinnernden Bogenschützen sind fertig. Eine Leinwand steht im Atelier. Eines Tages malt sich der Künstler selbst in eine Ecke derselben. Den Kopf seiner Frau daneben. Nach einiger Zeit kommt ihm die Lust, das links übermäßig belastete Bild ins Gleichgewicht zu bringen, und er malt eine Landschaft um die Köpfe! Es liegt etwas von behaglicher Feinschmeckerei in diesem Probieren, etwas Stillvergnügtes; und es tritt mit so viel harmloser Selbstverständlichkeit auf, daß man erst, wenn man das Fertiggewordene überblickt, inne wird, wieviel Kühnheit, wieviel Kraft dazu nötig war.

Aber das ist nur eine Seite des Künstlers. Er weiß doch auch die Stimmung in der Natur wunderbar zu ergründen. Am bezeichnendsten für ihn ist vielleicht jenes Mondscheinbild, in dem sein Wesen, latenter Humor, sich durch den miserablen Fiedler, der die holde Nacht mit seiner gefühlvollen Kratzerei verhunzt, klar ausspricht. Ansprechender noch und allgemeiner verständlich sind seine Landschaften. Und die Reize, die er aufsucht, sind stets höchst eigenartige, mit einer Poesie erfüllt, die allerersten Ranges ist. Bilder wie die beiden Weidenlandschaften, die Rast auf der Flucht, die sommerwarme Landschaft mit den hohen Pappeln sind gar nicht wieder zu vergessen. Und sie sind so spezifisch malerisch poetisch, daß es keine Worte giebt, sie in Schilderung umzusetzen oder nüchtern einzuwerten, so spezifisch Thoma, daß auch der Ausstellungsbummler des Künstlers Namen, seine Art auffassen, behalten muß.

Von weiterem Landschaftlichen das nächste Mal!

Ein moderner Retter der Religion.*)

Während der heißen Kampfestage, da das Schulgesetz mit seinen Konsequenzen für die Kirchenmacht alle Gemüter aufrüttelte und alle Geister einmal wieder Farbe bekennen ließ, ging unabhängig von allem Staub und Lärm ein kleines, anspruchsloses Buch seinen stillen Weg, das auf fünfundachtzig Seiten in Wahrheit mehr Wertvolles zur Klärung des innerlichsten Religionsproblems enthielt, als alle Apologieen jenes Gesetzes in Kammer und Presse zusammengenommen. Eine Apologie will es auch sein. Aber in der Art, wie diese Apologie eingeschränkt und mit modernstem Apparat dann doch noch in Szene gesetzt ist, liegt etwas so überaus charakteristisches, daß die Schrift des jungen Berliner Philosophen Martin Keibel nicht warm genug zum Studium empfohlen werden kann. Feiner, sicherer Kampf herrscht hier im obersten Stockwerk. Und ich gestehe gern, daß ich, obwohl prinzipiell durch ganz anderen Erfahrungsweg beeinflußt und im Resultat, um das vorweg zu sagen, entschiedener Gegner auch dieses neuesten Rettungsversuches, beständig eine tiefe, unauslöschliche Sehnsucht nach Büchern dieser Art hege. Unsere Zeit ist reich genug an lärmvollen Aeußerungen einer immerhin noch ganz gewaltigen religiösen Unterströmung. Aber nur in seltensten Fällen giebt der obere, tosende Wellenschlag ein greifbares Bild von der wahren Stärke und Breite dessen, was die Tiefe an echter religionsfreundlicher Stimmung hegt. Die offiziellen Aeußerungen der Kirche liefern verschwindend wenig Material. Wenn sie die einzige Stimme wären, so würde ich angesichts solcher geschlossenen Freidenkeropposition aus allen unsern besten Bildungskreisen, wie sie unlängst das Schulgesetz hervorrief, und angesichts der ebenso notorischen Thatsache, daß weiteste und zum Teil gerade die intelligentesten Schichten unserer Arbeiterwelt täglich mehr die Fühlung mit der Kirche ganz und gar verlieren, mich der Ansicht zuneigen, daß die religiösen Bedürfnisse sich bereits im offenkundigen Verfall befänden. Das religiös gefärbte Fin-de-Siècletum, wie es Garborgs Meisterhand in diesen Heften in seiner ganzen Gespensterbleichheit schildert, überzeugt mich noch weniger; es ist eine chronische Krankheit der Kulturmenschheit, die von Zeit zu Zeit immer wieder durchbricht, eine Art von geistigem Alkoholismus und intelektueller Morphiomanie, die sich vielleicht in jener Unterströmung ertränkt, aber nicht Kraft aus ihr schöpft. Ein anderer, ein wahrer Riesenteil endlich der gangbaren Debatte über den Wert der Religion scheidet für mich aus dem Grunde völlig aus, weil er Fragen behandelt, die ich für wissenschaftliche halte und die also auf ganz anderem Boden und vor ganz anderen Sachverständigen behandelt werden müssen. Hierher gehört beispielsweise die Unsterblichkeitsfrage; sie paßt in die Physiologie, aber nicht in die Religion; und wenn man selbst mit ihr bei der gröbsten Form des Spiritismus anlangt, so tritt dieser Spiritismus eben doch immer noch mit dem Anspruch auf, eine „Wissenschaft" zu sein.

*) Die Religion und ihr Recht gegenüber dem modernen Moralismus. Darstellung und Kritik der „ethischen Bewegung" unserer Zeit, von Dr. phil. Martin Keibel. Halle a. S. bei Pfeffer.

Man wird bei solcher Auffassung unschwer erraten können, wie viel Wert vollends noch eine apologetische Theologie haben darf, die etwa die Grundzüge der darwinistischen Entwickelungstheorie angreift und hier die große Schlacht zu schlagen meint!

Was ich fordere, klingt vielleicht paradox, vielleicht enthält es eine contradictio in adjecto; aber das letztere, wenn es sich bestätigte, wäre wenigstens auch ein Resultat, der Forschung wert.

Ich verlange Verfechter der Religion, die sie erstens nicht deshalb vertreten, weil sie im Banne einer engen Autorität aufgewachsen sind und sichtbarlich (wohl gar auch wirtschaftlich) darin stecken, sondern bei denen die Sache individuell und zwanglos sich ergeben hat. Zweitens solche, die durch und durch gesund sind und die Sache aus Liebe und Vernunft wollen, aber nicht aus Katzenjammer. Endlich drittens welche, die dem Naturforscher und Geschichtsforscher als solchem sein Recht lassen und eingesehen haben, daß man nicht für die Religion streitet, wenn man den Kopernikus verleugnet oder den Darwin mit Dilettanterei widerlegt.

Nur jenseits aller dieser Dinge kann ein vernünftiges Religionsgespräch beiden Parteien möglich und nützlich werden. Martin Keibel steht aber, in dem Sinne wenigstens, mit beiden Beinen „jenseits".

Keibel verteidigt das Recht der Religion „gegenüber dem modernen Moralismus", der ohne Religion auszukommen behauptet. Nun ergab sich für ihn aber — und das ist gleich bezeichnend genug für die ganze Sachlage — der mißliche Umstand, daß dieser Moralismus, der bekämpft werden sollte, zwar Vertreter genug, aber im Ganzen keine Geschichtsschreiber besaß. Es war Albert Lange einst ähnlich ergangen, als er sich zum Feldzug wider den Materialismus rüstete. Als Muster eines ehrlichen Gegners hat sich also unser Philosoph der nicht geringen Mühe unterzogen, zunächst selbst der Geschichtsschreiber seiner Oppositionspartei zu werden, streng sachlich und auf Grund gewissenhaftester Forschung. Auf etwas über vierzig Seiten giebt er zum ersten Mal eine klare Entwickelungsgeschichte des — ich möchte sagen, offiziellen, des „organisierten" neueren Freidenkertums in allen Kulturländern, der „ethischen Bewegung", wie sie sich allmählich aus der Religion herausgewickelt hat, bis schließlich der Punkt erreicht war, wo die Morallehre sich völlig an Stelle des ganzen Stoffgebietes der Religion gesetzt hatte und die Religion nicht nur kritisch zersetzt, sondern auch positiv überwunden und damit überflüssig gemacht war. Eine prächtige Studie, — recht eigentlich geschaffen, die Apologie des Religionsfreundes zu einem der besten Lesebücher für werdende Religionsgegner zu machen! Die kleinen Freidenker-Gemeinden, wie sie allerorten blühen, kommen in ein einheitliches großes Licht. Durch das ganze Jahrhundert wachsen diese Verbände der „Religionslosen" herauf, Blüte um Blüte, manche taub, aber die meisten doch immer Neues zeugend. Es ist eine erstaunliche Partei, diese „ethischen Unabhängigen," sagt Keibel selbst, — nicht bloß in ihrer Stärke, ihrer Ausbreitung, ihrer Geschlossenheit, sondern noch mehr in der Mannigfaltigkeit ihrer Wege. Materialisten der französischen Aufklärung treten darin brüderlich neben englische Utilitarier, Hegelianer zu Kantianern, Unitarier zu Brahmanisten und Buddhisten. Gewaltig ist der Aufschwung in Amerika, von wo die Ideen dann gestärkt ins Mutterland, nach England, zurückfluten. In Deutschland und Deutschösterreich bestanden 1851 schon etwa 312 „freie Gemeinden," die ungefähr 150,000 Seelen umfaßten. In der Folge ist hier die eigentliche freireligiöse Bewegung etwas heruntergegangen, — zur Zeit blühen in Deutschland 92 Gemeinden mit circa 34,000 Köpfen bei diesem Fluktuieren spielen aber die allgemeinen politischen Verhältnisse keine geringe Rolle, man darf nicht vergessen, daß die wirtschaftlichen Klassenunterschiede enorme Schranken ziehen, daß z. B. in Berlin der Bewegung in ihrer öffentlichen, offiziellen Bethätigung (die allein in den Rahmen der Statistik fällt) je mehr sie sich der Arbeiter-Bewegung genähert hat, immer mehr die Anteilnahme der politisch anders gesinnten oberen Kreise fehlt, in denen doch in Wahrheit Tausende und Abertausende der Weltanschauung nach unzweideutige Anhänger sind. Stellen-

weise wird ein Nachfolger des ersten kühnen Pioniers auch noch manches Datum der Reihe einfügen können. So ist für Frankreich die große Lücke vom Vernunftkult der ersten Revolution bis zum Jahre 1865 entschieden noch auszufüllen, es sei hier nur an den St. Simonismus erinnert. Doch das schädigt den Wert des ersten tapferen Versuchs nicht.

Aber wie steht es nun um Keibels Religion? Er ist selbst, eben in seiner großen Ehrlichkeit, ein wenig Schuld daran, daß er, der Autor, neben dem grandiosen Farbenbilde der Opposition, das er unparteiisch entrollt hat, etwas einsam, fast auch etwas nüchtern dasteht. Er ruft zwar gleich zu Beginn auf seine Seite den feierlichen Ernst des Phidias, die weihevolle Andacht der sixtinischen Madonna, die heilige Glut des Psalmisten und das triumphierende Hallelujah Bachs und Händels .... aber unwillkürlich wirkt in der Folge doch ein gewisser Kontrast: dort die weite Perspektive über die gewaltige Ideenarbeit Tausender, die unter Opfern und Kämpfen sich losgerungen von dem Alten, einem Neuen zu, — hier der einzelne, kühle Denker, der von dem ganzen geschichtlichen Unterbau seiner Religion den *größten* Teil unbeirrt verwirft, um auf etwas kompliziertem Denkweg fast unerwartet doch noch ein *verhältnißmäßig Winziges* als Goldkern herauszulösen. Keibel siebt in Wirklichkeit die ganze sogenannte „Religion" mit einer Konsequenz durch, die für den Apologeten, wie er sich gleich von Beginn an nachdrücklich nennt, etwas gradezu Beängstigendes hat. Schließlich liegen nur zwei Dinge auf dem Sieb, für die es angeblich keine Masche mehr giebt: das *Bittgebet*, oder besser das Vertrauensgebet im Kampf und in der Gefahr, und das *Dankgebet* beim Gelingen oder bei der Rettung. Beide Gebete beziehen sich nach Keibel auf das „Außermenschliche." Wie haben wir uns dieses Außermenschliche aber zu denken? Im Moment, da wir versucht sind, ihm irgend welche Aehnlichkeit mit dem konventionellen Gottesbegriff zu geben, belehrt uns ein Blick auf das Sieb, daß ja sämtliche Attribute dieses Gottes längst unten liegen. Keibels „Außermenschliches" *kann* ohne Einwand auch als die im innersten Kern uns undurchdringliche „Natur" im Sinne des Naturforschers gefaßt werden. Ihre Naturgesetze sind durch unser „Gebet" niemals abzulenken. Wenn wir um Hilfe beten, wissen wir ganz genau, daß wir damit beim Unberechenbaren der Natur nichts ausrichten, ja die Erfahrung lehrt, daß der Beste und Edelste ebenso dem erstbesten dummen Zufall erliegen kann, wie der moralische Lump. Und genau so wissen wir, daß unser nachträglicher Dank in der Natur keine Ohren findet — und daß die Naturgesetze uns wirklich kaltblütig lebendig geschunden oder gebraten hätten, wenn wir nur einen Fuß breit weiter links oder rechts getreten wären, — einerlei ob wir Engel oder Schufte nach der Moral unserer Mitmenschen waren, — ob der betreffende Schritt im heiligsten Drang oder zum Zweck gemeinster Halsabschneiderei gethan wurde. Warum aber dann in aller Welt beten wir überhaupt noch? Warum sollen diese beiden letzten Tempelsäulen liegen bleiben, wenn der ganze Rest unten als Staub durchwirbelt? Keibel giebt — zwei Nützlichkeitsgründe. Im einen Falle, beim *Hilfsgebet*, soll das Gebet unsern Mut stärken. Es soll (wenn ich Keibel recht verstehe) gleichsam den Zuruf enthalten: „Geh nur kühn drauf, die Natur ist ja ganz unberechenbar, warum soll nicht grade auch Dir einmal eine weiße Kugel zufallen!" Das Gebet ist hier offenbar genau von derselben Macht, wie bei der Roulette in Monako der Gedanke der ewigen, aber total unberechenbaren Gewinnmöglichkeit vor dem Lotteriespiel, der ja allerdings Unzähligen Mut giebt, ihr ganzes Vermögen auf den grünen Tisch zu setzen. Andererseits soll das Dankgebet uns vor Ueberhebung bewahren. Wenn neben uns der Blitz einschlägt und einen Genossen erschlägt, während wir heil bleiben, so soll das Dankgebet gleichsam Verkörperung unser demütigen Erkenntnis sein, daß unsere Rettung nicht unser Verdienst ist, sondern daß wir hier ganz ohne Zuthun das große Loos gezogen haben und ebenso gut hätten den Blitz selber auf den Kopf bekommen können. Ich muß nun zu meinem Leidwesen gestehen, daß ich, nachdem die Nützlichkeitsfrage so die endgiltige geworden und die ganze Religion in diesen zwei Angeln der beiden Gebete hängen soll, mit aller Energie aus allen meinen Lebenserfahrungen

heraus den Nutzen beider Gebete in keiner Weise einsehen, ja alle beide im regelmäßigen Gebrauch nur für gradezu schädlich halten kann. Ich gebe zunächst zu — und von hier ist Keibel vielleicht ausgegangen — daß jener Lotterietrost „du wirst vielleicht doch noch mit Deinem Gelde herauskommen, denn die Geschichte ist ja platterdings unberechenbar," in unserm Leben faktisch eine große Rolle spielt. Wir alle stecken bis über die Ohren darin. Aber ich möchte sagen: in unseren blindesten, unseren mechanischsten Augenblicken. Die ganze eigentliche menschliche Kulturentwickelung ist dagegen ein einziger Protest gegen den Lotteriegedanken, eine einzige Arbeit, die Natur aus Schutz- und Gewinngründen mehr und mehr zu „berechnen." Und die Lotterie war beispielsweise ziemlich eklatant schon durchbrochen, als der Blitzableiter erfunden wurde, oder die modernen Desinfektionsmittel, oder die Kuhpockenimpfung; nicht absolut, aber Ecke für Ecke. Nun wird Keibel einwenden, daß diese Dinge nicht von seiner Religion berührt werden. Sein Bittgebet soll als Kleinod bewahrt sein für die schwersten Momente, — die des höchsten Ermattens, da das Unberechenbare der nächsten Stunde außer Frage ist. Ich wüßte mir aber auch für solchen Moment faktisch keinen Gedanken, der mir so niederdrückend wäre, wie jene für das Gebet geforderte möglichst scharfe Vergegenwärtigung, daß man in der Welt in einer Lotterie sitzt und sich trösten muß, am Ende doch *zufällig* noch einen Gewinn zu ziehen. Keibel erwähnt einmal einen bedrängten Naturforscher fern im Urwald als Beispiel. Nun, das Leben dieses Mannes war vielleicht ein einziges Ringen mit der Natur, sie berechenbar zu machen. Nun geht's ihm fast an den Kragen. Was wird er thun? Wird er grade aus dem Unberechenbaren Trost schöpfen können? Ich denke, er wird bis zur letzten Stunde sich an sein Vertrauen zur *Wissenschaft* halten. Er wird *rechnen* wie er herauskommt. Schlagen ihn die Wilden ans Kreuz, oder liegt er unter den Klauen eines Löwen, so mag er vielleicht ein Gefühl des „Tandem vicisti"! Julians haben, — das wäre menschlich. Giebt es aber noch einen wahren bewußten Trostgedanken inmitten der vollen Erkenntnis, daß alles aus, so ist es nach meiner Meinung höchstens das dunkle Bild davon, daß *er* seine Pflicht gethan, daß noch Andre leben, die sein Werk fortsetzen werden u. s. f. Ich weiß sehr wohl, daß ich mit dem letzten Fall Keibels Beispiel überschritten habe. Sein Gebet gilt nur in Fällen, da noch eine glückliche Zufallsmöglichkeit besteht. Aber ich kann die Meinung nicht unterdrücken, daß eine Religion, die wirklich noch alle die hohen Worte verdient, die Keibel seinen nützlichen Gebeten widmet, grade für den *letzten* Moment erst recht etwas bieten müßte. Der Blick auf gethane Pflicht rückwärts, auf eine fortwaltende Entwickelung vorwärts *kann* meiner Ansicht nach wenigstens so weit Stärke geben: Keibels Gebet ist dagegen machtlos in der Sekunde, da die schwarze Kugel unwiderleglich gezogen ist. Die Frage spitzt sich schließlich zu der einfachen zu: was giebt dem ungerecht Verurteilten im Angesicht des Schaffots mehr Mut: eine letzte, wage Hoffnung auf Begnadigungsmöglichkeit, — oder das Bewußtsein, für eine gute Sache zu leiden und Nachfolger zu besitzen, die das Versuchte vielleicht besser noch als er vollenden werden? Abgesehen von dem Versagen im Allerletzten wird das Keibelsche Gebet auch wohl direkt zur Gefahr durch die stets nahe liegende Möglichkeit einer von ihm ausgehenden [illegible]ähmung letzter Rettungsversuche, letzter Berechnungsversuche, genau wie das Lo[illegible]spielen und die Gewöhnung an das Bild einer Lotterie Menschen verdirbt und unfäl[illegible]m Erwerb durch zielbewußte Arbeit macht. — Die Schädlichkeit des *Dankgebetes* [illegible]eibels Sinn läuft auf Aehnliches hinaus. Wenn der Blitz neben mir einen Menschen erschlägt, mich aber schont, (das Beispiel Keibels konnte gar nicht charakteristischer gewählt werden!) so scheint mir das Dankgebet als Schutz gegen Eitelkeit zunächst von verschwindender Bedeutung zu sein gegenüber dem viel wichtigeren Schutz gegen jegliche Eitelkeit, der in dem Gedanken liegt: „Es ist doch verzweifelt, daß unsere Naturbeherrschung noch immer nicht so weit geht, den Blitz ganz ungefährlich zu machen." Diese Beschämung mit ihrem Zusatz des „Vorläufigen" enthält auf alle Fälle etwas Fortbildendes: sie legt mir als Ueberlebendem, statt daß ich mich der Eitelkeit hingeben darf, eine *Pflicht* auf: die Pflicht fortgesetzter Arbeit

an der Ueberwältigung der Natur nämlich. Das Keibelsche Gebet kann aber auch hier gradezu bedenklich werden, indem es den natürlicheren Gedankengang hemmt, mich von der berechnenden Arbeit fort auf das unberechenbare Lotteriespiel hinweist und an die Stelle des lebendigen „Vorläufig" ein resigniertes „Immer so" setzt, das der Tod zwar der Eitelkeit, aber auch der Fortentwickelung ist.

Weite Linien ließen sich hier noch ausspinnen. Mein Raum geht zu Ende, und einiges ist doch wenigstens gesagt. Ich stehe fest auf der Ansicht, daß sich nach dem großen Zugeständnis, das Keibel zu Beginn macht: nach dem Verschwinden der irgendwie in sich sittlichen, den Menschenwünschen entsprechenden Naturordnung als Spreu durch die Siebmasche, eine Gebetsreligion aus Nützlichkeitsgründen menschlicher Art in dieser Weise schlechterdings nicht mehr aufbauen läßt, und ich möchte sagen, ich bin dem Verfasser dankbar dafür, daß er es mir so klar gemacht hat. Das vielseitig Anregende des Buches, seine lautere Gesinnung auch der gegnerischen Partei gegenüber, die es gradezu zu einer sittlichen That, einer Musterleistung macht, — sie werden nicht berührt durch meine Schlüsse. Wirklich geistvolle Bücher fördern oft den Gegner mehr als den Freund. Jenseits der intellektuellen Gegnerschaft vermögen sie grade ihn in eine reinere Sphäre zu führen, wo Mensch schlicht zum Menschen spricht und ein glückliches Bewußtsein sich anbahnt von Kämpfen, die keine Muskeln spalten, sondern nur Muskeln stählen. Selten genug, daß Einen auf religiösem Boden grade dieses Geistes ein Hauch trifft!

Wilhelm Bölsche.

Hamsun-Dostojewski — ein litterarisches Mysterium.

Verflossenen Winter las ich ein Buch, das ein tiefes Gefühl in mir hervorrief: Arne Garborgs ergreifendes Kulturgemälde „Die Bauernstudenten." Jeder Zeile Garborg's gegenüber hatte ich den Eindruck: das alles ist durchlebt, im Innersten empfunden. Und das scheidet ihn von dem klassischen Reporter unserer Zeit, von Emile Zola, dem Schilderer der Außenwelt, der mit dem Notizbuch in der Hand und dem Zettelkasten nebenbei dichtet. Bei diesem Skandinavier hat man das zuverlässige Empfinden: vieles ist gesehen, ureigener Anschauung entlehnt, — aber die besten, all diese feinen Züge, die nur „der Künstler" trifft, sind intuitiv gefunden. Seine Meisterschaft besteht für mich darin, daß er seine Beobachtungen psychologisch auflöst in ihre voraussetzenden Bedingungen und die mit Notwendigkeit sich ergebenden Folgerungen.

Die Alten verbanden mit dem Begriff des Dichters den des Sehers. Garborg ist Seher in des Wortes umfänglicher Bedeutung.

Ein bestimmtes Merkmal ist seinen Büchern, ist den meisten der Moderne überhaupt gemeinsam — sie sind alle mehr oder minder documents humains für das Gefühls- und Empfindungsleben ihrer Autoren, ganz gleichgiltig, ob ihrer Darstellung ein persönlicher Ton anhaftet, oder ob derselbe in frostiger Objektivität gehalten ist.

In den „Bauernstudenten", die man gelesen haben muß, um „Bei Mama" und des Dichters „Müde Seelen" vollauf verstehen zu können, giebt es mehrere Kapitel, die vom Hunger handeln, vom Hunger in seinen ersten Stadien bis zur Grenze des Deliriums, von diesem Hunger, der einen Menschen physisch und psychisch zu Grunde richtet.

Wären „Die Bauernstudenten" in Idee und Grundstimmung total vergriffen: um dieser erbarmungslosen Schilderungen willen, die trotz ihrer marmornen Härte die Seele aufwühlen und erschüttern, würde dieses Buch Meister Arnes seinen giltigen Wert behalten.

Und doch kamen mir diese merkwürdigen Abschnitte bekannt vor — ich hatte das Gefühl, als müßte ich all' das schon einmal gelesen haben — irgendwo — unzweifelhaft! Ich brauchte nicht lange zu sinnen, das war's: die Themen erinnerten an Hamsun's Symphonie von „Hunger". Ich sprach mit andern darüber, und die, welche beide Bücher kannten, bestätigten mein Urteil. Später erfuhr ich noch, daß, als Hamsun sein eigenartiges Werk zuerst anonym in einer Zeitung veröffentlichte, im litterarischen Norden die Ansicht verbreitet war, Garborg müßte der Schöpfer dieses Romans sein, weil kein zweiter in Skandinavien so überzeugend den Hunger zu schildern wüßte. Der Fall lag klipp und klar. Der jüngere Hamsun hatte aus den „Bauerstudenten" die befruchtende Anregung geschöpft — unbewußt vielleicht — und er fühlte sich von dem, was er hier las, bis in die Seele ergriffen, kannte er doch all' diese Torturen, da er sie am eigenen Fleische erfahren hatte. Er nahm das Thema auf, um es nach seiner Methode, mit seinen Mitteln zu gestalten und zu vertiefen. Daß etwas von Garborgscher Stimmung, sich auf sein Buch übertrug, daß einige charakteristische Episoden aus den „Bauernstudenten" in seine Dichtung sich hinüberstahlen, ist bei der Gleichheit des Stoffes kaum verwunderlich. Ja es wäre auffallend gewesen, wenn der Einsilbige und Einsame von Kolbotten mit seiner ausgeprägten Individualität nicht beeinflussend auf den gewirkt hätte, der einen Weg betrat, der seine Spuren zeigte.

In dem Feststellen dieser Thatsache liegt für Hamsun nicht der geringste Vorwurf, ja das Urteil über ihn dürfte durch die Erkenntnis der Einflüsse, die für seinen Werdegang bestimmend waren, kaum eine Aenderung erfahren. Als der junge Goethe seinen Götz veröffentlichte — ich möchte damit nicht zwischen Goethe und Hamsun eine Parallele gezogen haben — da erkannte ein jeder, der in seinem Shakespeare auch nur flüchtig Bescheid wußte — wie naiven Sinnes Goethe fast in einer jeden Scene seines Dramas unter des Britten Herrschaft gestanden. Aber es gab neben den Shakespearschen Idiomen in dieser Sturm- und Drangtragödie etwas, das in Goethescher Stimmung in seinem Temperament und in seinem Wesen wurzelte. Und aus diesem etwas, das man empfand, weniger durch nüchterne Verstandes-Erwägung, als durch die Treffsicherheit eines instinktiven Gefühles, ist die tiefe Wirkung des Götz erwachsen. Mutatis mutandis trifft das bei Hamsun zu. Da, wo der verhungerte Held sein apartes Lebensverhältnis anknüpft, strömt eine solche Fülle tragikomischen Humors aus, sind so intime Züge zur Psychologie der Liebe gefunden, daß man von der Künstlerschaft Hamsuns durchdrungen wird. Im Norden sowohl, als auch bei uns hat nun die litterarische Kritik beim Erscheinen seines Romans darauf hingewiesen, daß vorzüglich Dostojewski für ihn Muster gewesen wäre. Diesen Vorwurf hat Hamsun widerlegen zu müssen geglaubt. Er schien es beinahe als eine Gehässigkeit aufzufassen, daß man sich überhaupt unterfinge, Einflüsse auf ihn nachzuweisen. Er hat in einem Tone geantwortet, der nichts weniger als sympathisch war und in einer gewissen Schärfe das Provokatorische seiner Persönlichkeit zum Ausdruck brachte. Der Sinn war ungefähr der, daß er Dostojewski so gut wie gar nicht kenne, ein Buch des Russen, das er zu lesen begonnen, habe ihn so wenig interessiert, daß er die Lektüre desselben nicht einmal beendet. Später ist Hamsun in Skandinavien herumgereist, um mit beredten Worten Vorträge vorzüglich über — sich selbst zu halten und des breiteren auseinander zu setzen, daß mit ihm eigentlich erst die Blüte der norwegischen Litteratur begönne. Nun, das sind alles Künstlerschrullen, die, wenn sie auch nicht jeden sympathisch berühren, möglicherweise ihre Erklärung gerade in einer starken und trotzigen Persönlichkeit finden, die Jahr und Tag von niemanden anerkannt, soviel Zorn und Verbitterung in sich aufgesogen, daß sie in dem Augen-

blicke, der ihr freie Bewegung schuf, mit Naturenwendigkeit sich entbürden mußte. Man hat nicht das Recht, an der Ehrlichkeit eines Menschen zu zweifeln, für dessen Unehrlichkeit keine Beweise vorliegen, ich glaube also, daß Hamsun seine Erklärung bezüglich Dostojewski's nach bestem Wissen und Gewissen gegeben hat. Aber dieser mein Glaube schließt ganz und gar nicht den Gedanken aus, daß Hamsun sich über sich selbst geirrt haben kann, sintemalen — und das dünkt mich beinahe schon verrostete Weisheit — von allen Dingen hienieden Selbst-Erkenntnis die schwierigst zu traktierende Materie sein soll. Mit solch ehrbaren Erwägungen war für mich der Fall Hamsun-Dostojewski erledigt — ich hatte in aller Stille bei mir den Kompromiß geschlossen, daß der Hamsun für heute, der werdende Künstler, eine Amalgamation der Potenzen Dostojewski-Garborg-Hamsun aufweist. So stand für mich diese litterarische Angelegenheit, als sie plötzlich in ein ganz neues, unerwartetes Stadium trat, das nunmehr auch für weitere Kreise nicht ohne psychologisches Interesse sein dürfte. Ich las eines schönen Tages, es ist noch gar nicht lange her, Hamsun's Novelle „Hazard" und fand, daß dieselbe in verblüffender Weise mit der besten Episode aus dem schwächsten Werke Dostojewskis: „Der Spieler" übereinstimmte. Nun gehört es zweifelsohne nicht zu den Seltenheiten, daß ein und dasselbe Stoffgebiet von verschiedenen Poeten behandelt wird. Spielergeschichten, zumal die der Buchfabrikanten, weisen überdies regelmäßig eine gewisse Aehnlichkeit auf. Aber wenn in Methode und Aufbau die Fälle so wie hier sich gleichen, wenn man es mit so exklusiven Dichter-Persönlichkeiten zu thun hat, wird man zum mindesten nachdenklich gestimmt werden. Auch ist die Figur, um die es sich bei beiden dreht, nichts weniger als typisch. Das ist vielleicht das einzig charakteristische Merkmal zwischen alter und moderner Kunst, daß es heute weniger die Wahl des Stoffes, als die Art der Behandlung desselben gilt. Deshalb weil unser Beobachtungs-Vermögen sublimer — unsere Ausdrucksmittel reicher, unsere Methode innerlicher geworden sind.

Ich will erzählen, worum es sich eigentlich handelt. In einer Spielergesellschaft, die in einem kleinem Badeorte ihr Domicil hat, ruft die Erscheinung einer reichen, vornehmen Dame ein ungeheures Aufsehen hervor. Bei Hamsun ist es die Mutter eines jungen Spielers, die ihren Sohn vom grünen Tisch befreien will, bei Dostojewski die Tante eines verlumpten Generals. Beide äußern bei ihrer Ankunft sofort den Wunsch den Spielsaal zu betreten, um die Dinge aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Sie treten ein, jede in Begleitung ihres Lehrmeisters, an den sie ihre Bemerkungen richten. Im Spielsaal werden sie mit großer Courtoisie empfangen. Alles macht ihnen Platz. Sie verhalten sich eine Spanne Zeit beobachtend. Ein junger Mensch, der hohe Einsätze macht, der große Summen gewinnt, fällt beiden zuerst auf. Die Episode, die nun folgt, stimmt sogar im Wortlaut der markanten Sätze überein, ich greife sie daher heraus und stelle die Texte gegenüber, wobei ich allerdings bemerke, daß ich Nebensächliches bei Seite lasse, und daß ferner die Reihenfolge dieser Sätze bei beiden nicht dieselbe ist.

Dostojewski.*)

Sage ihm doch, rief die Großmutter plötzlich ganz besorgt, daß er jetzt aufhören soll.

Der arme Mensch ist verloren.

Sie war ganz erregt bei diesen Worten, als ob es sich um ihren eigenen Verlust handelte.

*) „Der Spieler". Verlag S. Fischer. S. 90 und folgende.

Hamsun.*)

Aber so sage ihm doch, daß er jetzt aufhört, fährt die [illegible]ige Frau in höchster Erregung fort.

Der junge Mann ist verloren.

Und als ob ihr eigenes Geld auf dem Spiel stünde, so unruhig rückte sie auf ihrem Stuhl hin und her.

*) „Hazard", II. Jahrgang der „Freien Bühne" Heft 45—48.

Inzwiſchen lenkt ſich die Aufmerkſamkeit in beiden Erzählungen von dieſem Spieler mehr der Methode des Spieles zu. Der Croupier hat Null (Zéro) gerufen.

Doſtojewski.	Hamſun.
Und was bedeutet denn Zéro? Weshalb hat er denn alles, was auf dem Tiſche war eingezogen? Wie kommt er dennn dazu, den ganzen Haufen zu nehmen?	Sage mir, was verſteht man unter Null? Warum nimmt Null jedes Mal alles heim?
Zéro bedeutet ſo viel wie Null, es iſt die Gewinnnummer der Bank. Wenn die Kugel auf Zéro fällt, darf die Bank alles einziehen. Und wer auf Zéro geſetzt hat, erhält das Fünfunddreißigfache ſeines Einſatzes als Gewinn. Wie, das Fünfunddreißigfache?	Weil Null die Bank repräſentiert. Bleibt der Zeiger auf Null ſtehen, ſo hat die Bank alles gewonnen. Außer ihr ſonſt keiner? Keiner. Es wäre denn, man ſetzte ſelbſt auf Null, in welchem Fall der Spieler gewinnt. Wieviel gewinnt er da. Fünfunddreißig mal ſeinen eigenen Einſatz.
Da, ſetze das auf Zéro.	Gut, ſetze auf Null.
Aber Großmutter, Zéro iſt ſoeben gerufen worden, es kann ſehr lange dauern, bis es wieder herauskommt.	Mutter, die Null hat eben gewonnen und man hat nur eine Chance unter fünfunddreißig, auf dieſe Zahl zu gewinnen.
Rede keine Dummheiten, ſondern ſetze.	Sch! Setze nur.
Ich ſetzte das Goldſtück auf Zéro.	Und Pavo wirft einen Zettel auf die Null hin.
Nun haſt verloren, nicht? Hier nimm ein anderes.	Verloren? ſpricht die Mutter. Gut probiere es wieder.

Beide ſetzen jetzt mehrere Male erfolglos auf Zéro.

Die Großmutter war ganz außer ſich, als der Croupier ſtatt des erwarteten Zéro ſechsunddreißig rief. Daß Dich doch! . . . rief ſie ärgerlich. Wann wird es denn endlich da ſein, dieſes verdammte Zéro? Nun bleibe ich gerade dabei, bis es heraus kommt. Setze zwei Friedrichsdor auf einmal. Wir wollen doch ſehen, ob es ſich noch lange ſperren wird.	Als der Bankier die Nummer dreiundzwanzig ſtatt Null verkündete, rief ſie: Skandal! Will denn dieſe vertrakte kleine Null niemals herauskommen? Ich werde ſie lehren. Setze vierzig Lei auf Null.
Aber Großmutter!	Aber . . . . .
Setze nur, ſetze, es iſt nicht dein Geld.	Setze — ſetze! Iſt es dein Geld?
Ich ſetze zwei Friedrichsdor auf Zéro.	Und Pavo ſetzt.
Die Kugel rollte ungewöhnlich lange, endlich begann ſie langſam von Lücke zu Lücke zu hüpfen.	Das Rad ſpinnt herum. Die Feder zögert zwanzig, dreißig mal über jeder Zahl — — — und bleibt endlich ſtehen.
Zéro! ruft der Croupier. Siehſt Du, ſiehſt Du. Ich ſagte Dir's gleich.	Null ruft der Bankier. Sieh Pavo, Pavo! Hatte ich nicht Recht? Ah, ich wußte es.
Nun wieviel bekomme ich denn jetzt?	Wieviel gewannen wir?
Warum zahlt er nicht?	Warum erhalte ich mein Geld nicht?

Dostojewski.	Hamsun.
Ach mein Gott, wir verspäten uns, sogleich wird man das Rad drehen, setze doch, setze.	Setze ein; wir verlieren die Zeit; Herr Gott doch, warum setzst Du nicht?
Ich bitte Sie, Großmutter, kommen Sie zur Besinnung! Dieses Zéro kommt bisweilen zweihundert mal hinter einander nicht heraus.	Es kann doch nicht dein Ernst sein Mutter; Null! kommt heute vielleicht den ganzen Abend nicht mehr.
Rede nicht, sondern setze! schrie sie mich wütend an.	Sch! Setze, wie ich's will.
Setze so viel als möglich, setze zwanzig Friedrichsdor auf einmal.	Setze so viel wie möglich, setze fünfhundert Lei.
Was? nicht mehr als zwölf?	Was — ist das nicht erlaubt?
Rede nicht, sondern setze schrie sie mich wütend an.	Rede mit mir nicht, störe mich nur nicht!

Inzwischen springen sie von ihrer Zéro-Taktik ab, als das zum Unglück ausschlägt, kehrt sich bei beiden die Wut gegen ihren Ratgeber.

Und wer ist Schuld? Du, Du ganz allein, fuhr sie plötzlich zornig auf mich los, Du warst es, der mir immerwährend abgeraten hat.	Merkst Du nun, daß es ist, wie ich Dir sage? Du stürzest mich ins Unglück durch Dein Spiel, Du ruinierst mich.

Diese Uebereinstimmung ganzer Sätze nach Sinn und Wortlaut, die sich wie ein roter Faden durch die Novelle zieht, könnte ich noch lange fortsetzen. Aber das verbietet sich an dieser Stelle schon aus Raumverhältnissen. Auch kommt für mich weit weniger die Wort-Aehnlichkeit in Betracht, als vielmehr der innerliche Zusammenhang beider Dichtungen. Und der ist geradezu ein frappanter. Wie der Affekt beider Frauenzimmer des weiteren geschildert wird, wie ihre Spielwut bis ins Ungeheuerliche wächst und beinahe brünstig zum Ausdruck kommt, wie es bei beiden zur Manie wird, die verlorenen Summen wieder zu gewinnen, wie sie mitten in der Nacht ihre Ratgeber wecken lassen und sie zur Gefolgschaft förmlich zwingen — in ekstatischem Zustande ihre ganze Umgebung vergessen — all' das ist, man könnte sagen, bis in die letzte Einzelheit übereinstimmend. Und übereinstimmend ist es ferner, daß beide Frauen, als sie ihre Verluste wieder eingebracht, trotz aller vorhergegangenen Gelöbnisse an der Roulette ausharren — dem Spielteufel unbedingt verfallen. Ja, als sie endlich fest entschlossen sind abzureisen, das Gepäck der Einen auf die Bahn, das der Anderen auf's Schiff gebracht — das Signal zur Abfahrt bereits gegeben ist, da ist weder Dostojewskis Spielerin, noch Hamsuns Heldin erschienen, beide haben sich vielmehr, in zwölfter Stunde, von dem Girren ihres Liebhabers „Dämon Spiel" zum Stelldichein verlocken lassen. Ich muß hier noch eines kleinen Zuges Erwähnung thun, der mir besonders aufgefallen ist. Inmitten ihrer Verluste erinnert sich sowohl Dostojewskis als Hamsuns Spielerin, früher einmal der Kirche Stiftungen gelobt zu haben. Das ist eine selten feine psychologische Pointe, weil durch sie das Religiöse dieser temperamentvollen Weiber angedeutet wird, das brünstige Spekulieren auf eine höhere Fügung, jener sinnliche Fatalismus, der den Priestern und Weibern nicht selten eigentümlich ist.

Daß sich neben so verblüffenden Aehnlichkeiten auch unterscheidende Merkmale finden, ist zu selbstverständlich, als daß ich es besonders zu betonen brauchte. So läßt beispielsweise Hamsun in kaustischer, überlegener Ironie seine Heldin, als sie

zum ersten Mal dem grünen Tisch sich nähert, die Absicht hegen, ihren als Spielmatador berüchtigten Sohn von seiner Leidenschaft zu heilen.

Aber, weiß Gott, man vergißt bei der Lektüre ganz und gar die Unterschiede, so sehr ist man von dem Grundton der Stimmung beeinflußt, der in beiden Dichtungen dieselben Resonanzen hervorruft. In Hamsuns „Hazard" tritt als Episodenfigur ein pathologischer Hoteldiener auf, der scheinbar — wenigstens der äußeren Handlung nach, gar keine Parallele zu Dostojewski bietet. Aber plötzlich kommt einem dieser Patron wie ein alter Bekannter vor, dem man hohnlachend für ein künftiges Mal solche Maskenscherze untersagt. Auffallend gleicht er in Haltung und Jargon „Väterchens" demütigem Magister; ja selbst in seiner im Rahmen der Novelle kaum verständlichen Verrücktheit, ist er so sehr Dostojewski anempfunden, (nicht gerade dem Spieler), daß ich schon um seinetwillen, wenn gar keine anderen Argumente vorlägen, mich versucht fühlen könnte, zwischen dem russischen und nordischen Romancier einen Zusammenhang zu konstruieren. Zu konstruieren? Ich will in dieser Frage zu keinem giltigen Schluß kommen — kein Votum abgeben. Wem sind in seinem Leben nicht schon so auffallende Physiognomien-Aehnlichkeiten vorgekommen, daß der Begriff des Doppelgängers ihm fremd wäre? Und warum sollte es nicht Doppelgänger auch auf geistigem Gebiete geben? Und warum sollte nicht Knut Hamsun, ohne jemals von Dostojewski etwas gehört oder gelesen zu haben aus sich selbst heraus zu ähnlicher Kunst — ähnlichem Stil und ähnlicher Technik gelangt sein? Ich glaube man thut am besten, Knut Hamsun selber zu befragen. Und wenn — gesetzt, daß er in dem von mir angedeuteten Sinne antwortet — auch dann noch fürwitzige Besserwisser wegen der wörtlichen Uebereinstimmungen ihre Bedenken nicht hinunterschlucken können, so mögen sie in Kiesewetters „Geschichte des neueren Occultismus" nachschlagen, — möglich, daß sie hier Auskunft finden.

Ich aber werde Spiritist, wenn Hamsun so antwortet, wie es meinen heimlichen Wünschen entspricht.

Felix Holländer.

Durchlaucht vom Monde.

Von

Dr. med. Thomas Stockmann.

Otto Erich Hartleben versammelte jüngst eine Anzahl von Feinschmeckern der Lyrik zu einem eigenartigen Mahle. Jeder Auserkorene erhielt ein autographiertes, elegantes Heft, dessen Titel lautet: Albert Giraud: Pierrot Lunaire, Rondels, deutsch von Otto Erich Hartleben, und dessen Titelbild die Mondsichel darstellt, wie sie gleich einem Türkensäbel auf pechschwarzem Hintergrunde droht, unter ihr auf beglänzten Boden einen Clown, der, hypnotisiert vom Monde, mit einer Mischung von Entsetzen und Verzückung aufs Knie gesunken ist und in seinem schlohweißen, bauschigen Narrenkleide, die spitze Mütze auf dem hageren, nervösen Kopfe, eine tragikomische Figur macht. Das Motto lautet: „. . . Je n'y ai point, comme disent les auteurs modestes, ‚analysé mon siècle', ni moralisé à la protestante, me contentant d'affirmer, au milieu de la plaie moderne des photographes littéraires, un droit que tous les deux nous revendiquons avec insolence — lo droit du poète à la Fantaisie lyrique."

In einer Widmung an Hans Heilmann versichert der Uebersetzer, dies Büchlein sei „so sehr ein Kind der Liebe, daß keiner unserer achtbaren Herren Verleger sich getraute, es zu adoptieren". Aus diesem Grunde mag er den originellen Weg der graphischen Vervielfältigung gewählt haben, — damit das verschmähte Büchlein dennoch seinen Gang mache, einen Gang freilich nicht zum großen Publikum, sondern zu den wenigen Individuen, die für Lyrik, und noch dazu für aparte Lyrik, Sinn und Verständnis haben.

Ich kann nicht feststellen, ob Hartleben ein getreuer Interpret Albert Girauds ist; jedenfalls sind die deutschen Verse höchst elegant. Den Reim hat der Uebersetzer verschmäht, vielleicht zu Gunsten der inhaltlichen Präzision, die gar zu leicht unter der Reimerei leidet. Auch scheint mir gerade das Rondel des Reimes entbehren zu dürfen, weil die ihm eigentümliche Wiederholung gewisser Vorstellungen eine Art Reim, ein inhaltlicher Reim ist. Uebrigens hat Hartleben den ihm eigenen Sinn für Klang und Rhytmik hier derart bethätigt, daß man den Reim nicht vermißt. Zum Beweise greife ich ohne Wahl einige Verse heraus:

„Des Mondlichts bleiche Blüten,
die weißen Wunderrosen,
blüh'n in den Julinächten —
o bräch ich eine nur . . .

Gestillt wär all mein Sehnen,
dürft ich so märchenheimlich,
so selig leis entblättern
auf deine braunen Haare
des Mondlichts bleiche Blüten."

Die Phantastik Girauds ist außerordentlich nervös, sie gemahnt an Morphium oder Absinth, wenn sie nicht thatsächlich von solchen Rauschmitteln beseelt ist.

„Im Ozeane des Absinths —

singt Giraud —

fand ich den Kontinent des Rausches.
Dort ist das Klima kapriziös,
wie eine schwangre Frau.

Das Meer ist trunken wie die Luft,
es tanzt in grünlich gelben Wogen . . .
Im Ozeane der Absinths
fand ich den Kontinent des Rausches.

Doch wehe! Was umklammert jäh
Mein Schiff? — Polypen, widrig, klebrig!
Ein Riesenarm zerknickt den Mast —
und ohne Klagelaut versink ich
im Ozeane des Absinths."

Wir haben es also mit einer Decadence-Poesie zu thun. Und so werden die Schwärmer für Gesundheit, die Geister, welche alle Dichtungen mit Goethe oder mit der Diätetik eines Feuchtersleben messen, sich mit Aversion oder Gelächter abwenden vom zerrütteten Narren Pierrot. Wer indessen wünscht, daß der Dichtung nichts fremd sei, daß sie wie die Natur alles umfasse, also auch die seelischen Erlebnisse eines Hysterikers, eines Mondsüchtigen, eines nervösen Phantasten und Absinthtrinkers, — der wird Pierrot Lunaire als die Schöpfung eines echten Poeten begrüßen, als das Produkt feiner und origineller Gestaltungskraft, die besonders fähig auf dem Gebiete farbiger Phantastik und des Symbolismus ist.

Daß Giraud zum Träger seiner Stimmungen einen Clown macht, ist seiner Natur durchaus angemessen: der Dichter hat wohl ein wehmütiges Bewußtsein seiner Narrheit, ferner ein Behagen an komischen Grimassen, an grotesker Dämonik und an der Farbigkeit des Gauklertums. Er gefällt sich in allerlei fratzenhaften und

humoristischen Phantastereien, ist ein Oberländer unter den Poeten, wie aus folgendem Bilde ersichtlich sein wird:

„Mit groteskem Riesenbogen
kratzt Pierrot auf seiner Bratsche,
wie der Storch auf einem Beine
spielt er trüb sein Pizzicato.
Plötzlich naht Cassander — wütend
ob des nächt'gen Virtuosen;
mit groteskem Riesenbogen
kratzt Pierrot auf seiner Bratsche.
Von sich wirft er jetzt die Bratsche,
schonend mit der starken Linken
faßt den Kahlkopf er am Kragen —
träumend streicht er seine Glatze
mit groteskem Riesenbogen."

Ist Giraud in der Linienführung häufig ein Oberländer, so koloriert er ähnlich wie Boecklin; wie der Züricher Meister, schwelgt er in traumhaft phantastischen, überirdisch leuchtenden Farben. Zum Beispiel:

„Gewalt'ge, gold'ne Purpurvögel,
geflügelten Juwelen gleich,
ruhn auf gigantischen Oliven ..."

oder:

„Gleich blitzenden Flossen
himmlischer Fische
schillern die Wolken
in Purpur und Gold ...
Auf schwarzen Barken
rudert die Nacht heran.
Aus wirft sie die Netze
und — fängt die Fische
mit den blitzenden Flossen."

An Empfänglichkeit für sinnlich-schöne Lichtwirkungen übertrifft Giraud alle mir bekannten Dichter. Seine Verse schwelgen und berauschen sich derart in bunten Farben, daß die Phantasie des Lesers oft Gemälde zu sehen glaubt, und daß alle Farben-Gourmands, z. B. mein Freund Paul Scheerbart, sich wahrscheinlich leicht für Giraud engagieren lassen. Ich habe versucht, den Farbensinn Girauds exakt zu messen, zu diesem Zwecke festgestellt, wie häufig bei ihm gewisse Farbenvorstellungen wiederkehren. Alsdann habe ich zum Vergleiche aus Goethes Liedern diejenigen ausgewählt, welche sich am meisten in Naturschilderungen ergehen, und deren Verszahl mit der Verszahl von Pierrot Lunaire übereinstimmt. Das Ergebnis ist folgendes:

Vorstellung.	Giraud.	Goethe.	Ueberschuß bei Giraud.
weiß, bleich ꝛc.	60	5	55
rot	60	5	55
leuchten, blinken	65	31	34
Mond	46	9	37
schwarz, finster	26	6	20
Sonne	16	16	0
gelb, golden	16	7	9
Nacht	12	12	0
blau	14	1	13
bunt	15	4	11
Stern	3	10	— 7
Metall-, Kristallfarben	20	8	12
Summe	353	114	239

Ich bemerke zu dieser Statistik, daß Goethe den französischen Lyriker wiederum an Sinn für Pflanzenschönheit, für Blüten und Blätter, ferner an Empfänglichkeit für die Reize des Wassers, der Atmosphäre (Luft, Nebel, Wolke) und des menschlichen Körpers (besonders des Auges), endlich an Gehör-, Geschmack-, Geruch- und Tastsinn übertrifft. Jedenfalls aber darf ich sagen, daß Giraud an Schwelgerei in Farben im Vergleich mit Goethe das Dreifache leistet. Merkwürdig stark, fast maniakalisch ist seine Vorliebe für Weiß und Rot. Kein Wunder, daß er dem „heiligen Weiß" ein besonderes Gedicht gewidmet hat.

„Das Weiß der Schwäne und des Schnees,
das Weiß der Lilien und des Mondes —
galt zu Pierrots entschwund'nen Zeiten
als vierfach heiliges Symbol . . .

Verachtung aller niedern Lust,
Verachtung aller Sklavenseelen,
gebot mit hehrer, stummer Macht
durch eigne Reinheit triumphierend
das Weiß der Schwäne und des Schnees."

Ein anderes Gedicht, überschrieben „Rot und Weiß", malt ein grausiges Bild ausschließlich mit diesen beiden Farben.

„Die rote Zunge,
so grausam lang
aus streckt Pierrot
der weiße Sünder..."

Unter den 55 Vorstellungen von Rot beziehen sich 28 auf Blut und Wunden, — was für die nervöse Ueberreiztheit Girauds sehr bezeichnend ist. Diese düstre Wollust am Sterben in Verbindung mit exzentrischer Phantastik erinnerte mich an Chopins Melodien, selbst als ich noch nicht gelesen hatte, daß Giraud in einem Rondel die Wirkung eines Valse de Chopin schildert.

„Heiß und jauchzend, süß und schmachtend,
melancholisch düstrer Walzer,
kommst mir nimmer aus den Sinnen,
hafteſt mir an den Gedanken
wie ein blasser Tropfen Bluts."

Eine schwärmerische Liebe für den Mond, eine gewisse Mondsucht, beseelt das ganze Büchlein. Drum heißt der Träger der Stimmungen „Lunaire", drum werden ihm die Epitheta

„Schneemann der Lyrik,
Durchlaucht vom Monde"

beigelegt, und zum Schlusse nennt der Dichter sein Buch einen

„Strahl des Mondes, wohlverschlossen
im Glas vom böhmischen Kristall"

und meint

„In diesem schimmernden Symbole
liegt alles, was ich hab und bin.
Gleichwie Pierrot im bleichen Schädel —
trag' ich in Herz und Sinnen nur
den Strahl des Mondes, wohlverschlossen."

In der That ist vom Dichter „was er hat und ist" niedergelegt in symbolistischen Bildchen, auf denen der Mond die Hauptrolle spielt; eine Persönlichkeit hebt sich aus den Versen empor: eine nervöse, phantastische, von ekstatischer Seligkeit zu schwärzester Melancholie taumelnde Natur, menschenscheu, dabei etwas Lebemann und stutzerhaft eitel, mit einem Stich ins Größenwahnsinnige, sarkastisch und grimassenfroh, verliebt in „Columbinchen", ein boshafter Peiniger seines Nebenbuhlers, des kahlköpfigen

Hahnreis „Cassander", verliebt endlich in den Mond und in allerlei Farben, verliebt in die Kunst, der er sein Herzblut opfert, —

„Heil'ge Kreuze sind die Verse
d'ran die Dichter stumm verbluten.

Tot das Haupt, erstarrt die Locken ...
Fern verweht der Lärm des Pöbels ...
Langsam sinkt die Sonne nieder,
eine rote Königskrone ...
Heil'ge Kreuze sind die Verse!"

Der dichterische Wert der Rondels Pierrot Lunaire ist ungleich. Feinste, apartste Stimmungsbilder finden sich neben lächerlicher Manieriertheit. Eins der besten Gedichte möchte ich mitteilen.

„Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher,
nackte, silberweiße Arme
streckt sie nieder in die Flut.

Durch die Lichtung schleichen Winde
und bewegen leis den Strom ...
Eine blasse Wäscherin
wäscht zur Nachtzeit bleiche Tücher.

Und die sanfte Magd des Himmels
von den Zweigen zart umschmeichelt,
breitet auf die dunklen Wiesen
ihre lichtgewob'nen Linnen —
eine blasse Wäscherin."

Diese lyrische Gestaltung ist ungezwungen. Anderwärts aber verfällt Giraud in phantastische Künsteleien, sucht nach sonderbaren Vergleichen, erklügelt seine lyrischen Motive, äfft sich selber nach, — z. B. wenn er den Mond

„eine gold'ne Omelette
auf des Himmels schwarzem Herde"

nennt, die Pierrot „wie ein Koch — in weißen Kleidern" mit Kennerblick prüft, eine Casserole schwingend, umzuwenden „in der Sterne sprühenden Funken eine gold'ne Omelette". Es ist kein gutes Zeichen, wenn sich ein Künstler leicht parodieren läßt. Giraud hat aber durch bewußte Uebertreibung seiner Manier sich solche Blößen gegeben, daß man ihn unschwer nachäffen kann. Nehmen wir z. B. einen dicken Pinsel voll weißer Farbe, eine Portion Dunkelblau und Schwärze, natürlich auch etwas Blinken, mischen wir irgend eine sonderbar phantastische Mondsüchtelei mit Verliebtheit und größenwahnsinniger Menschenscheu und bringen das Ganze in die Form des Rondels, so haben wir ein Gedicht à la Pierrot Lunaire, nämlich:

Pierrot, der Schiffer.

Auf blanker Mondessichel gondelt
Verliebt der leichenblasse Narr, —
Das kreideweiße Kleid als Segel
Gebauscht, — die Sehnsucht ist sein Wind.

Seerosen sind die Funkelsterne,
Und zu der schönsten, die ihm winkt,
Auf blanker Mondessichel gondelt
Verliebt der leichenblasse Narr.

Tief unter ihm auf schwarzem Grunde
Im Schlamme schläft das Seegetier;
Sie ahnen nicht, die stumpfen Menschen,
Wie süß es sich nach einem Stern
Auf blanker Mondessichel gondelt.

Offener Brief an Bruno Wille.

Lieber Doctor Wille!

Gelegentlich eines mündlichen Gedankenaustausches über Ihre „Philosophie des reinen Mittels“ äußerten Sie den Wunsch, ich möge meine damals vorgebrachten Einwände und Bedenken an offener Stelle zu allgemeiner Kenntnisnahme und Ueberlegung zusammenfassen. Mit Freuden komme ich einem solchen Verlangen nach, indem ich dieses Schreiben an die Freie Bühne einsende, welche ja die Diskussion, den voraussetzungslosen Kampf der Ueberzeugungen, als ein „reines Mittel“ zur Verfolgung ihrer Ziele gekennzeichnet hat. Da mir nun gleichzeitig bewußt ist, daß der Autor, mit dessen Gedankenarbeit ich mich heute zu beschäftigen habe, die Wahrheit sucht in derselben unpersönlichen, dem Sachlichen zugewandten Gesinnung, welche auch mich leitet, so kann ich wohl ohne weitere Umschweife sogleich auf den Kern unseres Problems eingehen.

Ihre Abhandlung ist des Wesentlichen eine Untersuchung verschiedener menschlicher Funktionen und Institutionen auf die Frage hin, wie sie sich als Mittel zur Hervorbringung oder Förderung desjenigen verhalten, was Ihnen unter dem Namen eines freien Vernunftmenschentums als letztes Ziel vorschwebt. Sie vermeiden hierbei zunächst jede Diskussion über die Statthaftigkeit oder den absoluten Wert jenes Zieles an sich, losgelöst von irgend einer strebenden Individualität — und ich kann Ihnen hierin nur meine überzeugte Zustimmung aussprechen. Ueber letzte Ziele läßt sich nicht streiten; letzte Ziele sind nicht Sache der Vernunft, sondern des Gefühles; die Vernunft vermag nur anzugeben, ob ein bestimmtes Mittel zu einem bestimmten Ziel führe oder nicht — keineswegs aber, ob ein Ziel an sich erstrebenswert sei oder nicht. Und darum ist auch das Ziel des freien Vernunftmenschen an sich ebensowenig vernünftig oder unvernünftig, wie irgend ein Naturprodukt, etwa ein Stein oder ein Baum, wahr oder falsch ist. „Mein Ziel ist der freie Vernunftmensch, ich sinne über meine Maßnahmen nach, ob sie zu diesem Ziele führen oder nicht; wer ein anderes Ziel verfolgt, für den hat mein Nachsinnen keine Bedeutung.“ Es ist das alte „de gustibus non est disputandum“, welches unsere Zeit, und ich glaube mit Recht, auf sämtliche menschliche Bewertungen auszudehnen im Begriffe steht.

Aber noch in anderer Weise nehmen Ihre Untersuchungen eine individualistische Selbstbeschränkung freiwillig auf sich — ja, genau genommen, noch in zwei anderen Beziehungen.

Sie geben Ihrer Verwerfung gewisser Institutionen und Funktionen als „unreiner Mittel“ nur sehr bedingten Ausdruck. Sie wollen jene Mittel nicht schlechthin als unrein, selbst nicht für Ihren individuellen Zweck bezeichnen, Sie begnügen sich mit der Behauptung, daß, *soweit Ihr individueller Erfahrungskreis reicht*, sich jene Mittel als unrein darstellen — andere Individuen mit anderen Erfahrungen mögen andere Ansichten haben. Und außerdem lassen Sie (mindestens an gewissen Stellen Ihrer Ausführungen) die

Möglichkeit offen, daß die von Ihnen als unrein bezeichneten Mittel nicht nur die genannten schädlichen, sondern vielleicht in anderer Beziehung *auch nützliche* Folgen nach sich ziehen. Die Thatsache, daß ein Mittel in irgend einer Weise dem Ziele des freien Vernunftmenschen hinderlich ist, genügt Ihnen, um es als unrein — von Ihrem individuellen Standpunkte aus — zu verwerfen.

Diese beiden Selbstbeschränkungen sind es nun, gegen die ich Bedenken trage; in welchem Sinne, das glaube ich am anschaulichsten durch ein Beispiel ausdrücken zu können.

Denken wir uns einen sogenannten Spezialisten auf dem Gebiete der Heilpraxis, also etwa einen Arzt, der sich die Behandlung der Verdauungsorgane zum ausschließlichen Wirkungsfeld erkoren! Dieser würde nun an das heilbedürftige Publikum mit folgender Ankündigung herantreten: „Ich bin Spezialist für Verdauungskrankheiten. Mein Ziel ist die Gesundheit der Verdauungsorgane. Wer die Heilung einer Lungen- oder Hautkrankheit anstrebt, der möge sich an Andere wenden. Ich betrachte die gebräuchlichen Heilmittel lediglich von dem Standpunkte aus, ob ich selbst, im Gebiete meiner individuellen Erfahrungen, Nützlichkeit oder Schädlichkeit jener Mittel für die Verdauungsorgane beobachtet habe oder nicht. Nun habe ich aber zahlreiche schädliche Einflüsse der gebräuchlichsten Heilmittel auf die Verdauungsorgane thatsächlich konstatiert. Diese Mittel gelten mir darum als unrein. Sie mögen zwar andere nützliche Folgen nach sich ziehen, welche außerhalb meines Beobachtungsgebietes liegen; da ich allein die Gesundheit der Verdauungsorgane anstrebe und mich hierbei lediglich von meinen Erfahrungen leiten lasse, so werde ich diese Mittel in meiner Heilpraxis nie und nimmer anwenden." — Was wäre wohl der Erfolg einer solchen Einführung? — Zunächst ist es selbstverständlich, daß ein Lungenkranker sich wohl davor hüten würde, jenem Arzte in die Hände zu fallen; aber auch ein Magenkranker würde sehr unvernünftig handeln, wollte er bei ihm Heilung suchen — und zwar aus mehreren Gründen. Zunächst müßte ihm folgerichtig bei jedem Eingriff jenes Arztes in seinen Organismus, wenn auch nicht um seinen Magen, so doch um Kopf und Busen bange werden. Wenn der Spezialist für Verdauungskrankheiten ausschließlich die Wirkung der Heilmittel auf die Verdauungsorgane im Auge hält, so kann es ihm recht wohl geschehen, daß er, um hier zu heilen, ein Mittel einführt, welches zwar dem Magen wohlthut, dafür aber das Herz oder die Lunge um so ausgiebiger beleidigt. (Der Fall ist keineswegs aus der Luft gegriffen. Ich erinnere mich, daß in Wien der Ausspruch eines berühmten Augenarztes Sensation erregte, welcher den Vorwurf, er habe einen Patienten mit seiner Augenkur im übrigen zu Grunde gerichtet, mit der brüsken Antwort abfertigte: „Was geht mich der Mensch an? Ich heile das Auge!"). Dann aber dürfte jener Patient sich dem Zweifel nicht verschließen, ob der Arzt, welcher prinzipiell jedes Mittel vermeidet, das den Verdauungsorganen *in irgend einer Weise* schädlich sein kann, und und den etwaigen mit einhergehenden Nutzen ganz außer Acht läßt, nicht auch solche Heilmittel verurteilen könnte, welche zwar einen leicht erkennbaren, momentanen aber unbedeutenden Schaden, doch dafür auch einen um so größeren, obgleich minder sinnfälligen, nachhaltigen Nutzen im Gefolge haben — und zwar einen Nutzen für dieselben Organe, welche sie zunächst in geringfügiger Weise schädigen — denn dies ist keineswegs undenkbar. Der Patient wird also zu befürchten haben, daß jener Arzt, zumal da er *bloß die eigenen Erfahrungen* berücksichtigen zu wollen erklärt, vielleicht gerade das einzig wirksame Heilmittel wegen eines geringfügigen

Nachteils beim Gebrauch anzuwenden verabsäume. Und aus diesen Gründen wird der einseitige Spezialist, und zwar mit vollem Rechte, von allen Heilbedürftigen gemieden werden.

Ich glaube, die Analogie springt in die Augen. Was jenem Arzte die Gesundheit eines einzelnen physischen Organes, ist Ihnen das Gedeihen einer besonderen psychischen Funktion: der freien Vernunftthätigkeit. — Alles übrige bedarf keines weiteren Kommentars.

Dagegen werden Sie wohl erwidern — und sich hierbei auf bestimmte Stellen in Ihrer Abhandlung berufen können — daß Sie gar kein Arzt sein wollen, daß Sie andere Leute gar nicht in Behandlung zu nehmen beabsichtigen — daß Sie überhaupt gar nichts Positives zu beweisen, sondern nur Ihre Bedenken gegen bestehende Ueberzeugungen auszudrücken, Ihre individuellen Erfahrungen Andern nutzbar zu machen sich zum Ziele setzten. Es steht mir natürlich nicht zu, dies in Zweifel zu ziehen; soviel aber ist mir gewiß, daß Sie diese Selbstbeschränkung nicht konsequent durchgeführt haben. Wenn Sie mit Ihrer „Philosophie des reinen Mittels" nichts anderes bezweckten, als eine Sammlung von Einzelerfahrungen über gewisse, die freie Vernunftbethätigung hemmende Wirkungen gewisser menschlicher Funktionen und Institutionen — Einzelerfahrungen, aus denen Sie weder für einen anderen noch auch für sich selbst den Schluß der Verwerflichkeit jener Funktionen und Institutionen zu ziehen beabsichtigten — dann könnte man Ihrem Vorgehen wohl nichts anderes zum Vorwurf machen, als etwa eine Aeußerlichkeit — den Titel, unter dem es sich darbietet; denn noch niemals hat man eine Sammlung von Einzelerfahrungen ohne jeden Anspruch auf Allgemeingiltigkeit „Philosophie" genannt. „Beiträge zur Pädagogik der freien Vernunft" oder ähnlich würde die angemessene Benennung lauten. — Aber Sie sind über jene theoretisch ausgesprochene Selbstbeschränkung in mannigfacher Beziehung hinausgegangen. Am entschiedensten in der Definition des reinen Mittels (Seite 146). „Da nun . . . mein höchster Endzweck ‚der freie Vernunftmensch' ist, so verstehe ich . . . . unter ‚dem reinen Mittel' lediglich solche Maßnahmen, welche mich, wie überhaupt uns, dem freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen." Hier ist nichts mehr zu verspüren von jener individualistischen Selbstbeschränkung im Urteil; hier begnügen Sie sich nicht mit Beiträgen, welche Sie etwa nur einer allgemeineren Beachtung empfehlen; hier sprechen Sie den klaren Vorsatz aus, diejenigen Maßnahmen zu erforschen, welche uns dem freien Vernunftmenschen „thatsächlich näher bringen"; hier verurteilen Sie als „unrein" nicht etwa alle diejenigen „Mittel", welche überhaupt und in irgend einer Beziehung dem freien Vernunftmenschen schaden — sondern in richtiger Erkenntnis dessen, daß dann wohl alle menschlichen Maßnahmen verworfen werden müßten — nur diejenigen, welche mehr schaden als nützen. Und dieselbe Tendenz offenbart sich — außer an manchen Einzelstellen, welche aufzuzählen Sie mir wohl erlassen — in dem Tenor Ihrer gesamten Abhandlung, welche den Wunsch und das Streben, zu bewegen und zu überzeugen, nirgends verläugnet.

„Kannst Du mir es wohl verübeln, wenn ich Dich gewinnen will?" (Seite 26.) Nein, ich kann es Ihnen nicht verübeln, weil ich wohl weiß, daß kein Mann, der sich in mannigfachen Kämpfen zu einer Ueberzeugung durchgerungen hat, und dieser Ueberzeugung an offener Stelle Ausdruck verleiht, sich damit begnügen wird, der Ueberlegung Anderer Erfahrungsbeiträge zur beliebigen Disposition beizustellen. Und darum polemisiere ich gegen Ihre Selbstbeschränkung, nicht weil ich diese

an sich für unlogisch oder widerspruchsvoll halte, sondern weil ich sehe, daß sie in Ihrem Denken nicht konsequent durchgeführt ist, und weil ich Ihnen die Zumutung gar nicht stellen kann, sie konsequent durchzuführen.

Ehe ich jedoch zu den Forderungen schreite, die sich aus diesem meinem Einwand ergeben, muß ich einen zweiten Punkt berühren, auf welchem mir von Ihrer Seite eine Verkennung gewisser psychologischer Thatsachen vorzuliegen scheint. Ich gewann nämlich den Eindruck — auch hier umgehe ich das kleinliche Zusammentragen einzelner Belegstellen — als würden Sie zwischen Vernunftbethätigung und anderen psychischen Funktionen des Menschen zu wenig scharf unterscheiden. — Ein Beispiel möge dies darlegen. Die autoritative Beeinflussung des Willens etwa braucht keineswegs einen Eingriff in die freie Vernunftbethätigung einzuschließen. Wenn ich einem Kinde sage: „Thu dies und das, weil Du mir damit Freude bereitest" — oder: „Thu dies und das, weil ich Dich schlagen werde, wenn Du es nicht thust", — so beeinträchtige ich hierdurch in keiner Weise seine freie Vernunftbethätigung; wenn es mir nun folgt, um mir Freude zu bereiten, oder um den Schlägen zu entgehen, so wählt es für gewisse Zwecke vollkommen geeignete, „vernünftige" Mittel — und die Zwecke — darüber sind wir ja einig — können an sich weder vernünftig noch unvernünftig sein. Auch wenn ich im Umgang mit einem Kinde vermöge des autoritativen Gewichtes, welches ich als entwickelteres Wesen ihm gegenüber besitze, seine Sympathien und Antipathien suggestiv beeinflusse und ihm dadurch neue Ziele und Zwecke schaffe — so tangiere ich hierdurch zum mindesten nicht direkt seine Vernunftbethätigung — wieder weil Antipathie und Sympathie nicht Sache des Vernunft- sondern des Gefühlslebens sind. Ein autoritativer Eingriff in die freie Vernunftbethätigung findet nur dann statt, wenn ich etwa dem Kinde durch sinnlose Begründungen — wie etwa die beliebte Redensart „es ist so, weil ich's sage" — eine Ueberzeugung einzupflanzen suche, oder ihm das freie Nachdenken verleide, die freie Meinungsäußerung verbiete u. s. w.

Wenn aber auch Vernunft und Charakter, Verstand und Gefühl, Intellekt und Wille scharf geschieden werden müssen, so stehen sie doch in unverkennbarer Wechselwirkung. — Ein Fall für Viele! Man begegnet im Leben häufig genug Menschen, welche ausgezeichnete intellektuelle Anlagen besitzen, dennoch aber sich niemals zu einer freien und unbefangenen Betrachtung der Dinge durchringen; und zwar wegen ihrer Charaktermängel. So bedingt ein knechtischer, unterwürfiger Charakter borniertes Haften an den durch Zeit und Autorität „geheiligten" Vorurteilen und Dogmen — große Eigenliebe schafft eine Verzerrung sämtlicher Anschauungen und Ueberzeugungen, dergestalt, daß das liebe Ich stets von einem Glorienschein aller erdenklichen Vorzüge umgeben ist — und eine gewisse aufrührerische Freude an dem Gewaltsamen, an starken Eindrücken und Erschütterungen, verbunden mit Unabhängigkeitssinn und einer Art Raufluſt oder geistigen Strauchrittertums erzeugt jenes unbedachte Aufgreifen alles Neuen, Grotesken, Ungewohnten, welches in entgegengesetzter Art den Blick ebenso unfrei und befangen macht, wie die sklavische Unterwürfigkeit unter die hergebrachte Meinung.

Daraus folgt nun, daß, wer sich die Ausbildung der freien Vernunft zum Ziele setzt, nicht auf diese allein zu achten hat, sondern auch die anderen psychischen Funktionen des Menschen, seine emotionale Seite nicht übersehen darf; und zwar deswegen, weil der Mensch psychisch ebenso wie physisch ein Organismus ist, bei welchem alle Teile in Wechselwirkung stehen — — gerade so, wie etwa

der Augenarzt, welcher den Menschen zu Grunde richtet, um das Auge zu kurieren, in letzter Linie auch ein schlechter Augenarzt ist, da ein krankes Auge an einem gesunden Leib immer noch mehr leistet, als ein zunächst geheiltes, dann aber absterbendes Auge an einem absterbenden Leib.

Diskussionen erfüllen erst dann ihren Zweck vollkommen, wenn sie produktiv sind, das heißt, zu neuem Forschen anregen. Lassen Sie mich darum auch den Abschluß meiner Einwände in eine Reihe von Anforderungen formulieren, welche ich hiermit Ihrer Betrachtung anheimstelle:

Sie haben es sich zur Aufgabe gesetzt, verschiedene in Achtung und Ansehen stehende menschliche Maßnahmen darauf hin zu prüfen, ob sie für das Streben nach dem freien Vernunftmenschen reine oder unreine Mittel abgeben, daß heißt, ob sie der Entwickelung des freien Vernunftmenschen mehr nützen als schaden, oder umgekehrt; Sie haben uns an der Hand eigener Erfahrungen zahlreiche schädliche Einflüsse solcher in Ansehen stehenden Maßnahmen auf die freie Vernunftbethätigung nachgewiesen; aber Sie haben damit noch nicht den Beweis erbracht, daß jene Maßnahmen „unreine Mittel" seien — auch nicht nach Ihrer eigenen Definition. Sie müßten zu diesem Zwecke die Frage mindestens aufwerfen, ob jene Maßnahmen die freie Vernunftbethätigung nicht etwa nebenbei auch im günstigen Sinne zu beeinflussen vermögen — und, wenn Sie dies auch etwa verneinen würden, die weitere Frage zu beantworten versuchen, ob jene Maßnahmen nicht auf andere psychische Seiten des Menschen und ihre Bethätigung, so namentlich auf den Charakter und das Gefühlsleben, günstige Einflüsse ausüben, welche in Folge der im menschlichen Organismus stattfindenden Wechselwirkungen auch der Vernunft zu gute kommen und sie indirekt mehr fördern, als sie direkt geschädigt wurde. Sie müßten uns zu diesem Behufe Ihre Ansichten mitteilen über das Verhältnis zwischen Vernunft- und Charakterbethätigung, zwischen Intellekt und Gefühlsleben im allgemeinen — und Sie dürften hierbei nicht nur Ihre eigenen Erlebnisse in Betracht ziehen, sondern müßten — wie in jeder anderen Frage auch — den in den gesamten menschlichen Erfahrungen aufgehäuften Schatz von Kenntnissen nach Kräften auszunützen trachten.

In der Hoffnung, Sie durch diese Worte zu neuer anregender Arbeit veranlaßt zu haben, zeichnet

Ihr

aufrichtig ergebener

Chr. Ehrenfels.

Philosophie des reinen Mittels.

Von

Bruno Wille.

Erwiderung auf den offenen Brief von Chr. Ehrenfels.

Lieber Doktor v. Ehrenfels!

Sie vergleichen mich einem Spezialarzte für Krankheiten der Verdauungsorgane.

Wenn dieser Spezialist kalkuliert: Die gebräuchlichsten Heilmittel sind insofern unreine Mittel, als sie die Verdauungsorgane schädigen, — so hat er recht, und Sie sind wohl auch mit ihm einverstanden; er wendet eben den allgemeinen Calcul der „Philosophie des reinen Mittels" an, und Sie lassen den gelten. Wenn Sie aber dem Spezialisten vorwerfen können, daß er durch einseitige Verfolgung seines kleinlichen Zieles das Gesamtbefinden seiner Patienten schädigt, so haben Sie recht. Und ich bemerke hierzu, daß es abermals die „Philosophie des reinen Mittels" ist, welche Recht giebt; Sie werten eben das spezialistische Heilverfahren, bezogen auf ein Ziel, das höher ist als die Gesundheit der Verdauungsorgane, als ein unreines Mittel.

Wenn Sie mich dennoch solchem Spezialisten vergleichen, so erheben Sie gegen meine Logik oder meine Lebenskenntnis eine schwere Anklage: ich, der ich für die Reinheit der Mittel eintrete, soll in der Wahl und Verfolgung „meines Zieles" unrein mitteln! Sie hätten recht, könnten Sie nachweisen, daß mein Streben nach dem „freien Vernunftmenschen" einseitig und für das Gesamtbefinden des Menschen schädlich ist. Sie weisen dies nun in Ihrem Offenen Briefe nicht nach, sondern deuten nur die Möglichkeit an. Sie sagen z. B. „Wenn . . . auch Vernunft und Charakter, Verstand und Gefühl, Intellekt und Wille scharf geschieden werden müssen, so stehen sie doch in unverkennbarer Wechselwirkung . . . Daraus folgt nun, daß, wer sich die Ausbildung der freien Vernunft zum Ziele setzt, nicht auf diese allein zu achten hat, sondern auch auf die anderen psychischen Funktionen des Menschen, auf seine emotionale Seite . . ." Was wollen Sie hiermit sagen?

Meinen Sie etwa, das Streben nach dem freien Vernunftmenschen schließe die Verbesserung, die Veredlung der „andern psychischen Funktionen", der „emotionalen Seite" aus? Ist es nicht gerade der Vernunftmensch, welcher solche Erwägungen anstellt, wie Sie es thuen: „knechtischer Charakter bedingt borniertes Haften an Vorurteilen und Dogmen; große Eigenliebe schafft eine Verzerrung sämtlicher Anschauungen" u. s. w.?

Oder meinen Sie, daß meine Pädagogik des freien Vernunftmenschen

die edlen Teile des Gemütes verkümmern lasse? Ich bin mir dessen nicht bewußt und kann es nicht eher einräumen, als bis es mir bewiesen wird. Mir scheint, der Ausdruck „Vernunftmensch“ und mein Betonen der Vernunft hat auf Sie den Eindruck gemacht, als erstrebe ich einen dürren Rationalismus, eine gemütslose Vernünftelei. Dagegen hebe ich hervor, daß mein „Vernunftmensch“ nichts anderes ist, als der Antipode des Autoritätsmenschen, und daß der Gegensatz dessen, was ich Vernunft nenne, nicht Gemüt sondern Unvernunft ist. Meine „Vernunft“ ist nichts anderes, als die Liebe zu unsrer Lebensluft, zur Erkenntnis, zur Wahrheit, und zu den Erkenntnismitteln Erfahrung und Begründung. Das edle Trieb- und Gemütsleben wird durch ihren Cultus meines Wissens nicht geschädigt. Wenn Sie aber die Frage anregen, ob nicht vielleicht das, was ich „unreine Mittel“ nenne, gerade auf den Charakter und das Gefühlsleben, und durch solche Vermittlung auch auf die Vernunft, günstige Einflüsse ausübe, — so entgegne ich: vielleicht! Jedenfalls sehe ich als Individuum solche Einflüsse nicht oder werte sie gering.

Wenn Sie indessen glauben, daß die von mir sub specie meines Zieles und Kraft meiner individuellen Erfahrung und emotionellen Veranlagung als „unreine Mittel“ gewerteten Ziele — sub specie eines andern Zieles oder kraft Ihrer individuellen Erfahrung und Veranlagung reine Mittel sind, so kann ich Sie nur bitten, solche Apologie meiner „unreinen Mittel“ zu verfassen. Wie ich Ihnen in den schönen Stunden des persönlichen Verkehrs bereits sagte, wäre es mir sehr interessant, wenn ich einer ganz entgegengesetzten Wertung begegnete, wenn z. B. ein stramm autoritärer Haudegen kraft seiner Individualität ausführte, mein „freier Vernunftmensch“ sei ein unheilvolles Ziel, ein unreines Mittel, weil der Mensch kein autonomes, sondern ein heteronomes Wesen sei. Wenn Sie also einmal Zeit und Lust haben, so untersuchen Sie, ich bitte, ob meine „unreinen Mittel“ „nicht auf andere psychische“ Seiten des Menschen und ihre Bethätigung, so namentlich auf den Charakter und das Gefühlsleben, günstige Einflüsse ausüben, welche infolge der im menschlichen Organismus statthabenden Wechselwirkungen auch der Vernunft zugute kommen und sie indirekt mehr fördern, als sie direkt geschädigt wurde.“ Erraten kann ich Ihre Beantwortung dieser Frage nicht. Ich werde mich aber gewiß mit diesem Problem beschäftigen, sobald meine individuelle Erfahrung sich nach dieser Richtung entwickelt haben wird.

Jedenfalls vermisse ich dies Kapitel gegenwärtig nicht derart, daß ich meine „Philosophie des reinen Mittels“ (wie sie als Buch erscheinen wird) deswegen für unvollständig hielte. Denn da die Fülle der Wirkungen irgend einer pädagogischen, ethischen Maßnahme geradezu unübersehbar ist, so muß man sich bei deren Behandlung stets mit einem Segment begnügen.

Uebrigens scheinen sie meinen „freien Vernunftmenschen“ auch deswegen als ein beschränktes, spezialistisches Ziel zu betrachten, weil Ihnen die Bedeutung des Wortes „frei“ nicht in ihrer ganzen Tragweite aufgegangen ist. Ich strebe nach Freiheit, d. h. nach der Möglichkeit zu können, was man will. Das ist kein Ziel, wie die Gesundheit der Verdauungsorgane, sondern ein hohes, universales Lebensziel, vergleichbar der Gesundheit des gesamten Menschen; das ist nichts Beschränktes, sondern klipp und klar Schrankenlosigkeit.

Weil man nun aber gegen dies Ziel der Schrankenlosigkeit einwenden könnte, daß es zum Chaos führt, zu einem Zustand, in dem die Individuen, gerade durch ihr Streben nach Schrankenlosigkeit, an einander sowie an der

Hartköpfigkeit der Realität überhaupt peinliche, vielleicht gar erdrückende Schranken finden, so halte ich es für notwendig, daß die Freiheit durch Vernünftigkeit veredelt wird. Freie Vernunftmenschen stiften kein Chaos, weil sie eben nur das wollen, was vernünftig ist, was ihre Vernunft nicht als unschädlich wertet. Und alle Möglichkeiten menschlicher Macht, die das Weltganze in latenter Weise enthält, können einzig und allein durch den Vernunftmenschen gewonnen werden: er kann, was er will, weil er vernünftig ist; er erreicht es, falls überhaupt ein Erreichen möglich ist, durch seine edelste Kraft, durch die Vernunft. Ich wünsche also, daß sich das Individuum schrankenlos auslebe, auch in seiner „emotionellen" Richtung, allerdings in einer durch Vernunft veredelten, nämlich schadlosen Weise.

Ihr Beispiel vom Spezialisten ist übrigens noch in andrer Weise unpassend: Ein Kranker ist im allgemeinen nicht selber Arzt, also darauf angewiesen, sich einem Arzte anzuvertrauen, ihm — wie Sie sagen — „in die Hände zu fallen". Ich aber bin weit entfernt, zu wünschen, daß sich meiner ethischen Führung Leute in dieser Weise anvertrauen. Ich bin ein Gegner des Führertums, da wo die Herde selbständig sein könnte. Ich möchte ein Auditorium von selbständigen Köpfen haben, möchte jedenfalls nur so auftreten, wie es der intellektuellen Selbständigkeit förderlich ist. Drum eben stelle ich kein Dogma auf, sondern spreche meine Erfahrungen in vernünftiger, individualistisch beschränkter Form aus. Ich rechne also — um das Beispiel vom Arzte beizubehalten — mit Patienten, welche selber Aerzte sind, sachverständige Leute, die niemand „in die Hände fallen", sondern sich selber behandeln — wie Sie, lieber Doktor. Haben solche Patienten etwa Grund, „um Kopf und Busen bange" zu sein? Thun sie nicht vielmehr sehr wohl daran, von dem individuellen Erfahrungsmaterial eines andern Arztes nach Kräften zu profitieren? Freilich dogmatisch glauben, kritiklos hinnehmen, ist schlimm; aber prüfen und das Beste (d. h. das individuell Einleuchtende) behalten, ist sehr gut.

Sie selber scheinen erraten zu haben, daß ich so entgegnen würde. Aber Sie meinen, mein Verfahren sei nicht konsequent; denn ich geriere mich bei meinen Wertungen teils individualistisch bescheiden, teils mit dem Anspruch auf Allgemeingiltigkeit. Ich gebe Ihnen hierin recht. Aber das ist keine Inkonsequenz in meinen Ausführungen, sondern ganz konsequent von mir.

Ich verstehe allerdings unter dem „reinen Mittel" „lediglich solche Maßnahmen, welche mich, wie überhaupt uns, dem freien Vernunftmenschen thatsächlich näher bringen, nicht aber gegen Freiheit und Vernunft so erheblich verstoßen, daß sie in dieser wichtigsten aller Beziehungen mehr schaden als nützen." Das ist eine ideale Definition, — wie die mathematische Definition einer geraden Linie. Solche Definitionen sind „positiv", „objektiv", „allgemeingiltig", weil sie keine Wertungen, keine Schätzungen sind, sondern nur rein logische Beziehungen, die jedem Logiker einleuchten. Anders liegt die Sache, wenn man solche idealen Definitionen auf die Realität anwendet, wenn z. B. der Mathematiker feststellen soll, ob eine reale Linie gerade ist. Da kann man nur individualistisch bescheiden urteilen, da kann man nur sagen: „Ich schätze die Linie grade; denn ich habe als Angehöriger einer bestimmten Kulturstufe und als ein Individuum diese und jene Prüfung angestellt und diese und jene Beziehung an dem untersuchten Objekte festgestellt. Der Sohn eines späteren Zeitalters und ein anderes Individuum wird allerdings vielleicht andere Beziehungen herausfinden, auf Grund deren er die Linie möglicherweise als un-

gerade wertet. Jedenfalls aber sind die von mir herausgefundenen Beziehungen real, also allgemeingiltig". Einem solchen Mathematiker also gleiche ich. Ich werte mit dem Bewußtsein, eine Individualität zu sein; außerdem möchte ich bei der Mitteilung der von mir vollzogenen Wertung kein unreines Mittel anwenden; folglich vermeide ich peinlich — hoffentlich erfolgreich — den leider üblichen dogmatischen Ton, — aus Rücksicht auf den freien, von Autorität erlösten Vernunftmenschen. Freilich die Beziehungen, welche ich herausgefunden habe, halte ich für etwas Reales, und insofern erhebe ich Anspruch auf Allgemeingiltigkeit meiner „Philosophie". Ich hoffe, allgemein einleuchtend gezeigt zu haben, daß die von mir herausgefundenen Beziehungen der Objekte zu Freiheit und Vernunft wirklich vorhanden sind. Indessen beschränkt sich meine Funktion nicht auf die Konstatierung gewisser Beziehungen, sondern besteht auch in einer Abwägung dieser Beziehungen, im Beimessen von Gewicht. Und dieser Teil meiner Funktion hat keine Allgemeingiltigkeit. Ich habe nämlich erfahren, daß man für ethische Abwägungen keine exakte Wage hat, daß hier das individuelle Gemüt, die „emotionale Seite" eine große Rolle spielt. So weiß ich denn, daß ich den Leser nicht logisch bestimmen kann, den von mir konstatierten Beziehungen eben solche Gewichte beizumessen, wie ich es thue. Wie er sie schätzt, richtet sich nach seiner Individualität.

Ich wende mich zu einem andern Ihrer Einwände. Sie meinen: „Wenn ich einem Kinde sage: ‚Thu' dies und das, weil Du mir damit Freude bereitest', oder: ‚Thu' dies und das, weil ich Dich schlagen werde, wenn Du es nicht thust', — so beeinträchtige ich hierdurch in keiner Weise seine freie Vernunftbethätigung; wenn es mir nun folgt, um mir Freude zu machen, oder um Schläge zu entgehen, so wählt es für gewisse Zwecke vollkommen geeignete, vernünftige Mittel — und die Zwecke — darüber sind wir ja einig — können an sich weder vernünftig noch unvernünftig sein." — Die „Zwecke an sich" freilich! Aber warum macht Ihnen eine gewisse Folgsamkeit des Kindes Freude? Und warum drohen Sie dem Kinde mit Schlägen? Sie wollen das Kind zu einer Verfassung, die Ihnen als Ideal vorschwebt, erziehen. Lohn und Strafe sind Ihre Mittel zu diesem Ziele. Ich kann mir nicht denken, daß Sie das Kind nur soweit vernünftig machen wollen, daß es sich zum Grundsatze macht: Vor Strafe will ich mich hüten, und dem Vater will ich durch mein Benehmen Freude machen. Das ist ja auch ein Ziel, und zwar leider ein sehr verbreitetes. Aber gerade die Pädagogen, welche dies Ziel verfolgen, sind borniert, wie jener Spezialist, der da sagte: „Was geht mich der Mensch an? Ich heile das Auge!" Ihnen kommt es doch wohl nicht darauf an, daß die Zöglinge aus bloßer Folgsamkeit dies thuen und jenes lassen, sondern daß sie das thun, weil sie die wohlthätigen Wirkungen erkennen, welche diese Handlung für eigenes und fremdes Wohlergehen hat, und zwar die Wirkungen, welche sich aus den Gesetzen der Soziologie, der Ethik, der Naturwissenschaft ergeben, nicht bloß die Wirkungen, welche pädagogische Willkür künstlich mit dieser Handlung verknüpft hat. Und Ihnen kommt es doch wohl darauf an, daß die Zöglinge über die unmittelbare Wirkung einer verpönten Handlung (über die Strafe) hinausschauen lernen, daß sie zum mindesten einsehen, warum diese Handlung verpönt ist. Ich möchte jedenfalls meine Zöglinge zu möglichst vernünftigen, freiheitlichen Menschen erziehen. Und sub specie dieses Zieles enthält die Prügelpädagogik gewichtige Schädlichkeiten, wie ich nachgewiesen habe; und kraft meiner Individualität werte ich die Prügelpädagogik als ein unreines Mittel. Die von Ihnen

gewissermaßen entschuldigte Pädagogik und die meinige verhalten sich zu einander ähnlich, wie die christliche Werkheiligkeit und die christliche Gesinnung. Mit Recht haben christliche Denker, besonders Jesus, die Werkheiligkeit als unreines Mittel gewertet, in der Erwägung, daß die Gesinnung die Quelle der Werke sei, daß also die Veredlung der Gesinnung größern Wert habe, als das Hervorbringen guter Aeußerlichkeiten.

Wenn Sie endlich die Anforderung an mich richten, ich möge „den Schatz von Kenntnissen nach Kräften ausnützen, der in den gesamten menschlichen Erfahrungen aufgehäuft" sei, so gebe ich Ihnen die Versicherung, daß ich solche Erfahrungen adoptieren werde, die ich nach Maßgabe meines eigenen Erlebens verstehe, die ich als Individuum apperzipieren kann. Indessen vermag ich mich mit der akademischen Dissertationsmanier nicht zu befreunden. Sie kommt mir vor wie eine Speise mit ungenießbarer Garnierung; Speise ist sie, soweit sie individuell ist, Garnierung aber, soweit sie in blutlosem Eklektizismus anführt,

„Was vor uns ein weiser Mann gedacht."

Dies Gelehrtenschema erinnert mich an die Antwort des Kandidaten Jobses:

„Eine gute Predigt hat zwei Teile:
Den einen Teil niemand verstehen kann;
Den andern aber verstehet man."

Mir ist das Verständnis einer Wertung allzusehr ein Erleben, und zwar ein Erleben unter den Bedingungen eines ganz bestimmten Lebensprozesses. Dies Verstehen, dies Erkennen heißt aus sich heraus Gebären, Früchte tragen, die von individuellen Säften durchströmt wurden, nicht aber sich mit fremden Früchten behangen wie ein Weihnachtsbaum. Wertungen ähneln Dichtungen: Was der Dichter erlebt hat, das gestaltet er frisch, das ist wahr; der Aufputz aber mit fremden Federn, vielleicht gar mit hergebrachten, normalen Elementen, ist dürre Phrase, blasses Clichee, ist unwahr und wertlos. Würde Rousseau wohl an Bedeutung gewonnen haben, wenn er bei seinen individuellen Wertungen die Weisheit der Vorfahren, die Weisheit von Cicero und Leibnitz, fein säuberlich akademisch zu Rate gezogen, das Für und das Wider gewissenhaft gruppiert hätte, — das Für und das Wider von Leuten, die einem andern Zeitalter, einer andern Gesellschaft, einem andern Milieu angehörten, die eben kein Rousseau waren? Angenommen, der „gesamte Schatz menschlicher Erfahrungen" wäre gegen Rousseau, so beweist das eben nur, daß dieser Schatz andern Individuen, einem andern Milieu, andern Erlebnissen entstammt.

Aber, so werden Sie sagen, ist es nicht ein Widerspruch, einerseits die Mitteilung von Wertungen so gering zu schätzen und die eigentliche Werterkenntnis im Erleben zu sehen, andrerseits selber Wertungen mitzuteilen, um dafür Propaganda zu machen, eine ganze Abhandlung zu schreiben, die den Wunsch bekundet, durch Mitteilungen und Beweise zu bewegen, zu überzeugen? — Ich erwidre: Wenn eine neue Wertung vom Autor einem Auditorium abstrakt vorgeführt wird, so wird sie allerdings denen, die der Individualität und dem Milieu des Autors total fern stehen, ein Buch mit sieben Siegeln sein. Diejenigen indessen, welche ähnliche Erlebnisse, wie der Autor, in ähnlicher Weise durchgemacht haben, können von ihm überzeugt werden. Noch andere werden durch den Autor angeregt, ähnliche Erfahrungen zu machen, wenn ihnen einmal das Leben die Bedingungen der neuen Wertung beibringt. Um Erfahrungen zu machen, hat man eben nicht nur Erlebnisse nötig, sondern auch

einen gewissen Blick für die Erlebnisse; die Richtung dieses Blickes aber kann durch aufgenommene Mitteilungen bestimmt werden. Sollte meinen Anschauungen und Wertungen überhaupt eine Propaganda beschieden sein, so schreibe ich sie teils dem Zusammentreffen gewisser Individualitäten mit einem gewissen Milieu zu, teils meiner Publikation oder einer ähnlichen, durch die gewisse Beobachtungen angeregt werden.

Ich habe nach der Vorlage des Korrekturbogens Ihres werten offenen Briefes, also in Eile, Ihre Einwendungen zu beantworten versucht. Sollte ich Sie nicht völlig verstanden haben, so bitte ich um Entschuldigung. Besonders bitte ich um Entschuldigung für die Mangelhaftigkeit des Ausdrucks, an der wahrscheinlich meine unter dem Titel: „Philosophie des reinen Mittels" erschienenen Artikel leiden. Sie erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß diese Artikel nur feuilletonistische Vorarbeiten zu einem Buche sind.

Jedenfalls bin ich Ihnen, lieber Doktor, herzlich dankbar für Ihre Anregung zur Klärung und Erweiterung meiner Publikation.

Zum Abschluß.

Was unter dem Titel „Philosophie des reinen Mittels" in dieser Zeitschrift erschienen ist, sind Feuilletons, welche die Vorarbeiten zu einer umfassenderen Schrift in Buchform*) bilden. Der Charakter und Raum einer Zeitschrift gestattet mir nicht, meine Ideen in ihrer Gesamtheit und mit allen Details hier vorzutragen; so muß ich denn auf weitere Feuilletons über dies Thema verzichten.

Um jedoch meinen Aufsatz-Cyklus zu einigem Abschluß zu bringen, möchte ich wenigstens andeuten, in welcher Weise sich meine Kritik weiter entwickelt, welches insbesondere die Hauptgebiete sind, auf denen sich unter der Beleuchtung meines Ideals unreine Mittel zeigen.

Die Moral ist ein unreines Mittel, insofern sie gegen Freiheit und Vernunft verstößt. Das aber thut in beträchtlicher Weise diese Fürstin, der die Anhänger der normalen Wertung so überschwängliche Huldigungen darbringen. Die Moral des „Du sollst" ist, wie schon dieser typische Ausdruck andeutet, ein Mittel, mit welchem die Organisation der Herrschaft die Menschheit knechtet. Legalität und Pflichtgefühl (Gewissenhaftigkeit) halte ich für unvereinbar mit dem freien Vernunftmenschentum, sie zu überwinden, ist — bekreuzigt Euch ob meines Satanismus, Ihr Moralisten! — mein Ziel. Denn die staatliche Moral (Legalität) beruht auf Zwang, und das Gewissen ist nichts anderes, als ein verinnerlichter Zwang, eine Autorität, welche kommandiert, und nicht begründet. Und nicht allein in der Form, sondern auch im Inhalte der herrschenden Moral erblicke ich Verstöße gegen Freiheit und Vernunft. Daß durch Ueberwindung der Loyalität und des Gewissens ein Chaos angebahnt werde und die Kulturmenschheit zerfalle, scheint mir eine thörichte Befürchtung zu sein. Denn vernünftige Freiheit ist ja die Ueberwinderin, und so wird an die Stelle der knechtischen Moral eine freie Sittlichkeit treten. Diese besteht in beglückenden Willenstendenzen, die weder durch äußern noch durch innern Zwang hervorgebracht sind, vielmehr den mit Vernunft gepaarten freien Neigungen entspringen. Während Loyalität und Gewissen sagen „Du sollst," hat der

Anhänger der freien Sittlichkeit das Bewußtsein „Ich will." Um nun der Phantasie von Leuten die sich solche freie Sittlichkeit nicht vorstellen können, etwas nachzuhelfen, erkläre ich, daß Liebe und Haß die Triebkräfte dieser freien Sittlichkeit sind, Liebe zu Menschen und Gütern, Abscheu vor dem Uebel.

Auch den Staat werte ich, insofern er Herrschaft bedeutet, als ein unreines Mittel. Ich möchte die ungeheure Autorität des Staates überwinden, den Glauben an die Notwendigkeit, an den Segen einer gesetzgebenden und exekutiven Regierung. Natürlich war der Staat eine geschichtliche Notwendigkeit und wird es auch noch lange sein. Doch diese Einsicht macht mich nicht blind gegen die von ihm ausgehenden Schädigungen der Freiheit und Vernunft und nicht blind gegen die Möglichkeit einer langsamen Ueberwindung der staatlichen Herrschaft durch unsere Fortentwicklung zum freien Vernunftmenschen.

Entsetzliche Verheerungen gehen von der wirtschaftlichen Herrschaft aus, die in allen „zivilisierten" Staaten unter dem Protektorat der Gesetzgebung und exekutive die „Proles" ausbeutet und übrigens die Privilegierten selber in allerlei leidige Abhängigkeitsverhältnisse versetzt. Mag ich als ethischer Kritiker auch sonst ziemlich vereinsamt dastehen, hier, angesichts der „sozialen Frage", werde ich einer breiten Zustimmung begegnen, wenn ich unreine Mittel konstatiere.

Aber die Parteien, welche staatliche und wirtschaftliche Verbesserungen erstreben oder wenigstens zu erstreben behaupten, sind selber in zahlreichen Beziehungen unreine Mittel. Ich habe das intim empfunden und mich zu Erkenntnissen durchgerungen, die sich mit der Weltanschauung des „Volksfeindes" Thomas Stockmann (in Ibsens Drama) vielfach berühren. So werde ich denn in meinem Buche eine Kritik des Parteilebens geben unter dem Gesichtspunkte meiner Individualität und meines bisherigen Milieus.

Noch auf andere Feinde der Freiheit und Vernunft, z. B. auf den menschlichen Herdentrieb, auf die Leidenschaftlichkeit des Tiermenschen und auf gewisse, im Solde der Herrschaft stehende Schmiede geistiger Ketten, sollen Streiflichter geworfen werden.

Endlich werde ich den Verspottern meines „utopistischen" Zieles zu zeigen suchen, daß diese Utopie kein Punkt, sondern eine Richtung der Entwicklung ist, und daß wir in dieser Richtung fortschreiten, sobald wir uns danach sehnen, sobald wir den festen Willen zum Fortschritt haben und über unsere Schritte wachen. Ja diese Selbstkritik, dieses arbeiten an der eigenen Individualität betone ich im Gegensatz zu den einseitigen Schwärmern für Revolutionen in den äußeren Verhältnissen und sage mit Henrik Ibsen: „Worauf es ankommt, das ist die Revolutionierung des Menschengeistes."

*) Das Buch wird diesen Herbst im Verlage von S. Fischer, Berlin W., erscheinen.

Der Occultismus auf dem Wege zur Wissenschaft?

Von

Alexander Lauenstein.

Zwei Jahrzehnte begeisterten Kämpfens für Atheismus und Neumalthusianismus, für politischen Radikalismus und endlich für Sozialismus, eine lange Reihe tüchtiger, wissenschaftlich unanfechtbarer Schriften und glänzender öffentlicher Vorträge; ein Leben als die Genossin der besten ihres Volkes wie eines Charles Bradlaugh — da mit 44 Jahren wenige Monde zu den Füßen der Madame Blavatski, und Annie Besant steht mit all ihrem Glauben, ihrer Begeisterung und ihrer Thatkraft im Lager des Spiritismus; sie, die eifrigste Verfechterin des Materialismus in der Atheistic platform, empfängt Briefe von den Mahatmas und geht nach Indien, um dorthin das Evangelium der neuen welterlösenden Religion des Spiritismus zu tragen, die unbestrittene Nachfolgerin ihrer Meisterin Blavatski — — — ja, es müssen seltsame Menschen sein, die da drüben auf den großen Inseln jenseits des Kanals wohnen. Ganz ohne einen Spleen ist keiner, und die deutschen Tageszeitungen haben ein Recht auf das billige Vergnügen, gründlich über jedes spiritistische Kunststückchen zu spotten, über das man in London lacht, und bei allen achtundzwanzig Millionen Einwohnern der britischen Inseln den unverbrüchlichsten Glauben daran zu vermuten.

Aber wenn es auch nicht an dem ist, wie man auf dem Festland sich vorstellt, in der That ist der Unfug arg und ebenso die ernste Leichtgläubigkeit, die den schlauen Schwindel anstaunt und unterstützt. In der That beschäftigt sich die englische Gesellschaft weit mehr mit den noch unaufgeklärten Fragen der Ausdehnung psychischer Wirkungen als die deutsche, aber in den meisten Fällen ist die Art der Beschäftignng doch eine sehr ernste. Im Mittelpunkt der Bewegung steht nicht ein gewandter Taschenspieler, oder eine große Gesichteseherin, sondern eine wissenschaftliche Gesellschaft, die mit allen Mitteln der exakten Forschung sich bemüht, den Problemen des Seelenlebens näher zu treten, bei denen noch nicht einmal die Thatbestände festgestellt sind, — im Mittelpunkte; daß es an der Peripherie nicht an Gauklern und Visionärinnen fehlt, ist ja bekannt. Es lohnt sich für den deutschen Occultisten wie Psychologen schon einmal zuzusehen, wie man im Lande der Roastbeefs jene Fragen anfaßt.

Am 6. Januar 1882 wurde unter dem Vorsitz von Prof. Barrett in London eine Versammlung abgehalten, deren Gegenstand es war, die verschiedensten Ansichten über die sogenannten mesmeristischen und spiritualistischen Phänomene laut werden zu lassen. Das Endergebnis war die Gründung der Society for Psychical Research, die sich folgende Aufgaben stellte:

1 Die Prüfung des Wesens und der Ausdehnung aller Einflüsse eines

Bewußtseins auf ein anderes, welche auf einem anderen Wege als durch die Kanäle der Sinne wirken können.

2. Das Studium von Hypnotismus und Mesmerismus und das Eindringen in die angeblichen Phänomene von Hellseherei.

3. Die Lösung der Frage, ob es bisher von der Wissenschaft noch nicht anerkannte Beziehungen einmal zwischen lebenden Organismen und Magnetismus und Elektrizität und sodann zwischen lebendigen Körpern und Leichen giebt.

4. Die sorgsame Aufspürung aller gut bezeugten Berichte von Erscheinungen, welche im Augenblick eines Todesfalles oder bei sonstigen Anlässen stattgefunden haben, und Beunruhigungen in Häusern, von denen man glaubt, daß es darin spukt.

5. Die Gewinnung eines Einblicks in die verschiedenen physischen Erscheinungen, die gewöhnlich mit dem Ausdruck „spiritualistisch" bezeichnet werden.

6. Die Sammlung und Vergleichung des vorhandenen Materials über die Geschichte dieser Gebiete.

Schon dieses vorsichtig gefaßte und ins Einzelne gehende Programm zeigt, daß man es hier mit einem ernsten wissenschaftlichen Unternehmen zu thun hat. An der Spitze desselben steht heute der erste Psycholog Englands Professor Henry Sidgwick vom Trinity Kollege in Cambridge, und seine beiden sonstigen Hauptvertreter sind Mr. F. W. H. Myers und Mr. Frank Podmore. Die stattlichen Bände der Proceedings enthalten wohl die größte Menge Material über das ganze Gebiet, das je auf der Erde darüber zusammen gebracht worden ist, wenn auch vielleicht in der kritischen Sichtung von Berichten über Erscheinungen manchmal noch gründlicher hätte verfahren werden können. Auch nach Nordamerika hat sich die Psychical Research Society bereits ausgedehnt, und ihr dortiger Vorsitzender ist Dr. Hodgson in Boston.

Auch in Großbrittanien giebt es eine beträchtliche Anzahl Psychologen, welche nicht nur außerhalb der Gesellschaft stehen, sondern auch sehr gering über das von ihr bearbeitete Gebiet denken. Ihr bekanntester ist der Naturforscher Wallace, der die Society erst diesen Herbst wieder scharf angegriffen hat. Frederick W. H. Myers hat den Angriff nicht unglücklich abgewehrt in der Septembernummer der Arena in einem Artikel: „Ernte uud Arbeiter auf dem Gebiete der psychischen Forschung", in dem er ebenfalls dringend die Beschaffung sicheren Materials betonte und unter anderem für einen bestimmten Fall ein klassisch einfaches Experiment vorschlug. Zwei Menschen glauben, daß ihre Bewußtseine telepathisch korrespondieren. Einzelne merkwürdige Zusammentreffen stellen sich ein. Gut, meint Myers, so nehmen sie jeder ein Tagebuch und zeichnen ihre Gedanken und Vorstellungen auf, und vergleichen es nach zwei Monaten. — Ein einziger solcher Fall, der sich beliebig oft experimentell wiederholen lasse, würde die Wirklichkeit der Telepathie ja zur Evidenz erweisen — leider haben sich nur bisher noch nicht zwei glückliche Besitzer zweier derartig korrespondierender Tagebücher gemeldet.

Wenn gerade jetzt die Psychical Research Society im allgemeinen Interesse mehr in den Vordergrund getreten ist, so hat das seinen Grund nicht nur in jenem Streit, wenn derselbe auch einiges Aufsehen gemacht hat, sondern in ihrer augenblicklichen Verknüpfung mit einem Unternehmen, das von dem Weltkongreß für experimentelle Psychologie ausgeht, der in den Tagen vom 6. bis 10. August 1889 in Paris abgehalten worden ist. Dort wurde die Frage angeregt, von seiten der Wissenschaft den Problemen der Hallucination, des Hellsehens,

und der sogenannten Geistererscheinung näher zu treten, und einem besonderen Ausschuß die Beschaffung des nötigen Materials überwiesen. Eine Statistik solcher Vorkommnisse wurde zunächst darum für nötig befunden, weil es sich um die grundsätzliche Frage handelt, ob man es hier mit einer krankhaften Einzelerscheinung zu thun habe, oder mit einer Eigenschaft, die sich bei einem zu hohen Prozentsatz von Menschen findet, um noch als krankhafte Abnormität betrachtet zu werden. Bisher fehlte aber jede Grundlage für eine derartige Behandlung dieses ganzen Kreises angeblicher oder wirklicher Erscheinungen. Als Ausdehnung der Statistik wurden Europa und die Vereinigten Staaten von Nordamerika festgesetzt. Für Großbrittannien wurde Prof. Henry Sidgwick in Cambridge zum Vertreter ernannt, und nachdem vorher große Mengen von Fragebogen versandt worden waren, sind am 1. Dezember wieder zweihundert solcher Blätter über die englisch sprechende Welt Großbrittaniens und der Vereinigten Staaten ausgestreut worden.

Der Fragebogen ist nicht uninteressant. Seine eine Seite enthält ein geräumiges Schema, darauf berechnet, daß fünfundzwanzig Personen ihre Veranlagung oder Nichtveranlagung zu dergleichen geistigen Erlebnissen eintragen sollen, Personen über 21 Jahren und anerkanntermaßen im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte. Auch nach der Nichtveranlagung ist gefragt, und ein Ja oder Nein auf dem Fragebogen wird ausdrücklich als ganz gleich wichtig hingestellt! Es handelt sich hier zum ersten Male nicht blos darum, „Gespenstergeschichten" zu sammelu und abenteuerliche Versuche mit ganz oder halb Geisteskranken zu machen, sondern um eine Frage von weit allgemeinerer Bedeutung. Es gilt vor allem, das Verhältnis zu ermitteln, in dem die Fähigkeit, solche Erlebnisse zu haben, unter den Gegenwartsmenschen verbreitet ist.

Zieht man in Betracht, wie verhältnismäßig wenig solche Geschichten direkt überliefert werden, wie viele davon sich schon durch mehrere Geschlechter fortgepflanzt haben und jeder Bürgschaft der Glaubwürdigkeit entbehren, wie selten man einem Menschen begegnet, der selbst eine solche Erscheinung gehabt zu haben glaubt — Verfasser hat nicht einen einzigen kennen gelernt —, so sollte man annehmen, Personen mit jener Fähigkeit müßten verschwindend selten sein.

Soweit sich die Ergebnisse jener neuen Statistik heute überblicken lassen, lauten dieselben jedoch ganz anders.

Von den ersten fünfundzwanzig Personen, die in der Redaktion der Review of Reviews, Marbray House, Norfolk Street, Strand WC., London, diesen Herbst befragt worden, hatten nur zwölf keinerlei Erscheinungen zu berichten. Im übrigen bilden die Träger solcher Fähigkeiten ein ganzes Achtel der Befragten. Bis Anfang Dezember waren aus Großbrittannien 10,211 Antworten eingelaufen, und von diesen lauteten 11,36 Prozent Ja. Es ist zu erwarten, daß der Prozentsatz in Zukunft bedeutend sinken wird. Die ersten eingelaufenen Sammelbogen stammen naturgemäß aus den Händen besonders eifriger Interessenten, unter denen sich mehr geeignete Media befinden mögen, als unter den Gleichgiltigen. Die vollen Resultate sollen mitgeteilt werden auf dem nächsten Weltkongreß für experimentelle Psychologie, der im August 1892 zu London stattfinden soll.

Die Hauptfrage des Bogens lautet:

„Haben Sie jemals, wenn Sie sich selbst für vollständig wach hielten, einen lebendigen Gesichts- oder Tasteindruck von einem lebenden Wesen oder

einem unbelebten Gegenstand, oder einen Gehörseindruck gehabt, der sich trotz aller aufgewendeten Mühe nicht auf eine äußere physische Ursache zurückführen ließ?"

Daran knüpft sich denn die weitere Frage nach den Einzelheiten der betreffenden Erscheinungen, da es im Interesse des psychologischen Kongresses liegen muß, auch hierfür Stoff zur Bearbeitung zu sammeln.

Das was augenblicklich in Großbrittannien und Nordamerika die allgemeine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkt, ist nicht ein besonderer wissenschaftlicher Erfolg, sondern die Teilnahme eines vielgenannten Mannes als Agitator für diese eigenartige Sammlung, William T. Steads, des Besitzers, Herausgebers und Redacteurs der Review of Reviews, der in England und Nordamerika in je 100,000 Exemplaren verbreiteten monatlichen Rundschau über die Ereignisse des Monats und den Inhalt aller bedeutenderen Zeitschriften der Welt, von der seit dem August dieses Jahres auch eine besondere Ausgabe für das Festland in Leipzig bei Heinemann und Balestiew, den Verlegern der English Library erscheint und eine weitere für Australien in Vorbereitung ist.

Stead ist auf dem Festland zuerst bekannt geworden durch die Enthüllungen der Pall Mall Gazette über Mädchenhandel und Prostitution in London, deren Seele er war. Ein geschickter Redacteur und begabt mit einem besonderen Blick für die Bedürfnisse seiner Zeit und großer Geschäftsgewandtheit, gründete er im Januar 1890 die Review of Reviews, die er seither herausgiebt.

Im Augustheft der Review of Reviews war noch alles still von Geistererscheinungen. Da brachte das Septemberheft einen Aufruf an die Leser: «A Census of Ghosts» „Eine Geistervolkszählung", welche um unveröffentlichte Mitteilungen aus dem vielumstrittenen Gebiete der Geistererscheinung bat, und als erste Aufgabe der Sammlung hinstellte, möglichst viel unbedingt zuverlässiges Material aus der Gegenwart zusammenzubringen, sich auf die Veröffentlichungen der Psychical Research Society bezog und deren Aufstellungen benutzte, was alles zu einem vollständigen Bericht über Gespenstererscheinungen gehöre, mehrere phantastische Bemerkungen über die Wichtigkeit der Sache machte, und endlich eine außerordentliche Weihnachtsnummer ankündigte, die eine der interessantesten, anregendsten und merkwürdigsten Zeitschriftennummern sein sollte, die die Presse jemals verlassen hätten.

Die Oktobernummer setzte das Werk fort. Sie brachte einen Dank für allerlei Einsendungen und sprach die Zuversicht aus, daß die in Aussicht gestellte und nun völlig gesicherte Weihnachtsveröffentlichung die ganze Gespensterfrage auf eine feste und dauerhafte Grundlage stellen werde. Daneben stehen die bescheidenen Sätze, Erscheinungen seien zwar nicht Gespenster in des Wortes gewöhnlicher Bedeutung, kämen aber — doch bisweilen wirklich vor. Es komme augenblicklich nicht darauf an, zu entwickeln, was Geister eigentlich seien, und eine Theorie oder Hypothese der Gespensterwelt aufzustellen, sondern nur, daß Dinge, die man gewöhnlich so nenne, vorgekommen seien und noch vorkämen, wenn auch nur als durchaus subjektive Bilder — — eine Möglichkeit, die kein ernster Psychologe heute bestreitet oder bestritten hat, so lange es eine Psychologie giebt. Mitte November sollte die Extranummer erscheinen; das Oktoberheft brachte eine Lebensbeschreibung von Annie Besant von dem Herausgeber selbst, durch die allerlei Mystizismus hindurchklang. Als „Real Ghoststories", als „wirkliche Geistergeschichten" wurde die Weihnachtsnummer angekündigt, aber nach dem bescheidenen Einlenken zur Subjektivität jener Bilder konnte man trotz des reklamehaften Titels fast erwarten, daß hier eine strenge kritische Sichtung

walten und dem Publikum nur ganz Sicheres werde geboten werden. Und in der That stieg in weiten Kreisen die Erwartung noch bedeutend, und auch die Reklame für das Unternehmen schwieg nicht.

In der Novembernummer von Steads Monatsschrift war das Unternehmen der „Wirklichen Geistergeschichten" schon bis zum „Ereignis des Winters emporgewachsen und das Ganze sollte eine noch weit sicherere Grundlage erhalten haben. Scherzenden Sinnes seien sie begonnen worden, und jetzt führten sie ihren eigenen Verfasser zur Erkenntnis von bisher nie geahnten Fähigkeiten des Menschengeistes, die in sich das Versprechen einer nahezu unendlichen Weiterentwickelung trügen.

Am 21. November sollte das kostbare Buch wirklich das Licht der Bücherwelt erblicken. Aber es ließ noch eine ganze Zeit auf sich warten. Da endlich kam es heraus und da liegt es: ein Bändchen von 104 engbedruckten Quartseiten und den Abbildungen einer ganzen Reihe verstörter und einiger weniger nicht verstörter Menschengesichter. Nur zwei Drittel des ganzen Raumes sind dem Berichte „Wirklicher Geistergeschichten" gewidmet, den übrigen Raum füllen Bilder und Betrachtungen oft recht wunderlicher Art. Die Geistergeschichten enthalten viel bereits anderwärts Veröffentlichtes, mindestens fünfunddreißig bereits bekannte Berichte, und unter dem Neuen ist vieles sehr hypothetischer Art, obgleich eine strenge Kritik versprochen war. Man sieht schon beim flüchtigen Durchblättern: es kam dem Herausgeber weit mehr darauf an, seine Nummer möglichst interessant zu machen, als nur Neues und unbedingt Sicheres zu bieten. Sonst hätte das bereits und zwar an recht zugänglicher Stelle Gedruckte und vieles Unbestimmte unbedingt wegbleiben müssen. Obwohl die Society for Psychical Research die Nummer benutzt hat, um mit ihr zweihunderttausend Fragebogen in die Welt zu schicken, lehnt sie doch ausdrücklichst jede Verantwortlichkeit für den Inhalt der „Wirklichen Geistergeschichten" ab, obgleich ihre Unterstützung der Arbeit Steads nur hätte förderlich sein können.

Auch hier ist die Reklame nicht außer acht gelassen: an der Spitze des Heftes findet sich ein Vorstoßblatt:

„Vorsicht für den Leser!

Vor der Lektüre des Inhalts dieser Weihnachtsnummer bitte ich zu bemerken, daß

1) die Erzählungen auf diesen Blättern von Personen in zartem Alter, von krankhafter Reizbarkeit, oder besonderer Nervosität besser nicht gelesen werden.

2) daß die neusten Forscher gleich der Heiligen Schrift diejenigen warnen, welche mit einem spiritus familiaris schon behaftet sind oder die sich den entsetzlichen Folgen des Besitzes eines solchen nicht aussetzen würden.

3) daß man von den verborgenen Fähigkeiten unserer komplizierten Persönlichkeit noch so wenig weiß, daß alle Experimente mit Hypnotismus, Spiritismus u.s.w. besser nur von den geistig gesundesten Personen in der sorgsamsten und würdigsten Weise vorgenommen werden sollten."

Diese Warnung steht hier auf Anregung von Katholiken, Theosophisten und Spiritualisten, welche erklären, es sei ihre tiefste Ueberzeugung, daß sie durchaus notwendig sei.

Obgleich Stead im Voraus erklärt hatte, es komme jetzt auf Thatsachen an, noch nicht auf Theorien über das Geisterreich, kann er sich doch nicht enthalten, dem Buche eine theoretische Abhandlung vorauszuschicken, die deutlich zeigt, auf welchem Standpunkte er steht, und wie beschränkt dieser ist.

Auf die Vorrede folgt nämlich ein einleitender oder vielmehr ein vorbereiten sollender Abschnitt; denn eigentlich hat sein Inhalt mit dem, was das Heft sonst behandelt, wenig zu thun. Es beginnt ganz in Steads geistreicher aber flüchtiger Art:

„Wirkliche Geistergeschichten! Wie kann es wirkliche Geistergeschichten geben, wenn es keine wirklichen Geister giebt?

Aber giebt es denn keine wirklichen Geister? Vielleicht habt Ihr noch keine gesehen, aber daraus folgt noch nicht, daß es keine giebt. Wie viele von uns haben denn die tötliche Mikrobe gesehen? Es giebt wenigstens eben so viel Menschen, welche bezeugen, Erscheinungen gesehen zu haben, als Männer der Wissenschaft, welche mit Mikroben experimentiert haben. Du und ich, die wir sie beide nicht gesehen haben, wir müssen beide das Zeugnis anderer einfach hinnehmen. Der Beweis für das Vorhandensein der Mikrobe mag vielleicht folgenschwer sein, der für das von Erscheinungen wertlos. Aber in beiden Fällen handelt es sich um ein Zeugnis anderer, nicht um persönliche Erfahrung."

Mit solcher Logik fängt man Bauern und solche, die es werden wollen. Erstlich ist eine Mikrobe etwas Körperliches aus chemisch bekanntem Stoff, ein Geist nicht. Zweitens ist die Mikrobe sofort im Laboratorium produzierbar, und die Zeugen für ihr Vorhandensein lassen sich beliebig vermehren. Jeder, der nicht an sie glaubt, kann sie gezeigt bekommen. Die Herren Geister hingegen streiken allemal da, wo man sie am nötigsten braucht, haben eine tiefeingewurzelte Abneigung gegen Laboratorien und erscheinen nie in Gegenwart der Polizei.

Schon der Titel des einleitenden Abschnittes ist bezeichnend für Steads mittelalterlichen Standpunkt. Er lautet: „Der Geist, der in jedem von uns wohnt" Der Herausgeber der Review of Reviews hat also den Umschwung noch nicht mitgemacht, der seit 1850 in der Psychologie stattgefunden hat. Ihm ist „Geist", „Seele" noch etwas Körperhaftes.

Vergangene phantastische Zeitalter sahen in den physiologischen und psychologischen Vorgängen im Menschen, in den Geschehnissen innerhalb unseres Körpers, den Stoffumsatz- und Kraftauslösungsprozessen, allerdings nicht Ereignisse, nicht ein Geschehen, ein Vorsichgehen, ein Sichumwandeln, sondern etwas Körperhaftes, das man sich nur aus einem dünneren Stoff gebaut dachte als den Körper und dessen gröberem Stoffe mit Vorliebe als etwas Feineres, Reineres, Höheres gegenüberstellte, indem man hier ein zeitliches Werturteil eintreten ließ, das ohne jeden wirklichen Grund war und seine Basis nur in jenen phantastischen Einbildungen hatte, von denen man meinte, daß sie der Wirklichkeit entsprächen. Auf diesem Boden fußt aller Glaube an die Unvernichtbarkeit der Seele als Persönlichkeit. Die experimentelle Psychologie hat ihm allen Boden entzogen. Ist Seele kein dünner Stoff mehr, kein Fluidum, sondern ein Geschehen, ein Vorgang, so kann sie auch nach keinem anderen Gesetze unvernichtbar sein als nach dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft. Und da Kräfte sich unablässig umsetzen oder ihre Erscheinungsformen ändern, so ist eine persönliche Unsterblichkeit, d. h. ein Erhaltenbleiben derselben Form der Kraft für alle Zeit, ein Phantasiegebilde, für dessen Uebereinstimmung mit der Wirklichkeit erst der Beweis zu führen wäre.

Auch hier taucht wieder der Vorwurf auf, unsere so hoch entwickelte physiologische Forschung könne uns über das eigentliche Wesen der Seele nicht

die geringste Aufklärung geben. Was heißt das? Unsere Psychologie auf physiologischer Grundlage ist ununterbrochen bemüht, die Eigenschaften derjenigen Vorgänge zu ergründen, die wir heute unter dem Sammelbegriff Seele zusammenfassen, und sie hat bisher darin zuverlässig mehr geleistet, als aller Occultismus, Gespensterglaube und alle Hellseherei zusammengenommen. Und allein die Entdeckung, daß Seele ein Vorgang und kein Stoff ist, wiegt all die Berge von Spekulationen über das „Wesen der Seele“ auf, die die Vergangenheit aufgetürmt hat.

Und was ist denn das eigentliche Wesen der Seele? Giebt es neben der Summe aller der verschiedenen Arten der Erscheinung des Seelenorgans wirklich noch ein besonderes Wesen? Was ist das Wesen eines Tisches? Ist denn das schon gesagt? Und warum fragt man nicht darnach? Vielleicht könnte jene Leichenpsychologie an solchen einfacheren Fragen erst ihre Kräfte üben? Was bildet den Unterschied zwischen dem Wesen eines Tisches und eines Stuhles? Doch wohl dasselbe, was den Unterschied zwischen einem Tische und einem Stuhle bildet, daß jener zum Drauflegen von Gegenständen und dieser zum Sitzen für Menschen dienen soll. Aber hätte es einen Sinn, die Eigenschaften des Seelenvorganges in eine solche, doch im Grunde nichtssagende und in keiner Weise erschöpfende Formel zusammenzufassen? Wer das heute noch verlangen kann, der thut besser, sich seine Antwort dort zu suchen, wo er sie wirklich erhalten kann, bei der mittelalterlichen Scholastik, die über die entitas der Seele so viel Reizendes produziert hat.

In dem Kopfe des Mr. Stead wie in der ganzen Unwissenschaft des Occultismus sind alle jene, von der modernen Wissenschaft längst abgestreiften und bei Seite gelegten Rudimente noch erhalten. Alle jene Herren wissen nichts von der Weiterentwickelung unserer Psychologie und Metaphysik seit Herbart. Seele ist ihnen noch ein dünner Stoff, den man unter Umständen essen oder heben könnte, etwas außerhab des uns durch Experimente bekannten Stoffes Stehendes, keine Eigenschaft des Stoffes, sondern eine ihm wesensgleiche feindliche „höhere“ Macht. Nur darum ist es noch möglich, daß „die Seele den Körper verlassen“, „Seelen Verstorbener erscheinen“ und man überhaupt subjektive Einbildungen *eines* Bewußtseins von vorn herein als Wirkungen von „Seelen“ anderer Menschen, lebendiger oder toter, betrachten kann, daß man zwei Gebiete zusammenwirft, für deren Inverbindungstehen bisher auch noch nicht der Schatten eines Beweises erbracht ist: die persönliche Hallucination und die Frage, ob es außer den uns bekannten wägbaren undurchdringlichen Körpern, die wir kennen und die alle ausnahmslos aus den einigen siebzig uns bekannten Elementen bestehen, noch andere giebt, die nicht mit diesen Mitteln meßbar sind und nicht den ausnahmlosen Gesetzen gehorchen, unter deren Bann jene bekannten Stoffe sämtlich stehen. Diese Frage hat nicht das Mindeste mit der Beschaffenheit unseres Bewußtseins zu thun, denn dieses ist, wie alle neueren Psychologen einstimmig bekennen, ja ein Vorgang und kein Körper. Wir wissen heute, daß es eine unter bestimmten Umständen eintretende Begleiterscheinung bestimmter Spannungszustände in uns ist, also eine Abstraktion ziemlich hoher Ordnung, aber nichts Eßbares.

Wenn sich die moderne Wissenschaft nicht genau wie die Unwissenschaft der Scholastik in ein vages Phantasieren mit vagen Möglichkeiten und aus diesen zu ziehenden Folgerungen verlieren soll, dann ist der Grundsatz auch festzuhalten, der in unserem Jahrhundert die ganze empirische Forschung beherrscht: die

herrschende, bisher wissenschaftlich anerkannte Ansicht hat so lange als das unbedingt Richtige zu gelten, bis jemand beweist, daß ein Punkt in ihr falsch ist. Dann wird sie, wenn der Beweis nur einleuchtend genug ist, binnen weniger Jahrzehnte den Fehler schon ausbessern, und wer nun etwas an ihr auszusetzen hat, der hat seine Ansicht abermals zu beweisen.

Was hat aber der Occultismus bis jetzt *bewiesen*? Der Hinweis auf vage Möglichkeiten, auf den Umstand, daß möglicherweise auch alles ganz anders sein könne, als die Zeitwissenschaft lehrt, genügt durchaus nicht. Darüber, daß auch die Wissenschaft nicht unfehlbar ist, sind sich alle wirklich wissenschaftlich Gebildeten einig, einig darüber, daß das Wissen der Zeit einer ununterbrochenen Ergänzung bedarf. Aber zu Danke verpflichtet ist die Wissenschaft, und mit ihnen die Weltanschauung der Gebildeten, nur denjenigen Männern, die den Fehler im alten System *beweisen*; das haben Kepler, Kopernikus, Darwin und Helmholtz ganz in gleicher Weise gethan. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft im Weltall läßt sich durch tausend Experimente stützen, und jedes ist ein neuer Beweis dafür.

Aber wo sind derartige Beweise für Fernsehen und Telepathie heute noch? Der Mann, der zwei Menschen mit den vom Occultismus als wirklich behaupteten Eigenschaften in ein Laboratorium brächte, dessen Beschaffenheit jeden Betrug ausschlösse, und zeigte, daß sich bei ihnen jene Fähigkeiten vor einem wissenschaftlich zuverlässigen Auditorium beliebig oft in gleicher Evidenz beweisen ließen, verdiente wohl eine der bekannten Millionen von Reichswegen.

Stead weist darauf hin, daß die Wissenschaft sich schon oft geirrt habe. Damit hat er ganz recht. Aber darum handelt es sich im vorliegenden Falle nicht, sondern er hätte zu beweisen, daß sie sich im vorliegenden Falle irre.

Sicherlich giebt es in der modernen Naturwissenschaft mancherlei Dinge, die anders zu wünschen wären. Der Aether unserer Physiker ist durchaus nur als in der menschlichen Einbildungskraft vorhanden zu betrachten. Noch niemand hat bis heute auch nur einen einzigen vernünftigen Grund beigebracht, warum nicht jedes andere uns bekannte Gas unendlich verdünnt seine Funktionen erfüllen können soll. In offenem Widerspruch dazu steht des Dogma vom leeren Raum und die phantastische, aus dem Altertum ererbte Atomtheorie. Chemie, Physik und Astronomie haben ganz verschiedene Kraftbegriffe. Nicht einmal innerhalb der Psychologie ist man sich ganz über den Seelenbegriff einig. Jetzt will man das kleinste Stoffteilchen gar nicht mehr als Stoff, sondern nur als Kraftpunkt, als Kraftzentrum betrachtet wissen — noch giebt es keine auch nur in ihren Umrissen allgemein angenommene Metaphysik, die das einheitliche Verbindungsband zwischen den Spezialwissenschaften abgeben und die Widersprüche ausgleichen könnte. Das alles ist wahr. Aber das alles hat auch mit den Dingen, von denen im Occultismus die Rede ist, nichts zu thun. Nur deshalb, weil seine Vertreter selbst nur zu gern wissenschaftliche Autoritäten wären, pflegen sie allgemeine Vorwürfe gegen die „offizielle Wissenschaft" zu kehren. Abgesehen von dem Gebiete der Theologie, das außerdem immer mehr an Bedeutung verliert, giebt es heute keine „offizielle" Wissenschaft, keine staatlich geschützte Lehrmeinung mehr. Nur die Landeskonsistorien wähnen sich noch im Besitze der offiziellen Wahrheit. Die „offizielle Wissenschaft" ist nur ein Phantasiegebilde. Ein Mann der Wissenschaft ist jeder, der ein brauchbares, tüchtiges Buch über einen Gegenstand schreibt, der in ihr Reich gehört. Und wer selbst in Deutschland der Wissenschaft vorwerfen wollte, sie kümmere sich nicht um jene Bewegung, die

neue Fähigkeiten des Seelenlebens ausgespürt haben will, der kennt sie nicht. Oder sind jene Erscheinungen in dem größten psychologischen Werke, das Deutschland besitzt, in Wilhelm Wundts „Grundzügen der physiologischen Psychologie" vielleicht verschwiegen? Und ein großer Teil der englischen Psychologen, denen sogar Fr. Nietzsche zugesteht, daß ihre Persönlichkeiten interessant seien, wenn er diese Eigenschaft auch ihren Büchern abspricht, steht der occultistischen Bewegung nahe, z. T. sogar näher als ihnen und der Wissenschaft vielleicht gut ist.

Der Gesichtspunkt, von dem aus Stead seine Abhandlung über den Geist, der „in jedem von uns wohnt", geschrieben hat, ist eine völlig veralteter und in der deutschen Psychologie längst abgethaner. Die Spaltungen des Bewußtseins, das Aufhören des Ichgefühls, die er als Stützen für seine abenteuerliche Theorie anführt, sind von anderen, namentlich von französischen Psychologen schon besser erklärt worden. Von diesen geistigen Anormalitäten innerhalb eines Bewußtseins, die sich immer nur bei Gelähmten, ehemals Irrsinnigen und geistig Gestörten finden, zu der Beeinflussung eines Bewußtseins durch das andere auf einem anderen als dem gewöhnlichen Wege durch die Sinne fehlt jede Brücke. Stead springt über die Kluft, aber eine Verbindung stellt er nicht her. Die philosophischen Betrachtungen, die er gelegentlich in den Text einschiebt, um die Einförmigkeit seiner Geistergeschichten zu unterbrechen, stehen durchaus auf derselben niedrigen Stufe wie seine Eingangsbetrachtungen. Der geistreiche Sprung vertritt das logische Fortspinnen der Gedanken.

Die Geschichten selbst sind folgendermaßen eingeteilt in zehn Kapitel, deren Stichworte im Texte jedoch weder genau innegehalten, noch an sich gut gewählt sind,

1. Der geistige oder der zweite Leib.
2. Hellsehen, — das Erblicken von Unsichtbarem.
3. Vorbedeutungen und zweites Gesicht.
4. Geister von Lebenden an ihrem Tagewerk.
5. Geister, welche ein Versprechen einlösen.
6. Erscheinungen vor oder bei dem Tode.
7. Geister, welche ihren eigenen Tod vorherkünden.
8. Geister von Toten, die zu einem wirklichen Zwecke erscheinen.
9. Geister im Freien.
10. Böse Geister und Phantome, welche Menschen anrühren. Ein phantastisches Schlußwort schließt das Ganze ab.

Eine Leistung irgend welcher Art sind die Real Ghoststories nicht. Kein neuer Gesichtspunkt, keine neue Art von Phänomenen, nicht einmal ein fortgeschrittener psychologischer Standpunkt, der neuste Ergebnisse berücksichtigt, kein scharfsinniges Eindringen in die Natur seiner Erscheinungen, kein methodisch ordnender Sinn, und vor allem kein Klarstellen derjenigen fraglichen Punkte, auf die es am meisten ankommt. Wo man nach einer salbungsvoll kühnen Behauptung einen schlagenden Beweis erwartet: eine allgemeine Phrase oder eine schiefe Analogie. Viel wissenschaftlicher Hochmut und nur Laienbildung.

Trotzdem bedeuten die Real Ghoststories für den Occultismus etwas. Sie sind einer der ersten Schritte dieser Bewegung zur Wissenschaft hin. Es giebt wenig Hefte von ihrem Umfang, von denen in einem Monat 200,000 Exemplare in zwei Weltteilen abgesetzt werden, und somit über eine Million Leser finden. Als Materialsammlung behalten sie außerdem ihren selbständigen Wert; denn trotz dem vielen Bekannten, das sie enthalten, bergen sie auch reichlich Neues und in vielen Fällen klare eklatante Beispiele, die samt und sonders

durch angesehene lebende Menschen bezeugt werden, wo sie nicht der Geschichte entnommen sind. Natürlich findet sich auch Verworrenes und Unklares genug, bei dem man nicht begreift, wie es in dem Hefte eine Stelle hat finden können. Außer den Proceedings der Society for Psychical Research giebt es schwerlich ein Buch, das soviel gut bezeugte Erscheinungserzählungen auf so kleinem Raume vereinigt. Hätte Stead sich von Interessantmachen und Theoretisieren fern gehalten, so würde das Heft sicher noch wertvoller geworden sein — aber es würde wohl auch weniger Liebhaber gefunden haben, und darauf kam es dem Journalisten doch vor allem an. Will er doch noch eine New Years Number „Shore Ghoststories“ herausgeben, die aber jedenfalls erst tief im Januar erscheinen wird.

Jenseits von Ibsen.

Von

Caesar Flaischlen.

„Die jüngste Entwicklung der Malerei weist ganz dieselben Momente auf“, dozierte ein Freund, der nach einer längeren Kunst-Odyssee zwischen Edinburg und Palermo wieder in Berlin gestrandet war, sich einen Vollbart zugelegt hatte und sich nach dem Theater der „Freien Bühne“ erkundigte, die da neulich aus ihrem tod-ähnlichen Schlafe erwacht ist — hoffentlich geht's ihr nicht wie dem schlafenden Bergmann in Myslowitz, der, kaum ein paar Wochen wieder lebendig, infolge eines durch das lange unbewegliche Liegen eingetretenen Marasmus sich lächelnd in Staub auflöste, wie jüngst zu lesen war!

„Es ist ein Neues, das sich durchzuringen sucht; eine Reaktion, wie immer, wenn irgend eine Kunstform zur Schablone erstarrt ist. Statt daß da, wie früher, irgend eine imposante, schöne, schaurige oder liebliche Landschaft gemalt wird, giebt man jetzt ein Stück von einem Kohlfeld z. B., möglichst nüchtern, jedoch mit ausgetüpfeltster Details-Charakteristik. Das Große dabei aber ist, daß man sich vor einem solchen Bild ohne weiteres in die freie Natur versetzt wähnt, während man der alten Kunst gegenüber nur in Ausnahmefällen vergaß, daß man eben ein Bild vor sich hatte.

„Diese Neuen sehen ganz anders. Ihr Auge ist wie ein Mikroskop, mit dem sie tausend kleine, aber hochcharakteristische Dinge entdecken, über die man früher mit größter Gemütsruhe einfach hinwegsah, obwohl man sie instinktiv zweifellos eben so gut empfand, als jetzt. Zwischen blos instinktivem Empfinden aber und wirklichem Sehen ist ein Unterschied, der, einmal erkannt, wohl nie wieder außer acht gelassen werden kann. Diese alte, frühere Kunst glaubte eben so ehrlich, Natur zu geben, gab sie aber nicht, da ihr Auge eben ein anderes war und eben nur das sah, was es zu sehen gelernt hatte. Die neue zwingt vor allem das Publikum selbst zu einem schärferen Merk. Sie giebt ihm

Kleinigkeiten mitunter, aber so minutiös durchdacht und ausgeführt, daß sich das Publikum etwas völlig Fremdem gegenüber findet. Und ihm sofort Geschmack an dergleichen zumuten zu wollen, wäre Thorheit. Gleichzeitig aber stellt man auch die Forderung, daß es vor einem solchen Bilde auch etwas zu denken habe, nicht bloß zu „genießen", und das langweilt dann noch mehr. Es ist immer eine eigene Sache, vom Publikum zu verlangen, daß es denken solle. Das Realistische, Naturalistische, zunächst meist Unschöne, stößt es von vornherein ab. Das Vorherrschen solcher Vorwürfe jedoch erklärt sich sehr einfach daraus, daß diese in weit schärferer Darstellung gegeben werden können, als Schilderungen des Einfachen, Idyllischen, Friedlichen und „Schönen". Moralisches in fesselnder Weise zu geben, ist wesentlich schwieriger, als Unmoralisches darzustellen, da sich dieses eben in Formen äußert, die weit mehr Abwechslung gestatten und weit mehr ins Auge springen, selbst in ihren kleinsten Ansätzen".

In der Litteratur ist es das Gleiche.

Wir hatten, was wir so hatten, bis Ibsen kam und namentlich in seinen späteren Stücken etwas brachte, das keineswegs neu war, aber doch von Grund anders, als das, das wir eben hatten. Ich meine zunächst nur einmal nach der technischen Seite hin; von anderem durchaus abgesehen. Es frägt sich nun aber: ist Ibsen schon der Höhepunkt dieses „Andern", der es brachte, oder nicht? oder ist eine Ausgleichung zwischen dem Alten und dem Neuen möglich — vielleicht in irgend einem darüber stehenden Dritten?

„Ich würde hierauf sagen: die Zukunft gehört dem, der die dramatische Wucht Shakespeares und die psychologische Feinheit Ibsens zu vereinigen weiß — und damit kommen wir nolens volens wieder auf Shakespeare zurück, dessen Psychologie schließlich doch kaum zu übertreffen sein wird!" warf ein Dritter ein.

Nein! denn diese Antwort verkennt völlig, wie grundverschieden die Kunst eines Pyramidenbaues von der, meinetwegen, eines Elfenbeinmosaikgewebes ist. Auf irgend ein Gemeinsames läßt beides selbstverständlich sich auch zurückbringen; es läßt sich alles auf irgend ein Gemeinsames zurückformeln; zwischen Shakespeare und Ibsen aber lassen sich schon deshalb keine Parallelen ziehen, weil beide auf absolut verschiedener Basis stehen; der eine auf der der Kunst, der andere auf der wissenschaftlicher Erkenntnis. Shakespeare ist trotz all seiner bewunderungswürdig genialen Psychologie doch eher alles andere, als ein Psycholog, den die Wissenschaft als solchen anerkennen würde, wenn sie sich nicht mit einer Psychologie nur im Großen begnügt; was sie heute nicht mehr könnte. Shakespeare nahm Feldblöcke und sein Bau gleicht pelasgischen Mauern, die da unerschüttert stehen werden durch die Jahrhunderte — —; heute so bauen zu wollen, ginge eben nicht; vor allem bekäme man es da mit der Baupolizei zu thun. Ibsen dagegen baut mit Backsteinen, Stein auf Stein legend führt er seinen Grundriß auf und die Fugen zeigen deutlich das tausendfache sich in ineinander schlingende Gewebe seiner Kunst, wenn man dieselben verfolgen will. Was er aufführt, wäre mit unbehauenen Feldblöcken auszuführen so unmöglich, als Shakespeare für sich Backsteinmaterial hätte verwenden können. Dort elementare, titanenhafte Naturkraft, hier ausgeklügelte Gelehrsamkeit und diplomatisch berechnende Ueberlegung. Dort Kunst durch — Können; hier Kunst durch — Wissen.

Der Mensch von heute ist nicht mehr der Mensch von 1592. Er ist gegen diesen ein so tausendfach komplizierter Mechanismus, wie etwa eine Rotationspresse gegen die ersten Handpressen Guttenbergs und Fusts. Hunderte von Schrauben und Stiften. Daß der Mensch von 1592 als solcher weniger

kompliziert gewesen sei als der von heute, ist damit natürlich nicht gemeint; das wäre Unsinn! Aber der Mensch der Kunst war es; allerdings weil auch die naturwissenschaftliche Selbst-Kenntnis eine geringere war; je größer diese dann wurde, um so komplizierter wurde dann auch der Mensch der Kunst. Man sah über vieles ohne weitere Skrupel weg, weil man es eben überhaupt nicht wußte. Es genügte völlig, eine Gestalt in ein einziges Motiv zu verankern, ihren ganzen Charakter an dem Marionettendraht eines einzigen Motivs sich abspielen, ihre ganze Rolle auf eine einzige Saite gestimmt sein zu lassen. Heute genügt das nicht mehr. Wir wissen, es ist nicht bloß ein großes Rad, das den Mechanismus unseres Lebens treibt, sondern es sind hunderte von kleinen Rädchen, von denen jedes wieder seine eigene gleichwertige Bedeutung hat.

Die Voraussetzungen, auf denen „König Lear" beruht, sind für uns heute als thatsächliche Wirklichkeit schlechterdings unmöglich. Wir können ebenfalls auf Voraussetzungen bauen, dann aber müssen sie eine größere Lebenswahrscheinlichkeit haben. Wir würden nicht darüber wegkommen, wenn ein Neuer uns solches zumutete; selbst wenn er Shakespeare durchaus kongenial wäre. „L'art pour l'art" ist Unsinn geworden. Die Kunst muß die Wahrheit zum Fundament haben und unter dieser Wahrheit versteht man, daß ein Kunstwerk nicht mit dem, was unsere Wissenschaft empirisch festgestellt, in Widerspruch steht oder in Widerspruch kommen kann, wenn man es auf exakte Psychologie hin untersucht.

Im Rahmen seiner Kunst und seines künstlerischen Genies ist Shakespeares Psychologie unanfechtbar; von unserem heutigen wissenschaftlich bedingten Standpunkt aus aber ist z. B. der ganze erste Akt von „König Lear" ebenso wie der Geist im „Hamlet" einfach unmöglich — und sogar selbst in Bezug auf die Kunst. Dieser Unterschied muß festgehalten werden. Wenn Ibsen das Kunstmittel des Geistes ins Pathologische verarbeitet, so ist dies eine Verirrung, die vor dem Forum exakter Psychologie sich eben so wenig wird verteidigen können.

Die Redensarten von unretouchierter, photographisch-getreuer Wiedergabe der Wirklichkeit, mit denen man gegen diese realistischen und naturalistischen Prinzipien loszog, sind Redensarten und zeugen nur von einem völligen Mißverständnis dessen, was die mit diesen Schlagwörtern gestempelten „andern" Anschauungen eigentlich anstrebten. —

Shakespeare konnte mit naiven Menschen rechnen; Ibsen steht reflektierten gegenüber. Dadurch charakterisiert sich auch die Kunst beider. Die Psychologie Shakespeares ist die einer freien, absoluten Kunst, wenn man so sagen darf, während die Ibsens eine unfreie, relative genannt werden könnte, insofern als sie sich nicht bloß mit sich, sondern vor allem mit unserem modernen naturwissenschaftlicheren Wissen und Empfinden abzufinden hat.

Daß einmal einer kommen wird, der sich über Ibsen emporringen wird, ist wohl zweifellos. Die Kunst Shakespeares aber kann und wird nie die seine sein: Ibsen hätte uns niemals „Hamlet" geben können, so, wie ihn Shakespeare gegeben hat. Er hätte es auch gekonnt auf seine Weise; er hätte dann vielleicht aus jedem Akt ein eigenes fünfaktiges Stück gemacht. Es wäre dann aber nie der Hamlet Shakespeares gewesen, aber es wäre ein Hamlet Ibsens geworden.

Shakespeare greift mit der Hand des Genies die hervorragendsten charakteristischen Momente heraus und giebt sie. Er nimmt von tausend Gedanken nur den tausendsten, oder den, der ihn jeweils besonders kennzeichnend dünkt, die andern 999 fallen als Späne unter den Tisch — vorausgesetzt, daß er

diese tausend Gedanken überhaupt sah. Ibsen sieht dieselben, ohne Fratze! Für seine naturwissenschaftliche Psychologie jedoch ist ihm jeder dieser tausend Gedanken aber gleich wichtig und notwendig, und er kann garnicht anders, als sie auf irgend eine Weise zum Ausdruck zu bringen. Das rein Künstlerische leidet hierunter, wie gar nicht anders möglich. Die naive Kunst Shakespeares ist ihm ein Unding. Dennoch will er genau, was dieser will: eine Anerkennung der Möglichkeit seiner Folgerungen. Der Unterschied jedoch besteht darin, daß Shakespeare ein freies Zugeständnis der Voraussetzungen verlangt, auf denen er aufbaut, Ibsen dagegen solche nicht beansprucht, aber um so kategorischer fordert, daß man ihm bis in die kleinsten Ausläufer seiner Gedanken folgt und auf dem Weg, auf dem er will.

Dies gilt sowohl für die Technik eines ganzen Stückes, als auch für das Verhältnis der einzelnen Entwicklungsphasen unter sich. Daß Ibsens Dramen auf diese Art mehr nur den letzten Kapiteln sich weit zurückspinnender Romane gleichen, dem Shakespeare jeweils ein vor unsern Augen Werdendes und Lösendes giebt, erhellt hieraus ganz von selbst. Ebenso aber auch, daß bei Ibsen die sogenannte Handlung des Dramas, von der übrigens kein Mensch einen klaren Begriff hat, weit mehr zurückgedrängt, weit mehr verinnerlicht wird.

Zum Kapitel der Handlung eine Bemerkung: ein Vorlessingscher Dramatiker hätte bei einer Bearbeitung der „Emilia Galotti" unstreitig den Ueberfall direkt und mit Freude auf die Bühne gebracht, den die von Marinelli gedungenen Strolche auf Appiani und Emilia ausführen. Und es hätte eine ganz wirksame Szene gegeben: Appianis goldene Karosse, Emilia im Brautstaat, ein paar verlumpte Kerle hinter den Bäumen, ein paar Schüsse — so etwa wie in „Der Reise um die Erde", oder bei Buffalo Bill selig! — und das Publikum hätte gezittert vor Aufregung und geweint vor Entrüstung über eine solche Schandthat und zum Schluß geklatscht, wie im „Neuen Gebot" nach dem großen Rittertreffen in der Kirche um die in Geburtswehen liegende Königin herum, daß es eine wahre Freude gewesen wäre.

Lessing dagegen verlegte mit seinem künstlerischen und kritischen Takt diesen ganzen Lärm hinter die Szene und betrog sich dadurch um ein Stück äußerst wirksamer Handlung (So erschießt sich Hedda ebenfalls hinter der Szene). Und dies dünkt mich ein gewaltiger Unterschied zwischen der Zeit vor und der nach Lessing. Daß Odoardo Emilia zum Schluß auf offener Szene ersticht, hat wieder andere Gründe.

Jedenfalls verfeinerte und verinnerlichte Lessing das verrohte Drama seiner Zeit wesentlich und Dank ihm wurden auch die zum Teil aus Ayreos Blutwurstereien hervorgegangenen Haupt- und Staatsaktionen immer unmöglicher.

Shakespeare, oder in diesem Zusammenhang besser gesagt: Stücke wie der „Fürst von Verona", der „Scharfrichter von Berlin" und dergl. haben im Verhältnis zu Ibsen unleugbar etwas ganz bedenklich Haupt- und Staatsaktionhaftes.

Das liebe Publikum will im Theater allerdings auch etwas sehen für sein Geld. Das Publikum aber ist ein Ding, das mit Kunst noch nie viel zu thun gehabt hat, und das sich im Zirkus bei Luft- und Wasserfeuerwerk zum mindesten ebenso gut unterhält. Und es will unterhalten sein, womöglich, ohne daß seiner Denkthätigkeit etwas mehr zugemutet wird, als bei einem Ausstattungsballet im verstorbenen Viktoria-Theater oder bei einem „Jungdeutschland-zur-See"-Wettrennen, oder bei einem „Adam und Eva" in der alten Jakobstraße. Das ist sehr wohl zu erwägen. Dieses Andere nun, das Ibsen aufgebracht hat,

stellt gerade darin aber Ansprüche, die in diesem Maße vorher noch nicht gestellt wurden — wenigstens nicht an das Theaterpublikum, das wir heute haben. Und Mehrforderungen gegenüber verhält sich ein kluger Hausvater mit berechtigter Vorliebe meist ablehnend. Nichtsdestoweniger aber hat sich die wahre Kunst zu allen Zeiten hierum immer sehr wenig gekümmert, und trotzdem den Sieg gewonnen. Vor zehn Jahren ungefähr fiel „Nora" in Berlin durch. Und heute?! Und der „Kollege Crampton" steht fast jede Woche auf dem Spielplan! Aus dieser Wandlung ist sehr viel zu lernen: zunächst dies, daß das Publikum doch nicht so schlecht ist — als ich es oben gemacht habe.

Der Augenblick freilich ist ein kritischer. Man sehnt sich förmlich nach dem Unbekannten, den man auf den Schild heben möchte. Noch keine Zeit hat vielleicht so nach einem Dichter verlangt, der ihrem unbestimmten Hangen und Bangen ein Ziel gäbe, als die unsere. Es sei nur an Sudermann erinnert und dessen Erfolg. Doch warum kommt er nicht, der, den sie krönen möchte?! Die ganze Theatersaison dieses Winters war ein einziger Mißerfolg, Durchfall auf Durchfall, wenigstens in Berlin. Man ist der alten Kunst müde, oder besser dessen, was da war, man hat keine Freude mehr daran — an dem Neuen aber hat man noch keine Freude. Ein Seufzer, der schon oft und überall zu lesen war.

Es ist die Zeit des Hoffens und Bangens, die Zeit zwischen Charfreitag und Ostern, da der, an den man glaubte, starb und im Grabe liegt und der an den man glauben möchte, noch nicht erstanden ist. Und jede Zeit braucht ihren Gott; wenn es kein Bismarck, will sie einen andern.

In welchem Geleise dieser Unbekannte aber wandeln wird, vermag wohl niemand zu sagen. Ibsen selbst ist es nicht und kann es auch nicht sein, trotz allem. Aber er ist zweifellos ein Prophet, ein Johannes der Täufer für den, der kommen soll und kommen wird. Vielleicht kennen wir seinen Namen schon! Wer weiß es? Oder greift er auf Shakespeare zurück? Müßige Fragen! Und doch, gehen wir auf das oben Gesagte zurück, daß Shakespeare von tausend Gedanken nur einen aufnimmt und verwertet, Ibsen dagegen auch nicht einem entsagen will und kann, so könnte der unbekannte Zukunftsgoethe vielleicht zwischen beide zu stehen kommen, insofern als er etwa, um noch einmal auf diese „Mathematik" zurückzukommen, jeweils den hundertsten Gedanken herausgriff und verwertete. Sein Verhältnis zu Shakespeare wäre dann ein durchaus gleiches wie zu Ibsen; allerdings müßte er die große Kraft besitzen, durch jedes einzelne der ihm besonders charakteristisch scheinenden zehn Momente überall den gleichen Ideengang hervorzurufen, zu dem Ibsen für sich durch seine schrittweise Psychologie zwingt, so daß seine Psychologie auch vor der Wissenschaft lückenlos bestehen könnte. Ob dies möglich? Jedenfalls muß er vor Allem unsere moderne Wissenschaft durchaus überwunden haben, oder doch so bezwungen haben oder bezwingen können, daß sie seinem künstlerischem Schaffen nicht hemmend in den Weg treten kann. Dem Allen nach jedoch wird er thatsächlich Ibsen näher stehen als Shakespeare.

Ich erbte . . .

Von

Otto Erich Hartleben.

Ich erbte . . .

Meine Gedichte, welche bisher links unten in einer Schublade meines Schreibtisches gelegen hatten — auf einmal lagen sie obenauf, mitten auf dem grünen Tuch.

Es war ein Heft in Großoctav, in rote Leinwand gebunden, nicht sehr stark und ohne Goldschnitt — denn die Menschen verspotten den Goldschnitt.

Ich notierte mir die Adressen einiger namhafter Berliner Verleger und nahm eine Droschke erster Klasse auf Zeit. Die Sache wurde mir weniger teuer, als ich befürchtet hatte: schon nach einer Stunde hatte ich alle Besuche erledigt.

Was nun?

Mir fiel ein, daß ich neulich in einer größeren Gesellschaft die flüchtige Bekanntschaft des ältesten Sohnes eines unserer berühmtesten Kritiker gemacht hatte. Der junge Mann stand in dem Alter von etwa 21 Jahren und war Student. Ich schrieb einen sehr höflichen Brief an ihn, legte einen 50 Mark-Schein bei und da ich 10 Jahr älter war, glaubte ich dem jungen Mann einen ebenso nützlichen wie wohlgemeinten Rat erteilen zu dürfen. Ich legte ihm nämlich nahe, seinem Vater ein diesem gewiß hocherfreuliches selbständiges Interesse an schöner Litteratur dadurch zu verraten, daß er ihm neue Gedichte, als eine eigene Entdeckung, zeige, vorlese, oder wie er das nun wollte.

Tags darauf erhielt ich den Besuch eines mir bis dahin völlig unbekannten Herrn, der sich mir als ein Studiosus juris Soundso vorstellte. Derselbe überreichte mir einen 50 Mark-Schein und teilte mir sodann in einem sehr gleichgiltigen Tone mit, daß er mir eine Säbelforderung seines Freundes F. zu überbringen habe. Er legte dabei eine Karte, auf dem seine Adresse verzeichnet stand, auf den Tisch und eh' ich in meiner Verwirrung ihm noch meinen Dank aussprechen konnte, war er schon mit einem höflichen Gruße verschwunden.

Ich schrieb nun einen zweiten Brief an den jungen F., in dem ich ihm für seine Forderung höflich dankte. Aus Ironie fügte ich hinzu, daß ich leider keinen Bedarf hätte, jedoch würde ich seine Wünsche insofern respectieren, als ich unter diesen Umständen von einer Zusendung meiner Gedichte an ihn absähe. Außerdem bestätigte ich ihm den Wiederempfang der 50 Mark.

Einige Tage war ich nun gänzlich ratlos — fast verzweifelt. In besonders düsteren Stunden dachte ich sogar an Selbst-Verlag. Doch kam ich hiervon immer wieder zurück — denn die Menschen verspotten den Selbst-Verlag, und ich konnte in Anbetracht meiner kaufmännischen Stellung nicht einmal als

Autor mit meinem eigenen Namen hervortreten. Ich nannte mich als Dichter mit Anlehnung an meinen bürgerlichen Namen „Stellamons".

Da las ich eines Morgens in der „Vossischen Zeitung", daß ein edler Menschenfreund gesucht würde, der einem bedrängten Familienvater mit einem Darlehn aus der Not hülfe. Ich hatte derartigen Anerbietungen bisher wenig Beachtung geschenkt, jetzt aber kam mir plötzlich eine Idee und ich schrieb sofort unter der angegeben Chiffre an die Expedition.

Am andern Tage kam ein Mann zu mir, der schon durch sein Aeußeres das allgemeinste Mitleid erregen mußte. In einem abgetragenen schwarzen Rocke schleppte er eine Kollektion Gebeine mit sich herum, von der man sich wunderte, daß sie nicht klapperten. Dieser Mann erzählte mir, daß er zu Hause elf lebendige Kinder habe und daß seine Frau auf dem besten Wege sei, das Dutzend voll zu machen. Wenn der Mann nicht sonst einen überaus bescheidenen Eindruck gemacht hätte, würde ich mich des Verdachts nicht haben erwehren können, daß er renommiere.

Ich gab ihm meine Gedichte und sagte ihm Folgendes:

„Mein lieber Mann, ich bin gern bereit, Ihnen durch ein Darlehn in der Höhe von 100 Mark aus der Not zu helfen. Ich verlange von Ihnen nicht, daß Sie mir diese 100 Mark verzinsen, auch mögen Sie sie mir zurückgeben, wann es Ihnen paßt. Nur eins verlange ich von Ihnen als Gegenleistung: — Sie müssen meine Gedichte verlegen. — Erschrecken Sie nicht, lieber Mann, auch das soll für Sie nicht mit den geringsten Unkosten verknüpft sein. Im Gegenteil, ich hoffe, wenn ich Ihnen alles zur Eröffnung eines kleinen Verlages eingerichtet habe, werde ich Ihnen damit eine Existenz schaffen können. Ich denke mich mehr und mehr auf die eigentlich dichterische Produktion zu werfen. — Also nehmen Sie diese Gedichte jetzt mit nach Hause, lieber Mann, lesen Sie sie sich durch — Sie sehen, ich gedenke nicht, Sie zu überrumpeln und Ihre Notlage auszubeuten — morgen erwarte ich Ihre Entscheidung."

Der Mann ging und kam andern Tags um dieselbe Zeit wieder. Er schien mir noch gedrückter und verstörter als das erste Mal. Mit zittriger Stimme begann er:

„Mein Herr! Das Leben hat mir böse mitgespielt. Schon seit meiner frühesten Kindheit verfolgt mich das Unglück. Mein bescheidenes Verdienst steht in gar keinem Verhältnis zu meiner natürlichen Veranlagung als Vater und zu der unerschütterlichen Fruchtbarkeit meiner Frau. Oft genug fehlt uns das Brot im Hause und unser Herz blutet und will fast zerreißen, wenn wir unsere Kinder vor Hunger wimmern hören. — Aber mein Herr — das Eine wenigstens hab ich mir in all dem Jammer bewahrt — das Eine ist mein Trost in trüben Stunden und richtet mich auf, wenn ich schier verzagen will — ich bin trotz aller Anfechtung ein ehrlicher Mensch geblieben, mein Herz ist rein von bösen Thaten, und was ich auch im Leben schon Schweres erduldet habe, ich konnte mir noch immer sagen: Du leidest Unrecht, du hast es nicht verdient — Gott muß dich einmal entschädigen. — Mein Herr! Nehmen Sie Ihre Gedichte zurück. Ich habe diese Nacht einen schweren Kampf mit mir gekämpft, vielleicht den schwersten meines Lebens. Doch ich bin als Sieger daraus hervorgegangen und ich verzeihe Ihnen die Versuchung, in die Sie mich geführt haben. Auch Gott möge Ihnen verzeihen! Leben Sie wohl."

Der Mann verließ mit einer gewissen Würde mein Zimmer. —

Auch diese Hoffnung hatte mich betrogen. Ich war trostlos.

„Drei Tag und Nächte lag ich so verzagend,
wie einer den der Wahnsinn hat geschlagen —
im grimmen Zorn am eignen Herzen nagend“ ...

Schließlich raffte ich mich zu einem gewaltthätigen Entschluß auf. Selbst-Verlag! Es gab nichts anderes. Aber es brauchte ja nur der Name des Druckers auf dem Titelblatt zu stehen und dann — es mußte doch nicht herauskommen. Ich vergegenwärtigte mir alle mir erinnerlichen Fälle, in denen man niemals auf die Spur des Mörders gekommen ist. So etwas gab es doch.

Nun kam eine Zeit der Wonne für mich. Die Wollust des Correcturenlesens kostete ich bis zur Ausschweifung, das Gefühl meines inneren Wertes steigerte sich von Bogen zu Bogen. Es erreichte schließlich eine Höhe, daß ich selbst manchmal vor mir erschrak.

Um jene Zeit war es, daß ich mir einen Todfeind gewann. Er hatte eines Abends wohl eine Stunde lang immer und immer wieder von Goethe gesprochen. Ich bemerkte gleich die beleidigende Absicht, hielt mich aber lange zurück. Endlich aber begann ich in bescheidener Weise von mir zu sprechen. Da lachte er.

Infolge eines Meineides, den er nach einiger Zeit in dieser Angelegenheit schwur, wurde ich wegen Körperverletzung zu einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt, der Staatsanwalt hatte 3 Monat Gefängnis beantragt.

Von nun an verfolgte er mich mit allen Mitteln.

Eines Tages, etwa vier Wochen nach Erscheinen meiner Gedichte, ließ mich mein Prinzipal zu sich rufen.

Er sagte mir etwa Folgendes:

„Mein lieber Freund! Es thut mir herzlich leid — aber er hat Sie denunziert, die Sache ist bereits zu ruchbar geworden ... Sie begreifen, die Rücksicht, welche ich dem guten Ruf unseres Hauses schuldig bin ...“

Ich war entlassen.

Von nun an gehörte mein Leben der Rache! Es wird ihr ewig gehören! — — —

Wenn mein Verteidiger nachher behauptete, der Mordversuch sei in einem Geisteszustand begangen, der die freie Willensbestimmung ausschließe ... so war das von ihm ganz gut gemeint — Ha, ha! — aber lachhaft bleibt es doch — lachhaft! Ha, ha!

Ich weiß, was ich will. Ich weiß es. Und wenn ich auch das erste Mal vorbeigeschossen habe, so kam das nur von der Dummheit, daß ich nicht näher herangegangen bin. Das nächste Mal wird's schon besser gehn. Laßt mich nur erst mal hier heraus sein — dann werdet Ihr was erleben.

Der Doktor lacht immer so .. so als ob er eine Ahnung hätte. Ich glaube, er ist mein Freund. Wenn er mich heute besucht, werde ich ihm meinen Plan entdecken. Ich denke, er wird mir behilflich sein, mich herauslassen. Ich will nach Berlin .. nach meinem Todfeind ...

Die Reicher-Première.

Von

Laura Marholm.

Es hatte gewittert und geregnet. Man war gestimmt, aber auch verstimmt. Die Spannung der vielen heißen Maitage hatte sich entladen und sich gleich wieder accumuliert. Noch war alles drückend und schwül und von neuen Gewittern trächtig. Man patschte, oder fuhr ins Theater, wie man's haben konnte, halb neugierig und halb verdrossen, halb aufgelegt und halb abgespannt.

Sehr Viele waren's überhaupt nicht, die patschten oder fuhren. Der Reichersche Versuch kam reichlich spät im Jahr und weder die neueste Dramatik, noch ihr neuer Träger haben die gehörige Massenzugkraft. So was kommt erst mit der Zeit — ob für den Träger freilich . . .? Reicher hatte sich in seiner Première sehr vermessen; soweit ich ihn kenne, ist er der geborene Hauptmanndarsteller; Hauptmann ist eigentlich geboren worden, damit Reicher sich selbst entdeckte. Reicher hat alles, was dazu gehört, den gedrückten Mittelstand zu verkörpern, die Ehrbarkeit und Dürftigkeit der Erscheinung, eine gewisse Aengstlichkeit und Dürre, wenn ich so sagen darf Engbrüstigkeit der Seele, das sterile Fieber, alle Nuancen des ohnmächtigen Mißvergnügens, im Affekt in der Stimme eine klanglose, hilflose Rauhheit, die umgesetzte Ratlosigkeit ist; er illudierte in der Familie Selicke als Predigtamtskandidat, ich kann mir denken, daß er den „College Crampton" nicht genialer, aber hauptmännischer als Engels spielen würde; man hat mir gesagt und ich bin davon überzeugt, daß er den Johannes Vockerath geschaffen hat, im „Friedensfest" könnte er gleich echt den alten Scholz und Robert spielen, in den „Webern" ist ein embarras de richesse an Rollen für ihn. Hauptmanns Dichtung und Reichers Darstellung, das ist eine und dieselbe Gesellschaftsschicht, verkörpert in einem und demselben Teperament, in der dichterischen Produktion wie in der schauspielerischen Reproduktion mit gleicher Präzision empfunden, mit gleicher Vollständigkeit wiedergegeben. Reicher hat die äußere Erscheinung für die innere Beschaffenheit der Hauptmannschen Gestalten, er hat die Art Vibration der Stimmbänder, die der Innerlichkeit der Hauptmannschen Menschen entspricht, er versteht den Eindruck zu erwecken, als wäre es knapp an Luft, knapp an Platz sein Lebelang um ihn herum gewesen, er hat es in der Haltung, jene beengte Atmosphäre eingeklemmter Menschen auszudrücken, in der Hauptmanns Gestalten mit beschwertem Gewissen atmen.

Für Reichers Temperament wäre das „Friedensfest" das rechte Eröffnungsstück gewesen — aber die Wiener lieben Hauptmann nicht.

Ich kann es verstehn, warum sie es nicht thun; Reicher verstand es auch, darum begann er seine Tournée des dramatischen Naturalismus — mit einem russischen Stück.

Es ist das Stück der leichtsinnigen Augenblicke und es schließt mit einem Selbstmord. Im letzten Akt muß man auf einmal an „Therese Krones" denken. Ich glaube auch, es wird in Wien verstanden werden. — Ob aber Reicher auch?

Das Drama „Irrlichter", von dem, wie die Zeitungen erzählen, sehr jung

verstorbenen russischen Dramatiker Antropow ist weit, weit wie das russische Flachland, weit wie der russische Himmel, perspektivlos, gewissenlos, eruptiv, fremdartig, ohne Detailmalerei und doch nichts als lauter Details, das Stück der Deklassierten. Es ist nichts von der Ordnung und Genauigkeit und der bürgerlichen Anständigkeit des deutschen Naturalismus darin, es riecht da nach Hermann Bahrscher Corylopsis nebst anderen exotischen Parfümen und nach originalrussischem Schmutz, aber gar nicht nach dem letzten Scheuerfeste der deutschen Kleinbürgerwohnung.

Das Stück und die Darstellung wurden sehr freundlich aufgenommen und lebhaft applaudiert; aber im Gespräch im Foyer hörte ich nur vorsichtig abfällige Urteile. Was war das nun wieder? und wer war es, der das geschrieben hatte? Ein unbekannter Russe! und am Ende war man noch dupiert und es war gar kein Russe!

Nein wirklich, — trotz der offenbar schrecklichen Uebersetzung und der ebenso schrecklichen Germanisirung der russischen Namen — dies war ein russisches Stück von einem Russen. Ich habe dafür keine andere Garantie als mein Wiedererkennungsvermögen, aber das genügt mir vollständig. In diesem Stück ist trotz der doppelten Verdeutschung durch Uebersetzung und Darstellung der russische Tonfall, die russische Physiognomie, die russische Seele und das russische Temperament. — Und das Rußland der letzten zehn Jahre.

Aber ich glaube, es ist von den deutschen Zuschauern gar nicht gehört worden, was in ungeredeten Worten hier zum russischen Publikum gesagt wurde und bei ihm offene Ohren fand. Eine weiße, schlaffe, kranke Hand streckt sich von der Bühne an der Nase der hochweisen Censur vorbei, und tausend fieberheiße, kranke, schlaffe Hände fassen sie aus dem Zuschauerraum, und diese Hände tauschen mit einander die Sprache der Geknebelten, und dieses tiefe spontane Verständnis giebt dem Stück Resonnanzboden und Relief.

Es ist ein echt russisches Stück. Es ist gefühlt, wie der durchschnittliche Russe fühlt und lebt, — es ist nachlässig gearbeitet — wie der Russe arbeitet — mit großen Lücken; aber wo es geformt ist, da trägt es auch den Stempel der leichten sichern Hand des Künstlers und des Psychologen.

Es ist in dem frühverstorbenen Antropow viel von dem frühverstorbenen Garschin; eine nie aussetzende, nie schlummernde Beobachtung, die dem Organismus so natürlich ist, wie atmen, ein unendliches Zuströmen ganz mininer Augenblickseindrücke, die sich so reflexiv hinschreiben, wie in anderen Rassen nur das Unbewußte arbeitet, das sie darauf begräbt und verlöscht, ohne daß sie bis ins Gehirn gelangt wären, eine durchaus empfundene und dabei bis zum Ekel weinerliche Sentimentalität, — die Rührseligkeit des Alkoholikers; und eine Sensibilität der Nerven und der Seele, so fein, so unmittelbar, so unverkümmert, so glücklich undisciplinierte, wie nur eine Rasse sie hat, die Rasse der geborenen Psychologen, die russische, . . . und das alles vereingt in einem, als Dichter und Persönlichkeit offenbar ganz gewöhnlichen Menschen, einem Durchschnittsrussen, der typischer ist, als Garschin, Tolstoi ꝛc., weil er nicht moralisiert, weil er durch und durch Fatalist ist, weil er sich durch keine Spekulation den Scharfblick für die Realität der Dinge hat trüben lassen, ein alltäglicher Quietist, der niemals Bomben werfen und Minen legen wird, ein Mann, der die-national russische Philosophie ausdrückt: laßt uns trinken, lieben, genießen, denn morgen sind wir tot! ein Mann mit dem tiefen Verständnis der Anreize bedürftigen Trägheit seiner Rasse in allen Gliedern, und der dabei plötzlich seinem Helden die Pistole in die Hand giebt und ihn sich mitten in einem Gelage erschießen läßt, denn er kann nicht mehr leben, er kann dies erstickte, gedrückte, gepeinigte, ausweglose, im Leeren in die Runde schnurrende Leben nicht mehr leben! Es ist die geknebelte Verzweiflung des Rußlands von Heute in diesem Stück: will einer seine Kräfte und seine Persönlichkeit entfalten — er findet keinen ehrlichen Weg dazu, als den nach Sibirien. Korruption überall — eine lächelnde, gutmütige, wohlwollende Korruption, eine liebenswürdige Korruption, die sich nicht besser macht als sie ist, eine Korruption ohne Heuchelei, denn der begabtere Russe hat fast immer den im Westen Europas so abhanden gekommenen guten Geschmack natürlich zu sein,

aber zugleich auch eine Korruption, die einen eisernen Ring um jeden Einzelnen schlägt: innerhalb dieses Ringes kann er froh und reich, oder arm und mißvergnügt sein, er entrinnt ihm nicht! Maxim Lensky hat sein Schriftstellertalent verkauft an Schwindler im Großen; er trinkt Champagner und ihm ekelt vor der Liebe der femme entretenue, Julia Larina — zuviel Champagner, zuviel Liebe. Ihre Schwester, ein unentwickeltes, eckiges, lechzendes Pflänzchen, wird für den blasierten Menschen zum Symbol all des Frischen, Echten, Guten und Natürlichen, worin er untertauchen möchte; suggestiv, wie ein Russe, giebt ihm die Berührung ihres Körpers Vorstellungen von Einfachheit, Glück und fruchtbarer Arbeit, er heiratet sie und läßt die Larina laufen.

Aber die fruchtbare Arbeit wird zum redaktionellen Sklavendienst wie früher, nur schlechter bezahlt, die Frau wird zur gackelnden Bruthenne, deren Einförmigkeit den Erregungsbedürftigen zur Verzweiflung treibt, er altert und versimpelt und resigniert. Der Kreis indessen, dem er früher angehört, möchte doch die überzeugende Macht seiner Feder für gewisse Geldspekulationen nicht auf immer entbehren, die Larina hat ihn auch nicht vergessen; sie ist unterdessen eine berühmte Sängerin geworden und möchte ihn nun gern noch nachträglich quälen. Sie läßt ihn also von ihrem früheren Beschützer wieder aufsuchen und zieht ihn an sich. Lensky will nichts lieber, als sich ziehen lassen. Ihre Parfums, ihre Toiletten, ihre Berühmtheit berauschen ihn nach dem fünfjährigen Genuß von Kinderstubengeruch und ehelicher Langeweile, er schmachtet aus der Korruption der kleinen zurück zur Korruption der großen Welt mit ihren erregenden Betäubungen und weiten Horizonten. Da stellt sich die ungeschmeidige Natur der eigensinnig treuen Gattin ihm in den Weg. In einer Scene, die an Gefühlsgehalt so russisch ist, daß sie nicht ganz verstanden, oder doch nicht in ihrer Eigenart goutiert wurde, sprechen sich die beiden Schwestern aus und Frau Lensky vermag die Larina zurückzutreten. Infolge dessen bummelt Lensky drei Tage außer dem Hause, stellt sich dann bei der Larina an einem ihrer Empfangsabende ein, macht eine Attaque auf sie, wird abgewiesen, trinkt noch eins und erschießt sich.

Dies Stück mit den vielen unausgeführten und oft kaum angedeuteten Zügen, mit seiner Unklassifizierbarkeit, da es weder bei dem modernen Naturalismus, noch bei dem altmodischen Idealismus unterzubringen ist, war eine schwere Aufgabe für korrekte Schauspieler und Kritiker. Es wurde nicht schlecht nicht gut gespielt, die Darsteller gaben sich Mühe, aber sie wußten nicht recht, was sie vorhatten. Am besten wurde Herr Link als ehemaliger Beschützer der Larina seiner Rolle gerecht. Das war etwas von dem liebenswürdigen, sich selbst persiflierenden Leichtsinn des russischen Weltmanns und Schwindlers, etwas von der Vergeßlichkeit, Gutmütigkeit und Schlauheit, woraus der Russe besteht, er carrikierte ihn zuweilen stark, aber auch das war nur in der Uebertreibung falsch, denn der Russe — zumal von guter Geburt, ist — weiß Gott und besonders unter seinesgleichen — nicht bange um seine Würde.

Herr Reicher hatte sich mit dem Lensky übernommen. Lensky ist der geborene homme à femmes. Er hat jene eruptive Sinnlichkeit, die bei der Berührung eines weiblichen Kleides, eines weiblichen Körpers sich sofort auslöst und ihn in einen erotischen Taumel versetzt, bei dem kein Verstand mehr mitspricht. So wirkt er auch auf die Frauen. Er versetzt sie in Taumel, er incitiert sie durch seine bloße Gegenwart, sie drängen sich an ihn in einem Verlangen nach Hingabe, das mit der Hingabe wächst. Herr Reicher zog sich als kluger Schauspieler aus der Sache. Er griff zu, sobald es nötig war und küßte und herzte gründlich und überzeugend, — aber damit ist Lenskys Zauber noch lange nicht gegeben. Er hatte nichts von der Vibration, die von dem sehr erotischen Mann ausgeht, er gab verständig und genau erwogen, einen etwas trockenen, sehr reizbaren älteren Beamten mit intermittierenden Lustanwandlungen und ausgehenden Haaren und Illusionen.

Von den beiden Schwestern hatte Frl. Reichenbach (Larina) einen Moment, für den kein Lob zu stark ist. Die ganze Scene beim Besuch in Lenskys ärmlicher Wohnung war recht empfunden und gefühlt in den Uebergängen, der Augenblick aber,

wo sie mit ihrem Konzertstaat an die Thür der Kinderstube tritt, hineinsieht und allmählich sich ganz in sich zusammenziehend in ein stummes, stilles Weinen ausbricht, ganz still, ganz einfach, ohne eine einzige große Geste, oder formschöne Geberde, — das war aus einem unmittelbaren Verständnis der Empfindungen des Weibes beim Anblick dieser Kinder heraus, die sie hätte gebären mögen und nicht gebar, — dieser Kinder, die ihr doch keine Rivalen sind, — das war eine Offenbarung der tiefsten wortlosesten Schwingungen im Weibe, die — bei den Traditionen der deutschen Schauspielkunst — verrathen zu haben ein Verdienst und ein Zeichen von Individualität ist.

Im Uebrigen hatten Frl. Reichenbach und Frl. Sauer ein viel zu strammes Rückgrat. Diese Offiziershaltung der deutschen Schauspielerinnen, die „elastische" Straffheit des gepanzerten Oberkörpers, kündigen gleich immer so beruhigend an, daß alles Menschliche, Individuelle, Unkonventionelle ausgeschlossen sein soll. Das ist doch aber bei dem Reicher-Gastspiel nicht erforderlich.

Die beiden Damen waren nach einer anderen deutschen Schauspielerinnen-Tradition auch überschlank.

Die Sängerin Larina aber ist natürlich dick und die fünfmal Mutter gewordene Frau Lensky ist auch dick. Beide werden im Laufe des Stückes immer dicker. Aber die Larina wird immer dicker und hübscher und die Lensky wird immer dicker und häßlicher. Die Larina ist ein echt russisches Weib, dem es mit kleinen Schwankungen gut geht. Sie ist wütend, aber nicht nachtragend, sinnlich, aber blasiert durch Erfahrung, gutmütig und frivol, sie hat das starke Familiengefühl der Russinnen, von dem sie sich dann und wann überrumpeln läßt und sie sitzt bestimmt nicht so steif und damenhaft und unbequem auf dem Sopha an ihren offenen Abenden wie Frl. Reichenbach that.

Ueber der Darstellung ruhte wenig von der Intimität, die in einem russischen Interieur nicht fehlen darf. Aber schon der Versuch ein so volkspsychologisches Stück auf die Bühne zu bringen, ist dankenswert und die Darsteller werden sich auch noch einspielen und einleben. Manches war nun wohl merkwürdig. Daß der Kutscher im Landhause aufwartet, kann wohl noch hingehen, daß er aber im Taillenrock und hohen Stiefeln im Salon der großen Sängerin als Diener fungiert, das giebt demselben doch zu sehr das Aussehen eines Lokals mit nationalen Lockmitteln für Ausländer.

Man kann nach diesem Anfang dem weiteren Verlauf des Gastspiels mit für die Individualität Reichers geeigneteren Stücken voll Interesse entgegensehen.

Träumereien über Böcklin.

Ein Nekrolog, der noch nicht nötig ist.

Von

Heinrich Hart.

Arnold Böcklin liegt auf dem Bett vom Schlag gelähmt. Das Selbstbild, das er einst gemalt, ist zur Wahrheit geworden. Der Tod sieht ihm über die Schulter und raunt ihm zu: „Einen Gruß vom Meister Gottfried und Sie möchten endlich mal nachkommen. Petrus hätte soeben ein Faß Elysier 1749er Auslese aufgelegt.“ „Ei, du liebes Herrgöttle von Rohrschach! schreit Meister Arnold, „in zehn Minuten bin ich oben.“ Aber da fällt sein Blick auf eine Zeichnung, die vor ihm liegt, und er schüttelt trübselig den Kopf. „Brüderle Tod, ich darf noch nicht. Hab grad den Plan zum lenkbaren Luftschiff fertig gestellt. Natürlich möcht ich die Geschicht erst noch ausgeführt sehn. Schauen's her! Der erste wirklich und wahrhaft lenkbare Luftsegler. Diese Kurbel da dient“ . . . Dem braven Freund Hain wirds unheimlich, er betippt prüfend die Stirn des Kranken und murmelt: „Lassen's nur, Meister, ich glaub's schon, versteh' auch nichts von dem Krimskram. Hätten das Fliegen übrigens bequemer gelernt, wenn's mit mir kommen wären. Aber nix für ungut, und lebens' wohl bis auf Wiedersehn!“ Und schleunig macht sich der Knochenmann davon. Meister Arnold aber lacht ihm nach und denkt: „Der Pinsel! wenn er wüßt, wozu ich den Luftkahn brauch!“ . . . Lieber Leser, Freund Hain ahnt in der That nichts davon; mir aber hat's der Meister verraten und gern erzähl' ich's weiter.

*

Farbe ist Leben, und neue Farben empfinden heißt mithin neues Leben gewinnen. An dem Bischen Regenbogen aber, dem Bischen, was unser Planet, die Erde, auf der Palette hat, haben wir uns beinah schon ausgesehen. Wir alle bereits; um wie viel mehr der große Farbenzauberer Arnold. Er kann nicht sterben, ehe er nicht die Farbensymphonie geschaffen, die uns den Blick in eine ganz neue Sinnlichkeit eröffnet. Dazu aber hat er eine Reise in den Weltraum nötig. Wenn ich nicht irre, will er die Mira Ceati, diese Wildrose im Sternenhag, aufsuchen. Auf den Planeten der Mira ist die Nacht nicht schwarz, sondern purpurrot. Blaßgrüne Monde streuen ihr Licht über goldglitzernde Seen und sammetblaue Wiesen. Die Wesen, die dort leben, sind durchsichtig wie feinster Alabaster. Wälder und Blumen aber prangen in Farben, die ich nicht nennen kann, weil unser Regenbogen nichts von ihnen weiß. Ich fürchte nur, daß der Meister niemals von seiner Reise heimkommt. Geschieht es nicht, so

gönnen wir ihm die Seligkeit auf der Mira. Er hat auch jetzt schon genug geschaffen, was unser Lebensgefühl zum Rausch erhöhen und uns mit brünstiger Sehnsucht nach neuem Leben erfüllen mag.

*

Ein Farbentrunkener, ein Farbenmystiker in unserem nüchternen Jahrhundert! Das ist eine seltsame und nachdenkliche Sache. Wir haben unsere ganze Kraft darauf verwendet, schwarze Kohlen aus der Erde hervorzugraben, schwarze Eisenkolosse zu bauen und schwarze Dampfwolken zu erzeugen. Und wozu? Um in dem gleichen Ernährungszustand zu bleiben, in dem unsre Väter ohne Eisenbahnen und Dreschmaschinen sich befanden. So schwarz aber wie unsre Technik, so nüchtern wie unsere Seele, so farblos ist auch unsre Kleidung und das Häppchen Kunst geworden, das wir ins kommende Jahrhundert hinüberzuretten suchen. Die Natur aber will kein Leben ohne Farbe. Wir destillieren aus der schwarzen Kohle den schwarzen Theer und plötzlich entdecken wir, daß dieser klebrige Brei der Mutterschoß glänzender, schmelzreicher Farben ist. Wir errichten hundert Tempel, alle grau in grau gemalt, zur Ehre der Wüstengöttin Zahl; auf einer einsamen Insel aber schafft indes ein Lichtseliger ein farbenglühendes Paradies für die Wenigen, die noch vom grauen Staar verschont sind. Und bald geht ein Ahnen durch die Welt, daß von neuem die Zeit kommen wird, in der das Eisen wieder Knecht wird statt Herrscher, die Zahl dem Bilde weicht und der Cylinder dem Turban. Heute gehn wir einher wie Schatten, gekleidet in Grau, die Urfarbe des Schmutzes und des Arbeitsstaubs; die Zeit aber kommt, in der es in den Straßen wieder leuchten und glitzern wird, in der die mühseligen Schatten wieder zu freudig Lebendigen werden, in der das öde Milieu des Hinterhausnaturalismus verdrängt wird von neuer Höhen- und Sonnenkunst. Der Prophet dieser Zeit ist Böcklin.

*

Eine beiläufige Frage. Wir lachen alle über den Gigerl, seine Tracht und sein Gebahren. Aber steckt in diesem Zerrbild nicht doch ein gewisser Drang nach Individualität, eine Antipathie gegen die Schablone unserer Moden, eine Sucht auch nach Farbe? Sollte die Neigung für das Bunte und Grelle vielleicht der notwendige Durchgang vom Nüchternen zum Poesievollen sein? Dann hätte auch das Gigerltum seinen Kulturwert.

*

Nur der Maler, der in Farben sinnt und webt, dessen Phantasie in der Welt eine einzige große Palette sieht, dessen Hirn ein Farbentopf ist, nur der ist der wahre Maler. Größere Denker und größere Geister mögen die Gestaltenzeichner sein, die Charakter- und Ausdruckskünstler vom Schlage Michel Angelos; die größeren Maler aber sind Tizian, Rembrant, Böcklin. Daß Meister Arnold auch vom Geiste des gewaltigen Florentiners einen Hauch in sich verspürt, dafür zeugen seine Baseler Fratzen und zeugt seine badende Susanna. Aber sein Eigenstes ist seine Farbe. Tizians Farbe brennt, ihr Grundton ist rot, Böcklins Farbe ist feucht, es ist Meeres- und Gewitteratem in ihr und ein Atem bakchischer

Trunkenheit. Sein Blau stammt aus der Unendlichkeit, wie nur irgend eine Fuge Bachs. Es wirkt rein als Farbe, es berauscht und berückt, auch wenn man ganz vergißt, daß es einer Erscheinung anhaftet, daß es etwas vorstellen soll. Oder vielmehr, es zwingt beinahe, den Körper und Inhalt des Dargestellten, den Farbeträger zu vergessen und ganz in Farbenempfindung, Farbenrausch aufzugehn. Diese Wirkung ist wieder einmal ein Zeugnis dafür, wie innig die Erscheinung mit dem Ding an sich zusammenhängt, wie das Empfinden unmittelbar aus dem Schein in das Sein hinüberzugleiten vermag. Auch die Farbe, die so ganz der Aeußerlichkeit der Dinge anzugehören scheint, hat ihre Wurzeln im Urgrund der Dinge, auch sie ragt in die Mystik hinein. Sonst gäbe es keinen Böcklin.

*

Die Musik ist die lauteste, die Malerei die leiseste Kunst. Das Ohr kann man nicht schließen, wohl aber das Auge. Und deshalb hat die Malerei so nichts Aufdringliches an sich. Sie ist eine vornehme Kunst, die nur der vornehme Geist zu würdigen vermag. Und doppelt vornehm ist sie als Farbenkunst. Für den Inhalt eines Bildes kann auch der Massenmensch Verständnis haben, mit der Farbe aber ist es wie mit gutem Wein; ihre Feinheit, ihren Duft kostet nur der Kenner aus. Ihm kündet sie Offenbarungen, enthüllt ihm Visionen, die gleichsam als Gedichte ohne Worte die Seele überfluten. Ein lichtes Grün vermag wie ein Hymnus jauchzender Lebenslust zu wirken, ein dunkles Rot wie ein Weltuntergangslied, ein markerschütterndes dies irae. Schon deshalb ist die Böcklingemeinde nur klein an Zahl; er ist der Dichter unter den Malern und ein Maler eigentlich nur für Dichter, d. h. für die Wenigen, die Offenbarungen zu lesen verstehen, weil sie selbst visionär sind.

*

Der orientalische Mystiker ist stets pathetisch, er rast sich in die Gotttrunkenheit hinein. Nur der Germane kann zugleich Mystiker und Humorist sein. Mystisch ist der Farbenkünstler Böcklin, humoristisch der Gestaltenschöpfer. Könnte mich seine Farbe nicht verzücken, so wäre ich doch in den Humoristen verliebt. Sein Humor hat etwas Urweltliches an sich, er ist wie ein Riese, der mit der Welt Fangball spielt. Seine Meerweiber und Meerungeheuer brüsten sich mit einer Urkraft und einem Urbehagen, als ob sie ihr Schöpfer mit der Natur selbst, der Urmutter Nerthus, in einer schwülen Sommernacht gezeugt hätte. Keine Verzeihung für dies Bild! Es giebt keine gewagten Bilder, wenn man von Böcklin spricht. Sein Prometheus, als Wolkengebild vom Kaukasus gedacht, das ist die ganze Tragikomödie der Menschheit. Ein gefesselter Gott und doch nur eine Wolke.

Wiener Malerei.

Am 1. April wurde, mit dem üblichen festlichen Aktus, die Jahresausstellung im Künstlerhaus eröffnet. Es ist die einundzwanzigste in der Reihe und, wenn wir der höchsten Autorität des Staates Oesterreich auch hierin folgen dürfen, die interessanteste und anregendste, die je in der Lothringerstraße zu sehen war. Schauen wir selbst, prüfen wir selbst!

So man von österreichischer Kunst redet, weiß man gleich, was im großen Ganzen zu erwarten ist. Man weiß: sie glänzt entweder durch dekorative Pracht, dem farbendurstigen Auge ein sinnlicher Genuß, oder aber sie strebt, mit spielender Leichtigkeit jene äußeren Motive zu bewältigen, die man mit dem wie dafür empfundenen Backfischwort „reizend" zu bezeichnen pflegt. Der tiefere Mensch wird durch sie im allgemeinen mild affiziert. Albert Einhards grausam derbes: „Unter den Künsten zwingt die Musik am wenigsten, die Gedanken zusammenzufassen; darum ist die Mehrzahl musikliebend. Alle Menschen sind eigentlich Wiener" (Vischer, Auch Einer II, 301), hat immer noch Geltung und in jedem Betracht. Die Burgmusik dominiert bei uns überall, auch in der bildenden Kunst. Von jener ersten Richtung ist immer noch der unvergessene Makart der glänzendste Vertreter, wiewohl der koloristische Reiz seiner Tafeln selbst gewaltig im Verblassen ist. Für die zweite ist einerseits Tilgner typisch mit der spielenden Grazie seiner Barockfiguren, die stets sich einschleicht, selbst wo ihm die ernsteste Aufgabe gestellt ist, — der Lärm, den sein Mozartmonument erregt hat, ist ja nur verstummt, nicht in Vergessenheit geraten; und andererseits kann man das Wesen dieser Malerei erkennen an ihrem ausgebildetsten Vertreter, Eugen von Blaas, und seinen Dutzenden von Ninettas, in den verzwicktesten und verführerischsten Fußhaltungen. Für beide Genres liefert die diesjährige Ausstellung wieder Beläge in Hülle und Fülle.

Zwar giebt es auch hier eine Gruppe, die abseits steht. Aber tiefgehende Differenzen, über Grundprinzipien der Kunst, sind es kaum gewesen, die die Trennung bewirkten. Unser salon des réfusés zeichnet sich vom Ursalon höchstens durch geringeres Talent und eine mindere Beherrschung der Technik aus. Sonst sind die Ausstellungen des „Künstlerklubs" von denen des „Künstlerhauses" kaum verschieden. Revolutionäre sind diese Frondeure keinesfalls, und die achtbarste, konservativste Bourgeoisie anerkennt das, indem sie ihre Expositionen besucht und sich köstlich unterhält bei ihren Gesellschaftsabenden. Wer den bescheidenen Anfängen der Moderne in der Wiener bildenden Kunst nachgehen will, muß sie anderswo suchen, hier sicher nicht. Altes und Aeltestes trifft man hier immer nur: Bekanntschaften und Verwandtschaften und ein Mehr oder Weniger des Könnens unterscheiden über die Zugehörigkeit zur einen oder anderen Vereinigung. Außerdem wüßte ich zur Charakterisierung leider nichts anzuführen. Höchstens der äußerliche Umstand: daß die eine seit zwei Jahren erst ausstellt und die andere schon seit zwanzig, daß diese im Besitz ist und jene erst dazu gelangen will.

Zwanzig Jahre, das ist eine lange Zeit, und gar manches hat das Haus in der Lothringerstraße unterdessen erlebt und gesehen: glanzvollen Aufschwung und beginnenden Verfall. Einst ja hatte Wien, wie dann Berlin, in künstlerischer Hinsicht

mehr zu bedeuten. Aber seitdem in München ebenfalls ein internationaler Kunstjahrmarkt etabliert ist, zieht sich alles, was irgendwie Ansprüche erheben kann, dahin. Ganz abseits, weit unten bereits in der Türkei, liegen wir jetzt, und die stürmischen Wogen des letzten Jahrzehnts haben an unseren stillen Strand nicht geschlagen. Es ist eine friedliche, familienmäßige, oft greisenhafte Kunstübung, unberührt von den Ereignissen und Wandlungen da draußen. Die Wasser stagnieren, und ein eigentümlich süßlicher, fauliger Geruch entsteigt ihnen. Franzosen und Spanier, Skandinavier und Engländer sind uns wenig bekannt, und von den merkwürdigen Schotten hat höchstens ein sehr strebsamer „Junger" einmal dunkle Kunde vernommen. Auch von denen im neuen Reich wissen wir wenig: die Schulen von München, Weimar, Berlin und Karlsruhe haben es aufgegeben, in Wien auszustellen. Desto reiner und unverfälschter ist das spezifische Oesterreichertum geblieben.

Ich habe es immer für eine ganz ausnehmende Kurzsichtigkeit gehalten, wenn hier darüber geklagt wurde, daß man Oesterreich in Kunst und Litteratur nicht zu Deutschland rechne. Danken wir dafür dem reichsdeutschen Partikularismus. Denn im Zusammenhang mit der großen Kunstentwickelung würden wir keine sehr glänzende Rolle spielen: immer kommen wir zu spät, oft erscheinen wir unselbständig, und die starke Energie ursprünglicher Genialität liegt unserem weichen, träumerischen und selbstverspottenden Genießen fern. Aber, allein für sich betrachtet, repräsentiert unsere Kunst und Litteratur ein achtbares Ganzes, und nicht mehr kann dann die Vergleichung mit anderen unsere Eigenart herabdrücken.

Das Oesterreichertum nimmt überhaupt mehr Raum in der Welt ein, als man denken mag. Nicht in dem Sinn, wie der Schwabe Vischer es gemeint hat. Aber gar viele, die im Ausland angesehen und tüchtig sind, gehören eigentlich zu uns. Gern gehen unsere Künstler weiter, und Paris und München absorbieren viel schöne Kraft. Wenn dagegen ein Fremder zu uns kommt, so hat ihm, in den meisten Fällen, draußen die Anerkennung gefehlt. Denn während beim Heimischen uns die Initiative des Lobes mangelt, sind wir bei Fremden furchtbar freigebig mit Beifall. Was muß das für ein Kerl sein, der aus Frankfurt an der Oder oder gar noch weiter hergekommen ist! Als vor einigen Jahren ein hiesiger Kaufmann eine Reihe höchst merkwürdiger, zum Teil ausgezeichneter Bildnisse aus alexandrinischer Zeit nach Europa brachte, fand er in Wien die heftigsten Gegner, und erst, nachdem sie allenthalben in Deutschland, Frankreich und England ausgestellt und bewundert waren, sah sie Wien. Dagegen erregt ein Mann wie Diefenbach das kolossalste Aufsehen: den ganzen Tag wird seine Ausstellung nicht leer; Aristokraten beachten und besuchen, begucken und bestaunen ihn, was hier das Zeichen des größten Erfolges ist; es wird gekauft und nachbestellt, einzelnes muß er nun schon das fünfte Mal herunterstreichen; die angesehensten Kritiker befassen sich mit ihm, gründlich und ernsthaft. So etwas ist nur in Wien und beim Wiener Kunstverein möglich. Wieder einmal hat sich bewährt, daß Marotten der Lebensführung, die in Paris ihren Mann immer groß machen, bisweilen auch bei uns nüchternen Deutschen die Wirkung nicht verfehlen. Wer erst glücklich an Dalldorf vorüber ist, kommt sicher in den Olymp, wärs auch nur ein Offenbachischer.

Das erste Mal, daß ich den Namen Karl Wilhelm Diefenbach hörte, war vor einigen Jahren in München. Es war ein schöner Wintertag, die kalte weiße Januarsonne machte den Frost nur um so fühlbarer. In der Barerstraße begegnete ich, von einer hübschen jungen Dame geführt, zwei Kindern, die mich durch das gar zu Sommerliche ihrer Kleidung überraschten. Zwei Stunden später, als ich desselben Weges wiederkam, sah ich die Kinder wieder, vor der alten Pinakothek, auf den beiden Löwen zuseiten des Eingangs, sitzend; die Kälte der Steine schien ihre nackten roten Beinchen nicht im geringsten zu belästigen. Auf meine verwunderten Fragen erfuhr ich mancherlei von der seltsamen Erziehungsmethode des Vaters Diefenbach: wie er die frischgebadeten Kinder in einem Fischnetz zum Trocknen vor das Fenster hänge, wie oft schon ihr anstößiges Kostum die Polizei zum Einschreiten veranlaßt

habe und dergleichen mehr. Einige Wochen später sah ich den Apostel selbst. In seiner hellen Wollkutte, die Haare frei, schritt er schnell vorüber, trotz der späten Abendstunde Aufsehen und lächelnde Verwunderung erregend. Wieder etwas später hörte ich einen Vortrag von ihm über „naturgemäße Lebensweise". Nach wenigen einleitenden Worten begann er, höchst persönlich von seinen „unsäglichen Leiden" zu reden, alle Rufe zur Sache hatten keine Wirkung; natürlich endete die Versammlung mit allgemeinem Ulk und Skandal. Allmählich wurde dann die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf den Mann gelenkt. Man las in den Zeitungen von seiner Theorie „retournons à la nature", von seinem Vegetarianismus, seinem Einsiedlerleben und den „Sonnenbädern" im Steinbruch von Höllriegelsgreut, später in Wolfratshausen, von seinen beständigen Kämpfen mit Gläubigern und Polizei. Die finanziellen Schwierigkeiten haben ihn auch veranlaßt, das einsame Leben aufzugeben und in verschiedenen Städten Kollektivausstellungen seiner Werke zu veranstalten.

In den Sälen des Kunstvereins sind seit Wochen seine Gemälde und Studien der Besichtigung überlassen; in einem Nebenraum wohnt der Meister mit Familie, eifrig malend und einem jeden Rede und Antwort stehend, der Lust und Beruf des Interviews in sich fühlt. Ich habe mir das erspart: die Werke sprechen ausreichend für die Person ihres Schöpfers; zum Ueberfluß hat die „Freie Bühne" bereits einmal aus der Feder Wilhelm Bölsches einen ausführlichen Aufsatz über seine Meinungen und Theorien gebracht. Diese Werke nämlich sind ganz subjektiv, ganz die Schöpfungen eines Mannes, der, nur auf sich allein angewiesen, alle Maßstäbe zur Umwelt verliert und endlich dahin gelangt, nur sich allein zu sehen. Diefenbach im Wald, Diefenbach auf der Haide, Diefenbach am Sumpf, Diefenbach unter dem Kruzifixe, Diefenbach allein, Diefenbach mit seinen Knaben, Diefenbach im Atelier mit seinem Schüler, Diefenbach sitzend, Diefenbach stehend, Diefenbach in die Ferne blickend, Diefenbach in sich selbst schauend — das sind seine Vorwürfe. Immer und immer wieder behandelt er den „leidenden Menschen", den „Wanderer", den „Vater" — und sie alle, Vater und Wanderer und leidender Mensch, sind immer nur der eine Diefenbach. In einem ausnehmend schwülstig und geschmacklos, ganz im Stil all' unserer Kunstvereinsreklamen, abgefaßten Katalog werden die Bilder erläutert, und, so gründlich wie naiv, wird uns nicht einmal die Notiz erspart: „Der auf einer Säule liegende Apfel ist als Hindeutung auf das Vegetarianertum des Künstlers gedacht." In einzelnen seiner Gemälde hat Diefenbach ja eine gewisse Stimmungsgewalt erreicht; hierher rechne ich vor allem den überlebensgroßen Christuskopf und das Visionsbild. Das unbestimmt Ahnende und doch Scharfe der Traumstimmung hält er hier fest: „Es überkommt meine Phantasie wie ein Traumbild, dessen Umrisse der weitere Schlummer überflutet, wie eine Vision, in Nacht und Nebel, und ich suche mit schwachen Kräften davon auf die Leinwand zu bauen, was ich vermag." Mit dieser Selbstcharakteristik behält der Maler Recht und auch damit, daß sein Können hinter dem Wollen zurückstehe. Am gelungensten sind die luministischen Experimente im Märchenhaften; dagegen, wo er die Wirklichkeit nachzubilden sucht, wird er kalt und trocken und schwächlich, die tiefere Charakterisierung versagt ihm stets. Die Studien der Akademiejahre, die er gewissenhaft mit ausgestellt hat, beweisen da ein ernsteres und erfolgreicheres Streben als die „reifen" Werke des Mannes.

Es ist bezeichnend für einen Künstler, wenn die Eigentümlichkeiten seines Privatlebens mehr Sensation erregen als die Originalität seiner Werke. Es ist ein Unglück für ihn, wenn die Volksstimme mit dieser Be- und Verurteilung den Nagel auf den Kopf trifft.

Ein weiter Sprung das, von Diefenbach zur Wiener Jahresausstellung. Hier, im Angesicht unserer eigenen Produktion, wird einem klar, daß, neben der Sensation, nur der Kontrast jenem solchen Erfolg verschafft hat. Ein größerer Gegensatz läßt sich kaum denken. Leichte Grazie liegt ja Diefenbach weltenfern, und dekorativ sind an seinen Tafeln nur die Mängel. In der Ausstellung aber sind die großen Absichten selten, und am seltensten bei uns Wienern; dagegen tritt in der Aus-

führung eine gewisse Gleichmäßigkeit und Glätte zu Tag, die sich wieder gegen Diefenbachs mangelhafte Technik ganz gewaltig abhebt. Fremdes ist diesmal noch weniger vorhanden als bei früheren Gelegenheiten: von Franzosen nur Dagnau-Bouveret, von Engländern nur Reid, von Spaniern nur Pradilla, von Norwegern nur Larsen. Von Italienern sehen wir auch nicht viel, und ein Maler wie Tito, der Luft und Licht so unübertroffen wiedergiebt, hat diesmal nur die leichteste Verkaufsware gesandt, — fast Ninetta. Er kennt seine Wiener. Aus Weimar ist der alte Hagen angerückt; Berlin ist ungenügend vertreten, Karlsruhe etwas besser. Dagegen hat München mehrere ins Feld geschickt: von den Jungen P. P. Müller, Pötzelberger, Strobantz, Hugo König u. a. verhältnismäßig gut; Lipps hat zu viel thun wollen, sein italienisches Straßenbild macht so den Eindruck des Mühsamen, Gequälten. Eine ganze Anzahl älterer Bilder ist zu schauen; beim ersten flüchtigen Rundgang sind mir von den Bedeutenderen Dagnau, Max, Roubaud, Höcker und Haug aufgefallen; bei näherem Zuschauen werden sich jedenfalls noch manche als bekannt herausstellen. Einzelnen, wie Höckers „Verkündigung", möchte man endlich Ruhe von ihren langen Irrfahrten wohl gönnen. Einige stammen aus Privatbesitz, und die Münchener Pinakothek hat einen großen Teil ihrer neuen Erwerbungen freundnachbarlich abgegeben. Das rückt hier als Kunststadt ins richtige Licht; es zeigt, welche Mühen nötig waren, ein annähernd Ganzes zu bieten.

Die alte Historie ist heutzutage so gut wie verschwunden. Als Malerei großer Kompositionen hat sie sich nur in Spanien rein erhalten, wo ein düsterer, fast fanatischer, pathetischer und aufs Kolossale gerichteter Zug, unterstützt von einer bedeutenden Technik, ihr entgegenkommen. Was aber bei uns noch in diesem Genre geschaffen wird, ist ganz und gar schablonenhaft, mark- und kraftlos, koloristisch wie stofflich meist uninteressant. Was hier vorhanden ist, von Leo Reiffenstein und Otto Friedrich, von Werner Schuch und Friedrich Keller, bestätigen dies zur Genüge. Liska fährt noch immer fort, allerhand historische Träume und Visionen auf großen Leinwanden zu verewigen. Diese Manier, auf einer Tafel den Träumenden und den Inhalt des Traumes darzustellen, erinnert an die mittelalterliche Naivetät, räumlich und zeitlich auseinanderliegende Dinge in einem zu malen. Kellers „Apotheose des Kaisers Friedrich" ist noch matter als seine frühere des Kaisers Wilhelm, so sehr auch dort die wilden Männer vom preußischen Wappenschild und der Gegensatz der flachen Figuren zu dem höchst plastischen Wagen gestört haben mögen. Leider giebt es zur Stunde noch Leute, die auf solche Malerei sogar Preise setzen; die „Verbindung für historische Kunst" hat manches auf dem Gewissen. Kleinere Bilder, historisch im weiteren Sinn, sind modernem Empfinden weit entsprechender. Die moderne Kriegsmalerei hat sich fast ganz auf den Boden der Episode gestellt. Weil die Franzosen aus ihrem verlorenen Krieg keine gewonnenen Schlachten und großartige Waffenthaten aufzuweisen hatten, begnügten sie sich, vereinzelte Züge französischer Tapferkeit und französischen Edelmuts zu verherrlichen. Aber, was die moderne Historie hervorbringt, ist ernster zu nehmen, als die Art ihrer Entstehung. Zu Haug hat sich diesmal noch Seiler gesellt, den ich bisher nur als Maler kleiner Szenen aus dem Manöverleben kannte: seine „Unheimliche Ueberraschung" ist nicht ganz so fein wie die Kriegsbilder des Stuttgarters, hat aber große Vorzüge.

Einen merkwürdigen Aufschwung hat in den letzten Jahren die religiöse Malerei genommen. Das heißt: merkwürdig ist daran eigentlich gar nichts; wer den geistigen Strömungen ein wenig aufmerksam gefolgt ist, mußte darauf gefaßt sein. In der bildenden Kunst äußert sich die moderne Mystik in der Rückkehr zum Religiösen; eine moderne Form hat sie sich, in Deutschland wenigstens, noch nicht geschaffen. Nur daß diese neue religiöse Kunst vergeistigter ist, feiner und nervöser als die alte. Dabei verzichtet sie glücklicherweise darauf, den geistigen Gehalt durch die Magerkeit der Formen anzudeuten, wie die Präraphaeliten dies gethan haben. Zwei Richtungen lassen sich unschwer herausfinden: Schule Uhde und — ja, wie soll ich die andere nur gleich nennen? Vielleicht: Schule Henner und Max. Erstere betont das soziale

Moment mehr, ist also aktuell und vorwärts gewandt, diese will durch die Reminiscenz wirken; das Märchenhafte strebt sie an und Traumstimmungen sucht sie zu suggerieren, während jene sich im Ausdruck gern an das reale Leben hält. Für viele ja nur zu sehr. Aus der Nachfolge Gabriel Maxens gemalt ist Hugo Vogels „Madonna"; das Vergeisterte im Ausdruck der Mutter, vorzüglich aber der Kinder, das schon bei Max aufgefallen, kehrt hier verstärkt wieder. Aber Vogel ist naiver nnd stellt dem Verstand keine allzu hohen Anforderungen; vor der geistvollen Ironie und Sichselbstauflösung des Vorbilds hat er sich zu wahren gewußt. Große Anziehung übt der Münchener Akademiedirektor aus mit der „Grablegung". Ein feiner Eklektiker, hat er das Gute auch diesmal genommen, wo es ihm aufstieß: die Christusgestalt ist ganz mittelalterlich gedacht, und einer der Apostel stammt in direkter Linie von Dürer. Die ernste und wuchtige Landschaft ist ein wenig Piglhein, dessen großes Panorama nunmehr auch nach Wien gekommen ist; seltsam kontrastiert damit die außerordentliche Pracht und Feinheit des Kolorits in der Personengruppe: die Gewänder, mit ihren breiten Flächen und feinen Lasuren, sind geradezu glänzend gemalt.

Von Fritz August ist außerdem in einem eigenen Kabinet eine kleine Kollektion ausgeführter Porträts und Porträtstudien ausgestellt, die den eleganten Künstler auf seinem eigentlichen Gebiet zeigen. Frauen von bestrickender Liebenswürdigkeit in den etwas fatiguierten Zügen, wahre Frauen der Dekadenz, von Makart etwas und etwas von Feuerbach, und einige anmutvolle Kinderköpfchen; dazu des Künstlers Vater und der Prinzregent von Bayern, besonders der erstere ansprechend und sogar mit einer gewissen Kraft dargestellt, in träumerischer Verschlossenheit und ernstem Nachdenken und dabei doch, ganz unbewußt, in der künstlerischen Pose von ehedem. Immerhin ist Kaulbach der Damenmaler, im Gegensatz zu Lenbach, von dem es heute kaum glaublich erscheint, daß man ihm anfangs, als er vom weiblichen zum männlichen Porträt überging, den Vorwurf femininer Weichlichkeit selten erspart hat. Der Preis im Porträt gebührt diesmal dem Polen Pochwalsky, einem in Deutschland garnicht und auch hier bis jetzt wenig bekannten jungen Mann. Seine beiden Bildnisse, eines polnischen Edelmannes und des Präsidenten der Krakauer Akademie, sind äußerst scharf und charakteristisch aufgefaßt, markig und energisch dargestellt; besonders das erste imponiert durch die glückliche Art, wie dies französisch leicht übertünchte Barbarentum zum Ausdruck gelangt ist. Diese Polen haben sich eine gewisse Ursprünglichkeit gewahrt, die doppelt wohl thut in einer Zeit, da von allen Seiten der resignierte und seiner voll bewußte Ruf „décadence" laut wird.

Friedr. M. Fels.

Zwei Opern.

Hm — wieder mal zwei neue — alte Opern! Jung an Jahren, alt an Gebahren. Es ist zum Traurigwerden. — Manche Kunstformen haben ein zähes Leben wie die Katzen. „Lorle“ und „Ritter Pasman“, klingt das nicht schon von vornherein unwahrscheinlich, ich meine: steigt einem beim Lesen der Etiquettes nicht schon etwas wie Moderduft in die Nase? Zwei gute, alte, tüchtige Opern! Ich habe ihren Puls gefühlt, er geht schwach und unregelmäßig — sie werden es nicht mehr lange machen.

Lorle ist die bekannte Auerbachsche Figur, die schon der seligen Birchpfeiffer zu dramatischer Bearbeitung hat herhalten müssen. Nun hat sich Herr Hans Heinrich Schefsky einen Operntext daraus zurecht gebastelt und Herr Alban Förster, Großherzoglicher Hofkapellmeister, hat die Musik dazu geliefert. Meine Bekanntschaft mit der Oper leitete ich dadurch ein, daß ich zuerst den Text las. Ich hielt ihn für eine Zumutung, eine Kleinkinderkomödie — beinah war ich entrüstet. Da fiel mir rechtzeitig ein, daß ich einen Operntext vor mir habe, und daß es ungebührlich sei, von einem Operntext etwas mehr zu verlangen, als von jedem beliebigen Kolportage-Roman. Ich möchte einmal das Publikum beobachten, dem man ein gesprochenes Drama von demselben litterarischen Wert, wie die weitaus meisten Operntexte aufzutischen wagen würde. Es dürfte sicher auch die Empfindung einer Zumutung haben. Aber man meint, bei der Oper sei nun einmal die Musik die Hauptsache, daran hat man sich gewöhnt und nimmt ohne Reflexion alles in Kauf. Allerlei seichtes, sentimentales, hohlpathetisches, hypernaives Zeug, die platteſten Scherze, die unmöglichſten Charaktere und Situationen. Und die fürchterlichſten Knittelverſe —!

Höre doch erſt an, wie lange
Mich mit glühend heißer Zange
Lieb zu dir am Herzen kneift!
Ach, wenn ſie's nur erſt begreift.

Indeß, wenn Fräulein Bärbel
Im Dorfe nicht mehr drin,
Steht nach der Gaisblattlaube
Nicht mehr des Walters Sinn.

Ein bekannter Lyriker und Romanschriftsteller übersandte mir vor längerer Zeit einen Operntext und schrieb dazu: „Sie müssen übrigens bedenken, daß die Textworte, nun einmal die einer Oper sind und daß von Poesie und Charakteristik hier keine Rede sein kann“. Das ist eben ein Irrtum, und daß er (trotz Richard Wagner) landläufig ist, macht ihn nicht entschuldbar, wenigstens nicht wenn Dichter und Musiker in ihn verfallen. Es wird die Zeit kommen, wo es der Mühe der Edlen unter den Dichtern wert sein wird, dramatische Gedichte, Dichtungen im umfassendſten Sinne des Wortes, für die musikalische Komposition geeignet, zu schaffen.

Ein recht interessanter und wertvoller derartiger Versuch liegt mir vor. „Lenzgedicht" von Christian Ehrenfels, als Manuskript gedruckt. Eine Schöpfung deren Eigenart aus den vorgesetzten Worten erhellt, die ich mitteile um Interessenten zur Lektüre dieses kleinen Werkes anzuregen.

„Die Dichtung ist für musikalische Komposition und dramatische Darstellung bestimmt. Zur Aufführung wird ein kirchenähnlicher Raum vorausgesetzt, vorne die hohe thorförmige Bühnenöffnung, davor das gedeckte Orchester hinter dem Zuschauerraum der erhöhte Chor mit der Orgel. Dieser eröffnet das ohne Unterbrechung sich abspielende Tonstück und beendet dasselbe nachdem er auch während des Verlaufes der dramatischen Handlung an Ruhepausen und Höhepunkten eingesetzt hat. Im Allgemeinen lösen der Chor mit der Orgel hinter dem Zuschauerraum und das Orchester mit den Singstimmen der handelnden Personen vor demselben als zwei kontrastierende Tonmassen ab, jedoch kann das Orchester auch dort in den Chorgesang eingreifen, wo der Sinn dieses letzteren eine unmittelbare Teilnahme an dem Bühnengeschehnis kundgiebt."

Hier also ein Streben nach neuen Werten in „Lorle" und „Ritter Pasman" ein Verharren auf vorsintflutlichen Standpunkten. Uebrigens ist „Lorle" kein ausnahmsweise schlechtes Textbuch — eben im Vergleich mit Textbüchern wie sie sind, nicht wie sie sein sollen. Man stößt stellenweise sogar auf recht artige und empfundene Verse, was beim „Boabdil" z. B. garnicht der Fall ist. Die Försterische Musik besitzt nichts Aufregendes, sie fließt leicht und natürlich dahin, ohne starke rhythmische Gegensätze, ohne originelle, harmonische und melodische Wendungen. Aber einen großen Vorzug hat sie: sie ist der Ausfluß einer warm und schlicht empfindenden Musikerseele.

Die Aufführung draußen bei Kroll war eine ganz vorzügliche. Fräulein Gadsky als Lorle bot eine schauspielerisch und gesanglich so harmonische und vollendete Leistung, daß ich nicht umhin kann sie besonders hervorzuheben. Alban Förster leitete sein Werk selbst mit vielem Geschick und großer Routine, nach jedem Akt hatte er Gelegenheit sich auf der Bühne zu präsentieren.

Einen viel geringeren Erfolg erzielte Ritter Pasman von Joh. Strauß im Königl. Opernhause, man kann beinahe sagen, daß es mit Anstand abgelehnt wurde. Er verdient das wirklich nicht, eben so wenig wie die Cavalleria den maßlosen Erfolg. D. h. er verdient von höherem Standpunkt aus beurteilt wohl schon abgelehnt zu werden, aber dasselbe Publikum, das der Cavalleria so viel beispiellose Ovationen besorgte, kann sich aus diesem Enthusiasmus nicht das Recht ableiten, einem Werk, das immerhin einige Vorzüge besitzt, so kühl entgegenzutreten. Die Vorzüge sind: ein recht geschickt angelegtes Textbuch, leider aber nicht so geschickt ausgeführt wie angelegt. Der Autor Ludwig Doczi hat wahrscheinlich auch gemeint, daß für den Text einer Oper gute Verse vom Uebel seien. Aber er hat wenigstens eine Reihe von Charakteren glaubwürdig, klar und plastisch hingestellt. Der Humor ist allerdings beiden ausgegangen, dem Dichter und dem Komponisten. Nur eine gehäufte Portion kräftigsten Humors, den man schließlich von einer komischen Oper verlangen kann, ohne unbescheiden zu sein, hätte die Lebensdauer des feudalen Ritters um ein Spannchen Zeit zu verlängern vermocht. Statt dessen verfallen beide Autoren gar zu häufig in ein tragisches Pathos, daß einem das Herz zusammenschrumpft und die Augen übergehen. Ein fernerer Vorzug ist eine leicht geschürzte, muntere Musik, mit einem kleinen Stich ins Naive. Der Walzer der Eva im zweiten Akt ist von außerordentlichem Reiz, Frau Herzog trug ihn meisterhaft vor und erntete mit ihm den lebhaftesten, explosivsten Beifall des Abends. — Feurig, mit unglaublichem Elan wurde im dritten Akt ein Czardas getanzt, ein so eruptives Temperament hatte ich unserem Corps de Ballet wirklich nicht zugetraut.

Das, was wir bei Strauß am meisten lieben, seine zwingenden, selbstverständlichen Melodien, seine unvergleichlichen Tanzwalzer, vermissen wir hier. Der Komponist

des Ritters Pasman schreitet auf bedächtigen Sohlen einher, ängstlich bemüht, jeden Fehltritt auf dem glitschigen Boden der Trivialitäten zu vermeiden, er will sich durchaus als Komponist einer vornehmen komischen Oper gerieren. Dabei ist ein gut Teil Ursprünglichkeit verloren gegangen.

Also im ganzen betrachtet, sind beide Opern von schwächlicher Konstitution. Sie leiden beide an derselben Krankheit: an Altersschwäche. Sie haben das Unglück, einige zwanzig Jahre zu spät geboren zu sein, ihre Väter nicht den erforderlichen Blick für den Entwickelungsgang des musikalischen Dramas zu haben.

Derartige Werke haben nur den Nutzen, das Bewußtsein völlig zu wecken, daß die vorwagnerische Oper abgewirtschaftet hat. Da muß man dem nachwagnerischen Epigonentum, das eine Zeit lang so üppig ins Kraut schoß, jetzt aber ganz abgewelkt scheint, doch noch den Vorzug geben. Es ist hohe Zeit, daß sich die Ansätze einer neuen Epoche bemerkbar machen.

Max Marschalk.

Kritische Rundschau über Leben und Kampf der Zeit.

Es ist ein schönes Ding um naturwissenschaftliche Betrachtungsweise auch vor den verwickeltesten Problemen menschlicher Individualität. Der Litterarhistoriker, der Geschichtsschreiber, der Aesthetiker von heute, der wirklich solide medizinische Kenntnisse besitzt, muß notwendig alle seine Vorgänger überflügeln, denn er schafft mit einem Sinn mehr. Aber das Medizinische muß ihm dann auch ein- und aufgegangen sein in's Ganze seiner kritischen Persönlichkeit. Im andern Falle giebt es bloß einen neuen Paragraphen zur alten Schlendrianschablone, geistlos und nutzlos wie diese, höchstens noch gefährlicher in den Nachwirkungen. Denn zum Perrückendünkel des offiziellen Litteraturgeschichtsschmierers, der schon aus sich selbst heraus in ewiger Fehde mit der dichterischen Individualität lebt und Mühe genug hat, jede freie Ranke in seinem Reich dem Philisterzopf zu Liebe fortzukastrieren, gesellt sich dann nur der beinahe noch schlimmere Apothekerdünkel, der sich erhaben deucht, weil er allen Menschen gleichmäßig die gleichen Blutegel und Latwerge verkauft, und genau ebenso seine völlige Unfähigkeit, das Individuum individuell zu begreifen, hinter einem billigen Kultus angeblich normaler Philistergesundheit verbirgt. Dieser furchtbare medizinische Sachverständige war bloß noch, was wir brauchten! „Sie dichten, mein Herr? Ich bitte Sie dringlichst, das zu unterlassen, wenn Sie im normalen Besitz Ihrer geistigen Fähigkeiten bleiben wollen! Wissen Sie denn nicht, daß Genie die erste Stufe des Wahnsinns ist? Sie haben eine lebhafte Phantasie? Sie sehen Ihre Helden greifbar vor sich? Höchst bedenklich, mein Freund, — die Schwelle des Normalen längst überschritten. Schon echte Lenausche und Heinesche Anwandlungen. Paralyse. Rückenmark. Die Wissenschaft verbietet einfach das Dichten. Sie kennt nur gesund und ungesund. Und Dichten ist ungesund laut Statistik. Also bitte... wenn Sie überhaupt auf die mahnende Stimme der Wissenschaft hören wollen...? Sehen Sie sich den Schlächtermeister Müller an, — er ist normal. Wahrscheinlich wird ihn eines Tages der Schlag rühren, er trinkt etwas und regt sich beim Skat zu sehr auf. Aber welcher Abstand gegen diese unzweideutige Paralyse bei Ihnen. Ich habe meine Pflicht gethan, mein Herr, Sie gewarnt. Wenn Sie nicht hören und durchaus so ein Heine oder Lenau werden wollen.... gut, gehen Sie zu Mendel, ich bin nur Spezialist für Störungen der Verdauungsorgane." Es ist derselbe famose Praktikant, der den stellenlosen Arbeiter anfährt: „Gehen Sie zum Teufel mit Ihren Hohlwangen, — wenn Sie sich nicht bald endlich eine Stellung suchen, die Ihnen täglich ein Beefsteak und eine Flasche Rotwein erlaubt, so prophezeiht Ihnen die exakte Wissenschaft Ihr sicheres Ende in kürzester Frist. Wer sich allerdings selbst sein Grab gräbt" ꝛc.

Wenn man's so grob ausdrückt, so wird sich keiner zu dieser Kategorie bekennen wollen. Es giebt sehr geistvolle Leute, die sich vollkommen täuschen, in was für ein Fahrwasser sie geraten sind. Und doch schwimmen sie darin mit allen Segeln und verstehen es mit einer förmlich nachtwandlerischen Schwindelfreiheit, den Riß zwischen prüfender Wissenschaft und dem subjektiven Sichausleben „unnormaler" Genialität immer tiefer zu machen. Denn es ist wahrhaftig kein Wunder, wenn der freie Kopf eine Wissenschaft verlacht und befehdet, die ihn mit dem Zollstock des Militärmaßes mißt und nur die Alternative kennt: Zwangsjacke oder Kasernenuniform. Es ist aber heilige Pflicht, klipp und klar auszusprechen, daß diese Sorte „Wissenschaft" mit der großen, ernsten Forschung nicht das allermindeste zu thun hat. Sie stülpt sich die Maske dessen auf, was unantastbar über Klein und Groß, Alt und Neu stehen soll, um das Große herabzudrücken im Solde des Winzigen, und in diesem Sinne ist sie gefügiges Werkzeug jeg-

licher Reaktion, auch wo sie sich dessen durchaus nicht bewußt wird. Wer die Wissenschaft hoch hält, dessen Devise muß sein: nieder mit dieser Wissenschaft.

Von Hermann Türk ist eine kleine Schrift erschienen: „Fr. Nietzsche und seine philosophischen Irrwege" (Dresden, Glöß), die recht eigentlich als Typus jener Verwirrung gelten darf. Ihr Verfasser ist ein geistreicher und wohlmeinender Mann. Aber er ist auf den Holzweg geraten in der allgemeinen Konfusion der Dinge, wie wenige! Man kann ein sehr energischer Gegner der Nietzsche'schen Ideenwelt in den meisten ihrer Phasen sein und wird doch zugeben dürfen, daß das Türk'sche Werk in hohem Grade oberflächlich und deshalb zur eigentlichen Debatte wertlos ist. Nietzsches Philosophie, so hören wir, ist das Werk eines erblich Wahnsinnigen, dessen bestiale perverse Triebe zu Folge außergewöhnlich seiner Erziehung und Bildung nicht in Handlungen sondern nur in Büchern sich auslebten. Nietzsches Umwertung der Moral entspringe einer „Perversität der sittlichen Gefühle." Unser Kritiker glaubt ernsthaft an „Moral-insanity", bei der bekanntlich Begriffe, wie „Moral" und „sittlich" als haarscharf definierbar und für ewig feststehend erachtet werden, genau wie vom nicht denkenden Richter sein überlieferter Codex, — ein Stückchen finsterster Metaphysik, das sich ganz behaglich in die scheinbar aufgeklärteste Wissenschaft hineingeschmuggelt hat, vor besonnener Prüfung aber schon wieder verschwinden wird. Wenn Nietzsche von seinem Standpunkt das Christentum für unmoralisch, für ein Gift erklärt, so ist das für Türk moralischer Wahnsinn; daß man aber einst die christliche Lehre selbst Wahnsinn genannt hat, als sie die Moral „Auge um Auge, Zahn um Zahn" unmoralisch nannte, das scheint unser Autor nicht zu wissen. Es ist gewiß eine Frage, ob Nietzsche ernstlich der menschlichen Moral zur Fortentwickelung verholfen oder ob er nur mehr oder minder glücklich daran herumkritisiert hat; aber wenn Einer ihm damit widerlegt zu haben glaubt, daß er die Entwickelungsmöglichkeit der „Moral" überhaupt anzweifelt und schon das Streben nach Neuwertung selbst für Irrsinn erklärt, so hört wohl die Debatte auf. Türk hat sich übrigens nicht die geringste Mühe gegeben, die vielfachen Wandlungen in Nitzsches Anschauungen zu verfolgen und zu berücksichtigen, so daß das Buch auch nach dieser Seite grade psychologisch wertlos ist und in schärfstem Gegensatz steht zu den trefflichen Ausführungen von Lou Andreas-Salomé. Von der objektiven Ruhe des Irrenarztes, die Türk zum wenigsten sich angeeignet haben sollte, ist keine Spur vorhanden. Er eifert und schmäht so heftig drauf los wie Nietzsche selber. Ibsen wird gelegentlich mit Nietzsche in einen Topf geworfen, sein Realismus ist ebenfalls „bestialisch," seine Dramen verherrlichen „die sittlich bornierte Individualität," die „gemeine Selbstsucht", wobei spaßiger Weise sorgfältig davon geschieden und als klassisch verehrt wird der „wissenschaftliche Realismus Zolas und Dostojewskys" und der „humane Realismus Tolstois." In solchem Kuddelmuddel finde Rat, wer kann. Jedenfalls hält die alte Maxime stand: besser unter die Fäuste eines Tobsüchtigen fallen, als in die Hände eines ungeschickten, schablonisierenden, autoritätsblinden Irrenarztes.

Türk verspricht ein zweites Buch, in dem er Ibsen die Maske abreißen will. Man lege diesem „jetzt noch vielfach ideale Motive unter. Hat man aber erst die nackte, gemeine Selbstsucht kennen gelernt, die er in den feinsten Variationen und in den verschiedensten Formen dichterisch verherrlicht, so wird der Ekel an dieser Art von Poesie überhand nehmen und dem unverdienten Ruhm eines Schriftstellers ein Ende machen, dessen Kunst einzig und allein darin besteht, die bornierte Selbstsucht als etwas Großes und Schönes hinzustellen." Man lernt aus dieser Parallele besonders gut, daß selbst das letzte Schein-Argument unseres Pseudomediziners: die Thatsache, daß ja doch Nietzsche schließlich wirklich ins Irrenhaus gekommen ist, — für die Prinzipienfrage belanglos ist; denn Ibsen, das Pendent der Scheußlichkeit und Perversität, erlebt vor unseren Augen ein schaffensfrohes, kerngesundes Alter und darf aller Türke und Konsorten von Herzen lachen, falls er überhaupt von ihren liebenswürdigen Diagnosen Notiz nehmen sollte. Wir hoffen, sein Hausarzt ist ein verständigerer Mann. Denn die Thorheit eines gelegentlichen Eiferers fällt ja nicht auf den Stand. Zur Ehrenrettung dieses Standes sind die Worte hier gradezu geschrieben. Noch giebt es Aerzte, die auch von Kunst und moralischem Fortschritt etwas verstehen ....

* * *

Es klingt wie eine — allerdings nicht sehr erbauliche — Bestätigung des Vorausgehenden, wenn man die Nachricht hört, daß Leo Tolstoi, von Neuem schwer erkrankt, standhaft auch jetzt wieder jede Hilfe eines Arztes verschmäht. Hier haben wir die Kehrseite. Einen unleugbar großen Denker, einen Menschenkenner wie wenige in seiner Zeit, den die Charlatanerie, die mit der Wissenschaft getrieben wird, glücklich dahin gebracht hat, daß er die ganze medizinische Weisheit für Pfuscherei hält.

Das dürfte belehrender sein als alle positiven Zeugnisse. Es ist beklagenswert, aber es ist verständlich aus dem Zusammenhang heraus. Ist es doch übrigens nicht bloß das Spinthisieren der Konfusionsapostel, was heute die praktische Medizin in Mißkredit bringt. Die wirtschaftliche Frage tritt hinzu. Das Strebertum beherrscht unsere Medizin mit all seinen Schäden. Neben dem verhungernden Arzt steht der Millionenprofessor, — der Erwerbsgeist würgt wie ein Gespenst die humane Seite des ärztlichen Berufs. Mag die ehrliche Wissenschaft noch so oft ihre Lücken, ihre vorläufige Unkenntnis auf weiten Gebieten betonen, mag sie von allen Hochschulen aus predigen, das vor allem der Individualität des Kranken Rechnung zu tragen sei: der einzelne Arzt im wirtschaftlichen Existenzkampfe darf jenes Eingeständnis nicht machen, und dem Individuum gerecht werden kann er bei seiner Jagd nach immer mehr Patienten um seiner selbst willen nicht. Wer diese Dinge durchschaut, lebt in einem Mißtrauen, das unbesiegbar ist.

* * *

Einen Gerhart Hauptmann-Abend veranstaltete am 6. Mai die „Gesellschaft für modernes Leben" zu München. Der Abend hatte die Bestimmung, die dramatischen Werke Hauptmanns, denen bisher eine Aufführung in München nicht zu teil geworden ist, weiteren Kreisen vorzuführen, so weit dies im Rahmen eines Vortragsabends möglich ist. Der Theater-Kritiker der „M. N. N.", Max Bernstein, betonte kürzlich in einem seiner „Theaterbriefe" gelegentlich der Besprechung von Wilbrandt's „Lootsenkommandeur", daß die Theaterleitung wohl einem Manne wie Wilbrandt Respekt, aber nicht mindee einem so kräftig empor steigenden Talente, wie Gerhart Hauptmann, Beachtung schulde. Mit der Abtragung dieser Schuld wird wohl auch nicht lange mehr gezögert werden. Es ist mir bekannt, daß man sich im Intendanzbureau des Hoftheaters lebhaft für Hauptmann, speziell für seinen „Kollege Crampton", interessiert, von dem es übrigens auch heißt, daß er zu Anfang nächsten Jahres gelegentlich eines Mitterwurzer-Gastspiels auf der Bühne des Gärtnerplatztheaters erscheinen werde. Nun, jedenfalls ist Hauptmanns dramatisches Schaffen zuerst durch die „G. f. w. L." öffentlich gewürdigt worden. Ein Vortrag über „Gerhart Hauptmann und eine moderne Theorie des Tragischen", von Schriftsteller Georg Fuchs gehalten, leitete den Abend ein. Der Vortragende gab eine Analyse sämtlicher Dramen Hauptmanns und entwickelte daraus einen modernen Begriff des Tragischen, welcher in dem Momente der Bedrohung einer bedeutenden Individualität durch äußerlich-mächtigere Verhältnisse gipfelt. Hofschauspieler Alois Wohlmuth las hierauf mit ausgezeichneter Charakteristik den 2. Act aus der Komödie „Kollege Crampton", Schauspieler Peter Sigl rezitirte den 5. Act aus dem Drama „Die Weber" und übte damit eine erschütternde Wirkung auf das sehr zahlreiche Auditorium aus, welches überhaupt das lebhafteste Interesse an dem Gebotenen bekundete — für Mitte Juni ist ein zweiter modern-dramatischer Abend geplant, an welchem die für moderne Dramatik sich Interessierenden mit den Werken von Arno Holz und Johannes Schlaf und denjenigen Max Halbes bekannt gemacht werden sollen.

F. Schaumberger.

* * *

Zur Psychologie des Individuums sind ganze Bibliotheken geschrieben worden. Indessen finden sich unter der Fülle nur wenige Schriften, die durchdrungen sind vom modernen Verständnis für das Individuum, — einem Verständnis, wie es innerhalb der jungen individualistischen Strömung erst gewonnen werden konnte. Die alte Psychologie wird wesentlich von normalen Wertungen beherrscht: „Objektive" Wahrheiten in Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit, geben den Maßstab, mit dem das Individuum gemessen wird; in allerlei scholastische Begriffe, wie „Melancholiker", „Sanguiniker", „Genie", „Talent", „Charakter" wird es, gleichwie eine Pflanze nach Linnés System, zerlegt und daraufhin rubriziert; und handelt es sich darum, die geistige Welt des Individuums zu erklären, so begnügt sich gewöhnlich der Psychologe, aus der Geschichte der Ideenwelt dessen Vorläufer, Lehrmeister und Lieblinge herauszuschnüffeln. Neue Gesichtspunkte leiten den modernen Psychologen: Er kennt kaum eine andere „ewige Wahrheit", als den ewigen Fluß alles Wirklichen, auch der Ideen, Gefühle, Bestrebungen; am allerwenigsten ist es das Individuum, für das er die normalen Wertungen gelten läßt, da ja das Individuum naturgemäß anormal ist; er faßt es als das natürliche Produkt seines Milieus auf; den Milieu-Begriff aber hat er erweitert, vertieft, verfeinert; seine Psychologie ist vor allem Physiologie; die nervöse Konstruktion und Entwicklung des Individuums erscheint ihm ungleich bedeutungsvoller, als dessen Lektüre und Schulmeisterung. Solche und andere Vorzüge der neuen Psychologie zeigt die Schrift „Chopin und Nietzsche" von Stanislaus Przybyszewski, die den ersten Teil eines größern Werkes „Zur Psychologie des Individuums bildet (Verlag von Fontane u. Co., Berlin W). Philosophische Durchbildung, reiches physiolo-

gisches und überhaupt naturwissenschaftliches Wissen, künstlerische, besonders musikalische und poetische Feinfühligkeit, ein psychologischer Scharfblick, der auf dem Schattengebiet des Seelenlebens durchdringend wie das Auge der Eule ist, und tiefsinnige Kombination, solche Eigenschaften, die offenbar zur Behandlung des Themas „Chopin und Nietzsche" erforderlich sind, besitzt der Verfasser. Sehr interessant ist seine Sprache: dieser Reichtum an Bildern, an Vergleichen aus der Naturwissenschaft, diese Uebertragung von Begriffen und Apparaten der exakten Forschung auf das Gebiet der intuitiven Psychologie, bekundet mir ein energisches Streben nach Formulierung neuer Begriffe, die eben in der Sprache noch keine Worte gefunden haben, und bestätigt Schopenhauers Satz: „Alles Urdenken geschieht in Bildern." In seinem ersten Kapitel erklärt Przybyszewski, was er unter „Individuum" versteht. Das moderne Individuum ist ihm der Mensch, der nach Bethätigung seiner Eigenart energisch strebt, daher in einen empfindlichen Widerspruch mit der „Gesellschaft" gerät, einen grimmigen Kampf um seine Freiheit kämpft, der ihm persönlich aussichtslos und vorwiegend tragisch, der Gattung aber insofern förderlich ist, als er dazu beiträgt, diese zu höhern Formen zu differenzieren. Diesen Begriff und seine reichen Verzweigungen wendet der Verfasser auf Chopin und Nietzsche, „die beiden ausgesprochensten Individualisten unseres Jahrhunderts", an. Der Zwiespalt in Chopins Veranlagung, wie er durch die Kreuzung zweier Rassen und Kulturen gebildet wurde, entwickelte sich zu einem Degenerationsherde. Die ungesunde Kultur, die melancholische Landschaft, Vererbung und Krankheitskeime „haben in ihm allmählich jene Sehnsucht gezeitigt, die sich wie ein Niederschlag in seinem Gehirne festsetzte, durch den jedes Gefühl erst hindurchfiltriert werden mußte, und von dem es einen eigenen Ton, einen eigentümlichen Beigeschmack erhielt." Diese Sehnsucht ist nicht jenes Gefühl gesunder Naturen, sondern die zitternde Nervosität der Ueberfeinen, eine beständige Erregbarkeit bloßgelegter Wunden, Selbstflucht und dekadenter Instinkt, eine „grenzenlose Müdigkeit der Schwindsucht mit ewig wechselnden Stimmungen, die wie stille Herbstwinde über nackte öde Felder streichen, dürres Laub vor sich fegen und die Natur mit düsteren, monotonen Mollakkorden zu Grabe tragen. Es ist die Müdigkeit des luftsatten Wehs mit dem feinen trüben Lächeln um die Mundwinkel, der trostlos öden Langeweile sonnverbrannter Grassteppen, dem leisen Hin- und Herwogen endloser Meere, die sinnende, brütende Idiotie des Gebetes." Zu dieser Stimmung kommt dann ein gewisses Gefühl der Befreiung; „es ist als ob seiner Nebel am herbstlichen Morgen von den Feldern zurückwiche, sich langsam hebe . . . und über die aufwachende, dampfende, weißglitzernde Landschaft langsam die Sonne mit ihrer kalten, skeptischen Klarheit aufginge." Mit krankhaft gesteigerten Sinnen, mit abnormer Empfindlichkeit wußte nun Chopin jedes Gefühl, das sich kaum über die Schwelle des Bewußten hinaufgewagt, in seinen Tönen fest zu magnetisieren, in dem er die zugehörige Klangfarbe fand. So bedeutet Chopin eine enorme Bereicherung des Gemütslebens; an ihm „kann man studieren, um wieviel der moderne Mensch an neuem Empfindungsleben seinem Vorgänger, wie er sich in der klassischen Musik offenbart, überlegen ist," Er ist — auf musikalischem Gebiet — der bedeutendste Psychologe der hysterischen Seele, der irritierenden Qualen kranker Nerven, der unlokalisierbaren Schmerzen. Ueberläßt man sich dem Einflusse Chopins, so merkt man, wie über die vom Lichte des Bewußten übergossenen Gegenstände flüchtige Schatten hinüberfliegen, vage Erinnerungen, leise Unruhe, „eine Art von Erzittern, als ob in der Ferne schwere Wagen rollten und den Erdboden erschütterten", wie ein Ton nach dem andern „ganze Ketten unfixierbarer Stimmungen aus der Tiefe hervorschleppt," wie die Töne „ihre correlativen Gefühle" wachrufen, „Stimmungen, die als Begleiterscheinungen irgend eines Erlebnisses seiner Zeit aufgetreten, aber nicht empfunden wurden." Und gerade für diese sekundären Gefühle, für all das Unsagbare, Zerrinnende, Beängstigende und Aufjauchzende, wofür die Sprache keine Laute hat, haben wir in Tönen Ausdruck. Wir begegnen hier bei Przybyszewski einer Auffassung vom Wesen der Musik, welche dieser Kunst ihre Würde läßt; während gewisse Aesthetiker (z. B. Heinrich Hart) in der Musik nur geistlos sinnliche Reizungen ohne Kulturwert, andere eine verfeinerte Nachahmung von Natur- und Tierlauten sehen, widerfährt hier der Musik Gerechtigkeit. Sie wird gewertet als ein hochbedeutendes Mittel zur Gestaltung und Propaganda von Stimmungen, von seelischen Faktoren, die nicht bloß dem Genusse dienen, sondern innig zusammenhangen mit dem gesamten geistigen Leben, das sie anregen und befruchten, in wahrhaft kulturfördernder Weise. Wie nun die Musik, als Stimmung, die sie ihrem Wesen nach allein bedeuten kann, dort aufhört, wo die Erkenntnis ansetzt, und wie sie sich beide in die Hände arbeiten, und wie der Ton sich in die Tiefe aus demselben Keim entwickelt, aus welchem das Wort sich mühsam in die Höhe hinaufarbeitet, unwissend, ob es der Lüge

oder der Wahrheit zustrebt, so hat Chopin, der feinste Psychologe des Unbewußten, auch seine Ergänzung gefunden, so innig mit ihm verwandt und tausendfältig mit ihm verhäkelt und verfädelt, wie es nur eben Ton und Wort mit einander sind. Dieses Correlat von Chopin, seine Fortentwickelung auf gemeinsamem Boden und unter denselben kulturellen Bedingungen, vielleicht nur seine Kehrseite ist — nach Przybyszewski — Friedrich Nietzsche. Wo Chopin aufhört, setzt Nietzsche an. Jener erhaschte mit den Polypenarmen seines Gehörs die flüchtigste Stimmung und gab uns „mit der naiven Unbefangenheit des aristokratischen Von-Ohngefähr in seinem Wesen", Kunde von der geheimen Arbeit in den tiefsten Seelenschichten. Wie nun gerade diese „im Dunkeln des unbewußten vegetierende Niederschlagsflora" für die Handlungsweise des Menschen von ausschlaggebender Bedeutung sei, wie überhaupt alle psychischen Zustände, die in ihrer Getrenntheit als etwas An-sich-verständliches aufgefaßt werden, nur falsche Interpretationen physischer Vorgänge seien, das hat Nietzsche nachgewiesen und zugleich das große Mißtrauen gegen alles Bewußte gelehrt. Nachdem nun Przybyszewski in seiner metaphorischen, stimmungsvollen, geistreichen Weise ein philosophisches Charakterbild von Nietzsche entworfen hat, unter Betonung seiner Verwandtschaft mit Chopin, findet er das Seitenstück zum H-moll-Scherzo in „Also sprach Zarathustra." Was ihn an Nietzsche berauscht, das ist die Fähigkeit, für seine überreiche Seele in der Sprache Symbole gefunden zu haben, seine Gabe, die Stimmungen seiner einzigen Seele mitzuteilen, anstatt eine begrifflich-trockene psychologische Analyse zu bieten. „Es giebt — sagt der anregende Pole mit Bezug auf die eigentümliche Kunst Nietzsches — eine Stimmung im menschlichen Gemütsleben, von der die Kunst ins Leben gerufen wurde und zu der sie zurückkehren muß, und das ist der Rausch in seinen mannigfachen Aeußerungen . . . Rausch ist die Kunst ihrem Wesen, ihrer Entstehung nach, und Rausch muß sie hervorrufen, sonst haben wir sie nicht nötig." Nur in einer solchen Auffassung liegen die befruchtenden Keime, die eine neue Kunst schaffen werden, so unendlich verschieden von dem öden Naturalismus mit seinen dürftigen geisterarmen coins de nature." Von den beiden „Rauschkünstlern" Chopin und Nietzsche wird nach Przybyszewski die neue Kunst ausgehen.

* * *

„Neuland" nennt sich ein ziemlich dickes Buch von E. Mensch, „Menschen und Bücher der modernen Welt." (Stuttgart, Levy u. Müller.) Die Zeit ist eigentlich herum, wo man im jüngsten Deutschland mit einer kritischen Broschüre debutierte und auf Grund dieser ungeheuren That fortan „dazugehörte." Die kleine Bewunderungsanstalt, die sich da auf die niedliche Weise herausgebildet hatte, daß kaffeefrohe Sekundanerrealisten ihre Götter Bleibtreu, Alberti, Wilhelm Arendt u. s. w. auf die olympischen Stühe einsortierten (Nr. 1. unser allverehrter Bleibtreu, der Byron unserer Zeit Nr. 2. der große Alberti, unser Schiller ꝛc.) — sie ist wunderlich schnell aufgeflogen, verpufft, verstäubt . . . . und eine katzenjämmerliche Stimmung ist ihr nachgefolgt, besonders katzenjämmerlich, seitdem sich sonnenklar herausgestellt hat, daß die eigentlichen sieghaften Talente der neuen Richtung jenen Marktschreier-Feldzug gar nicht mitgemacht, sondern in der Stille inzwischen gearbeitet und geschafft hatten, bis etwas wurde, was wirklich olympisches Licht vertrug. E. Mensch, eine feinsinnige Dame, die jedenfalls ihr Bestes geben wollte, gehört in diesem Sinne, — ich kann ihr den Vorwurf leider nicht ganz ersparen — mit einem beträchtlichen Teil ihrer umfangreichen Studien bereits dem Vergangenen, Ueberlebten an. Ihre Gedanken, wo sie ins Allgemeine schweifen, sind durchweg brauchbar und anregend. Die Einzelkritik aber steht lange nicht immer auf solcher Höhe. Manches Kapitel verstehe ich in dem Zusammenhang ihrer einleitend entwickelten freien Anschauungen überhaupt nicht, so die zum Panegyrikus angeschwollene Studie über Carmen Sylva. Wir wollen Carmen Sylva gar nichts direkt am Zeuge flicken .... aber in einem Buche über „Neuland", zwischen Ibsen, Björnson und Leo Tolstoi ... ua, na! Die Skizze über Gerhart Hauptmann ist, bei bestem Wollem, merkwürdig fragmentarisch, — so ausschließlich eine Analyse des „Friedensfestes", daß man beinah meint, die Verfasserin habe die anderen Stücke gar nicht gesehen. Das Mißlichste des Buches aber ist die Rubrik „Das jüngste Deutschland". Wenn schon, — so müßte hier eine annähernde Vollständigkeit doch wenigstens erstrebt sein. Aber wo ist denn die wirklich bedeutsame Lyrik geblieben: Lilienkron, Mackay, Julius Hart u. a.? Wo ist der Anschluß an die sozialen Zeitgedanken? Wo ist das Epos, wie es Heinrich Hart vertritt? Statt dessen wird Walloth's Lyrik mit dem wahrhaft unheimlichen Satze als einzigartig erwähnt: „Es singt und klingt im deutschen Dichterwald von allen Ecken und Enden, aber die Sänger, welche aus ungetrübtem d. h. nicht durch Vorbilder verdunkeltem Empfindungs-

borne schöpften, sind schnell hergezählt. Goethe — Heine — Rückert — Walloth, und dann schließt sich die Kette für eine Weile.“ Und dann kommt eine Probe dieser Walloth'schen Kunst, die ein solches Gemisch von Platen-Hölderlin ist, daß man seinen Augen beinah nicht traut!! Es ist eine eigene, böse Sache um's gut gemeinte Uebertreiben. So schätzt der Schreiber dieser Zeilen durchaus M. G. Conrad's Streben. Aber wenn die banale Phrase von Bleibtreu, Conrad sei der „Hutten der deutschen Litteratur“, hier noch gar erweitert wird: es werde sich hoffentlich für diesen Hutten noch „sein Conrad Ferdinand Meyer“ finden, so wird's einem denn doch schwül. Möchte die zweifellos empfängliche und begabte Verfasserin uns bald mit einer neuen Arbeit beschenken, die auch in den Exempeln etwas vorsichtiger ist. Auf der Fahrt nach „Neuland“ muß man schon mit allerhand unfertigen Kähnen und lecken Schiffen sich gelegentlich begnügen, und es ist gewiß schön, wenn man frische Empfänglichkeit auch dem erst Fragmentarischen, aber doch Triebfähigen sich aus ganzer Fülle des Mitempfindens wahrt. Aber unbeirrte Kritik thut darum dennoch not, sie schützt vor den allzu bitteren Enttäuschungen, die nachher so leicht ganz mutlos machen.

* * *

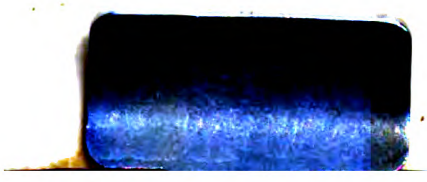
Maeterlinck in Wien. Von den theatralischen Ereignissen der letzten Wochen stehen die Eröffnung der Musik- und Theaterausstellung und das neue Gastspiel der Duse in erster Reihe. Die Aufführungen des Burgtheaters, wo man nach kühnen Experimenten im vorgeschritten Naturalistischen, ohne Gewissensbisse zu Mosersche Schwänken zurückkehrt, und das Gastspiel Mitterwurzers, das „Satisfaktion“ und „Thermidor“ auf die Szene des Volkstheaters brachte, entbehren der tieferen Bedeutung; nur ein einzelnes „Experiment“ muß erwähnt werden, weniger wegen seines faktischen Wertes und eines großen Erfolgs, als weil es für Wien und die neueste künstlerische Strömung in Wien charakteristisch ist. Nach manchen Hindernissen und Fehlgriffen ist der „Verein für modernes Leben“, der bisher nur zwei wenig gelungene Vortragsabende als Thätigkeit aufzuweisen hatte, mit dem ersten größeren Unternehmen aufgetreten, einer Vorstellung von Maurice Maeterlincks „L'Intruse“.

Anfangs hatten die Veranstalter beabsichtigt, desselben Dichters „Les aveugles“ auf die Bühne zu bringen; aber im Laufe der Vorbereitungen mögen sie sich von der Unmöglichkeit dieser Aufführung überzeugt haben. Für „L'intruse“ dagegen sprach, daß sie bereits in Paris, London, Kopenhagen und Brüssel, teilweise mit Erfolg, zur Darstellung gelangt ist. Aus der Wahl gerade dieses Maeterlinckischen Stückes läßt sich also gegen die Unternehmer kein Vorwurf erheben; wohl aber wäre es so ziemlich unerfindlich, wie man überhaupt auf den Autor kommen konnte, wüßte man nicht, daß Jung-Wien den Sturmschritt eingeschlagen hat, immer mutig hinter Hermann Bahr her, der sich seinerseits auch immer einem neuem zuwendet, und der Naturalismus hier für gänzlich unfein und unmodern, für ein längst Ueberwundenes gilt. Wer ihm noch nicht allen und jeden Glauben versagt, zählt gewiß nicht zu den „hundert guten Europäern“. Ich allerdings bin ein etwas altmodischer Herr, bin es ach! bereits wieder geworden und muß, selbst auf jene Gefahr hin, somit erklären, daß die Aufführung von Fleischlens „Toni Stürmer“ oder, wenn einen Fünfakter zu geben unmöglich war, irgend eines einzelnen Aktes aus Hauptmanns „Webern“ mir weit notwendiger und verdienstvoller erschienen wäre. Doch darüber können die Ansichten aus einander gehen, und ich will beileibe! nicht rigoroser sein als Hermann Bahr, der in seiner „Conference“ gewiß eine außerordentliche Toleranz bewiesen hat. Man befolgte nämlich die Pariser Sitte, dem Stück selbst einen vorbereitenden Vortrag voranzuschicken. In einer Hinsicht hat sich die Einführung bewährt: das Publikum hat sich königlich dabei amüsiert, und, selbst wer dem Stimmungsbild gar keinen Geschmack abzugewinnen wußte, hat so daß teuere Entree nicht umsonst entrichtet. Freilich mit Maeterlinck und dem Symbolismus ist die Bekanntschaft nicht in der erwarteten Weise vermittelt worden; und daß so die erwartete Stimmung nicht eintreten konnte, ist leicht begreiflich. Das Publikum wurde auf ein ganz anderes vorbereitet. Maurice Maeterlinck ist jedenfalls ein zu bedeutender Künstler, als daß er nötig hätte, sich von Hermann Bahr nach dessen Ebenbild, d. h. wie Bahr in dem betreffenden Augenblick sich selbst aufgefaßt wissen will, umschaffen zu lassen. Nichtsdestoweniger wurde der größte Teil der Vorstellung mit Aufmerksamkeit und viel gutem Willen aufgenommen; erst im letzten Drittel machte sich Abspannung und Widerwillen geltend gegen eine Kunst, deren Prinzipe und Truc die Monotonie ist, einige Male kam die Heiterkeit zum offenen Durchbruch, und in dem reichlichen Schlußapplaus mischte sich energisches Zischen. Jedoch, daß muß ich eigens betonen, mit der Haltung des Publikums möchte ich durchaus nicht unzufrieden sein. Böswillig war es keinesfalls, im Gegenteil bereit, ehrlich zu prüfen und eventuell begeistert Beifall zu spenden.

Bei einer deutschen Maeterlinckaufführung kommt außerordentlich viel auf die ihr zu Grund gelegte Uebersetzung an. Denn so leicht es ist, den Wortlaut wiederzugeben, gerade so schwer ist es, Ton und Stimmung festzuhalten: und Ton und Stimmung sind hier alles. Von Bératons Uebersetzung aber muß gesagt werden, daß sie entschieden zu glatt und zu ausgefeilt ist. Außerdem sind eine ganze Reihe von Stellen, die, durch Monotonie oder kindliche Banalität, Anstoß zum Lachen hätte geben können, einfach ausgelassen. Robert Fischers, gleichzeitig im Verlag von Leop. Weiß erschienene Uebersetzung ist in der Hinsicht weit vorzuziehen. Ich sollte mir denken: entweder man führt Maeterlinck auf oder man führt ihn nicht auf. Ein Drittes giebt es nicht. Eine abgeschwächte Wiedergabe ist ein Nonsens. Zumal für ein „Experiment". Denn wenn man seine Wirkung auf unsere Nerven erproben will, ganz sachlich und aus kritischer Neugierde, kann man ihn nur so aufführen und genau so, wie er selbst es niedergeschrieben hat. Ein gemilderter Mäterlinck ist kein Mäterlinck. Das Lachen ist doch nicht vermieden worden. Und wie die Uebersetzung ein Kompromiß war, so war auch die Darstellung ein Kompromiß. Moderne Schauspielkunst gabs da wenig zu bewundern! allerdings gabs Kunst überhaupt wenig zu bewundern. Mit Ausnahme des Herrn Pollandt wurde herzlich schlecht gespielt. Daß Herr Pollandt, den das deutsche Volkstheater, nach seiner beliebten Sitte, nun schon seit zwei Jahren kalt gestellt hat, das Zeug zu einem tüchtigen Menschendarsteller in sich hat, wußte ich schon seit längerer Zeit, von seinem Peter Martensgard („Rosmersholm") in Augsburg her. Daß man durch Nichtspielendürfen sich in seiner Kunst nicht weiter vervollkommnet, davon habe ich mich jetzt überzeugt. So richtig sein Großvater angelegt war — nur hätte er noch zerrissener und abgehackter, noch mehr mit der Unzufriedenheit und dem argwöhnischen Mißtrauen des blinden Greises gegeben werden sollen — immer, wenn er mehr als zehn Worte hinter einander zu sprechen hatte, begann er, in einen komödiantenhaften Ton zu verfallen, zu dem Herr Pollandt, meines Wissens, früher keine Neigung gezeigt hat. Kein Wunder! wenn man so lange nicht hat auftreten dürfen, möchte man sich gleich in der ersten führenden Rolle ganz zeigen. Auch sonst hat er sich daher von Uebertreibungen nicht fern gehalten. Der Schluß ist ihm mißlungen, woran freilich die Unruhe des Hauses mit schuldig sein mag. Die Mädchen, blutjunge Anfängerinnen, wie Vater und Oheim ohne eigentliches Verständnis ihrer Rollen. Das wenige, was Maeterlinck zur Charakterisierung seiner Personen beigebracht hat, wurde außer acht gelassen. Das Tempo der Vorstellung war überhastet, das Gespräch zu flüchtend, — Konversation. Diese Leute redeten, weil in ihren Rollen die Worte angegeben waren, nicht um sich über eine unheimliche Situation, gleichgiltig womit, hinwegzuhelfen.

Daß ein Maler — derselbe Bératon, dessen Bilder gegenwärtig bei Gareiß ausgestellt sind — die Regie führte, war ersichtlich. Hie und da, so in der ängstlich fest gehaltenen Gruppierung um den Tisch und der Mädchen um den Großvater — ein Glück, daß „Mikado" schon aus dem Gedächtnis entschwunden ist! — ging das Bestreben nach schönen Bildern fast zu weit. Gelungen waren dafür einige Details, wie das Aneinanderdrängen der Mädchen, als sie, sich an den Händen haltend, hinter einander ins Gemach des Säuglings gingen. Hier hätte eine ungeschickte Regie die heitere Stimmung früher entfesseln können. Im großen Ganzen aber galt der Beifall und der, geschmacklos genug, gespendete Lorbeerkranz nicht der Trefflichkeit der Inszenesetzung, sondern dem guten Willen und der unendlichen Mühe, die der Uebersetzer und Regisseur, in beiden Eigenschaften ein Anfänger, mit dem Zustandebringen der Vorstellung gehabt hat. Herr Bératon mag sich trösten: es ist noch nie ein Gelehrter vom Himmel gefallen. Und in die Feinheiten eines Maeterlinckschen Stückes ganz und gar einzudringen, dazu ist man ja schließlich auch nicht verpflichtet.

Friedr. M. Fels.

Nachdruck der Artikel nur mit genauer Quellenangabe gestattet.
Nachdruck des Romans und des Dramas verboten.

Verantwortlich für die Redaction Wilhelm Bölsche, Friedrichshagen. Verlag von S. Fischer, Kgl. schwedischer Hofbuchhändler, Berlin. Druck: Leistner & Drewss, Magdeburg.